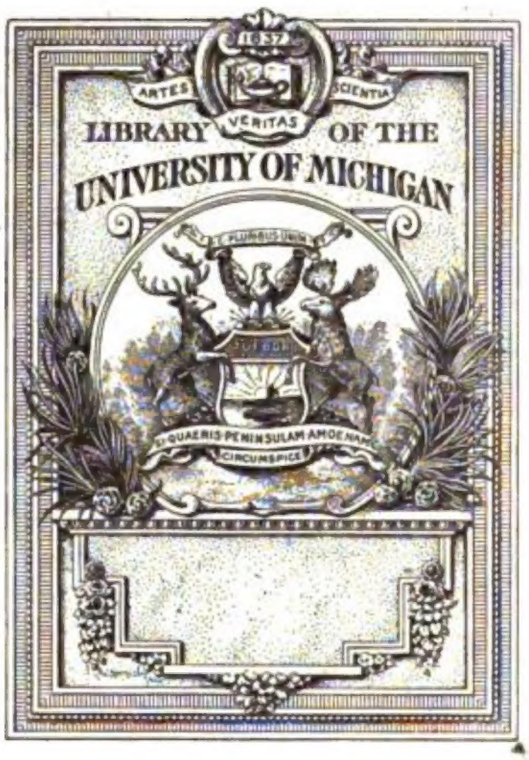
Brehms Thierleben, allgemeine Kunde des Thierreichs: -3. bd. (1. abt.) Die ...

Alfred Edmund Brehm, Ernst Ludwig Taschenberg, Oscar Schmidt



Digitized by Google

SCIENCE LIBRARY
QL
48
.B83
1876

Digitized by Google

Digitized by Google

Brehms Thierleben.

Erſter Band.

Kolorirte Ausgabe.

Digitized by Google

Holzfreies Papier

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

30180

Brehms

Thierleben.

Allgemeine

Kunde des Thierreichs.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Kolorirte Ausgabe.

Erste Abtheilung — Säugethiere.

Erster Band.

Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1886.

Digitized by Google

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

Die Säugethiere

von

Dr. A. E. Brehm.

Erſter Band:

Affen und Halbaffen, Flatterthiere, Raubthiere.

Mit 157 Abbildungen im Text und 19 Tafeln
von Guſtav Mützel, Ludwig Beckmann, C. J. Deiker und Robert Kretſchmer.

Leipzig.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1886.

Digitized by Google

Gez. von W. Simmler.

Dr. Brehm

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Unser reiches Schriftthum besitzt viele thierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Thiere ausführlich behandelt ist. Man begnügt sich, zumal in den oberen Klassen, mit einer möglichst sorgfältigen Beschreibung des äußeren und inneren Thierleibes, ja, man gibt sich zuweilen den Anschein, als halte man es für unvereinbar mit der Wissenschaftlichkeit, dem Leben und Treiben der Thiere mehr Zeit und Raum zu gönnen als erforderlich, um zu beweisen, daß der in Rede stehende Gegenstand ein lebendiges, d. h. nicht bloß ein fühlendes und bewegungsfähiges, sondern auch ein handelndes und wirkendes Wesen ist.

Die Ursachen dieses ebenso ungerechtfertigten wie einseitigen Verfahrens sind unschwer zu erkennen. Unsere Meister der Thierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. Hier haben sie eine für die Zergliederungs- und Systemkunde verlockende Menge von Stoff zur Verfügung, und wenn sie diesen Stoff wirklich bewältigen wollen, bleibt ihnen zur Beobachtung des Lebens der Thiere keine Zeit — ganz abgesehen davon, daß zu solcher Beobachtung ein Jäger- und Wanderleben eine der ersten Bedingungen ist.

Wir danken gedachten Forschern überaus wichtige Aufschlüsse über den äußeren und inneren Bau des Thierleibes, und hierdurch Erklärung gewisser Lebensäußerungen; wir sehen in ihnen immer die das Ganze überblickenden und ordnenden Meister der Wissenschaft und sind geneigt, die jagenden und sammelnden Reisenden jenen gegenüber als Gehülfen und Handlanger zu betrachten, obgleich wir uns nicht verhehlen können, daß nur sie es sind, welche uns mit dem ganzen Thiere bekannt machen. Denn erst das lebende Thier ist ein „fühlendes und bewegungsfähiges" Wesen: das todte, ausgestopfte, in Weingeist aufbewahrte ist und bleibt immer nur ein Gegenstand.

Die Reisenden und die unsere Fluren jagend durchstreifenden Forscher also sind es, von denen wir Schilderungen des Thierlebens fordern müssen und fordern dürfen. Ihnen ist die Aufgabe geworden, vor allem das lebende Thier ins Auge zu fassen; für die wissenschaftliche Behandlung des todten Thieres finden sich andere Kräfte: denn auch für das ersprießliche Gedeihen der Thierkunde ist Theilung der Arbeit unerläßliche Bedingung.

Solche Ansichten haben mich bestimmt, das vorliegende Buch zu schreiben. Durch Lehre und Vorbild meines unvergeßlichen Vaters bin ich von Jugend auf zur eigenen Beobachtung der Thiere veranlaßt worden und habe hierzu später, während eines langjährigen Wanderlebens im Norden und Süden sowie in meinem späteren Wirkungskreise, manche Gelegenheit gefunden, die vielen anderen verschlossen blieb. Dessenungeachtet hielt ich meine Beobachtungen allein zu einer Veröffentlichung nicht für wichtig genug und glaubte deshalb, sie mit den Erfahrungen anderer verschmelzen zu müssen. Hierdurch mußte die Arbeit das Gepräge einer allgemeinen Thierkunde erhalten, und da diese Allgemeinheit nun einmal angebahnt, beschloß ich, den ursprünglichen Plan so zu erweitern, wie er jetzt in der Ausführung vorliegt.

Digitized by Google

Aelteren Beobachtern habe ich ihr Erstlingsrecht stets gewahrt, wenn ich fand, daß die Beobachtungen richtig oder mindestens wahrscheinlich; ich habe dies auch dann gethan, wenn ich die betreffenden Thiere selbst beobachtet hatte, und ebenso haben die Künstler es angegeben, ob sie das lebende Thier gezeichnet, oder nur eine gute Abbildung benutzt. Wo ich konnte, bin ich an die Quelle gegangen, und nur bei unwesentlichen Angaben, beispielsweise bei der Wiedergabe altklassischer Stellen, habe ich das unterlassen: ich hatte wichtigeres zu thun, als in altem Wuste zu wühlen. Wenn also hinsichtlich solcher Angaben Fehler bemerkt werden, mag Oken sie verantworten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ein Buch wie das „Thierleben", welches eine übereinstimmend günstige Beurtheilung erfahren und eine allgemeine Verbreitung gefunden hat, von allen Lehrern mit Freude und Dank begrüßt, von allen Lernenden mit Vergnügen und Nutzen gelesen, auch in die Sprachen fast aller gebildeten Völker übertragen worden ist, legt seinen Verfassern die zwingende Verpflichtung auf, jede neu erscheinende Auflage der sorgfältigsten Umarbeitung zu unterziehen. Dieser Verpflichtung, ohne irgend welche Rücksicht auf den Inhalt der ersten Auflage, nachzukommen, habe ich mich nach besten Kräften bestrebt; sie ist ebenso von meinen Herren Mitarbeitern bedingungslos anerkannt und erfüllt worden; sämmtliche mitwirkenden Künstler haben dieselben Grundsätze befolgt; die Verlagshandlung hat allen Wünschen Rechnung getragen, überhaupt keine Opfer gescheut, um die gestellte Aufgabe zu ermöglichen; viele Freunde des Werkes endlich haben es sich angelegen sein lassen, dasselbe durch werthvolle Beiträge zu fördern. Das „Thierleben" erscheint, dank solchem Zusammenwirken, in durchaus veränderter Gestalt, berichtigt, verbessert, bereichert und vervollständigt nach allen Richtungen hin: ein neues Buch unter altem Titel. Sein Gepräge aber haben wir nicht verwischen, seine Eigenschaft als volksthümliches Werk ihm nicht rauben wollen.

Nach wie vor soll das „Thierleben" bestimmt sein, in gebildeten Familien sich einzubürgern und zu einem Hausschatze im besten Sinne des Wortes zu werden. Für streng wissenschaftliche Kreise ist es nicht geschrieben, für unreife Kinder ebensowenig; gleichwohl dürften jene auch in dem volksthümlichen Buche manches Beachtenswerthe finden, und werden diese, durch Vermittelung Erwachsener, seinen Inhalt sich erschließen können.

Von diesen und den früher erörterten Gesichtspunkten aus wolle man auch die neue Auflage betrachten. Das „Thierleben" hat, meiner Ansicht nach, selbst eine strengere Beurtheilung nicht zu fürchten. Wer in ihm sucht, was er, nach Titel und Anlage, zu finden berechtigt ist, wird sich nicht getäuscht sehen; wer sich des Titels stets erinnert, das nicht suchen, was er nicht finden kann. Mängel und Irrthümer haften erklärlicherweise wohl auch dieser Auflage an; sie hervorzuheben und zu berichtigen, damit sie später vermieden werden können, möge die dankenswerthe Aufgabe des Lesers sein. Eine sachgemäße und wohlwollende Beurtheilung wird mich stets zu warmem Danke verpflichten, eine von Mißgunst oder vom Parteistandpunkte beeinflußte, böswillige Bemängelung auch fernerhin unnahbar finden.

Berlin.

A. E. Brehm.

Digitized by Google

Inhalt des erſten Bandes.

Ein Blick auf das Leben der Geſammtheit . . . . . S. 1

Erſte Reihe: Handthiere.

Erſte Ordnung: Hochthiere (Primates).

Affen.

Allgemeines: Menſch und Affe, Leibesbau, geiſtige Eigenſchaften, Leben der Affen . . . . . S. 39

Seite

Zweite Familie: **Altweltsaffen (Catarrhini).**

Menſchenaffen (Anthropomorpha).

1. Sippe: Pongos (Anthropopithecus) . . . 55
   - Gorilla (A. Gorilla) 55
   - Schimpanſe (A. troglodytes) 68
   - Tſchego (A. Tschego) 80
2. Sippe: Orangaffen (Simia) 82
   - Orang-Utan (S. satyrus) 82
3. Sippe: Gibbons (Hylobates) 93
   - Siamang (H. syndactylus) 93
   - Hulock (H. Hulock) 94
   - Lar (H. Lar) 95
   - Unko (H. Rafflesii) 95
   - Wauwau (H. agilis) 95

Hundsaffen (Cynopithecini).

4. Sippe: Schlankaffen (Semnopithecus) . . 101
   - Hulman (S. entellus) 102
   - Budeng (S. maurus) 106
   - Kahau (S. nasicus) 109
5. Sippe: Stummelaffen (Colobus) 110
   - Guereza (C. Guereza) 111
   - Bärenſtummelaffe (C. ursinus) 114
   - Teufelsaffe (C. Satanas) 114
6. Sippe: Meerkatzen (Cercopithecus) . . . 114
   - Grünaffe (C. sabaeus) 123
   - Diana (C. Diana) 123
   - Nonnenaffe (C. mona) 124
   - Huſarenaffe (C. ruber) 124

Seite

7. Sippe: Mangabes (Cercocebus) 124
   - Mohrenaffe (C. fuliginosus) 124
8. Sippe: Makaken (Macacus) 126
   - Makak (M. cynomolgus) 126
   - Hutaffe (M. sinicus) 129
   - Bunder (M. Rhesus) 133
   - Schweinsaffe (M. nemestrinus) 136
   - Bartaffe (M. Silenus) 137
   - Magot (M. Inuus) 139
9. Sippe: Hundskopfaffen (Cynocephalus) . . 144
   - Schopfpavian (C. niger) 149
   - Babuin (C. Babuin) 151
   - Tſchalma (C. porcarius) 151
   - Hamadryas (C. Hamadryas) 157
   - Dſchelada (C. Gelada) 165
10. Sippe: Drille (Mormon) 168
    - Mandril (M. Maimon) 169
    - Dril (M. leucophaeus) 169

Dritte Familie: **Neuweltsaffen (Platyrrhini).**

Wickelſchwänze (Gymnurae).

1. Sippe: Brüllaffen (Mycetes) 176
   - Aluate (M. seniculus) 178
   - Caraya (M. Caraya) 178
2. Sippe: Klammeraffen (Ateles) 186
   - Koaita (A. paniscus) 187
   - Tſchamek (A. pentadactylus) 187
   - Mirikí (A. criodes) 188
   - Goldſtirnaffe (A. Bartlettii) 188

Digitized by Google

Seite

3. Sippe: Wollaffen (Lagothrix) 195
Barrigudo (L. Humboldtii) 195

Rollſchwanzaffen (Cebidae).

Einzige Sippe: Rollaffen (Cebus) 198
Cay (C. capucinus) 199
Weißſchulteraffe (C. hypoleucus) . . . 199
Fahlaffe (C. olivaceus) 200
Weißbartaffe (C. leucogenys) 200
Apella (C. Apella) 205
Faunaffe (C. Fatuellus) 207

Schlafffchwänze (Anenrae).

1. Sippe: Schweifaffen (Pithecia) 209
Satansaffe (P. Satanas) 210
Weißkopfaffe (P. leucocephala) . . . 210
Zottelaffe (P. hirsuta) 212
2. Sippe: Kurzſchwanzaffen (Brachyurus) . . 213
Cacajao (B. melanocephalus) 214
Scharlachgeſicht (B. calvus) 214

Seite

3. Sippe: Springaffen (Callithrix) 217
Sahuaſſu (C. personata) 217
Wittwenaffe (C. lugens) 218
4. Sippe: Saimiris (Pithesciurus) 219
Todtenköpfchen (P. sciureus) 219
5. Sippe: Nachtaffen (Nyctipithecus oder Aotus) 222
Mirikina (N. trivirgatus) 222

Vierte Familie: **Krallenaffen (Arctopitheci).**

1. Sippe: Löwenäffchen (Leontopithecus) . . 230
Löwenäffchen (Hapale leonina) 230
Rötheläffchen (H. Rosalia) 231
2. Sippe: Tamarins (Midas) 233
Pinche (Hapale oder Midas Oedipus) . 233
Silberäffchen (H. argentata) 234
3. Sippe: Seidenäffchen (Jacchus) 235
Saguin (Hapale Jacchus) 235
Pinſeläffchen (H. penicillata) 236
Zwergſeidenäffchen (H. pygmaea) . . . 239

Zweite Ordnung: Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Seite

Erſte Familie: **Lemuren (Lemuridae).**

1. Sippe: Indris (Lichanotus) 244
Babakoto (L. brevicaudatus) 244
Kronenindri (L. mitratus) 245
2. Sippe: Schleiermakis (Propithecus) . . . 246
Fließmaki (P. diadema) 247
3. Sippe: Makis (Lemur) 247
Vari (L. varius) 249
Fuchsmaki (L. ruber) 249
Mohrenmaki (L. macaco) 250
Mongoz (L. Mongoz) 253
Katta (L. Catta) 253
4. Sippe: Halbmakis (Hapalemur) 254
Halbmaki (H. griseus) 255
5. Sippe: Katzenmakis (Chirogaleus) . . . 255
Walluwy (C. furcifer) 255
6. Sippe: Loris (Stenops) 257
Schlanklori (S. gracilis) 257
Plumplori (S. tardigradus) 260

Seite

7. Sippe: Pottos (Perodicticus) 264
Potto (P. Potto) 264
8. Sippe: Bärenmakis (Arctocebus) 265
Bärenmaki (A. calabarensis) 265
9. Sippe: Zwergmakis (Microcebus) 266
Bilchmaki (M. myoxinus) 267
10. Sippe: Ohrenmakis (Otolicnus) 267
Galago (O. Galago) 268
Komba (O. agisymbanus) 270
Rieſengalago (O. crassicaudatus) . . . 272

Zweite Familie: **Fußwurzelthiere (Tarsidae).**

Einzige Sippe: Geſpenſtthiere (Tarsius) . . . 273
Koboldmaki (T. spectrum) 273

Dritte Familie: **Fingerthiere (Leptodactyla oder Chiromyida).**

Einzige Sippe: Fingerthiere (Chiromys) . . . 277
Aye-Aye (C. madagascariensis) . . . 280

Dritte Ordnung: Flatterthiere (Chiroptera).

Seite

Erſte Familie: **Flughunde (Pteropina).**

1. Sippe: Flughunde (Pteropus) 306
Kalong (P. edulis) 306
Flugfuchs (P. Edwardsi) 309
2. Sippe: Nachthunde (Cynonycteris) . . . 313
Palmenflughund (C. stramineus) . . . 313
Nilflughund (C. aegyptiacus) 314

Seite

Zweite Familie: **Glattnaſen (Gymnorhina).**

1. Sippe: Bindeohren (Plecotus) 316
Ohrenfledermaus (P. auritus) 316
2. Sippe: Mausohren (Myotus) 319
Mäuſeohr (M. murinus) 319
3. Sippe: Waſſerfledermäuſe (Brachyotus) . . 320
Waſſerfledermaus (B. Daubentonii) . . 320

Digitized by Google

Seite

5. Sippe: Bergflatterer (Meteorus) 322
Umberfledermaus (M. Nilsonii). . . . 322
5. Sippe: Buſchſegler (Nannugo) 323
Zwergfledermaus (N. pipistrellus) . . 323
6. Sippe: Waldfledermäuſe (Panugo) . . 326
Abendſegler (P. noctula) 326
7. Sippe: Breitohren (Synotus) 327
Mopsfledermaus (S. barbastellus). . . 328

Dritte Familie: **Blattnaſen (Istiophora).** Seite

1. Sippe: Schneidflatterer (Desmodus) . . . 336
Bündelzähnler (D. rufus) 336
2. Sippe: Klappnaſen (Rhinopoma) 337
Egyptiſche Klappnaſe (R. microphyllum) 337
3. Sippe: Vampire (Phyllostoma) 338
Vampir (P. spectrum) 338
4. Sippe: Hufeiſennaſen (Rhinolophus). . . 340
Zwerghufeiſennaſe (R. Hipposideros) . . 340
Hufeiſennaſe (R. ferrum-equinum) . . 342

Zweite Reihe: Krallenthiere.

Vierte Ordnung: Raubthiere (Carnivora).

Erſte Familie: **Katzen (Felidae).** Seite

1. Sippe: Löwen (Leo) 354
Berberlöwe (L. barbarus) 355
Senegallöwe (L. senegalensis) 355
Kaplöwe (L. capensis) 355
Perſerlöwe (L. persicus) 355
Guzeratlöwe (L. googratensis) 356
2. Sippe: Kuguare (Puma) 381
Kuguar (P. concolor) 381
Yaguarundi (P. Yaguarundi) 386
Eyra (P. Eyra) 388
3. Sippe: Tiger (Tigris) 389
Königstiger (T. regalis) 390
4. Sippe: Nebelparder (Neofelis) 408
Nebelparder (N. macrocelis) 408
5. Sippe: Parbel (Leopardus) 409
Jaguar (L. Onza) 410
Leopard (L. antiquorum) 423
Panther (L. Panthera) 424
Sundapanther (L. variegatus) 425
Irbis (L. Irbis) 440
6. Sippe: Luchskatzen (Catolynx) 441
Marmelkatze (C. marmoratus) 441
7. Sippe: Katzen (Felis) 442
Ozelot (F. pardalis) 442
Tigerkatze (F. tigrina) 446
Mbaracaya (F. mitis) 447
Langſchwanzkatze (F. macroura) . . . 448
Pampaskatze (F. pajeros) 449
Wildkatze (F. catus) 450
Manul (F. Manul) 457
Zwergkatze (F. undata) 457
Falbkatze (F. maniculata) 459
Hauskatze (F. man. domestica) . . 461, 479
Angorakatze (F. man. dom. angorensis). 479
Stummelſchwanzkatze (F. man. dom. ecaudata) 480

Seite

Tüpfelkatze (F. viverrina) 482
Serval (F. Serval) 482
8. Sippe: Luchſe (Lynx) 484
Sumpfluchs (L. Chaus) 485
Stiefelluchs (L. caligatus) 485
Wüſtenluchs (L. Caracal) 488
Luchs (L. vulgaris) 489
Pardelluchs (L. pardinus) 505
Polarluchs (L. canadensis) 508
Rothluchs (L. rufus) 510
9. Sippe: Jagdleoparden (Cynailurus) . . . 510
Gepard (C. jubatus) 510
10. Sippe: Frettkatzen (Cryptoprocta) 516
Foſſa (C. ferox) 516

Zweite Familie: **Hunde (Canidae).**

1. Sippe: Urhunde (Canis Cuon) 521
Koſſum (C. dukhunensis) 521
Buanſu (C. primaevus) 522
Adjag (C. sumatrensis) 523
Alpenhund (C. alpinus) 524
2. Sippe: Wölfe (Canis Lupus) 526
Wolf (C. lupus) 526
Tſchango (Lupus Chango) 527
Wechſelwolf (L. occidentalis) 540
Schakalwolf (L. lupaster) 540
Kaberu (C. simensis) 541
Streifenwolf (C. adustus) 542
Schakal (C. aureus) 544
Schabrakenſchakal (C. mesomelas) . . . 547
3. Sippe: Goldwölfe (Chrysocyon) 549
Mähnenwolf (C. jubatus) 549
Heulwolf (Canis-Lyciscus-latrans) . . 550
4. Sippe: Halbwölfe (Thous) 553
Maikong (Canis oder T. cancrivorus) . 553

Seite

5. Sippe: Schakalfüchse (Lycalopex) 555
Aguarachay (L. oder Canis Azarae) . . 555
6. Sippe: Haushunde (Canis familiaris) . . 559
Dingo (C. Dingo) 568
Pariahunde 571
Windhund (C. fam. grajus) 592
Italienischer Windhund (C. fam. gr. italicus) 600
Wolfswindhund (C. fam. gr. hibernicus) 601
Nackthund (C. fam. africanus) 602
Brasilianischer Rehhund 603
Dänischer Hund (C. fam. danicus) . . 605

Doggen.

Bullenbeißer (Canis fam. molossus) . . 605
Bulldogg (C. fam. mol. gladiator) . . 607
Mops (C. fam. mol. fricator) 610
Cubadogge 611
Tibetdogge (C. fam. mol. tibetanus) . . 612
Dächsel (C. fam. vertagus) 613
Spießhund (C. fam. vert. rectipes) . . 616
Otterhund (C. fam. vert. scoticus) . . 616

Jagdhunde.

Vorstehhund (Canis fam. avicularius) . 618
Hirschhund (C. fam. sagax acceptorius . 626
Fuchshund (C. fam. sag. vulvicapus) . 627
Stöberhund (C. fam. sag. irritans) . . 629
Schweißhund (C. fam. sag. sanguinarius) 630
Hühnerhund (C. fam. hirsutus) . . . 631
Wasserhund (C. fam. hirs. aquatilis). . 631

Seite

Seidenhunde.

Seidenhund (Canis fam. extrarius) . . 632
Malteserseidenhündchen 632
Wachtelhund 632
König-Karls-Hündchen 633
Blenheimshündchen 633
Neufundländerhund (C. fam. terrae novae) 633
Bernhardinerhund (C. fam. extr. St. Bernardi) 635
Pudel (C. fam. genuinus) 638

Pintscher.

Rattenpintscher (Canis fam. Gryphus) . 641
Affenpintscher (C. fam. Gr. hirsutus) . 643

Haushunde.

Schäferhund (Canis fam. pecuarius) . . 645
Spitz (C. fam. domesticus pomeranus). 647
Eskimohund (C. fam. borealis) . . . 649
7. Sippe: Füchse (Vulpes) 655
Fuchs (Canis vulpes) 655
Graufuchs (C. cinereo-argentatus) . . 673
Korsak (C. Corsac) 676
Eisfuchs (C. lagopus) 678
8. Sippe: Großohrfüchse (Megalotis) 684
Fenek (Canis Zerdo) 685
9. Sippe: Löffelhunde (Otocyon) 689
Löffelhund (O. caffer) 689
10. Sippe: Schleichkatzenhunde (Nyctereutes) . 690
Marderhund (N. procyonoides) . . . 691
11. Sippe: Hiänenhunde (Lycaon) 693
Hiänen- oder Steppenhund (L. pictus) . 693

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen.

Auf besonderen Tafeln.

	Seite
Titelbild, zu Anfang des Buchs.	
Brehms Porträt	VII
Stellungen verschiedener Menschenaffen	47
Erstes Blatt: Tschego und Schimpanse.	
Zweites Blatt: Orang-Utan und Gibbon.	
Gorilla	56
Schimpanse	69
Orang-Utan	83
Grünaffe	114
Makak	126
Nachtaffe	222
Flugfuchs	309
Löwe in der Sceriba	360
Puma	381
Tiger	390
Panther	424
Wüstenluchs	488
Eskimohund	649
Fuchs	663
Wüstenfuchs	685
Hiänenhund	693

Im Text.

Affen.

Geripp des Menschen und des Gorilla	40
Geripp des Hulman, Brüllaffen ꝛc.	42
Hand und Fuß verschiedener Affen	44
Kopf des Schimpanse	68
Tschego	79
Kopf des Tschego, von vorn	80
Kopf des Tschego, von der Seite	81
Kopf des Orang-Utan	83
Lar und Hulock	94
Hulman	103
Budeng	107
Kahau oder Nasenaffe	110
Guereza	111
Bärenstummelaffe und Teufelsaffe	113
Nonnenaffe und Diana	122
Husarenaffe	123
Mohrenaffe	125
Hutaffe und Bunder	130
Schweinsaffe	136
Wanderu	138
Magot	139
Mohren- oder Schopfpavian	149
Babuin	150
Tschakma	151
Hamadryas oder Mantelpavian	158
Dschelada	166
Mandril	168
Dril	169
Brüllaffe	179
Tschamek	187
Miriki	188
Goldstirnaffe	189
Stellungen des Koaita	192
Barrigudo oder Schieferaffe	196
Faunaffe und Kapuzineraffe	200
Weißbartaffe. Apella. Weißschulteraffe. Fahlaffe	201
Satansaffe	210
Weißkopfaffe	211
Zottelaffe	212
Scharlachgesicht	215
Todtenköpfchen	220
Rötheläffchen	231
Pinche	234
Saguin. Silberäffchen. Pinseläffchen	235

Halbaffen.

Geripp des Todtenköpfchen, Mongoz und Schlanklori	241
Kronenindri	245
Vari	249
Mohrenmaki	251
Mongoz	252
Katta	253
Halbmaki	254
Katzenmaki	256
Schlanklori	258
Schlanklori im Erwachen und im Schlafe	259

Digitized by Google

Seite

Plumplori 261
Rückwärts kletternder Plumplori 263
Bärenmaki 265
Bilchmaki 266
Galago 269
Stellungen des Riesengalago 272
Koboldmaki 274
Aye-Aye 278

Flatterthiere.

Geripp einer Fledermaus 284
Schädel und Geripp des Kalong 305
Kalong 307
Geripp des Mäuseohrs 315
Ohrenfledermaus 317
Wasserfledermaus 321
Zwergfledermaus 325
Abendsegler 327
Mopsfledermaus 329
Klappnase 337
Vampir 339
Hufeisennase 342

Katzen.

Geripp des Tigers 349
Kaplöwe 356
Senegallöwin 357
Cyra 389
Königstiger 390
Nebelparder 408
Jaguar 410
Leopard 423
Sundapanther, schwarze Spielart 425
Irbis 440
Marmelkatze 441
Ozelot 443
Tigerkatze 446
Langschwanzkatze 448
Pampaskatze 450
Wildkatze 451
Zwergkatze 458
Falbkatze 460
Hauskatze 464
Angorakatze 480
Tüpfelkatze 481
Serval 483

Seite

Sumpfluchs 485
Luchs 490
Pardelluchs 506
Polarluchs 509
Gepard oder Jahhad 511
Frettkatze 517

Hunde.

Geripp des Wolfes 519
Buansu 522
Alpenwolf 525
Wolf 527
Streifenwolf 543
Schakal 544
Schabrakenschakal 548
Heulwolf 551
Maikong 554
Aguarachay 556
Dingo 569
Windhund 593
Italienischer Hund 600
Wolfswindhund 602
Dänischer Hund 604
Bullenbeißer 606
Mops 610
Tibetdogge 612
Dächsel 613
Vorstehhund 619
Hirschhund 626
Fuchshund 628
Stöberhund 629
Schweißhund 630
Wasserhund 631
Neufundländerhund 634
Bernhardinerhund 637
Pudel 639
Affenpintscher 644
Schäferhund 646
Spitz 648
Geripp des Fuchses 656
Grau- oder Silberfuchs 674
Korsak 676
Eisfuchs im Sommerkleid 679
Eisfuchs im Winterkleid 680
Löffelhund 690
Marderhund 691

Digitized by Google

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

Selbst wissenschaftlich gebildeten Männern kommt es schwer an, die Lehrbücher der Naturbeschreibung des Thierreiches aus der Hand zu legen, ohne eine Regung ihrer verletzten Eitelkeit zu verspüren. Der „nach dem Bilde Gottes" geschaffene Mensch, der „Herr alles dessen, was da fleucht und kreucht", der „Gebieter der Erde", wird in diesen Lehrbüchern in seiner ganzen Blöße dargestellt: er eröffnet oder schließt die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Thiere" nennen. Er, für den schon die uralte Sage einen besonderen Schöpfungstag ansetzt, welcher von den Wortgläubigen mit dem begabt wird, was allen übrigen Geschöpfen mangeln soll, welcher allein einen aufrechten Gang erhielt, „damit seine ausschließliche Befähigung zur Erkenntnis Gottes, sein Aufblick zum Himmel deutsam werde": erscheint hier nur als — ein Säugethier! „Erste Ordnung, erste Familie, einzige Sippe: **Mensch**!" — so heißt es im Lehrbuche; und unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt — der Gorilla oder der Orang-Utan.

Die Naturwissenschaft kennt keine Rücksichten, wenn es gilt, Wahrheit, thatsächliche Wirklichkeit zu verkünden: und sollte sie auch noch so theuren, weil Jahrtausende lang gehegten Wahn, noch so beglückende Gefühle der Eitelkeit zerstören müssen. Der Mensch ist, leiblich betrachtet und von dem Naturforscher angesehen, wirklich nichts mehr und nichts minder als ein Säugethier oder ein lebendes, fühlendes Wesen mit rothem, warmem Blute, welches lebendige Junge gebiert und sie großsäugt: und jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingibt, welche das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, — daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; ja auch jeder, selbst der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter muß zugestehen, daß zwischen dem Menschen und dem Schimpanse die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferde oder Rinde. Der Naturforscher kann darin, daß er den Menschen zu den Säugethieren zählt, nichts Verletzendes für ihn finden.

Erst in der Neuzeit hat die Frage über die Stellung des Menschen im Reiche der Thiere die gebührende Beachtung und die allein richtige Beantwortung gefunden. So lange die Naturwissenschaft bevormundet wurde von kindischen Anschauungen vergangener Zeiten, denen nur ihr Alter scheinbare Berechtigung verlieh; so lange selbst Gebildete sich bemächtigen oder doch beeinflussen ließen von den Pflegern des Aberglaubens, den Werkzeugen der Verdummung und anderen Vertretern des Rückstandes, war es unmöglich, vorurtheilsfrei an diese für die Menschheit überaus wichtige Frage heranzutreten. Auch fehlte unseren Vorgängern noch das Beste: ausreichender Stoff zur Vergleichung. Man kannte streng genommen bloß den höchststehenden Menschen, und ihn verkannte man. Absichtlich oder aus Unkenntnis übersah man die nächsten Verwandten desselben und fühlte sich beruhigt durch einfaches Behaupten, anstatt den allein richtigen Weg der Unter-

Digitized by Google

suchung einzuschlagen. So nur wurde es möglich, daß man allgemach den Menschen aus seinen natürlichen Verbindungen herausriß und zu einem Zwitterwesen stempelte, zum Gott zu gering, zum Thiere zu erhaben.

Die heutige Naturwissenschaft ist außer Stande, sich mit solchem Zwitterwesen zu beschäftigen, weil sie unter allen Umständen das Erforschte und Erkannte an die Stelle des Erdachten und Erträumten setzen muß. Sie vergleicht den gegenwärtigen mit dem gewesenen, den am weitesten vorgeschrittenen mit dem am tiefsten stehenden Menschen, folgt seinem Entwickelungsgange bis in die tiefste Nacht der Vergangenheit, setzt an die Stelle des Erdenkloßes mit dem ihm eingehauchten, lebendigen Athem ein in vollster Entwickelung begriffenes Thier und gelangt zu ganz anderen und entschieden tröstlicheren Ergebnissen, als solche Pfaffenthum und Weltweisheit im Verein, trotz aller Spitzfindigkeit und Traumseligkeit, jemals zu finden im Stande gewesen ist.

„Alle sogenannten specifischen Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier", sagt Büchner treffend und wahr, „werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und selbst die für die charakteristischsten gehaltenen Attribute der Menschlichkeit, wie geistige und moralische Eigenschaften, aufrechter Gang und freier Gebrauch der Hand, menschliche Physiognomie und artikulirte Wortsprache, gesellschaftliches Wesen und Sinn für Religiosität ꝛc. verlieren ihren Werth oder werden relativ, sobald man sich zu eingehenden und auf Thatsachen gestützten Vergleichen herbeiläßt und dabei nicht bloß, wie gewöhnlich, den höchstgebildeten Europäer, sondern auch jene dem Thiere näher stehenden Menschen und Menschenarten ins Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, sich aus dem rohen Ur- und Naturzustande zu der Stufe des civilisirten Menschen emporzuschwingen. Bei solchem Studium sowie bei dem Studium der Thierseele wird man denn alsbald ganz andere Dinge erfahren als diejenigen, welche die Schreibstubengelehrten in ihrer hohen und hohlen Weisheit uns bisher glauben zu machen bemüht waren, und wird sich alsbald überzeugen, daß das menschliche Wesen in seiner tiefsten Erniedrigung oder auch in seinem rohesten Urzustande so nahe an die Thierwelt streift, daß man sich unwillkürlich fragt, wo denn eigentlich die Grenze zu ziehen sei. Wer sich daher ein Urtheil über das wahre Wesen des Menschen oder über dessen wirkliche Stellung in der Natur bilden will, darf nicht, wie unsere Herren Philosophen und angeblich großen Denker zu thun pflegen, nur sein eigenes, kleines Selbst im Spiegel eitler Selbstüberschätzung und ohne jede Rücksicht auf dessen uralte Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte betrachten und daraus ein klägliches Konterfei eines philosophischen Mustermenschen abstrahiren, sondern er muß mit voller Hand in das Leben und in die Natur selbst hineingreifen und aus den zahllosen, dort in reichlichster Fülle strömenden Quellen Erkenntnis schöpfen.

„Nirgendwo fließen diese Quellen reichlicher und üppiger als in den zahllosen Berichten der Reisenden nach fremden Ländern über die dort angetroffenen wilden Menschen und Völker und in jenen schmucklosen Erzählungen, welche uns oft mit wenigen Worten einen tieferen Blick in die menschliche Natur und ihre nahe Verwandtschaft mit der großen Gesammtnatur thun lassen als das Studium der dickleibigsten Bände unserer Stubengelehrten. Alle Definitionen der gelehrten Herren, alle ihre Sätze und Aufstellungen, alle ihre Ableitungen aus den angeblich von ihnen gefundenen und sogenannten obersten Grundsätzen des Wissens zerschellen an der Wucht dieser einfachen Thatsache wie schillernde Seifenblasen an den Gegenständen, auf welche sie treffen. Gibt es doch Menschen und Völker und menschliche Zustände auf dieser Erdoberfläche, welche sich durch eine solche Abwesenheit alles dessen auszeichnen, was der gebildete Europäer als ewiges und unentbehrliches Attribut des Menschen anzusehen sich gewöhnt hat, und daß man bei Mittheilung der darauf bezüglichen Berichte mehr Fabel als Wirklichkeit zu hören glaubt. Diejenigen, welche in der sogenannten Moralität oder in der höheren Vernunftthätigkeit die auszeichnende Eigenschaft des Menschen und menschlichen Wesens zu erblicken glauben, werden bei genauerer Kenntnisnahme jener Menschen und menschlichen Zustände ihre Meinung ebenso wenig durch die Thatsache bestätigt finden, wie jene, welche den absoluten Vorzug des Menschen vor dem Thiere in seinem Familien-

Digitized by Google

leben und in der Einrichtung der Ehe oder in seinem gesellschaftlichen Wesen oder in seiner Schamhaftigkeit oder in seinem Gottesglauben oder in der Kunst des Zählens oder aber darin zu finden meinen, daß er allein Werkzeuge gebrauche, oder daß er allein den Gebrauch des Feuers kenne und sich desselben zum Kochen der Speisen bediene, oder daß er allein Kleider trage, oder daß er allein den Selbstmord ausübe, oder daß er allein den Grund und Boden bebaue ꝛc. ꝛc.

„Selbst die gegliederte Wortsprache, welche gewiß als die auszeichnendste Eigenschaft des Menschen geltend gemacht werden kann, und welche ihn in Anlehnung an die bessere Entwickelung des Kehlkopfes, der Sprachwerkzeuge und des Gehirns und in Gemeinschaft mit dem aufrechten Gange und dem verbesserten Gebrauche der Hände eigentlich erst zum Menschen gemacht hat, ist nur das Ergebnis aus einer ganzen Reihe langer und mühseliger Entwickelungsstufen und findet sich bei manchen wilden Völkern in einem Zustande der Rohheit und Unvollkommenheit, daß sie kaum Sprache im menschlichen Sinne genannt werden kann. Hielt man ehedem die Sprache des Menschen für etwas demselben Angeborenes und Anerschaffenes und schon bei seiner Entstehung in einem gewissen Grade der Ausbildung Vorhandenes, so haben die neueren Untersuchungen der Sprachforscher von dem allen das Gegentheil gelehrt und gezeigt, daß die Sprachen ebenso wie die Arten etwas langsam und ganz allmählich im Laufe der Jahrtausende aus einfachen Anfängen Gewordenes und Entstandenes sind. Gewiß war der früheste Mensch einer geordneten Rede ebenso unfähig, wie es auch heute noch das Thier und zum Theil der wilde Mensch ist. Kann doch nach Westropp der früheste Urmensch nicht anders denn als ein stummes oder sprachloses Wesen angesehen werden, welches erst nach und nach, gerade so wie auch heute noch das Kind, lernte, seinen Gefühlen und Bedürfnissen bestimmte Ausdrücke zu verleihen; und die Zeit muß sehr lange gedauert haben, in welcher der Mensch nur durch Geberden und ungegliederte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken im Stande war. Es liegt darin nichts mehr Entwürdigendes als in dem Umstande, daß wir selbst einst Kinder waren, „quäkend und schreiend auf der Amme Arm".

Auch solche Blicke muß man thun, auch den Menschen in diesem Zustande seiner Entwickelung in den Kreis der Betrachtungen ziehen, wenn man ihn mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Mag man einstweilen noch über derartige Ergebnisse der Wissenschaft spötteln; mag man den vielfach angefochtenen Lehrsatz der neueren Forscher, daß der Mensch nichts anderes sei als ein hochentwickelter Affe oder ein durch Entwickelung aus einem affenähnlichen Zustande hervorgegangenes Wesen, vornehm belächeln und mehr oder minder entsetzt von sich abzuwehren suchen: unleugbar ist und bleibt, daß dieser Lehrsatz vernünftiger und menschenwürdiger ist als jenes kindische Festhalten an veralteten und vollkommen hinfällig gewordenen Sagen ungebildeter Völker, an welche sich Unwissenheit und Aberglauben anklammern, weil sie hohle, morgenländische Eitelkeit als etwas Göttliches ansehen. In dem denkenden Menschen erweckt der als vollkommenes Wesen erschaffene Mensch ein niederschlagendes, beängstigendes Gefühl, sobald er dieses Traumbild mit dem ungesitteten, auf thierischer Stufe stehenden „Bruder" vergleicht, während die Annahme einer stetigen Entwickelung unseres Geschlechtes einen wahrhaft erhebenden Blick in die Zukunft eröffnet, wohl geeignet, sich über das blinde Wüthen der Rückständigen und die eigene Zukunft vollständig zu trösten. „Haben sich denkende Menschen", sagt der englische Forscher Huxley, „einmal den blindmachenden Einflüssen überkommener Vorurtheile entwunden, so werden sie in dem niederen Stamme, welchem der Mensch entsprungen ist, den besten Beweis für den Glanz seiner Fähigkeiten finden und werden in seinem langen Fortschritte durch die Vergangenheit einen vernünftigen Grund erkennen, an die Erreichung einer noch edleren Zukunft zu glauben." „In der That", fügt Büchner diesen Worten hinzu, „je niedriger unsere Herkunft, um so erhabener unsere heutige Stellung in der Natur, je geringer der Anfang, um so größer die Vollendung, je schwieriger der Kampf, um so glänzender der Sieg, je mühseliger und langsamer der Weg, auf dem unsere Gesittung errungen wurde, um so werthvoller diese Kultur selbst und um so mächtiger das Streben, nicht bloß festzuhalten, sondern auch weiter auszubilden."

Digitized by Google

Nach dieser Vorbemerkung, durch welche ich meinen und den Standpunkt aller vorurtheilsfreien Forscher der Neuzeit gewahrt wissen will, mag es, wenn auch nicht gerechtfertigt so doch gestattet sein, wenn ich im Nachfolgenden die erste Familie erster Ordnung der höchststehenden Klasse ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige, wo wir vergleichen müssen. Unser Buch überläßt den Menschen denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Familie gedachter Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft", theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft gültig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegensätze der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbelthieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linné's zu einer, die beiden letzten zu einer anderen Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen fünfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut — wenigstens sind, laut Hartmann, alle neuerdings angestellten Versuche, den für den Standpunkt unseres heutigen Wissens noch maßgebenden Unterschied zwischen Wirbelthieren und Wirbellosen auf Grund sehr verdächtiger Untersuchungen aufzuheben, als keineswegs sicher und durchschlagend zu betrachten.

Es ist unerläßlich, daß wir, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnen das innere Knochen- oder Knorpelgerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Anzahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut, ein vollständiges Gefäßnetz, die seitliche Gleichmäßigkeit des Leibes und die Längsgliederung der Organe. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit, welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge haben mehr oder minder einhellige, gleichmäßige Ausbildung erlangt. Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz fehlt selten. Alle sind getrennten Geschlechts. Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein.

Die Säugethiere stehen in dieser Abtheilung entschieden oben an: und eine solche Stellung verlangt der Walfisch ebenso gebieterisch wie der Mensch, welcher die höchste denkbare Entwickelung im Thierreiche darstellt. Eine ebenmäßige Ausbildung aller Leibestheile und die überwiegende Masse des Gehirns spricht sich beim Elefant wie bei der Maus, beim Hunde wie beim Schnabelthiere aus. Die Säugethiere haben eine sehr vollkommene Lungenathmung und deshalb rothes, warmes Blut, und sie gebären lebendige Junge, welche sie mit einer eigenthümlichen Drüsenabsonderung, der Milch, an ihren Brüsten oder Zitzen eine Zeitlang säugen. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß erscheint die Uebereinstimmung ihres inneren Baues.

Digitized by Google

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt und besteht überall aus den nämlichen, im wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sein mögen, doch das eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Giraffe ebenso wohl wie den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere *mehr* und einige Wale *weniger* Wirbel des Halses zählen, zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet werden müssen, während hier die Verminderung der Anzahl auf Verschmelzung der Wirbel untereinander beruht. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebenso vielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen bloß die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Anzahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Anzahl der wahren oder fest mit dem Brustbeine verwachsenen im Verhältnis zu den sogenannten falschen oder durch Knorpelmasse mittelbar an das Brustbein gehefteten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Gerüpp die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf unbedeutende Stummel! Auch am vorderen Gliederpaare weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder bloß Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Hufe oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können solche Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen; sie ist vielmehr so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Gerüpp eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch" zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen hin. Ich würde eine genaue Kenntnis des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschreiben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch nicht streng hierher gehörige Auseinandersetzungen lästig werden. So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß alle Muskeln im genauesten Einklange mit den Eigenthümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Thieres stehen, welche ja von der Gestalt desselben bedingt und bestimmt wird. Mannigfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zudem eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Thiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem anderen ist er besonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebenso ausgebildet wie bei dem Menschen; die Säugethiere, welche klettern, graben, flattern oder greifen, haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes, diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Schenkelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein oder überhaupt statt der hinteren Beine benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmuskeln; die Gesichtsmuskeln mangeln

Digitized by Google

dem Schnabelthiere, sind aber bei allen Raubthieren auffallend verstärkt ꝛc. Kurz, jedes Thier ist eben für seine Lebensweise besonders ausgerüstet worden, oder aber, die Ausrüstung hat seine Lebensweise bestimmt.

Nicht minder verschiedenartig gebaut sind die Weichtheile des Säugethierleibes. Die Verdauungswerkzeuge lassen, so sehr sie einander im ganzen ähneln, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Der Mund ist bezeichnend für die ganze Klasse; denn er hat fleischige und feinfühlende Lippen. Die in beide Kiefern eingekeilten und sie bewaffnenden Zähne kommen in solcher Ausbildung nur den Säugethieren zu und sind für Lebensweise und Fähigkeiten sowie für die wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung entscheidend. Ihre Eintheilung in Schneide-, Eck-, Lücken- und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch, daß wiederum der Mensch in seinem Gebiß die schönste Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten zeigt; denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schneidezähne, oder wie sehr diese im Maule des Eichhorns die Backenzähne durch ihre Ausbildung überbieten. Die Zähne stehen immer im vollsten Einklange mit der Ernährungsweise des Thieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung".

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenfresser, oder über zweihundert Zähne zählen, wie bei einem Delfin: immer wird er aufs genaueste der Ernährungsweise des Thieres entsprechen.

An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche dadurch sich auszeichnet, daß sie sich niemals wie bei den Vögeln kropfartig erweitert. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht, ist ebenso wenig jemals ein Vogelmagen, wie ihn selbst die naturunkundigsten Hausfrauen vom Huhne kennen, sondern immer nur ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hinabschlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Bauchspeicheldrüsen und Nieren, läßt sich im allgemeinen ebenso wenig sagen wie über den Darm: es genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei den Säugethieren besonders entleert wird, daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche eigenthümliche, gewöhnlich sehr stark riechende oder stinkende Stoffe absondern, und daß bei den männlichen Gabelthieren Harnblase, Harn- und Samenleiter in die Kloake münden, an der sich noch ein Glied (penis) befindet, welches den Inhalt der Kloake nach außen entleert, während bei den weiblichen Gabelthieren die Kloake zur Ausscheidung der Harn- und Geschlechtserzeugnisse dient.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Auffauggefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem anderen gebildet, obgleich auch hier Schwankungen in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern; die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen; die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen; die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung; die Luftröhre theilt sich in gewöhnlich zwei, zuweilen (bei den Wiederkäuern, einigen Dickhäutern und vielen Walen) in drei Zweige und hat immer nur einen einzigen Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus einer bei den verschiedenen Arten schwankenden Anzahl (in der Regel sieben) von Knorpeln gebildet wird. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Digitized by Google

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus; allein diese ist auch oft verhältnismäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen anderen Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn so entwickelt wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Bei den geistesarmen Säugern ähnelt das Gehirn noch dem der Vögel; doch erhebt es sich von den am wenigsten begünstigten zu den vollkommeneren rasch und zu außerordentlicher Entwickelung und zeigt bald die eigenthümlichen Windungen, deren Anzahl und Ausdehnung im Verhältnis zu der geistigen Befähigung stehen. Die Sinneswerkzeuge bekunden eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, im günstigsten Falle aber nur einen sehr mangelhaften Geruchssinn. Früher sprach man ihnen Geruchsnerven ab; gegenwärtig glaubt man, daß diese vorhanden sind, hat wenigstens noch nicht mit Sicherheit feststellen können, ob sie fehlen. Uebrigens sind die Nasenlöcher bei allen Säugethieren paarig und von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden. Die Riechmuscheln stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes im Einklange; ihr sehr entwickelter unterer Theil hat jedoch mit der Geruchsempfindung nicht in dem Grade zu thun wie ihr oberer Theil und der obere Theil der Scheidewand, auf denen der Riechnerv sich verzweigt. Die Werkzeuge des Gehörs sind weit vollkommener als die aller anderen Klassen; das Ohr besitzt stets die drei Ohrknöchelchen, Hammer, Ambos und Steigbügel, und bei allen höheren Ordnungen, namentlich aber bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind immer verhältnismäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich wie die der zweiten Thierklasse; die Nickhaut ist bereits verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und auch die Wimpern schon hier und da vorhanden; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugethieren, wie bei dem Blindmoll, werden die Augen von der äußeren Haut überdeckt. Die Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein, ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie z. B. die Zunge des Löwen oder aller Katzen überhaupt, kann unter der eigentlichen Zunge noch Anhängsel, die Unterzunge, haben ꝛc. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in ziemlich hoher Ausbildung und kann durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibestheilen bemerklich.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere" genannt, damit aber niemals die ganze Klasse scharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend; doch kommen auch Schuppen und Stacheln, überhärtete Knochen, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchst verschieden sein können, obgleich sie allesammt nur als mannigfaltige Ausprägungen ein und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Weit bezeichnender als alle diese bisher betrachteten Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes sind die Geschlechtstheile für unsere Klasse. Die äußere Gestalt derselben darf als bekannt vorausgesetzt werden; den inneren Bau derselben müssen wir jedoch etwas ausführlicher betrachten. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Geschlechtswerkzeuge die allervollkommensten in der ganzen Thierreihe darstellen. Was in den unteren Klassen nur angedeutet oder wenigstens nicht ausgeführt ist, erscheint hier vollendet. Schon die äußeren Reiz- und Begattungswerkzeuge sind weit vollkommener als bei den Vögeln, die inneren erzeugenden und ernährenden Drüsen bei diesen ebenso wenig vorhanden als die Milchdrüsen, welche dem neugeborenen Jungen seine Nahrung liefern. Alle weiblichen Säugethiere besitzen einen paarigen (nur bei dem Schnabelthiere und Ameisenigel verkümmerten) Eierstock und Eileiter sowie einen Fruchthälter, in welchem das befruchtete Ei zur Reife gelangt. Der Eierstock ist rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele, aber sehr kleine Eierchen, so daß erst die Neuzeit Genaueres über sie berichten konnte. Von hier aus führen die Eileiter zum Fruchthälter hinab, welcher bei den obengenannten Thieren bloß eine Erweiterung des hier sehr einfachen Organs ist, bei den Beutelthieren und vielen Nagern als eine doppelte Ausweitung beider Eileiter angesehen werden kann, bei den höher stehenden Ordnungen aber zu einem einzigen Sacke zusammenschmilzt. Er mündet bei den Schnabelthieren in den unteren Mastdarm, bei allen übrigen mit dem Harnleiter in die Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüsen für das neugeborene Junge, die Brüste oder Zitzen, fehlen bei keinem Säugethiere, sind aber bald an die Brust allein, bald zwischen die Leisten, bald endlich auf Brust, Bauch und Leistengegend zugleich gestellt und schwanken auch in ihrer Anzahl zwischen Zwei und Zwölf. Sie bestehen aus kauligen, mit Ausführungsgängen versehenen Gebilden, deren Absonderung, die Milch, durch eine mehrfach durchbohrte Warze ausfließen kann. Kurz vor und nach der Zeugung treten sie in Wirksamkeit; in der Kindheit sind sie nur angedeutet.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. Unser Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der ersten Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht so viel wie die Vögel; denn ihr Leben ist bedächtiger und schwerfälliger als das jenes leichtsinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes; sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit kommen sie den Vögeln nicht im entferntesten gleich. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher wie die mit ihren herrlichen Gaben scherzenden und spielenden Kinder der Luft. Sie haben ein ernsthafteres Wesen als diese und verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Bloß in der Kindheit, und wenn die allmächtige Liebe sie kindisch oder kindlich macht, sind sie zu fröhlichem Spiele geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin. Bei den Vögeln ist es anders. Hier heißt sich bewegen, leben, und leben, sich bewegen. Der Vogel ist in steter Unruhe und möchte am liebsten die ganze Nacht zum Tage machen, um seiner ewigen Regsamkeit volles Genüge zu leisten. Sein kleines Herz schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugethieren der Fall ist. Bewegung ist dem Vogel Bedürfnis, unbedingte Nothwendigkeit, dem Säugethiere meist nur ein Mittel zum Zweck. Es scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht

Digitized by Google

dem Schlafe so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochse mögen meine Behauptung bildlich erläutern: ersterer hat mit letzterem noch das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die ausgiebigste Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun" mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem toll- und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs-, jene Empfindungsthiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei; denn die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie, und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Roß oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugethiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter diesen zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels!

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat bloß der Mensch, kein zweites Thier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht; die Kängurus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eines ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitige Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Giraffe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann unseren gezähmten Einhufern ebenso gut anerzogen werden wie der natürliche Trab. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Thier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöbe, obgleich es in Wirklichkeit seinen ursprünglichen Gang behält. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unausführbar erscheint; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebnis dieser Messungen ist übrigens in hohem Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben und mögen deshalb auch hier als Belege aufgeführt werden. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in 6 Minuten und 40 Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde 58 Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in 64 Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig. So machte sich ein Herr Wilde verbindlich, eine Strecke von 127 englischen Meilen mit untergelegten Pferden in 9 Stunden zu durchreiten, und löste sein Wort durch einen Ritt von nur 6 Stunden und 24 Minuten. Er hatte dabei zehn Pferde benutzt, von denen einige in einer Stunde Zeit 20 englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugethiere übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs?! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses? Auch dieses

Digitized by Google

klebt an der Scholle: — darum gewährt die Zeit und Raum übersliegende Dichtung ihrem Rosse die den Leib vergeistigende Schwinge!

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugethiere, welche springend laufen, wie die vorhin genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hindernis übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses nothwendige Steuer besonders entwickelt, bei dem Affen ebenso wohl wie bei der Springmaus, bei der Katze wie bei dem Känguru. Ausnahmsweise, z. B. bei den Langarmaffen, verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, wie ja auch alle sehr kurzschwänzigen Vögel (Alken, Steißfüße, Seetaucher u. a.) bloß mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagrechter Richtung 8 bis 10 Meter von ihm entfernten Zweig springend erreichen; ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von 20 und mehr Meter zur Tiefe nieder; ein Hirsch setzt über eine Wand von 3, ein Löwe über eine solche von 4 Meter Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Steinbock schnellt sich bis 3 Meter senkrecht empor ꝛc. Der hüpfende Gang der Springbeutelthiere fördert fast ebenso schnell wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugethiere Meister; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutende hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes. Alle altweltlichen Affen klettern, indem sie das Gestein oder die Aeste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst. Ganz anders klettern viele Affen Amerika's. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer als ihre übermüthigen Verwandten in der alten Welt, auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt; der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon eine Stütze oder einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen; an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie können sich mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagrechten, schiefen und senkrechten Flächen bewegen, ja auf ihnen förmlich umherlaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faulthiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen, sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde als vielmehr zum Umklammern der Aeste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher,

Digitized by

keineswegs aber ungefährlicher, ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, auf den Bäumen tölpisch, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden; gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar bloß, allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit als das Klettern aller vorher genannten Thiere. Uebrigens habe ich in den Urwäldern Afrika's die Ziegen mit großer Geschicklichkeit an schiefen Stämmen hinauf- und in dem Gezweige der Bäume umherklettern sehen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugethiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet" allerdings schneller an einem Stamme hinan als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab wie die Spechtmeise (Sitta), mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Thiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten wie der erwähnte Vogel. Dagegen steht die Wiedergabe derselben Grundform in einer anderen Klasse, ich meine den Vogelaffen Papagei, weit hinter seinem Vorbilde zurück. Er stümpert nur, wo jener vollkommen Künstler ist.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen; doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfange, bei dem Versuche stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, Uebergangsglieder von den Affern zu den Spitzmäusen, vermögen nicht, etwas anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hülfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie bloß von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können, streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich-Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist nicht eine Fläche wie der Vogelflügel, welche bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders erscheint der Flug des Vogels! „Er ist", so habe ich mich früher ausgedrückt, „die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen: bald ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Lustwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Aethermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittige netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannigfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer

Digitized by Google

bleibt und immer heißt er Flug. Bloß das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele: — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er den Teufel, die tollste Misgeburt kindischen und krankhaften Wahns. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade „dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde", während der „nach oben schwebende Bote des Himmels" die Schwinge erhielt, deutet dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugethier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch Eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden; der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugethier erscheint als ein trauriges Mittelding zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das überaus behende Flattereichhorn verhältnismäßig schwerfällig dahin: die Fledermaus aber humpelt eben bloß noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie weiter! Nur halb vertraut mit dem Aether, fremd auf der Erde: — welch trauriges Loos ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!" —

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, schwimmend auf der Oberfläche des Wassers sich zu erhalten: ich glaube bloß der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Menschenaffen und die Paviane; daß letztere ertrinken, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch bloß die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie sind eben zu säugenden oder kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: Wassersäugethiere und Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein dieses vervollkommnet sich rasch in demselben Grade, in dem der Huf sich theilt: und so treffen wir unter den Vielhufern bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja im Nilpferde schon ein echtes Wasserthier. Die Hand steht höher als der Huf, erfordert aber wie immer so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird dies den Pfotenthieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Uebrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erfordernis zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft ebenso gut wie das Schnabelthier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben bilden Uebergangsglieder von den Pfotenthieren zu den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit

Digitized by Google

aber bereits Floſſen; denn die Zehen ſind ſchon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel laſſen ſie äußerlich noch ſichtbar erſcheinen. Bei den Walen fehlt auch dieſes Merkmal; die Zehen werden durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich mit einander verbunden, und bloß die geſammte Floſſe iſt noch beweglich; die hinteren Gliedmaßen verſchwinden, aber der Schwanz breitet ſich wagrecht zur echten Floſſe aus: das Mittelding zwiſchen Säuger und Fiſch iſt fertig geworden. Eine ſolche Verſchiedenheit der Werkzeuge ändert auch die Bewegung. Die Huf- und Pfotenthiere gehen oder ſtrampeln im Waſſer und ſtoßen ſich dadurch weiter; die Floſſen- und Fiſchſäuger fördern ſich, indem ſie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der ſchmalen Kante durch die Wellen vorſchieben und dann mit der Breitſeite gegen ſie drücken, oder aber den Floſſenſchwanz kräftig ſeitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann ſein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieſes im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, immer aber mit der Breitſeite wirken läßt. Die Pfotenthiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zuſammen, wenn ſie die Beine vorwärts bewegen, und breiten ſie aus, wenn ſie gegen das Waſſer arbeiten: ſie rudern wie die Vögel.

Wenn die Beobachtungen des berühmteſten aller Walfiſchjäger, Scoresby, wirklich richtig ſind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfiſch verſinkt ſo pfeilgeſchwind, daß, wenn er ſo forttauchen könnte, er in einer Stunde Zeit eine Strecke von zwölf engliſchen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieſer Strecke durcheilt er in derſelben Zeit ohne Anſtrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes ſind bei den Säugethieren durchſchnittlich langſamer als bei den Vögeln. Das Herz ſchlägt ſeltener, und der Luftwechſel iſt weniger häufig in der Bruſt des Säugethieres als in der eines gleichgroßen Vogels. Hiermit ſteht die etwa um zwei Grad geringere Blutwärme der erſteren im Einklange. Den Waſſerſäugethieren gewährt dieſe verhältnismäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; ſie erlaubt ihnen, länger unter dem Waſſer auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach meinen eigenen, mit der Uhr in der Hand angeſtellten Beobachtungen durchſchnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu ſchöpfen, ſoll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Waſſer verweilen können, ehe ihn das Bedürfnis des Athemſchöpfens empor treibt: ſo lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigſtens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, ſelbſt wenn ich ſie angeſchoſſen hatte und heftig verfolgte, bereits drei Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erſchienen und nach Luft ſchnappten. Die Eidergans ſoll zwar bis ſieben Minuten unter Waſſer bleiben können: ich habe dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feſtſtehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Waſſer waren, beim Aufſteigen ſehr erſchöpft ſind und faſt augenblicklich erſticken, wenn man ſie unter Waſſer faßt und noch einige Zeit dort feſthält. Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Menſch höchſtens ſiebzig Sekunden lang unter Waſſer verweilen kann. Dieſe Angabe gründet ſich auf die Beobachtungen, welche von wiſſenſchaftlichen Männern auf beſondere Anfragen engliſcher Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfiſcherei auf Ceylon angeſtellt wurden.

Am eigenthümlichſten und zugleich auffallendſten zeigt ſich die Trägheit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterſchlaf halten, ſo lange dieſer Todtenſchlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zuſtande während eines Zeitraumes von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut dies während des Winterſchlafes in Zeit von ſechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht alſo während dieſer Zeit höchſtens den neunzigſten Theil der Luft, bezüglich Sauerſtoffmenge, welche während des Wachſeins zu ſeinem Leben erforderlich iſt.

Mit den Athmungswerkzeugen ſteht die Stimme in ſo enger Beziehung, daß wir ſie ſchon jetzt berückſichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln

Digitized by Google

vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Glieder unserer Klasse auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugethier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Gegliederte Sprache erscheint allerdings als ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher durch seine Stimme dem Ohre nicht lästig wird wie die übrigen Säugethiere. Schwatzhafte oder zornig kreischende Menschen, zumal Menschenweiber, müssen wir freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugethier im allgemeinen vor die Seele führen. Dieses muß als ein klang- und sangloses Geschöpf bezeichnet werden, als ein Wesen, welches im Reiche der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar irgendwo, daß der Esel ein tonverständiges Säugethier sei, weil sein bekanntes J—A in einer Oktave sich bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugethier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten erscheint uns in hohem Grade widerwärtig und wird dies um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung ihres Erzeugers ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugethieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugethieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetscht, verunstaltet und gemishandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Misklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Musik, die Musik zu dem herrlichsten und reichsten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze ist ein Lied,

„Das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

das Lied der Nachtigall ist

„Nichts als ein Ach,
Das Ach ist nichts als Liebe!"

Und nicht bloß zur Zeit der Liebe ist die Stimme des Säugethieres unserem Ohre unwillkommen, sondern stets, sobald sie irgend welche Aufregung bekundet, ja auch, wenn dies nicht der Fall, fast immer. Wir alle freuen uns der Worte unseres Lieblingsdichters,

„Blökend ziehen heim die Schafe"

sicherlich aber weniger des Blökens, als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken selbst ist ebenso großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweines, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuse, das Knurren des Eichhorns ꝛc. Es fällt Niemanden ein, von singenden Säugethieren zu reden*), weil man den Menschen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Säugern spricht, und dann nur von Schreien, Bellen, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen ꝛc. reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir sind zwar an die Stimmen vieler unserer treuen Hausgefährten so gewöhnt, daß wir sie zuletzt ebenso gern vernehmen wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes oder mancher Hausfrau „theure Stimme"

*) In der Neuzeit hat man allerdings mehrfach von „singenden" Mäusen gesprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuse ist sicherlich auch nichts anderes als ein zwitscherndes Pfeifen.

trotz des frevelhaften Gebrauches der Töne, welche sich in ihr kund gibt; fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerth des Hundegebells, Katzenmiauens, Rossewieherns oder Eselgeschreies: so lautet die Antwort sicherlich nicht anerkennend; und selbst das tonkünstlerisch verbesserte Hunde-Wau-Wau in Preciosa dürfte schwerlich vor dem Ohre eines strengen Beurtheilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugethiere, mit Ausnahme des Menschen, ist rauh, mistönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all dem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungsthier.

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Wer sich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder, falls dieses Wort unverständlich sein sollte, über die „Physiologie" des Menschen zur Hand nehmen: dort findet er diesen Abschnitt ausführlicher behandelt, als ich dies thun kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil sie bloß bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzenfressende Säugethiere nothwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten" als die gelehrten Herren selber zu ihren Gastereien und deshalb die ihnen nöthige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären; ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne; ich darf dafür aber glauben, daß sie dazu da sind, um vielen Menschen durch ihre gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erfordernis zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher bloß Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar nichts oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leitthier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen"

wird von den eß- und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, den Mitgliedern unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnismäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren,

Digitized by Google

sind vorzugsweise Augen-, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreiches.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Thiere sind gefühllos zu nennen, im Vergleiche zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer als die Empfindung, aber doch überall mindestens in demselben Grade wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen, trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Pferd beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf- oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Thiere tasten wohl fast ebenso gut wie viele Kerbthiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugethieren dienen die Schnurrhaare als unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie schützen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichts und Geruchs. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack darf den Vögeln und auch den Lurchen und Fischen nicht abgesprochen werden; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen als andere; allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff durch sie gelöst und seine Annehmlichkeit fühlbar gemacht wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen, finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die

Digitized by Google

hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kund gibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reize dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken *leben*, und leben *schmecken*! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern.

Der *Geruchssinn* erreicht bei den letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will bloß an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumenduste nachschwärmen oder zu Aas- und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens nichts mit ihm aufspüren können; mag man auch behaupten, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hülfe dieses Sinnes aufsuchen und finden. Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders verhält es sich bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn eine wahrhaft überraschende Ausbildung erlangt hat. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich, bloß noch Andeutungen solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen, wird ein ewiges Räthsel bleiben. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigenthümlichen Geruchs aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, halte ich für unmöglich. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig Schritte Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedeln, unserem geselligen Leben nothwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigenthümlichen Gerüche unserer Hausthiere auf zehn bis zwanzig Schritte Entfernung noch wahrzunehmen vermag: daß aber ein Ren den Menschen noch auf fünfhundert Schritte hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es, offen gestanden, gewiß nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des *Menschen* wieder trockener als die des Affen, und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinnes der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugethieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten wirken, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten

Digitized by Google

Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich: eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kund gibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Thiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem kölnischen Wasser ab wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Thiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrian; die wahren Geruchsthiere meiden alle nervenerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind.

Fraglich erscheint, ob bei den Säugern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht wie in keiner anderen. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreiches ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung, unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel erscheint immer nur als eine Nachbildung des Säugethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; die Begabung aber kann sich so steigern, oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs wie der des Geruches auf einer tieferen Stufe steht als bei anderen Säugern; dies thut aber seiner Stellung unter den Thieren durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Thiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein einziger von ihnen: wirklich feinhörig aber sind nur wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurtheilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Thiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser als diejenigen, deren Ohrmuscheln hängend, klein oder gar verkümmert sind. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeuge vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großöhrige Säuger hassen, kleinöhrige lieben Töne und Klänge. Der Delfin folgt entzückt dem Schiffe, von dessen Bord Musik zu ihm herabklingt; der Seehund erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift; das Roß wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das Kamel stelzt frischer dahin, wenn die Zugglocke läutet; der Bär erhebt sich beim Ton der Flöte; der Elefant, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, unterscheidet sogar schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Thiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden; sie ähneln vielmehr noch den

Digitized by Google

Lurchen, der Schlange z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt, ja gebändigt wird. Anders benehmen sich die feinhörigen Säuger beim Empfinden der Töne und Klänge, welche ihren Ohren zu stark sind. Der Hund erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender geberdet sich eine großöhrige Fledermaus, wenn sie Musik hört: sie geräth in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das Wild bei Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist wie die anderen großöhrigen Thiere.

Uebrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des Gehörsinns nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im Stande, bei den einzelnen Thieren von bezüglicher Schärfe zu reden; die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus beim Laufen verursacht, vernimmt; allein wir vermögen nicht zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können, der Wüstenfuchs vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte: alle diese Angaben aber beweisen gar nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der Gesichtssinn der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, dürfte schwer zu sagen sein, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens kenne ich keine Beobachtungen, welche dem widersprächen. Anders verhält es sich bei den Nachtthieren, also fast allen Räubern, einigen Affen, allen Aeffern, den Flatterthieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder sehr entwickelte oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubthiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm wird. Das Raubthierauge besitzt daher viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle genau im Einklange steht. Unsere Hauskatze zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es mit der Dunkelheit verhältnismäßig sich ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichts die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnismäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig erscheint die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden" Bruder verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges Auge, und deshalb enthalten die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

Digitized by Google

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder".

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat es noch nicht die Beredsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig ꝛc.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an; bei dem Auge der Säugethiere ist dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdrucke reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntnis längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Girafe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen ꝛc.; denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der truglose Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge, dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübnis und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Thiergeistes führen. Von verschiedenen Seiten an mich gerichtete Fragen bestimmen mich, den Gegenstand ausführlicher zu behandeln, als es eigentlich im Plane unseres Werkes liegt, und zunächst einige Worte über die in unseren Augen haltlose Lehre von dem sogenannten „Instinkt" der Thiere und dem Ursprunge gedachter Lehre zu sagen.

Einen ähnlichen Standpunkt wie das Kind im Gegensatze zum Erwachsenen nehmen die „Teleologen" oder Zweckmäßigkeitslehrer, richtiger Zweckmäßigkeitsschwärmer, der heutigen Naturforschung gegenüber ein. Zweckmäßig erscheint es ihnen, daß der Mensch Weisheit und Verstand besitzt; unzweckmäßig aber würde es in ihren Augen sein, wäre dem Thiere ähnliche Begabung geworden. Auf alle Lobhudelei der Zweckmäßigkeit haben wir „Materialisten" nur die eine Antwort: Wäre das Geschaffene nicht zweckmäßig eingerichtet, so würde es nicht vorhanden, weil, wenn wirklich geschaffen, längst zu Grunde gegangen, durch Besseres verdrängt worden sein. Ein Säugethier, welches keinen Kopf hat, kann auch nicht fressen, während gewisse niedere Thiere eigentlich nur aus dem Magen bestehen, also das vermögen, zu dem jenes Thier nicht fähig ist. Zweckmäßigkeit des Geschaffenen leugnen wir durchaus nicht, nehmen sie im Gegentheile als selbstverständlich an; unsere Forschungen gehen jedoch nicht aus von dem „Warum?", sondern von dem „Wie?", aus welchem sich das Warum meist ohne weiteren Aufwand von Deuteleiversuchen ergibt.

An und für sich wäre die kindische Bewunderung des Geschaffenen sicherlich ebenso harmlos als unschädlich zu nennen, versteckte sich hinter der „Teleologie" nicht regelmäßig mehr oder

Digitized by Google

weniger mittelalterliche „Theologie“. Es handelt sich für die Prediger jener Lehre, welche wir als einen längst überwundenen Standpunkt betrachten, keineswegs darum, in dem Menschen Freude an der Natur zu erwecken, Sinnigkeit der Anschauung zu begründen, sondern einzig und allein darum, dem Gläubigen es begreiflich zu machen, daß alles Bestehende ihm zu Liebe geschaffen worden, er also aus ganz anderem Stoffe gebildet sein müsse als die übrigen uns verwandten Geschöpfe, von denen wir bestimmte Kunde haben. Deshalb bemüht man sich darzuthun, daß das Thier, als geist- und seelenloses Wesen, weder Verstand noch Willen noch Gefühl noch Empfindung für äußere Einflüsse habe, weder denke noch urtheile noch handle, weder liebe noch hasse, weder erkenne noch lerne, weder Erfahrungen sammle noch solche verwerthe, daß es sei ein Spielball in „höherer Hand“, daß es gegängelt, geleitet, behandelt, zur Liebe, zum Haß, zur Tafel, zur Brautschau, zum Kampfe, zum Nestbau, zur Erziehung der Jungen, zum Dienste des Menschen befohlen und gezwungen werde. Und dies alles zu dem Zwecke, dem ebenbildlichen, „obschon noch immer manches Thierische an sich tragenden“ Menschen zu seiner wahren Würde, zu seiner Halbgöttlichkeit zu verhelfen! Je mehr man das Thier herabdrückt, um so höher steigt der Mensch; je mehr man das Uebereinstimmende zwischen Mensch und Thier zu verwischen sucht, um so weniger braucht man zu fürchten, daß er durch das Thier und sein Wesen irgendwie beeinträchtigt werden könne. Gesteht man dem Thiere Verstand zu, so darf man ihm wohl auch freien Willen nicht gänzlich absprechen; freier Wille aber gilt bekanntlich als das bezeichnende Merkmal des Menschengeistes: folglich muß dieser gedachte Eigenschaft ausschließlich besitzen, gleichviel ob dies thatsächlich begründet oder nicht. Wie sehr eine derartige Anschauung den Menschen herabwürdigt, anstatt ihn zu erheben, wird dem Denkfähigen alsbald klar. Die Lehre vom „Instinkt“ der Thiere kann einzig und allein gestützt und gehalten werden durch die Annahme von Gegensätzen, welche nicht vorhanden sind. Man versteht nämlich unter „Instinkt“ keineswegs Naturtrieb, sondern die Fähigkeit, infolge eines oder mehrerer, dem Thiere von außen her zukommender, ihm nicht zum Bewußtsein gelangender Befehle zweckmäßig zu handeln, ohne dabei das eigene Hirn irgendwie zu beanspruchen. Naturtrieb darf man diese Begabung nicht nennen, weil es sich nicht verkennen läßt, daß der Mensch gar manches, was nicht „dem Teufel“ aufgebürdet werden kann, gegen sein besseres Wissen thut, also ebenfalls infolge sogenannter Triebe handelt; es wird daher, weil die Begriffe mangeln, ein Wort zu rechter Zeit herbeigezogen. Ich will versuchen, den mir vollständig mangelnden Begriff des Ausdruckes „Instinkt“ durch gegnerische Worte zu erläutern.

„Wir sind der Ueberzeugung, daß ein zwecksetzendes Wesen nur ein reflektirendes, denkendes sein kann, und daß hienieden ein solches nur der Mensch ist. Das Thier denkt nicht, reflektirt nicht, setzt nicht selbst Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, so muß ein Anderer für dasselbe gedacht haben. — Ein höheres Gesetz diktirt allen die Art und Weise, sich zu schützen; wir Menschen allein handeln nach eigener Vernunft. — In den Handlungen des Thieres liegen ohne Zweifel Gedanken, tiefe Gedanken; allein das Thier selbst hat nie gedacht, ebenso wenig als ein Mechanismus, dessen Arbeit eine verkörperte Gedankenkette darstellt. — Der Vogel singt ohne alle und jede persönliche Theilnahme, er muß zu der einen Zeit singen und kann nicht anders, und kann noch darf er zu einer anderen singen. — Der Vogel kämpft, weil er kämpfen muß, er handelt in höherem Auftrage. — Hervorzuheben ist, daß die Thiere selbst nichts intendiren, nicht in bewußter Weise um etwas kämpfen, sich den ungestörten Besitz der Weibchen nicht wünschen, nicht mit Absicht unter Kampf und Mühen denselben zu erwerben suchen. Sie handeln als reine Naturwesen nur nach durchaus nothwendigen und strengen Lebensgesetzen. Sie handeln eigentlich gar nicht selbst, sondern werden nach höheren Gesetzen zu ganz bestimmten Lebensäußerungen veranlaßt. Ein alter Vogel reicht zur Erziehung der Jungen bestimmter Arten nicht aus; hier müssen beide helfen, beide arbeiten, hier haben sie den höheren Befehl zusammen zu bleiben und zusammen zu wirken. Das ist der ganze Werth einer glücklichen Vogelehe. — Hier ist keine Freiheit, keine Willkür, kein Kampf sich widerstrebender Stimmungen, kein Gemüths-, kein Verstandesleben, durch welches des Thieres

Digitized by Google

Handlungsweise bestimmt würde. Ohne zu wissen, was es thut und warum dasselbe es thut, steuert es geraden Weges sicher auf sein Ziel zu. — Die Thiere weichen nur dann von ihrem eigentlichen Verhalten ab, wenn zwei sich widersprechende Befehle an sie ergehen; sie lassen sich alsdann durch den stärkeren bestimmen, und der zweite wird nicht oder nicht mehr ganz naturgemäß ausgeführt. Wer ein menschenähnliches Ueberlegen und Berechnen dabei annehmen will, täuscht sich selbst und hebt das Thier auf eine geistige Stufe, die nur Eigenthum des Menschen ist. — Die Gedanken liegen über ihnen, nicht in ihnen, sie sind nicht ihr Eigenthum, nach diesen handeln sie nicht selbständig, nicht in ihren eigenen Namen, sondern sie werden physiologisch gereizt und genöthigt, nach denselben zu handeln, sie handeln passiv ꝛc."

Man glaube nicht, daß ich Vorstehendes erfunden habe; so, wörtlich so, spricht sich noch jetzt ein im Dienste der „allerheiligsten Kirche" stehender und wirkender Professor der Thierkunde aus. Wollte man derartige Ergüsse als unfehlbare Glaubenssatzungen hinstellen — ich würde kein Wort der Entgegnung haben: man tischt uns solche Weisheit aber als Ergebnis „tiefernsten Denkens", eingehender Forschung auf, gibt Voraussetzungen und Annahmen mit dreister Stirn als Errungenschaften der Wissenschaft aus und spricht von vornherein die Berechtigung anderer Ansichten ab. Solches Gebaren konnte in dem Zeitalter des blinden Glaubens unbeanstandet hingehen; gegenwärtig haben sich die Verhältnisse geändert. Unsere heutige Forschung läßt sich mit Annahmen nicht abspeisen; sie verzichtet vielleicht darauf, das Verordnungsblatt der Natur zu sehen und zu lesen: aber sie verlangt Beweise für die Gültigkeit beliebiger Annahmen, stichhaltige Gründe für Voraussetzungen.

Versuchen wir, aus der Lehre vom „Instinkt" einige Folgerungen zu ziehen. Das Thier, sagen die Verkünder dieser Lehre, handelt zum Unterschiede vom Menschen und zu dessen Gunsten ausschließlich nach ihm nicht zum Bewußtsein gelangenden, aber doch zukommenden Befehlen. Angenommen, es sei an dem. So frage ich hiermit den Weidmann, was er mit Karo beginnen würde, wenn Karo Hühner suchen soll, aber, vom Instinkt getrieben, mit Nimrod Haschen spielen will? Ich weiß, der Weidmann antwortet, daß er Karo die Peitsche kosten lassen werde. Oder ich frage den Kutscher, den Ackerknecht, den Hirten ꝛc., ob sie sich ähnliche Befehle des Instinktes gefallen lassen würden. Die Antwort lautet sicherlich: Nein! Instinktsklaven können wir Menschen, denen zu Liebe doch alles erschaffen sein soll, einfach nicht gebrauchen.

Soll nun unter solchen Umständen der Einwand gelten: das Pferd, das Rind, der Hund sei zum Diener des Menschen bestimmt, müsse ihm also gehorchen und sei entschuldigt, wenn es die „höheren Befehle" vernachlässige? Oder will man die Stirn haben, zu behaupten, daß das Pferd im höheren Auftrage handle, wenn es durchgeht mit Geschirr und Wagen? Es soll ja alles unbewußt thun! Das Durchgehen des Pferdes oder jede andere uns strafwürdig erscheinende, beziehentlich sonstwie unangenehme Handlung des Thieres würde aufgefaßt werden müssen als Ausführung eines höheren Befehles, für welchen man doch wahrhaftig das Thier, die bewußtlose Maschine, nicht zur Rechenschaft ziehen dürfte. Und solche Lästerung der „höheren Kraft" wagt man den Gläubigen zuzumuthen? Für alle in unseren Augen dumme Streiche eines Thieres will man den „Anderen" verantwortlich machen? Wie unbotmäßig, wie lästerlich! Der gesunde Menschenverstand, eine in den Augen jener Schwätzer allerdings höchst widerwärtige, jedoch kaum wegzuleugnende Macht, urtheilt anders.

Gewiß, noch sind wir weit entfernt, das thierische Leben erkannt zu haben, und noch studiren wir am Thiere, in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen. Aber wir schreiten in unserer Erkenntnis vor von Jahr zu Jahre, von Tag zu Tage, und schon seit langem haben wir uns einverstanden erklärt mit Scheitlins goldenen Worten: „Alles Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere!"

Das Thier handelt genau so verständig, als sein Gehirn es ermöglicht. Dieses Gehirn kann mehr oder weniger entwickelt, mehr oder weniger geschult, das Handeln dem entsprechend sehr ver-

Digitized by

schieden sein: eine Hirnthätigkeit aber und nichts anderes regelt und leitet die Handlung. Das geschieht beim Thiere wenigstens in annähernd derselben Weise wie beim Menschen. Der heutzutage gültigen Anschauung über den Begriff Geist oder Seele — ich meinestheils habe nie gelernt, das eine vom anderen zu scheiden — liegt die von einer „erdrückenden Anzahl" Menschen als Wahrheit anerkannte Annahme zu Grunde, daß der Geist ist eine Thätigkeit, eine Wirkung, ein Erzeugnis, eine Kraft, oder wie man sonst sagen will, des Gehirns. Für diese Wahrheit gibt es ganz andere Beweise, als unsere Gegner eingestehen wollen: jede Gehirnverletzung macht sie auch dem blöden Verstande erkenntlich. Aehnliches wirkt ähnlich: um über die geistigen Fähigkeiten eines Thieres zu urtheilen, braucht der Anatom nicht die Lebensweise desselben zu beobachten — *ihm* genügt eine sorgfältige Untersuchung des Gehirns. Gehirn aber haben die Thiere, zum mindesten die Wirbelthiere, und einzelne von ihnen sogar ein sehr ausgebildetes, dem des Menschen höchst ähnliches. Und ein solches Gehirn sollte in jeder Hinsicht anders arbeiten als das des Menschen? Das glaube, wer da will und kann, ohne mit seinem eigenen Gehirn in Zwiespalt zu gerathen.

Wir lassen uns nicht mehr blenden durch Deutelei und eitle Redekunst! „*Natürliche Anschauung der Dinge*": in diese wenigen Worte faßte *Roßmäßler*, welcher auch Gottesgelahrtheit studirt hatte, den Wahl- und Wahrspruch unserer Zeit. Wenn also ein Hund einen guten Gebrauch von seinem Gehirn macht, so sagen wir mit Bewußtsein, daß er klug oder verständig sei. Den „höheren Verstand", welcher „für ihn denkt", lassen wir einstweilen bei Seite: der Hund mit seinem eigenen Verstande paßt uns besser.

Was schadet es dem Menschen, wenn man dem Thiere zuerkennt, was ihm gebührt, also Verstand? Ueberbrückt sich dadurch die Kluft, welche ihn, das an der Spitze des gesammten Reiches stehende Säugethier, von den übrigen trennt? Verliert er seine Stellung, seinen Halt, das Bewußtsein seines Werthes, seine Würde, wenn er sich fühlt als der Erste unter unzähligen, von ihm ab stetig an Begabung verlierenden Wesen? Wird sein Denken, Fühlen, Glauben durch solche Annahme irgendwie beeinträchtigt oder geschädigt? Lebt und verkehrt es sich besser mit Maschinen, oder aber mit auch geistig thätigen Wesen, von denen ein jedes wirkt und handelt in der seinen Fähigkeiten entsprechenden Weise?

Möge man diese Fragen beantworten wie man wolle, „tiefernstes Denken" wird immer nur die eine Wahrheit erkennen lassen: „*Alles Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere!*"

Das Säugethier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen, zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft, sammelt und spart für sie.

Die verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mistrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder

Digitized by Google

traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch alles!

Eines dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Thieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu Theil wird. Es gibt ebenso wohl gesittete, wohlerzogene oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Thiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Thier aus. Schon eine wohlerzogene Thiermutter vererbt einen guten Theil ihrer Tugenden auf ihre Kinder; der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Thier, der Hund soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich, so zu sagen, dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Nur Männer können Thiere erziehen; dies beweisen oder bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Thier verlangt Ernst und Festigkeit von dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmuth.

Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, — und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Bei der Einzelbeschreibung der Säugethiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich bloß folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn selbst sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, und diese thierkundliche genannt. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt.

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Ren, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pott-, Nar-, Finn- und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 2000 Meter über dem Meere an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt den ersteren in fünf Gebiete, nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst ihnen verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf,

Digitized by

Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Wisent, Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon, Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springmaus und andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Wisent dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalten zeigen sollte. Hochasien bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Turkestan, die Mongolei, Japan, Nepal und die Eufratländer. Diese Gebiete zeichnen aus: der japanesische Makak, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandiltis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder Grunzochse. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter Südasien Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo sowie die Molukken. Hier leben der Orang-Utan, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband- und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, langschwänzige Pardel, Jagdpanther und noch mehrere andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Nilgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Rinder.

Afrika zeigt ein nicht minder selbständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorilla und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Aeffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der Löffelhund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hyänenhund, der Löwe, Pardel, Gepard, Serwal und Karakal sowie die Falbkatze, die meisten Erd-

Digitized by Google

eichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Giraffe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europa's. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmut Afrika's ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Giraffe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheure Gebirge und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen bloß noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerika's hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel- und Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, drei Tapire, die Bisamschweine einige Hirsche, drei, oder richtiger zwei Lamas ꝛc. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre; wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerika's oder Chile, die Pampas der Platastaaten, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Wollmäuse und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbständiges Gepräge, bei all seiner Armut an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren zu. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt; der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Aeffer bewohnen bloß die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich in Neuholland, Amerika und Asien; die Wenigzähner fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer waren ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrika's, immerhin eine große

Digitized by Google

Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an; ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: die Affen und Aeffer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähner 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten. Genauigkeit beansprucht diese Aufzählung nicht.

Hierzu würden die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kannte H. von Mayer etwa 800 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium"; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern selbst das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil) von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich gegenwärtig noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebenso viele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnern 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, so weit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Leibliche und geistige Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugnis, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich nach seinen Gaben ein und benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel; allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen als diese.

Die Säugethiere sind wesentlich Landbewohner, und je vollendeter eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landthier sein. Im Wasser finden wir daher bloß die plumpesten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die entwickeltsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleiche zu den Walen Zwerge. Das Wasser erleichtert jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse, und je leichter ein Thier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Thiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nöthig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältnis verkümmert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Bestimmung für die Lebensweise des Thieres. Noch mehr aber wird diese Bestimmung durch die Ausrüstung ausgesprochen. Daß ein Fisch- oder Flossensäuger schwimmt oder ein Flatterthier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst, ebenso gut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die

Digitized by Google

Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Thieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich Folgendes sagen: Die Altweltsaffen sind Baum- oder Felsen-, die Neuweltsaffen und die Aeffer aber ausschließlich Baumthiere; die Fledermäuse treiben sich in der Luft umher, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Felsen; die Kerbthierräuber leben größtentheils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen; die fleischfressenden Raubthiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser: doch gehört die größere Anzahl den Erdthieren an, und nur sehr wenige führen ein theilweise unterirdisches Leben; die Beutelthiere hausen auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagethiere überall, nur nicht im Meere, größtentheils aber in Höhlen; die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumthiere; die Dickhäuter leben wieder größtentheils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Einhufer und Wiederkäuer sind ausschließlich Erd- oder Felsenthiere, die Flossenfüßler und Wale endlich Meerbewohner.

Es muß Jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß nicht allein die Heimat im weiteren Sinne, sondern auch der Wohnkreis, ja, der eng begrenzte Aufenthaltsort des Thieres in dem Geschöpfe selbst sich kund gibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Thier offenbart sich nicht allein in der jedem Thiere eigenthümlichen Gliederung, sondern auch, und zwar sehr scharf und bezeichnend, in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Thier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes genau entspricht. Der außerordentliche Vortheil, welchen das Thier von einer solchen Gleichfarbigkeit mit seiner Heimat ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß das Raubthier an seine Beute möglichst unmerkbar sich anschleichen, das schwache Thier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß. Es liegt mir fern, in der Gleichfarbigkeit des Thieres und seiner Heimat ein Schöpfungswunder zu erblicken, weil ich das Thier einfach als Erzeugnis seiner Heimat betrachte und über das Wie dieser Zusammengehörigkeit nicht früher grübeln mag, als mir die Wissenschaft haltbare, auf natürlichem Grunde fußende Vorlagen zur Erklärung gewähren kann; ich will hier auch keine Erklärungen, sondern einfache Thatsachen geben.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt und Braun, Grasgrün und Grau die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides; sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flatterthiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen oder der Dämmerung. Unter den Raubthieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reineke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebenso wohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbene Gewand der Wüste. Die Hiänen, als Nachtthiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Pardel, Gepard und Serwal geben sich als echte Steppenthiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und darf daher auch das Thier schon malen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal dagegen bekundet sich als echtes Wüstenthier; der Tiger zeigt sogar die Rohrstängel seiner Bambuswälder in den schwarzen Streifen, der Leopard die buntlaubigen Gebüsche Mittelafrika's auf seinem Felle; die amerikanischen Katzen spiegeln ihre bunten Wälder wieder. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdthiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün

sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allseitigkeit auch im Felle. Beim Baummarder ist es braun, beim Steinmarder graulicher, beim Iltis fahler; das Wiesel endlich wechselt seine Sommertracht mit dem Winter- oder Schneekleide. Unser Bär ist erdbraun, der Eisbär weiß, der Waschbär rindenfarbig. Die Beutelthiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfarbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Hasen. Jeder Jäger weiß, was es sagen will, einen Hasen im Lager zu sehen: die Aehnlichkeit seines Pelzes und des Bodens ist so groß, daß man auf zehn Schritte Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüstenhase ist natürlich isabellgelb, der nordische oder Hochgebirgshase aber wechselt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlenthier, hat graue Färbung. Unser Eichhörnchen ist fichtenrindenbraun, das nordische und das fliegende dagegen sind birkenrindenfarbig. Feldmäuse haben ein graubraunes, Wüstenmäuse ein fahlgelbes, Steppenmäuse ein gelblichbraunes, oft gestreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirsche ein Waldkleid, die Gemsen, Renthiere und Steinböcke ein Felsenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüstenkleid. Die Einhufer geben sich wenigstens im Quagga, Zebra und wilden Esel als Steppenthiere, die Vielhufer in ihrem unbestimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel ist eine allgemeine, und Ausnahmen sind nicht häufig. Man wird selten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder silbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, röthlichgrau, erdbraun und schneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermuthet. Isabellgelb ist Wüstenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aschgrau Felsenfarbe; bei Nachtthieren ist Grau vorherrschend, Tagthiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemischt. Große Unsicherheit, Unbestimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielseitigkeit in der Lebensweise schließen; bestimmte Färbung deutet auf einen abgeschlossenen bestimmten Wohnort des Thieres: einfach gelbe Thiere sind immer Wüstenbewohner, einfach weiße fast ausnahmslos Schneethiere.

Nicht alle, aber doch viele Säugethiere wechseln alljährlich ihr Kleid; es läßt sich dieser Vorgang jedoch kaum mit der Mauser der Vögel vergleichen. Bei den beschuppten Mitgliedern der Klasse, namentlich bei Schuppen- und Gürtelthieren, ersetzen sich wahrscheinlich nur die gewaltsam ausgerissenen Panzertheile, bei denen, welche ein Stachelkleid tragen, wie Igel und Stachelschweine, fallen unzweifelhaft viele von den umgewandelten Haaren aus: es fragt sich nur, ob dies ebenso regelmäßig geschieht, wie bei behaarten Säugern die Härung erfolgt. Bei den Walthieren findet der Ersatz ihrer schleimigen Haut wohl in derselben Weise statt wie bei uns die Neubildung der Oberhaut; Beobachtungen hierüber fehlen aber noch gänzlich. Auch bei den Affen, insbesondere bei den Menschenaffen, habe ich keine innerhalb einer bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Frist vor sich gehende Härung, vielmehr nur ein allmähliches Nachwachsen der Haare bemerkt, und möglicherweise gibt es noch viele in den Wendekreisländern lebende Säugethiere, bei denen es sich ebenso verhält. Unsere nordischen Säugethiere aber hären sich sammt und sonders und zwar in einer wesentlich sich gleichbleibenden Weise. Nachdem die kalte Jahreszeit vorüber und der Frühling wirklich eingetreten ist, lockern sich die Wurzeln der Haare des bisher getragenen Kleides, und es fallen Grannen- und Wollhaare aus. Gleichzeitig sprossen neue Grannenhaare hervor, wachsen ziemlich rasch und durchdringen das filzige Gewebe des alten abgestoßenen Pelzes, welcher, wenn er reich war, noch geraume Zeit in flockigen Fetzen am Leibe hängen bleibt und erst nach und nach abgekratzt, abgescheuert und abgeweht wird; bald darauf beginnt auch das Nachwachsen der Wollhaare, deren raschere Entwickelung jedoch erst später im Jahre erfolgt. Es besteht daher das Sommerkleid der Säugethiere höherer Breitengrade und Gebirgsgürtel überwiegend aus Grannenhaaren, während im Winterkleide die Wollhaare vorherrschen, erstere mit Beginn der kalten Jahreszeit wohl auch gänzlich wieder ausfallen können. So geschieht es beispielsweise bei unseren Hochwildarten, deren Decke im Sommer aus Grannen- und wenigen, hier eigenthümlich veränderten, Wollhaaren, im Winter dagegen fast ausschließlich aus letzteren besteht. Eine doppelte Härung,

d. h. ein vollständiges Wechseln des Kleides im Frühlinge und im Herbste, findet meines Wissens bei keinem Säugethiere statt; wohl aber kann ein Ausbleichen und Umfärben der Haare erfolgen. Die Härung beginnt plötzlich, das Nachwachsen der neuen Haare geschieht allmählich und wird höchstens bei jählings eintretendem rauhen Wetter beschleunigt. Selbst sehr tüchtige Beobachter haben angenommen, daß das Fell solcher Thiere, welche ein dunkles Sommer- und ein weißes Winterkleid tragen, einer zweimaligen Härung unterworfen sei, sich jedoch, wie meine an gefangenen Eisfüchsen und Schneehasen angestellten, später mitzutheilenden Beobachtungen unwiderleglich darthun, vollständig geirrt. Auch in diesem Falle löst sich das Wunderbare, schwer Begreifliche in einen einfachen, stetig vor- und fortschreitenden Hergang auf.

Bei weitem die meisten Säugethiere sind gesellig und scharen sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleine oder große Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder die Anzahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Bei den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen Gesellschaften von Tausenden vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweise vereinigt die Noth: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe jagen selbst erklärte Feinde in dichtem Gedränge dahin.

In jedem größeren Vereine erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre, namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei anderen geselligen Thieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer, und zwar erst nach sehr hartnäckigem, nebenbuhlerischem Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen: hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Das erwählte oder wenigstens anerkannte Leitthier übernimmt die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die schwachen Glieder derselben zuweilen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugethiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt und hierdurch nur noch mürrischer und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Sieger den Besiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt sich, wie bekannt, schon der Mensch eine solche Abscheulichkeit zu Schulden kommen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und Nachtthiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im ganzen genommen vielleicht mehr eigentliche Tag- als Nachtthiere geben, jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen gibt es bloß einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorscheine, so lange die Sonne noch am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen lebenden sind größtentheils Tagthiere, einer Verfolgung aber auch weniger ausgesetzt; es würde jedoch voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien als die, welche bei Tage thätig sind; denn wir brauchen eben bloß an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu

Digitized by Google

werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloſeren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geſchützt ſind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beſchäftigen ſich die meiſten Säuger ausſchließlich mit Aufſuchen ihrer Nahrung. Dieſelbe kann höchſt verſchieden ſein. Alle Mitglieder unſerer Klaſſe ſind ſelbſtverſtändlich Pflanzenfreſſer oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Faſt alle Erzeugniſſe der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfreſſer verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräſer, Diſteln, Moſe, Flechten, oder einzelne Theile von Pflanzen, als Blüten, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüſſe, Zweige, Aeſte, Dornen, Rinde ꝛc. Die Raubthiere nähren ſich von anderen Säugern oder von Vögeln, Lurchen, Fiſchen, Würmern und Weichthieren; einige freſſen bloß ihre ſelbſt erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verſchonen ſogar ihr eigenes Fleiſch und Blut nicht.

Dieſe Mannigfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verſchiedenheit des Erwerbes derſelben, d. h. die Verſchiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu ſich; der Elefant ſteckt ſie mit dem Rüſſel in das Maul; die größte Mehrzahl aber nimmt ſie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem ſie dieſelbe vorher mit den Tatzen erfaßt und feſtgehalten hat. Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüſſel abgebrochen, mit den Zähnen abgebiſſen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüſſel aus der Erde gewühlt, thieriſche Nahrung dagegen bei wenigen, z. B. bei den Fledermäuſen, Hunden, Fiſchottern, Robben und Walen, gleich mit dem Maule aufgenommen, bei anderen aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüſſel ausgegraben, ſo von den Maulwürfen, Spitzmäuſen, Igeln und Schweinen.

Die Säugethiere freſſen viel, verhältnismäßig jedoch weniger als die Vögel. Dies ſteht auch mit ihrer geringeren Regſamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit ſuchen ſie die Ruhe und verfallen hierbei entweder bloß in einen Halbſchlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen zeigen ſich, wie geſagt, nur wenige aufgelegt; es ſind faſt nur die Jungen, welche hierzu Luſt haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wiſſen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfreſſern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und ſie ſind zu klein und zu ſchwach, als daß ſie ſich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden unfähig, würden ſie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in ſehr merkwürdiger Weiſe für ſie geſorgt hätte. Es ſcheint zwar, daß ſie ſich ſelbſt ſchützen könnten, indem ſie ſich tief gelegene, dick und weich ausgepolſterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung verſehen werden; allein die Natur übernimmt doch die Hauptſorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient bloß dazu, ſie während der Zeit, in welcher ſie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu ſchützen. Dieſe Säuger, welche ſo recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erſcheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, ſondern zehren, während ſie in einen todesähnlichen Schlaf verſinken, langſam von ihrem Fette: ſie halten Winterſchlaf.

Wenn der Herbſt faſt zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen die Schläfer in ihre künſtlichen, ſehr warmen Schlupfwinkel ſich zurück, rollen ſich zuſammen und fallen nun bald in eine ſchlafähnliche Erſtarrung. Ihr Herzſchlag wird langſamer und ihre Athmungsthätigkeit dem entſprechend in auffallender Weiſe gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden ſteif und kalt; der Magen und Darmſchlauch entleeren ſich vollſtändig und ſchrumpfen zuſammen. Der Leib erhält hierdurch eine Fühlloſigkeit, welche ohne Gleichen iſt. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterſchlafe

Digitized by Google

enthaupteten Murmelthieres noch drei Stunden nach seiner Tödtung fortschlug, anfangs sechszehn bis siebzehn Mal in der Minute, dann immer seltener, und daß der abgeschnittene Kopf nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit zeigte. Der Winterschlaf ist ein wirklicher Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich bloß noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß ihn das Thier überdauert. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Thiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein; die geringe Athmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe oben mitgetheilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzig Mal weniger athmet als im wachen Zustande und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältnis auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Ein Wärmemesser, welchen man in den Leib eines während des Winterschlafes getödteten Murmelthieres senkte, wies bloß noch etwas über 7° R. Wärme nach, während die Blutwärme der Säugethiere sonst durchschnittlich zwischen 28 und 30° beträgt. Setzt man das schlafende Thier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintodten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählich in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Uebrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nach einander: jeder Wechsel während seines Halblebens ist ihm schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Todtenschlaf halten, während sie dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer, wie so oft selbst von gediegenen Leuten fälschlich geschieht.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht wie bei den Vögeln von einer wirklichen Wanderung sprechen. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen; der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene munteren und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renthier und der Bison, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an; einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug: allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist viel einförmiger als das der beweglichen Luftbewohner. Bloß die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen, indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt

Digitized by Google

entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichliche Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die weiblichen bekümmern, finden sich bei diesen ein und bekunden eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe werden zwischen diesen ausgefochten und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen; selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres regt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnismäßig ebenso wacker wie der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher waren: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden äußerst zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen sich stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint, und die verliebten Löwinnen geberden sich, als ob sie ihre Liebhaber verschlingen wollten; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstande ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne bei deren Anblick sofort in ein höchst wüthendes Fauchen übergehen; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein, sobald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Theiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen wird ꝛc. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen oder wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später doch gefallen lassen. Die Paarung erfolgt bei vielen in der häßlichsten und uns widerstrebendsten Weise; sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielehigkeit zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugethiere zur Befruchtung aller Keimbläschen oder Eier, welche für ein und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als 24 Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer 14 oder 16 werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Thier dabei behülflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hülfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Gültiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen

Digitized by Google

Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die Nachgeburt wird von vielen Thieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so z. B. von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beutelthieren ähneln sie einem rohen Stücke Fleisch; sie werden aber in die diesen Thieren eigenthümliche Hautfalte am Bauche, die sogenannte Tasche, gesteckt und in ihr gleichsam ausgetragen; die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie geboren werden, und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch. Alle höheren Thiere gebären sehende Junge, welche jedoch so hülflos sind, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; deshalb sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit mit allen vier Gliedern fest angeklammert an ihrer Mutter hängen.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheil oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar Theil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er vertheidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesammtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen ihre Zitzen oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht im Laufen, Klettern, Schwimmen ꝛc., hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, welcher es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wüthend, bösartig und zornig nach außen hin. Sie lebt und sorgt bloß für ihre Kinder und scheint, so lange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Thier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind dies wünscht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sind: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten — keine Menschenmutter kann stolzer als sie auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugethiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freude bereiten.

Man kann bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältnis zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, ihre Nahrung sich selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Thier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Theil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den anderen zu kümmern. Die geistig begabtesten Thiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so von einander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammenkommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältnis zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Digitized by Google

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden wie seine Größe. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seiner Ausbildung, selbst der Elefant wird eher groß als er.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersäuger ein höheres Alter als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahre alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden; bei anderen tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüte gelangt, ist schon sehr selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte wie auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nur selten, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche.

„Das Thier hat auch ein Schicksal", sagt Scheitlin. „Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Theil auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Thieres theilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere streckt die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald darauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert: es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über; rohe Menschen quälen es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser. Es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und seine Vorderrücken bluten vom Riemenwerke, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft; es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die Rippen geschlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, todtgestochen, oder es krepirt endlich. Das ist der Fluch mancher Pferde, und diesen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manches andere Thier. Tagelöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchsten Stufen der Ehre steigen sie zur tiefsten Schande herab; ihr Dasein geht vom üppigsten Ueberflusse bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüte zur elendesten Krankheit und Altersschwäche herab. Glücklich, daß wenigstens das tiefstehende Thier seinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Thiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!

„Andere Thiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekost, geküßt, zu Tische geladen, kostbar gespeist, Aerzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen übertrifft, so daß er sagen müßte: das Loos ist mir gefallen auf das lieblichste, mir ist ein schönes Erdentheil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reisen, mit genießen, kurz, so weit er kann, gerade wie ein Mensch thun; es wird an seinem Grabe noch geschluchzt. Mancher völlig untaugliche, bissige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt

Digitized by Google

bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrod, wie es tausende von Menschen, die es besser verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Thier hat sein Schicksal."

Aber nicht bloß die wenigen Hausthiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr sich unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung theilen; zum Lasttragen, Ziehen und Reiten, zum Kriege wie zur Jagd, zum Post- und Hirtendienst, zu Gaukelkünsten und Kurzweil müssen sie ihm ihre Kräfte leihen. Zur Nahrung dienen ihm ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Schmeer und Fett, und selbst ihre eigenen gesammelten Vorräthe. Andere liefern Wohlgerüche, Spezerei und Arzneimittel, sehr viele müssen ihr Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung, ihre Haut zu Leder, ihre Wolle zu Gespinsten und Geweben, hergeben, noch andere liefern Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein für seine Industrie, Düngstoffe für seinen Acker. Einen solchen Nutzen kann keine andere Klasse des Thierreichs für uns aufweisen, und deshalb eben sind die Säuger bei weitem die wichtigsten aller Thiere für den menschlichen Haushalt; deshalb eben kann man sagen, daß das bequeme Leben der Menschen, wie wir es gewohnt sind, ohne die Säugethiere geradezu unmöglich sein würde. Aber wir sehen auch wiederum aus dem Nutzen, welchen die Säugethiere uns gewähren, aus der treuen Hülfe, welche sie uns leisten, aus der Verbrüderung, welche sie mit uns eingehen, — wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.

Digitized by Google

Erſte Reihe.

Die Handthiere.

Digitized by Google

Erſte Ordnung.

Die Hochthiere (Primates).

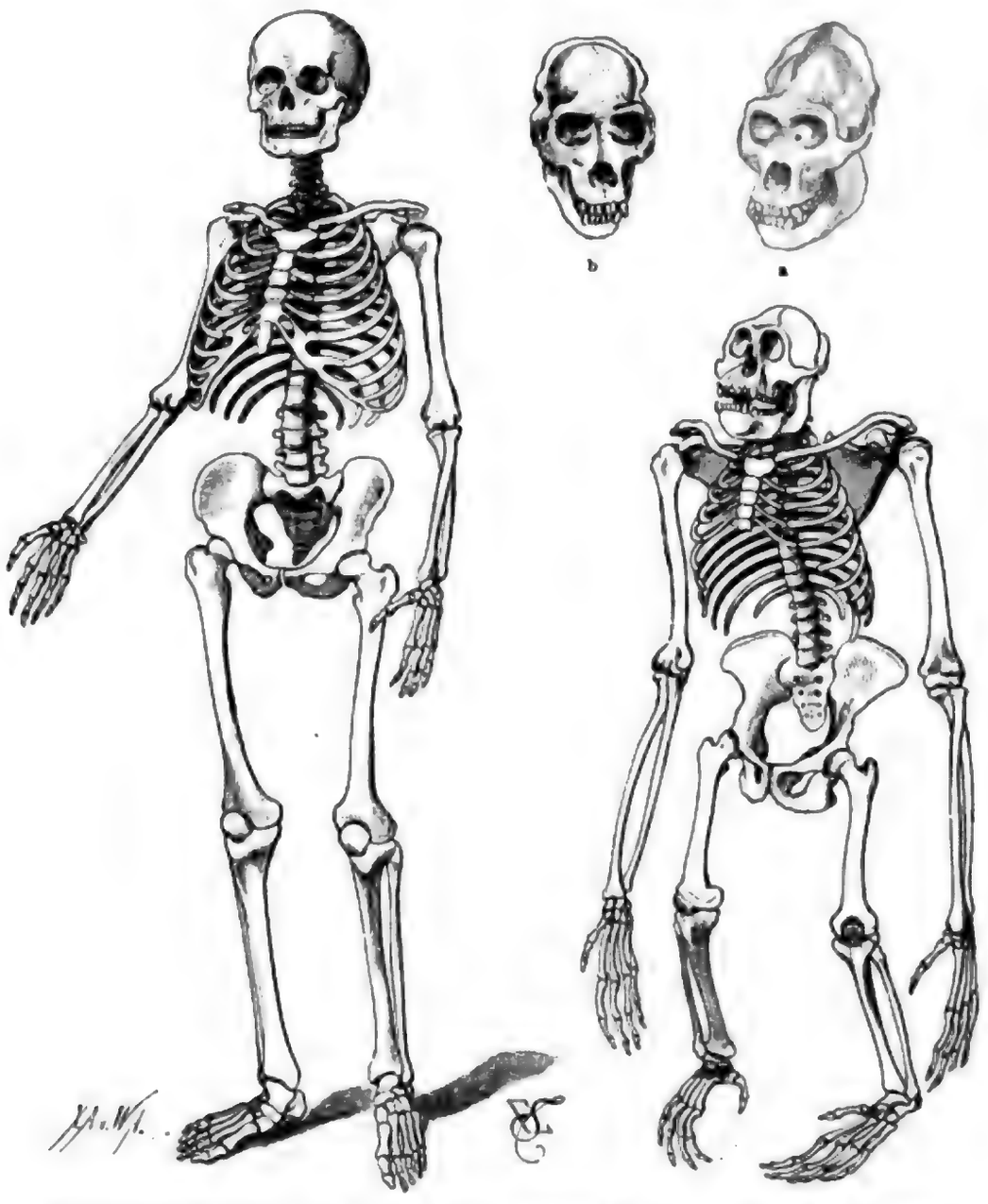
Die erſte Unterordnung der Hochthiere lehrt uns den Menſchen, die zweite ſeine nächſten Verwandten kennen.

Wagler nennt die Affen „umgewandelte Menſchen" und wiederholt damit die uralte und doch immer neue Anſicht aller Völker, welche mit dieſen fratzenhaften Weſen verkehrt haben und verkehren; das Gegentheil ſeines Ausſpruches würde heutzutage gültigen Anſchauungen entſprochen haben. Nicht die Affen ſind umgewandelte Menſchen, ſondern dieſe vollkommener entwickelte Affen oder, falls ein ſolcher Ausdruck anſtoßen ſollte, höher ſtehende Handthiere.

Von den alten Völkern ſcheinen nur die Egypter und Inder eine gewiſſe Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Egypter, auf deren Affenwürdigung ich zurückkommen werde, gruben ihre Bildniſſe in den unvergänglichen Porphyr ein und ſchufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter; die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, Häuſer und Tempel. Salomo ließ ſich zwar ebenfalls Affen aus Ophir kommen, und die Römer hielten ſolche zu ihrem Vergnügen, ſtudirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den inneren Bau des Menſchen, freuten ſich der drolligen Nachahmungsſucht der Thiere, ließen ſie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten ſich aber nie recht mit ihnen und verkannten, ebenſowenig wie Salomo, das „Thier" in ihnen. Die Araber gehen noch weiter; denn ſie ſehen in ihnen Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten, denen nichts heilig, nichts achtbar, nichts zu gut und nichts zu ſchlecht iſt, welche keine Freundſchaft halten mit anderen Geſchöpfen des Herrn und verflucht ſind ſeit dem Tage, an welchem ſie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menſchen zu Affen verwandelt wurden, von Allah Verdammte, welche jetzt das Bild des Teufels und des Adamsſohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders als die Araber. Anſtatt unſerer nächſten Verwandten und vielleicht Vorgänger wollen auch wir kaum mehr in ihnen erkennen als Zerrbilder unſerer ſelbſt und ſchleudern das Urtheil der Verdammnis auf ſie. Daraus erklärt ſich mindeſtens theilweiſe der mit gelindem Entſetzen gemiſchte Abſcheu aller nicht naturwiſſenſchaftlich Gebildeten oder Verbildeten vor den Folgerungen, zu denen Darwins Lehre Veranlaſſung gegeben hat. Der Menſch, leiblich ein veredelter Affe, geiſtig ein Halbgott, will nur das letztere ſein und verſucht mit kindiſcher Aengſtlichkeit ſeine nächſten Verwandten von ſich abzuſtoßen, als könne er durch ſie irgendwie beeinträchtigt werden.

Es iſt beachtenswerth, daß wir bloß diejenigen Affen wirklich anmuthig finden, welche die wenigſte Aehnlichkeit mit den Menſchen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen dieſe



Gerippe des Menschen und des Gorilla; a männlicher und b weiblicher Schädel des letzteren.
(Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen zu viel und zu wenig. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß, in der Affengestalt gibt sich oft widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den in beider Anlage begründeten Unterschied, welcher jedoch keineswegs ein durchgreifender ist, vielmehr nur als ein bedingter, nicht aber unbedingter aufgefaßt werden darf. Jedenfalls ist es unrichtig, die Affen als mißgebildete Geschöpfe zu bezeichnen, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt und auch von mir selbst geschehen ist. Es gibt bildschöne, und es gibt sehr häßliche Affen; mit dem Menschen aber ist dies nicht im geringsten anders: in einem Eskimo, Buschmann oder Neuholländer sehen wir auch kein Vorbild Apollo's. An und für sich sind die Affen sehr wohl ausgestattete Thiere; mit dem höchststehenden Menschen verglichen, erscheinen sie als Zerrbilder des vollendeteren Wesens. Doch hüte man sich vor aller

Digitized by Google

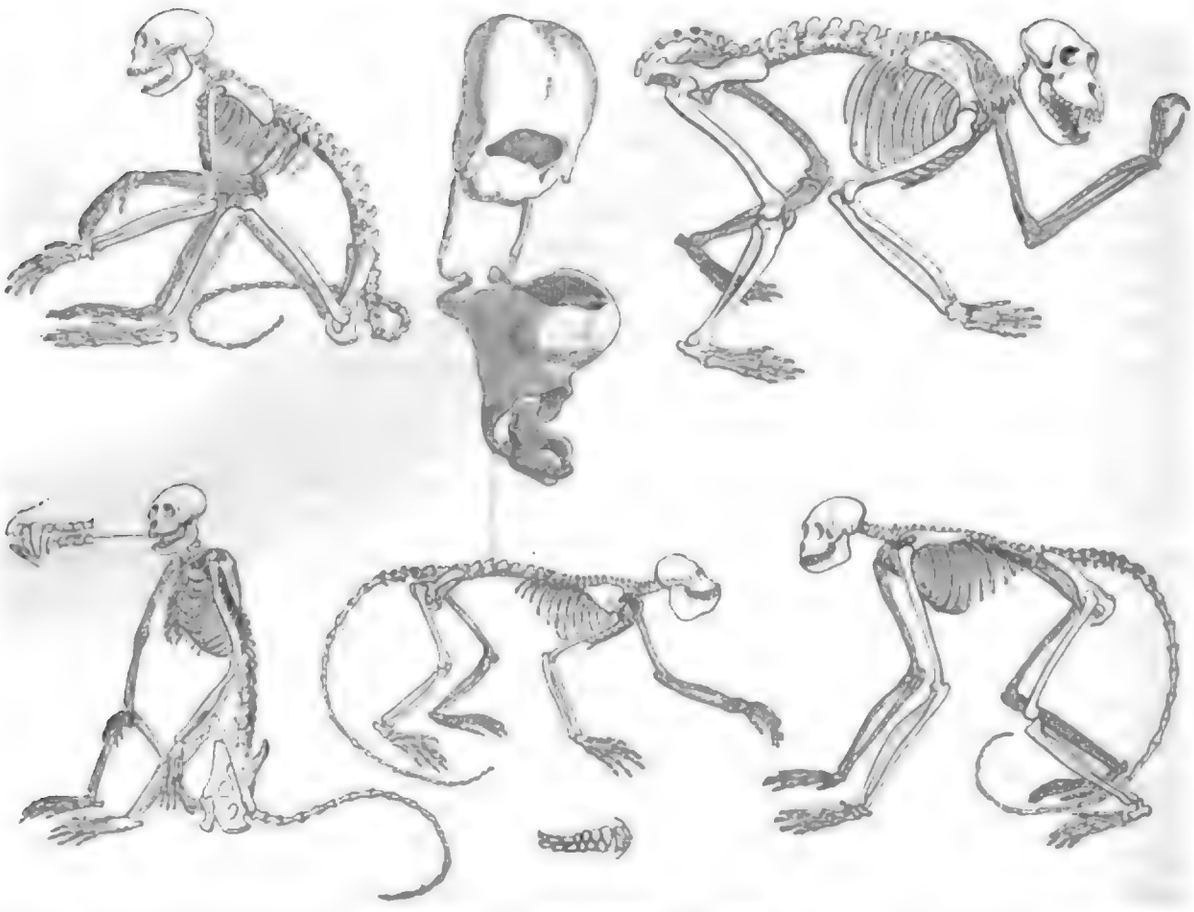
Ueberſchwenglichkeit; denn der Affenmenſch ſpiegelt ſich ſelbſt in den Augen des ſalbadernden Menſchenverherrlichers als Bruder des Menſchenaffen.

Die Leibesgröße der Affen ſpielt in weiten Grenzen: der Gorilla kommt einem ſtarken Manne, das Seidenäffchen einem Eichhorne gleich. Auch der Bau des Leibes iſt ſehr verſchieden, wie die im allgemeinen richtigen Bezeichnungen „Menſchen-, Hund- und Eichhornaffe" beſſer als lange Beſchreibungen darthun. Einige ſind maſſig, andere ſchlank, dieſe plump, jene zierlich gebaut; die einen haben ſtämmige, die anderen ſchmächtige Gliedmaßen, die meiſten lange, einige kurze, einzelne gar keine Schwänze. Ebenſo verhält es ſich mit der Behaarung: bei dieſen deckt ein ſpärliches Haarkleid, bei jenen ein ziemlich dichter Pelz den Leib. Die Farben des Felles, im ganzen düſter, können doch zuweilen lebhaft und anſprechend ſein, während die der nackten Theile oft geradezu grell, für unſer Auge abſtoßend erſcheinen.

Die Uebereinſtimmung des inneren Leibesbaues der Affen iſt größer als man, von ihrer äußeren Erſcheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Gerippe enthält 12 bis 16 Bruſtwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüſſelbein iſt ſtark; die Unterarmknochen ſind getrennt und ſehr beweglich, die Handwurzelknochen geſtreckt, die der Finger aber theilweiſe verkümmert, während an den Füßen gerade der entgegenſetzbare Daumen auffällt. Der Schädel iſt ſehr verſchieden geſtaltet, je nachdem der Schnauzentheil vor- oder zurücktritt und der Hirnkaſten ſich erweitert; die Augen liegen vorn, in ſtark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbogen ſtehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwiſchen den verſchiedenen Zähnen: vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer pflegen es zu bilden. Unter den Muskeln verdienen die der Hände unſere Beachtung, weil ſie im Vergleiche zu denen der Menſchenhand außerordentlich vereinfacht erſcheinen. Der Kehlkopf befähigt nicht zu einer Sprache im menſchlichen Sinne; die ſackartigen Erweiterungen der Luftröhre dagegen begünſtigen gellende, heulende Laute. Beſonderer Erwähnung werth ſind die Backentaſchen, welche einige Affenſippen beſitzen: Ausbuchtungen der Mundhöhlenwände, welche durch eine hinter dem Mundwinkel gelegene Oeffnung mit der Mundhöhle in Verbindung ſtehen und zur zeitweiligen Aufſpeicherung der Nahrung dienen. Bei den Meerkatzen, Makaken und Pavianen erreichen ſie die höchſte Entwickelung und ziehen ſich tiefer herab als der Unterkiefer; bei den Schlankaffen verringern ſie ſich bis auf ein ſehr kleines Säckchen; den Menſchenaffen wie denen der Neuen Welt fehlen ſie gänzlich.

Man nennt die Affen oft auch Vierhänder und ſtellt ihnen die Zweihänder oder Menſchen wegen des abweichenden Hand- und Fußbaues als grundverſchiedene Thiere gegenüber. Beides iſt falſch: die Affen ſind keine Vierhänder, und die Zweihänder unterſcheiden ſich durch ihren Hand- und Fußbau wohl merklich, aber nicht grundſätzlich. Giebel verſichert zwar, daß „Vergleichung beider Hände die behauptete Abſtammung des Menſchen von den Affen als durchaus unmöglich erweiſe und letzterer Unbildungsfähigkeit bekunde"; auf dieſen Ausſpruch iſt jedoch kein Gewicht zu legen: denn eine unmittelbare Abſtammung des Menſchen von den jetzt lebenden Affen hat weder Darwin noch einer ſeiner Anhänger oder Vorgänger behauptet. Vergleicht man Menſchen- und Affenhand und Menſchen- und Affenfuß, ſo wird man zunächſt erkennen müſſen, daß die einen wie die anderen nach denſelben Grundgeſetzen gebaut ſind. Man wird demgemäß entweder auch den Menſchen zu den Vierhändern rechnen oder aber die Affen Zweihänder nennen müſſen. Selbſtredend bin ich weit entfernt, die Verſchiedenheit von Hand und Fuß bei Menſch und Affe wegleugnen zu wollen, ſtelle aber in Abrede, daß dieſer Unterſchied des Baues zu einer ſo weit gehenden Trennung, wie ſie auf Hand und Fuß begründet worden iſt, berechtigen könnte.

Um meiner Behauptung eine Grundlage zu geben, beſchreibe ich Hand und Fuß eines jungen lebenden Schimpanſe. Die mittelgroße Hand erſcheint ihrer Schmalheit halber ſehr lang: ihre Breite, in der Mitte des Handtellers gemeſſen, beträgt nur 5 Centim., ihre Länge dagegen



Gerippe des weiblichen Hulman. Marimonda. — Stimmſäcke des Brüllaffen (vergrößert). Brüllaffe. (Aus dem Berliner anatomiſchen Muſeum.) — Bärenpavian. Meerkatze.

13 Centim. Der Daumen iſt auffallend klein, ſchwach und ſo kurz, daß er zuſammengelegt nur die Einlenkung des Zeigefingers erreicht. Die Finger, welche äußerlich, wie beim Menſchen, in der Hälfte der Handlänge gelenken, und ſich ebenſo wie hier abſtufen, ſind bedeutend kräftiger, zumal dicker als der Daumen; namentlich gilt dies für Mittel- und Ringfinger, wogegen Zeige- und Kleinfinger zumal im Vergleiche zu den menſchlichen ſchwächer erſcheinen. Auffallend kurz iſt das Nagelglied der Finger, welche außerdem einen durchaus regelmäßigen Bau zeigen. Alle Nägel ſind im Verhältnis zu den menſchlichen klein. Der Daumen kann den übrigen Fingern ebenſo weit entgegengeſetzt werden, wie dies an der menſchlichen Hand der Fall iſt; auch die Finger laſſen ſich faſt ebenſo weit wie die der menſchlichen Hand ſpreizen; doch ſcheint die willkürliche Beweglichkeit der geſammten Hand, obgleich ſie allen von mir angeſtellten Bewegungen im ganzen und einzelnen willig folgt, beſchränkter zu ſein als die der unſerigen. Der Fuß iſt faſt genau ebenſo lang wie die Hand, 12,8 Centim. nämlich, erſcheint jedoch breiter und iſt dies von der Einlenkung der Zehen wirklich, da hier die Breite reichlich 5,5 Centim. beträgt. Die Zehen ſind verhältnismäßig länger als die menſchlichen und namentlich die Daumenzehen ſtark entwickelt; denn während die Länge der Mittelzehe 3,8 Centim. beträgt, mißt die Daumenzehe 4,6 Centim. Letztere kann auch ebenſo gut und ebenſo weit, wie der Daumen den anderen Fingern, den übrigen Zehen entgegengeſetzt, aber ebenſo ohne ſonderliche Anſtrengung an dieſelben ſo feſt angeſchloſſen werden, daß ſich beide einzig und allein in der Einlenkungsſtelle nicht berühren. Im übrigen ähnelt der Fuß dem menſchlichen in jeder Hinſicht, bis auf die Hautfalten der Sohle ſogar, obſchon dieſe erklärlicherweiſe einen etwas anderen, durch die größere Beweglichkeit der Daumenzehe bedingten Verlauf haben. Hand und Fuß ſind bis zu den Knöcheln mit Haaren bekleidet, von hier an aber nackt.

Digitized by Google

Soll ich das Ergebnis meiner Vergleichung in wenige Worte zuſammenſtellen, ſo lauten dieſe, daß ich außer Stande bin, einen durchgreifenden Unterſchied zwiſchen beiden aufzufinden. Selbſtverſtändlich weichen beide Glieder von den entſprechenden des Menſchen ab; beide aber ſind genau nach denſelben Grundzügen gebaut, und die Verſchiedenheit der Entwickelung darf wohl auf die Verſchiedenheit der Verwendung zurückgeführt werden. Daß auch bei anderen Affen der Gegenſatz zwiſchen Hand und Fuß erſichtlich iſt, lehrt ein Blick auf die umſtehend gegebenen Abbildungen.

Ungeachtet der großen Aehnlichkeit zwiſchen Menſch und Affe laſſen ſich Unterſcheidungsmerkmale aufſtellen; nur darf man denſelben nicht ausnahmsweiſe ein größeres Gewicht beilegen, als man ſonſt bei Vergleichung verſchiedener Säugethiere zu thun pflegt. Der hagere, behaarte Leib ohne Geſäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Geſäßſchwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thieriſche Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen dünnen Lippen ſind Kennzeichen der Affen, welche als gegenſätzliche von denen der Menſchen aufgefaßt werden dürfen.

Oken beſchreibt die Affen im Vergleiche zu dem Menſchen mit folgenden Worten: „Die Affen ſind dem Menſchen ähnlich in allen Unſitten und Unarten. Sie ſind boshaft, falſch, tückiſch, diebiſch und unanſtändig, ſie lernen eine Menge Poſſen, ſind aber ungehorſam und verderben oft den Spaß mitten im Spiele, indem ſie dazwiſchen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurſt. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuſchreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den ſie für den Menſchen hätten. Wacheſtehen, Aufwarten, verſchiedene Dinge holen, thun ſie bloß ſo lange, bis ſie die Narrheit anwandelt. Sie ſind nur die ſchlechte Seite des Menſchen, ſowohl in leiblicher wie in ſittlicher Hinſicht.“

Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Schilderung im weſentlichen nicht unrichtig iſt. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht ſein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derſelben nicht vergeſſen. Ueber ihre geiſtigen Eigenſchaften in Einem abzuurtheilen, iſt nicht gerade leicht, weil die ganze Sippſchaft zu viele ſich widerſprechende Eigenthümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, liſtig, tückiſch, zornig oder wüthend, rachſüchtig, ſinnlich in jeder Hinſicht, zänkiſch, herrſch- und raufſüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenſchaftlich ſind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menſchen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernſthaftigkeit, ihre Geſelligkeit, ihren Muth und ihr Einſtehen für das Wohl der Geſammtheit, ihr kräftiges Vertheidigen der Geſellſchaft, welcher ſie angehören, ſelbſt gegen ihnen überlegene Feinde, und ihre oft ſehr unſchuldige Luſt an Spielereien und Neckereien nicht vergeſſen. Und in einem Punkte ſind ſie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, ſondern ſelbſt anderer Ordnungen, ja ſogar anderer Klaſſen des Thierreichs. Der Affe in ſeiner ſinnlichen Liebe iſt ein Scheuſal; er kann aber in ſeiner ſittlichen Liebe manchem Menſchen ein Vorbild ſein!

Die geiſtige Ausbildung, welche die Affen erreichen können, erhebt ſie zwar nicht ſo hoch über die übrigen Säugethiere, mit Ausſchluß des Menſchen, ſtellt ſie aber auch nicht ſo tief unter den Menſchen, als von der einen Seite angenommen, von der anderen behauptet worden iſt. Die Hand, welche der Affe beſitzt, gewährt ihm vor anderen Thieren ſo große Vorzüge, daß ſeine Leiſtungen theilweiſe größer erſcheinen, als ſie ſind. Er iſt gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele ſeines Geſchlechtes beſitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunſt oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er ſich nach kurzer Uebung die verſchiedenartigſten Kunſtſtücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß er das ihm Gelehrte immer nur mit einem gewiſſen Widerſtreben, niemals aber mit Freude und Bewußtſein ausführt. Es hält nicht ſchwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Meſſer und Gabel zu eſſen, aus Gläſern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratſpießes oder zum Waſſerholen ꝛc. abzurichten; allein er wird ſolches nie mit derſelben Sorgfalt, ich möchte ſagen

Hand und Fuß verſchiedener Affen.

1, 2 Gorilla; 3—6 Tſchego; 7, 8 Schimpanſe; 9, 10 Orang-Utan; 11—13 Gibbon (Lar); 14, 15 Stummelaffe (Guereza); 16—18 Meerkatze (Malbrul); 19, 20 Pavian (Babuin); 21, 22 Krallenaffe (Seidenäffchen).

Gewiſſenhaftigkeit, thun wie ein wohlerzogener Hund. Dafür haben wir den Hund aber auch Jahrtauſende hindurch gepflegt, gelehrt, unterrichtet und ein ganz anderes Geſchöpf aus ihm gebildet als er war, während der Affe keine Gelegenheit hatte, mit dem Menſchen in nähere Verbindung zu kommen. Was Affen leiſten können, wird aus dem nachfolgenden hervorgehen und damit der Beweis geliefert werden, daß man Recht hat, ſie zu den klügſten aller Thiere zu zählen. Ein hoher Grad von Ueberlegung iſt ihnen nicht abzuſprechen. Sie beſitzen ein vortreffliches Gedächtnis und wiſſen ihre Erfahrungen verſtändig zu benutzen, mit wirklicher Schlauheit und Liſt ihre Vortheile immer wahrzunehmen, bekunden überraſchendes Geſchick in der Verſtellung und laſſen es ſich oft nicht merken, welche heilloſe Abſicht ſie in ihrem Gehirne ausbrüten, wiſſen ſich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, gegen ſie ſich zu wahren. Auch Gemüth muß ihnen zuerkannt werden. Sie ſind der Liebe und Zuneigung fähig, beſitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Ein Pavian, welchen ich beſaß, bewahrte mir unter allen Umſtänden ſeine unverbrüchliche Zuneigung, obgleich er leicht mit jedermann Freundſchaft ſchloß. Sein Herz ſchien jedoch bloß für die Liebe zu mir Raum zu haben; denn er biß ſeinen eben gewonnenen Freund, ſobald ich mich ihm und dieſem nahte. Eine ähnliche Engherzigkeit habe ich bei allen Arten der Ordnung, welche ich beobachten konnte, wahrgenommen. Die Liebe, welche alle Affen gegen ihresgleichen bethätigen, ſpricht ebenfalls für ein tiefes Gemüth. Sehr viele Thiere verlaſſen die Kranken ihres Verbandes, einige tödten, andere freſſen ſie ſogar: die Affen verſuchen ſelbſt ihre Todten wegzuſchleppen. Doch iſt ihre Zuneigung oder Liebe im allgemeinen ebenſo wetterwendiſch, wie ſie ſelbſt es ſind. Man braucht bloß das Affengeſicht zu ſtudiren, um ſich hierüber klar zu werden. Seine Beweglichkeit iſt unglaublich groß. In ebenſo raſcher wie unregelmäßiger Folge durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke: Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüſternheit, Genußſucht und andere Eigenſchaften und Leidenſchaften mehr. Und noch will es ſcheinen, als könne das Geſicht den Kreuz- und Querſprüngen des Affengeiſtes kaum folgen.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß alle Affen, trotz ihres Verſtandes, auf die albernſte Weiſe überliſtet und getäuſcht werden. Ihre Leidenſchaften tragen häufig einen vollſtändigen Sieg über ihre Klugheit davon. Sind jene rege geworden, ſo achten ſie auch die plumpeſte Falle nicht mehr und vergeſſen ihre Sicherheit gänzlich über der Abſicht, ihrer Gier zu fröhnen. Die Malaien höhlen harte Kürbiſſe durch eine kleine Oeffnung aus und füllen ſie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen gern freſſen. Dieſe zwängen, um zu ihrer Lieblingsſpeiſe zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfaſſen eins der Stücke mit ſolcher Gier, daß ſie ſich lieber fangen als das einmal Erfaßte wieder loslaſſen. In ſolcher Weiſe beherrſchen die Leidenſchaften auch die klügſten Affen — juſt wie ſo manche Menſchen. Ob man deshalb berechtigt iſt, ihren Verſtand zu unterſchätzen, möchte zu bezweifeln ſein.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabſchnitten über einen größeren Theil der Erde verbreitet als gegenwärtig; denn ſie hauſten im ſüdlichen Europa, in Frankreich und England. Gegenwärtig beſchränkt ſich ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde. Gleichmäßige Wärme ſcheint Lebensbedingung für ſie zu ſein. Einige Paviane ſteigen zwar ziemlich hoch im Gebirge empor und ertragen geringere Wärmegrade, als man vermuthen möchte; faſt alle übrigen Affen aber ſind gegen Kälte höchſt empfindlich. Jeder Erdtheil beſitzt ſeine eigenen Arten, Aſien mit Afrika wenigſtens eine gemeinſchaftlich. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felſenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Beſatzung dieſer Feſtung lebt. Gibraltar iſt übrigens nicht der nördlichſte Ort, welcher Affen beſitzt; denn ein japaniſcher Makake geht noch weiter nach Norden hinauf, etwa bis zum 37. Grade nördlicher Breite. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35. Grade ſüdlicher Breite, doch nur in der Alten Welt, während ſich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen bloß vom 28. Grade nördlicher Breite bis zum 29. Grade ſüdlicher Breite erſtreckt.

Digitized by Google

Der Verbreitungskreis einer Art iſt ziemlich beſchränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desſelben Erdtheils gewiſſe, ſich ſehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an; nur ein kleiner Theil lebt auf felſigen Gebirgen. Ihre Ausrüſtung weiſt ſie auf das Klettern hin: Bäume bilden daher ihren Lieblingsaufenthalt. Alle Felſenaffen bewegen ſich auf dieſen ungeſchickt, beſteigen ſie auch bloß im Nothfalle.

Die Affen gehören unſtreitig zu den lebendigſten und beweglichſten Säugethieren. So lange ſie auf Nahrungserwerb ausgehen, ſind ſie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannigfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt dies. Ihnen iſt alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüſſe, Knospen, Blätter und ſaftige Pflanzenſtengel bilden den Haupttheil ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verſchmäht, und Eier, junge Vögelchen ꝛc. ſind Leckerbiſſen. Da gibt es nun immer etwas zu begucken, zu erhaſchen oder abzupflücken, zu beriechen und zu koſten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Unterſuchungen erfordern viel Bewegung; deshalb iſt die ganze Bande niemals ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ſcheint groß zu ſein: ſogar der gewaltige Elefant ſoll ſeine Prügel bekommen, wenn er ſo dreiſt iſt, an der Affentafel — und das iſt der ganze, große Wald — ſchmauſen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme äußerſt mangelhafte Begriffe: „Wir ſäen, aber die Affen ernten", ſagen die Araber Oſt-Sudâns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchſt erquickliche Orte angeſehen und nach Möglichkeit gebrandſchatzt. Jeder einzelne Affe verwüſtet, wenn er dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt. Gegen ſolche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; ſie öffnen Schlöſſer und ſteigen über Mauern hinweg, und was nicht gefreſſen werden kann, wird wenigſtens mitgenommen, Gold und Edelſteine auch. Man muß eine Affenherde ſelbſt geſehen haben, wenn ſie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirt ſich halb todt über ſie ärgern kann. Für den Unbetheiligten iſt die Beobachtung der ſich während des Raubzuges in ihrer ganzen Regſamkeit zeigenden Geſchöpfe freilich ein höchſt unterhaltendes Schauſpiel. Alle Künſte gelten. Es wird gelaufen, geſprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfalle auch geſchwommen. Die Künſteleien auf dem Gezweige überſteigen allen Glauben. Nur die Menſchenaffen und Paviane ſind ſchwerfällig, die übrigen vollendete Gaukler: ſie ſcheinen fliegen zu können. Sätze von ſechs bis acht Meter Sprungweite ſind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes ſpringen ſie zehn Meter tief hernieder auf das Ende eines Aſtes, beugen denſelben durch den Stoß tief herab und geben ſich, während der Aſt zurückſchnellt, noch einen mächtigen Schwung, ſtrecken Schwanz oder Hinterbeine als Steuer lang aus, und durchfliegen wie ein Pfeil die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, auch durch die fürchterlichſten Dornen, als wandele man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze iſt eine höchſt bequeme Treppe für die Affen, ein Baumſtamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, oben auf einem Aſte hin oder unten an ihm weg; wenn man ſie in einen Baumwipfel wirft, erfaſſen ſie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Aſt zur Ruhe kommt, ſteigen dann an ihm empor und ſo unbefangen weiter, als hätten ſie ſich ſtets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, ſo faſſen ſie im Fallen einen zweiten, hält dieſer auch nicht, ſo thut es doch ein dritter, und im Nothfalle bringt ſie ein Sturz auch nicht außer Faſſung. Was ſie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, faſſen ſie mit der Hinterhand oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieſer wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge ausgeführt werden ſollen, dient auch ſonſt noch zu den verſchiedenſten Zwecken, ſei es ſelbſt als eine Leiter für den nächſten. Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur erſten Hand. An ihm hängt ſich der ganze Affe auf und wiegt und ſchaukelt ſich nach Belieben; mit ihm holt er ſich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für ſich ſelbſt; er dient anſtatt der Hängematte, wenn ſein Eigner Mittagsruhe halten will.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt ſich übrigens nur beim Klettern. In dieſer Beziehung leiſten ſelbſt die Menſchenaffen erkleckliches, obgleich ſie, wenigſtens die höher

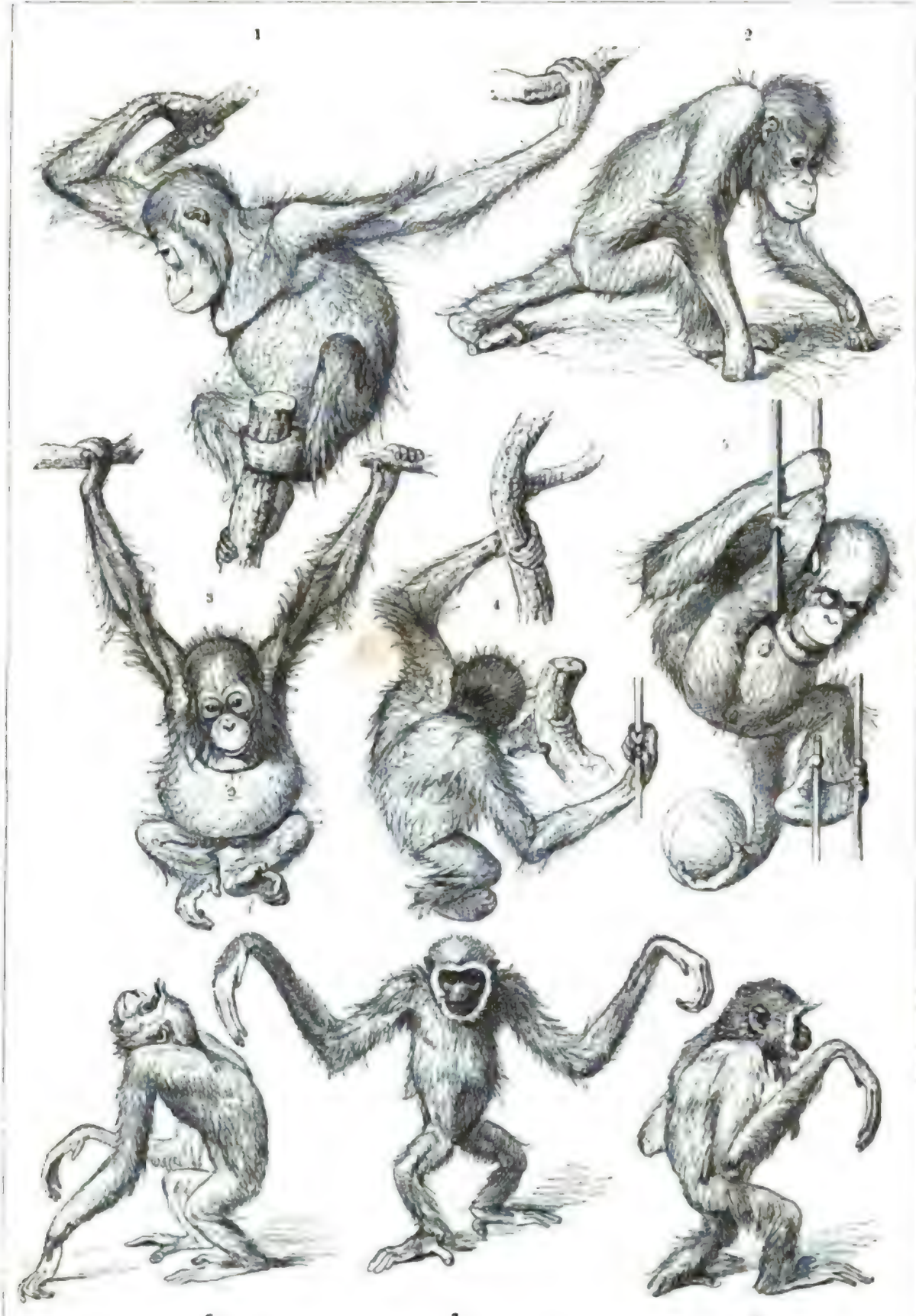
Digitized by Google

Stellungen verschiedener Menschenaffen. (Erstes Blatt.)

1—5 Tschego. 6—8 Schimpanse.

Digitized by Google

Digitized by Google



Stellungen verschiedener Menschenaffen. (Zweites Blatt.)

1—5 Orang-Utan, 6—8 Gibbon.

Digitized by Google

begabten, mehr nach Art eines Menſchen als nach Art anderer Ordnungsverwandten klettern. Der Gang der Affen iſt immer mehr oder weniger plump und ſchwerfällig. Meerkatzen, Mokaken, Roll- und Krallenaffen gehen noch am beſten, ſchon die Paviane aber humpeln in ſpaßhafter Weiſe dahin und bewegen ihren dicken Hintern dabei ſo ausdrucksvoll, daß es ausſieht, als wollten ſie einen deutſchen Bauerntanz aufführen. Der Gang der Menſchenaffen iſt kaum noch Gang zu nennen. Während jene mit der ganzen Sohle auftreten, ſtützen dieſe ſich auf die eingeſchlagenen Knöchel der Finger ihrer Hände und werfen den Leib ſchwerfällig vorwärts, ſo daß die Füße zwiſchen die Hände zu ſtehen kommen. Dabei werden letztere ſeitlich aufgeſetzt, und die Thiere ſtützen ſich alſo auf die eingeſchlagene Fauſt der Hände und auf die Außenſeite oder äußere Kante der Füße, deren Mittelzehen oft ebenfalls unter die Sohle gekrümmt werden, wogegen die große, weit abſtehende Zehe als weſentliche Stütze des Leibes dient. Nur die Gibbons ſcheinen nicht im Stande zu ſein, in ſolcher Weiſe zu laufen, gehen vielmehr auf dem Boden in der Regel aufrecht, ſtrecken dabei alle Zehen aus, ſpreizen die Daumenzehe bis zu einem rechten Winkel vom Fuße ab, und halten ſich mittels der ausgebreiteten Arme im Gleichgewichte, recken dieſelben auch um ſo weiter aus, je ſchneller ſie forttrippeln. Vom Gorilla ſagt man, und die Zergliederungskunde beſtätigt es, daß er am leichteſten aufrecht gehe; nach eigenen Erfahrungen vermag der Tſchego mit geringerer Anſtrengung zu voller Höhe ſich aufzurichten und gehend länger aufgerichtet ſich zu erhalten als jeder andere Affe, deſſen Bewegungen ich beobachten konnte. Auch viele Hunds-, Neuwelts- und ſelbſt Krallenaffen vermögen längere oder kürzere Strecken aufrecht gehend zurückzulegen; alle aber fallen, wenn ſie das Gleichgewicht nicht länger erhalten können, auf die Vorderglieder nieder und gehen bei ernſterem Laufe, beiſpielsweiſe wenn ſie verfolgt werden oder zum Kampfe ſchreiten wollen, ſtets auf allen Vieren. Die beigegebenen Tafeln bringen verſchiedene Stellungen der Menſchen-, ſpäter folgende Abbildungen ſolche der übrigen Affen zur Anſchauung.

Einige Sippen der Ordnung ſchwimmen vortrefflich, andere gehen im Waſſer unter wie Blei. Zu erſteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den Blauen Nil ſchwimmen ſah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen ſcheuen das Waſſer in hohem Grade: man hat eine faſt verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, deſſen Fuß durch Ueberſchwemmung unter Waſſer geſetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum ſechzig Schritte entfernten Bäumen ſich zu retten. Ulloa, welcher über braſilianiſche Thiere ſchrieb, hat daher für die armen, ſchwimmunkundigen Thiere eine hübſche Brücke erfunden, welche gewiß ſehr gute Dienſte leiſten würde, wenn — die Affen ſie benutzen wollten. Er erzählt, daß je ein Brüllaffe mit ſeinen Händen den Schwanz eines anderen packe, und daß in dieſer Weiſe die ganze Geſellſchaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittels des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Unterbaumes befeſtigt und hierauf durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen geſetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenſeitigen Ufers erfaſſen und ſich dort feſthalten könne. Auf der ſolchergeſtalt hergerichteten Brücke ſollen nun zuerſt die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer überſetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied ſeine Klammer löſt, zu ſich hinüberziehen. Prinz von Wied, ein ſehr gewiſſenhafter Beobachter, nennt dieſe Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine ſpaßhafte Fabel“.

Alle Affen ſind außerordentlich ſtarkgliedrig und heben Laſten, welche verhältnismäßig für unſere ſchwachen Arme zu ſchwer ſein würden: ein Pavian, den ich beſaß, hing ſich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob ſeinen dicken Leib daran in die Höhe, ſo hoch es der Arm zuließ.

Das geſellige Leben der Affen iſt ein für den Beobachter ſehr anziehendes. Wenige Arten leben einſiedleriſch, die meiſten ſchlagen ſich in Banden zuſammen. Von dieſen erwählt ſich jede einzelne ihren feſten Wohnſitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinſicht günſtig ſcheinen. Etwas zu knacken und

Digitized by Google

zu beißen muß es geben, ſonſt wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menſchlicher Anſiedelungen ſind Paradieſe: der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm gut ſind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obſt-, Melonen-, Bananen- und Piſanganpflanzungen gehen über alles andere; Dorfſchaften, in denen jeder, welcher die unverſchämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, ſind auch nicht übel. Wenn ſich die Bande erſt über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all ſeiner Luſt und Freude, ſeinem Kampf und Streit, ſeiner Noth und Sorge. Das ſtärkſte oder älteſte, alſo befähigtſte männliche Mitglied einer Herde ſchwingt ſich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Dieſe Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, ſondern erſt nach ſehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit ſämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längſten Zähne und die ſtärkſten Arme entſcheiden. Wer ſich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Biſſe und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in ſeinen Zähnen liegt ſeine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorſam und zwar in jeder Hinſicht. Ritterliche Artigkeit gegen das ſchwächere Geſchlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und ſein Geſchlecht mehrt ſich, gleich dem Abrahams, Iſaaks und Jakobs, „wie der Sand am Meere.“ Kein weibliches Glied der Bande darf ſich einer albernen Liebſchaft mit irgend welchem Grünſchnabel hingeben. Seine Augen ſind ſcharf, und ſeine Zucht iſt ſtreng; er verſteht in Liebesſachen keinen Spaß. Auch die Aeffinnen, welche ſich oder beſſer ihm vergeſſen ſollten, werden gemaulſchellt und zerzauſt, daß ihnen der Umgang mit anderen Helden der Bande gewiß verleidet wird; der betreffende Affenjüngling, welcher die Harêmsgeſetze des auf ſein Recht ſtolzen Sultâns verletzt, kommt noch ſchlimmer weg. Die Eiferſucht macht dieſen furchtbar. Es iſt auch thöricht von einer Aeffin, ſolche Eiferſucht heraufzubeſchwören; denn der Leitaffe iſt Manns genug für ſämmtliche Aeffinnen ſeiner Herde. Wird dieſe zu groß, dann ſondert ſich unter der Führung eines inzwiſchen ſtark genug gewordenen Mitbruders ein Theil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für ſich den Kampf und den Streit um die Oberherrſchaft in der Leitung der Herde und in der Liebe. Kampf findet immer ſtatt, wo mehrere nach gleichem Ziele ſtreben; bei den Affen vergeht aber ſicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten und wird gewiß bald den Streit in ihrer Mitte und ſeine wahre Urſache kennen lernen.

Im übrigen übt der Leitaffe ſein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbſtändigkeit, welche ſeinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von dieſen in jeder Weiſe geſchmeichelt. So ſieht man, daß ſelbſt die Aeffinnen ſich bemühen, ihm die höchſte Gunſt, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu theil werden zu laſſen. Sie beeifern ſich, ſein Haarkleid ſtets von den läſtigen Schmarotzern möglichſt rein zu halten, und er läßt ſich dieſe Huldigung mit dem Anſtande eines Paſcha's gefallen, welchem eine Lieblingsſklavin die Füße kraut. Dafür ſorgt auch er treulich für die Sicherheit ſeiner Bande und iſt deshalb in beſtändiger Unruhe. Nach allen Seiten hin ſendet er ſeine Blicke, keinem Weſen traut er, und ſo entdeckt er auch faſt immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affenſprache darf ziemlich reichhaltig genannt werden; wenigſtens verfügt jeder Affe über ſehr wechſelnde Laute für verſchiedenartige Erregungen. Auch der Menſch erkennt bald die Bedeutung dieſer Laute. Der Ausruf des Entſetzens, welcher ſtets die Mahnung zur Flucht in ſich ſchließt, iſt beſonders bezeichnend. Er läßt ſich allerdings ſehr ſchwer beſchreiben und noch weniger nachahmen; man kann eben nur ſagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgeſtoßener, gleichſam zitternder und mißtöniger Laute beſteht, deren Werth der Affe durch die Verzerrung des Geſichts noch beſonders erläutert. Sobald dieſer Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligſt die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zuſammen; dieſe hängen im Nu an ihr feſt, und mit der ſüßen Bürde beladen, eilen ſie ſo ſchnell als möglich nach dem nächſten Baume oder Felſen. Der

Digitized by Google

alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehre und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Alle größeren Affen, namentlich Menschenaffen und Paviane, besitzen in ihren Zähnen so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, zumal sie im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Weibliche Affen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Streit ein, bethätigen dann aber ebenso große Tapferkeit wie die Männchen. Die meisten Arten kämpfen mit Händen und Zähnen: sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß sie auch mit abgebrochenen Baumästen sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian beginnt ohne Feuergewehr kein Eingeborener Kampf und Streit; dem Gorilla gegenüber wird er nicht einmal durch das Feuergewehr in allen Fällen zum überlegenen Gegner. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Gefangenschaft halten fast alle Affenarten gute Freundschaft; doch bildet sich bald ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnis wie unter einer freilebenden Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft und knechtet und peinigt den Schwächeren so lange, bis dieser sich fügt. Zarte Rücksicht zu nehmen, ist nicht der Affen Art; Uebermuth macht sich jederzeit geltend, selbst inniggeliebten Pfleglingen gegenüber. Größere Arten, und zwar die Männchen ebensowohl wie die Weibchen, nehmen sich der kleineren, hülfloseren regelmäßig an; starke Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinen Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Thierjunge oder Kinder, am liebenswürdigsten natürlich gegen die eigenen, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, häßliches Geschöpf, ausgestattet mit doppelt so lang erscheinenden Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und einem Gesichte, welches, seiner Falten und Runzeln halber, dem eines Greises ähnlicher sieht als dem eines Kindes. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter, und sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise; denn die Liebe streift, mindestens in unseren Augen, an das lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit beiden Vorderhänden an dem Halse, mit beiden Hinterhänden aber an den Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Aeltere Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist der Affensäugling gefühl- und theilnahmlos, um so zärtlicher aber die Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihm zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wolle sie ihn einwiegen. Plinius versichert ernsthaft, daß Aeffinnen ihre Jungen aus Liebe zu Tode drücken; in der Neuzeit ist dies niemals beobachtet worden. Nach einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbständig zu werden, verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihn aus ihren Armen, und er darf mit anderen Affenkindern scherzen und spielen; sie aber verwendet keinen Blick von ihm und hält ihn in beständiger Aufsicht, geht ihm übrigens willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm, was sie gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihn zu, läßt einen eigenthümlichen Ton hören und ladet ihn durch denselben ein, sich an

Digitized by Google

ihre Bruſt zu flüchten. Etwaigen Ungehorſam beſtraft ſie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es ſelten dazu; denn das Affenkind iſt ſo gehorſam, daß es manchem Menſchenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erſte Befehl ſeiner Mutter. In der Gefangenſchaft theilt ſie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Biſſen treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an ſeinem Geſchicke einen ſolchen Antheil, daß man ſich oft der Rührung nicht erwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in vielen Fällen das Hinſcheiden der gefangenen Mutter zur Folge. Stirbt eine Aeffin, ſo nimmt das erſte beſte Mitglied der Bande die Waiſe an Kindesſtatt an, und die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art iſt kaum geringer als die, welche dem eigenen Kinde zu theil wird. Bei anderartigen Pfleglingen iſt dies anders: hier zeigt ſich der Affe oft als unerklärliches Räthſel. Er pflegt ſeinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an ſich, reinigt ihn, behält ihn unter ſteter Aufſicht ꝛc., gibt ihm aber gewöhnlich nichts zu freſſen, ſondern nimmt das für das Pflegekind beſtimmte Futter ohne Gewiſſensbiſſe zu ſich, hält jenes auch, während er frißt, ſorgſam vom Napfe weg. So habe ich an Pavianen beobachtet, wenn ſie junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen erkoren hatten.

Es iſt noch nicht ermittelt, wie viele Jahre der Affe durchſchnittlich zu ſeinem Wachsthume braucht. Daß dieſe Zeit bei den größeren Arten eine längere als bei den kleineren iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Meerkatzen und amerikaniſche Affen ſind vermuthlich in drei bis vier Jahren erwachſen, Paviane aber bedürfen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthume und die größeren Menſchenaffen erreichen wahrſcheinlich noch viel ſpäter ihre Mannbarkeit, da bei ihnen der Zahnwechſel kaum in einem früheren Lebensabſchnitte als beim Menſchen eintritt. Im Freileben ſcheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgeſetzt zu ſein; mindeſtens weiß man nichts von Seuchen, welche dann und wann unter ihnen wüthen ſollten. Wie hoch ſie ihr Alter bringen, kann nicht beſtimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die Menſchenaffen auch ein volles Menſchenalter erreichen, vielleicht noch älter werden als der Menſch. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt ſie nieder, verſtimmt ſie und macht ſie ſtill und traurig. Gewöhnlich pflegt die Lungenſchwindſucht ihr Leben zu beenden. Ein kranker Affe iſt eine Erſcheinung, welche jedermann rühren muß. Der ſonſt ſo heitere Geſell ſitzt traurig und elend da und ſchaut den mitfühlenden Menſchen kläglich bittend, ja wahrhaft menſchlich in das Geſicht. Jemehr er ſeinem Ende zugeht, um ſo milder wird er; das Thieriſche verliert ſich, und die edlere Seite ſeines Geiſtes zeigt ſich heller. Er erkennt jede Hülfe mit größtem Danke, ſieht bald in dem Arzte ſeinen Wohlthäter, nimmt ihm gereichte Arzneien willig ein, geſtattet ſogar wundärztliche Eingriffe, ohne ſich zu wehren. Auch bei übrigens geſunden Affen kränkelt in der Regel wenigſtens der Schwanz; ſein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem anderen fällt ab.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenoſſen anrathen darf. Die munteren Geſellen bereiten viel Vergnügen, verurſachen aber noch weit mehr Aerger. Auf loſe Streiche aller Art darf man gefaßt ſein, und wenn man eben nicht die Geiſteskräfte des Affen ſtudiren will, bekommt man jene doch bald gründlich ſatt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich; denn ſie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier iſt der Affe nicht zu dulden, weil ſein ewig regſamer Geiſt beſtändig Beſchäftigung verlangt. Wenn ſein Herr ſolche ihm nicht gewährt, ſchafft er ſie ſich ſelbſt und dann regelmäßig nicht eben zum Vortheile des Menſchen. Einige Arten ſind ſchon wegen ihrer Unanſtändigkeit nicht zu ertragen; ſie beleidigen jedes ſittliche Gefühl fortwährend in der abſcheulichſten Weiſe. In Anbetracht der Untugenden, welche der Affe zeigt, der Tollheiten, welche er verübt, verſchwindet der geringe Nutzen, welchen er gewährt. Ihn zu allerlei Kunſtſtücken abzurichten, iſt ſehr leicht. Man zeigt ihm in handgreiflicherweiſe dasjenige, was er ausführen ſoll, und prügelt ihn ſo lange, bis er es ausführt: hierin beruht die ganze Kunſt, welche man anwenden muß! In der Regel lernt der Schüler binnen ein bis zwei Stunden ein Kunſtſtück; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er raſch wieder vergißt. Mit ſeiner Ernährung hat man keine Noth: er frißt alles, was der Menſch genießt.

Digitized by Google

In ihrer Heimat schaden die Affen ungleich mehr als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln und dergleichen: allein dieser geringe Gewinn kommt nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Affen im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in ihnen heilige Geschöpfe sehen und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche die Erforschung der Affen und ihrer Beziehungen zum Menschen neuerdings gewonnen hat, darf ein nochmaliger Rückblick auf ein vergangenes Volk und seine Anschauungen über unsere nächsten Verwandten als der beste Schluß des vorstehenden erachtet werden. Ich verdanke das folgende meinem verehrten Freunde Dümichen, einem der kenntnisreichsten unserer Alterthumsforscher, welcher die Güte gehabt hat, mir in kurzer Zusammenfassung mitzutheilen, was die Denkmäler der Pharaonenzeit in Bezug auf die den alten Egyptern bekannt gewesenen und von ihnen zur Darstellung gebrachten Thiere uns berichten.

„Während die steinernen Urkunden an den Außen- und Innenwänden altegyptischer Tempel uns vorzugsweise Egyptens Stellung in der Weltgeschichte erkennen lassen; während hier in Bild und Schrift die mehr als dreitausendjährige Geschichte jenes wunderbaren Volkes uns vorgeführt wird, des Volkes, welches vor Jahrtausenden am Ufer des Nils wohnte, groß an politischer Macht und das erste seiner Zeit an Kunst und Wissenschaft; während die Tempel uns vorzugsweise von dem Staatsleben der alten Egypter und von ihrem religiösen Dichten und Trachten erzählen und uns bestätigen, was Griechen und Römer preisend berichten über die Weisheit altegyptischer Priester: sind es seltsamerweise gerade die Darstellungen und Inschriften, mit denen die Wände der Grabkapellen geschmückt sind, welche das Leben des alten Egypters und seine Freude am Leben in anschaulichen Bildern vorführen. Was der Verstorbene besaß, was er erlebt und geliebt, was seinen Geist beschäftigte und was sein Herz erfreute — alles das sehen wir in seinem Grabe, so weit es eben bildlich sich darstellen ließ, zur Darstellung gebracht. Unter den lebensvollen Bildern nun, welche, überall an den Wänden egyptischer Grabkapellen uns entgegentretend, von einer in nebelhafter Ferne hinter uns liegenden Vergangenheit uns erzählen, nehmen fast immer einen hervorragenden Platz die in mannigfachster Abwechselung dargestellten Scenen aus dem Thierleben ein. Man sieht, wie der egyptische Künstler mit einer besonderen Vorliebe immer und immer wieder gerade bei diesem Gegenstande seine schöpferische Thätigkeit hat walten lassen. Hier erblicken wir z. B. den Inhaber des Grabes, wie er den ganzen Reichthum seiner Herden an sich vorüberziehen läßt, dort ist Vogel- und Fischfang abgebildet; hier wird uns eine Jagd auf Löwen, Antilopen und Gazellen vorgeführt; dort sehen wir, wie man den großen Nilthieren, dem Krokodil und Nilpferde, zu Leibe geht u. a. m. Diese zumeist durch hieroglyphische Beischriften noch weiter erläuterten Thierbilder, in denen der egyptische Künstler die einzelnen Thiere in ihrer bezeichnendsten Eigenthümlichkeit und zwar nicht selten mit dem glücklichsten Erreichen der Naturwahrheit zur Anschauung bringt, diese reichen thierkundlichen Beiträge von Seiten der Denkmäler darf die naturforschende Wissenschaft der Gegenwart entschieden nicht außer Acht lassen, und sehr zutreffend bemerkt der um die Aufklärung des egyptischen Alterthums so hoch verdiente Brugsch in Bezug hierauf an einer Stelle seiner Schriften: „Diese Art steinerner Bilderbücher, welche sich in alten Gräbern der ältesten geschichtlichen Epoche Egyptens, und man kann sagen der Menschengeschichte, überhaupt wieder finden — und, wie ich hinzuzufügen mir erlaube, auch auf den Denkmälern des neuen Reiches keineswegs ganz aufhören — sie sind von einem hohen Werthe für den Forscher, sie gewähren ihm in der leichtesten Weise gemalte Wörterbücher, genauer und sicherer als es jede andere schriftliche Ueberlieferung thun könnte. Sie geben ferner bedeutsame Winke über das älteste Vorkommen und die Verbreitung der Hausthiere und bieten nach dieser Seite hin der Geschichte der Naturforschung einen unschätzbaren Stoff.

„Aus der Ordnung der Affen finden wir und zwar in zahlreichen Beispielen den Mantelpavian oder Hamadryas und den Babuin abgebildet. Selten, aber doch einige Male kommen beide

Digitized by Google

Meerkatzen des Oſtſudân, Niſnâs und Abulandj der heutigen Araber, vor. In den Wandgemälden der Grabkapellen, welche dem Todtenacker des alten Memphis angehören, in den Felſengräbern von Beni-Haſſan, in der thebaniſchen Nekropolis und anderen Grabdenkmälern begegnen uns Darſtellungen des erſtgenannten Affen, ebenſo auf Tempelwänden. Doch ſehen wir hier faſt immer nur das Männchen, deſſen Bedeutung hier ſtets eine mythologiſche iſt und zwar meiſtens in Beziehung zum Monde ſteht, natürlich abgeſehen davon, wo das Bild desſelben in den Inſchriften der Tempel als einfaches Schriftzeichen von mancherlei Bedeutung erſcheint. Ganz allerliebſt, mitunter geradezu meiſterhaft ausgeführt ſind die kleinen aus verſchiedenen Steinen geſchnittenen Figuren, einen ſitzenden Hamadryas darſtellend, von denen man in allen egyptiſchen Muſeen Europas mehrfache Stücke findet. Da weder der Hamadryas noch der Babuin in Egypten heimiſch ſind, und ebenſowenig die beiden Meerkatzen der Thierwelt des unteren Nillandes angehören, ſind wir durch das Vorkommen derſelben ſchon auf ſolchen Denkmälern, welche theils noch aus den älteſten Zeiten, theils aus dem Mittelalter des altegyptiſchen Reiches herrühren, zu dem Schluſſe berechtigt, daß bereits in jenen Urzeiten der Geſchichte, aus denen die gedachten Denkmäler ſtammen, ein Verkehr zwiſchen Egypten und dem Heimatslande unſerer vier Affenarten beſtanden haben muß. Und weiter ſchließen wir, daß dieſer Verkehr wohl damals ſchon vorzugsweiſe durch die Schiffahrt auf dem Rothen Meere vermittelt worden ſein wird, wie das denn auch in der That einzelne Tempelinſchriften geſchichtlichen Inhalts, auf welche wir ſpäter noch näher zurückkommen werden, zu beſtätigen ſcheinen. Das Vorkommen unſeres Affen auf den älteſten egyptiſchen Denkmälern liefert alſo mehrmals den Beweis von einer uralten Verbindung Egyptens mit dem fernen Süden und Südoſten und von einer vielleicht ſchon im dritten Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung ſtattgehabten Schiffahrt auf dem Rothen Meere. Daß dasſelbe wenigſtens im ſiebzehnten Jahrhundert v. Chr. bereits in einer gewiſſen Großartigkeit beſtanden, ſtellt ein Werk von mir: „Die Flotte einer egyptiſchen Königin", außer allen Zweifel.

„Was nun insbeſondere die erſte der vier auf den Denkmälern abgebildeten Affenarten, eben unſeren Mantelpavian, betrifft, ſo lautet die hieroglyphiſche Schreibung desſelben: An, Anin, Anan, Anân, welche Bezeichnung, wenn man ſie wörtlich überſetzen wollte, ſo viel bedeutet als Nachahmer, Nachäffer, weshalb denn auch dieſes Wort mit dem gleichbedeutenden „Uten", einer anderen Benennung des Hamadryas, ganz allgemein für alle Affenarten in den Inſchriften gebraucht wird. Wir haben demgemäß in dem altegyptiſchen Anin oder Annin beſſer ganz dieſelbe Ableitung wie in unſerem Worte: Affe; denn es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das in Rede ſtehende herzuleiten iſt von der Wurzel An mit der Grundbedeutung, einen Gegenſtand durch Nachahmung in irgend einer Weiſe durch Bild oder Wort darſtellen, woraus denn, durchaus dem Geiſte des altegyptiſchen Sprachbaues entſprechend, alle jene ſcheinbar ſo verſchiedenen, aber nichtsdeſtoweniger ſämmtlich auf die angegebene Wurzel zurückgehenden Bedeutungen entſtanden, in denen nun das Wort je nach dem Zuſammenhange und je nach dem Determinitiv, d. h. demjenigen Zeichen, welches gleichſam als eine Erklärung und nähere Beſtimmung der voranſtehenden Wurzel noch angefügt wird, in den Inſchriften erſcheint als Nachbilden, Nachahmen, Nachahmer, Malen, Maler, Beſchreiben, Schreiber, Schreibtafel, Schrift. Bemerkenswerth iſt, daß in der ſpäteren Zeit unter der Ptolemäerherrſchaft, wo man ſich mit den Bilderſchriftzeichen allerlei Schreibſpielereien erlaubte, in den Inſchriften zuweilen geradezu das Bild eines ſitzenden Mantelpavians, welcher den Griffel oder die Rohrfeder in der rechten Hand hält, für das Wort Schreiben, Schreiber, Schrift, eintritt. Noch glaube ich hier nicht unerwähnt laſſen zu dürfen eine in Betreff der Unterſcheidung und Namensfeſtſtellung des Hamadryas oder Babuin äußerſt lehrreiche Abbildung an einer Wand des oberegyptiſchen Terraſſentempels, des von Teïr el Bahheri, auf der Weſtſeite von Theben, in welcher uns eine im ſiebzehnten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung von Egypten aus nach Arabien unternommene Seereiſe vorgeführt wird. In meiner „Flotte einer egyptiſchen Königin" habe ich dieſe geſchichtlich wichtige Darſtellung zur Mittheilung gebracht, und

Digitized by Google

gibt uns Tafel 2 derselben die Belastung der egyptischen Flotte mit den fremdländischen Erzeugnissen. Die alten Egypter versäumten es selten, ihre Wandgemälde durch hieroglyphische Beischriften noch besonders zu erläutern; so finden wir denn auch eben zur Seite der Schiffe eine Erklärung, in welcher uns unter anderem ein sorgfältiges Verzeichnis der Schifferladungen, gewissermaßen der Frachtbrief, gegeben wird. Diese Inschrift lautet in wörtlicher Uebersetzung: Das Belasten der Schiffe mit einer großen Menge von Kostbarkeiten des Landes Arabien, allerlei wohlriechenden Hölzern, Haufen von Weihrauchharz, mit grünenden Weihrauchbäumen (man sieht, wie dieselben, in Holzkübel gepflanzt, von je sechs Männern auf die Schiffe getragen werden), mit Ebenholz, mit reinem Elfenbein, mit Gold und Silber aus dem Lande der Hirten, mit dem kostbaren Taschepholze und Kassiarinde, mit Ahemweihrauch und Mestemschminke, mit Ananaffen (Hamadryas), Kafuaffen (Babuin) und Tasemthieren (Wüstenluchsen), mit Fellen von Panthern des Südens, mit Weibern und ihren Kindern. Niemals ist eine Zufuhr gemacht worden gleich dieser von irgend einem Könige seit Erschaffung der Welt.

„Die meisterhafte Vollendung in der Ausführung dieser Wandskulpturen und die überraschende treue Nachbildung der beiden Affen, welche den Worten „Anan" und „Kafu" hier nachgesetzt sind, stellen es außer Zweifel, daß wir in dem Anan den Hamadryas und in dem Kafu den Babuin vor uns haben. Das alte egyptische Kafu ist übrigens, was Beachtung verdient, kein egyptisches Wort, sondern wohl dem Indischen entlehnt, wo es im Sanskrit und Malabarischen als „Kapi" erscheint, und offenbar ist aus ihm das hebräische „Kof" entstanden. Dieser Kafu der heiligen Inschriften, der „Kof" der Bibel, welcher gelegentlich einer salomonischen Ophirfahrt erwähnt wird, ist also, wie die oben besprochene Tempelinschrift den klaren Beweis liefert, der Babuin, und nicht, wie man bisher angenommen, der Hamadryas. Die hieroglyphischen Bezeichnungen für die übrigen Arten, die Meerkatzen nämlich, wage ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, da in den wenigen Darstellungen, welche mir von diesen Thieren bekannt sind, die Beischrift fehlt. Der Name mag in einem von jenen Worten stecken, welche gelegentlich zur Bezeichnung des Affen in den Inschriften gebraucht wurden.

„In dem zweifellos auf altegyptische Quellen zurückkehrenden Werke des Hieroglyphenerklärers Horopollon, welches uns in der griechischen Uebersetzung eines gewissen Philippus erhalten worden ist, wird in Bezug auf den Hamadryas unter anderem gesagt: Schrift hätten die Egypter in den Hieroglyphen durch das Bild eines Hamadryas ausgedrückt, weil sie der Ansicht gewesen, daß eine gewisse Art derselben diese gekannt, und daß wegen der Kenntnis der Buchstaben sie, die Egypter, mit jenen, den Affen, verwandt seien. Man habe in den Tempeln gedachte Thiere gehalten, und jedesmal, wenn ein Hamadryas in den Tempel eingeführt worden, habe ihm der Priester Schreibtafel, Dinte und Feder gereicht, damit er durch das, was er auf die Tafel schriebe, den Beweis liefere, ob er zu jener Art gehöre und zur Aufnahme berechtige. Aus denselben Gründen sei auch der Hamadryas dem Merkur, dem Urheber aller Wissenschaft, geheiligt gewesen.

„In diesem Ausspruche Horopollons liegt viel wahres. Die Forschung hat bestätigt, daß zu den von den alten Egyptern in den Tempeln heilig gehaltenen Thieren, welche nach ihrem Tode einbalsamirt wurden, und von denen mehrfach Mumien gefunden worden sind, auch der Hamadryas gehörte. Wir wissen, daß derselbe insbesondere dem Gotte Thoth (Hermes) in seiner Auffassung als Herr der Schrift und aller Wissenschaft wie in seiner Auffassung als Mondgott geweiht war, und daß er in verschiedenen Tempeln, namentlich in Hermopolis gehalten wurde. Die egyptischen Priester, dieses Thieres Klugheit erkennend, werden es gewiß nicht verabsäumt haben, demselben allerlei überraschende Kunststücke beizubringen, unter anderem auch das, auf eine Schreibtafel einzelne Zeichen zu malen, welche dann als hieroglyphische ausgegeben worden sein mögen, und es dürfte hiermit vielleicht das vorerwähnte, in den Inschriften sich findende Bild eines schreibenden Mantelpavians zusammenhängen. Weiter wird im Horopollon erzählt, daß man zur Bezeichnung des Mondes das Bild eines Mantelpavians gemalt habe, weil der wunderbare Einfluß jenes

Digitized by Google

Geſtirns auf unſer Thier beobachtet worden ſei, indem der männliche Hamadryas von Trauer erfüllt werde über den Verluſt des Mondes, ſich um jene Zeit verberge und keine Nahrung zu ſich nehmen wolle, und indem man an dem Weibchen zu eben jener Zeit einen regelmäßigen Blutfluß wahrgenommen habe. Beides ſei ebenfalls Veranlaſſung geweſen, daß man dieſe Thiere in den Tempeln gehalten habe, um durch ſie die Zeit, in welcher Sonne und Mond in Konjunktion ſtehen, zu erkennen. Die Tag- und Nachtgleichen hätte man ebenfalls durch einen ſitzenden Hamadryas ausgedrückt, und infolge des häufigen und regelmäßigen Waſſerabſchlagens, welches man um dieſe Zeit an dem Mantelpavian beobachtet, ſei man auf die Erfindung der Waſſeruhren und die Eintheilung des Tages und der Nacht in je zwölf gleiche Theile geführt worden. Trismegiſtus, wird dann weiter erzählt, habe, als er in Egypten geweſen, obige Wahrnehmung in Betreff des zwölfmaligen, in gleichen Zeitabſtänden erfolgenden Waſſerabſchlagens an dem Hamadryas gemacht; dies habe ihn auf die Erfindung eines Werkzeuges geführt, welches ein Gleiches gethan, und daher ſtamme die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden.

„Auch in allen dieſen Ausſprüchen liegt wiederum viel wahres. In den aſtronomiſchen Darſtellungen, welche zumeiſt an den Decken der Tempel angebracht ſind, wird der Mantelpavian in deutlichſte Beziehung zum Monde geſetzt. Bald tritt er zur Bezeichnung des Mondes ſelbſt ein, bald erſcheint er in aufrechter Stellung mit erhobenen Händen, in freudiger Erregung den aufgehenden Mond begrüßend, und ebenſo wird das Bild eines ſitzenden Hamadryas zur Bezeichnung der Tag- und Nachtgleichen gebraucht. Wie weit nun dieſen Auffaſſungen eine richtige Naturbeobachtung von Seiten der alten Egypter zu Grunde liegt, was es mit dem Einfluſſe des Mondes auf den Hamadryas, mit der Freude über deſſen Wiedererſcheinung, mit der Trauer des Männchens und ſeinem Verſtecken, wenn er des Mondlichtes beraubt iſt, mit dem Blutfluſſe des Weibchens zu eben jener Zeit, mit dem häufigen und regelmäßigen Waſſerabſchlagen dieſer Affenarten, was es mit alledem für eine Bewandnis habe: darauf zu antworten, kommt nicht der Alterthums-, ſondern der Naturkunde zu.

„Während der Mantelpavian, wie wir ſahen, vorzugsweiſe in mythologiſcher Auffaſſung auf egyptiſchen Denkmälern uns entgegentritt, während ihm der beſondere Vorzug zu theil wurde, an geheiligter Stelle eine Rolle zu ſpielen, treffen wir die anderen drei Arten ſeiner Ordnung, den Babuin und beide Meerkatzen, im altegyptiſchen Hauſe an. Muſik und Tanz, Zwerge, Hunde und Affen bildeten die ergötzliche Unterhaltung in dem Hauſe des vornehmen Egypters; und ſo finden wir denn in Darſtellungen, welche uns derartige Scenen vorführen, ziemlich häufig eins von letzteren luſtigen Aeffchen abgebildet, wie es, an dem Lehnſtuhle ſeines Herrn angebunden, dieſen durch ſeine komiſchen Sprünge und Grimaſſen erheitert.

„Der Affe gar poſſirlich iſt,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt.“

Auch dieſer gewiß wahre Ausſpruch iſt bereits auf den altegyptiſchen Denkmälern wiederholt bildlich dargeſtellt, nur mit dem Unterſchiede, daß es dort nicht Aepfel, ſondern Feigen ſind, deren Vertilgung der bald auf, bald unter dem Baume ſitzende Affe ſich angelegen ſein läßt.“

Ueber die Eintheilung der Affen ſind die neuzeitlichen Forſcher ſehr verſchiedener Meinung. Während einzelne ſich von den althergebrachten Anſchauungen nicht trennen können und für den Menſchen nicht allein eine beſondere Ordnung, ſogar ein eigenes Reich bilden wollen, vereinigen dieſen andere mit den Affen in einer und derſelben Ordnung, deren erſte Familie von dem Menſchen, deren letztere von den Pelzflatterern gebildet wird. Huxley, welcher die erſte Ordnung in ſieben Familien zerfällt, bemerkt ausdrücklich, die Vergleichung der Reihenfolge der Affen, welches Syſtem von Organen man auch ſtudiren möge, führe ſtets zu demſelben Ergebnis: daß die Unterſchiede der

Bildung, welche den Menſchen vom Gorilla und Schimpanſe trennen, nicht ſo groß ſind, wie diejenigen, welche den Gorilla von den tiefer ſtehenden Affen ſondern. Trotzdem kann es entſchuldigt werden, wenn man das Menſchengeſchlecht in einer beſonderen Ordnung des Thiereiches vereinigt und für die eigentlichen Affen eine anderweitige Ordnung aufſtellt.

In der zweiten Familie der Hochthiere, welche die Altweltsaffen (Catarrhini) umfaßt, mag man die Menſchenaffen (Antropomorpha) als beſondere Unterfamilie von den übrigen trennen und hat dann für ſie folgende Merkmale anzugeben. Der Leib iſt menſchenähnlich gebildet; die Vorderglieder aber ſind länger, die hinteren kürzer als bei den Menſchen. Das Geſicht erſcheint namentlich durch den Bau und die Stellung der Augen und Ohren menſchenähnlicher als das aller übrigen Affen. Ein Schwanz fehlt gänzlich. Das Haarkleid beſteht aus langen, jedoch ziemlich dünn ſtehenden, ſchlichten Grannenhaaren, welche bloß das Geſicht und die Zehen frei laſſen; Geſäßſchwielen ſind meiſt nicht vorhanden. Das Gebiß ähnelt dem des Menſchen bis auf die Eckzähne, welche bei alten Männchen thieriſche Größe erreichen. Alle hierher gehörigen Affen bewohnen die Alte Welt und zwar Aſien und Afrika, erſteres in größerer Anzahl als letzteres.

Vor mehr als zweitauſend Jahren rüſteten die Karthager eine Flotte zu dem Zwecke aus, Anſiedelungen an der Weſtküſte von Afrika zu gründen. Auf ſechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtauſend Männer und Frauen zu dieſem Behufe von Karthago aus, verſehen mit Nahrung und allen Gegenſtänden zur Anſäſſigmachung. Der Befehlshaber dieſer Flotte war Hanno, welcher ſeine Reiſe in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem „Periplus Hannonis“) der damaligen Welt beſchrieb. Im Verlaufe der Reiſe gründete die Mannſchaft jener Schiffe ſieben Anſiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang ſie, früher als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra Leone bereits hinter ſich, als dieſes geſchah. Jener Hanno nun hinterließ uns in ſeinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von Wichtigkeit iſt. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort geſegelt waren und die Feuerſtröme durchſchifft hatten, kamen wir zu einem Buſen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in dieſem wieder eine Inſel, auf welcher ſich wilde Menſchen befanden. Die Mehrzahl derſelben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetſcher nannten ſie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir ſie verfolgten; ſie entkamen leicht, da ſie Abgründe durchkletterten und ſich mit Felsſtücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieſelben nicht fortbringen, weil ſie biſſen und kratzten. Deshalb mußten wir ſie tödten; wir zogen ſie aber ab und ſchickten das abgeſtreifte Fell nach Karthago.“ Die Häute wurden dort ſpäter, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

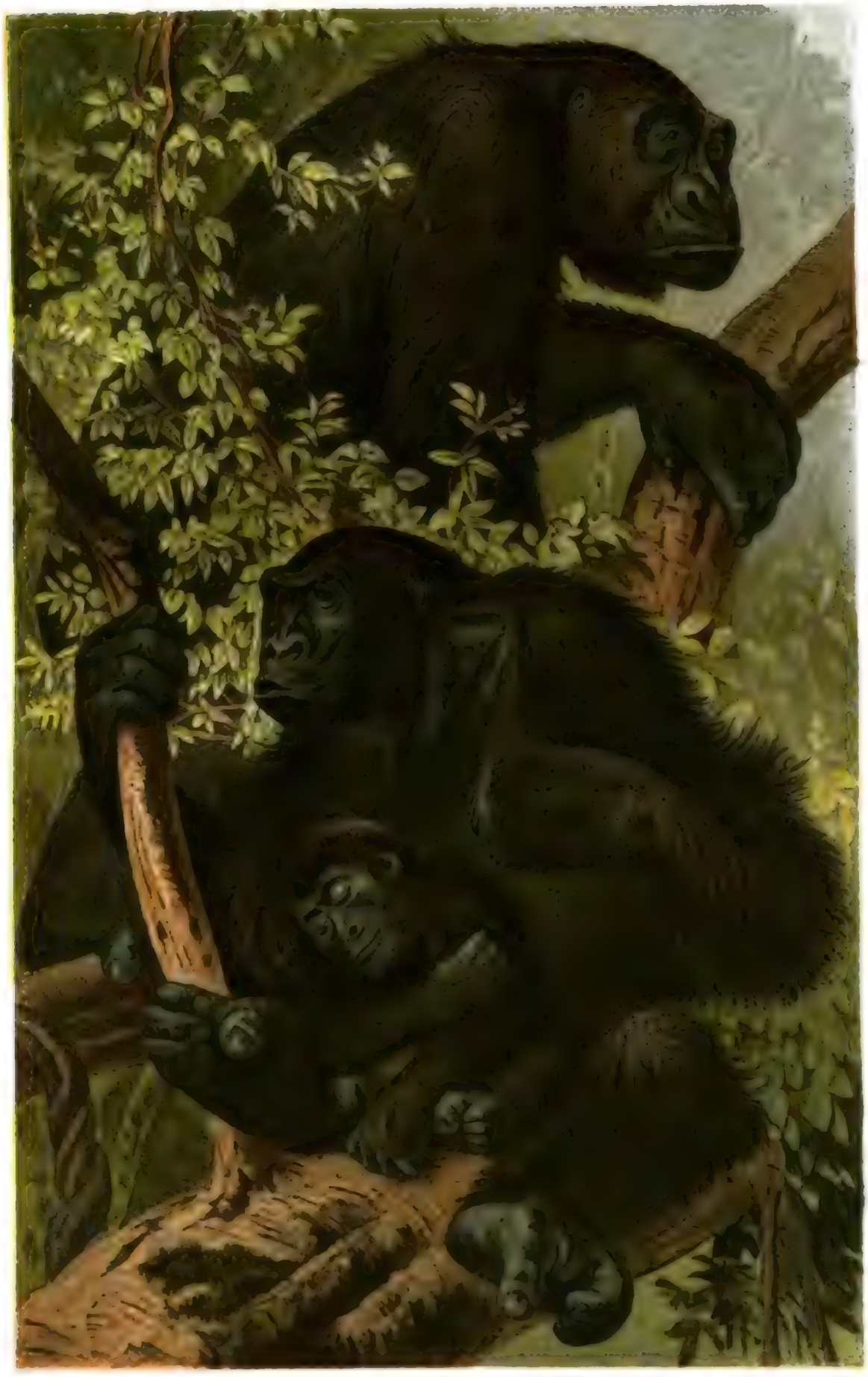
Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno unter den wilden behaarten Menſchen nur einen Menſchenaffen meinen kann, und wenn er auch vielleicht den Schimpanſe vor Augen gehabt hat, ſind wir doch berechtigt, den rieſigſten aller Affen Gorilla zu nennen.

Der Gorilla, „Njina“, oder „Ingiine“ der Eingeborenen (Anthropopithecus Gorilla, Simia, Pithecus, Satyrus, Troglodytes und Chimpanza Gorilla, Troglodytes Savagei, Gorilla Gina und Savagei), Vertreter einer beſonderen Sippe oder doch Unterſippe (Gorilla), iſt zwar etwas kleiner, aber bei weitem breitſchulteriger als ein ſtarker Mann. Laut Owen beträgt beim erwachſenen Männchen die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel 1,65 Meter, die Breite von einer Schulter zur anderen 95 Centim., die Länge des Kopfes und Rumpfes zuſammengenommen 1,08 Meter, die der Vorderglieder 1,08 Meter, der Hinterglieder bis zur Ferſe 75 Centim., bis zur Spitze der Mittelzehe aber 1,5 Meter. Die Länge und Stärke des Rumpfes und der Vorderglieder, die unverhältnismäßige Größe der Hände und Füße ſowie die durch Bindehaut größtentheils vereinigten mittleren Finger und Zehen ſind die bezeichnendſten Merkmale. Der Umriß des Kopfes bildet von dem ſtark hervortretenden Augenbrauenbeine an nach dem Scheitel zu anfänglich eine etwas

eingeſenkte, ſpäter ſanft gewölbte Linie, ſteigt am Scheitel auf und fällt nach dem Nacken zu gerade ab. Der Brauenbogen wird durch die aufliegende dicke Haut und ſtarke Behaarung noch weiter vorgerückt und läßt das kleine, braune Auge um ſo tiefer zurücktreten; die Naſe iſt flach gedrückt, in der Mitte der Länge nach eingebuchtet und an ihren Flügeln ſehr verbreitert, tritt aber, der weiten, ſchief nach vorn und oben geöffneten Naſenlöcher halber, an ihrer Spitze merklich hervor; das breite Maul wird durch dicke Lippen geſchloſſen, welche kürzer und minder beweglich ſind als bei anderen Menſchenaffen und mehr mit denen des Menſchen übereinſtimmen; das Kinn würde ſeiner Kürze halber zurücktreten, wäre nicht der ganze Untertheil des Geſichtes vorgeſchoben; das ziemlich weit nach hinten, in gleicher Höhe mit den Augen gelegene Ohr iſt verhältnismäßig kleiner als das des Schimpanſe, jedoch vergleichsweiſe größer als das des Menſchen, dieſem ähnlicher als das irgend eines anderen Affen, Leiſte wie Gegenleiſte, Ecke wie Gegenecke wohl entwickelt und ſelbſt ein zwar kleines, aber entſchieden hängendes Läppchen vorhanden. Der kurze Hals bildet hinten, wegen der langen, mit mächtigen Muskeln überdeckten Wirbelfortſätze mit Hinterkopf und Rücken eine gerade Linie, trennt ſich daher nur ſeitlich und vorn vom Rumpfe ab, ſo daß der Kopf unmittelbar auf letzterem zu ſitzen ſcheint. Der Rumpf ſelbſt fällt ebenſowohl durch ſeine außerordentliche Stärke wie ſeine, im Vergleiche zu dem des Menſchen, unverhältnismäßige Länge auf; der mächtige Bruſtkaſten iſt ungemein geräumig, die Schulterbreite faſt unmäßig, der Rücken ſanft gebogen, ohne daß die Schulterblätter hervortreten, der Bauch allſeitig gewölbt. Die Glieder unterſcheiden ſich weſentlich von denen des Menſchen durch die gleichmäßige Stärke ihrer einzelnen Theile, indem dem Oberarme die Anſchwellung, dem Schienbeine die Wade gänzlich fehlt. Verhältnismäßig iſt der Oberarm länger, der ganze Arm aber kürzer als bei anderen Menſchenaffen, unter Berückſichtigung der Rumpflänge vergleichsweiſe nicht viel länger als beim Menſchen, obgleich dies, der in der Entwickelung zurückgebliebenen Beine halber, den Anſchein hat. Der Unterarm geht ohne erhebliche Verſchmächtigung in die ebenſo kurze wie breite und dicke, wegen ihres langen Tellers ausgezeichnete Hand über, deren drei, überaus dicke und kräftige, gleichſam geſchwollene Mittelfinger bis zu dem dritten Gliede durch eine Bindehaut vereinigt ſind, alſo höchſtens zwei Glieder frei bewegen können, und Nägel tragen, welche zwar denen der Menſchenhand an Größe gleichkommen, im Verhältniſſe zu den Fingern aber klein erſcheinen; der Daumen iſt wie bei allen Menſchenaffen beziehentlich ſchwach und kurz, kaum halb ſo lang als jeder andere Finger. Mit dem der Verwandten verglichen, erſcheinen der Oberſchenkel ſtark, der Unterſchenkel dagegen ebenſo kurz als ſchwach, der Fuß kurz und unförmlich breit, die an ihrer Spitze verbreiterte, ſehr bewegliche Daumenzehe, welche unter einem Winkel von ſechzig Graden zu den anderen ſteht, verhältnismäßig ſtark und lang, die übrigen Zehen, unter denen die dritte die längſte, die letzte ſehr verkürzt iſt, und deren zweite bis vierte unter ſich ebenfalls größtentheils durch Haut verbunden ſind, jener gegenüber kurz und ſchwach. Das gewellte, entfernt an Wolle erinnernde Haar läßt das Vordergeſicht, nach oben bis zu den Augenbrauen, ſeitlich bis zur Mitte der Jochbogen, nach unten hin bis zum Kinne, das Ohr, die Hand und den Fuß ſeitlich und, ſo weit Finger und Zehen nicht vereinigt ſind, auch unten gänzlich frei, bekleidet dagegen ziemlich regelmäßig den übrigen Leib, Oberkopf, Nacken, Schultern, Oberarme ſowie Ober- und Unterſchenkel am dichteſten, Bruſt und Bauch am ſpärlichſten, iſt bei alten Thieren aber auch auf Mittel- und Unterrücken gewöhnlich abgerieben und hat, mit Ausnahme des Unterarmes, ſeinen Strich von vorn und oben nach hinten und unten, am Unterarme dagegen von unten nach oben. Alle nackten Theile haben graulich ſchieferſchwarze, die mit Haaren bekleideten Hauttheile dunkellederbraune, die Haare dagegen verſchiedene, ſchwer zu beſchreibende Färbung. Ein düſteres Dunkelgrau, hervorgebracht durch wenige röthliche und viele graue Haare, herrſcht vor; die Miſchung beider Farben wird gleichmäßiger auf Oberkopf und Nacken, weshalb dieſe Theile deutlich grauroth ausſehen; auf dem Rücken kommt mehr das Grau, an den inneren Schenkelſeiten das Braun zur Geltung. Einige wenige weiße Haare finden ſich am Geſäße. Männchen und Weibchen unterſcheiden ſich nicht, Alte und Junge anſcheinend nicht weſentlich.

Digitized by Google

Digitized by Google



GORILLA

Digitized by Google

Die Zähne sind sehr kräftig, die Eck- oder Hundszähne kaum weniger als bei Raubthieren entwickelt; der hinterste untere Backenzahn zeigt drei kleine äußere und zwei innere Höcker, nebst einem hinteren Anhange. Das Gerüpp entspricht hinsichtlich seiner Massigkeit der Größe des Thieres; der ungeheuere Schädel fällt besonders auf durch die Länge und Schmalheit des seitlich sehr zusammengedrückten, hinten eckig vortretenden, innen kleinen, d. h. wenig geräumigen Hirntheiles, den mächtig entwickelten Scheitelkamm des Männchens, die weit vortretenden Brauen und Jochbogen und den riesigen Unterkiefer, das Arm- und Handgerüst durch seine gewaltige Stärke, der von dreizehn Rippenpaaren umschlossene Brustkasten durch seine Weite.

Bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, den Verbreitungskreis des Gorilla genau abzugrenzen, insbesondere wissen wir nicht, wie weit derselbe in das Innere des Erdtheiles sich erstreckt. Einstweilen haben wir die zwischen dem Gleicher und dem fünften Grade südlicher Breite gelegenen Länder der Westküste Afrikas als seine Heimat, die von den Flüssen Gabun, Muni und Fernandovaz durchschnittenen Urwaldungen als seine Aufenthaltsorte anzusehen.

Abgesehen von Hanno, berichtet zuerst Andreas Battell über die großen Menschenaffen Westafrikas. Gelegentlich der Beschreibung von Majumba und des an der Loangoküste mündenden Stromes, welchen er Banna nennt, sagt er: „Die Wälder sind derartig überfüllt mit Pavianen, Meerkatzen, Affen und Papageien, daß sich jedermann fürchtet, in denselben zu reisen. Namentlich gilt dies für zwei Ungeheuer, welche in diesen Waldungen leben und im höchsten Grade gefährlich sind. Das größte dieser Scheusale wird von den Eingeborenen „Pongo", das kleinere „Enjego" genannt. Der Pongo hat den Gliederbau eines Menschen, ähnelt aber eher einem Riesen als einem Manne; denn er ist sehr groß und besitzt zwar das Antlitz eines Menschen, aber hohlliegende Augen, welche von langen Brauenhaaren überdeckt werden; Gesicht und Ohren sind haarlos, die Hände ebenfalls, der Leib dagegen ist, wenn auch nicht gerade dicht, mit Haaren bekleidet, welche eine düstere Färbung haben. Vom Menschen unterscheidet er sich nur durch seine Beine, welche keine Waden zeigen. Er geht stets auf seinen Füßen und hält, wenn er auf dem Boden läuft, seine Hände zusammengeklammert im Nacken. Er schläft auf Bäumen und baut sich Dächer gegen den Regen. Sein Futter besteht aus Früchten, welche er in den Wäldern findet, auch wohl aus Nüssen; Fleisch ißt er niemals. Sprechen kann er nicht, und sein Verständnis ist nicht größer als das eines Viehes. Haben die Eingeborenen, welche die Wälder durchreisen müssen, nachts ein Feuer angezündet, so erscheinen die Pongos am Morgen, sobald jene das Lager verlassen, und sitzen am Feuer, bis dasselbe ausgeht; denn sie verstehen nicht, daß man, um es zu erhalten, Holz zulegen muß. Oft vereinigen sie sich zu Gesellschaften und tödten manchen Neger im Walde, oft auch überfallen sie Elefanten, welche weidend in ihre Nähe kommen, und schlagen dieselben so mit ihren mächtigen Fäusten, daß sie brüllend davonlaufen. Niemals kann man diese Pongos lebend erhalten, weil zehn Männer nicht im Stande sind, sie festzuhalten; doch erlegt man viele ihrer Jungen mit vergifteten Pfeilen. Der junge Pongo klammert sich so fest an den Leib seiner Mutter, daß die Eingeborenen, wenn sie das Weibchen erlegen, auch das Junge erhalten, welches die Mutter nicht verläßt. Stirbt eines dieser Ungeheuer, so bedecken es die übrigen mit einem großen Haufen von Zweigen und Holz; solche Haufen findet man viele in den Wäldern."

Später erwähnt ein Schiffsführer, welcher längere Zeit an der Westküste Afrikas sich aufgehalten hat, derselben Affen, führt aber drei Arten von ihnen auf und bemerkt, daß der größte „Impungu" heiße. „Dieses wundervolle und fürchterliche Erzeugnis der Natur", sagt er, „geht aufrecht wie ein Mann, ist erwachsen sieben bis neun Fuß hoch, verhältnismäßig dick und entsetzlich stark. Schwarzes Haar, welches auf dem Kopfe sich verlängert, bedeckt seinen Leib. Sein Gesicht ähnelt dem des Menschen mehr als das des Schimpanse, ist aber ebenfalls schwarz. Wenn dieses Thier einen Neger sieht, verfolgt und fängt es denselben; zuweilen tödtet es ihn auch, und manchmal packt es ihn bei der Hand und nimmt ihn mit sich fort. Einige, welche so glücklich waren, dieser Gefangenschaft zu entrinnen, sagen, daß das Ungethüm, wenn es schlafen geht, sich nicht

Digitized by Google

niederlegt, ſondern gegen einen Baum anlehnt; dann wartet der Gefangene bis es eingeſchlafen iſt, löſt vorſichtig ſeine Hand von ſich ab und ſtiehlt ſich ſtill hinweg, erregt aber doch zuweilen die Aufmerkſamkeit des Gegners und wird zurückgeholt. Das Thier lebt von den Früchten und Wurzeln dieſes Landes und macht ſich vornehmlich die Arbeit der Eingeborenen zu Nutze. Fehlt es ihm an Waſſer, ſo ſucht es ſich einen Baum mit ſaftiger Rinde auf, reißt dieſe mit der Hand ab, zerquetſcht ſie und ſaugt den Saft aus; ja es nimmt zuweilen einen ſolchen Baum bei ſeinen Wanderungen mit, wenn es weiß, daß ſich auf dem Wege kein Waſſer findet. Ich habe gehört, daß es im Stande iſt, einen Palmbaum abzubrechen, um zu dem Safte desſelben zu gelangen. Niemals habe ich dieſes Thier zu ſehen bekommen; allein ein Junges von ihm wurde während der Zeit, als mein Sohn in Malemba war, von einem Lande des Inneren dem Könige geſchenkt, und die Leute, welche es brachten, ſagten, daß es ſeit der Zeit, in welcher ſie es in Beſitz hatten, ruhig und ernſthaft geweſen ſei, ſeine Speiſen widerſtandslos genommen und verſtändig gegeſſen und getrunken habe. Man hatte ihm ein Joch um den Nacken gelegt und ſeine Hände gebunden wie die der Sklaven, welche mit ihm kamen, und ſo führte man es widerſtandslos fort. Als es aber in der Königsſtadt angelangt war, und ſich eine unſchätzbare Menge von Leuten einfand, um es zu betrachten, wurde es traurig und mürriſch, wollte keine Nahrung mehr zu ſich nehmen und ſtarb nach vier oder fünf Tagen. Es war noch jung, aber doch über ſechs Fuß hoch. Auch mein Sohn ſah es nicht, wohl aber die Hand von ihm, welche man etwas über dem Gelenke abgehauen und getrocknet hatte, und deren Finger noch in dieſem Zuſtande ſo dick waren wie drei von den ſeinigen, ſtärker faſt als ſein Handgelenk, im Verhältniſſe zu den menſchlichen länger, während der Armtheil auch in getrocknetem Zuſtande noch dicker war als die dickſte Stelle ſeines Armes. Der obere Theil der Finger und aller übrigen Handtheile war mit ſchwarzem Haar bedeckt, der untere Theil der Hand ähnelte der eines Negers. Man ſah, daß es das ſtärkſte aller Thiere des Waldes ſei, und begriff, daß die übrigen ſämmtlich vor ihm ſich fürchten."

Erſt im Jahre 1846 gelang es Wilſon, einem amerikaniſchen Heidenprediger, den Schädel dieſes Affen zu erhalten. Derſelbe ließ keinen Zweifel zu, daß er einer noch unbeſchriebenen Art angehöre. Nach einigen Anſtrengungen wurde ein zweiter Schädel erworben; andere Theile des Gerippes konnten ſpäter erlangt werden. Die Eingeborenen, vollſtändig vertraut mit Weſen und Sitten dieſes Thieres, gaben die eingehendſten Berichte über ſeine Größe, ſeine Wildheit, die Beſchaffenheit der Waldungen, welche es bewohnt, verſprachen auch in kürzeſter Friſt ein vollſtändiges Gerip zu beſchaffen. Wilſon ſelbſt hat einen Gorilla geſehen, nachdem er getödtet worden war. Nach ſeiner Verſicherung iſt es unmöglich, einen richtigen Begriff weder von der Scheuslichkeit ſeines Ausſehens, noch von ſeiner außerordentlichen Muskelkraft zu geben. Sein tiefſchwarzes Geſicht offenbart nicht allein verzerrte (der engliſche Text ſagt „übertriebene") Züge, ſondern die ganze Erſcheinung iſt nichts anderes als ein Ausdruck der roheſten Wildheit. Große Augapfel, ein Schopf von langen Haaren, welcher in der Wuth über den Vorderkopf fällt, ein rieſenhaftes Maul, bewaffnet mit einer Reihe von gewaltigen Zähnen, abſtehende Ohren: dies alles zuſammen läßt den Affen als eines der fürchterlichſten Geſchöpfe der Erde erſcheinen. Es iſt nicht überraſchend, daß die Eingeborenen ſogar bewaffnet mit ihm zuſammenzutreffen fürchten. Sie ſagen, daß er ſehr wild ſei und unabänderlich zum Angriffe übergehe, wenn er mit einem einzelnen Manne zuſammenkomme; „ich ſelbſt", verſichert Wilſon, „habe einen Mann geſehen, welchem eins dieſer Ungeheuer die Wade faſt gänzlich weggebiſſen hatte, und welcher wahrſcheinlich in Stücke zerriſſen worden wäre, hätte er nicht rechtzeitig die Hülfe ſeiner Gefährten erhalten. Es wird verſichert, daß ſie dem bewaffneten Manne das Gewehr aus der Hand reißen und den Lauf zwiſchen ihren Kiefern zuſammendrücken; und wenn man die ungeheure Muskelkraft der Kinnladen in Erwägung zieht, kann man nicht finden, daß dies unmöglich ſei."

Ungefähr in derſelben Zeit ſtellte Savage unter den Negern eingehende Nachforſchungen über die Lebensweiſe des Affen an und veröffentlichte die Ergebniſſe derſelben in der „Boſtoner

Digitized by Google

naturwissenschaftlichen Zeitung" vom Jahre 1847. Ihnen zufolge lebt der „Ingiine" im Inneren von Unterguinea, während der Verbreitungskreis des Schimpanse mehr längs der Küste sich erstreckt. Der Gang des ersteren ist wackelnd oder watschelnd, die Bewegung des Leibes, welcher immer nach vorn überhängt, etwas rollend oder von einer Seite zur anderen schwankend. Die Arme werden beim Gehen vorwärts geworfen und auf den Grund gestemmt. Man sagt, daß der Gorilla beim Gehen die Finger nicht beuge, sondern sie ausgestreckt als Stütze der Hand verwende. Wenn er sich aufrichtet und in dieser Stellung geht, hält er seinen mächtigen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß er seine Arme nach oben beugt. Er lebt in Banden; dieselben sind jedoch nicht so zahlreich als die, welche der Schimpanse bildet. In jeder solchen Bande befinden sich mehr Weibchen als Männchen; denn alle Nachrichten stimmen darin überein, daß nur ein altes Männchen sich bei solcher Gesellschaft befindet, und daß, wenn junge Männchen ihre volle Größe erreicht haben, zwischen ihnen und anderen ein Kampf um die Oberherrschaft stattfindet und der stärkste, nachdem er den Nebenbuhler getödtet oder doch vertrieben hat, zum Haupte der Gesellschaft sich aufwirft. Seine Wohnungen, falls man sie so nennen darf, ähneln denen, welche der Schimpanse baut und bestehen einfach aus wenigen Stecken und blätterigen Zweigen, welche von Astgabeln und Aesten der Bäume unterstützt werden, gewähren auch keinen Schutz gegen das Wetter und werden nur des Nachts benutzt. Gorillas sind außerordentlich wild und stets angriffslustig, flüchten auch niemals vor dem Menschen. Die Eingeborenen fürchten sie in hohem Grade und nehmen niemals den Kampf mit ihnen auf, es sei denn, um sich selbst zu vertheidigen. Die wenigen Stücke, welche erbeutet wurden, fanden ihren Tod durch Elefantenjäger und Handelsleute, welche im Walde mit ihnen zusammentrafen. Angesichts eines Menschen soll der männliche Gorilla zuerst einen entsetzlichen Schrei ausstoßen, welcher auf weithin im Walde wiederhallt und etwa wie ein langgezogenes und schrilles „Kheh, Kheh" klingt, dabei die ungeheuren Kiefern zu voller Weite öffnen und mit über das Kinn herabhängender Unterlippe und über die Brauen herabfallendem Haarschopfe das Bild unbeschreiblicher Wildheit sein. Weibchen und Junge verschwinden bei dem ersten Schrei des Männchens; dieses aber nähert sich, in rascher Folge seinen entsetzlichen Schrei ausstoßend, dem Jäger. Letzterer erwartet seine Ankunft mit dem Gewehre an der Wange, und verzögert, wenn er seines Schusses nicht ganz sicher ist, sein Feuer, bis das Thier den Gewehrlauf ergriffen und, wie es zu thun pflegt, in das Maul gebracht hat. Sollte das Gewehr versagen, so zerquetscht der Gorilla den dünnen Lauf zwischen seinen Zähnen, und das Zusammentreffen kann für den Jäger verhängnisvoll werden. Im übrigen ähneln die Sitten und Gewohnheiten des Gorilla denen des Schimpanse; er baut ähnliche Nester auf die Bäume, lebt von denselben oder ähnlichen Früchten und macht seinen Aufenthaltsort von den Umständen abhängend.

Im Jahre 1852 gibt Ford übereinstimmende Nachrichten. „Der Gorilla", sagt er, „erhebt sich zum Angriffe auf seine Füße, nähert sich jedoch seinem Gegner in gebeugter Haltung. Obgleich er niemals auf der Lauer liegt, stößt er doch, sobald er die Annäherung eines Menschen wahrnimmt, augenblicklich seinen bezeichnenden Schrei aus, bereitet sich zum Kampfe und geht zum Angriffe über. Der Schrei ist mehr ein Grunzen als ein Heulen, ähnelt dem des erregten Schimpanse, ist jedoch lauter und wird in weiter Entfernung vernommen. Zuerst nun begleitet er die Weibchen, von denen er regelmäßig umgeben wird, auf eine kurze Strecke bei ihrer Flucht, kehrt hierauf zurück, sträubt den Haarschopf, so daß er vorn überhängt, weitet seine Nüstern, zieht die Unterlippe herab, fletscht die Zähne und läßt nochmals jenen Schrei hören, wie es scheint, in der Absicht, seinen Gegner zu erschrecken. Streckt ihn jetzt nicht eine wohlgezielte Kugel zu Boden, so nimmt er einen Anlauf, schlägt seinen Gegner mit der Hand nieder oder packt ihn mit einem Griffe, welcher kein Entrinnen ermöglicht, wirft ihn auf den Boden und zerfetzt ihn mit den Zähnen. Das wilde Wesen dieses Geschöpfes konnte man deutlich sehen an einem kleinen Jungen, welches hierher gebracht wurde. Man hielt es mehrere Monate und gab sich die größte Mühe, um es zu zähmen; es war jedoch so unverbesserlich, daß es mich noch eine Stunde vor seinem Tode biß."

Digitized by Google

Der nächſtfolgende Berichterſtatter iſt Du-Chaillu. Ich würde deſſen Mittheilungen vorzugsweiſe benutzt haben, hätte die Darſtellung nicht beim erſten Leſen ein unbeſiegliches Mißtrauen in mir erweckt. Demungeachtet mag auch dieſe Schilderung hier eine Stelle finden; nur verwahre ich mich gegen die Annahme, als wolle ich ſie in irgend einer Weiſe bekräftigen. Ich bin vielmehr durchaus der Meinung Reade's, daß Du-Chaillu's Erzählung ein wunderbares Gemiſch von Wahrheit und Erdichtung iſt, und ſtimme dem letztgenannten bei, wenn er ſagt, daß jener vieles über den Gorilla geſchrieben hat, welches wahr, aber nicht neu iſt, und weniges, welches neu, aber nicht wahr iſt. Man urtheile ſelbſt, was wohl von einem Forſcher zu halten iſt, welcher ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Gorilla ſchildert, wie folgt:

„Schnell vorwärts bewegte es ſich im Gebüſche, und mit einem Male ſtand ein ungeheurer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber ſah, erhob er ſich und ſah uns kühn und muthig in die Augen. So ſtand er etwa zwölf Schritte vor uns — ein Anblick, den ich nie vergeſſen werde! Der König des afrikaniſchen Waldes kam mir wie eine geſpenſtiſche Erſcheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheure, faſt ſechs Fuß hohe Körper; frei zeigten ſich die mächtige Bruſt, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Geſicht mit ſeinem wahrhaft hölliſchen Ausdruck. Er fürchtete ſich nicht! Da ſtand er und ſchlug ſeine Bruſt mit den gewaltigen Fäuſten, daß es ſchallte, wie wenn man eine große metallene Trommel ſchlägt. Das iſt die Art des Trotzbietens, das iſt das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwiſchen ſtieß er einmal nach dem anderen ſein gräßliches Gebrüll aus — ein Gebrüll, ſo grauenerregend, daß man es den eigenthümlichſten und fürchterlichſten Laut der afrikaniſchen Wälder nennen muß. Es beginnt mit ſcharfem Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, und geht dann in tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: habe ich doch mehr als einmal dieſes Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht ſah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszuſtande. Die Augen des Unholdes blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf ſeiner Stirn ſteht, legte ſich auf und nieder; er zeigte ſeine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem hölliſchen Traumbilde, einem Weſen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn ſie die Hölle darſtellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals ſtehen und ſtieß von neuem ſein entſetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er ſich, noch einmal ſtand er und ſchlug brüllend und wüthend ſeine Bruſt. So war er bis auf ſechs Schritte herangekommen: da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas ſchrecklich menſchliches an ſich hatte und doch durch und durch viehiſch war, fiel er vorwärts auf ſein Geſicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde alles ruhig: der Tod hatte ſeine Arbeit gethan."

Zu vorſtehender Stelle gehört ein kurzer Nachſatz von Reade: „In einem Vortrage, welchen ich in einer Sitzung der Londoner thierkundlichen Geſellſchaft las, und welcher in den Schriften der Geſellſchaft veröffentlicht worden iſt, habe ich die Gründe entwickelt, aus denen ich mit vollſter Sicherheit ſchließen darf, daß Du-Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat".

Doch auch das Unwahrſcheinliche, richtiger vielleicht, die Lüge, mag hier Erwähnung finden, um ſo mehr, als die Berichtigung auf dem Fuße folgen wird.

„Mein langer Aufenthalt in Afrika", erzählt Du-Chaillu, „erleichterte es mir, mit Eingeborenen zu verkehren, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, aufs höchſte erregt worden war, beſchloß ich, ſelbſt auf deſſen Jagd auszuziehen und es mit meinen Augen zu ſehen. Ich war ſo glücklich, der erſte zu ſein, welcher nach eigener Bekanntſchaft über den Gorilla ſprechen darf, und während meine Erfahrungen und Beobachtungen zeigen, daß viele Erzählungen auf falſchen und leeren Einbildungen unwiſſender Neger und leichtgläubiger Reiſenden beruhen, kann ich anderſeits beſtätigen, daß keine Beſchreibung die entſetzliche Erſcheinung, die Wuth des Angriffs und die wüſte Bosheit eines Gorilla verſinnlichen wird.

Digitized by Google

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer vieler anmuthigen Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingeborenen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt nicht unter deren Dach; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und alle Berichte von gemeinschaftlichen Angriffen haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich.

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit unermeßlichen Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich aufhält, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastloses Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil bedingt durch die Schwierigkeit, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheueren Eckzähne ohne Mühe jedes andere Thier des Waldes zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu tödten ich so glücklich war, und niemals etwas anderes gefunden als Beeren, Pisangblätter und sonstige Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, welcher unzweifelhaft an einem Orte alles auffrißt und dann, in beständigem Kampfe mit dem Hunger, zum Wandern gezwungen wird. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist dies; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die mächtige Muskelentwickelung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden.

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nöthig hat, die Bäume zu erklettern. Ihm behagen Zuckerrohr, die weißen Rippen der Pisangblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlage vermittels eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt er das ungeheuere Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen.

„Nur junge Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Male die frische Spur eines Gorillabettes gefunden und konnte deutlich sehen, daß das Männchen, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen. Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, haben an ihren vier Händen längere Finger als der Gorilla, dessen Hand mehr der menschlichen ähnelt. Infolge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe und deswegen zu dem Schlusse gekommen bin, er führe ein derartiges Gebäude überhaupt nicht auf.

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, welcher nicht mit sich spaßen läßt. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stück an. Sie liefen stets auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; denn sie hören außerordentlich scharf, und verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr erschwert, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu: ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu stoßen und mußte bemerken, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn

Digitized by Google

jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünſtigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunſtſtück auf ſeine Beute kommt, geht dieſe ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden habe ich nicht einen einzigen Gorilla gefunden, welcher mir den Rücken zugekehrt hätte. Ueberraſchte ich ein Paar, ſo fand ich gewöhnlich das Männchen, an einen Felſen oder Baum gelehnt, im dunkelſten Dickichte des Waldes, wo die ſtrahlende Sonne nur ein düſteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieſes war es auch, welches zuerſt unter lautem und heftigem Schreien und Kreiſchen davonrannte. Dann erhob ſich langſam das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blicke dageſeſſen hatte, ſchaute mit glühenden Augen auf die Eindringlinge, ſchlug auf ſeine Bruſt, erhob ſein gewaltiges Haupt und ſtieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich glaube, daß ich dieſes Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen gehört habe.

„Es iſt Grundſatz eines geſchulten Gorillajägers, ſein Feuer bis zum letzten Augenblicke zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn ſtürzt. Und ſeinem Anpralle kann kein Mann widerſtehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, ſeine Bruſt iſt zertrümmert, ſein Schädel zerſchmettert; es iſt zu ſpät, neu zu laden, und die Flucht vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben ſich unter ſolchen Umſtänden in ein Ringen mit dem Gorilla eingelaſſen und mit ihrem ungeladenen Gewehre vertheidigen wollen, aber nur Zeit zu einem einzigen, erfolgloſen Streiche gehabt: im nächſten Augenblicke erſchien der lange Arm mit verhängnisvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerſchädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geſchöpf denken, welches ſo unabwendbare Angriffe auf den Menſchen auszuführen verſteht wie der Gorilla, und zwar aus dem Grunde, weil er ſich Geſicht gegen Geſicht dem Manne gegenüber ſtellt und ſeine Arme als Waffen zum Angriffe gebraucht, gerade wie ein Preisfechter thun würde, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als ſich der gewaltigſte Fauſtkämpfer der Erde träumen läßt.

„Da man ſich in den dunkeln und undurchdringlichen Dickichten, der vielen Ranken und Dornen halber, kaum bewegen kann, bleibt der Jäger klugerweiſe ſtehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert ſich mit kurzen Schritten, hält häufig an, ſtößt ſein hölliſches Gebrüll aus, ſchlägt ab und zu mit den Armen ſeine Bruſt, ruht auch wohl länger aus und ſetzt ſich, blickt aber immer wüthend auf ſeinen Gegner. Die ſehr kurzen Hinterbeine genügen entſchieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen: daher hält ſich das Thier durch Schwingungen mit den Armen im Gleichgewichte; aber der dicke Bauch, das runde, ſtierartige Haupt, welches rückwärts faſt auf dem Nacken aufliegt, die großen, muskelkräftigen Arme und die weite Bruſt — alles dies läßt ſein Schwanken unſäglich entſetzlich erſcheinen und vermehrt noch das Furchtbare ſeiner Erſcheinung. Zugleich blitzen die tiefliegenden grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Geſicht auf das abſcheulichſte; die dünnen, ſcharf geſchnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, laſſen die gewaltigen Eckzähne und die furchtbaren Kinnladen, in welchen ein Menſchenglied zermalmt werden würde wie Zwieback, ſichtbar werden. Der Jäger ſteht, mit ängſtlicher Sorge ſeinen Feind bewachend, auf einer und derſelben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Schußweite beträgt zehn Schritte. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geſchoſſen als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: ſo ſchnell wie möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängſtlicher Augenblick, welcher die Bruſt zuſammenſchnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zuſandte, geht er im Augenblicke auf ſeine Beute los — wenn er nach einem Gorilla ſchoß, ſteht er ſtill; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für ſein Leben, Geſicht gegen Geſicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück ihn von dem tödtlichen Streiche errettet, und er davon kommt, wenn auch vielleicht gelähmt auf immer. Glücklicherweiſe ſtirbt der Gorilla ebenſo leicht wie der Menſch: ein Schuß in die Bruſt bringt ihn ſicher zu Falle. Er ſtürzt vorwärts auf ſein Geſicht, die langen, gewaltigen

Digitized by Google

Arme ausstreckend und mit dem letzten Athem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung verkündet, dennoch sein Ohr peinigt wegen der Aehnlichkeit mit dem Seufzer eines sterbenden Menschen. Die Neger greifen den Gorilla nur mit Flinten an, niemals mit anderen Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Unthier unbelästigt als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getödtet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Lebenlang die größte Achtung selbst der muthigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind.

„Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Vertheidigung, sondern wehrt sich mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in denen die gewaltigen Reißzähne losgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß ein derartiger Verlust während der Kämpfe entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren: ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten.

„Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt bedeutend erhöht, weil die Arme verhältnismäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor, und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbar wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß er auch in erhobener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist seine Fährte. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und die große Zehe scheinen aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin.

„Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Vertheidigung denkt, durch die Neger aber erfahren, daß dies zuweilen wohl der Fall sein könne. Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! So begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältnis zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und tödteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Flüchtet die Mutter vor dem Jäger, so springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend. Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur zwei und ein halbes Jahr alt war, vermochten vier starke Männer nicht festzuhalten. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf platt beißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 10 bis 15 Centim. im Durchmesser (?). Das Fell des Thieres ist dick und fest wie eine Ochsenhaut, aber verhältnismäßig zarter als das anderer Affen.

„Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen, lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Alle die Beschwerden und Entbehrungen, welche ich in Afrika ausgehalten hatte, waren in einem Augenblicke vergessen. Der Affe war etwa zwei bis drei Jahre alt, 2½ Fuß hoch, aber so wüthend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger, welche ich am liebsten an das Herz gedrückt hätte, fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Berichte gingen sie zu Fünft nahe einer Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald, hörten ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten, und beschlossen, ohne Zögern dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts, einem düsteren Dickicht des Waldes zu. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte, beschlossen jedoch, alles aufs Spiel zu setzen, um wo möglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen

Digitized by Google

hatten ſie einen ſelbſt ihnen ſeltenen Anblick. Das Junge ſaß einige Schritte entfernt von ſeiner Mutter auf dem Boden und beſchäftigte ſich, Beeren zu pflücken. Die Alte ſchmauſte von denſelben Früchten. Meine Jäger machten ſich augenblicklich zum Feuern fertig: und nicht zu ſpät; denn die Alte erblickte ſie, als ſie ihre Gewehre erhoben. Glücklicherweiſe tödteten ſie die beſorgte Mutter mit dem erſten Schuſſe. Das Junge, erſchreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu ſeiner Erzeugerin, hing ſich an ſie, umarmte ihren Leib und verſteckte ſein Geſicht. Die Jäger eilten herbei; das hierdurch aufmerkſam gewordene Junge verließ aber ſofort ſeine Mutter, lief zu einem ſchmalen Baume und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, ſetzte ſich hier nieder und brüllte wüthend auf ſeine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen ſich nicht verblüffen. Nicht ein einziger fürchtete ſich, von dem kleinen wüthenden Vieh gebiſſen zu werden. Man hieb den Baum um, deckte, als er fiel, ſchnell ein Kleid über den Kopf des ſeltenen Wildes und konnte es nun, ſo geblendet, leichter feſſeln. Doch der kleine Geſell, ſeinem Alter nach nur ein unerwachſenes Kind, war bereits erſtaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, ſo daß die Leute nicht im Stande waren, ihn zu führen, und ſich genöthigt ſahen, ſeinen Hals in eine Holzgabel zu ſtecken, welche vorn verſchloſſen wurde und als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte ſich aller Gemüther. Als der Gefangene aus dem Boote gehoben wurde, in welchem er einen Theil ſeines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und ſchaute aus ſeinen böſen Augen wild um ſich, gleichſam verſichernd, daß er ſich gewiß rächen werde, ſobald er könne. Ich ſah, daß die Gabel ſeinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb möglichſt raſch einen Käfig für ihn anfertigen. Nach zwei Stunden hatten wir ein feſtes Bambushaus für ihn gebaut, durch deſſen ſichere Stäbe wir ihn nun beobachten konnten. Er war ein junges Männchen, erwachſen genug, um ſeinen Weg allein zu gehen, für ſein Alter auch mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüſtet. Geſicht und Hände waren ſchwarz, die Augen jedoch noch nicht ſo tief eingeſunken wie bei den alten, Bruſt und Bauch dünner, die Arme länger behaart. Das Haar der Brauen und des Armes, welches röthlichbraun ausſah, begann ſich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlieder waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa 2 Centim. lang; eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiße vollſtändig weiß erſchien, bedeckte ſeinen Nacken.

„Nachdem ich den kleinen Burſchen glücklich in ſeinen Käfig gelockt hatte, nahete ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu ſagen. Er ſtand in der fernſten Ecke; ſowie ich mich aber näherte, bellte er und ſprang wüthend nach mir. Obgleich ich mich ſo ſchnell als ich konnte zurückzog, erreichte er doch meine Beinkleider, zerriß ſie und kehrte augenblicklich wieder nach ſeinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorſicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erſte Sorge war natürlich, Futter für ihn zu ſchaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und reichte ihm dieſe nebſt Waſſer; doch wollte er weder eſſen noch trinken, bevor ich mich ziemlich weit entfernt hatte. Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am erſten, fuhr auf jedermann zu, welcher nur einen Augenblick vor ſeinem Käfige ſtand, und ſchien bereit, uns alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Piſangblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Theile fraß. Er ſchien eben nicht wähleriſch zu ſein, obſchon er jetzt und während ſeines kurzen Lebens, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte ſeiner heimiſchen Wälder, alles Futter verſchmähte. Am dritten Tage war er noch mürriſcher und wüthender, bellte jeden an und zog ſich entweder nach ſeinem fernen Winkel zurück oder ſchoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusſtäbe auseinander zu ſchieben und zu entfliehen. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettſtelle hervorkam. Es war Meiſter Sepp, welcher hier lag, ſorgfältig alle meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich ſchloß ich die Fenſter und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufſichtigen. Als Freund Joe dies ſah, bekundete er grenzenloſe Wuth: ſeine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und raſend kam er unter dem Bette hervor. Wir ſchloſſen das Thor und ließen ihm das Feld,

Digitized by Google

indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sicheren Gefangennahme zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war schon so stark und wüthend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raume stand der biedere Gesell und schaute grimmig auf seinen Feind, prüfte dabei aber mit einiger Ueberraschung die Einrichtungsgegenstände. Ich besorgte, daß das Picken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriffe auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern, oder daß er vieles von dem, was ich gesammelt hatte, zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, schleuderten wir ihm glücklich ein Netz über den Kopf. Der junge Unhold brüllte fürchterlich und wüthete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte er uns viel zu schaffen. So schnell wie möglich trugen wir ihn nach seinem inzwischen ausgebesserten Käfige zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger.

„Niemals sah ich ein so wüthendes Vieh wie diesen Affen. Er fuhr auf jeden los, welcher ihm nahete, bis in die Bambusstäbe, schaute mit bösen Augen um sich und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüth hatte."

Im Verlaufe seiner Erzählung theilt Du-Chaillu mit, daß Joe weder durch Hunger noch durch „gesittete Nahrung" zu bändigen war, nach einiger Zeit, als er zum zweitenmal durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widersträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb, seinen Herrn zuletzt aber wohl kennen gelernt hatte. Später will Du-Chaillu ein junges Gorillaweibchen erhalten haben, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübnis in Aufregung versetzte. Das Thierchen war noch ein kleiner Säugling und starb, weil Milch nicht zu bekommen war, schon am dritten Tage nach seinem Fange.

„Die Eingeborenen des Inneren essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See dagegen verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Inneren weisen Negerfamilien Gorillafleisch zurück, weil sie wähnen, daß vor Zeiten eine ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe.

Unter allen Berichterstattern macht Winwood Reade den Eindruck der größten Verläßlichkeit. „Als ich im Inneren der Gorillagegenden reiste", sagt er, „pflegte ich in jedem Dorfe, welches mir zur Nachtherberge wurde, nachzufragen, ob sich hier ein Neger befinde, welcher einen Gorilla getödtet habe. Wollte das Glück, daß dies der Fall war, so ließ ich ihn zu mir bringen und befragte ihn mit Hülfe eines Dolmetschers über die Sitten und Gewohnheiten der Affen. Diesen Plan verfolgte ich unter den Belingi am Muni, unter Schikeni am Gabun und unter den Kommi am Fernandovaz. Ebenso befragte ich auch die aus dem Inneren stammenden Sklaven, welche von ihren Herren als Jäger verwendet wurden. Alle Nachrichten, welche ich empfing, habe ich verglichen und nur das behalten, welches durch das gleichlautende Zeugnis aller Jäger dieser drei verschiedenen Gegenden Innerafrikas bestätigt wurde.

„In Bapuku ist der Gorilla unter den Küstenstämmen nicht bekannt. Der nördlichste Punkt, wo ich von seinem Vorhandensein Kunde erhielt, war das Ufer eines kleinen Flusses bei St. Jones. Am Muni findet er sich weniger häufig als um den Gabun, und in den Waldungen am Fernandovaz wiederum häufiger als dort. Glaubwürdige Berichte bestätigen, daß er in Majumba, von welchem Battell spricht, und nach Süden hin bis nach Loango vorkommt; ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß er sich über ein weit größeres Gebiet verbreitet, als wir gegenwärtig annehmen. Der Schimpanse lebt nach Norden hin bis zur Sierra Leona, und ich nehme an, daß der Gorilla sich in demselben Gebiete wie jener findet. Der Schimpanse hält sich mehr an der Seeküste und in offeneren Gegenden auf als der Gorilla, und darin liegt die Erklärung, daß man jenen besser kennt als diesen. Die Fens erzählten mir, der „Nji" sei sehr häufig in dem weiten Lande gegen Nordosten, von

Digitized by Google

welchem ſie ausgewandert wären, und man höre dort ſeinen Schrei in unmittelbarer Nähe der Stadt; und ebenſo wurde mir in Ngumbi geſagt, daß der Gorillatanz — ein Tanz der Neger, welcher die bezeichnendſten Bewegungen des Gorilla nachzuahmen verſucht — in einem neunzig Tagereiſen nach Oſten hin gelegenen Lande ſeinen Urſprung habe.

„Während der Schimpanſe in der Nachbarſchaft kleiner Steppen hauſt, ſcheint der Gorilla das düſtere Zwielicht der dichteſten Wälder zu lieben. Er läuft auf allen Vieren, und man ſieht ihn zuweilen allein, zuweilen in Begleitung eines Weibchens und Jungen. Von den Bäumen bricht er ſich Zweige und Blätter, welche ſich in einer ihm erreichbaren Höhe über dem Boden befinden. Zuweilen erklettert er auch einen Baum, um deſſen Früchte zu genießen. Eine Grasart, welche in kleinen Büſchen wächſt, liebt er ſo, daß man ſein Vorkommen da, wo dieſes Gras vorhanden, faſt mit Sicherheit annehmen kann. Morgens und abends beſucht er die Pflanzungen der Dörfer, frißt Piſang und Zuckerrohr und läßt ſeinen kläglichen Schrei vernehmen. Nachts erwählt er ſich einen hohlen Baum, um auf ihm zu ſchlafen. Wenn das Weibchen trächtig iſt, baut das Männchen, meiſt in einer Höhe von fünf bis acht Meter über dem Boden, ein Neſt, d. h. ein bloßes Lager aus trockenen Stecken und Zweigen, welche es mit den Händen zuſammenſchleppt. Hier bringt das Weibchen ſein Junges zur Welt und verläßt dann das Neſt. Während der Brunſtzeit (?) kämpfen die Männchen um ihre Weibchen. Ein glaubwürdiger Zeuge ſah zwei von ihnen im Kampfe; einer war viel größer als der andere, und der kleinere wurde getödtet. Aus dieſer Thatſache ſcheint mir hervorzugehen, daß die Gorillas in Vielehigkeit leben wie andere Thiere, welche um die Weibchen kämpfen. Das gewöhnliche Geſchrei des Gorilla iſt kläglich, das Wuthgeſchrei dagegen ein ſcharfes, rauhes Bellen, ähnlich dem Gebrülle eines Tigers.

„Entſprechend der Neigung der Neger, alles zu übertreiben, hörte ich anfänglich die verſchiedenſten Geſchichten bezüglich der Wildheit des Gorilla. Als ich aber die wirklichen Jäger befragte, fand ich ſie, ſo weit ich zu urtheilen vermochte, wie alle muthigen Leute beſcheiden und eher ſchweigſam als geſchwätzig. Ihre Mittheilungen über die Wildheit der Affen reichen kaum bis an die Erzählungen von Savage und Ford heran. Sie leugnen, daß der Gorilla, ohne gereizt zu ſein, den Menſchen ſtets angreife. Laßt ihn allein, ſagen ſie, und er läßt euch allein. Wenn er aber beim Freſſen oder im Schlafe plötzlich überraſcht wird, dreht er ſich in einem Halbkreiſe herum, heftet ſeine Augen feſt auf den Mann und ſtößt einen unwillig klagenden Schrei aus. Verſagt das Gewehr des Jägers, oder wird der Affe nur verwundet, ſo läuft er zuweilen davon; manchmal aber ſtürzt er ſich mit wüthendem Blicke, herunterhängender Lippe und nach vorn überfallendem Haarſchopfe auf den Gegner. Es ſcheint nicht, daß er ſehr behend ſei; denn die Jäger entkommen ihm häufig. Er greift ſtets auf allen Vieren an, packt den betreffenden Gegenſtand, reißt ihn in ſeinen Mund und beißt ihn. Die Geſchichte vom Zuſammenbeißen des Gewehrlaufes wird allgemein erzählt, iſt aber durchaus nicht wunderbar, weil die billigen Gewehre aus Birmingham von jedem ſtarkkieferigen Thiere zuſammengequetſcht werden dürften. Von den verſchiedenſten Seiten her hörte ich erzählen, daß Leute durch den Gorilla getödet worden ſeien; immer aber fand ich, daß ſolche Erzählungen auf Ueberlieferungen ſich gründeten. Daß ein Mann von einem Gorilla umgebracht werden kann, möchte ich keinen Augenblick bezweifeln, daß aber kein Mann ſeit Menſchengedenken umgebracht worden iſt, kann ich mit Beſtimmtheit verſichern. Der Jäger, welcher mich in den Waldungen von Ngumbi führte, wurde einſt von einem Gorilla verwundet. Seine Hand war vollſtändig verkrüppelt und die Narben der Zahnwunden am Gelenke noch ſichtbar. Ihn forderte ich auf, mir genau die Art und Weiſe des Angriffes eines Gorilla zu zeigen. Ich ſtellte den Jäger vor, er den Gorilla. Er nahm eine gebückte Stellung an, und ich that, als ob ich ihn ſchießen wollte. Nun kam er auf allen Vieren auf mich zu, ergriff meine Hand am Gelenke, zog ſie zu ſeinem Munde, biß hinein und lief davon. So, ſagte er, hat der Gorilla mit mir gethan. Durch ſolche einfache Zeugen gelangt man unter den Negern am erſten zur Wahrheit. Der Leopard gilt allgemein für ein wilderes und gefährlicheres Thier als der Gorilla. Auch der Schimpanſe greift,

Digitized by Google

wenn er angefallen wird, einen Menschen an; dasselbe thut der Orang-Utan, dasselbe thun in der That alle Thiere vom Elefanten bis zu den Kerbthieren herunter. Ich kann also keinen Grund zu der Annahme finden, daß der Gorilla wilder und mehr geneigt zum Angriffe auf einen Menschen sei als andere Thiere, welche, wie unser Affe, bedächtig und furchtsam sind, und welche ihre ausgezeichnete Befähigung im Riechen und Hören sich zu Nutze machen, um vor dem Menschen zu entfliehen.

„In meiner bescheidenen Eigenschaft, als ein bloßer Sammler von Thatsachen, wünsche ich nichts weiter als zu der Wahrheit zu gelangen. Meine Angaben unterscheiden sich von denen meiner Vorgänger, und ich muß frei zugestehen, daß für die eine wie für die andere Seite gleiche Berechtigung vorliegt. Alle Neger sind geneigt, eher zu übertreiben als zu unterschätzen. Ich habe eine größere Anzahl von Zeugen befragt als vielleicht Wilson, Savage und Ford zusammen und, nachdem die Frage einmal wichtig geworden war, doppelte Vorsicht bei meinen Untersuchungen angewendet; aber jene hatten ihrerseits großen Vortheil über mich, weil sie die Sprache der Eingeborenen kannten und keiner Dolmetscher bedurften, auch besser mit dem Wesen der Eingeborenen vertraut waren als ich. Den bezüglichen Werth unserer Mittheilungen vermag ich also nicht bestimmt abzuschätzen, schon weil ich nicht weiß, von welchem Stamme jene ihre Nachrichten erhalten haben. Das, was ich aus persönlicher Anschauung versichern kann, ist folgendes: Ich habe die Nester des Gorilla gesehen und beschrieben, bin jedoch nicht im Stande, bestimmt zu sagen, ob sie als Betten oder nur als zeitweilige Lager benutzt werden. Ich habe ebenso wiederholt die Fährte des Gorilla gefunden und darf deshalb behaupten, daß der Affe gewöhnlich auf allen Vieren läuft. Niemals habe ich mehr Fährten gesehen als von zwei Gorillas zusammen. Auch habe ich einen jungen Gorilla und einen jungen Schimpanse in gefangenem Zustande beobachtet und darf versichern, daß beide gleich gelehrig sind. Endlich kann ich behaupten, daß der Gorilla wenigstens zuweilen vor dem Menschen flüchtet; denn ich war nahe genug, um zu hören, daß einer von mir weglief.

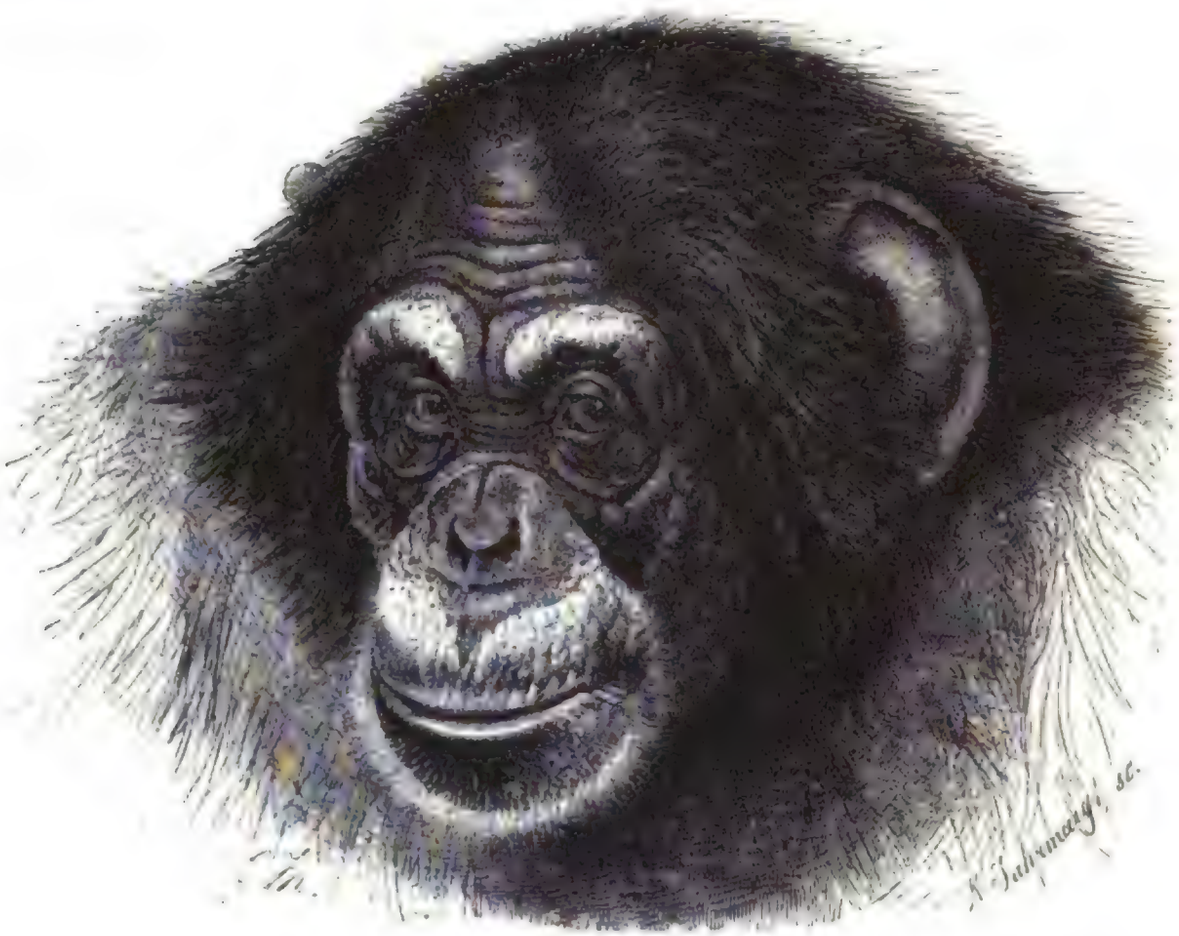
„Von den vielen Erzählungen über den Gorilla, welche mir mitgetheilt wurden, habe ich alle nicht genug beglaubigten weggelassen. Eine von diesen berichtet z. B., daß zuweilen eine Gorillafamilie einen Baum erklettere und sich an einer gewissen Frucht toll und voll fresse, während der alte Vater unten am Fuße des Baumes verbleibe. Kannst du, sagen die Eingeborenen, nahe genug herankommen, um ihn zu erlegen, so kannst du auch den Rest der Familie tödten. Die zweite Geschichte ist die, welche von allen großen Affen berichtet wird, daß sie Frauen mit sich nehmen. In einem Dorfe am rechten Ufer des Fernandovaz wurde mir erzählt, daß die Frauen, während sie zum Brunnen gingen, sehr häufig von Gorillas gejagt werden; ja, man brachte mir sogar eine Frau, welche versicherte, selbst die Leidenschaft eines Gorilla erlitten zu haben und ihm kaum entkommen zu sein. In alldem kann ich nichts wunderbares finden; denn wir wissen, daß die Affen höchst empfängliche Thiere sind. Demungeachtet wird man berechtigt sein, Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt und halbwild unter den Affen gelebt habe."

Winwood Reade schließt seine Mittheilungen mit der Bemerkung, daß er nicht im Stande gewesen sei, etwas zu erfahren, worin der Gorilla vom Schimpanse wesentlich sich unterscheide. Beide Thiere bauen Nester, beide gehen auf allen Vieren, beide greifen in ähnlicher Weise an, beide vereinigen sich, obschon sie durchaus nicht gesellig sind, zuweilen in größerer Anzahl ꝛc. „Ein weißer Mann hat bis jetzt weder einen Gorilla noch einen Schimpanse erlegt. Die Vorsicht der Thiere, die Ungewißheit ihres Aufenthaltes, die Eifersucht der eingeborenen Jäger stempelt eine derartige Jagd zu einem sehr schwierigen Unternehmen."

So viel wissen wir gegenwärtig über das Freileben dieses vielbesprochenen, ebenso berühmten als berüchtigten Menschenaffen. Mit dem Schimpanse hat man bisher nur seinen Balg oder seinen in Weingeist bewahrten Leichnam, nicht aber das lebende Thier, vergleichen können; denn bis jetzt soll nur ein einziger Gorilla lebend nach Europa gelangt, aber von einem Thierbändiger gehalten worden sein, welcher ihn nicht einmal kannte.

Digitized by Google

Der vorſtehend mehrfach erwähnte Schimpanſe, „Barris", „Inſchoko", „Inſiẽgo", „Soko", „Nſchniẽgo", „Baâm", und wie er ſonſt noch bei den Eingeborenen heißen oder von Reiſenden genannt worden ſein mag (Anthropopithecus troglodytes, Simia, Pithecus, Chimpanza, Mimetes und Pseudanthropos troglodytes, Satyrus lagarus und Chimpanza, Troglodytes niger), wird gegenwärtig ebenfalls als Vertreter einer gleichnamigen Sippe oder Unterſippe (Pseudanthropos) betrachtet. Er iſt beträchtlich kleiner, im Rumpfe verhältnismäßig viel kürzer als der Gorilla, trotzdem er dieſelbe Anzahl von rippentragenden und Lendenwirbeln



Schimpanſe.

(dreizehn und vier) beſitzt wie dieſer, ſein Kopf verhältnismäßig groß, die breite Schnauze wenig vorgezogen, der Vorderarm für Menſchenaffen auffallend kurz, die Hand geſtreckt und ſchmal, das Bein ebenfalls kurz, der Fuß der Hand entſprechend gebaut; auch zeigt der hinterſte Backenzahn nur vier Höcker und einen hinteren Anhang. Sein Geſicht iſt ziemlich breit und flach, die Stirn tritt namentlich bei alten merklich, jedoch weit weniger als beim Gorilla zurück und das Kinn in demſelben Verhältniſſe vor, ſo daß der Geſichtswinkel 55 Grad beträgt. Die Augenbrauenbogen ſtehen deutlich vor; die Naſe iſt klein und flach, der Mund übermäßig groß; die ſchmalen, weit vorſtreckbaren Lippen ſind im Leben vielfach gefaltet. Die Ohrmuſchel iſt viel größer, ſteht auch weiter vom Kopfe ab als bei dem Menſchen, und zeigt faſt denſelben Bau wie beim Gorilla. Hände und Füße habe ich bereits (S. 41 f.) beſchrieben, jedoch noch hinzuzufügen, daß die Arme bei aufrechtem Gange ſehr weit am Beine herabreichen und die Fingerſpitzen der ausgeſtreckten Hand faſt die Knöchel berühren. Um das Verhältnis der Glieder zum Leibe anzugeben, will ich die Maße eines jungen Schimpanſe, welchen ich lebend unterſuchen konnte, angeben. Es beträgt die

Digitized by Google

Digitized by Google

Länge vom Scheitel bis zum Steiße 52 Centim., die Armlänge von der Achſelhöhle bis zur Fingerſpitze 44 Centim., die Beinlänge bis zur Zehenſpitze 41 Centim., die Länge des Oberarmes 19 Centim., die Länge des Unterarmes 19 Centim., die Länge der Hand 13 Centim., die Länge des Oberſchenkels 17 Centim., des Unterſchenkels 17 Centim., des Fußes oben gemeſſen 12 Centim., der Umfang des Schädels über dem Brauenbogen gemeſſen 38 Centim., der Umfang des Halſes 26 Centim., der Umfang des Leibes unter den Armen 50 Centim.

Ein ziemlich dichtes, aus mittellangen ſchlichten und glänzenden Haaren beſtehendes Kleid, welches ſich bartartig an beiden Geſichtsſeiten und ſchopfig auf dem Hinterkopfe verlängert, deckt gleichmäßig Stirn, Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Rücken, wogegen die Unterſeite weit ſpärlicher bekleidet und die Kinn- und Weichengegend nur ſehr dünn behaart iſt. In der Gegend des nackten Afters ſieht das Haar weißlich aus. Die Färbung des unbehaarten Geſichtes iſt ein graulicher Ledergelb, welches zwiſchen den Augen in Braunſchwarz übergeht, ohne daß jedoch letztere Färbung zur vorherrſchenden würde. Hände und Füße ſehen lederbraun, die Lippen blaßroth, die Ohren lebergelb aus. Die milden, ſanften Augen haben lichtzimmetbraune Iris.

In wiefern das Thier in höherem Alter von dem eben beſchriebenen Jungen abweicht, vermag ich nicht zu ſagen, weil ich noch niemals einen lebenden Schimpanſe geſehen habe, welcher bereits über die Jahre der Kindheit hinaus geweſen wäre, und mich auf eine Beſchreibung getrockneter Bälge nicht einlaſſen mag. Nur ſo viel will ich noch bemerken, daß der erwachſene Schimpanſe nach Verſicherung der Eingeborenen zuweilen bis 1,5 Meter hoch wird und ſich durch weißen Kinnbart, welcher auch bei den Jungen bereits angedeutet iſt, beſonders auszeichnet. Die Knochen des Schimpanſe ſind, laut Hartmann, im ganzen ſchlanker und zierlicher als diejenigen des Gorilla. Dem Schädel des männlichen Schimpanſe fehlt der rieſige Knochenkamm des ebengenannten Verwandten gänzlich; ebenſowenig bemerkt man an ihm die beim männlichen Gorilla ſehr mächtigen, beim weiblichen deutlich erkennbaren Knochenwülſte über den Augen.

Um zu beweiſen, daß die Alten den Schimpanſe gekannt haben, führt man das berühmte Moſaikbild an, welches einſtmals den Tempel der Fortuna in Präneſte ſchmückte und unter vielen anderen Thieren der oberen Nilländer auch unſeren Menſchenaffen dargeſtellt haben ſoll. Erwähnt wird dieſer von vielen Schriftſtellern der letztvergangenen Jahrhunderte meiſt unter den Namen „Inſiẽgo“ oder „Nſchniẽgo“, welche er in Mittelafrika heute noch führt. Ein junger Schimpanſe wurde in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebend nach Europa gebracht, von Tulpius und Tyſon zergliedert und von Dapper beſchrieben. Von dieſer Zeit an gelangte das Thier wiederholt zu uns, und neuerlich trifft es ſogar mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit auf dem europäiſchen Thiermarkte ein: im Jahre 1870 wurden fünf Stück allein nach Deutſchland gebracht.

Während man früher Ober- und Niederguinea für ſeine ausſchließliche Heimat hielt, wiſſen wir gegenwärtig durch Heuglin und Schweinfurth, daß er ſich bis tief in das Innere von Afrika verbreitet. „Auf dem dichtbelaubten Hochholz längs der Flüſſe im Lande der Niamniam“, ſagt Heuglin, hauſt in Paaren und Familien der Mban (richtiger Baâm), ein Affe von der Größe eines Mannes und von wildem Weſen, welcher ſich nicht ſcheut, den ihn verfolgenden Jäger anzugreifen. Derſelbe baut ſich große Neſter auf den Kronen der Bäume und verſieht ſie mit einem dichten Schutzdache gegen den Regen. Er hat eine olivenſchwärzliche, nicht dichte Behaarung, nacktes, fleiſchfarbenes Geſicht und weißliches Geſäß.“ Vorſtehende Schilderung, welche durch Schweinfurths Angaben durchaus beſtätigt wird, kann ſich nur auf den Schimpanſe beziehen, und dieſe Anſicht wird unterſtützt durch die Berichte des Letztgenannten und Hartmanns über die wenigen Stücke dieſes mittelafrikaniſchen Affen, welche in ſchlecht zubereiteten Bälgen nach Europa gelangt ſind. Schweinfurth erfuhr, daß ein Krainer Jäger, Klanczuik, im Jahre 1863 außer einer Ladung Sklaven auch einen lebenden Schimpanſe vom oberen Weißen Fluſſe mitbrachte. Der Affe ſtarb, noch ehe er Chartum erreichte, wurde dort abgehäutet und der Hochſchule für Aerzte in Kairo überlaſſen. Hier ſah Schweinfurth den Balg; auf der Pariſer Aus-

Digitized by Google

stellung konnte Hartmann einen zweiten untersuchen. Beide Forscher sprechen sich dahin aus, daß man das Thier als Schimpanse bestimmen müsse. „Im December 1868", schaltet Schweinfurth hier ein, „fand ich in Chartum einen dritten, schlecht ausgestopften, aber sehr großen Balg des betreffenden Affen, welcher sich gegenwärtig im Berliner Museum befindet und nach Hartmanns Ueberzeugung von dem westafrikanischen Schimpanse sich nicht unterscheidet. Unter den von mir bereisten Ländern des tiefsten Inneren von Afrika nenne ich als Heimat dieses Menschenaffen vor allen anderen das waldreiche Land des Königs Uando, weil das Thier hier besonders häufig auftreten muß. In einem Dorfe nahm ich zwölf vollständige Schädel desselben von einem einzigen der hier gebräuchlichen Merkpfähle, welche mit Beutezeichen der Jagd behangen zu werden pflegen. In dem bevölkerten Monbuttulande dagegen, welches weite, dem Bananenbau gewidmete Lichtungen in sich schließt, scheint das menschenscheue Thier nur ein ziemlich vereinzeltes Dasein zu führen. Auch mir wurde erzählt, daß er auf den von ihm bewohnten Bäumen sich Nester errichte." In Ober- und Niederguinea bewohnt der Schimpanse die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küste, scheint jedoch trockene Gegenden feuchten vorzuziehen. Auf der nördlichen Seite des Kongo soll er, laut Monteiro, sehr häufig sein.

„Man kann nicht sagen", berichtet Savage, „daß die Schimpansen gesellig leben, da man selten mehr als ihrer fünf, höchstens ihrer zehn zusammen findet. Auf gute Gewähr mich stützend, darf ich behaupten, daß sie sich gelegentlich in größerer Anzahl versammeln, um zu spielen. Einer meiner Berichterstatter versichert, bei einer solchen Gelegenheit einmal nicht weniger als ihrer funfzig gesehen zu haben, welche sich durch Jubeln, Schreien und Trommeln auf alten Stämmen erfreuten. Sie meiden die Aufenthaltsorte der Menschen soviel als möglich. Ihre Wohnungen, mehr Nester als Hütten, errichten sie auf Bäumen, im allgemeinen nicht hoch über dem Boden. Größere oder kleinere Zweige werden niedergebogen, abgeknickt, gekreuzt und durch einen Ast oder einen Gabelzweig gestützt. Zuweilen findet man ein Nest nahe dem Ende eines dicken blattreichen Astes, acht bis zwölf Meter über der Erde; doch habe ich auch eins gesehen, welches nicht niedriger als dreizehn Meter sein konnte. Einen festen Standort haben die Schimpansen nicht, wechseln ihren Platz vielmehr beim Aufsuchen der Nahrung oder aus sonstigen Gründen, je nach den Umständen. Wir sahen sie öfters auf hoch gelegenen Stellen, wohl nur deshalb, weil die dem Reisbau der Eingeborenen günstigeren Niederungen öfters gelichtet werden, und jenen dann passende Bäume zum Bau ihrer Nester mangeln. Selten sieht man mehr als ein oder zwei Nester auf einem und demselben Baume oder sogar in derselben Umgebung. Doch hat man einmal deren fünf gefunden." Nester, wie solche Du-Chaillu bespricht und abbildet, wahrhaft künstliche Flechtereien nämlich, beschreibt kein einziger der übrigen Berichterstatter.

„In der Ruhe nimmt der freilebende Schimpanse gewöhnlich eine sitzende Stellung an. Man sieht ihn in der Regel stehen oder gehen; wird er dabei entdeckt, so fällt er unverzüglich auf alle Viere und entfernt sich fliehend von dem Beobachter. Sein Bau ist derart, daß er nicht ganz aufrecht stehen kann, sondern stets nach vorn neigt; wenn er steht, sieht man ihn die Hände über dem Hinterhaupte zusammenschlagen oder über der Lendengegend kreuzen, was nothwendig zu sein scheint, um sich im Gleichgewichte zu erhalten. Die Zehen sind beim Erwachsenen stark gebogen und nach innen gewendet, können auch nicht vollständig ausgestreckt werden. Beim Versuche hierzu erhebt sich die Haut des Fußrückens in dicken Falten, woraus hervorgeht, daß völlige Streckung des Fußes ihm unnatürlich ist. Die ihm bequemste Stellung ist die auf allen Vieren, wobei der Leib auf den Knöcheln ruht. Infolge des Gebrauches sind letztere verbreitert und wie die Fußsohle mit schwieliger Haut bekleidet. Wie man schon aus dem Baue vermuthen kann, ist der Schimpanse ein geschickter Kletterer. Bei seinen Spielen schwingt er sich auf weite Entfernungen von einem Baume zum anderen und springt mit staunenerregender Behendigkeit. Nicht selten sieht man die „alten Leute", wie einer meiner Berichterstatter sich ausdrückt, unter einem Baume sitzen, mit Aufzehren von Früchten und freundschaftlichem Geschwätz sich unterhaltend,

Digitized by Google

während ihre Kinder um ſie herumſpringen und ausgelaſſen von Baum zu Baume klettern. Die Nahrung beſteht wahrſcheinlich aus denſelben Pflanzen und Früchten, welche der Gorilla verzehrt: Früchte, Nüſſe, Blatt- und Blütenſchößlinge, vielleicht auch Wurzeln bilden wohl die Hauptſpeiſe. Nicht ſelten ſoll er Bananen und andere Fruchtbäume beſuchen, welche die Neger zwiſchen ihren Maisfeldern anpflanzen, oder ſich in verlaſſenen Negerdörfern, in denen die Papaya in großer Menge wächſt, einfinden und dort ſo lange verweilen, als es Nahrung gibt, nach Aufzehrung derſelben aber wieder Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung unternehmen.

„Der Schimpanſe bekundet ſcharfen Verſtand und warme Liebe zu ſeinen Jungen. Ein Weibchen, welches ſich mit ſeinem Manne und zwei Jungen auf einem Baume befand und von dem Jäger aufgefunden wurde, ſtieg zuerſt mit großer Schnelligkeit herunter und verſuchte mit dem Männchen und einem Jungen ins Dickicht zu entfliehen. Bald darauf aber kehrte es zur Rettung des zurückgebliebenen Jungen zurück, ſtieg wieder auf den Baum, nahm das Kind in ſeine Arme und erhielt in demſelben Augenblicke die tödtliche Kugel, welche auf dem Wege zum Herzen der Mutter durch den Vorderarm des Jungen drang. In einem anderen Falle blieb die Mutter, nachdem ſie entdeckt war, mit ihrem Jungen auf dem Baume und folgte aufmerkſam dem Vorgehen des Jägers. Als er zielte, bewegte ſie ihre Hand, genau in der Weiſe, wie ein Menſch thun würde, um den Gegner zum Abſtehen und Fortgehen zu bewegen. Verwundete ſuchen das Blut durch Aufdrücken der Hand oder, wenn dies nicht ausreicht, durch Auflegen von Blättern und Gras zu ſtillen, ſchreien auch laut, „nicht unähnlich einem Menſchen, welcher plötzlich in große Noth geräth.“ Ferner wird erzählt, daß ſich die Schimpanſen in ihrer geſchlechtlichen Liebe weit weniger abſchreckend als andere Affen zeigen, ſogar eine gewiſſe Sittſamkeit an den Tag legen ſollen. Auch von ihnen geht überall, wo ſie vorkommen, das Gerücht, daß die Männchen an weiblichen Menſchen Gefallen finden, und dieſe Behauptung erſcheint denjenigen, welche das Gebaren großer männlicher Affen beim Anblicke von Frauen aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben, durchaus nicht unwahrſcheinlich. Ueber Zeit und Umſtände der Paarung, Schwangerſchaft und Entwickelung der Jungen ꝛc. ſind mir keinerlei Angaben bekannt; ich weiß bloß aus Beobachtung an gefangenen Jungen, daß deren Wachsthum weit langſamer vor ſich geht, als man bisher angenommen zu haben ſcheint. Der Zahnwechſel beginnt nicht vor dem zurückgelegten vierten Lebensjahre, wahrſcheinlich noch um ein Jahr ſpäter. Ein Schimpanſe, welchen ich drei Jahre lang pflegte, war, als er in meinen Beſitz kam, jedenfalls älter als zwei Jahre und wechſelte erſt kurz vor ſeinem Tode die unteren Schneidezähne; der Zahnwechſel würde alſo, die Richtigkeit meiner Annahme vorausgeſetzt, erſt im ſechſten Lebensjahre ſtattgefunden haben. Wenn man, hierauf fußend, den Schimpanſe bezüglich ſeines Wachsthums und des zu erreichenden Alters dem Menſchen annähernd gleichſtellt, wird man ſich ſchwerlich irren.

Unter den Eingeborenen Weſtafrikas geht eine Ueberlieferung, nach welcher die Schimpanſen einmal Mitglieder ihres eigenen Stammes geweſen ſeien, wegen ihrer ſchlechten Gewohnheiten aber aus aller menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen und infolge hartnäckigen Beharrens bei ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zuſtand herabgeſunken wären. Dies hindert die Eingeborenen übrigens nicht, die Herren Vettern zu eſſen; ja deren Leiber gelten, mit Palmöl gekocht, ſogar für ein äußerſt ſchmackhaftes Gericht.

Wie es ſcheint, kämpft der Schimpanſe mit dem Menſchen einzig und allein, um ſich zu vertheidigen. Fürchtet er gefangen zu werden, ſo leiſtet er dadurch Widerſtand, daß er ſeine Arme um den Gegner ſchlingt, ihn zu ſich heranzieht und zu beißen verſucht. Savage hat einen Mann geſehen, welcher ſo an den Füßen bedeutend verwundet worden war. „Die ſtarke Entwickelung der Eckzähne beim erwachſenen Schimpanſe möchte Neigung zu Fleiſchnahrung andeuten. Solche zeigt ſich jedoch nur, wenn er gezähmt wurde. Anfänglich weiſt er Fleiſch zurück, nach und nach aber verzehrt er es mit einer gewiſſen Vorliebe. Die Eckzähne, welche ſich frühzeitig entwickeln, ſpielen

Digitized by Google

alſo nur eine Rolle bei der Vertheidigung. Kommt ein Schimpanſe mit dem Menſchen in Zwieſpalt, ſo iſt beinahe das erſte, was er thun will beißen."

„Leider", erzählt Schweinfurth, „noch war es mir nicht vergönnt, im Lande der Niamniam eine Jagd auf Schimpanſen veranſtalten zu ſehen. Eine ſolche bereitet nämlich viele Schwierigkeiten. Nach Ausſage der Niamniam ſelbſt gehören dazu mindeſtens zwanzig bis dreißig entſchloſſene Jäger, denen die heikle Aufgabe zufällt, in den achtzig und mehr Fuß hohen Bäumen mit dem Schimpanſe um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Thiere in Fangnetze zu locken, in denen ſie, einmal verwickelt, mit Lanzenwürfen leicht abgethan werden können. In ſolchen Fällen ſollen ſie ſich grimmig und verzweifelt wehren, in die Enge getrieben, den Jägern ſogar die Speere zu entreißen vermögen, mit welchen ſie dann wüthend um ſich ſchlagen. Weit verderblicher aber noch ſoll den Angreifern der Biß ihrer gewaltigen Eckzähne und die erſtaunliche Muskelſtärke ihrer nervigen Arme werden."

Unter allen Menſchenaffen gelangt gegenwärtig der Schimpanſe am häufigſten lebend zu uns, hält hier aber leider nur ausnahmsweiſe zwei bis drei Jahre aus, während er, wie man verſichert, in Weſtafrika bis zwanzig Jahre in Gefangenſchaft gelebt haben und groß und ſtark geworden ſein ſoll. Bis jetzt hat man ſtets beobachtet, daß die Gefangenen ſanft, klug und liebenswürdig waren. Grandpret ſah auf einem Schiffe ein Weibchen, welches man gelehrt hatte, den Backofen zu heizen. Es erfüllte ſein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab acht, daß keine Kohlen herausfielen, wußte, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte, ging hin und berichtete den Bäcker durch ſehr ausdrucksvolle Geberden davon. Derſelbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matroſen mit ebenſo viel Geſchick als Einſicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band ſie feſt und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matroſen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Broſſe brachte ein Pärchen junger Schimpanſen nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie ſetzten ſich an den Tiſch wie ein Menſch, aßen von allem und bedienten ſich dabei des Meſſers, der Gabel und der Löffel, theilten auch alle Getränke, namentlich Wein und Branntwein, mit den Menſchen, riefen die Schiffsjungen, wenn ſie etwas brauchten, und wurden böſe, wenn dieſe es ihnen verweigerten, faßten die Knaben am Arme, biſſen ſie und warfen ſie unter ſich. Das Männchen wurde krank, und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; ſo oft es ſich unwohl fühlte, hielt es ihm ſtets den Arm hin. Buffon erzählt, daß ſein Schimpanſe traurig und ernſthaft ausſah und ſich abgemeſſen und verſtändig bewegte. Von den häßlichen Eigenſchaften der Paviane zeigte er keine einzige, war aber auch nicht muthwillig wie die Meerkatzen, gehorchte aufs Wort oder auf ein Zeichen, bot den Leuten den Arm an und ging mit ihnen umher, ſetzte ſich zu Tiſche, benutzte ein Vorſteckтuch und wiſchte ſich, wenn er getrunken hatte, damit die Lippen; ſchenkte ſich ſelbſt Wein ein und ſtieß mit anderen an, holte ſich eine Taſſe und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, ſondern näherte ſich jedem beſcheiden und freute ſich ungemein, wenn ihm geſchmeichelt wurde. Traills Schimpanſe hielt man einen Spiegel vor: ſogleich war ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt; auf die größte Beweglichkeit folgte die tiefſte Ruhe. Neugierig unterſuchte er das merkwürdige Ding und ſchien ſtumm vor Erſtaunen, blickte ſodann fragend ſeinen Freund an, hierauf wieder den Spiegel, ging hinter dieſen, kam zurück, betrachtete nochmals ſein Bild und ſuchte ſich durch Betaſten desſelben zu überzeugen, ob er wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor ſich habe: ganz ſo wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum erſtenmal ein Spiegel gereicht wird. Leutnant Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangenſchaft an der Weſtküſte Afrikas erhielt, daß es ſehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundſchaft aber mit einem Negerknaben ſchloß und im höchſten Zorne zu kreiſchen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlaſſen wollte. Sehr eingenommen war der Affe für Kleidungsſtücke, und das erſte Beſte, das ihm in den Weg kam, eignete er ſich an, trug es ſogleich auf den Platz und ſetzte ſich unabänderlich,

Digitized by Google

mit ſelbſtzufriedenem Gurgeln, darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich dieſe Vorliebe bemerkte", fährt der Erzähler fort, „verſah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er ſich dann, zur allgemeinen Beluſtigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitſchleppte, ſo daß keine Verlockung ſtark genug war, ihn zum Aufgeben desſelben auch nur für einen Augenblick zu bewegen. Die Lebensweiſe der Thiere in der Wildnis war mir völlig unbekannt; ich verſuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren und hatte den beſten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brod in Waſſer oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Piſang, und ehe er ſich niederlegte wieder eine Banane, eine Apfelſine oder ein Stück Ananas. Die Banane ſchien ſeine Lieblingsfrucht zu ſein, für ſie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er ſie nicht bekam, war er höchſt mürriſch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, bekundete er die heftigſte Wuth, ſtieß einen ſchrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe ſo heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel, ſtieg dann auf eine Kiſte, ſtreckte die Arme verzweiflungsvoll aus und ſtürzte ſich herunter. Alles dies ließ mich ſo ſehr für ſein Leben fürchten, daß ich den Widerſtand aufgab. Nun erfreute er ſich ſeines Sieges auf das lebhafteſte, indem er minutenlang ein höchſt bedeutungsvolles Gurgeln hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm ſeinen Willen nicht thun wollte, zeigte er ſich wie ein verzogenes Kind. Aber ſo böſe er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt geweſen wäre, ſeinen Wärter oder mich zu beißen oder ſich ſonſtwie an uns zu vergreifen."

Ich kann dieſe Berichte nach eigener Erfahrung beſtätigen und vervollſtändigen, da ich ſelbſt mehrere Schimpanſen jahrelang gepflegt und beobachtet habe. Einen ſolchen Affen kann man nicht wie ein Thier behandeln, ſondern mit ihm nur wie mit einem Menſchen verkehren. Ungeachtet aller Eigenthümlichkeiten, welche er bekundet, zeigt er in ſeinem Weſen und Gebaren ſo außerordentlich viel menſchliches, daß man das Thier beinahe vergißt. Sein Leib iſt der eines Thieres, ſein Verſtand ſteht mit dem eines rohen Menſchen faſt auf einer und derſelben Stufe. Es würde abgeſchmackt ſein, wollte man die Handlungen und Streiche eines ſo hoch ſtehenden Geſchöpfes einzig und allein auf Rechnung einer urtheilsloſen Nachahmung ſtellen, wie man es hin und wieder gethan hat. Allerdings ahmt der Schimpanſe nach; es geſchieht dies aber genau in derſelben Weiſe, in welcher ein Menſchenkind Erwachſenen etwas nachthut, alſo mit Verſtändnis und Urtheil. Er läßt ſich belehren und lernt. Wäre ſeine Hand ebenſo willig oder gebrauchsfähig wie die Menſchenhand, er würde noch ganz anderes nachahmen, noch ganz anderes lernen. Er thut eben ſo viel er zu thun vermag, führt das aus, was er ausführen kann; jede ſeiner Handlungen aber geſchieht mit Bewußtſein, mit entſchiedener Ueberlegung. Er verſteht, was ihm geſagt wird, und wir verſtehen auch ihn, weil er zu ſprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit ſo ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über ſein Begehren nicht täuſchen. Er erkennt ſich und ſeine Umgebung und iſt ſich ſeiner Stellung bewußt. Im Umgange mit dem Menſchen ordnet er ſich höherer Begabung und Fähigkeit unter, im Umgange mit Thieren bekundet er ein ähnliches Selbſtbewußtſein wie der Menſch. Er hält ſich für beſſer, für höher ſtehend als andere Thiere, namentlich als andere Affen. Sehr wohl unterſcheidet er zwiſchen erwachſenen Menſchen und Kindern: erſtere achtet, letztere liebt er, vorausgeſetzt, daß es ſich nicht um Knaben handelt, welche ihn necken oder ſonſtwie beunruhigen. Er hat witzige Einfälle und erlaubt ſich Späße, nicht bloß Thieren, ſondern auch Menſchen gegenüber. Er zeigt Theilnahme für Gegenſtände, welche mit ſeinen natürlichen Bedürfniſſen keinen Zuſammenhang haben, für Thiere, welche ihn ſozuſagen nichts angehen, mit denen er weder Freundſchaft anknüpfen, noch in irgend ein anderes Verhältnis treten kann. Er iſt nicht bloß neugierig, ſondern förmlich wißbegierig. Ein Gegenſtand, welcher ſeine Aufmerkſamkeit erregte, gewinnt an Werth für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen. Er verſteht Schlüſſe zu ziehen, von dem einen auf etwas anderes zu folgern, gewiſſe Erfahrungen zweckentſprechend auf ihm neue Verhältniſſe zu übertragen. Er iſt liſtig, ſogar verſchmitzt, eigen-

Digitized by Google

willig, jedoch nicht ſtörriſch; er verlangt, was ihm zukommt, ohne rechthaberiſch zu ſein, bekundet Launen und Stimmungen, iſt heute luſtig und aufgeräumt, morgen traurig und mürriſch. Er unterhält ſich in dieſer und langweilt ſich in jener Geſellſchaft, geht auf paſſende Scherze ein und weiſt unpaſſende von ſich. Seine Gefühle drückt er aus wie der Menſch. In heiterer Stimmung lacht er freilich nicht, aber er ſchmunzelt doch wenigſtens, d. h. verzieht ſein Geſicht und nimmt den unverkennbaren Ausdruck der Heiterkeit an. Trübe Stimmungen dagegen verkündet er ganz in derſelben Weiſe wie ein Menſch, nicht allein durch ſeine Mienen, ſondern auch durch klägliche Laute, welche jedermann verſtehen muß, weil ſie menſchlichen mindeſtens in demſelben Grade ähneln wie thieriſchen. Wohlwollen erwiedert er durch die gleiche Geſinnung, Uebelwollen womöglich in eben derſelben Weiſe. Bei Kränkungen geberdet er ſich wie ein Verzweifelter, wirft ſich mit dem Rücken auf den Boden, verzerrt ſein Geſicht, ſchlägt mit Händen und Füßen um ſich, kreiſcht und rauft ſich ſein Haar. Andere Affen bekunden ähnliche Geiſtesfähigkeiten; beim Schimpanſe aber erſcheint jede Aeußerung des Geiſtes klarer, verſtändlicher, weil ſie dem, was wir beim Menſchen ſehen, entſchieden ähnlicher iſt als die Verſtandesäußerung jener Thiere.

Der Schimpanſe, welcher, während ich dieſe Zeilen in die ſchnellläufige Feder des Eilſchreibers fließen laſſe, in meinem Zimmer umhergeht und ſich nach Herzensluſt unterhält, langte in der traurigſten Verfaſſung an. Er war ermüdet und ermattet von der Reiſe, krank und leiblich und geiſtig herabgekommen. In dieſer Lage verlangte er die ſorgſamſte Pflege, eine ſolche, wie man ſie einem kranken Kinde angedeihen läßt, und erhielt dieſe und eine treffliche Erziehung durch einen der ausgezeichnetſten Thierpfleger, meinen alten Freund Seibel, in der freundlichſten Weiſe. Kein Wunder, daß er an dieſem Manne hängt wie ein Kind an ſeiner Mutter, daß er ſich ſeinen Wünſchen fügt und in überraſchend kurzer Zeit zu dem folgſamſten Pfleglinge unter der Sonne geworden iſt. Namentlich ſeitdem er ſeine Krankheit vollſtändig überwunden hat, zeigt er ſich als ein ganz anderes Geſchöpf als vorher. Er iſt rege und thätig ohne Unterlaß, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſucht ſich ununterbrochen mit irgend etwas zu beſchäftigen, und ſollte er auch nur mit ſeinen Händen klatſchend auf ſeine Fußſohlen klopfen, ganz ſo wie Kinder es ebenfalls zu thun pflegen. So ungeſchickt er zu ſein ſcheint, wenn er geht, ſo gewandt und behend iſt er wirklich, und zwar bei jeder Bewegung. In der Regel geht er in der ſämmtlichen Menſchenaffen eigenen Weiſe auf allen Vieren, und zwar mit ſchiefer Richtung ſeines Leibes, indem er ſich mit den Händen auf die eingeſchlagenen Knöchel ſtützt und entweder ein Hinterbein zwiſchen den Vorderarmen und eins außerhalb derſelben ſetzt oder beide Hinterbeine zwiſchen die Vorderame ſchiebt. Trägt er jedoch etwas, ſo richtet er ſich faſt zu voller Höhe auf, ſtützt ſich nur mit einer Hand auf den Boden und bewegt ſich dann eigentlich ebenſo geſchickt als ſonſt. Wirklich aufrecht, alſo nur auf beiden Beinen allein, ohne ſich mit einem Arme zu ſtützen, geht er bloß dann, wenn er in beſondere Erregung geräth, beiſpielsweiſe wenn er glaubt, daß ſich ſein Pfleger von ihm entfernen wolle, ohne ihn mitzunehmen. Bei dieſer Bewegung hält er die im Armgelenk gebogenen Hände ſeitlich vom Kopfe ab nach oben, um das Gleichgewicht herzuſtellen. Der Gang auf allen Vieren ſieht äußerſt holperig aus, fördert aber verhältnismäßig raſch genug und jedenfalls mehr, als ein Menſch zu laufen im Stande iſt. Eigentliche Beweglichkeit und Behendigkeit entfaltet er aber doch nur im Klettern, und hierin unterſcheidet er ſich, wie wahrſcheinlich alle übrigen Menſchenaffen, weſentlich von ſeinen Ordnungsverwandten. Er klettert nach Art eines Menſchen, nicht nach Art eines Thieres, und turnt in der ausgezeichnetſten Weiſe. Mit ſeinen Armen ergreift er einen Aſt oder ſonſtigen Halt und ſchwingt ſich nun mit überraſchender Gewandtheit über ziemlich weite Entfernungen weg, macht auch verhältnismäßig große Sätze, immer aber ſo, daß er mit einer Hand oder mit beiden einen neuen Halt ergreifen kann. Die Füße ſpielen beim Klettern und Turnen den Händen gegenüber eine untergeordnete Rolle, obgleich ſie ſelbſtverſtändlich ebenfalls in Mitleidenſchaft gezogen und die höchſt beweglichen Zehen gebührend benutzt werden. Mit dem ihm gebotenen Turngeräthe macht er ſich vom Morgen bis zum Abend zu ſchaffen, und weiß ihnen fortwährend

neue Seiten der Verwendung abzugewinnen. Er ſchaukelt ſich minutenlang mit Behagen, klettert an ſeiner hängenden Leiter auf und ab, ſetzt dieſe in Bewegung, geht am Reck, mit den Händen feſt hangend, hin und her und führt andere Turnkünſteleien mit vollendeter Fertigkeit aus, ohne jemals im geringſten unterrichtet worden zu ſein. So ſicher er ſich auf dieſen ihm bekannten Turngeräthen fühlt, ſo ängſtlich geberdet er ſich, wenn er auf einen Gegenſtand klettert, welcher ihm nicht feſt genug zu ſein ſcheint: ein wackeliger Stuhl z. B. erregt ſein höchſtes Bedenken. Den Händen fällt der größte Theil aller Arbeiten zu, welche er verrichtet. Mit ihnen unterſucht und betaſtet, mit ihnen packt er Gegenſtände, während der Fuß nur aushülfsweiſe als Greifwerkzeug benutzt wird. Er gebraucht ſeine Hände im weſentlichen ganz ſo wie ein Menſch und unterſcheidet ſich von dieſem hauptſächlich darin, daß er die einzelnen Finger der Hand unter ſich weniger als der Menſch bewegt, d. h. gewöhnlich mit dem Daumen und der übrigen ganzen Hand zugreift; doch wendet er bei genaueren Unterſuchungen ſehr regelmäßig auch den Zeige- oder Mittelfinger an.

Winwood Reade erzählt, daß ihm auf die Frage, ob ſich der Gorilla auf die Bruſt ſchlage und ein Geräuſch wie das einer Trommel hervorbringe, erwiedert worden ſei, der Gorilla habe keine Trommel, wohl aber der Schimpanſe; daß man ihn dann, als er die Trommel zu ſehen gewünſcht, zu einem hohlen Baume geführt und ihm gezeigt habe, wie der Schimpanſe dieſem durch Stampfen mit den Beinen einen trommelnden Ton zu entlocken wiſſe. Der Bericht der Neger iſt gewiß vollſtändig richtig; denn auch der zahme Schimpanſe thut dasſelbe, indem er bei heiterer Stimmung, gleichſam um ſeinen Uebermuth auszulaſſen, nicht bloß mit den Händen auf den Boden ſchlägt, wie andere Affen es ebenfalls thun, ſondern auch mit den Beinen auf und nieder trampelt, beſonders da, wo es tönt, und damit allerdings ein trommelndes Geräuſch hervorbringt. Er zeigt ſich wahrhaft entzückt, wenn ſich ein Menſch herbeiläßt, in derſelben Weiſe wie er zu klopfen, ja er fordert Bekannte geradezu auf, derartig mit ihm zu ſpielen.

Mein Schimpanſe kennt ſeine Freunde genau und unterſcheidet ſie ſehr wohl von Fremden, befreundet ſich aber bald mit allen, welche ihm liebreich entgegenkommen. Am behaglichſten befindet er ſich im Kreiſe einer Familie, namentlich wenn er aus einem Zimmer ins andere gehen, Thüren öffnen und ſchließen und ſich ſonſtwie zu unterhalten vermag. Man vermeint es ihm anzuſehen, wie gehoben er ſich fühlt, wenn er ſich einmal frei unter ihm wohlwollenden Menſchen bewegen und mit ihnen am Tiſche ſitzen darf. Merkt er, daß man auf ſeine Scherze eingeht, ſo beginnt er mit ſeinen Händen auf den Tiſch zu klopfen, und freut ſich höchlich, wenn ſeine Gaſtgeber ihm folgen. Außerdem beſchäftigt er ſich mit genauer Unterſuchung aller denkbaren Gegenſtände, öffnet die Ofenthüre, um ſich das Feuer zu betrachten, zieht Kiſten heraus, kramt ſie aus und ſpielt mit dem, was er hier findet, vorausgeſetzt, daß es nicht verdächtig erſcheint; denn er iſt im hohen Grade ängſtlich und kann vor einem Gummiballe ſich entſetzen. Sehr genau merkt er, ob er beobachtet wird oder nicht. Im erſteren Falle thut er nur das, was ihm erlaubt wird, im letzteren läßt er ſich mancherlei Uebergriffe zu Schulden kommen, gehorcht aber, wenn ſein Pfleger ihm etwas verbietet, auf das bloße Wort hin, obſchon nicht immer ſogleich. Lob feuert ihn an, namentlich wenn es ſich um Schwingen und Turnen handelt. Beſchenkt oder freudig überraſcht, beweiſt er ſich dankbar, indem er, ohne gerade hierzu abgerichtet oder gelehrt worden zu ſein, ſeinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohlthäters legt und ihm eine Hand oder echt menſchlich auch einen Kuß gibt. Genau dasſelbe thut er, wenn er des Abends aus ſeinem Käfig genommen und auf das Zimmer gebracht wird. Er kennt die Zeit und zeigt ſich ſchon eine Stunde, bevor er in ſein Zimmer zurückgebracht wird, höchſt unruhig. In dieſer letzten Stunde darf ſein Pfleger ſich nicht entfernen, ohne daß er in ausdrucksvolles Klagen ausbricht oder auch wohl verzweifelnd ſich geberdet, indem er ſich, wie beſchrieben, auf den Boden wirft, mit Händen und Füßen ſtrampelt und ein unerträgliches Kreiſchen ausſtößt. Dabei beachtet er die Richtung, in welcher ſein Pfleger ſich bewegt, genau, und bricht nur dann in Klagen aus, wenn er meint, daß jener ihn verlaſſen wolle. Wird er getragen, ſo ſetzt er ſich wie ein Kind auf den Arm ſeines Pflegers, ſchmiegt den Kopf an deſſen Bruſt und

Digitized by Google

ſcheint ſich außerordentlich behaglich zu fühlen. Von nun an hat er anſcheinend bloß den einen Gedanken, ſobald als möglich auf ſein Zimmer zu kommen, ſetzt ſich hier auf das Sopha und betrachtet ſeinen Freund mit treuherzigem Blicke, gleichſam als wolle er in deſſen Geſichte leſen, ob dieſer ihm heute Abend wohl Geſellſchaft leiſten oder ihn allein laſſen werde. Wenn er das erſtere glaubt, fühlt er ſich glücklich, wogegen er, wenn er das Gegentheil merkt, ſehr unglücklich ſich geberdet, ein betrübtes Geſicht ſchneidet, die Lippen weit vorſtößt, jammernd aufſchreit, an dem Pfleger emporklettert und krampfhaft an ihm ſich feſthält. In ſolcher Stimmung hilft auch freundliches Zureden wenig, während dieſes ſonſt die vollſtändigſte Wirkung auf ihn äußert, ebenſo wie er ſich ergriffen zeigt, wenn er ausgeſcholten wurde. Man darf wohl ſagen, daß er die an ihn gerichteten Worte vollſtändig verſteht; denn er befolgt ohne Zögern die verſchiedenſten Befehle und beachtet alle ihm zukommenden Gebote; doch gehorcht er eigentlich nur ſeinem Pfleger, nicht aber Fremden, am wenigſten, wenn dieſe ſich herausnehmen, in Gegenwart ſeines Freundes etwas von ihm zu verlangen.

Im hohen Grade anziehend benimmt er ſich Kindern gegenüber. Er iſt an und für ſich durchaus nicht bösartig oder gar heimtückiſch und behandelt eigentlich jedermann freundlich und zuvorkommend, Kinder aber mit beſonderer Zärtlichkeit, und dies um ſo mehr, je kleiner ſie ſind. Mädchen bevorzugt er Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil letztere es ſelten unterlaſſen können, ihn zu necken; und wenn er auch auf ſolche Scherze gern eingeht, ſcheint es ihn doch zu ärgern, von ſo kleinen Perſönlichkeiten ſich gefoppt zu ſehen. Als er zum erſtenmal meinem ſechswöchentlichen Töchterchen gezeigt wurde, betrachtete er zunächſt das Kind mit ſichtlichem Erſtaunen, als ob er ſich über deſſen Menſchenthum vergewiſſern müſſe, berührte hierauf das Geſicht überaus zart mit einem Finger und reichte ſchließlich freundlich die Hand hin. Dieſer Charakterzug, welchen ich bei allen von mir gepflegten Schimpanſen beobachtet habe, verdient beſonders deshalb hervorgehoben zu werden, weil er zu beweiſen ſcheint, daß unſer Menſchenaffe auch im kleinſten Kinde immer noch den höher ſtehenden Menſchen ſieht und anerkennt. Gegen Seinesgleichen benimmt er ſich keineswegs ebenſo freundlich. Ein junges Schimpanſeweibchen, welches ich früher pflegte, zeigte, als ich ihm ein junges Männchen ſeiner Art beigeſellte, keine Theilnahme, kein Gefühl von Freude oder Freundſchaft für dieſes, behandelte das ſchwächere Männchen im Gegentheile mit entſchiedener Roheit, verſuchte es zu ſchlagen, zu kneipen, überhaupt zu mißhandeln, ſo daß beide getrennt werden mußten. Ein ſolches Betragen hat ſich keiner der von mir gepflegten Schimpanſen gegen Menſchenkinder zu Schulden kommen laſſen.

Abweichend von anderen Affenarten iſt er munter bis in die ſpäte Nacht, mindeſtens ſo lange, als das Zimmer beleuchtet wird. Das Abendbrod ſchmeckt ihm am beſten, und er kann deshalb nach ſeiner Ankunft im Zimmer kaum erwarten, daß die Wirtſchafterin ihm den Thee bringt. Erſcheint dieſelbe nicht, ſo geht er zur Thüre und klopft laut an dieſe an; kommt jene, ſo begrüßt er ſie mit freudigem „Oh! Oh!“, bietet ihr auch wohl die Hand. Thee und Kaffee liebt er ſehr, den erſteren ſtark verſüßt und mit etwas Rum gewürzt, wie er überhaupt alles genießt, was auf den Tiſch kommt, und ſich auch an Getränken, namentlich an Bier, gütlich thut. Beim Eſſen ſtellt er ſich auf das Sopha, ſtützt beide Hände auf den Tiſch oder legt ſich mit dem einen Arme auf, nimmt mit der einen Hand die Obertaſſe von der unteren, ſchlürft mit Behagen den flüſſigen Inhalt und geht dann erſt zu den eingebrockten Brodſtückchen über. So weit er dieſe erlangen kann, zieht er ſie mit den Lippen an ſich; geht es auf die Neige, ſo bedient er ſich, da ihm unterſagt iſt, mit den Händen zuzulangen, des Löffels mit Geſchick. Während des Eſſens zeigt er ſich aufmerkſam auf alles, was vorgeht, und ſeine Augen ſind ununterbrochen nach allen Seiten gerichtet. Wie andere junge Thiere ſeiner Art hat er zuweilen natürlich zu erklärende Gelüſte, ißt z. B. eine größere Menge Salz, ein Stück Kreide, eine Hand voll Erde; niemals aber habe ich an ihm die abſcheuliche Unart, den eigenen Koth zu verſchlingen, bemerkt, wie ſolches an Affen, einſchließlich ſeiner Art- und Sippſchaftsgenoſſen, und ebenſo zuweilen an Menſchenkindern beobachtet worden iſt. Der innige

Umgang mit ernſt und verſtändig erziehenden Menſchen hat ſeine Sitten auch in dieſer Hinſicht veredelt und vielleicht vorhanden geweſene häßliche Gelüſte im Keime erſtickt.

Nachdem er geſpeiſt, will er ſich in ſeiner Häuslichkeit noch ein wenig vergnügen, jedenfalls noch nicht zu Bette gehen. Er holt ſich ein Stück Holz vom Ofen oder zieht die Hausſchuhe ſeines Pflegers über die Hände und ruſcht ſo im Zimmer umher, nimmt ein Hand- oder Taſchentuch, hängt ſich dasſelbe um oder wiſcht und ſcheuert das Zimmer damit. Scheuern, Putzen, Wiſchen ſind Lieblingsbeſchäftigungen von ihm, und wenn er einmal ein Tuch gepackt hat, läßt er nur ungern es ſich wieder nehmen. Anfangs ſehr unreinlich, hat er ſich bald daran gewöhnt, ſeinen Käfig, das Zimmer und das Bett nicht mehr zu beſchmutzen; und wenn er einmal das Mißgeſchick hat, in Schmutz zu treten, zeigt er ſich ſehr verdrießlich, geberdet ſich genau wie ein Menſch in gleichem Falle, betrachtet mit entſchiedenem Ekel den Fuß, hält ihn ſo weit als möglich von ſich, ſchüttelt ihn ab und nimmt dann eine Hand voll Heu, um ſich damit zu reinigen. Ja, es iſt bemerkt worden, daß er letzteres, nachdem es Dienſte gethan, zur Thüre ſeines Käfigs hinauswarf.

Sobald das Licht ausgelöſcht wird, legt er ſich zu Bette, weil er ſich im Dunkeln fürchtet. Er ſchläft ruhig die Nacht hindurch, ſtreckt und reckt ſich aber mitunter, namentlich wenn es ihm zu kalt oder zu warm wird. In ſchwülen Sommernächten ruht er langgeſtreckt auf dem Rücken, beide Hände gleichſeitig unter den Kopf geſteckt; im Winter hingegen liegt er mehr zuſammengekauert. Mit Tageshelle ermuntert er ſich und iſt von nun an wieder ſo rege als Tags vorher.

Mit anderen Thieren pflegt er wenig Umgang. Größere fürchtet, kleine mißachtet er. Ein Kaninchen, welches ihm zum Spielen beigegeben wurde, mißhandelte er ebenſo wie das erwähnte Weibchen das zu ihm geſetzte Männchen der eigenen Art. Vögel laſſen ihn gleichgültig, falls ſie nicht in beſonders naher Beziehung zu ſeinem Gebieter ſtehen, und dadurch ſeine Theilnahme erregen. In ſeinem Zimmer befindet ſich ein Graupapagei, mit welchem er ſich ſtets zu ſchaffen macht. So furchtſam er ſelbſt iſt, ſo kann er es doch nicht unterlaſſen, dieſen zu ängſtigen. Leiſe ſchleicht er an den Bauer heran, hebt plötzlich eine Hand hoch und thut, als ob er ſeinen Gefährten erſchrecken wolle. Dieſer aber iſt viel zu ſehr an ihn gewöhnt, als daß er ſich fürchten ſollte, und hat für den Schimpanſe ergötzlicherweiſe nur ein verbietendes „Pſt! Pſt!“, welches er ſeinem Herrn abgelauſcht, zur Antwort. Vor Schlangen und anderen Kriechthieren ſowie vor Lurchen hat er eine lächerliche Furcht und geberdet ſich ihnen gegenüber faſt in derſelben Weiſe wie nervenſchwache Frauenzimmer oder verbildete Männer. Schon ihr Anblick verurſacht ihm Entſetzen. Zeige ich ihm Krokodile, ſo ruft er halb ängſtlich, halb ärgerlich „Oh! Oh!“ und ſucht ſich ſchleunigſt zu entfernen; laſſe ich ihn Schlangen durch eine Glasſcheibe betrachten, ſo ſtößt er denſelben Ruf aus, verſucht aber nur ausnahmsweiſe ſich zu entfernen, weil er die Bedeutung des trennenden Glaſes genau kennt; nehme ich aber eine Schildkröte, Eidechſe oder Schlange in die Hand, ſo eilt er im ſchnellſten Laufe davon, um ſich zu ſichern. Alles ſchlangenähnliche Gethier iſt ihm unheimlich.

Heute, während ich dieſe Zeilen überleſe, weilt das vortreffliche Thier nicht mehr unter den Lebenden. Eine Lungenentzündung, welche auf eine Halsdrüſengeſchwulſt folgte, hat ſeinem Daſein ein Ende gemacht. Ich habe mehrere Schimpanſen krank und einige von ihnen ſterben ſehen: keiner von allen hat ſich in ſeinen letzten Lebenstagen ſo menſchlich benommen wie dieſer eine. Das mehrfach erwähnte Männchen kam ebenfalls krank in Europa an, war, wie ein leidendes Kind in gleicher Lage, eigenſinnig, klammerte ſich ängſtlich an dem ihm zuertheilten Wärter feſt oder ruhte bewegungslos auf ſeinem Lager, den ſchmerzenden Kopf mit einer oder beiden Händen haltend, verweigerte Arzneien zu nehmen, zeigte ſich auch ſonſt oft unfolgſam und unartig: vorſtehend beſchriebener Schimpanſe, der geſittetſte, welchen ich jemals kennen gelernt habe, verleugnete auch während ſeiner Krankheit die ihm gewordene Erziehung nicht. Er genoß die ſorgſamſte Pflege mehrerer Aerzte, welche dem Verlaufe der Krankheit mit um ſo größerer Theilnahme folgten, jemehr ſie den Leidenden ſchätzen lernten, und ich kann deshalb wohl nichts beſſeres thun, als einen dieſer Aerzte, Dr. Martini, anſtatt meiner reden zu laſſen.

Digitized by Google

„In meiner Eigenſchaft als Arzt machte ich die Bekanntſchaft des Schimpanſe Ende December bei trübem Winterwetter. Ich zögerte nicht, der auch an mich ergangenen Bitte, dieſes Thier zu behandeln, Folge zu leiſten; denn die vergleichende Anatomie ſprach in vorliegendem Falle dem Menſchenarzte größeres Recht als dem Thierarzte für die Behandlung zu. Ich hatte den Schimpanſe vordem oft beobachtet und die Ausgelaſſenheit ſeines Weſens, das lebhafte Mienenſpiel, die raſtloſe Beweglichkeit und die unbegrenzte Liebe zu ſeinem Pfleger angeſtaunt. Um ſo mehr überraſchte mich der Eindruck, welchen der kranke Affe auf mich machte. Bis auf den Kopf in ſein Deckbett gehüllt, lag er ruhig und theilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, auf ſeinem Lager, den Ausdruck ſchweren Leidens im Antlitze, von Huſtenanfällen geplagt, in oberflächlicher, aber beſchleunigter Athmung nach Luft haſchend, nur zeitweiſe unter Schmerzensſeufzern die Augen aufwärts ſchlagend. Wie ein Kind ſcheute er vor mir, dem ihm unbekannten Manne zurück und machte an dieſem Tage eine genauere Unterſuchung unmöglich. Letztere gelang erſt, nachdem ich während der folgenden Beſuche durch Beileidsbezeigungen und freundliches Nähertreten ſein Vertrauen mir erworben hatte. Außer bedeutender Schwellung der Lymphdrüſen zu beiden Seiten des Halſes ließen ſich Veränderungen des Gewebes in beiden Lungenſpitzen und eine neuerdings hinzugetretene Entzündung des linken unteren Lungenlappens feſtſtellen. Hierzu kam noch eine eiternde Geſchwulſt vor und unterhalb des Kehlkopfes, welche nachweislich mit der Drüſenerkrankung im Zuſammenhange ſtand und bereits Kehlkopf und Luftröhre zuſammenpreßte, früher oder ſpäter alſo entweder zur Erſtickung führen oder zum Durchbruche nach außen oder innen kommen oder, was wahrſcheinlicher, ihren Inhalt in den Mittelfellraum ſenken und dadurch weitere Gefahren hervorrufen mußte. Das beklagenswerthe Geſchöpf ſchien ſich dieſer Geſchwulſt als Athmungshinderniſſes bewußt zu ſein; wie bräunekranke Kinder in ihrem Lufthunger nach dem Sitze des Leidens faſſen, ſo führte der Schimpanſe meine unterſuchende Hand, als erwarte er in dunkler Ahnung von dieſer Hülfe, immer und immer wieder zur Halsgeſchwulſt zurück.

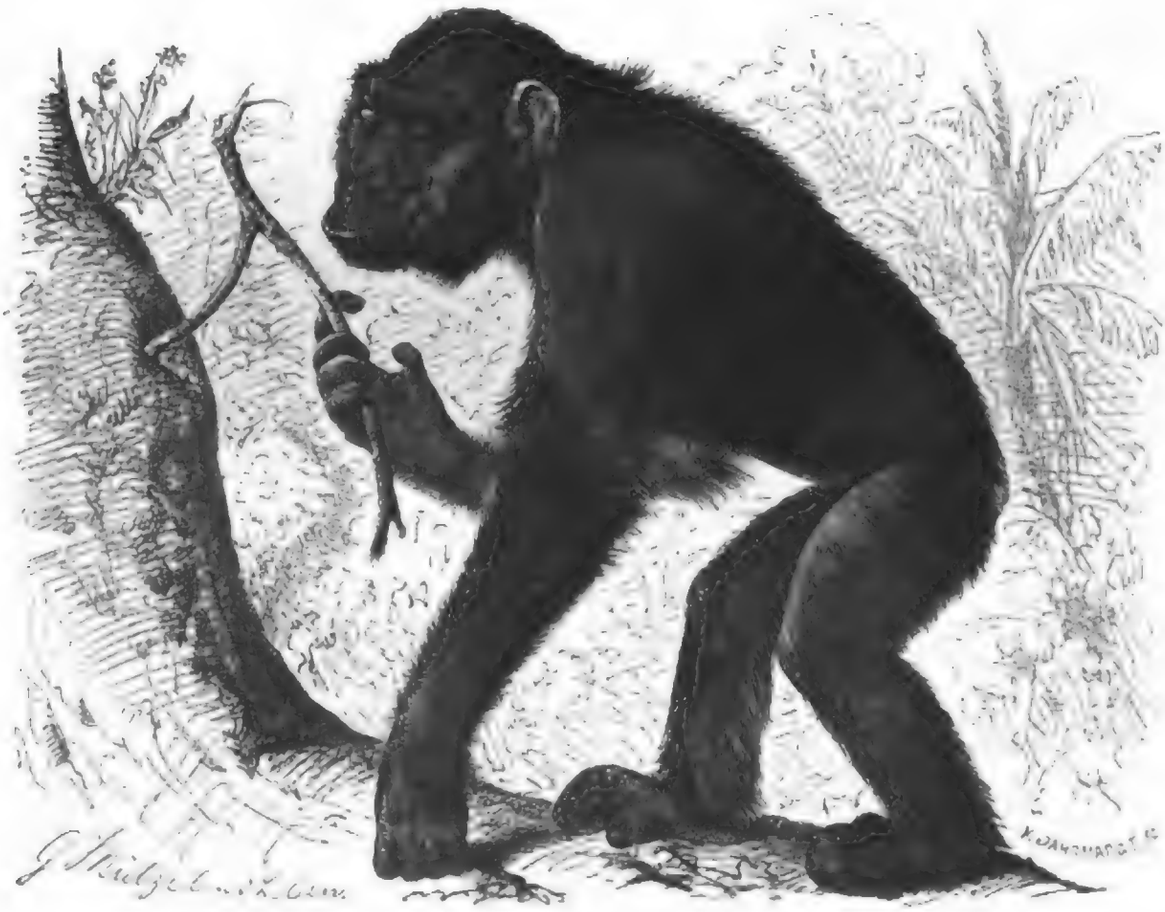
„Nach vorgängiger Berathung mit einem Berufsgenoſſen wurde die Oeffnung des Senkungsgeſchwüres durch einen Schnitt in der Höhe des Kehlkopfes als dringend nothwendig erkannt. Leicht gefunden war dieſer Rath, ſchwierig die Art und Weiſe der Ausführung. Jede Bewegung des leidenden Thieres während der wundärztlichen Operation konnte dem Meſſer eine tödtliche oder doch ſchwer verletzende Richtung geben. Betäubung durch Chloroform war infolge der ſchweren Erkrankung der Lunge unterſagt; Chloralhydrat in einer Gabe von drei Gramm verſuchsweiſe angewandt, bewirkte kaum einen Halbſchlummer, nicht aber Bewußtloſigkeit. Nach dreiſtündigem erfolgloſen Warten gingen wir endlich mit Gewalt ans Werk. Vier Männer ſollten das Thier feſthalten. Umſonſt: mit Aufbietung all ſeiner Kräfte ſchleuderte der Schimpanſe die Leute zur Seite und hörte nicht eher zu toben auf, bis wir die vermeintlichen Peiniger zur Thüre hinausgewieſen hatten. Was durch Zwangsmittel nicht zu erreichen geweſen war, ſollte jetzt zu unſerem Erſtaunen freiwillig gewährt werden. Wieder beruhigt durch gütliches Zureden und Liebkoſungen, geſtattete der Leidende ohne Widerſtreben eine nochmalige Unterſuchung der Halsgeſchwulſt und leitete auch diesmal bittenden Blickes meine Hand. Dies mußte uns ermuthigen, die Operation ohne Hülfe betäubender Mittel und ohne jegliche Feſſel zu wagen. Auf dem Schoße ſeines Pflegers ſitzend, beugte der Affe den Kopf rückwärts und ließ ſich willig in dieſer Stellung feſthalten. Die erforderlichen Schnitte waren raſch geführt; das Thier zuckte weder, noch gab es einen Laut des Schmerzes von ſich. Eine Menge dünnflüſſiger Eiter quoll hervor, und mit ſeiner Entleerung ſchwand die Geſchwulſt. Jetzt trat freiere Athmung ein, obwohl die beſtehende Lungenentzündung immer noch eine Vermehrung der Athemzüge bedingte. Ein unverkennbarer Ausdruck der Freude und des Beſſerbefindens prägte ſich in den Zügen des Kranken aus, und dankbar reichte er, unaufgefordert, uns beiden die Hand, beglückt umarmte er ſeinen Wärter.

„Leider genügte die Beſeitigung dieſes einen Leidens nicht zur Rettung des Lebens. Die Halswunde heilte, aber die Lungenentzündung griff weiter um ſich. So heldenmüthig und

Digitized by Google

verſtändig das kranke Thier ſich während der wundärztlichen Behandlung gezeigt, ſo willig und folgſam nahm er die ihm gereichten Arzneien, ſo ſanft und geduldig erſchien er in ſeinen letzten Stunden. Er ſtarb, wie ein Menſch, nicht wie ein Thier ſtirbt."

Dies ſind Beobachtungen, welche ich verbürge, und welche niemand bemäkeln ſoll. Möge man ſich auch den Anſchein eines „tiefernſten Denkens" zu geben ſuchen, um zu beweiſen, daß das Thier keinen Verſtand beſitze: ein ſolcher Schimpanſe wirft alle Ergebniſſe jenes tiefernſten Denkens einfach über den Haufen. Nicht aller Menſch, aber ſehr viel Menſch iſt an ihm!

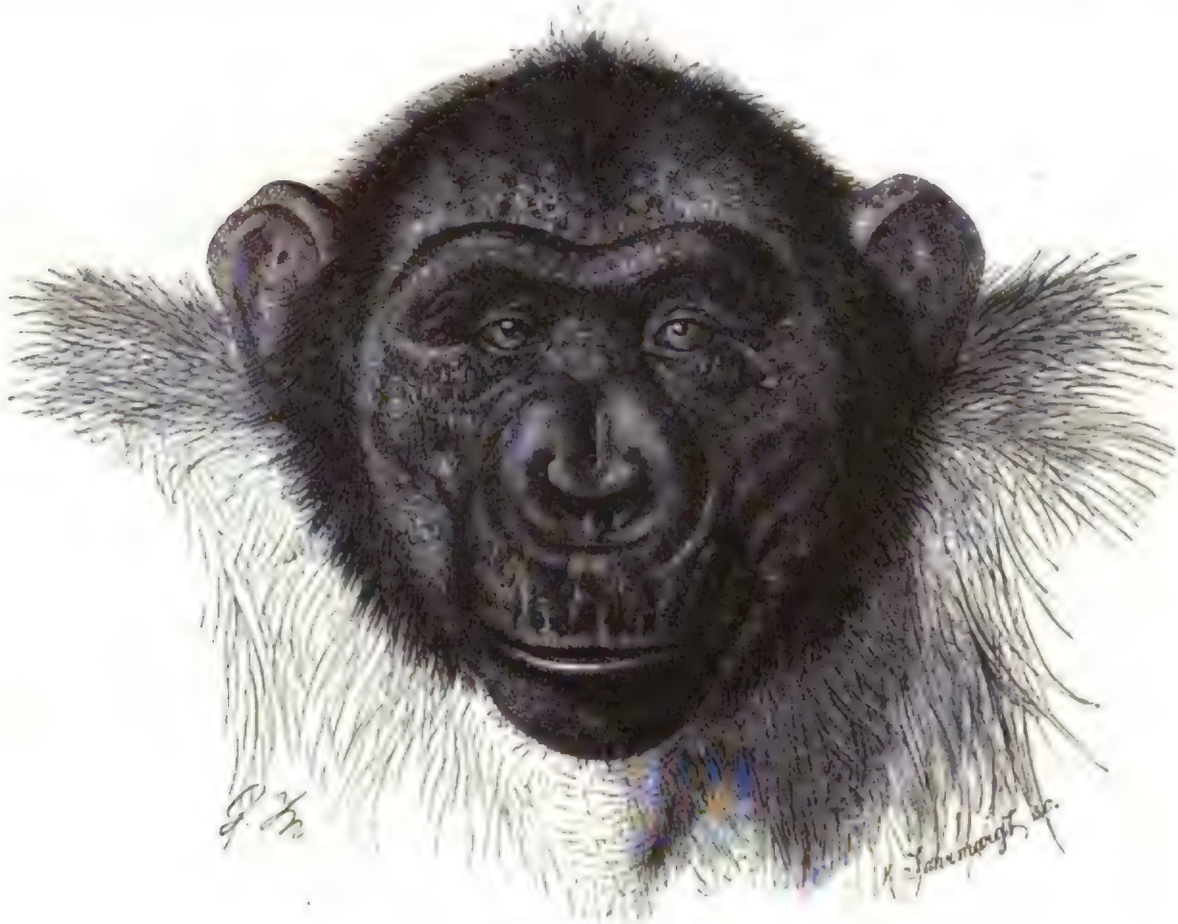


Tſchego (Anthropopithecus Tschego), jung.

In einem vor kurzem im Dresdener Thiergarten geſtorbenen Menſchenaffen erkannte ich ſofort eine vom Schimpanſe und, nach genauerer Prüfung des Hand- und Fußbaues, auch vom Gorilla verſchiedene Art, muß mich jedoch außer Stande erklären, dieſelbe mit Beſtimmtheit zu deuten, d. h. eine der vielen, ausnahmslos aber mangelhaften, unklaren und wirren Beſchreibungen auf ſie zu beziehen, welche über mehrere, als eigenartig angeſehene und wiſſenſchaftlich benannte afrikaniſche Menſchenaffen veröffentlicht wurden. Unter dieſen Beſchreibungen ſcheint mir die von Franquet und Duvernoy herrührende, auf einen „Tſchego" genannten Menſchenaffen begründete, die meiſte Berückſichtigung zu verdienen, und nehme ich deshalb keinen Anſtand, das von mir geſehene Thier mit beſagtem Namen zu bezeichnen. Irre ich mich, ſo verſtoße ich wenigſtens nicht gegen den heutigen Stand unſerer Kenntnis, glaube im Gegentheile, daß die von mir und Mützel nachſtehend gegebene wörtliche wie bildliche Darſtellung unter allen Umſtänden dieſe Kenntnis fördern helfen dürfte.

Digitized by Google

Der Tſchego (Anthropopithecus Tschego, Troglodytes Tschego), welchen ich Anthropopithecus angustimanus genannt haben würde, iſt, wie das höchſtens fünfjährige Weibchen des Dresdener Gartens vermuthen läßt, merklich größer als der Schimpanſe, vielleicht nur wenig kleiner als der Gorilla. Die dem lebenden und widerſtrebenden Thiere entnommenen Verhältnismaße ſind folgende. Es beträgt die Höhe des aufrecht ſtehenden Thieres 110, die Länge von der Oberlippe bis zum Geſäß 94, die des Rückens 53, des Armes bis zur Handwurzel 51,5, des Oberarmes 32, des Unterarmes 29,5, der Hand bis zur Einlenkung der Finger 12, bis zur Spitze



Tſchego, von vorn.

des Mittelfingers 26, des Handtellers, bei 7,5 Centim. Breite, 12,5, des Mittelfingers 13, des Daumens und Kleinfingers je 9, des Zeige- und Ringfingers je 12, des Oberſchenkels 27, des Unterſchenkels 27, des Fußes längs der Sohle, bei 8 Centim. Breite, 22, des Sohlentellers 16,5, der Daumenzehe 10, der zweiten und dritten je 12, der vierten 8, der letzten 5, die Stirnbreite 10, die Ohrhöhe 7, die Ohrbreite 4,5, der Umfang der Bruſt 70, der Dünnung 55 Centim. Der namentlich im Verhältniſſe zum Schimpanſe kleine Kopf ruht auf kurzem Halſe, zwiſchen ſehr breiten Schultern, welche ſo hoch gezogen ſind, daß die wegen der nackten Kehle leicht erkennbaren Schlüſſelbeine in ihrer Richtung der ſenkrechten ſehr nahe kommen; der Leib iſt ſchlank, nach den Hüften zu bedeutend verſchmächtigt, der Bruſtkorb ebenmäßig gerundet, nicht aber wie bei dem Gorilla und Schimpanſe von vorn nach hinten zuſammengedrückt, der Bauch eingezogen, wenigſtens nicht vorgewölbt, der Leib überhaupt durchaus anders, weil verhältnismäßig länger, in der Schultergegend viel breiter, in der Hüftengegend weit ſchmäler als beim Schimpanſe gebaut. Die vergleichsweiſe langen Arme ſind ſehr kräftig, die Hände ungemein ſchlank und ſchmal, bei gleicher Länge mit einer großen Manneshand nur ſo breit wie dieſe ohne den letzten Finger; der weit zurückſtehende Daumen iſt lang, aber merklich

ſchwächer als die übrigen, unter ſich ziemlich gleichmäßig entwickelten, kräftigen, jedoch nicht dicken, wie bei Menſch und Schimpanſe nur durch kurze Bindehäute vereinigten Finger, unter denen die beiden mittelſten durch ihre Stärke hervortreten; die Nägel ähneln bis auf dem etwas mehr gewölbten des Kleinfingers denen der Menſchenhand, ſind aber ebenfalls kleiner als hier. Die kräftigen Beine ſcheinen verhältnismäßig länger zu ſein als bei irgend einem anderen bekannten Menſchenaffen; die wohlgeſtalteten Füße, welche ſchwache Knöchel, aber eine ziemlich entwickelte Ferſe zeigen, ſind ſehr geſtreckt, die mittleren Zehen faſt bis zum Urſprunge des erſten Gelenkes frei, und von der

Tſchego, von der Seite.

langen und ſtarken Daumenzehe weit getrennt. Am Kopfe, welcher ſich außer ſeiner geringen Größe auch durch Schmalheit auszeichnet, fallen namentlich die ſehr ſtark vortretenden, mit dicker, runzeliger Haut überdeckten Augenbrauenwülſte und die ziemlich großen, abſtehenden, ein kleines Läppchen tragenden Ohren auf. Erſtere verleihen, weil ſie die kleinen, lebhaften, braunen, rundſternigen, von vielen Falten umgebenen Augen zurücktreten laſſen, dem Geſichte einen Ausdruck eigenthümlicher Wildheit; letztere ähneln denen des Schimpanſe, weichen alſo mehr von denen des Menſchen ab als die des Gorilla. Die Naſe iſt ſehr flachgedrückt, der Naſenrücken kurz, in der Mitte durch eine tiefe Längsfurche getheilt, die Naſenſpitze flach gerundet, die Naſenſcheidewand beträchtlich vorgezogen, jeder Naſenflügel wulſtig verdickt, wodurch die erwähnte Wildheit des Geſichtausdruckes ſich ſteigert. Von der Naſenwurzel bis zum Rande der Oberlippe bildet der Umriß des Geſichtes eine faſt gerade Linie und mit dem von den Lippen aus merklich zurücktretenden Kinne einen ſtumpfen Winkel. Die wie das Geſicht vielfach gefalteten, ſehr dünnen, weit geſpaltenen Lippen ſind überaus beweglich und laſſen ſich noch bedeutend weiter vorſtrecken als die des Schimpanſe. Zwiſchen den breiten, aber flachen Backen und dem Maule tieft ſich eine Grube ein; eine andere

befindet ſich am hinteren Mundwinkel. Geſicht, und der größte Theil des Vorderkopfes überhaupt, Ohrgegend, Kinn und Kehle, ein ſchmaler Hof um die Bruſtwarzen, Handteller und Fußſohlen, Finger und Zehen ſowie die Mitte des Geſäßes ſind nackt oder doch nur ſehr ſpärlich, auch die Innenſeite der Glieder, Bruſt, Bauch und Hinterrücken dürftig oder dünn bekleidet. Die im allgemeinen dunkel lederbraun gefärbte Haut geht auf der Geſichtsmitte, zwiſchen Augen, Jochbogen und Lippe, in tiefes Schwarz über, welches auch auf den Brauenbogen noch zur Geltung gelangt, hier jedoch nicht das ſammetige Gepräge zeigt wie im Geſichte. Finger und Zehen, Handteller und Fußſohlen ſehen blaugrau aus. Die Behaarung entwickelt ſich im Geſichte zu einem an den Schläfenleiſten beginnenden, über die hintere Wangengegend verlaufenden, auch die vordere Kehlgegend bekleidenden, ſchmalen Backenbarte, bildet auf der Mitte des Scheitels einen nach hinten ſich verbreiternden Längsſtreifen, verlängert ſich nur auf Hinterkopf und Nacken, Oberrücken und Schultern ein wenig, richtet ſich im allgemeinen von vorn nach hinten oder oben und unten, auf dem Unterarme jedoch umgekehrt von der Handwurzel nach dem Elnbogen, am Oberſchenkel nach der Hinterſeite, iſt vollkommen ſchlicht, glatt, glänzend und, mit alleiniger Ausnahme einiger graulichen Härchen am Kinne und einiger weißlichen am Geſäße, ſchwarz gefärbt, beſitzt aber einen ſchwachen blauen Schimmer und ſpielt daher etwas in letztere Färbung.

Wie weit der Verbreitungskreis des Tſchego ſich erſtreckt, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich iſt er mit einer der beiden, von Du-Chaillu aufgeſtellten, aber ungenügend beſchriebenen Arten, dem Kulukamba oder dem Nſchiĕgo-Mbuwe gleichartig. Das vorſtehend abgehandelte Weibchen ſtammte von der Loangoküſte und war in Majumba erworben worden. Bei ſeiner Ankunft in Dresden mochte es etwa zwei Jahre alt ſein, wuchs aber ſo raſch heran, daß es bald jeden gleichalterigen Schimpanſe an Größe übertraf.

Eine eingehende Schilderung des Betragens dieſes Tſchego würde kaum mehr als eine Wiederholung der vorſtehend vom Schimpanſe gegebenen Mittheilungen ſein. Begabungen und Eigenſchaften, Sitten und Gewohnheiten, Weſen und Gebaren beider ſo nah verwandten Thiere ſchienen, ſo viel ich wahrnehmen konnte, in allen weſentlichen Zügen durchaus übereinzuſtimmen, etwaige Abweichungen nur die Folge der verſchiedenen Erziehung zu ſein.

*

Von dem afrikaniſchen Menſchenaffen unterſcheidet ſich der aſiatiſche, welcher gewöhnlich Orang-Utan (Waldmenſch), fälſchlich Orang-Utang, auf Borneo aber Meias oder Majas genannt wird (Simia satyrus, Pithecus satyrus), Vertreter der Sippe der Orangaffen (Simia), durch die bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugeſpitzten Kopf mit weit vorſtehender Schnauze, hat auch nur zwölf rippentragende Wirbel. So lange er jung iſt, gleicht ſein Schädel dem eines Menſchenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das thieriſche auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Der größte männliche Orang-Utan, welchen Wallace erlegte, war im Stehen 1,35 Meter hoch, klafterte aber mit ausgeſtreckten Armen 2,4 Meter; das Geſicht war 35 Centim. breit; der Umfang des Leibes betrug 1,15 Meter. Der Leib, an welchem der Bauch ſtark hervortritt, iſt an den Hüften breit, der Hals kurz und vorn faltig, weil das Thier einen großen Kehlſack beſitzt, welcher aufgeblaſen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die platten Nägel fehlen häufig den Daumen der Hinterhände. Die Lippen ſind unſchön, weil nicht allein gerunzelt, ſondern auch ſtark aufgeſchwollen und aufgetrieben; die Naſe iſt ganz flach gedrückt, und die Naſenſcheidewand verlängert ſich über die Naſenflügel hinaus; Augen und Ohren ſind klein, aber denen des Menſchen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebiſſe treten die Eckzähne ſtark hervor; der Unterkiefer iſt länger als der Oberkiefer. Die Behaarung iſt ſpärlich auf dem Rücken und ſehr dünn auf der Bruſt, um ſo länger und reichlicher aber an den Seiten des

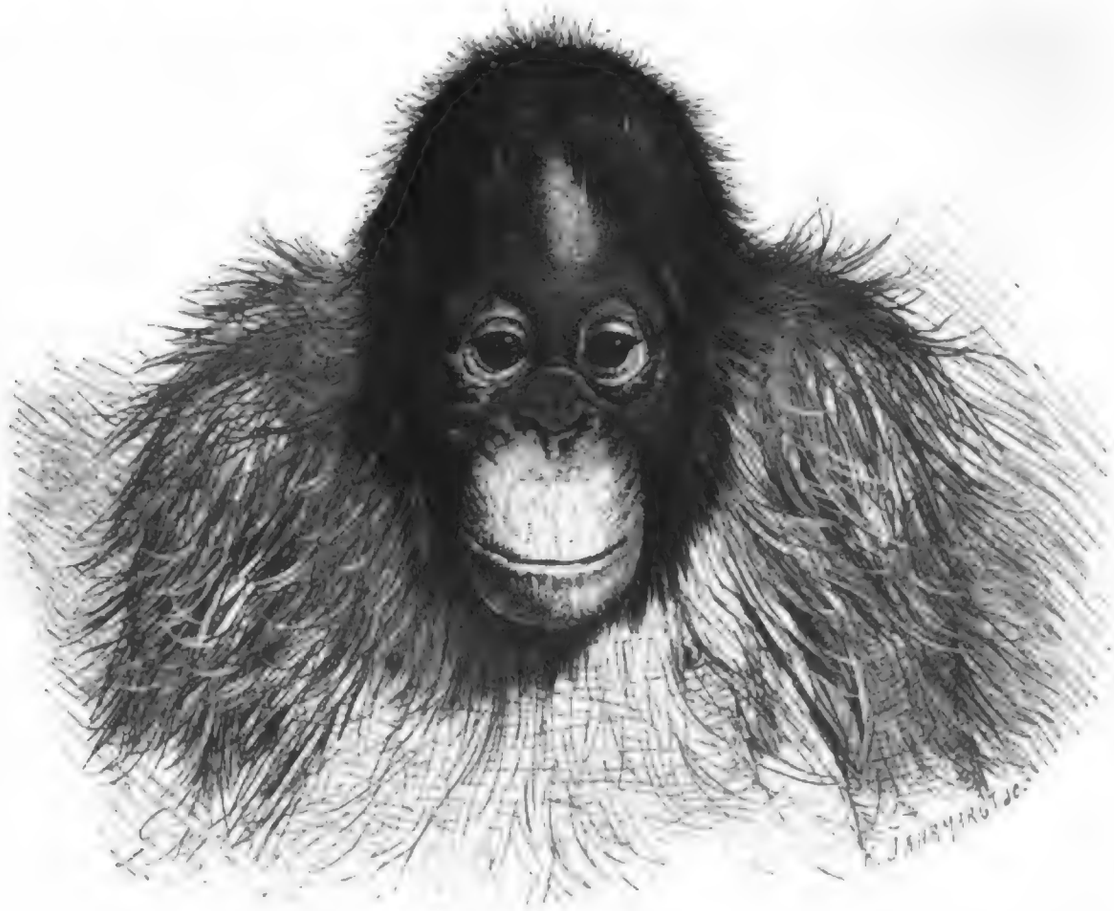
Digitized by Google

Digitized by Google

ORANG-UTAN

Digitized by Google

Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinne, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, übrigens abwärts gerichtet. Gesicht und Handflächen sind nackt, Brust und Oberseiten der Finger fast gänzlich nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostroth, seltener ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Barte aber heller wird. Die nackten Theile sehen bläulich- oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre bedeutende Größe, dichteres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen



Orang-Utan.

an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Einige Naturforscher nehmen mit den Eingeborenen mehrere Arten Orang-Utans an; andere halten die Unterschiede für solche, welche durch das Alter der Thiere bedingt werden.

Der Orang-Utan ist seit alter Zeit bekannt. Schon Plinius gibt an, daß es auf den indischen Bergen Satyrn gäbe, „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien." Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Uebertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einigemal gesehen habe, und zwar ebensowohl Männer als Weiber. Sie

gingen öfters aufrecht und geberdeten ſich ganz wie andere Menſchen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen geweſen. Es habe ſich geſchämt, wenn es unbekannte Menſchen betrachtet hätten, und nicht nur das Geſicht, ſondern auch ſeine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geſeufzt, Thränen vergoſſen und alle menſchlichen Handlungen ſo ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Menſch zu ſein. Die Javaner behaupten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn ſie nur wollten, es jedoch nicht thäten, weil ſie fürchteten, arbeiten zu müſſen. Daß die Waldmenſchen aus der Vermiſchung von Affen und indianiſchen Weibern entſtänden, ſei ganz ſicher. Schouten bereichert dieſe Erzählung durch einige Entführungsgeſchichten, in denen Waldmenſchen der angreifende, malaiiſche Mädchen aber der leidende Theil ſind. Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß die Orang-Utans nach allen dieſen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß ſie auch auf allen vier Beinen laufen könnten.“ Eigentlich ſind die Reiſebeſchreiber an den Uebertreibungen, welche ſie auftiſchen, unſchuldig; denn ſie geben bloß die Erzählungen der Eingeborenen wieder. Dieſe wußten ſich natürlich die Theilnahme der Europäer für unſere Affen zu Nutze zu machen, weil ſie ihnen ſolche verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften prieſen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierſchauſteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Dank den trefflichen Forſchungen Wallace's ſind wir über das Freileben des Orang-Utan genauer unterrichtet als über das jedes anderen Menſchenaffen. Der genannte Reiſende hatte die beſte Gelegenheit, das Thier kennen zu lernen und die Berichte der Eingeborenen mit ſeinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen. Zur Ehre ſeiner Vorgänger, von denen mehrere, namentlich Owen, Keſſel und Brooke bemüht waren, ihre Schilderungen von Fabeln und Irrthümern zu reinigen, muß ich ſagen, daß unſer Gewährsmann, obgleich er nur eigene Beobachtungen wiedergibt, die Angaben jener in allem weſentlichen beſtätigt.

„Man weiß“, ſagt er, „daß der Orang-Utan Sumatra und Borneo bewohnt, und hat guten Grund zu glauben, daß er auf dieſe beiden großen Inſeln beſchränkt iſt. Jedoch ſcheint er auf der erſteren viel ſeltener zu ſein als auf der letzteren. Hier hat er eine weite Verbreitung. Er bewohnt ausgedehnte Gegenden der Südweſt-, Südoſt-, Nordoſt- und Nordweſtküſten, hält ſich aber ausſchließlich in niedrig gelegenen und ſumpfigen Wäldern auf. In Sadong findet man ihn bloß in flachen, waſſerreichen, mit hohem Urwalde bedeckten Gegenden. Ueber die Sümpfe erheben ſich viele vereinzelt ſtehende Berge, welche zum Theil von Dajaks bewohnt werden und mit Fruchtbäumen bebaut worden ſind. Sie bilden für den Meias einen Anziehungspunkt; denn er beſucht ſie ihrer Früchte halber, obwohl er ſich des Nachts ſtets in den Sumpfwald zurückzieht. In allen Gegenden, wo der Boden ſich etwas erhebt und trocken iſt, wohnt der Orang-Utan nicht. So kommt er beiſpielsweiſe in den tieferen Thälern des Sadonggebietes häufig vor, fehlt dagegen jenſeits der Grenze, innerhalb welcher Ebbe und Flut bemerkbar ſind. Der untere Theil des Saravakthales nun iſt ſumpfig, jedoch nicht überall mit hohem Walde bedeckt, ſondern meiſt von der Nipapalme beſtanden, und nahe der Stadt Sarawak wird das Land trocken und hügelig und iſt in Beſitz genommen von kleinen Strecken Urwald mit Dſchungeln. Eine große Fläche ununterbrochenen und gleichmäßig hohen Urwaldes iſt für das Wohlbefinden unſeres Affen Bedingung. Solche Wälder bilden für ihn ein offenes Land, in welchem er ſich nach jeder Richtung hin bewegen kann, mit derſelben Leichtigkeit wie der Indianer durch die Steppe und der Araber durch die Wüſte zieht. Er geht von einem Baumwipfel zum anderen, ohne jemals auf den Boden hinabzuſteigen. Die hohen und trockenen Gegenden, welche mehr durch Lichtungen und ſpäter auf dieſen wachſendes, niederes Dſchungel bedeckt ſind, eignen ſich wohl für Menſchen, nicht aber für die eigenthümliche Art der Bewegung unſeres Thieres, welches hier auch vielen Gefahren ausgeſetzt ſein würde. Wahrſcheinlich finden ſich außerdem in ſeinem Gebiete auch Früchte in größerer Mannigfaltigkeit, indem die kleinen inſelartigen Berge als Gärten oder Anpflanzungen dienen, ſo daß inmitten der ſumpfigen Ebene die Bäume des Hochlandes gedeihen können.

Digitized by Google

„Es ist ein seltsamer und fesselnder Anblick, einen Meias gemächlich seinen Weg durch den Wald nehmen zu sehen. Er geht umsichtig einen der größeren Aeste entlang in halb aufrechter Stellung, zu welcher ihn die bedeutende Länge seiner Arme und die verhältnismäßige Kürze seiner Beine nöthigen, und zwar bewegt er sich wie seine Verwandten, indem er auf den Knöcheln, nicht wie wir auf den Sohlen geht. Stets scheint er solche Bäume zu wählen, deren Aeste mit denen des nächst stehenden verflochten sind, streckt, wenn er nahe ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf welchem er wie vorher weiter geht. Nie hüpft oder springt er, niemals scheint er auch nur zu eilen, und doch kommt er fast ebenso schnell fort, wie Jemand unter ihm durch den Wald laufen kann." — An einer anderen Stelle meint Wallace, daß er im Laufe einer Stunde bequem eine Entfernung von fünf bis sechs englischen Meilen zurücklegen könne. „Die langen mächtigen Arme sind für ihn von größtem Nutzen; sie befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche sein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Blätter und Aeste zu sammeln, um sich ein Nest zu bauen." Ein von unserem Forscher verwundeter Orang-Utan zeigte seinem Verfolger, in welcher Weise der Bau solches Nestes geschieht. „Sobald ich geschossen hatte", erzählt Wallace, „kletterte der Meias höher im Wipfel des Baumes hinauf und hatte bald die höchsten Spitzen desselben erreicht. Hier begann er sofort rings herum Zweige abzubrechen und sie Kreuz und Quer zu legen. Der Ort war trefflich gewählt. Außerordentlich schnell griff er mit seinem einzigen noch unverwundeten Arme nach jeder Richtung hin, brach mit der größten Leichtigkeit starke Aeste ab und legte sie rückwärts quer übereinander, so daß er in wenigen Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk gebildet hatte, welche ihn meinen Blicken gänzlich entzog. Ein ähnliches Nest benutzt der Meias auch fast jede Nacht zum Schlafen; doch wird dieses meist niedriger auf einem kleinen Baume angebracht, in der Regel nicht höher als acht bis fünfzehn Meter über dem Boden, wahrscheinlich weil es hier weniger den Winden ausgesetzt ist als oben. Der Meias soll sich in jeder Nacht ein neues machen; ich halte dies jedoch deshalb kaum für wahrscheinlich, weil man die Ueberreste häufiger finden würde, wenn das der Fall wäre. Die Dajaks sagen, daß sich der Affe, wenn es sehr naß ist, mit Pandanblättern oder sehr großen Farnen bedeckt. Das hat vielleicht zu dem Glauben verleitet, daß er sich eine Hütte in den Bäumen erbaue.

„Der Orang-Utan verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Thau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu demselben Baume zurück. So viel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr sauere oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rothe fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken. Machmal genießt er nur den kleinen Samen einer großen Frucht und verwüstet und zerstört dann weit mehr als er ißt, so daß man unter den Bäumen, auf denen er gespeist hat, stets eine Menge Reste liegen sieht. In hohem Grade liebt er die Durian und vernichtet eine Menge dieser köstlichen Früchte, kreuzt aber niemals Lichtungen, um sie zu holen." Die Durian wächst, wie Wallace an einer anderen Stelle seines Werkes bemerkt, an einem großen und hohen Waldbaume, welcher in seinem Gesammtgepräge unserer Ulme ähnlich ist, aber eine glattere und mehr blätterige Rinde besitzt. „Die Frucht ist rund oder leicht eiförmig, hat die Größe einer Kokosnuß, grüne Färbung und ist mit kleinen, starken, scharfen Stacheln bedeckt, deren Ansätze sich gegenseitig berühren und infolge dessen sechseckig erscheinen. Sie bewaffnen die Frucht so vollständig, daß es bei abgebrochenem Stengel seine Schwierigkeit hat, eine Durian vom Boden aufzuheben. Die äußere Rinde ist so dick und zähe, daß die Frucht nie zerbricht, von welcher Höhe sie auch herabfallen möge. Von der Wurzel zur Spitze sieht man fünf sehr schwach gezeichnete Linien,

über welche die Stacheln ſich ein wenig wölben; ſie zeigen die Nähte an, in denen die Frucht mit einem ſtarken Meſſer und einer kräftigen Hand getheilt werden kann. Die fünf Zellen ſind innen atlasartig weiß, und jede wird von einer Maſſe roſafarbenen Breies angefüllt, in welchem zwei oder drei Samen von der Größe einer Kaſtaniennuß liegen. Dieſer Brei, das Eßbare, iſt ebenſo unbeſchreiblich in ſeiner Zuſammenſetzung wie in ſeinem Wohlgeſchmacke: ein würziger, butteriger, ſtark nach Mandeln ſchmeckender Eierrahm gibt die beſte Vorſtellung davon. Dazwiſchen aber machen ſich Düfte bemerklich, welche an Rahm, Käſe, Zwiebelbrühe, Jereswein und anderes Unvergleichbare erinnern. Auch hat der Brei eine würzige, kleberige Weichheit, welche ſonſt keinem Dinge zukommt und ihn noch ſchmackhafter macht. Die Durian iſt weder ſauer noch ſüß noch ſaftig, und doch vermißt man den Mangel einer dieſer Eigenſchaften nicht. Denn ſie erſcheint vollkommen ſo, wie ſie iſt; ſie verurſacht keine Uebelkeit, bringt überhaupt keine ſchlechten Wirkungen hervor, und jemehr man von ihr ißt, deſto weniger fühlt man ſich geneigt, aufzuhören. Durianeſſen iſt in der That eine neue Art von Empfindung, welche eine Reiſe nach dem Oſten lohnt.“ Es ſcheint wunderbar, wie der Meias im Stande iſt, dieſe Frucht zu öffnen. Wahrſcheinlich beißt er zuerſt einige Stacheln ab, macht dann ein kleineres Loch und ſprengt die Schale mit ſeinen mächtigen Fingern.

„Aeußerſt ſelten ſteigt der Orang-Utan auf die Erde herab, wahrſcheinlich nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, ſaftige Schößlinge am Ufer ſucht oder wenn er bei ſehr trockenem Wetter nach Waſſer geht, von welchem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet. Nur einmal ſah ich zwei halberwachſene Orangs auf der Erde in einem trockenen Loche am Fuße der Siénunjonhügel. Sie ſpielten zuſammen, ſtanden aufrecht und faßten ſich gegenſeitig an den Armen an. Niemals geht dieſer Affe aufrecht, es ſei denn, daß er ſich mit den Händen an höheren Zweigen feſthalte, oder aber, daß er angegriffen werde. Abbildungen, welche ihn darſtellen, wie er mit einem Stocke geht, ſind gänzlich aus der Luft gegriffen.

„Vor dem Menſchen ſcheint ſich der Meias nicht ſehr zu fürchten. Diejenigen, welche ich beobachtete, glotzten häufig einige Minuten lang auf mich herab und entfernten ſich dann nur langſam bis zu einem benachbarten Baume. Wenn ich einen geſehen hatte, mußte ich oft eine halbe Meile und weiter gehen, um mein Gewehr zu holen; trotzdem fand ich ihn nach meiner Rückkehr faſt ſtets auf demſelben Baume oder innerhalb eines Umkreiſes von ein paar hundert Fuß. Niemals ſah ich zwei ganz erwachſene Thiere zuſammen, wohl aber Männchen wie auch Weibchen, zuweilen begleitet von halberwachſenen Jungen.

„Die Dajaks ſagen, daß der Meias niemals von Thieren im Walde angefallen wird, mit zwei ſeltenen Ausnahmen. Alle Dajakshäuptlinge, welche ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Thier häufig vorkommt, verſicherten: Kein Thier iſt ſtark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geſchöpf, mit dem er überhaupt kämpft, iſt das Krokodil. Wenn er kein Obſt im Dſchungel findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, welche dicht am Waſſer wachſen, zu freſſen. Dann verſucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber ſpringt auf dasſelbe, ſchlägt es mit Händen und Füßen, zerfleiſcht und tödtet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal ſolchem Kampfe zugeſchaut habe, und verſicherte, daß der Meias ſtets Sieger bleibe. Ein anderer Häuptling ſagte mir Folgendes: Der Meias hat keine Feinde; denn kein Thier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerſchlange. Er tödtet aber das Krokodil ſtets durch ſein gewaltige Kraft, indem er ſich auf dasſelbe ſtellt, ſeine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufſchlitzt. Greift eine Tigerſchlange den Meias an, ſo packt er ſie mit ſeinen Händen, beißt ſie und tödtet ſie bald. Der Meias iſt ſehr ſtark: kein Thier im Dſchungel iſt ſo kräftig wie er.

„Ausnahmsweiſe geſchieht es wohl auch, daß ein Orang-Utan mit Menſchen kämpft. Eines Tages kamen einige Dajaks zu mir, um mir zu erzählen, daß ein Meias am geſtrigen Tage einen ihrer Genoſſen beinahe getödtet habe. Einige Meilen den Fluß hinab ſteht das Haus eines

Digitized by Google

Dajak, und die Bewohner sahen einen großen Orang-Utan, welcher sich an den Schößlingen einer Palme am Ufer gütlich that. Aufgeschreckt zog er sich in das Dschungel zurück, und eine Anzahl mit Speeren und Beilen bewaffneter Männer liefen hin, um ihm den Weg abzuschneiden. Der vorderste Mann versuchte seinen Speer durch den Körper des Thieres zu rennen; der Meias aber ergriff seinen Gegner mit den Händen, packte in demselben Augenblicke den Arm mit dem Maule und wühlte sich mit den Zähnen in die Muskeln über dem Elnbogen ein, sie entsetzlich zerreißend und zerfetzend. Wären die Anderen nicht zur Stelle gewesen, er würde den Mann noch weit ernstlicher verletzt, wenn nicht getödtet haben. Die Gefährten aber machten das muthige Thier bald mit ihren Speeren und Beilen nieder. Der Verwundete blieb lange Zeit krank und erlangte den Gebrauch seines Armes niemals vollständig wieder." Von der Wahrheit dieser Erzählung konnte sich Wallace selbst überzeugen, weil er am nächsten Tage den Kampfplatz besuchte und dem getödteten Orang-Utan den Kopf abschnitt, um diesen seinen Sammlungen einzuverleiben.

Gelegentlich einer seiner Jagden erlangte unser Forscher auch einen jungen Orang-Utan. Von Dajaks herbeigerufen, sah er einen großen Meias sehr hoch auf einem Baume sitzen und erlegte ihn mit drei Schüssen. Während die Leute ihn zurüsteten, um ihn nach Hause zu tragen, bemerkte man noch ein Junges, welches mit seinem Kopfe im Sumpfe lag. „Dieses kleine Geschöpf", berichtet Wallace, „war nur einen Fuß lang und hatte augenscheinlich am Halse der Mutter gehangen, als sie vom Baume herabfiel. Glücklicherweise schien es nicht verwundet zu sein, und nachdem der Mund vom Schlamme gesäubert worden war, fing es an zu schreien und schien kräftig und lebhaft. Als ich es nach Hause trug, gerieth es mit seinen Händen in meinen Bart und faßte so fest hinein, daß ich große Mühe hatte, frei zu kommen; denn die Finger sind gewöhnlich am letzten Gelenke hakenartig nach innen gebogen. Es hatte noch keinen einzigen Zahn; doch kamen einige Tage darauf die beiden unteren Vorderzähne zum Vorscheine. Unglücklicherweise konnte ich keine Milch schaffen, da weder Malaien noch Chinesen noch Dajaks dieses Nahrungsmittel verwenden, und vergeblich bemühte ich mich um ein weibliches Thier, welches mein Kleines säugen könnte. Ich sah mich daher genöthigt, ihm Reiswasser aus der Saugflasche zu geben. Dies aber war doch eine zu magere Kost, und das kleine Geschöpf gedieh auch nicht gut dabei, obgleich ich gelegentlich Zucker und Kokosnußmilch hinzufügte, um die Atzung nahrhafter zu machen. Wenn ich meinen Finger in seinen Mund steckte, saugte es mit großer Kraft, zog seine Backen mit aller Macht ein und strengte sich vergeblich an, etwas Milch herauszuziehen, und erst nachdem es das eine Zeitlang getrieben hatte, stand es mismuthig davon ab und fing ganz wie ein Kind unter ähnlichen Umständen zu schreien an. Liebkoste und wartete man es, so war es ruhig und zufrieden; sowie man es aber ablegte, schrie es stets, namentlich in den ersten paar Nächten, welche es unter großer Unruhe verbrachte. Ich machte einen kleinen Kasten als Wiege zurecht und reichte ihm eine weiche Matte, welche täglich gewechselt und gereinigt wurde, fand es jedoch sehr bald nöthig, auch den kleinen Meias zu waschen. Diese Behandlung gefiel ihm, nachdem er sie einige Male durchgemacht hatte, in so hohem Grade, daß er zu schreien begann, sobald er schmutzig war, und nicht eher aufhörte, als bis ich ihn herausnahm und nach dem Brunnen trug. Obwohl er beim ersten kalten Wasserstrahl etwas strampelte und sehr komische Grimassen schnitt, beruhigte er sich dann doch sofort, wenn das Wasser über seinen Kopf lief. Das Abwaschen und Trockenreiben liebte er außerordentlich, und vollkommen glücklich schien er zu sein, wenn ich sein Haar bürstete. Dann lag er ganz still und streckte Arme und Beine von sich, während ich das lange Haar auf Rücken und Armen strählte. In den ersten paar Tagen klammerte er sich mit allen Vieren verzweifelt an alles, was er packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältigst vor ihm in Acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgend etwas festhielten, und ich mich ohne Hülfe unmöglich von ihm befreien konnte. Wenn er aber ruhig war, wirtschaftete er mit den Händen in der Luft umher und versuchte irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Stock oder einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesen und einem Fuße zu fassen, so schien er ganz glücklich

Digitized by Google

zu ſein. In Ermangelung eines anderen ergriff er oft ſeine eigenen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er faſt beſtändig ſeine Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar unter der entgegengeſetzten Schulter. Bald aber ließ ſeine Kraft nach, und ich mußte auf Mittel ſinnen, ihn zu üben und ſeine Glieder zu ſtärken. Zu dieſem Zwecke verfertigte ich ihm eine kurze Leiter mit drei oder vier Sproſſen und hing ihn eine Viertelſtunde lang an dieſelbe. Zuerſt ſchien ihm dies zu gefallen; er konnte jedoch nicht mit Händen und Füßen in eine bequeme Lage kommen und ließ, nachdem er jene verſchiedene Male geändert hatte, eine Hand nach der anderen los, bis er zuletzt auf den Boden herabfiel. Manchmal, wenn er nur an zwei Händen hing, ließ er eine los und kreuzte ſie nach der gegenüberliegenden Schulter, um hier ſein eigenes Haar zu packen, und da ihm dieſes meiſt angenehmer als der Stock zu ſein ſchien, ließ er auch die andere los, fiel herab, kreuzte beide Arme und lag zufrieden auf dem Rücken. Da ich ſah, daß er Haar ſo gern hatte, bemühte ich mich, ihm eine künſtliche Mutter herzuſtellen, indem ich ein Stück Büffelhaut in einen Bündel zuſammenſchnürte und niedrig über dem Boden aufhing. Zuerſt ſchien ihm dasſelbe ausgezeichnet zu gefallen, weil er mit ſeinen Beinen nach Belieben umherzappeln konnte und immer etwas Haar zum Feſthalten fand. Meine Hoffnung, die kleine Waiſe glücklich gemacht zu haben, ſchien erfüllt. Bald aber erinnerte er ſich ſeiner verlorenen Mutter und verſuchte zu ſaugen. Dazwiſchen zog er ſich ſo viel als möglich in die Höhe und ſuchte nun überall nach der Saugwarze, bekam aber nur den Mund voll Haare und Wolle, wurde verdrießlich, ſchrie heftig und ließ nach zwei oder drei vergeblichen Verſuchen gänzlich von ſeinem Vorhaben ab. Eines Tages war ihm etwas Wolle in die Kehle gekommen, und ich fürchtete ſchon, daß er erſticken würde; nach vielem Keuchen aber erholte er ſich doch wieder. Somit mußte ich die nachgemachte Mutter zerreißen und den letzten Verſuch, das kleine Geſchöpf zu beſchäftigen, aufgeben. Nach der erſten Woche fand ich, daß ich ihn beſſer mit einem Löffel füttern und ihm mehr abwechſelnde und nahrhaftere Koſt reichen könnte. Gut eingeweichter Zwieback mit etwas Ei und Zucker gemiſcht, manchmal ſüße Kartoffeln wurden gern gegeſſen, und ich bereitete mir ein nie fehlſchlagendes Vergnügen dadurch, daß ich die drolligen Grimaſſen beobachtete, durch welche er ſeine Billigung oder ſein Misfallen über das, was ich ihm gegeben hatte, ausdrückte. Das arme kleine Geſchöpf beleckte die Lippen, zog die Backen ein und verdrehte die Augen mit dem Ausdrucke der höchſten Befriedigung, wenn er ſeinen Mund mit dem, was er beſonders liebte, voll hatte, während er andererſeits den Biſſen eine kurze Zeit mit der Zunge im Munde herumdrehte, als ob er einen Wohlgeſchmack daran ſuchen wolle, und wenn er ihn nicht ſüß oder ſchmackhaft genug fand, regelmäßig alles wieder ausſpie. Gab man ihm dasſelbe Eſſen fernerhin, ſo begann er zu ſchreien und ſchlug heftig um ſich, genau wie ein kleines Kind im Zorne zu thun pflegt.

„Als ich meinen jungen Meias ungefähr drei Wochen beſaß, bekam ich glücklicherweiſe einen jungen Makaken, welcher klein aber ſehr lebhaft war und allein freſſen konnte. Ich ſetzte ihn zu dem Meias, und ſie wurden ſogleich die beſten Freunde. Keiner fürchtete ſich im geringſten vor dem anderen. Der kleinere Makak ſetzte ſich ohne die mindeſte Rückſicht auf den Leib, ja ſelbſt auf das Geſicht des Meias, und während ich dieſen fütterte, pflegte jener dabei zu ſitzen und alles aufzunaſchen, was daneben fiel, gelegentlich auch mit ſeinen Händen den Löffel aufzufangen. War ich mit der Atzung fertig geworden, ſo leckte er das, was an den Lippen des Meias ſaß, begierig ab und riß dieſem ſchließlich das Maul auf, um zu ſehen, ob noch etwas darin ſei. Den Leib ſeines Gefährten betrachtete er wie ein bequemes Kiſſen, indem er ſich oft darauf niederlegte, und der hülfloſe Meias ertrug allen Uebermuth ſeines Gefährten mit der beiſpielloſeſten Geduld; denn er ſchien zu froh zu ſein, überhaupt etwas Warmes in ſeiner Nähe oder einen Gegenſtand zur Verfügung zu haben, um den er zärtlich ſeine Arme ſchlingen konnte. Nur wenn ſein Gefährte weggehen wollte, hielt er ihn ſo lange, als er konnte, an der beweglichen Haut des Rückens oder Kopfes oder auch wohl am Schwanze feſt, und der Makak vermochte nur nach vielen kräftigen Sprüngen ſich los zu machen. Merkwürdig war das verſchiedene Gebaren dieſer zwei Thiere, welche im Alter

Digitized by Google

nicht weit auseinander ſein konnten. Der Meias benahm ſich ganz wie ein kleines Kind, lag hülflos auf dem Rücken, rollte ſich langſam hin und her, ſtreckte alle Viere in die Luft, in der Hoffnung, irgend etwas zu erhaſchen, war aber noch kaum im Stande, ſeine Finger nach einem beſtimmten Gegenſtande hinzubringen, öffnete, wenn er unzufrieden war, ſeinen faſt zahnloſen Mund und drückte ſeine Wünſche durch ein ſehr kindliches Schreien aus; der junge Makak dagegen war in beſtändiger Bewegung, lief und ſprang umher, wann und wo es ihm Vergnügen machte, unterſuchte alles, ergriff mit der größten Sicherheit die kleinſten Dinge, erhielt ſich mühelos auf dem Rande des Kaſtens im Gleichgewichte, kletterte an einem Pfahle hinauf und ſetzte ſich in den Beſitz von allem Eßbaren, welches ihm in den Weg kam. Man konnte keinen größeren Gegenſatz ſich denken: der Meias erſchien neben dem Makaken noch mehr denn als ein kleines Kind.

„Nachdem ich meinen Gefangenen ungefähr einen Monat beſeſſen hatte, zeigte ſich, daß er wohl allein laufen lernen würde. Wenn man ihn auf die Erde legte, ſtieß er ſich mit den Beinen weiter oder überſtürzte ſich und kam ſo ſchwerfällig vorwärts. Wenn er im Kaſten lag, pflegte er ſich am Rande gerade aufzurichten, und es gelang ihm auch ein- oder zweimal bei dieſer Gelegenheit, ſich herauszuhelfen. War er ſchmutzig oder hungrig, oder fühlte er ſich ſonſt vernachläſſigt, ſo begann er heftig zu ſchreien, bis man ihn wartete. Wenn Niemand im Hauſe war, oder wenn man auf ſein Schreien nicht kam, wurde er nach einiger Zeit von ſelbſt ruhig. Sowie er aber dann einen Tritt hörte, fing er wieder um ſo ärger an.

„Nach fünf Wochen kamen ſeine beiden oberen Vorderzähne zum Vorſcheine. In der letzten Zeit war er nicht im geringſten gewachſen, ſondern an Größe und Gewicht derſelbe geblieben wie anfangs. Das kam zweifellos von dem Mangel an Milch oder anderer ebenſo nahrhafter Koſt her. Reiswaſſer, Reis und Zwieback waren doch nur dürftige Erſatzmittel, und die ausgepreßte Milch der Kokosnuß, welche ich ihm manchmal gab, vertrug ſich nicht mit ſeinem Magen. Dieſer Nahrung hatte ich auch eine Erkrankung an Durchfall zuzuſchreiben, unter welcher das arme kleine Geſchöpf ſehr litt; doch gelang es mir, ihn durch eine geringe Gabe Ricinusöl wieder herzuſtellen. Eine oder zwei Wochen ſpäter wurde er wieder krank und diesmal ernſtlicher. Die Erſcheinungen waren genau die des Wechſelfiebers, auch von Anſchwellungen der Füße und des Kopfes begleitet. Er verlor alle Eßluſt und ſtarb, nachdem er in einer Woche bis zu einem Jammerbilde abgezehrt war. Der Verluſt meines kleinen Lieblings, den ich faſt drei Monate beſeſſen und groß zu ziehen gehofft hatte, that mir außerordentlich leid. Monatelang hatte er mir durch ſein trolliges Gebaren und ſeine unnachahmlichen Grimaſſen das größte Vergnügen bereitet."

Zur Vervollſtändigung des von Wallace ſo trefflich gezeichneten Lebensbildes eines jungen Orang-Utan, will ich noch einige ältere Berichte folgen laſſen. Die erſten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Das Thier war gutmüthig und bewies ſich niemals boshaft oder falſch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul ſtecken. Sein äußeres Anſehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es liebte die menſchliche Geſellſchaft ohne Unterſchied des Geſchlechtes, zog aber diejenigen Leute vor, welche ſich am meiſten mit ihm beſchäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf ſich dann auf den Boden, ſchrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Als es einmal frei gelaſſen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches umher und zeigte ſich hier ſo hurtig, daß vier Perſonen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei dieſem Ausfluge erwiſchte es eine Flaſche mit Malagawein, entkorkte ſie und brachte den Wein ſchleunigſt in Sicherheit, ſtellte dann aber die Flaſche wieder an ihren Ort. Es fraß alles, was man ihm gab, zog aber Obſt und gewürzhafte Pflanzen anderen Speiſen vor. Geſottenes und gebratenes Fleiſch oder Fiſche genoß es ebenfalls ſehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verurſachte ihm viel Furcht; doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, koſtete das Fleiſch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier ſoff es mit Wohl-

behagen aus. Der größte Leckerbiſſen ſchienen ihm Erdbeeren zu ſein. Sein gewöhnliches Getränk beſtand in Waſſer; es trank aber auch ſehr gern alle Arten von Wein und beſonders Malaga. Nach dem Trinken wiſchte es die Lippen mit der Hand ab, bediente ſich ſogar eines Zahnſtochers in derſelben Weiſe wie ein Menſch. Diebſtahl übte es meiſterhaft; es zog den Leuten, ohne daß ſie es merkten, Leckereien aus den Taſchen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es ſtets große Anſtalten. Es legte ſich das Heu zum Lager zurecht, ſchüttelte es gut auf, legte ſich noch ein beſonderes Bündel unter den Kopf und deckte ſich dann zu. Allein ſchlief es nicht gern, weil es die Einſamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage ſchlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es ſich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebenſo wohl wenn es kühl war als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß ſeiner Kette mit dem Schlüſſel öffnete, ſah es mit großer Aufmerkſamkeit zu und nahm ſodann ein Stückchen Holz, ſteckte es ins Schlüſſelloch und drehte es nach allen Seiten um. Einſt gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieſelbe feſt und beroch ſie ſorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieſelbe weg, beſah ſich die Wunde und wollte fortan nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltſten Knoten an einem Stricke ſehr geſchickt mit den Fingern oder, wenn ſie zu feſt waren, mit den Zähnen auflöſen und ſchien daran eine ſolche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In ſeinen Händen beſaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Laſten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenſo geſchickt wie die vorderen. So legte es ſich z. B., wenn es etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenſtand mit den Hinterfüßen heran. Es ſchrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieſes Geſchrei dem Heulen eines Hundes. Die Auszehrung machte ſeinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Meias, von dem uns Jeffries erzählt, hielt ſeinen Stall ſehr reinlich, ſcheuerte den Boden desſelben öfters mit einem Lappen und Waſſer und entfernte alle Ueberreſte von Speiſen und dergleichen. Er wuſch ſich auch Geſicht und Hände wie ein Menſch. Ein anderer Orang-Utan zeichnete ſich durch große Zärtlichkeit gegen alle aus, welche freundlich mit ihm ſprachen, und küßte ſeinen Herrn und ſeinen Wärter echt menſchlich. Gegen Unbekannte war er ſehr ſchüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch faſt ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langſam und auf dem Boden ſchwerfällig. Er ſetzte beide Hände geſchloſſen vor ſich nieder, erhob ſich auf ſeine langen Arme, ſchob den Leib vorwärts, ſetzte die Hinterfüße zwiſchen die Arme vor die Hände und ſchob den Hinterleib nach, ſtemmte ſich dann wieder auf die Fäuſte ꝛc. Wenn er ſich auf eine Hand ſtützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußeren Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeſchlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm ſehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn ſich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum anderen. In Paris ließ man ihn an ſchönen Tagen oft in einem Garten frei; dann kletterte er raſch auf die Bäume und ſetzte ſich auf die Aeſte. Wenn ihm Jemand nachſtieg, ſchüttelte er die Aeſte aus allen Kräften, als wenn er ſeinen Nachfolger abſchrecken wollte; zog man ſich zurück, ſo endeten dieſe Vorſichtsmaßregeln; erneuerte man den Verſuch, ſo begannen ſie ſogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er ſich oft im Takelwerke luſtig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angſt bereitet, und er war nie gegangen, ohne ſich an Seilen und dergleichen zu halten. Beim Schlafen bedeckte er ſich gern mit jedem Zeuge, welches er finden konnte, und die Matroſen durften ſicher darauf zählen, daß ſie ein ihnen fehlendes Kleidungsſtück bei ihm finden würden. Die Eſſenszeit kannte er genau, kam regelmäßig zur rechten Zeit zu ſeinem Wärter hin und nahm, was dieſer ihm gab.

Digitized by Google

Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei Bekannten that er dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Pflegers setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich: er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen starken Kehllaut hören. Denselben vernahm man gleichfalls, wenn er im Zorne war; doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, falls man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Eine fernere Mittheilung rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utan drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier hauste, so lange sich das Schiff in den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdecke, seinem beständigen Aufenthalte, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utan außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, welche sich am Bord befanden, und lustwandelte im Takelwerke umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen; denn er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswerth. Kapitän Smitt, der Beobachter, hatte einige hundert Kokosnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt. Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beile nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzigen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuße und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern einige der natürlichen Oeffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstande und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor gedachter Waldmensch mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Er hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald er stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt er sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopfe regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete er sich ebenfalls mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände ausgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreise entschwunden war, also Punkt sechs Uhr abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging er zu Bette und um so früher stand

Digitized by Google

er auf, weil er eben auch nur ſeine zwölf Stunden ſchlief. Dieſe Veränderung des Schlafengehens ſtand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältnis; allein eine gewiſſe Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging er bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bette und ſtand um halb drei Uhr des Morgens auf. Dieſe beiden Zeiten behielt er ſpäter bei, obwohl das Schiff im Verlaufe ſeiner Reiſe die Zeit noch um zwei Stunden veränderte.

Außer den Kokosnüſſen liebte er Salz, Fleiſch, Mehl, Sago ꝛc. und wandte alle mögliche Liſt an, um während der Mahlzeit eine gewiſſe Fleiſchmenge ſich zu ſichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, ſelbſt wenn er geſchlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleiſch aß er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er ſich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abweſenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, ſeine Hand tüchtig voll zu nehmen und ſie nachher auf dem Kopfe abzuwiſchen, ſo daß er ſtets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, ſobald acht Glas geſchlagen wurde, ſtattete er den Matroſen unwandelbar ſeinen Beſuch ab, weil die Leute an dieſen Tagen Sago mit Zucker und Zimmet erhielten. Ebenſo regelmäßig ſtellte er ſich um zwei Uhr in der Kajüte ein, um am Mahle Theil zu nehmen. Beim Eſſen war er ſehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich; doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er ſetzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verſchütten. Geiſtige Getränke liebte er ſehr und erhielt deshalb mittags ſtets ſein Glas Wein. Er leerte dieſes in ganz eigenthümlicher Weiſe. Aus ſeiner Unterlippe konnte er durch Vorſtrecken einen drei Zoll langen und faſt ebenſo breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Waſſer aufzunehmen. In dieſen Löffel ſchüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzuſtellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas ſorgfältig berochen hatte, bildete er ſeinen Löffel, goß das Getränk hinein und ſchlürfte es ſehr bedächtig und langſam zwiſchen den Zähnen hinunter, als ob er ſich einen recht dauernden Genuß davon verſchaffen wollte. Nicht ſelten währte dieſes Schlürfen mehrere Minuten lang, und erſt dann hielt er ſein Glas von neuem hin, um es ſich wieder füllen zu laſſen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, ſondern ſetzte es ſtets behutſam nieder, und unterſchied ſich hierdurch ſehr zu ſeinem Vortheile von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geſchirre gewöhnlich zerſchlagen.

Nur ein einziges Mal ſah ſein Beſitzer, daß er ſich an der Schiffswand aufrichtete und ſo einige Schritte weit ging. Dabei hielt er ſich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen feſt. Während der Reiſe kletterte er ſelten umher und dann ſtets langſam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, ſein Liebling, wegen einer Unart beſtraft werden ſollte. Dieſer flüchtete ſich dann regelmäßig an die Bruſt ſeines großen Freundes und klammerte ſich dort feſt, und Bobi, ſo hieß der Orang-Utan, ſpazierte mit ſeinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verſchwunden ſchien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen ſchwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein ſchreckliches Gebrüll, welches dem einer geängſteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Dieſe wurden einmal durch eine Herde von Pottfiſchen hervorgerufen, welche nahe am Schiffe vorüberſchwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verſchiedener Waſſerſchlangen, welche ſein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge blieb ſich immer gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des ſchönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutſchland erreichte. Bobi hatte von ſeiner Lagerſtätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieſer Rumflaſchen umpackte, und dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaſchen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als er ſich ſchon um zwei Uhr nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm ſein Herr ein Geräuſch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaſchen klappere, und ſah beim Schimmer der auf dem Tiſche brennenden Nachtlampe wirklich

eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen Orang-Utan. Bobi hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämmtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde Bobi plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und geberdete sich mit steigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzneien zu sich, nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Ich habe mehrere lebende Orang-Utans beobachtet, keinen einzigen aber kennen gelernt, welcher mit einem Schimpanse gleichen Alters hätte verglichen werden können. Allen fehlte die letzteren so auszeichnende neckische Munterkeit und die Lust zu scherzen: sie waren im Gegentheile ernsthaft bis zum äußersten, mehrere auch still und deshalb langweilig. Jede ihrer Bewegungen war langsam und gemessen, der Ausdruck ihrer braunen, gutmüthigen Augen unendlich traurig. So stellten sie fast in jeder Hinsicht ein Gegenstück des Schimpanse dar.

*

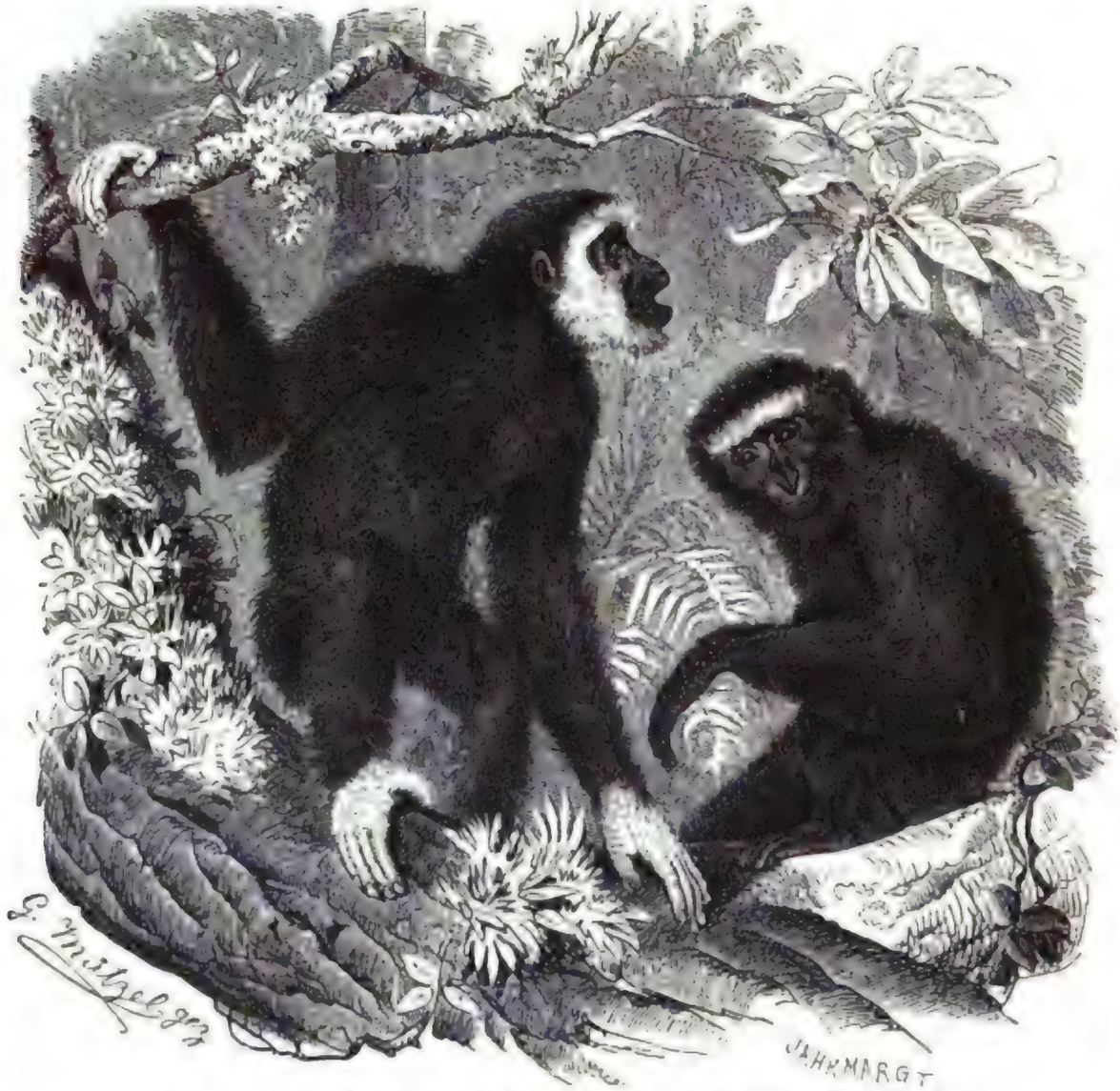
Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade wie bei den Gibbons oder Langarmaffen (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte; denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, den Boden. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarmaffen von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämmtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über einen Meter hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend kürzer als die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch durch die theilweise mit einander verwachsenen Zeige- und Mittelfinger ausgezeichnet. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Der Siamang (Hylobates syndactylus, Pithecus syndactylus, Siamanga syndactyla), wegen der am Grunde verwachsenen Zeige- und Mittelzehe auch wohl als Vertreter einer besonderen Untersippe (Siamanga) betrachtet, ist der größte aller Langarmaffen, und auch dadurch ausgezeichnet, daß seine Arme verhältnismäßig weniger lang als die der anderen Arten erscheinen. „Seine Gestalt nackt gedacht", sagt Duvaucel, „würde eine häßliche sein, besonders deshalb, weil die niedrige Stirn bis auf die Augenbrauenbogen verkümmert ist, die Augen tief in ihren Höhlen liegen, die Nase breit und platt erscheint, die seitlichen Nasenlöcher aber sehr groß sind und das Maul sich fast bis auf den Grund der Kinnladen öffnet. Gedenkt man sonst noch des großen

Digitized by Google

nackten Kehlſackes, welcher ſchmierig und ſchlaff wie ein Kropf am Vorderhalſe herabhängt und beim Schreien ſich ausdehnt, der gekrümmten, einwärts gekehrten Gliedmaßen, welche ſtets gebogen getragen werden, der unter vorſtehenden Höckern eingeſenkten Wangen und des verkümmerten Kinnes, ſo wird man ſich ſagen müſſen, daß unſer Affe nicht zu den ſchönſten ſeiner Ordnung gehört. Ein dichter, aus langen, weichen und glänzenden Haaren gebildeter Pelz von



Lar (Hylobates Lar) und Hulock (Hylobates Hulock), nach Hanhart. 1/5 natürl. Größe.

tiefſchwarzer Farbe deckt den Leib; nur die Augenbrauen ſind rothbraun. Auf dem Hodenſacke ſtehen lange Haare, welche, nach unten gekehrt, einen nicht ſelten bis zu den Knieen herabreichenden Pinſel bilden. Die Haare richten ſich am Vorderarme rückwärts, am Oberarme vorwärts, ſo daß am Ellbogen ein Buſch entſteht.“ Nach Verſicherung von Raffles kommen auch Weißlinge vor. Ausgewachſene Männchen erreichen 1 Meter an Höhe, klaftern aber beinahe das Doppelte.

Der Siamang iſt in den Waldungen von Sumatra gemein und wurde von tüchtigen Forſchern in der Freiheit wie in Gefangenſchaft beobachtet.

Mehr das allgemeine Gepräge der Sippe zeigt der Hulock (Hylobates Hulock, H. Hoolock), ein Langarmaffe von etwa 0,90 Meter Höhe, ohne Kehlkopf und mit freien Zehen. Sein Pelz iſt bis auf eine weiße Stirnbinde kohlſchwarz, der des Jungen ſchwarzbraun, an den

Digitized by Google

Gliedmaßen längs der Mittellinie des Leibes und auf dem Rücken aſchgrau. Die Geſäßſchwielen ſind deutlich. Der Hulock bewohnt Hinterindien und Bengalen, beſonders häufig die Uferwaldungen am Burramputr in Aſſan.

Der Lar (Hylobates Lar, Simia longimana) wird ungefähr ebenſo groß wie der Hulock, hat ſchwarzgraue Färbung, lohfarbenes, rings von weißen Haaren umgebenes Geſäß und oberſeits weißgraue, unterſeits ſchwarze Hände und Füße. Das Vaterland iſt Malakka und Siam.

Der Unko (Hylobates Rafflesii) ähnelt dem Hulock in der Größe, unterſcheidet ſich aber durch die Färbung ſowie anatomiſch dadurch, daß er vierzehn Rippenpaare beſitzt. Geſicht und Pelz ſind ſchwarz, auf dem Rücken und an den Weichen braunröthlich, Augenbrauen, Backen und Kinnbacken bei dem Männchen weiß, bei dem bedeutend kleineren Weibchen ſchwarzgrau. Die Inſel Sumatra iſt das Vaterland des Unko; doch ſcheint er hier verhältnismäßig ſelten vorzukommen.

Der Wauwau (Hylobates agilis, Pithecus variegatus) endlich, welcher demſelben Vaterlande entſtammt, hat ein nacktes blauſchwarzes, beim Weibchen ins Bräunliche ſpielendes Geſicht und langen reichen Pelz, deſſen Färbung am Kopfe, auf dem Bauche und den Innenſeiten der Arme und Schenkel dunkelbraun iſt, über den Schultern und nach dem Halſe zu unmerklich heller wird und auf den Weichen ins Blaßbraune übergeht, während die Aftergegend bis zu den Kniekehlen weiß und röthelfarbig gemiſcht erſcheint. Hände und Füße ſind dunkelbraun. Das Weibchen iſt lichter, der Backenbart minder lang als bei dem Männchen, obſchon immer noch groß genug, ſo daß der Kopf breiter als hoch erſcheint. Die Jungen ſind einfarbig gelblichweiß.

Ihre ganze Ausrüſtung weiſt die Langarmaffen zum Klettern an. Sie beſitzen jede Begabung, welche zu einer raſchen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich iſt. Die volle Bruſt gibt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienſt verſagen, wenn das Blut durch die raſche Bewegung in Wallung geräth; die ſtarken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Aſtes, welcher zu neuem Stützpunkte werden ſoll, mit kürzeren Armen aber leicht verfehlt werden könnte. Wie lang im Verhältnis dieſe Arme ſind, wird am deutlichſten klar, wenn man vergleicht. Ein Menſch klaftert, wie bekannt, ebenſo weit, als er lang iſt: der Gibbon aber klaftert faſt das Doppelte ſeiner Leibeslänge; ein aufrecht ſtehender Mann berührt mit ſeinem ſchlaff herabhängenden Arme kaum ſein Knie, der Gibbon hingegen ſeinen Knöchel. Daß ſolche Arme als Gehwerkzeuge faſt unbrauchbar ſind, iſt erklärlich: ſie eignen ſich bloß zum Klettern. Deshalb iſt der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein ſchwerfälliges Dahinſchieben des Leibes, welcher nur durch die ausgeſtreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen der Thiere aber ein luſtiges, köſtliches Bewegen, ſcheinbar ohne Grenzen, ohne Bewußtſein des Geſetzes der Schwere. Die Gibbons ſind auf der Erde langſam, tölpiſch, ungeſchickt, kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von alldem, ja wahre Vögel in Affengeſtalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen iſt, ſind ſie der leichte Merkur: trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, ſeinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des letzteren, an die ſchöne, aber ſchwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre raſtloſe Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glücke noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.

Am ſchwerfälligſten bewegt ſich, ſeiner Geſtalt entſprechend, der Siamang, da er nicht bloß langſam geht, ſondern auch etwas unſicher klettert und nur im Springen ſeine Behendigkeit bekundet. Aber auch die übrigen vermögen auf dem Boden nur ſchwer fortzukommen. „Im Zimmer oder auf ebener Erde", ſagt Harlan vom Hulock, „gehen ſie aufrecht und halten das Gleichgewicht ziemlich gut, indem ſie ihre Hände bis über den Kopf erheben, ihre Arme an dem Handgelenke und im Ellbogen leiſe biegen und dann rechts und links wankend ziemlich ſchnell dahinlaufen. Treibt man ſie zu größerer Eile an, ſo laſſen ſie ihre Hände auf den Boden reichen und helfen ſich durch Unterſtützung ſchneller fort. Sie hüpfen mehr als ſie laufen, halten den Leib jedoch

Digitized by Google

immer ziemlich aufrecht." Von den übrigen wird gesagt, daß es aussehe, als ob der Leib nicht allein zu lang, sondern auch viel zu schwer sei für die kurzen und dünnen Schenkel, sich deshalb vorn überneige, und daß ihre beiden Arme beim Gehen gleichsam als Stelzen benutzt werden müßten. „So kommen sie ruckweise vorwärts, vergleichbar einem auf Krücken humpelnden Greise, welcher eine stärkere Anstrengung fürchtet." Ganz das Gegentheil findet statt, wenn sie sich kletternd bewegen. Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche die Langarmaffen im Gezweige bekunden.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert der Wauwau, laut Duvaucel, einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einige Mal auf und nieder oder hin und her und schnellt sich nun, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von zwölf bis dreizehn Meter hinüber, drei-, viermal nach einander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint es ihm anzusehen, daß das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Er springt ohne Noth über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte, ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könne: er lebt mehr in der Luft als in dem Gezweige. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde? Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er leben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Wauwau, welchen man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Aste zum anderen betrug nur sechs Meter — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Thier, welches, seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mislichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung geradezu außer sich waren".

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den anderen zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte das erstrebte Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen ersichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nöthigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Aeste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher wie seine Bewegungen waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe werth zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben

Digitized by Google

verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben!

Die Beobachtung der Thiere im Freileben hat übrigens ihre Schwierigkeiten, weil fast alle Arten den Menschen meiden und nur selten an die Blößen in den Waldungen herankommen. „Meist leben sie", sagt Duvaucel vom Siamang, „in zahlreichen Herden, welche von einem Anführer geleitet werden, nach Versicherung der Malaien von einem Unverwundbaren ihres Geschlechtes. Ueberrascht man sie auf dem Boden, so kann man sie auch gefangen nehmen; denn entweder hat der Schreck sie stutzig gemacht, oder sie fühlen selbst ihre Schwäche und erkennen die Unmöglichkeit zu entfliehen. Die Herde mag so zahlreich sein, als sie will, stets verläßt sie den verwundeten Gefährten, es sei denn, daß es sich um einen ganz jungen handelt. In solchem Falle ergreift die Mutter ihr Kind, versucht zu fliehen, fällt vielleicht mit ihm nieder, stößt dann ein heftiges Schmerzensgeschrei aus und stellt sich dem Feinde mit aufgeblasenem Kehlsacke und ausgebreiteten Armen drohend entgegen. Die Mutterliebe zeigt sich aber nicht bloß in Gefahren, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit. Es war ein überraschendes Schauspiel, wenn es manchmal bei äußerster Vorsicht gelang, zu sehen, wie die Mütter ihre Kleinen an den Fluß trugen, sie ungeachtet ihres Geschreies abwuschen, darauf wieder abwischten und trockneten und überhaupt eine Mühe auf ihre Reinigung verwendeten, welche man manchen Menschenkindern wünschen möchte. Die Malaien erzählten Diard, und dieser fand es späterhin bestätigt, daß die noch nicht bewegungsfähigen Jungen immer von demjenigen Theile ihrer Eltern getragen und geleitet werden, welcher ihrem Geschlechte entspricht, und zwar die männlichen Kleinen vom Vater, die weiblichen von der Mutter. Ebenso berichten sie, daß die Siamangs öfter den Tigern zur Beute würden, und zwar durch dieselbe Veranlassung, wie kleine Vögel oder Eichhörnchen Beute der Schlangen, nämlich durch Bezauberung, was, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist, nichts anderes sagen will, als daß die Todesangst gedachte Affen vollständig sinnlos gemacht hat.

Ueber die Hulocks liegen ebenfalls ziemlich ausführliche Berichte vor. Diese Affen halten sich, laut Harlan, vorzüglich auf niedrigen Bergen auf, da sie Kälte nicht ertragen können. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, welche in den Bambuswäldern dieser Gegend vorkommen, namentlich aus Früchten und Samen des heiligen Propulbaumes. Sie verzehren aber auch gewisse Gräser, zarte Baumzweige u. dergl., kauen dieselben aus und verschlucken den Saft, während sie die ausgekaute Masse wegwerfen. Nach Owen, welcher fast zwei Jahre lang im Wohngebiete der Hulocks lebte, vereinigen sich diese in ihren Wäldern zu Gesellschaften von hundert bis hundert und fünfzig Stücken. Gewöhnlich bemerkt man sie in den Wipfeln der höchsten Olung- und Makkoibäume, auf deren Früchte sie sehr erpicht sind; manchmal aber kommen sie auf Fußpfaden aus dem dichten Walde heraus in die offenen Lichtungen. Eines Tages begegnete Owen plötzlich einer Gesellschaft von ihnen, welche sich fröhlich belustigten, bei seiner Annäherung aber sogleich Lärm schlugen und in das Dickicht der Bambus entflohen; ein andermal hingegen sah er sich, während er auf einer neu angelegten Straße einsam einherschritt, unvermuthet von einer großen Gesellschaft unserer Affen umgeben, welche zwar überrascht, noch mehr jedoch erzürnt schienen über das Eindringen eines fremdartig gekleideten Menschen in das Bereich ihrer Herrschaft. Die Bäume ringsum waren voll von ihnen, und sie drohten von oben hernieder mit Grimassen und wildem Geschrei, als Owen vorüberging. Ja, einige von ihnen stiegen hinter ihm von den Bäumen herab und folgten ihm auf der Straße, so daß sie bei ihm die Meinung erweckten, sie wollten einen Anfall machen. Auf der ebenen Straße gelang es freilich bald, den Verfolgern zu entkommen. Bei seiner Rückkehr in die Behausung fragte unser Berichterstatter seinen Dolmetscher, ob es gewöhnlich sei, daß man von diesen Affen feindlich angegriffen werde, und erfuhr, daß vor wenigen Tagen eine Gesellschaft von Nagas, auf einem vielbogigen Pfade durch die Bambusgebüsche hintereinander gehend, von Hulocks angegriffen wurde, ja wahrscheinlich getödtet worden wäre, hätten nicht die übrigen ihrem Vordermanne Hülfe leisten können.

Digitized by Google

„In der That", bemerkt Owen, „kann ich verſichern, daß ſie kräftige Kämpfer ſind, da auch ein gezähmtes Weibchen des Wauwau einmal plötzlich ſeinen Wärter ergriff, auf ihn ſprang, mit allen vier Händen kratzte und ihn in die Bruſt biß, wobei es noch ein Glück für den Mann war, daß es ſeine Eckzähne verloren hatte." Ich muß bemerken, daß ich letztere Geſchichte nicht glauben kann; denn alle übrigen Berichte widerſprechen der Mittheilung Owens geradezu; namentlich wird hervorgehoben, daß Langarmaffen bei Annäherung des Menſchen ſo eilig als möglich fliehen, aus dieſem Grunde auch nur äußerſt ſelten einmal geſehen werden. Sie ſind, wie mir Haßkarl mittheilt, ebenſo vorſichtig als neugierig, und erſcheinen deshalb nicht ſelten am Rande eines freien, zum Feldbau entholzten Platzes, namentlich da, wo ſie noch nicht durch Jäger ſcheu gemacht worden ſind, verſchwinden aber im Augenblicke, ſobald ſie bemerken, daß man ſie beobachtet oder ſich ihnen nähert, und werden dann ſo leicht nicht mehr geſehen.

Um ſo öfter hört man ſie. Bei Sonnenauf- und -Untergang pflegen ſie ihre lautſchallenden Stimmen zu einem ſo furchtbaren Geſchrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah, und daß man wahrhaft erſchrickt, wenn man die ſonderbare Muſik nicht gewohnt iſt. Sie ſind die Brüllaffen der alten Welt, die Wecker der malaiiſchen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen ſie den Aufenthalt in ihren Landhäuſern verbittern. Man ſoll ihr Geſchrei auf eine engliſche Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmaffen hat man es auch oft vernommen, und zwar von denen, welche Kehlſäcke beſitzen, ebenſo gut wie von denen, welchen dieſe Stimmverſtärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, beſaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß dieſer, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichtermäßig vorſtreckte, dann Luft in die Kehlſäcke blies und nun lospolterte, faſt wie ein Truthahn. Er ſchrie ebenſo wohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das Unkoweibchen in London ſchrie zuweilen laut, und zwar in höchſt eigenthümlicher, tonverſtändiger Weiſe. Man konnte das Geſchrei ſehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundtone E und ſtieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatiſche Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb ſtets hörbar und diente als Vorſchlag für jede folgende Note. Im Aufſteigen der Tonleiter folgten ſich die einzelnen Töne immer langſamer, im Abſteigen aber ſchneller und zuletzt außerordentlich raſch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgeſtoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Thier die Tonleiter herſchrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es ſchien, als ob die Aeffin ſelbſt davon im höchſten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel ſpannte ſich an, und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung. Ein Hulock, welchen ich vor geraumer Zeit lebend im Londoner Thiergarten ſah, ließ ebenfalls ſehr gern ſeine Stimme erſchallen, und zwar zu jeder Tageszeit, ſobald er von dem Wärter angeſprochen oder von ſonſt Jemand durch Nachahmung ſeiner Laute hierzu angereizt wurde. Ich darf behaupten, daß ich niemals die Stimme eines Säugethieres, den Menſchen ausgenommen, gehört habe, welche volltönender und wohllautender mir in das Ohr geklungen hätte als die des gedachten Langarmaffen. Zuerſt war ich erſtaunt, ſpäter entzückt von dieſen aus tiefſter Bruſt hervorkommenden, mit vollſter Kraft ausgeſtoßenen und durchaus nicht unangenehmen Tönen, welche ſich vielleicht durch die Silben hu, hu, hu einigermaßen wiedergeben laſſen. Andere Arten ſollen einen viel weniger angenehmen Ruf ausſtoßen. So beginnt der Wauwau, wie mir Haßkarl mittheilt, mit einigen vereinzelt ausgeſtoßenen Lauten: ua, ua; hierauf folgt ſchneller: ua, ua, ua; dann: ua, uua, ua, ua, und zuletzt wird der Ruf immer kläglicher und raſcher, das u kürzer, ſo daß es faſt wie w klingt, das a länger, und nunmehr fällt die ganze Geſellſchaft mit gleichen Lauten in den Vortrag des Sängers ein.

Ueber die geiſtigen Fähigkeiten des Langarmaffen ſind die Meinungen der Beobachter getheilt. Duvaucel ſtellt dem Siamang ein ſehr ſchlechtes Zeugnis aus. „Seine Langſamkeit, ſein Mangel an Anſtand und ſeine Dummheit", drückt er ſich aus, „bleiben dieſelben. Zwar wird er, unter Menſchen gebracht, bald ſo ſanft wie er wild war, und ſo vertraulich wie er vorher ſcheu war,

Digitized by Google

bleibt aber immer furchtſamer, als die anderen Arten, deren Anhänglichkeit er niemals erlangt, und ſeine Unterwürfigkeit iſt mehr Folge ſeiner unbeſchreiblichen Gleichgültigkeit als des gewonnenen Zutrauens. Er bleibt derſelbe bei guter und ſchlechter Behandlung; Dankbarkeit oder Haß ſcheinen fremdartige Gefühle für ihn zu ſein. Seine Sinne ſind ſtumpf. Beſieht er etwas, ſo geſchieht dies ohne Empfindung, berührt er etwas, ſo thut er es ohne Willen. So iſt er ein Weſen ohne alle Fähigkeiten, und wollte man das Thierreich nach der Entwickelung ſeines Verſtandes ordnen, ſo würde er eine der niedrigſten Stufen einnehmen müſſen. Meiſtens ſitzt er zuſammengekauert, von ſeinen eigenen langen Armen umſchlungen, den Kopf zwiſchen den Schenkeln verborgen, und ruht und ſchläft. Nur von Zeit zu Zeit unterbricht er dieſe Ruhe und ſein langes Schweigen durch ein unangenehmes Geſchrei, welches weder Empfindung noch Bedürfniſſe ausdrückt, alſo ganz ohne Bedeutung iſt. Selbſt der Hunger ſcheint ihn aus ſeiner natürlichen Schlaftrunkenheit nicht zu erwecken. In der Gefangenſchaft nimmt er ſeine Nahrung mit Gleichgültigkeit hin, führt ſie ohne Begierde zum Munde, und läßt ſie auch ohne Unwillen ſich entreißen. Seine Weiſe, zu trinken, ſtimmt ganz überein mit ſeinen übrigen Sitten. Er taucht ſeine Finger ins Waſſer und ſaugt dann die Tropfen von ihnen ab.“ Auch dieſe Schilderung halte ich nicht für richtig, weil die übrigen Beobachter, wenn auch nicht das gerade Gegentheil ſagen, ſo doch weit günſtiger über unſeren Affen berichten. Bennett brachte einen Siamang mit ſich faſt bis nach Europa herüber, und dieſer gewann ſich in ſehr kurzer Zeit die Zuneigung aller ſeiner menſchlichen Reiſegefährten. Er war ſehr freundlich gegen die Matroſen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langſam, ſondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, ſtieg gern im Takelwerke umher und gefiel ſich in allerlei harmloſen Scherzen. Mit einem kleinen Papuamädchen ſchloß er zärtliche Freundſchaft und ſaß oft, die Arme um ihren Nacken geſchlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Wie es ſchien, hätte er mit den übrigen Affen, welche ſich am Bord befanden, auch gern Kameradſchaft gehalten; doch dieſe zogen ſich ſcheu vor ihm zurück und erwieſen ſich ihm gegenüber als ſehr ungeſellig: dafür rächte er ſich aber. Sobald er nur immer konnte, fing er einen ſeiner mitgefangenen Affen und trieb mit deſſen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Geſellen an den ihm ſelbſt fehlenden Anhängſel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raae empor und ließ ihn von dort herunterfallen, kurz machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das ſo gepeinigte Thier jemals im Stande geweſen wäre, ſich von ihm zu befreien. Er war ſehr neugierig, beſah ſich alles und ſtieg auch oft an dem Maſte in die Höhe, um ſich umzuſchauen. Ein vorüberziehendes Schiff feſſelte ihn immer ſo lange auf ſeinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Geſichtskreiſe entſchwunden war. Seine Gefühle wechſelten ſehr raſch. Er konnte leicht erzürnt werden und geberdete ſich dann wie ein unartiges Kind, wälzte ſich, mit Verrenkung der Glieder und Verzerrung des Geſichts, auf dem Verdecke herum, ſtieß alles von ſich, was ihm in den Weg kam, und ſchrie ohne Unterlaß „ra! ra! ra!“ — denn mit dieſen Lauten drückt er ſtets ſeinen Aerger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte ſich durch die geringſte Handlung gegen ſeinen Willen ſogleich im Tiefinnerſten verletzt: ſeine Bruſt hob ſich, ſein Geſicht nahm einen ernſten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung raſch auf einander, wie es ſchien, um den Beleidiger einzuſchüchtern. Zum Bedauern der Mannſchaft ſtarb er, noch ehe er England erreichte.

Auch Wallace ſtellt den Siamang in günſtigerem Lichte dar. „Ich kaufte“, ſagt er, „einen kleinen Langarmaffen dieſer Art, welchen Eingeborene gefangen und ſo feſt gebunden hatten, daß er dadurch verletzt worden war. Zuerſt zeigte er ſich ziemlich wild und wollte beißen; als wir ihn aber losgebunden, ihm zwei Stangen unter dem Vorbau unſeres Hauſes zum Turnen gegeben und ihn vermittels eines kurzen Taues mit loſe über den Stangen liegendem Ringe befeſtigt hatten, ſo daß er ſich leicht bewegen konnte, beruhigte er ſich bald, wurde zufrieden und ſprang mit großer Behendigkeit umher. Zuerſt bekundete er gegen mich eine Abneigung, welche ich dadurch zu beſeitigen ſuchte, daß ich ihn immer ſelbſt fütterte. Eines Tages aber biß er mich beim Füttern ſo ſtark, daß ich die Geduld verlor und ihm einen tüchtigen Schlag verſetzte. Dies mußte ich bereuen,

Digitized by Google

da er von nun an mich noch weniger leiden konnte. Meinem malaiiſchen Knaben erlaubte er, mit ihm zu ſpielen, und gewährte uns dadurch und durch ſeine eigene Beſchäftigung, durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er ſich hin und her ſchwang, eine ſtete Quelle der Unterhaltung. Als ich nach Singapore zurückkam, zog er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er aß faſt alle Arten Früchte und Reis, und ich hatte gehofft, ihn mit nach England bringen zu können; allein er ſtarb gerade, ehe ich abreiſte.“ Dies lautet ganz anders als der Bericht von Duvaucel und ſteht auch mit dem, was wir von anderen Langarmaffen wiſſen, vollkommen im Einklange. Ein Hulock, welchen Harlan fünf Monate lebendig beſaß, wurde in weniger als einem Monate ſo zahm, daß er ſich an der Hand ſeines Gebieters feſthielt, und mit ihm umherging, wobei er ſich mit der anderen Hand auf den Boden ſtützte. „Auf meinen Ruf“, erzählt Harlan, „kam er herbei, ſetzte ſich auf einen Stuhl zu mir, um mit mir das Frühſtück einzunehmen, und langte ſich ein Ei oder einen Hühnerflügel vom Teller, ohne das Gedeck zu verunreinigen. Er trank auch Kaffee, Chokolade, Milch, Thee ꝛc., und obgleich er gewöhnlich beim Trinken nur die Hand in die Flüſſigkeit tauchte, ſo nahm er doch darauf, wenn er durſtig war, das Gefäß in beide Hände und trank nach menſchlicher Weiſe daraus. Die liebſten Speiſen waren ihm gekochter Reis, eingeweichtes Milchbrod, Bananen, Orangen, Zucker u. dergl. Die Bananen liebte er ſehr, fraß aber auch gerne Kerbthiere, ſuchte im Hauſe nach Spinnen und fing die Fliegen, welche in ſeine Nähe kamen, geſchickt mit der rechten Hand. Wie die Inder, welche des Glaubens halber Fleiſchwaaren verweigern, ſo ſchien auch dieſer Gibbon gegen die letzteren Widerwillen zu haben, verzehrte jedoch einmal einen gebratenen Fiſch und ein wenig Hühnerfleiſch.

„Mein Gefangener war ein außerordentlich friedfertiges Geſchöpf und gab ſeine Neigung zu mir und ſeine Anhänglichkeit an mich in jeder Weiſe zu erkennen. Wenn ich ihn früh beſuchte, begrüßte er mich mit fröhlichem lautſchallenden Wau! Wau! Wau! welches er wohl fünf bis zehn Minuten lang wiederholte und nur unterbrach, um Athem zu holen. Erſchöpft legte er ſich nieder, ließ ſich kämmen und bürſten und bekundete deutlich, wie angenehm ihm das war, indem er ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, bald dieſen, bald jenen Arm hinhielt, und wenn ich mich ſtellte, als ob ich fortgehen wollte, mich am Arme oder Rocke feſthielt und mich wieder an ſich zog. Rief ich ihn aus einiger Entfernung und erkannte er mich an meiner Stimme, ſo begann er ſogleich ſein gewöhnliches Geſchrei, bisweilen in klagender Weiſe, ſobald er mich ſah, aber ſogleich in gewöhnlicher Stärke und Heiterkeit. Obwohl männlichen Geſchlechtes, zeigte er doch keine Spur von jener Geilheit der Paviane. Leider ging er bald zu Grunde, und zwar infolge eines Schlages in die Lendengegend, welchen er unverſehens von einem meiner Diener in Kalkutta erlitten hatte. Ein junges Weibchen derſelben Art, welches ich ebenfalls pflegte, ſtarb auf dem Wege nach Kalkutta an einem Lungenleiden. Während der Krankheit litt es augenſcheinlich große Schmerzen. Ein warmes Bad ſchien ihm Erleichterung zu verſchaffen und that ihm ſo wohl, daß es, herausgenommen, ſich von ſelbſt wieder in das Waſſer legte. Sein Benehmen war ungemein ſanft, etwas ſchüchtern, Fremden gegenüber ſogar ſcheu. An mich aber hatte es ſich bereits nach einigen Tagen derartig gewöhnt, daß es ſchnell zu mir zurückgelaufen kam, wenn ich es an einen freien Platz geſetzt hatte, in meine Arme ſprang und mich umhalſte. Niemals zeigte es ſich boshaft, niemals biß es, ja ſelbſt gereizt vertheidigte es ſich nicht, ſondern verkroch ſich lieber in einen Winkel.“

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Unko war ſehr liebenswürdig in ſeinem Betragen und höchſt freundlich gegen Alle, denen es ſeine Zuneigung einmal geſchenkt hatte. Es unterſchied mit richtigem Gefühle zwiſchen Frauen und Männern. Zu erſteren kam es freiwillig herab, reichte ihnen die Hand und ließ ſich ſtreicheln; gegen letztere bewies es ſich mistrauiſch, wohl infolge früherer Mishandlungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber Jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn dieſe ihm deſſen würdig zu ſein ſchienen.

Digitized by Google

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen, und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

In der zweiten Unterfamilie vereinigen wir die Hundsaffen (Cynopithecini). Sie kennzeichnet das stärkere Vortreten der Schnauze, welches sich namentlich bei den tiefer stehenden Sippen bemerklich macht, die geringere Länge der Arme, das regelmäßige Vorhandensein eines Schwanzes und der Gesäßschwielen und das häufige Vorkommen von Backentaschen. Uebrigens sind sie sehr verschieden gebaut; denn von der gestreckten Gestalt der Schlankaffen bis zu der massigen der Hundskopfaffen oder Paviane finden sich fast alle Zwischenstufen vertreten. Sie verbreiten sich über die heißen Länder der alten Welt, insbesondere über Indien vom Himalaya an, Hinterindien, Cochinchina, den malaiischen Archipel, Südarabien und ganz Afrika, mit Ausnahme der östlichen Theile der Sahara, gehören zu den lebendigsten und beweglichsten Mitgliedern ihrer Ordnung, sind klug, großentheils aber boshaft und unanständig, fast überall, wo sie auftreten, mehr oder weniger schädlich, indem sie in der unverschämtesten Weise Pflanzungen und Gärten plündern, werden hier und da auch ihrer bösartigen Gelüste halber gefürchtet und haben sich bei einzelnen Völkerschaften die größte Verachtung erworben, während sie bei anderen theilweise wenigstens im Geruche der Heiligkeit stehen, mindestens als Heilige und Halbgötter betrachtet werden.

Wie genau sich das eigentliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir unter tausend anderen Fällen auch bei Betrachtung verschiedener Affengruppen bemerken. Die Schlankaffen (Semnopithecus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der einen Asien, die der anderen Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundzug der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge. Eine nachherige Vergleichung beider Sippen mag diese Wahrheit verständlich machen; jetzt liegt es zunächst ob, die einen kennen zu lernen.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem hohen Kopfe, nacktem Gesichte und verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten unteren Backenzahne noch ein besonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert wegen seiner schlanken Formen an das Gerippe der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein, ihre Färbung stets ansprechend, bei einer Art höchst eigenthümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend. Höchst merkwürdig ist der Bau des Magens, weil er wegen seiner Einschnürungen und hierdurch entstandenen Abtheilungen entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Känguru's erinnert. Nach Duvernoy's und Owens Untersuchungen wird er durch zwei Einschnürungen in drei Theile getheilt, deren mittlerer wiederum Unterabtheilungen in doppelter Reihe zeigt. Der Magen erhält hierdurch die größte Aehnlichkeit mit einem Grimmdarme, zumal er wie ein solcher mit deutlich hervortretenden Muskelbändern versehen ist. Ein Kehlsack von verschiedener Größe ist bei sämmtlichen Arten vorhanden.

Das Festland Südasiens, Ceilon und die Eilande des indischen Inselmeeres bilden die Heimat der Schlankaffen. Hier leben sie in mehr oder minder zahlreichen Trupps in den Waldungen, am liebsten in der Nähe von Flußufern, nicht minder gern aber auch in der Nachbarschaft der Dörfer

Digitized by Google

und Pflanzungen, und führen, weil ſie faſt überall geſchont werden, ein ungemein behagliches Leben. Um mit kurzen Worten ein allgemeines Bild ihres Freilebens zu geben, will ich der Einzelſchilderung hervorragender Arten einige Bemerkungen vorausſchicken und mich dabei auf die Mittheilungen von Tennent und Wallace ſtützen.

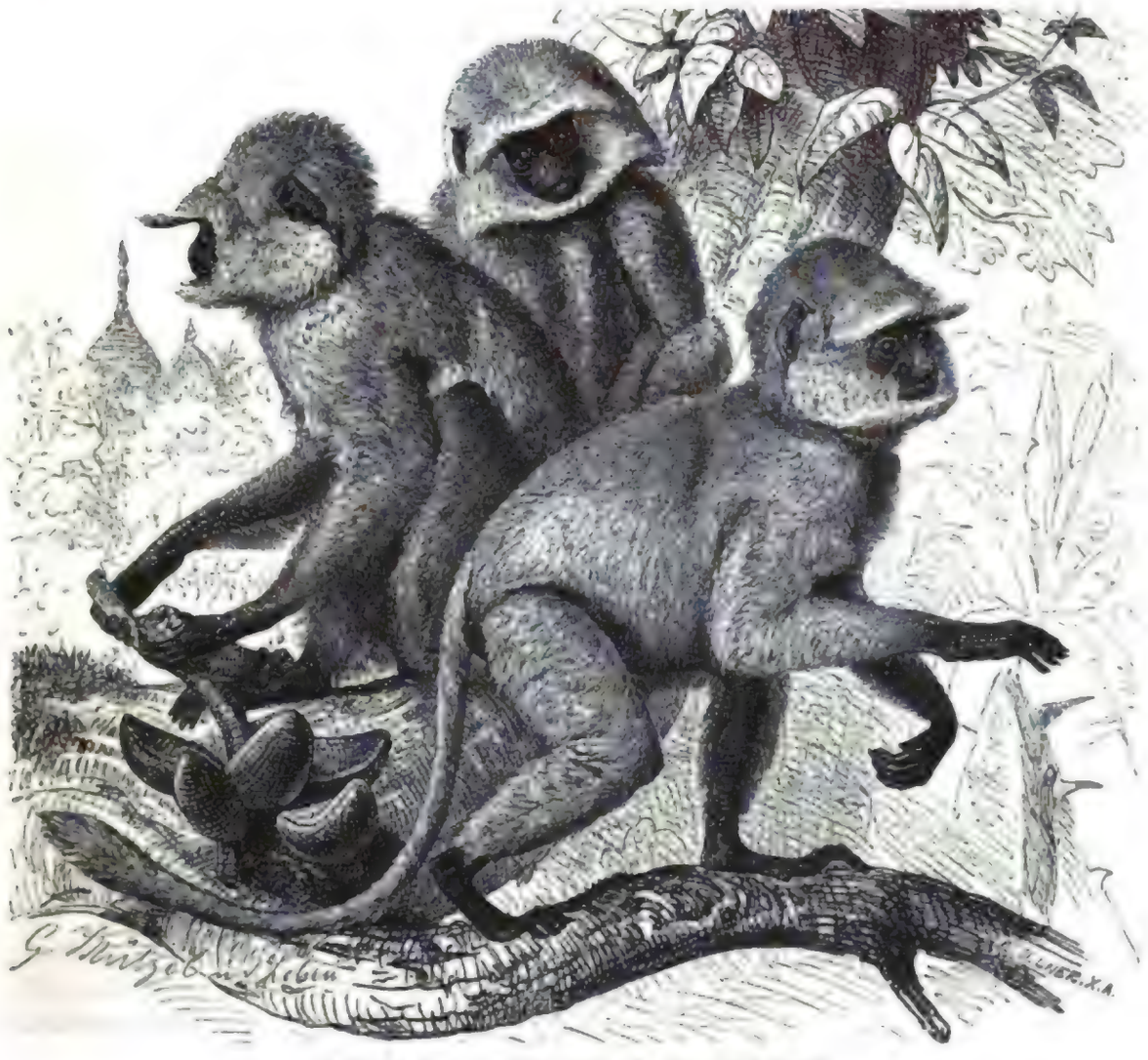
Wenn man den Schlankaffen in ihren heimiſchen Waldungen begegnet, ſieht man ſie in der Regel in Geſellſchaft von zwanzig oder dreißig ihrer Art, in den meiſten Fällen eifrig beſchäftigt, ſich Aehren und Knospen zu ſuchen. Aeußerſt ſelten bemerkt man ſie auf dem Boden, es ſei denn, daß ſie herabgefallene Früchte ihrer Lieblingsbäume dort unten aufſuchen wollten. Vor den Eingeborenen fürchten ſie ſich nicht im geringſten, legen vielmehr die größte Sorgloſigkeit an den Tag; der fremdartig gekleidete Europäer dagegen wird mehrere Minuten lang angeſtarrt und hierauf ſobald wie möglich verlaſſen. In ähnlicher Weiſe erregt die Gegenwart eines Hundes ihre Neugier; anſtatt aber deſſen Bewegungen zu beobachten, pflegen ſie ſtets durch Geſchrei ꝛc. ſich hervorzuthun und zu verrathen. In Furcht geſetzt, verbergen ſie ſich oft im Gezweige der Bäume, und wiſſen dies in einer Art und Weiſe zu bewerkſtelligen, daß ſich eine Geſellſchaft, welche ſich vielleicht auf einer Palmyrapalme gütlich that, in der kürzeſten Zeit unſichtbar macht. Trauen ſie dem Frieden nicht, ſo flüchten ſie, und zwar mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Sprungfertigkeit, welche innerhalb ihrer Familie kaum erreicht, geſchweige denn überboten wird. Sie ſpringen ungeheuer weit von den Aeſten eines Baumes auf die etwas tieferen eines anderen, regelmäßig ſo, daß der Zweig, auf welchem ſie fußten, durch ihr Aufſpringen tief hinabgebogen wird und ſie beim Zurückſchnellen wieder in die Höhe ſchleudert; ſie ſind aber auch im Stande, im Sprunge noch die Richtung zu ändern, um nöthigenfalls einen anderen paſſenderen Zweig zu ergreifen und ſich weiter fortzuhelfen. Es iſt, wie Wallace bemerkt, ſehr unterhaltend, zu ſehen, wie dem Führer, welcher einen kühnen Sprung wagte, die anderen mit größerer oder geringerer Haſt folgen; und nicht ſelten kommt es dann vor, daß einer oder zwei der letzten gar nicht zum Sprunge ſich entſchließen können, bis die anderen außer Sicht ſind. Dann werfen ſie ſich förmlich verzweifelt und aus Furcht, allein gelaſſen zu werden, in die Luft, durchbrechen die ſchwachen Zweige und ſtürzen oft zu Boden. Da, wo ſie ungeſtört ihr Weſen treiben dürfen, werden ſie zudringlich, erſcheinen unmittelbar auf oder vor den Häuſern und richten mancherlei Schaden an; ja es kommt ſogar vor, daß ſie Kindern gefährlich werden. So wurde, wie Tennent erzählt, das Kind eines europäiſchen Geiſtlichen, welches die leichtſinnige Amme vor das Haus hingeſetzt hatte, von Schlankaffen überfallen und derartig gequält und gebiſſen, daß es den erlittenen Mishandlungen erlag. Die Nahrung beſteht aus den verſchiedenſten Pflanzentheilen, Früchten aller Art, ſo weit ſie ſolche öffnen können, Knospen, Blättern und Blüten. Insbeſondere nähren ſie ſich, laut Tennent, von Paradiesfeigen und Bananen. Doch ſcheinen ſie gewiſſe Blumen und Blüten, beiſpielsweiſe die des rothen Hibiscus, ſolchen Früchten noch vorzuziehen, und vertilgen außerordentliche Mengen davon — ein Wink für diejenigen, welche derartige Affen in Gefangenſchaft halten wollen.

Die Singaleſen haben die Meinung, daß die Ueberbleibſel eines Affen niemals im Walde gefunden würden. „Wer eine weiße Krähe, das Neſt eines Reisvogels, eine gerade Kokosnußpalme oder einen todten Affen geſehen hat“, ſagen ſie, „iſt ſicher, ewig zu leben.“ Dieſer Volksglaube ſtammt unzweifelhaft von Indien her, weil dort einer der hervorragendſten Schlankaffen göttliche Ehre genießt, und man allgemein der Ueberzeugung iſt, daß Jemand, welcher auf dem Grabe eines ſolchen Affen oder auch nur auf ſeinem Todesplatze ruhen oder raſten wollte, ſterben müßte, ja daß ſelbſt noch die vergrabenen Knochen Unheil ſtiften könnten. Aus dieſem Grunde läuft Jeder, welcher ein Haus bauen will, zu den Zauberern oder Pfaffen, zu deutſch Betrügern, ſeines Volkes und verſichert ſich durch ihre „Kunſt“, daß auf dem für das Haus gewählten Platze niemals ein derartiges Unglück geſchehen ſei.

Unter den Schlankaffen verdient zunächſt berückſichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Mandi der Malabaren oder der Marbur der

Digitized by Google

Mahratten — der heilige Affe der Inder (Semnopithecus entellus, Simia entellus), welcher abgöttiſch verehrt wird. Er iſt der gemeinſte und in den meiſten Gegenden Niederindiens vorkommende Affe und verbreitet ſich immer mehr, weil man ihn nicht allein ſchützt und hätſchelt, ſondern in gewiſſen Gegenden auch einführt. Doch kommt er nur jenſeit des Ganges und Dſchumma, nicht im Himalaya vor. Die Geſammtlänge des ausgewachſenen Männchens beträgt nach Elliot 1,57 Meter, wovon freilich 97 Centim. auf den verhältnismäßig ungemein langen, gequaſteten



Hulman (Semnopithecus entellus). 1/10 natürl. Größe.

Schwanz kommen, das Gewicht 11 Kilogramm. Die Färbung des Pelzes iſt gelblichweiß, die der nackten Theile dunkelviolett. Geſicht, Hände und Füße, ſo weit ſie behaart ſind, und ein ſteifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, ſind ſchwarz; der kurze Bart dagegen iſt gelblich.

Der Hulman nimmt einen der erſten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut ſich dieſer Ehre ſchon ſeit undenklichen Zeiten. Der Rieſe Ravan, ſo berichtet die altindiſche Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte ſie nach ſeiner Wohnung auf der Inſel Ceilon; der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenſchaft und führte ſie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke ſeines Geiſtes und von ſeiner Schnelligkeit. Eine der geſchätzteſten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls, er ſtahl ſie aus dem Garten des Rieſen. Zur Strafe für ſeinen Diebſtahl wurde er zum Feuertode verurtheilt — von wem, wird nicht geſagt —, löſchte aber das

Digitized by Google

Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen Jahren hat man diesen Affen in seinem Vaterlande beobachtet; allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Viele Reisende, selbst Naturforscher der neueren Zeit, verwechselten den Hulman mit einem den Himalaya bewohnenden Verwandten (Semnopithecus schistaceus) und riefen dadurch Verwirrung hervor. Zudem war man der Meinung, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unseren Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es Schwierigkeiten oder vielmehr Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn bloß die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leichterregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel: „geschwänzte Rana", weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceilon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe dürfte wohl niemals für einen Zahn geboten worden sein; um so mehr aber muß es verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn selbstverständlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Pfaffe aber war dagegen, und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und anderen Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und da nun die Pfaffen, wie heutzutage so vor Zeiten, selbst das Verrückteste durchzusetzen wußten, gelang es dem blinden Eiferer, seiner albernen Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Ueberbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinods gewesen sei — doch für den echten Pfaffen hat es ja niemals Wissenschaft und am allerwenigsten Naturwissenschaft gegeben!

Heutzutage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit schelen Augen, welcher es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und auch wohl sie mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfange ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran verhinderten. So oft sie den Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmane ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Thiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Duboy ebenso viel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er Reis und anderes Getreide auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das aus-

Digitized by Google

geſtreute Futter wahrnehmen, freſſen ſie nicht nur das erreichbare, ſondern reißen auch die Ziegeln ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen ſind. Um dieſe Zeit iſt aber wegen übergroßer Beſchäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und ſo kommt es, daß das Innere des Hauſes den Regengüſſen offen ſteht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die geſunden, ſondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand in Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochſen, Kühe ꝛc. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirſe, Datteln, Früchten und Zuckerrohr beſtreut. Die Affen ſind ſo dreiſt, daß ſie nicht nur die Gärten plündern, ſondern um die Eſſenszeit auch in das Innere der Häuſer dringen und den Leuten die Speiſe aus der Hand nehmen. Der Miſſionär John verſichert, daß er bloß durch angeſtrengte Wachſamkeit ſeine Kleider und andere Sachen vor dieſen Dieben habe ſchützen können. Einmal rief ein Fakie vor dem Zelte Hügels die Affen zuſammen, gab ihnen aber nichts zu freſſen. Da fielen drei der älteſten ihn ſo boshaft an, daß er ſie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung ſtand jedoch nicht auf ſeiner, ſondern auf der Affen Seite und ſchimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Thiere erſt getäuſcht habe und noch prügele. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zuſammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seele nach dem Tode den Leib ſolcher Affen ſich zur Wohnung wählen. Als man im Jahre 1867 infolge einer Bittſchrift einer großen Anzahl hindoſtaniſcher Fortſchrittsmänner Befehl gab, fünfhundert von den unverſchämten Feld- und Gartendieben, welche die Umgegend Kiſchnagurs brandſchatzten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen, ſchrie eine nicht minder beträchtliche Menge über Vergewaltigung und Verfolgung der allerheiligſten Kirche und bat, die Verfügung zurückzunehmen, da man doch unmöglich ihre Vorfahren tödten dürfe. Zum großen Schmerz der frommen Gläubigen achtete man dieſe Vorſtellung ebenſo wenig als bei uns zu Lande ähnliche Nothſchreie: der Fortſchritt ſiegte, und die fünfhundert heiligen Spitzbuben verloren ihr Leben. Beklagenswerthe Heilige — auch euer goldenes Zeitalter nähert ſich dem Ende!

Abgeſehen von ihrer Unverſchämtheit ſind dieſe Affen ſchmucke und anziehende Geſchöpfe. John ſagt ausdrücklich, daß er niemals ſchönere Affen geſehen habe als die Hulmans. Ihr freundſchaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge feſſeln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit ſteigen ſie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, ſtürzen von da ſich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherze, ſtarke Zweige herunter, ſpringen auf Wipfel weit entfernter Bäume und gelangen in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum anderen, ohne die Erde zu berühren. Sie ſind oft in wenig Minuten in unglaublicher Menge verſammelt, plötzlich verſchwunden und ein paar Minuten ſpäter alle wieder da. In der Jugend haben ſie einen ziemlich runden Kopf und ſind ſehr klug; ſie wiſſen wohl zu unterſcheiden, was ihnen ſchädlich oder nützlich iſt, laſſen ſich auch ſehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderſtehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern ſich die geiſtigen Eigenſchaften, wie ſich ihr Kopf verändert. Dieſer wird platter, der Affe alſo thieriſcher, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit; der Hang zur Einſamkeit verſcheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geſchicklichkeit, ſo daß die alten Affen mit den jungen kaum noch etwas gemein haben.

Das tägliche Treiben und geſellige Leben der Hulmans iſt das aller Hundsaffen. Sie bilden im Walde, ihrem eigentlichen Wohngebiete, zahlreiche Banden, denen ein aus hartnäckigen Kämpfen ſiegreich hervorgegangenes Männchen vorſteht, und ſtreifen unter deſſen Führung plündernd, raubend und mehr verwüſtend als verbrauchend in ihm und in den benachbarten Feldern und Gärten umher, Gebrandſchatzten zur Geiſel, frommen Narren und unbetheiligten Forſchern zur Augenweide. Ihre Vermehrung in günſtigen, d. h. unter dem Schutze der Dummgläubigkeit ſtehenden Gegenden iſt eine Beſorgnis erregende; dagegen ſterben ſie erwieſenermaßen in höher gelegenen Gegenden Oberindiens, woſelbſt ſie eingeführt wurden und werden, bald wieder aus; denn auch

Digitized by Google

diese Heiligen können seine Luft nicht vertragen. Blyth berichtet, daß hier und da alle halberwachsenen oder besiegten Männchen einer Bande von dem sein Haremsrecht wahrenden Affensultan ausgetrieben und gezwungen werden, sich eigene Vereine zu bilden, erfuhr auch von den Eingeborenen, daß des Streitens und Kämpfens unter verschiedenen Männchen kein Ende wäre; Hutton beobachtete Aehnliches von dem auf dem Himalaya lebenden Verwandten des Hulman. Beide unternehmen, wie es scheint, zuweilen größere Streifzüge oder Wanderungen, jener bei Eintritt kalter Witterung in seinen Höhen, dieser, um nach Art bettelnder Mönche von der blindgläubigen Bevölkerung Zoll zu erheben. Wie die glaubenseifrige aber denkunfähige Bauernfrau dem faulen, nichtsnutzigen Strolche und Tagediebe, welcher in einer Mönchskutte bettelnd vor ihr erscheint, das letzte Ei oder Huhn überliefert, um ihrer Seele Nothdurft zu befriedigen, sieht auch der Hindu der Ankunft der Affenheiligen im Glauben entgegen. Sobald sie an den geweihten Orten eingetroffen sind, beginnt für die frommen Brahmanen eine Zeit der größten Sorge und Geschäftigkeit; sie haben nun ihre Heiligen zu pflegen und zu beschützen. Der eigenthümlichste Baum Indiens, die prachtvolle heilige Feige, soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von unseren Stubengelehrten frischweg für baare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende Schlange finden, dieselbe hinten am Kopfe ergreifen, mit ihr auf den Boden herabsteigen und den Kopf des Kriechthieres so lange an Steine schlagen, bis sie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das sich windende und zuckende Thier ihren Jungen vorwerfen! Alle Affen haben gegen die Schlangen einen unüberwindlichen Abscheu und fürchten sich vor keinem Thiere in gleich hohem Grade, als eben vor ihnen: es ist deshalb gewiß nicht anzunehmen, daß auch nur eine Art eine derartige Ausnahme machen sollte.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, dann aber Zeuge eines wirklich rührenden Zuges geworden sei. Das arme Thier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges, hing es an einen Ast und fiel hierauf todt herunter. „Dieser Zug", setzt unser Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."

Unsere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der Budeng der Javanesen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesichte und an den Händen wie Sammet, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Gesammtlänge dieses schönen Affen beträgt 1,5 Meter, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommt.

„Der Budeng", sagt Horsfield, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Java's. Man findet ihn in zahlreichen Gesellschaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht selten in Trupps von mehr als fünfzig Stücken zusammen. Es ist wohl gethan, solche Scharen aus einiger Entfernung zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen

Digitized by Google

unter entsetzlichem Lärme so wüthend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Aeste von den absterbenden Bäumen brechen und diese herab auf ihre Verfolger schleudern.

„Mehr als der Budeng ist der Lutung, ein jenem nahe verwandter, aber rother Affe, vielleicht bloß eine Abart, ein Liebling der Eingeborenen. Wenn die Javanesen diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigenthümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von Seiten der Javanesen gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stalle, vom prinzlichen an bis zu dem eines Mantry oder Schultheißen, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."

Budeng (Semnopithecus maurus). 1/10 natürl. Größe.

Hier und da auf Java leben Budengs auch im halbwilden Zustande, gehegt und gepflegt von den Eingeborenen. „Ich besuchte", erzählt Jagor, „die Quelle des Progo, welcher die Provinz Kadu, den Garten von Java, bewässert und in das indische Weltmeer fließt. Die schöne Quelle, welche klar und sehr wasserreich aus einer mit Farn dicht bewachsenen Lava hell hervorbricht, genießt bei den Javanern hohe Verehrung. Kaum waren wir angekommen, als von den umliegenden Bäumen eine Anzahl Affen und zwar Budengs herabstiegen und zutraulich-dreist uns umringten. Wir fütterten sie mit Mais. Diese Ansiedelung halbzahmer Affen besteht, nach der später noch mehrfach bestätigten Aussage des mich begleitenden Häuptlings, schon seit alter Zeit und überschreitet nie die Anzahl von fünfzehn. Heute waren ihrer zwar eigentlich sechszehn, da eine alte Aeffin ein junges trug, welches unter dem Bauche der Mutter hing und den Kopf ängstlich hervorstreckte. Ist aber das Junge herangewachsen, so wird es gezwungen, die Gesellschaft zu verlassen, wenn es selbst nicht ein anderes, schwächeres Stück derselben zum Austritte zwingen kann. Niemals werden mehr als ihrer fünfzehn geduldet; so wenigstens erzählte man mir allgemein." Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die Angabe der Eingeborenen eine irrthümliche ist.

Digitized by Google

Wie bei den meisten anderen Affen werden einzelne Männchen von den übrigen weggebissen, schwerlich aber dürfte dies immer zur Folge haben, daß die Anzahl der Herde mathematisch genau dieselbe bleibt, und widerspricht dem auch schon die vorstehende Mittheilung des sorgfältig beobachtenden Horsfield.

„Ungeachtet der Verehrung, welche der Budeng im allgemeinen seitens der Eingeborenen genießt, wird er von diesen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Thiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck, namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen.

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden." Thierische Stoffe wird er wohl auch nicht verschmähen.

Als ich den Budeng im Thiergarten von Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat ein trauriges Zerrbild des Affen gegeben; Pöppig und selbstverständlich auch Giebel haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Thieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Misgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Thier vermuthen, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemüthlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen beide dicht an einander gedrängt in sehr zusammengekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigenthümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Sehr eigenthümlich benahmen sich die Budengs zwei Mohrenpavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, höchst übermüthige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt: dann hatten die harmlosen Javaner Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellirten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Thieren herum, als wenn diese Baumzweige wären, hielten sie am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer anderen Ecke Schutz suchten. Geschah dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten jene angstvoll nach ihnen herab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht gerathen. Während sie unter den Fäusten ihrer Peiniger litten, schrien sie oft jammervoll auf;

Digitized by Google

aber das vermehrte nur die Wuth der Paviane: sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich jene verhielten.

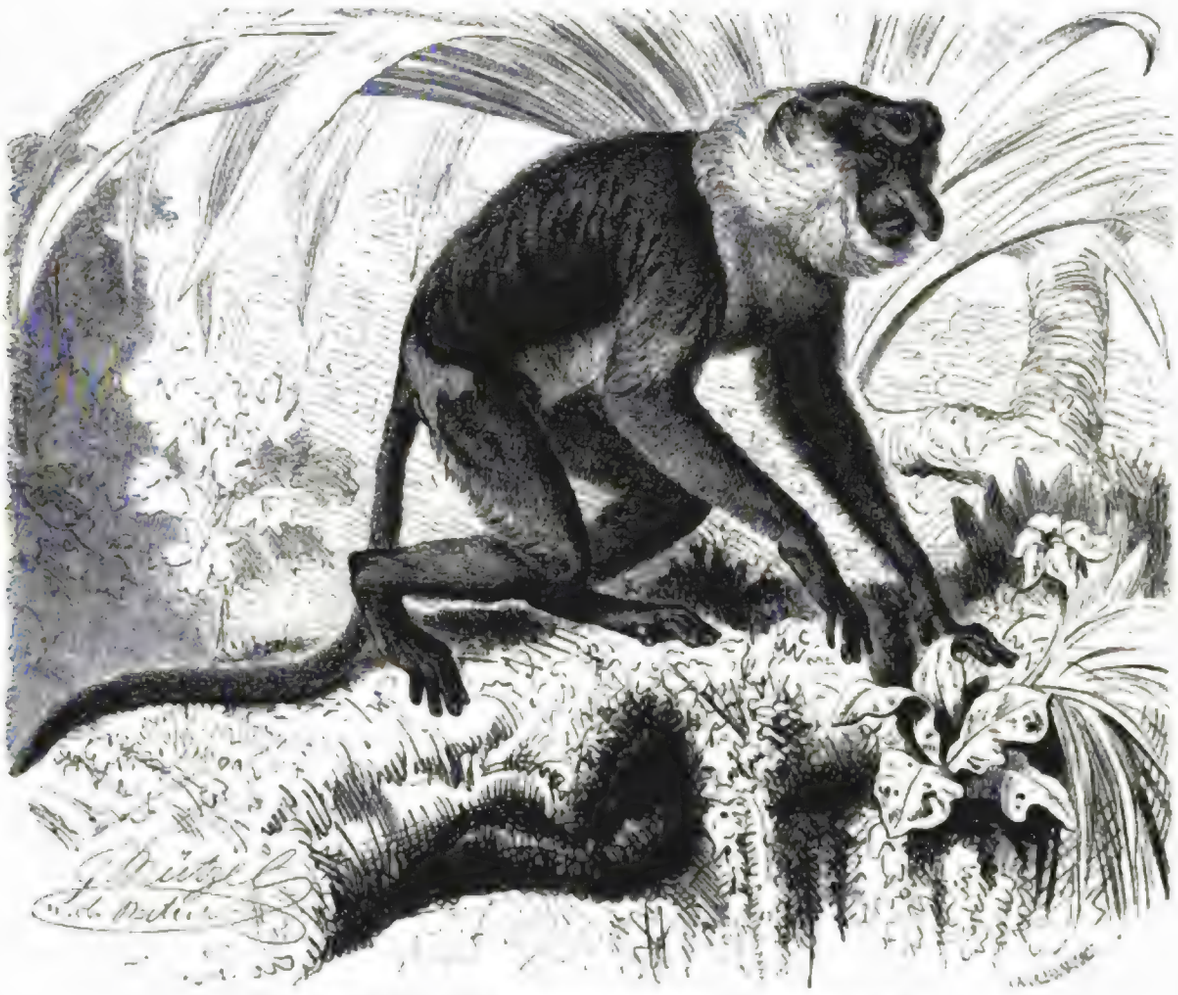
In Antwerpen lebte ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs waren kaum halb so groß als er, und trotzdem war auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum ein Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des Mohrenpavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javaner leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen so zu sagen nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmüthigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche andere seines Geschlechts so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserem nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Glut seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Von den eigentlichen Schlankaffen trennt man gegenwärtig eine Art, welche sich im hohen Grade auszeichnet, und zwar durch ihre Nase: den Kahau oder Nasenaffen (Semnopithecus nasicus, Nasalis larvatus, Simia nasalis, Simia rostrata). Im allgemeinen hat dieses absonderliche Geschöpf noch ganz den Bau der Schlankaffen; die vorspringende verzerrte Menschennase aber, welche wie ein Rüssel beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann, verleiht ihm etwas im hohen Grade Eigenthümliches. Der Leib ist schlank, der Schwanz sehr lang, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, die Vorder- und Hinterhände fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußeren Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasenlöcher sind sehr groß und können noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Thieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Die Behaarung ist reichlich und weich; am Scheitel sind die Haare kurz und dicht, an den Seiten des Gesichts und am Hinterhaupte länger, um den Hals bilden sie eine Art von Kragen. An dem Scheitel, dem Hinterkopfe und in der Schultergegend sind sie lebhaft braunroth, auf dem Rücken und der oberen Hälfte der Seiten fahlgelb, dunkelbraun gewellt, an der Brust und dem Obertheile des Bauches lichtröthlichgelb gefärbt; in der Kreuzgegend findet sich ein scharf abgegrenzter Fleck von graulichweißer Farbe, dessen Spitze nach der Schwanzwurzel zu gerichtet ist; die Gliedmaßen sehen in der oberen Hälfte gelblichroth, in der unteren, ebenso wie der Schwanz, aschgrau, die nackten Innenflächen der Hände und die Gesäßschwielen graulichschwarz aus. So zeigt auch dieser Affe eine sehr lebhafte Gesammtfärbung und beweist dadurch seine enge Verwandtschaft mit den übrigen Schlankaffen. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Höhe von etwa 0,55 Meter; ihr Leib ist 0,7 Meter und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner, sollen jedoch schon vor ihrem vollendeten Wachsthume fortpflanzungsfähig sein.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Ueber sein Freileben wissen wir wenig; zumal in der Neuzeit ist nichts berichtet worden. Wallace, welcher Gelegenheit hatte, unseren Affen in seinen heimischen Wäldern zu beobachten, erwähnt seiner nur nebenbei: „An den Ufern des Flusses Simunjon hielten sich sehr viele Affen auf, unter anderen der merkwürdige Nasenaffe, welcher so groß ist wie ein dreijähriges Kind, einen sehr langen Schwanz und eine fleischige Nase, länger als die des dicknasigsten Menschen, hat". Wurmb bemerkt ungefähr Folgendes. Des Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Scharen auf den Bäumen und an den Flußufern und erheben dann oft

Digitized by Google

ein Geheul, welches dem Worte Kahau ſehr ähnlich klingt und ihnen den eigenthümlichen Namen verſchafft hat. Sie ſind ſchnell und gewandt und beſitzen eine ungeheuere Fertigkeit im Springen und Klettern. Ihre geiſtigen Eigenſchaften ſind wenig bekannt, doch behauptet man, daß die Thiere ſehr boshaft, wild und tückiſch ſeien und ſich nicht wohl zur Zähmung eigneten. Man ſagt, daß ſie, wenn ſie überraſcht werden, ſich auf den Bäumen verbergen, aber mit großem Muthe ſich vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden. Wirklich ſpaßhaft iſt die Behauptung der



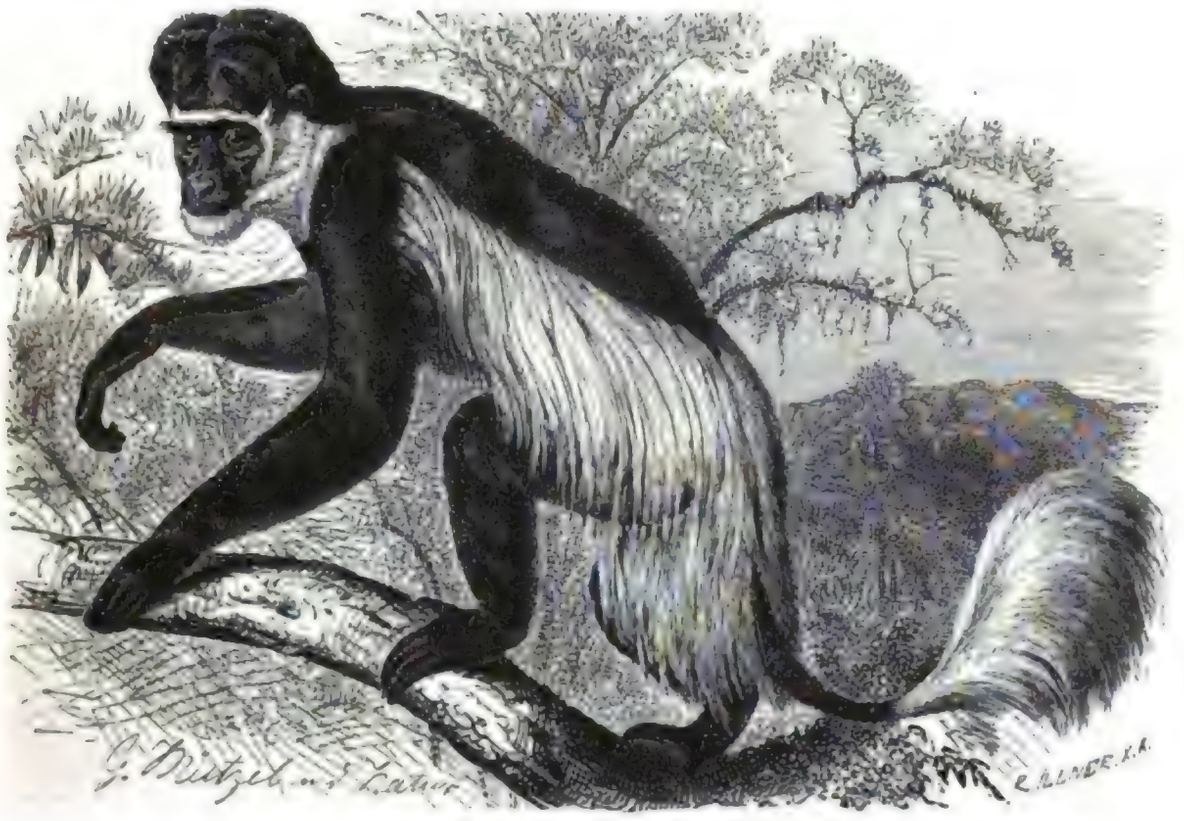
Kahau oder Naſenaffe (Semnopithecus nasalis). 1/10 natürl. Größe.

Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Naſe mit den Händen bedecken ſollen um ſie vor unangenehmen Zuſammenſtößen mit dem Gezweige zu ſchützen. Die Dajaks ſollen fleißig Jagd auf die Naſenaffen machen, um ihr Fleiſch zu erhalten, welches ſie als wohlſchmeckend ſchildern. Dieſe Leute nennen die Thiere übrigens nicht Kahau, ſondern Bantangan. — „Die Naſenaffen", ſchreibt mir Haßkarl, „welche in den Jahren 1841 und 1842 im Pflanzengarten zu Buitenzorg auf Java anlangten und dort gepflegt wurden, ſtarben ſehr bald, hatten aber freilich auch nicht genügenden Raum zu ausgiebiger Bewegung." Ob dies die einzige Urſache ihres Todes war, ſteht dahin; jedenfalls iſt durch Haßkarls Angabe bewieſen, daß Kahaus geraume Zeit im Käfige ſich halten laſſen, und damit die Behauptung des Gegentheiles widerlegt.

*

Auch die afrikaniſchen Vertreter der ſchlanken Aſiaten, die Stummelaffen (Colobus), ſind ſehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, ſonderbare, aber ſchöne Mähnen und andere Haarwucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher iſt als das trockene

Afrika, ſo ſind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß dieſe weniger ſchön oder minder angenehm für unſer Auge wären als jene. Im ganzen ſind die Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen beiden Gruppen nur ſehr geringfügig. Die Stummelaffen zeichnen ſich hauptſächlich dadurch vor den Schlankaffen aus, daß ſie an den Vorderhänden immer bloß vier Finger und keinen Daumen beſitzen, während, wie wir ſahen, dieſes Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen iſt noch immer ſchlank und zierlich, die Schnauze kurz, der Schwanz ſehr lang, die unter ſich faſt gleichlangen Gliedmaßen ſind ſchmächtig, Geſäßſchwielen vorhanden, Backentaſchen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.



Guereza (Colobus Guereza). 1/10 natürl. Größe.

Unter dieſen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza oder Gueriéze und Fonges der Abeſſinier (Colobus Guereza) obenanſtellen. Meiner Anſicht nach iſt er der ſchönſte aller Affen. Seine Färbung iſt, obgleich ſie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme, und ſeine Behaarung eine ſo eigenthümliche und zugleich ſo zierliche wie kaum noch bei einem anderen Thiere. Das Verdienſt der Entdeckung des wunderſchönen Geſchöpfes gebührt unſerem ausgezeichneten Landsmanne Rüppell, welcher es während ſeiner Reiſe in Abeſſinien in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wiſſenſchaftlichen machte. Uebrigens war der Affe ſchon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte ſeiner in einem ſehr ſchätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der ſehr mangelhaften Beſchreibung eine noch mangelhaftere, ja falſche Abbildung, und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als beſondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reiſender, Salt, gedenkt des Guereza, gibt aber ebenfalls eine fehlerhafte Beſchreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'ſche Zeichnung und die Bruchſtücke einer Haut, in deren Beſitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell ſah den Guereza lebend und konnte ſo aus eigener Anſchauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforſcher ihn

Digitized by Google

beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanie am unteren weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforscher Afrika's, beobachtete ihn öfters in Abessinien und auf dem weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrika's, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer sein muß, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Von dem schön sammetschwarzen Leibe heben sich Stirnbinde, Schläfegegend, die Halsseiten, Kinn, Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze, welche Theile weiß gefärbt sind, prachtvoll ab. Jedes weiße Haar ist aber auch vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des unteren Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behange hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunklen Hände und das dunkle Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. So viel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, in der Bekleidung sich ausspricht, so zierlich und anmuthig ist dieselbe. Die Leibeslänge beträgt 0,65 Meter, die Schwanzlänge ohne Quaste 0,7 Meter.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mittheilte, vom 13. Grade nördlicher Breite an überall in Abessinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 2000 bis 3000 Meter über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von zehn bis fünfzehn Stücken auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe klarer fließender Gebirgsgewässer und häufig auch unmittelbar neben den in Habesch immer einsam im Schatten geheiligter Bäume stehenden Kirchen. Eine Wachholderart (Juniperus procera), welche, im Gegensatze zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unseren Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderem Ausdrucke sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Thier", welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Wo der Guereza keine Nachstellungen erleidet, ist er, laut Heuglin, nicht scheu und bellt und kreischt mit katzenartig gebogenem Rücken den, welcher ihn aus seiner Ruhe stört, gemüthlich an. Verfolgt zeigt er sich in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmuth als Leichtigkeit, mit ebenso viel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweige oder aus Höhen von fünfzehn Meter in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf einem arabischen Pferde dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Uebrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; als vollendetes Baumthier findet er in seiner luftigen Höhe alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüten, Beeren, Früchte, Kerbthiere ꝛc. Im Gegensatze zu anderen Affen wird er von allen Eingeborenen als ein durchaus harmloses Geschöpf betrachtet, hauptsächlich wohl deshalb, weil er die Pflanzungen verschont oder wenigstens in ihnen niemals größere Verwüstungen anrichtet. Möglicherweise trägt sein Aufenthalt in der Nähe der Kirchen auch dazu bei, eine gute Meinung von ihm zu erwecken. Denn so entsittlicht die Abessinier auch sind, die Kirchlichkeit wird bei ihnen so gepflegt wie überall da, wo die Herrschaft der Pfaffen noch nicht gebrochen werden konnte.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte verwundet man wohl das starke, lebenszähe Thier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und

Digitized by Google

iſt noch heute dem Eingeborenen ein Ding, mit welchem er nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem ſo iſt; mit der Büchſe in geübter Hand hätte der Abeſſinier den ſchönen Affen vielleicht ſchon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgeſtellt. Es galt als beſondere Auszeichnung, einen Schild zu beſitzen, welcher durch ein Fell dieſes Affen ſeinen ſchönſten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abeſſinier und anderer oſtafrikaniſchen Völkerſchaften ſind länglichrund und beſtehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: dieſe bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, ſo daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmucke des Schildes wurde.

Bärenſtummelaffe (Colobus ursinus). ⅓ natürl. Größe. Teufelsaffe (Colobus Satanas). ⅓ natürl. Größe.

Man bezahlte in Gondar, der abeſſiniſchen Hauptſtadt, ein ſolches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man fünf bis ſechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig iſt jener Zierat bedeutend im Werthe geſunken: die beſchriebenen Schilde ſind glücklicherweiſe nicht mehr gebräuchlich; — glücklicherweiſe, ſage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein ſo anziehendes Geſchöpf vor der Hand noch der abſcheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Menſch überall „ſeinen erſtgeborenen Brüdern" entgegentritt.

Heuglin beſaß ein lebendes Junges, war aber nicht im Stande, dasſelbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beſte Pflege zu Theil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingeborenen ſieht man gezähmte Guereza nicht; es ſcheint alſo ſchwierig zu ſein, ihnen die rechte Pflege angedeihen zu laſſen. Nach Europa iſt bis jetzt, ſo viel mir bekannt, nur ein einziger Guereza

lebend gebracht worden; dieſer eine aber war krank, als er das Feſtland erreichte und verſchied wenige Tage nach ſeiner Ankunft.

Die beiden auf Seite 113 dargeſtellten Mitglieder der Sippe ſind der Bärenſtummelaffe (Colobus ursinus) und der Teufelsaffe (Colobus Satanas).

Erſterer unterſcheidet ſich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, ſchmutzig fahlgelbe und ſchwarz gemiſchte Haar eben nur angedeutet wird, die längere Körperbehaarung und den faſt ganz weißen Schwanz. In der Größe und ebenſo in der Lebensweiſe ſtimmt er ſo ziemlich mit dem Guereza überein; ſeine Heimat aber iſt der Weſten Afrika's: er findet ſich in den Wäldern der Sierra Leone, Guinea's und auf Fernando-Po.

Der Teufelsaffe, welcher einfarbig ſchwarz iſt und hauptſächlich auf Fernando-Po lebt, wird von einzelnen Forſchern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Bärenſtummelaffen angeſehen.

*

Afrika beherbergt nicht nur die größten, die klügſten und die häßlichſten Affen der alten Welt, ſondern auch die ſchönſten, netteſten und gemüthlichſten. Zu dieſen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen" bekannt iſt. Wir ſehen dieſes oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierſchaubude und finden es auch öfters als luſtigen Geſellſchafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, jedenfalls weil ſie zuerſt von dem Weſten Afrika's, nämlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Geſtalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unſerem nützlichen Hausthiere iſt übrigens nur eine ſehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen ſind echte Affen in Geſtalt und Weſen. Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils, beſchränken ſie ſich, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auf das afrikaniſche Feſtland. Wo ſich Urwälder finden, zeigen ſich auch dieſe Affen in großer Anzahl. Manche Arten erhalten wir ebenſo wohl aus dem Oſten wie auch aus dem Weſten und aus der Mitte des Erdtheils; die meiſten aber kommen aus Weſtafrika, ziemlich viele auch aus Abeſſinien und den oberen Nilländern.

Sie zeichnen ſich durch leichte und zierliche Formen, ſchlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaſte aus und beſitzen weite Backentaſchen und große Geſäßſchwielen. Ihre Farben ſind meiſtens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerſt unter dem ſechszehnten Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Weſten und Oſten reichen ſie bis hart an die Meeresküſte. Feuchte oder wenigſtens von Flüſſen durchſchnittene Waldungen werden von ihnen trockenen Berggegenden ſtets vorgezogen; in der Nähe von Feldern ſiedeln ſie ſich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erſcheinung, daß ſich Affen und Papageien nicht bloß in Geſtalt, Lebensart und Weſen, ſondern auch hinſichtlich der Verbreitung entſprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unſeren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt Papageien zu vermuthen hat, wo ſich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geſelligſten, beweglichſten, luſtigſten und, wie bemerkt, gemüthlichſten aller Affen. Man findet ſie faſt ſtets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es iſt eine wahre Luſt, wenn man einer Herde dieſer Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein ſich Zürnen und Verſöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Geſichterſchneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eigenen Staat und erkennen keinen Herrn über ſich an, als den Stärkeren Ihresgleichen; ſie beachten kein

Digitized by Google

Digitized by Google

Recht, als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gebe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Vereine ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingeborenen Ostsudahns nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebenso wenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.

Man kann eine Meerkatzenbande im Urwalde nicht übersehen. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffen nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Thiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, gewisser Schmarotzer halber sich Liebesdienste erzeigen: niemals fällt es ihnen ein, vor irgend Jemand sich zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie bloß da, wo es etwas zu fressen gibt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Aste zum anderen. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgültig, ob sie die dichtesten Dornengebüsche durchlaufen oder nicht.

Aeußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Gesellschaft belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie dabei zeigen, ebenso ergötzt, wie sie den Eingeborenen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrenen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen mit kleinen Kindern tragen diese in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberflusse auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mutter geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum anderen verfolgt. Der alte Herr geht stets voran; die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einem Baume bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebnis derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit tüchtigen Sprüngen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben und Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker bloß ein paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingeborenen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und blickt in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten

Digitized by Google

Falle ſtößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf ſammelt ſich augenblicklich die Schar ſeiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu ſich heran, und im Nu ſind alle zur Flucht bereit; jeder aber ſucht in der Eile noch ſo viel Futter aufzuraffen, als er fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals geſehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit ſich nahmen. Davon umklammerten ſie zwei mit dem rechten Vorderarme, die übrigen faßten ſie mit der Hand und mit den Füßen, und zwar ſo, daß ſie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit ſauren Mienen alle Laſt abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen ſehr nahe auf den Leib geht, und die Thiere wirklich Hände und Füße zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet ſich die Flucht dem erſten beſten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln ſtehende Bäume kletterten, von denen ſie wieder abſteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich ſie dort aufſtörte: ſowie ſie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, ſind ſie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern iſt faſt ebenſo groß wie die der Langarmaffen. Es ſcheint kein Hindernis für ſie zu geben: die furchtbarſten Dornen, die dichteſten Hecken, weit von einander ſtehende Bäume — nichts hält ſie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erſtaunen ſetzen muß, weil kein bei uns heimiſches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Wie die Schlankaffen ſind auch ſie im Stande, mit Hülfe des ſteuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabſichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; ſie faſſen, wenn ſie einen Aſt verfehlten, einen zweiten, werfen ſich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefſtehenden Aſtes und laſſen ſich weiter ſchnellen, ſetzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichſam, über Gräben hinweg, einem anderen Baume zu, laufen pfeilſchnell an dem Stamme empor und flüchten weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe ſtets voran und führt die Herde durch ſein ſehr ausdrucksvolles Gegurgel bald raſcher, bald langſamer. Man gewahrt bei flüchtenden Affen niemals Angſt oder Muthloſigkeit, muß vielmehr ihre unter allen Umſtänden ſich gleichbleibende Geiſtesgegenwart bewundern. Ohne zu übertreiben kann man ſagen, daß es für ſie, wenn ſie wollen, eigentlich keine Gefahr gibt. Nur der tückiſche Menſch mit ſeinen weittragenden Waffen kann ſie in ſeine Gewalt bringen; den Raubſäugethieren entgehen ſie leicht, und die Raubvögel wiſſen ſie ſchon abzuwehren, falls es ſein muß.

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in ſeinem eiligen Laufe an, ſteigt raſch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewiſſert ſich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen ſeine Schar wieder zuſammen. Dieſe hat jetzt zunächſt ein wichtiges Geſchäft zu beſorgen. Während der raſenden Flucht hat keiner darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall im Pelze oder ſtecken oft tief in der Haut. Nun gilt es vor allen Dingen, ſich gegenſeitig von den unangenehmen Anhängſeln zu befreien. Eine höchſt ſorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt ſich der Länge lang auf einen Aſt, der andere ſetzt ſich neben ihn und durchſucht ihm das Fell auf das gewiſſenhafteſte und gründlichſte. Jede Klette wird ausgelöſt, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelaſſen, vielmehr mit Leidenſchaft gejagt und mit Begierde gefreſſen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollſtändig; denn manche Dornen ſind ſo tief eingedrungen, daß ſie dieſelben bei aller Anſtrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies darf ich verbürgen, weil ich ſelbſt eine Meerkatze geſchoſſen habe, in deren Hand noch ein Mimoſendorn ſteckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß ſolches möglich iſt, hat mich nicht verwundert, weil ich mir ſelbſt einmal einen Mimoſendorn eingetreten habe, welcher die Lederſohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels durchdrang, ich mir alſo wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Aſt ſpringender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Digitized by Google

Erſt nachdem die Reinigung im großen und ganzen beendet iſt, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. ſie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzuſetzen. So kommt es, daß der Einwohner des Landes ſie eigentlich niemals aus ſeinen Feldern los wird, ſondern ſtets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger als die der Heuſchrecken iſt. Da die Leute keine Feuergewehre beſitzen, wiſſen ſie ſich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu ſchützen; denn alle anderen Kunſtmittel zur Vertreibung fruchten bei dieſen loſen Geiſtern gar nichts — nicht einmal die ſonſt unfehlbaren Kraftſprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb ſehen die braunen Leute Innerafrika's alle Affen als entſchiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiſer Schech Oſtſudahns ſagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichſten Beweis von der Gottloſigkeit der Affen kannſt Du darin erblicken, daß ſie ſich niemals vor dem Worte des Geſandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allahs Frieden ſei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet ſchreibt und in ſeine Felder aufhängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen ſeine Früchte nicht auffreſſen und ſeinen Wohlſtand ſchädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieſes Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier, der Affe aber ein durch Allahs Zorn aus dem Menſchen in ein Scheuſal verwandeltes Geſchöpf iſt, ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, wie das Nilpferd die abſchreckende Hülle des ſcheußlichen Zauberers".

In Oſtſudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man ſie, und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speiſen aufſtellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln ſich dergeſtalt in dieſe, daß ſie nicht im Stande ſind, ſich frei zu machen, ſo wüthend ſie auch ſich geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehre ohne alle Schwierigkeit, weil ſie erſt dann fliehen, wenn einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelaſſen haben. Sie fürchten ſich wenig oder nicht vor dem Menſchen. Oft habe ich beobachtet, daß ſie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter ſich wegziehen ließen, ohne zu mucken, während ſie dagegen beim Anblicke eines Hundes ſofort ihr Angſtgeſchrei ausſtießen.

Bei der Affenjagd ging es mir wie ſo vielen Anderen vor mir: ſie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich ſchoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Geſicht zudrehte; ſie war getroffen und ſtürzte von dem Baume herab, blieb ruhig ſitzen und wiſchte ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieſelnde Blut mit der einen Hand ſo menſchlich, ſo erhaben ruhig ab, daß ich, aufs äußerſte erregt, hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeſchoſſen waren, dem Thiere mein Jagdmeſſer mehrere Male durch die Bruſt ſtieß, um es von ſeinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von dieſem Tage an nie wieder auf kleine Affen geſchoſſen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menſchen gemordet, und das Bild des ſterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibiſſe und Reiher auf einer einzelnen Mimoſe am Stromufer des Asrakh zum Schlafen bäumten, und beſchloß, dort anzuſtehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demſelben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zuſammengeſtellten Schirme verborgen hatte: die Geſellſchaft oben im Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter ſchien man übereingekommen zu ſein, die belagerte Stelle zu verlaſſen. Vorſichtig ſtieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Aeſten. Er unterſuchte und prüfte. Sein Vorſatz ſchien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Beſinnen ſtieg er langſam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Abſicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die ſäugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In dieſem Augenblicke bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerſtrahl aus meinem Gewehre blitzte durch die Dämmerung. Unbeſchreiblicher Wirrwarr im Wipfel war

Digitized by Google

die erſte Wirkung des Schuſſes. Der Leitaffe kehrte ſofort wieder um, alle übrigen flüchteten mit ihm nach den höchſten und dichteſten Aeſten. Jeder ſuchte ein ſicheres Verſteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herſpringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entſetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte ſich in höchſten Aengſten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beſchäftigen — kein einziger ſchien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verurſachte ſchließlich ein geradezu unſinniges Handeln. Einzelne Affen ſprangen von den Aeſten auf den Boden herab und kletterten dann wieder angſterfüllt am Stamme desſelben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unſicher erſchienen war. Endlich regte ſich nichts mehr da oben. Jeder Affe ſaß ergebungsvoll auf dem Baume, ſo dicht an den Stamm gedrückt als möglich. Mein Anſtand währte ſehr lange, weil die wiederholt aufgeſchreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten; nach den letzten Schüſſen vernahm ich aber nur noch ein ängſtliches Stöhnen der faſt dem Entſetzen erliegenden Affenbande. Erſt als ich ſchon längſt nach meinem Schiffe zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen verſuchte.

Von Raubthieren haben die freilebenden Meerkatzen nicht viel zu leiden. Den Raubſäugethieren gegenüber ſind ſie viel zu behend; höchſtens der Leopard dürfte dann und wann ein noch unvorſichtiges Aeffchen ſich erliſten. Den Raubvögeln widerſtehen ſie durch vereinigte Kraft. Einer der kühnſten Stößer ihrer Heimat iſt unſtreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die biſſigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert ſich nicht im geringſten um ihre ſcharfen Zähne und um ihr Fauchen; an die Affen aber wagt er ſich nur ſelten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich ſelbſt überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauſchen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick ſpäter ein fürchterliches Affengeſchrei: der Vogel hatte ſich auf einen noch ſehr jungen, aber doch ſchon ſelbſtändigen Affen geworfen und wollte dieſen aufheben und an einen entlegenen Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verſpeiſen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte ſich mit Händen und Füßen ſo feſt an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und ſchrie dabei Zeter. Augenblicklich entſtand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn ſtarken Affen umringt. Dieſe fuhren unter entſetzlichem Geſichterſchneiden und gellendem Schreien auf ihn los und hatten ihn ſofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb ſchwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, ſondern gewiß bloß an ſein eigenes Fortkommen. Doch dieſes wurde ihm nicht ſo leicht. Die Affen hielten ihn feſt und hätten ihn wahrſcheinlich erwürgt, wenn er ſich nicht mit großer Mühe frei gemacht und ſchleunigſt die Flucht ergriffen hätte. Von ſeinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verſchiedene in der Luft umher und bewieſen, daß er ſeine Freiheit nicht ohne Verluſt erkauft hatte. Daß dieſer Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen ſtoßen würde, ſtand wohl feſt.

Vor derartigen Raubthieren fürchten ſich die Meerkatzen alſo ebenſo wenig wie vor dem Menſchen. Um ſo größeres Entſetzen bereiten ihnen Kriechthiere und Lurche, namentlich Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergeſſen, daß unſere Affen Vogelneſter jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht bloß die Eier, ſondern auch die jungen Vögel leidenſchaftlich gern freſſen. Wenn ſie aber das Neſt eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren ſie ſtets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieſer Furcht vor den Schlangen, welche oft in ſolchen Neſtern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich geſehen, daß, wenn ſie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, ſie ſtets ſorgfältig unterſuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerſt wurde hineingeſchaut, ſo weit dies möglich war, hierauf nahmen ſie das Ohr zur Hülfe, und wenn auch dieſes ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, ſtreckten ſie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem einzigen kühnen Griffe in die Tiefe, ſondern ſtets in Abſätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und ſchaute er dazwiſchen wieder in das Loch hinein, ob ſich darin das

Digitized by Google

gefürchtete Kriechthier verrathe. In der Gefangenschaft habe ich ihre Angst vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können, — doch davon später.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr bedürftige. In den Gärten und Thierschaubuden Europa's pflanzen sich die meisten Arten bei guter Pflege ebenfalls fort, wenn auch seltener als Makaken und Paviane.

Während meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen in der Gefangenschaft gehalten und berichte nach eigener Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eigenes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte immer heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines scharfen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne herzlich liebgewonnen.

Als ich auf dem Blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkaufe. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte bloß zehn Groschen unseres Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffsbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen; denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, welcher sich in der Nacht begab, Ergebnis ihrer Gurgelei zu sein. Am anderen Morgen nämlich saß bloß noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen; die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig gelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser übriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meinestheils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er heftig und biß Jeden, der sich ihm nahte; doch schien sein Herz nach einem Gefährten sich zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte aussuchen können: einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus seinem heimatlichen Walde mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling mit unverschämter Anmaßung; dieser aber ließ alles sich gefallen. Er war frei und konnte hingehen, wohin er wollte; gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebenso gut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugethiere, und der Vogel schien wirklich bald so daran sich zu gewöhnen, daß er später

Digitized by Google

gleich von ſelbſt die Federn ſträubte, wenn der Affe ſein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieſer während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an einem Beine, an dem Halſe, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geſchöpf ebenſo wenig auf. Er hielt ſich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen auf, fraß das vor dieſem liegende Brod weg, putzte ſich und ſchien ſeinen Freund faſt herausfordern zu wollen, mit ihm ſich zu beſchäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engſter Gemeinſchaft zuſammen, auch ſpäter noch, als wir nach Chartum zurückgekehrt waren und der Vogel im Hofe frei umherlaufen konnte. Erſt der Tod des letzteren löſte das ſchöne Verhältnis. Koko war wieder allein und langweilte ſich. Zwar verſuchte er, mit gelegentlich vorüberſchleichenden Katzen ſich abzugeben, bekam aber von dieſen gewöhnlich Ohrfeigen anſtatt Freundſchaftsbezeigungen und wurde einmal auch mit einem biſſigen Kater in einen ernſthaften Kampf verwickelt, welcher unter entſetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentſchieden blieb, obſchon er mit dem Rückzuge des jedenfalls unverſehens gepackten Mäuſejägers endete.

Ein junger, mutterloſer Affe gewährte Koko's Herzen endlich die nöthige Beſchäftigung. Gleich als er das kleine Thierchen erblickte, war er außer ſich vor Freude und ſtreckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und ſahen, daß er ſelbſt ſofort zu Koko hinlief. Dieſer erſtickte den angenommenen Pflegeſohn faſt mit Freundſchaftsbezeigungen, drückte ihn an ſich, gurgelte vergnügt und begann ſodann vor allen Dingen die allerſorgfältigſte Reinigung ſeines vernachläſſigten Felles. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, diſtel- und dornenreichen Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgeleſen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweiſe der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko das Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm ſich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waiſenkindes wäre. Dieſes hing mit großer Hingabe an ſeinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider ſtarb dieſes Aeffchen trotz aller ihm erwieſenen Sorgfalt ſchon nach wenigen Wochen. Koko war außer ſich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie unſer Affe jetzt ſie zeigte. Zuerſt nahm er ſeinen todten Liebling in die Arme, hätſchelte und liebkoſte ihn, ließ die zärtlichſten Töne hören, ſetzte ihn dann an ſeinem bevorzugten Platze auf den Boden, ſah ihn immer wieder zuſammenbrechen, immer unbeweglich bleiben, und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, welchen ich vorher nie vernommen hatte; ſie wurden ergreifend weich, ton- und klangreich, und dann wieder unendlich ſchmerzlich, ſchneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er ſeine Bemühungen, immer wieder ſah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeiſtigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefſten Mitleide. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil ſchon wenige Stunden nach deſſen Tode die Fäulnis begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerkſam zugeſehen, geberdete ſich wie toll, zerriß in wenig Minuten ſeinen Strick, ſprang über die Mauer hinweg, holte ſich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf ſeinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder feſt, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite ſich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier. Eine halbe Stunde ſpäter war Koko verſchwunden. Am anderen Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher ſonſt nie Affen beherbergte, ein menſchengewöhnter Affe zu ſehen geweſen ſei.

Ungefähr einen Monat ſpäter erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältnis zwiſchen beiden belauſchen. Auch dieſes Kleine ſtarb, obwohl ihm nichts mangelte. Von dieſem Augenblicke an hörte die Alte auf zu freſſen und verendete nach wenig Tagen.

Digitized by Google

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmutzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, welche er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in dem Geschäftshause der ostindischen Gesellschaft. Im Untergeschosse befanden sich die Schreiber- und die Kassenstube. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der anderen zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse heraufgeholt hatte. Das Geld wurde natürlich dem Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten es anfangen wie sie wollten: Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und trank sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. Am anderen Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Rahm am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und trank es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft, und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg und wahrhaft verzweifelt von einem Beine auf das andere sprang, weil ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde. Er führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, welchen ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, als ob er ein kleiner unverständiger Affe gewesen wäre. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Armen, und beide hielten sich so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Pavian und Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters denselben kindlichen Gehorsam wie jenes oben erwähnte junge Aeffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er längere Ausflüge, aber wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb

Digitized by Google

mit ihr in beſtändiger Unterhaltung. Selbſt entſchiedene Gewaltthätigkeiten ließ er ſich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er theilte jeden guten Biſſen mit ſeiner Pflegemutter; dieſe aber erkannte ſolche Herzensgüte ſelten und niemals dankbar an. So oft Haſſan auch einmal etwas für ſich

Nonnenaffe (Cercopithecus mona).
Diana (Cercopithecus Diana).
1/6 natürl. Größe.

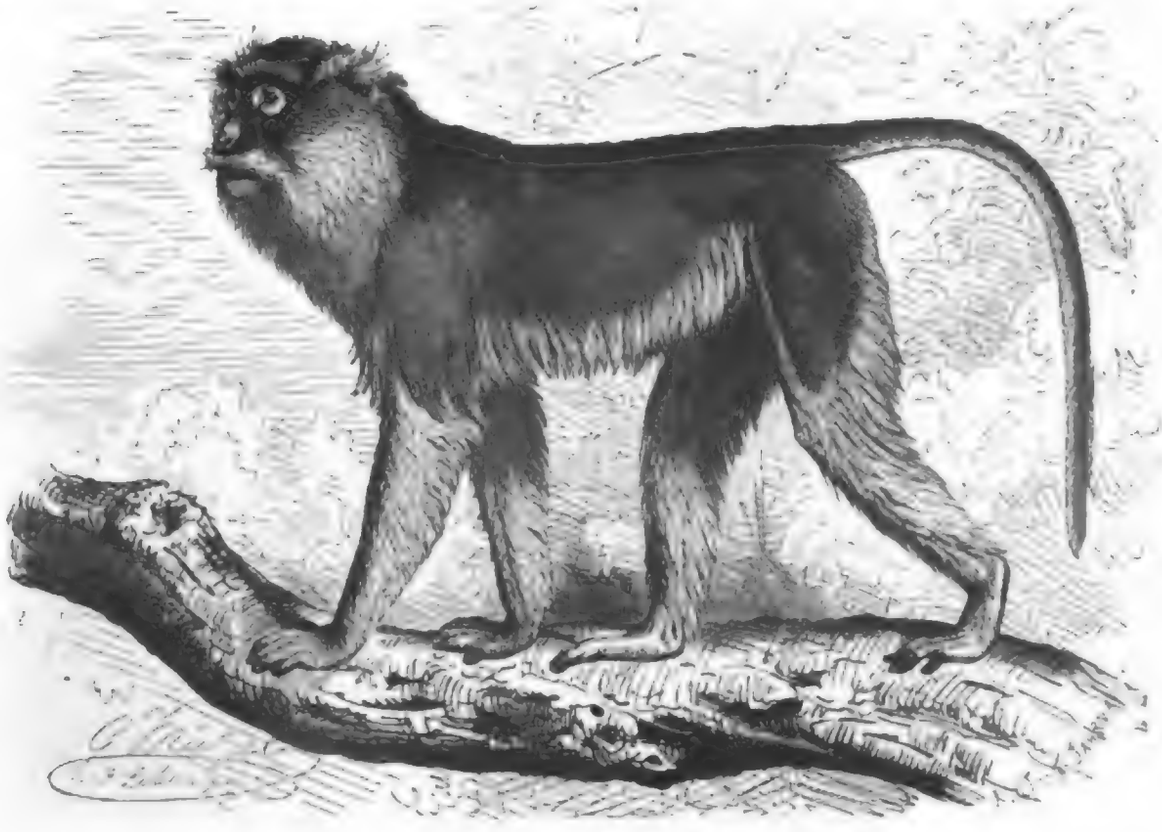
behalten wollte, änderte ſich das Verhältnis zwiſchen beiden. Denn wie ein Raubthier fiel dann der große Pavian über den armen Burſchen her, brach ihm das Maul auf, holte mit den Fingern das Futter aus Haſſans Backentaſchen heraus, fraß es auf und kniff und puffte den armen Wehrloſen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals ſeine Selbſtändigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, ſonſt antwortete er wohl, rührte ſich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen

Digitized by Google

hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh hierauf mit vielsagendem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heiteren Wesens und seiner Gemüthlichkeit.



Husarenaffe (Cercopithecus ruber). 1/5 natürl. Größe.

Der Grünaffe, Abulandj oder Nißnaß der Araber (Cercopithecus Sabaeus, Simia Sabaea), erreicht Durchschnittsgröße, d. h. eine Länge von 1 Meter, wovon die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß, und eine Schulterhöhe von 40 Centim. Die Haare der Oberseite sind graulichgrün, schwarz geringelt und gespitzt, die der Arme, Beine und des Schwanzes einförmig aschgrau, die des kurzen Backenbartes weißlich, an der Wurzel schwarz geringelt, die der Unter- und Innenseite der Beine weißlich; Nase, Maul und Augenbrauen sehen schwarz aus; das Gesicht hat hellbraune Färbung.

Höchst wahrscheinlich unterscheiden sich die westafrikanischen Vertreter des Abulandj, denen man den Namen Cercopithecus griseoviridis gegeben hat, artlich nicht von der ostafrikanischen Art, und muß derselben somit ein weit größerer Verbreitungskreis, als man bisher angenommen, zugesprochen werden. Jedenfalls steht so viel fest, daß der Abulandj von Abessinien bis zu den westlichsten Zuflüssen des Nil an geeigneten Oertlichkeiten überall vorkommt.

Andere Meerkatzen zeichnen sich durch besondere Schönheit aus. Eine der bekanntesten, die Diana (Cercopithecus Diana, Simia Diana, Cercopithecus barbatus), ein ziemlich kleines, schlankes Thier, ist an ihrem langen Backen- und Stutzbarte leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, die unteren Theile weiß, die

Digitized by Google

Schenkel hinten gelblich. Dem Weibchen mangelt der Bart. Die Geſammtlänge beträgt etwa 1 Meter, wovon über die Hälfte auf den Schwanz kommt.

Mit der Diana hat der Nonnenaffe (Cercopithecus mona, Simia mona) Aehnlichkeit; doch fehlt ihm der Stutzbart. Geſicht und Gliedmaßen ſind ſchwarz, Hinterkopf, Nacken und Rücken kaſtanienbraun, Oberkopf und Scheitel braun und grünlichgelb gemiſcht, ein Bogenſtreifen über dem Auge ſchwarz und ein zweiter darüber blaß, Backenbart gelblichweiß, Unterhals, Bruſt, Bauch und Innerarme weiß. Die Leibeslänge eines ausgewachſenen Männchens beträgt 0,55 Meter, die Schwanzlänge 0,60 Meter.

Beide Affen ſtammen aus Weſtafrika.

Nicht alle Meerkatzen ſind ſo liebenswürdig wie die eben beſchriebenen Arten; einige ſcheinen ſogar recht mürriſch und widerwärtig zu ſein. Nach meinen Erfahrungen iſt der Huſarenaffe (Cercopithecus ruber, pyrrhonotus und patas — Seite 123), wahrſcheinlich die Callitriche des Plinius, die langweiligſte und unliebenswürdigſte Meerkatze, und ihr Geiſt entſpricht ſo durchaus nicht dem ſchön gefärbten Leibe. In der Größe übertrifft dieſer Affe den vorher beſchriebenen faſt um die Hälfte, mindeſtens um ein Drittel. Das Geſicht iſt ſchwarz, die Naſe weißlich, der Backenbart weiß, ein Fleck auf dem Kopfe dunkelroth, ſchwärzlich umſäumt, der übrige Pelz oben ſchimmernd röthelfarbig oder goldig roth, unten, an der Innenſeite der Beine, an den Vorderarmen und Unterſchenkeln weiß.

Der Verbreitungskreis des Huſarenaffen erſtreckt ſich vom Weſten Afrika's bis Habeſch; das Thier ſcheint jedoch überall ſpärlicher aufzutreten als der Abulandj oder Grünaffe. Ich habe jenen, ſo viel ich mich erinnere, nur einige Male in den Waldungen des Blauen Fluſſes oberhalb Sennahrs geſehen; Heuglin und Hartmann dagegen trafen ihn häufiger, und zwar vorzugsweiſe in dünn beſtandenen Steppenwaldungen oder im Hochgraſe, mit welchem die Färbung ſeines Pelzes übereinſtimmt. In ſeinem Weſen ſcheint er das gerade Gegentheil des Abulandj zu ſein. Sein Geſichtsausdruck iſt der eines Staatshämorrhoidariers, ewig mürriſch und unfreundlich nämlich, und ſein Handeln ſtraft dieſen Ausdruck in keiner Weiſe Lügen. So lange er noch jung iſt, zeigt er ſich wenigſtens einigermaßen liebenswürdig; mit ſteigendem Alter aber nimmt ſeine Reizbarkeit in einer Weiſe zu, daß man wirklich kaum mehr mit ihm auszukommen vermag. An ein freundſchaftliches Verhältnis zwiſchen ihm und irgend einem anderen Geſchöpfe, ſeine Mitaffen nicht ausgeſchloſſen, iſt kaum zu denken. Alles ſcheint ihm widerwärtig zu ſein, ihn mindeſtens im höchſten Grade zu langweilen, die unſchuldigſte Handlung eine ihm angethane Beleidigung zu ſein. Ein Blick erregt ſeinen Aerger, Gelächter bringt ihn in förmliche Wuth. Dann ſperrt er, ſo weit er kann, das Maul auf und zeigt die verhältnismäßig überaus großen Zähne, verſucht auch, falls es ihm irgend möglich, dieſelben an dem gehaßten Gegner zu erproben. Freundliche Worte helfen ſo viel als nichts, Schläge verſchlimmern mehr, als ſie beſſern. Ich erinnere mich nicht, jemals einen wirklich zahmen älteren Huſarenaffen geſehen zu haben, bin vielmehr nur mit wüthenden und tückiſchen bekannt geworden. — Unſere Gefangenen erhalten wir von der Küſte Guinea's, ausnahmsweiſe auch von Egypten, wohin der Huſarenaffe vom Sudahn gebracht wird.

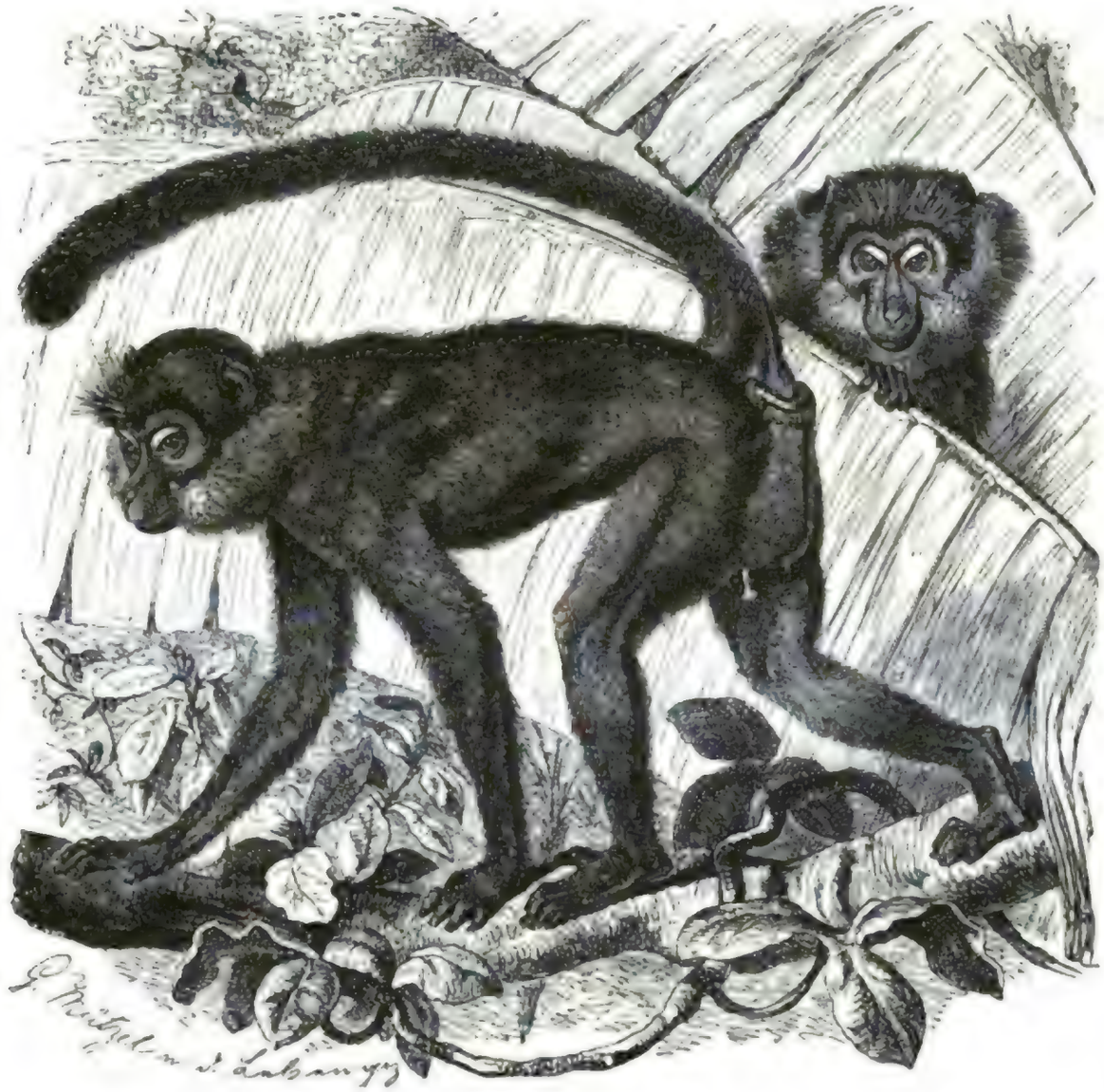
Die neueren Forſcher trennen die kräftigeren Meerkatzen mit verlängerterem Schnauzentheile und leiſtenartig erhöhtem Brauenbogen oder Augenhöhlenrändern und unpaarem Höcker auf dem fünften unteren Backenzahne unter dem Händlernamen Mangabes (Cercocebus) von den übrigen, obwohl ſie in allem weſentlichen dieſen ſonſt ähneln.

Einer der bekannteſten Vertreter dieſer Gruppe, der Mohrenaffe oder gemeine Mangabe (Cercopithecus, Cercocebus fuliginosus), erreicht eine ziemlich beträchtliche Größe; ſeine Länge beträgt bis 1,25 Meter, wovon auf den Schwanz 0,60 Meter kommt, die Schulterhöhe 0,40 Meter. Die Färbung der oberen Seite iſt ein düſteres Schwarz, welches unten und an den

Digitized by Google

Innenseiten der Gliedmaßen ins Schiefergraue übergeht. Gesicht und Hände sind schwarz, die oberen Augenlider fast rein weiß.

Ein Verwandter (Cercocebus, Cercopithecus collaris) unterscheidet sich durch dunkelkastanienbraunen Oberkopf, schneeweiße Wangen, Genick und Kehle und schieferschwarze Färbung der übrigen Theile.



Mohrenaffe (Cercopithecus fuliginosus). 1/4 natürl. Größe.

Beide Arten stammen von der Westküste Afrikas und gelangen neuerdings regelmäßig in unsere Sammlungen. In ihrem Wesen und Gebaren ähneln sie den Verwandten; doch hat es mir scheinen wollen, als ob sie sich stets durch größeren Ernst und ein mehr mürrisches Wesen von ihnen nicht eben zu ihrem Vortheile unterschieden. Eigentlich bissig sind sie zwar nicht, und bei geeigneter Pflege gewöhnen sie sich rasch genug an ihren Pfleger; ihr grämliches Aussehen aber ist nicht gerade geeignet, ihnen viele Freunde zu erwerben. In ihren Bewegungen stehen sie den eigentlichen Meerkatzen schwerlich merklich nach; doch fehlt ihnen, entsprechend ihren sonstigen Eigenschaften, die heitere Lebendigkeit und der unverwüstliche Leichtsinn, welche jenen in so hohem Grade zukommen.

Digitized by Google

Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe in Unterabtheilungen getrennt, denen ich nachstehend Rechnung tragen werde. Im allgemeinen kennzeichnen sich die Makaken durch folgende Merkmale: Der Bau ist untersetzt; die mäßig langen Gliedmaßen sind kräftig; die Schnauze tritt ungefähr ebenso weit wie bei den Meerkatzen vor; der Gesichtswinkel beträgt vierzig bis fünfzig Grade; der Kinnladentheil ist dick, die Nase besonders vorstehend; die Nasenlöcher sind kurz und engständig; der kurze Daumen und die beträchtlich längere Daumenzehe tragen glatte, die übrigen Finger und Zehen hohlziegelförmige Nägel. An den nackten Hinterbacken machen sich die großen Schwielen schon sehr bemerklich. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge und Stärke, erreicht bei einzelnen beinahe Leibeslänge und verkümmert bei anderen fast gänzlich. Als fernere Eigenthümlichkeit dieser Thiere mag noch erwähnt sein, daß das Kopfhaar bei einigen in der Mitte gescheitelt ist, bei anderen perückenartig von dem sonst fast kahlen Scheitel herabfällt, und daß der einzelnen fehlende Backenbart bei anderen eine geradezu beispiellose Wucherung zeigt.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europa's verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika, China und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber ebenso den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemüthlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie sieben Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtstheile ihrer Weibchen stark an wie bei den weiblichen Pavianen.

Wohl die bekannteste Art der Gruppe ist der Makak oder Javaneraffe, Monjet der Javaner, Vertreter der Unterabtheilung Cynomolgus, welche sich von den übrigen durch verhältnismäßig gestreckten Leib, langen dünnen Schwanz und gescheiteltes oder perückenartiges Kopfhaar unterscheidet. Die hierher gehörigen Affen haben mit den Meerkatzen noch große Aehnlichkeit und scheinen gleichsam einen Ersatz für dieselben zu bilden.

Der Makak (Macacus cynomolgus oder Cynomolgus cynocephalus) erreicht eine Länge von 1,15 Meter, wovon der Schwanz 0,58 Meter wegnimmt, und eine Schulterhöhe von etwa 0,45 Meter. Der Backenbart ist sehr kurz, das Kopfhaar beim Männchen flach niedergedrückt, beim Weibchen kammartig in der Mitte aufgekrempelt; der übrige Pelz hat auf der Oberseite olivenbräunlichgrüne mit Schwarz untermischte, auf der dünner behaarten Unterseite weißlichgraue, die Innenseite der Gliedmaßen graue, Hände, Füße und Schwanz schwärzliche Färbung; das Gesicht sieht bleigrau, zwischen den Augen weißlich aus; die Ohren sind schwärzlich; die Iris ist braun.

Der Verbreitungskreis des gemeinen Makaken erstreckt sich über ganz Ostasien; namentlich die großen Sundainseln beherbergen ihn in Menge. Aus den Berichten der Reisenden geht hervor, daß er überall, wo er vorkommt, zu den häufigsten Arten seiner Ordnung zählt. Gleichwohl besitzen wir, so viel mir bekannt, eine eingehende Schilderung seines Freilebens noch nicht. Der Eine oder Andere erwähnt beiläufig, daß der Makak und andere Affen in größeren Gesellschaften sich in der Nähe von Flußufern aufhalten, läßt es hierbei aber auch bewenden, und es will fast scheinen, als ob Jeder glaube, daß die Lebensweise eines so bekannten Thieres längst ausführlich geschildert sein müsse, es sich daher auch gar nicht lohne, über dasselbe noch etwas zu sagen. Wie häufig der Makak in seiner Heimat sein muß, geht am besten daraus hervor, daß unsere Thierhändler selten mehr als

Digitized by Google

Digitized by Google

acht Thaler für ihn fordern, auch jederzeit im Stande sind, ihn in fast beliebiger Menge zu liefern, weil beinahe jedes von Indien ankommende Schiff eine größere oder geringere Anzahl dieser Affen an Bord hat. Wie mir Schiffer erzählten, bieten die Eingeborenen ihnen in jedem Hafen des Festlandes und der Inseln gezähmte Javaneraffen zum Kaufe an und verlangen für dieselben in der Regel so niedrige Preise, daß sich jeder Matrose entschließt, einen oder mehrere zu erwerben.

Die ausführlichsten, mir bekannten Bemerkungen über den Monjet verdanken wir Junghuhn. Nachdem er die Thierarmut der Urwaldungen Java's hervorgehoben und erwähnt hat, daß unser Affe hiervon eine Ausnahme mache, fährt er fort: „Der Monjet ißt gern die Früchte von Feigen- wie von vielen anderen Bäumen und kommt daher in den Urwäldern bis zu einer Höhe von 1600 Meter ebenso häufig vor wie in den Rhizophorawaldungen des Seestrandes, wo man ihn oft genug umherspazieren sieht, um die Krabben und Muscheln aufzulesen und zu verzehren, welche die Flut auf dem Gestade zurückließ. Er ist ein guter Gesellschafter, liebt die Einsamkeit nicht, sondern hält sich stets in kleinen Trupps von zehn bis fünfzig Stücken zusammen. Oft kann man sich an den Kapriolen dieses fröhlichen, auch in der Wildnis durchaus nicht scheuen Affen belustigen, wenn man die Weibchen mit ihren Jungen, welche sich fest an die Brust der Mutter angeklammert haben, dort in den Bäumen umherspringen sieht, oder wenn man andere erblickt, welche, unbekümmert um den zuschauenden Reisenden, sich auf den weit über den Spiegel eines Baches herüberhängenden Zweigen schaukeln".

Wahrscheinlich bezieht sich auch folgende Bemerkung Junghuhns auf unseren Affen: „Wir kamen durch ein Dorf (auf Java), dem sich ein kleiner, rings von angebauten Gegenden umgebener Wald anschließt. Es scheint ein übriggebliebenes, absichtlich geschontes Stückchen eines größeren Waldes zu sein, den der Feldbau vernichtete. Besonders Feigenbäume sind es, welche sich hoch empor wölben, und deren Zweige mit Rotangarten durchschlungen sind. Man führte uns auf ein kleines rundes Plätzchen im Walde, wo man einige Stühle für uns niedergesetzt hatte. Hier wurde auf ein großes Stück Bambusrohr geschlagen, was einen hohlen Ton hervorbrachte. Die Javaner sagten uns, das sei die Trommel für die Affen. Kaum war die Trommel geschlagen, als es auf einmal im Walde anfing zu rauschen, und von allen Seiten her mehr als hundert graue Affen herbeisprangen. Groß und Klein, alte bärtige Väter, flinke Junge und Mütterchen mit dem an ihrem Leibe angeklammerten Säuglinge — alle kamen aus dem Baumdickicht herab auf das Plätzchen, wo sie sich an unsere Gegenwart wenig kehrten, sondern wie alte Bekannte um uns herumsprangen. Sie waren so wenig scheu, daß sie Reis und Pisang, Geschenke, welche wir für sie mitgebracht hatten, aus unseren Händen nahmen. Zwei sehr schöne und große männliche Stücke zeichneten sich durch ihr dreistes Betragen besonders aus. Sie öffneten ohne weitere Umstände die Körbe, welche sich in den Händen der Javaner befanden, und nahmen dasjenige heraus, was ihnen am besten gefiel. Wie Kavaliere stolzierten sie zwischen den anderen Affen umher, welche einen hohen Grad von Achtung vor ihnen zu erkennen gaben. Freilich war ihre Art, sich in Achtung zu setzen, etwas handgreiflich. Wurde ihnen das Gedränge um sie herum zu groß, so packten sie einige ihrer Kameraden mit den Händen, andere mit den Zähnen, weshalb die übrigen unter Angstgeschrei und mit solcher Bestürzung zur Seite flohen, daß sie erst von den Zweigen der Bäume aus zurückzusehen wagten, und sich dem Reise erst dann wieder näherten, wenn die großen Herren gesättigt sich zurückgezogen hatten. Sich selbst jedoch wichen diese beiden Despoten, welche ihre Unterthanen durch Furcht in Respekt zu halten schienen, sehr sorgfältig aus. Als wir uns entfernten, zerstreuten sich die Affen wieder im Walde. Die Javaner tragen ihnen öfters, um sich an ihren Sprüngen zu ergötzen, Futter zu; doch würde das vielleicht nicht geschehen, wenn bei den Javanern nicht alle alten Gebräuche, deren Ursprung sie öfters selbst nicht mehr anzugeben wissen, geheiligt wären".

Diese Schilderung paßt vollkommen auf das Wesen unseres Affen; denn genau so benehmen sie sich auch im Käfige: der Stärkste behält unter allen Umständen Recht. Durch Martens erfahren wir, daß die Europäer in Java oft Affen und Papageien halten, und daß der Affe, welchen man

Digitized by Google

am häufigſten zu ſehen bekommt, eben unſer Makake iſt. „Auch im wilden Zuſtande iſt er einer der gemeinſten im Indiſchen Archipel. Ich ſah ihn als ſolchen außer auf Java in Banka und auf den Philippinen; wenigſtens vermag ich vorläufig nicht, die neuerdings wegen etwas hellerer oder dunklerer Färbung davon getrennten Arten zu unterſcheiden. Man hält ihn oft in Pferdeſtällen, wie bei uns Böcke und Kaninchen, wohl aus ähnlichen Gründen. Die Javaner ſagen, die Pferde langweilen ſich dann nicht ſo ſehr und gedeihen dadurch beſſer.“

In unſeren Thiergärten und Thierſchaubuden bildet der Makak einen weſentlichen Theil der Bewohnerſchaft, und hier wie dort erwirbt er ſich Freunde. Wie in ſeiner Geſtalt, ähnelt er auch in ſeinem Weſen den Meerkatzen. Ich habe im Verlaufe der Zeit ſicherlich gegen hundert dieſer Affen gepflegt und vielleicht die zehnfache Anzahl geſehen und beobachtet, fühle mich aber außer Stande, etwas Weſentliches anzugeben, wodurch der Makak von den Meerkatzen ſich unterſcheidet. Seine Bewegungen ſind entſchieden plumper als die der letztgenannten Affen, immer aber noch behend genug. In Gebaren, Eigenheiten und Charakter dagegen ſtimmen beide Gruppen vollſtändig überein. Auch er iſt ein ununterbrochen munterer, gutmüthiger Affe, verträgt ſich ausgezeichnet mit Seinesgleichen und den ihm verwandten Arten, weiß ebenſo mit größeren Affen trefflich auszukommen und ſich ſogar in die Laune der Paviane zu fügen oder ihren Grobheiten zu begegnen, wenn er in die Lage kommt, mit ihnen ſich abgeben zu müſſen. Daß er ſeinerſeits Hülfloſe nach Kräften bemuttert, kleinere aber ebenſo ſchlecht behandelt, als er von größeren ſich behandeln läßt, eine zuweilen widerwärtige Selbſtſucht, und zuweilen wiederum eine hingebende Aufopferung an den Tag legt, unterſcheidet ihn nicht von den Meerkatzen, da dieſe ja ebenfalls genau in derſelben Weiſe verfahren. Ueberhaupt bekundet er dieſelbe Wetterwendigkeit des Weſens wie die eben genannten Affen. Eben noch äußerſt gemüthlich und gutmüthig, iſt er im nächſten Augenblicke einer Kleinigkeit halber höchſt entrüſtet, erzürnt und boshaft; eben noch überfließend vor lauter Zärtlichkeit gegen einen Mitaffen oder ſeinen Wärter, maulſchellirt er in der nächſten Minute jenen und verſucht, dieſen zu beißen. Doch muß ich zu ſeinem Ruhme ſagen, daß auch er für gute Behandlung in hohem Grade empfänglich ſich zeigt. Es verurſacht deshalb ſeine Zähmung kaum nennenswerthe Mühe. Derjenige, welcher ihn einige Male fütterte oder ihm einen Leckerbiſſen zuſteckte, erringt bald ſeine vollſte Freundſchaft und zuletzt eine wirklich dauernde Anhänglichkeit. Denn wenn auch kleine Zerwürfniſſe zwiſchen ihm und dem Pfleger an der Tagesordnung ſind, ſtellt ſich das alte Verhältnis doch ſofort wieder her, ſobald irgend eine andere Einwirkung von außen ſich geltend macht und unſeren Affen in einige Verlegenheit ſetzt. Neugierig in vollem Maße, der Langenweile entſchieden abhold, und für jede Aenderung der Lage äußerſt empfänglich, läßt der Makak leichter noch als die in dieſer Hinſicht gleichgearteten Paviane durch Erregung ſeiner Aufmerkſamkeit nach Belieben ſich leiten und lenken und ſelbſt im höchſten Zorne ſofort verſöhnen, ſo daß ſeine Behandlung auch in dieſer Hinſicht zu einer ſehr leichten wird.

Im Freileben wird ſich der Makak wahrſcheinlich von eben denſelben oder ähnlichen Pflanzenſtoffen ernähren wie ſeine Verwandten; in der Gefangenſchaft nimmt er mit dem einfachſten Futter vorlieb, wie er ſich beim Freſſen überhaupt als ein höchſt anſpruchloſer Geſell zeigt, obgleich ſeine Anſprüche vielleicht nichts weniger als beſcheiden ſind. Ein Stück Brod, im rechten Augenblicke ihm dargebracht, erſcheint als ein ausgezeichneter Leckerbiſſen, während es, wenn er ſich geſättigt hat, achtlos fortgeworfen wird; eine Hand voll Körner, vor ihn auf den Boden geſtreut, erregt ihn zum eifrigſten Aufſuchen derſelben und zum ſchleunigſten Anfüllen der Backentaſchen, ſelbſt wenn er den Futternapf eben verlaſſen hat; ein Zweig mit grünen Blättern, Knospen oder Blüten, vom erſten beſten Baume gebrochen, wird mit Behagen entblättert und Blatt und Blüte, Knospe und Zweigſpitze anſcheinend mit demſelben Vergnügen verzehrt. Milch trinkt der Makak, ſo lange er jung iſt, leidenſchaftlich gern; Milchbrod genießt er noch im Alter mit Vorliebe. An Fleiſchkoſt läßt er ſich gewöhnen, überhaupt bald dahin bringen, die Gerichte der menſchlichen Tafel zu theilen. Auch geiſtigen Getränken iſt er keineswegs abhold, und einmal an dieſelben

Digitized by Google

gewöhnt, zieht er sie allen anderen vor. Je reicher man ihm seine Tafel beschickt, um so wählerischer zeigt er sich. Trotzdem kann man ihn kaum verwöhnen, weil er im Nothfalle sich wiederum mit dem einfachsten Futter begnügt und dasselbe scheinbar mit demselben Behagen verspeist wie die beste Leckerei.

Gefangene Makaken pflanzen sich ziemlich regelmäßig im Käfige fort, paaren sich zuweilen auch mit Verwandten und erzeugen dann lebenskräftige Blendlinge. Die Dauer ihrer Trächtigkeit beträgt ungefähr sieben Monate; genauer kann die Zeit nicht bestimmt werden, weil man nicht im Stande ist, ein Pärchen nach der befruchtenden Begattung zu trennen. Ich selbst habe von den Makaken, welche ich pflegte, wiederholt Junge erhalten. Einmal wurde einer in einem Käfige geboren, in welchem sich außer der betreffenden Mutter noch ein anderer Makak und das Weibchen eines Mantelpavians befanden. Letzteres hatte geraume Zeit vorher ebenfalls geboren, das Junge aber bald eingebüßt. Wenige Minuten nach der Geburt des Makaken bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des gedachten Hamadryasweibchens und schlossen daraus, daß dieses ein nachgeborenes Junge zur Welt gebracht habe. Aus diesem Grunde ließen sie auch der anscheinenden Mutter das Junge. Erst in den Nachmittagsstunden fiel ihnen auf, daß sich die Pflegemutter wenig mütterlich betrage, daß Junge oft auf das Stroh lege und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmere. Nunmehr erst sahen sie, daß der alte Makak, die wirkliche Mutter, sehr abgefallen war, fingen dieselbe, untersuchten sie, und fanden ihre Brüste strotzend von Milch. Jetzt erhielt die Alte ihr Kind; letzteres saugte auch, war aber doch schon zu lange ohne Pflege und Nahrung gewesen; denn am anderen Morgen fand man es todt.

Wie innig Makaken an ihren Kindern hängen, mag aus einer anderen Beobachtung von mir hervorgehen. Gelegentlich der Wintereinrichtungen sollten einige Affen aus ihrem Käfige entfernt werden, und es wurde deshalb Jagd auf sie gemacht. Unter der Gesellschaft jenes Käfigs befand sich auch das Junge eines Makakenweibchens, welches von der Mutter bereits seit Monaten getrennt worden war. Letztere bewohnte einen anderen Käfig, von welchem aus sie jenen übersehen konnte, und war von ihrem Kinde getrennt worden, weil sie eine bessere Pflege erhalten sollte. Als die Jagd auf die Affen begann, folgte die Alte mit ängstlichen Blicken jeder Bewegung des Wärters und schrie laut auf, so oft dieser ihrem Kinde sich näherte. Das fiel auf, und sie erhielt infolge ihrer Theilnahme das Kind zurück. Augenblicklich ergriff sie es, nahm es in die Arme und liebkoste es auf das zärtlichste. Sie hatte also das Junge niemals aus den Augen verloren, und dieses, wie es schien, auch die Mutter im Gedächtnis behalten.

In unseren Affentheatern spielt der Makak eine bestimmte, nicht allzu eng begrenzte Rolle, gewöhnlich als Aufwärter, Diener ꝛc., seltener als Reiter. Einzelne bringen es zu einer bemerkenswerthen Künstlerschaft. Ihre Abrichtung erfordert, nach mündlicher Versicherung Sachkundiger, größere Mühe als die Abrichtung der Paviane, aber weniger Mühe als die Einschulung des Magot. Doch behält letzterer das einmal Erlernte besser als unser Makak, dessen reger Geist verschiedenartige Beschäftigung verlangt.

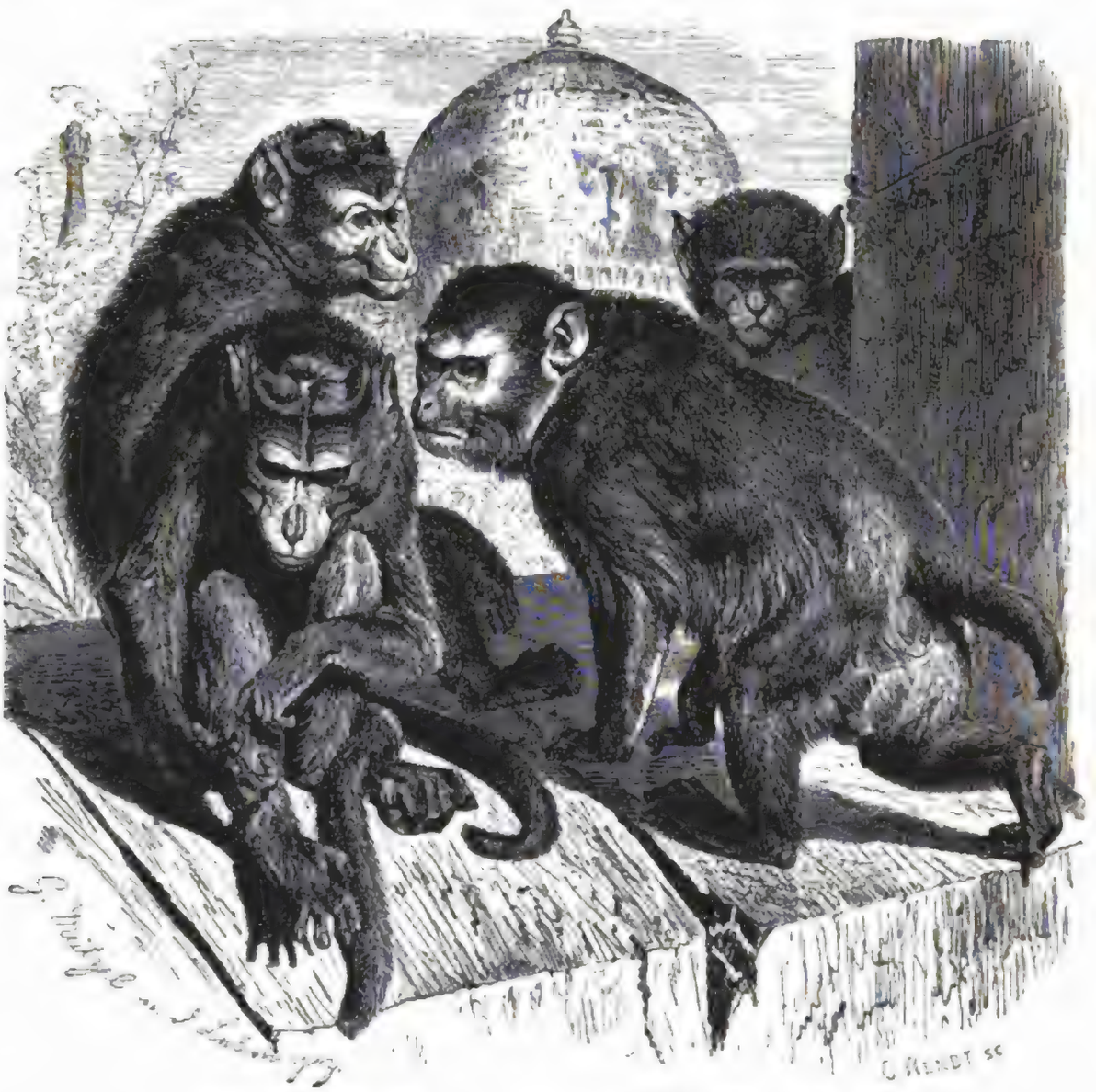
Minder häufig als der Makak gelangt uns der Hutaffe, Munga oder Malbruk der Inder (Macacus sinicus, Cynomolgus sinicus, Simia sinica), zu Gesichte. In der Größe steht dieser Affe seinen Verwandten um etwas nach. Seine Leibeslänge beträgt selten mehr als 45 Centim. seine Schwanzlänge ebenso viel. Der Leib ist ziemlich schmächtig, die zusammengedrückte Schnauze weiter vorgezogen als bei jenem, das Kopfhaar vom Scheitelpunkte aus strahlig ausgebreitet, die Stirn fast nackt, der Pelz ziemlich kurz, die Färbung der Oberseite ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammteindruck der grauen, schwarz- und gelbgeringelten Haare hervorgerufen wird, die der Unterseite weißlich; Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt.

Recht gemüthlich mag das Freileben des Hutaffen sein. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingeborenen betrachten ihn

Digitized by Google

als ein heiliges Weſen und erlauben ihm nicht bloß, in ihren Gärten nach Luſt und Willkür zu ſchalten, ſondern errichten ihm noch beſonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem ſauberen Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweiſen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeſchrieben werden wie dem Hulman, iſt mir unbekannt.

In ſeinem Weſen iſt der Hutaffe ein echter Makak, d. h. wetterwendiſch wie irgend ein anderer ſeiner Ordnung. Seine Launen wechſeln ohne Urſache in jedem Augenblicke, und daher kommt es,



Hutaffe (Macacus sinicus). Bunder (Macacus Rhesus).
1/10 natürl. Größe.

daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran iſt. Sein Muthwillen, die Munterkeit ſeines Weſens, ſeine Nachahmungsſucht und ſeine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern geſehenen Geſellſchafter und laſſen ſeine Unarten und ſein garſtiges Geſicht vergeſſen.

Im allgemeinen darf man ſagen, daß er ſich in ſeinen Sitten und Gewohnheiten, in der Art und Weiſe ſeiner Bewegung, ſeines Gebarens, überhaupt des geſammten Auftretens wenig oder nicht von dem gemeinen Makaken unterſcheidet. Entſprechend ſeinem abſonderlichen Geſichte, welchem der auf die Stirn hereinfallende Haarſchopf einen ganz eigenthümlichen Ausdruck verleiht, ſchneidet er vielleicht noch mehr als jener Grimaſſen und Fratzen; dies aber iſt auch alles, was

ich zum Unterschiede anzugeben wüßte. Auf Ceilon steht er, beziehentlich sein nächster Verwandter (Macacus pileatus), welcher vielleicht nur als Spielart aufgefaßt werden darf, bei Jedermann in großer Gunst und ist der allgemeine Liebling und das Schoßthier der Eingeborenen wie der Europäer. Die Schlangenbeschwörer und andere Herumstreicher lehren ihn den Tanz und ähnliche Künste, kleiden ihn, wie die Affenführer früherer Jahrzehnte bei uns es zu thun pflegten, in auffallende Tracht, ziehen mit ihm von Dorf zu Dorfe, von Stadt zu Stadt und lassen durch ihn sich ernähren, so gut und schlecht es eben gehen will. Tennent, welcher die obigen Mittheilungen macht, fügt noch hinzu, daß er sich leicht an Tabaksrauch gewöhnen läßt, wozu ich zu bemerken habe, daß mir das in keiner Weise auffällig erscheint. Fast alle Affen, welche ich kenne, lieben den Tabaksrauch mit einer gewissen Leidenschaft. Einige gerathen in förmliches Entzücken, wenn man ihnen solchen zubläst, andere öffnen das Maul so weit als möglich, wenn man sie anraucht, und blasen dann den eingezogenen Rauch mit wirklichem Behagen von sich. Der Hutaffe macht also durchaus keine Ausnahme von der Regel.

Als Beweis des Verstandes unseres Hutaffen und seines Vermögens, zu urtheilen und Schlüsse zu ziehen, mag nachstehende, mir von Schomburgk mitgetheilte Erzählung dienen. „In der thierkundlichen Abtheilung des Pflanzengartens von Adelaide wurde ein alter Hutaffe mit zwei jüngeren Artgenossen in demselben Käfige gehalten. Eines Tages griff er, übermüthig geworden durch die grausam gehandhabte Beknechtung seiner Mitaffen, vielleicht auch beeinflußt von der herrschenden heißen Witterung, seinen Wärter an, gerade als dieser das Trinkwasser für die gefangenen Affen erneuern wollte, und biß ihn so heftig in das Handgelenk des linken Armes, daß er nicht nur alle Sehnen, sondern auch eine Schlagader schwer verletzte und dem Manne ein längeres Krankenlager zuzog. Sofort, nachdem mir dies gemeldet worden war, verurtheilte ich den Schuldigen zum Tode, und früh am folgenden Morgen nahm ein anderer Wärter ein Gewehr, um meinen Befehl auszuführen. Ich muß erwähnen, daß Feuerwaffen in der Nähe der Käfige sehr oft gebraucht werden, um Katzen, Ratten ꝛc. zu vertilgen; die Affen haben sich daran so gewöhnt, daß sie weder einer Flinte halber, noch wegen des Abfeuerns derselben im geringsten sich beunruhigen. Als der Wärter dem Käfige sich näherte, blieben die beiden jüngeren Affen wie gewöhnlich ruhig auf der Stelle; der verurtheilte Verbrecher dagegen floh in größter Eile in den Schlafkäfig und ließ sich durch keinerlei Lockungen und Ueberredungskünste bewegen, hervorzukommen. Das gewöhnliche Futter wurde gebracht: er sah, was er früher nie gethan hatte, ruhig zu, daß die Gefährten fraßen, bevor er selbst seinen Hunger gestillt hatte, und erst, als der Wärter mit dem Gewehre sich so weit vom Käfige zurückgezogen hatte, daß er von ihm nicht mehr gesehen werden konnte, kam er vorsichtig und ängstlich hervorgekrochen, ergriff etwas von dem Futter und lief in größter Eile in den Schlafkäfig zurück, um es dort zu verzehren. Nachdem er zum zweiten Male herausgekommen war, um sich ein anderes Stück Brod zu sichern, wurde die Thüre seines Zufluchtsortes rasch von außen geschlossen; als der arme Schelm nunmehr wiederum den Wärter mit der Todeswaffe auf den Käfig zukommen sah, fühlte er, daß er verloren sei. Zuerst stürzte er sich wie wahnsinnig auf die Thüre des Schlafkäfigs, um sie zu öffnen; als ihm dies aber nicht gelang, stürmte er durch den Käfig, versuchte durch alle Lücken und Winkel zu entwischen, und warf sich, keine Möglichkeit zur Flucht entdeckend, am ganzen Leibe zitternd auf den Boden nieder und ergab sich in das Schicksal, welches ihn schnell ereilte. Seine beiden Genossen zeigten keine Spur von Aufregung und blickten ihm voll Erstaunen nach.

„Die Geschichte ist vollständig wahr und liefert ein bemerkenswerthes Beispiel für die Fähigkeit des Affen, Wirkung und Ursache zu verbinden."

Die Ansichten über Heiligkeit sind sehr verschieden. Unter uns gebildeten Europäern gilt unter Umständen ein feister Mönch, welcher sein Lebelang nicht das geringste Nützliche gethan hat, als großer Heiliger; unter den Mohammedanern wird mit ungleich mehr Recht ein Geisteskranker

Digitized by Google

oder Blödſinniger für heilig erklärt; unter den Indern gelangt der Affe zu demſelben Anſehen wie bei uns der Mönch, und zwar vielleicht aus denſelben Gründen, weil er ebenſo wenig wie jener der Menſchheit irgend welchen Nutzen bringt.

Außer dem uns bekannten Hulman ehrt der Inder noch einen anderen Affen, den Bunder, in einer Art und Weiſe, welche das Maß der zur Heiligenverehrung erforderlichen kindlichen Einfalt noch erheblich überſteigt.

„In der Nähe von Bindrabun, zu Deutſch Affenwald", erzählt Kapitän Johnſon, „gibt es mehr als hundert wohlbeſtellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum beſten der Bunder, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erſcheint. Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baume, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte ſich damit in kurzer Zeit, ohne wieder geſehen zu werden. Ich wohnte einſt einen Monat in dieſer Stadt, und zwar in einem großen Hauſe an den Ufern des Fluſſes, welches einem reichen Eingeborenen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren; die Affen kamen daher oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brod und andere Dinge vor unſeren Augen von dem Tiſche weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes ſchliefen, brandſchatzten ſie uns auch in anderer Hinſicht. Ich habe oft mich ſchlafend geſtellt, um ſie in ihrem Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut über ihre Pfiffigkeit und Geſchwindigkeit. Sätze von vier bis fünf Meter von einem Hauſe zum anderen, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brod, Zucker und anderen Gegenſtänden, ſchienen für ſie nur Spaß zu ſein.

„Gelegentlich eines Ausfluges nach Jeckarry wurden unſere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeſchlagen und die Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tiſche waren, kam der Reitknecht und erzählte, daß eines von den Pferden ſich losgebrochen habe, weil es die Affen auf den Bäumen durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen erſchreckt hatten, und daß wahrſcheinlich die übrigen Pferde dem Beiſpiele des einen folgen würden, wenn wir nicht Hülfe ſchafften. Sobald als das Eſſen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehre hinaus, um ſie wegzutreiben. Ich ſchoß auf einen mit ſchwachem Schuſſe, und er entfloh eilig zwiſchen die dichteſten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet ſitzen und verſuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen ſeiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erſchütterte mich ſo, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beſchreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar todt geweſen ſei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, Niemand wiſſe, wohin.

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingeborenen gegen den Bunder faſt ebenſo groß ſei wie die gegen den Hulman. Die Eingeborenen von Baka laſſen den Erntezehnten auf dem Acker für dieſe Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabſteigen, um ſich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu dieſe Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem ſie faſt lächerlich erſcheint, ihm doch ſo zur Ehre gereicht, daß wir ſie uns in vieler Hinſicht zum Vorbilde nehmen könnten. Auch in dem Schutze, welchen ſie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich nichts Lächerliches oder Unpaſſendes finden; mir will es vielmehr höchſt achtbar vorkommen, daß dort die Menſchen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit; denn ſie rauben dem Menſchen, welcher einen Affen tödtete, das Leben. Zwei junge britiſche Offiziere begingen auf einem Jagdzuge die Unvorſichtigkeit, einen Bunder zu ſchießen. Die Eingeborenen erhoben ſich in Maſſe gegen ſie und verſuchten, ſie zu ſteinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, ſuchte dem zu entgehen, indem er nach dem Fluſſe rannte und mit ſeiner Laſt in ihm abwärts ſchwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr geſetzt hatten, das Land, allein ſeine Reiter waren beide ertrunken.

Digitized by Google

Dem Fremden wird es freilich schwer, mit unseren Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Falls man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der anderen wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigene Leben.

Ein dort wohnender Engländer wurde, wie man erzählt, durch Bunder zwei Jahre lang in dieser Weise bestohlen und geärgert und wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaune abzuwehren; die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemüthsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden: da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen Baum, fällte denselben mit Hülfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit sich nach Hause. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandtheile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmutzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß sofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beschwerde der Säuberung schien sich zu lohnen; denn zuckersüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen ließ sich vernehmen, doch nicht lange Zeit: der Brechweinstein zeigte seine tückische Wirkung, und ein Fratzenschneiden begann, wie niemals früher, als die Affen sich anschickten, mit heißem Flehen den „heiligen Ulrich" anzurufen. Nach dieser bitteren Erfahrung kamen sie nie wieder in die Nähe des Verräthers und ließen sein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der Bunder (Macacus Rhesus) erreicht eine Länge von 50 bis 65 Centim.; sein Schwanz mißt etwa 20 Centim. Er ist von kräftigem, untersetztem Bau, am Oberleibe reichhaltig, am Unterleibe spärlich behaart. Seine sehr schlaffe Haut bildet an dem Halse, der Brust und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung des Pelzes ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln und dem Gesäße mit hellgelblichem oder röthlichem Anfluge, an der Unterseite weiß, die des Schwanzes oben grünlich, unten graulich. Gesicht, Ohren und Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft roth gefärbt. Das Weibchen trägt seinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt. — Ausdrücklich bemerken will ich, daß mit dem Bunder regelmäßig ein naher Verwandter, der Rothsteißaffe (Macacus erythraeus, Simia erythraea), verwechselt wird, obgleich dieser durch viel bedeutendere Größe, schlankeren Bau und fast doppelt so lange Arme und Beine auf den ersten Blick von jenem sich unterscheidet. Da der Rothsteißaffe ebenfalls aus Indien stammt und wie in der Färbung so auch in Sitten und Gewohnheiten dem Bunder ähnelt, läßt sich zur Zeit nicht entscheiden, auf welche Art von beiden sich die Lebensschilderungen beziehen und welcher der Heiligenschein gebührt.

Unser Affe verbreitet sich über einen großen Theil des festländischen Indiens. In namhafter Anzahl bevölkert er die Waldungen am Ufer des Ganges, kommt jedoch auch im Himalaya vor, wenigstens in den tiefen warmen Thälern dieses Gebirges. R. von Schlagintweit bemerkte in einem seiner Vorträge, daß gewisse Affenarten gegen den Winter hin von der Höhe des Gebirges nach der Tiefe herabwandern, war aber auf Befragen nicht im Stande, mir die betreffende Art anzugeben. Möglich, daß er den Bunder im Sinne gehabt hat. „Ich sah diese Affen", berichtet Hutton, „wiederholt im Februar, obgleich der Schnee nahe bei Simla zehn bis fünfzehn Centimeter

Digitized by Google

hoch lag, zur Nachtzeit auf den Bäumen ſchlafen, augenſcheinlich ohne alle Rückſicht auf die Kälte. Der Winter ſcheint ſie wenig zu behelligen; ja es kam mir ſogar vor, als ob ſie im Winter häufiger in der Gegend Simla's vorkämen als bei heißem Wetter. Zuweilen bemerkte ich ſie ſpringend und ſpielend unter den Nadelbäumen, deren Aeſte mit Schneelaſten bedeckt waren; ich ſah ſie noch bis zu 3000 Meter über dem Meere, ſelbſt im Herbſte, als in jeder Nacht harte Fröſte fielen. Doch wird aus verſchiedenen Oertlichkeiten, in welchen der Bunder vorkommt, gemeldet, daß er ſich beim Herannahen des Winters in die Ebene zurückziehe. In Bengalen bewohnt er dichte Bambusgebüſche, mit beſonderer Vorliebe diejenigen, welche die Ränder ſchmaler Wäſſerchen umſäumen. Denn auch er liebt das Waſſer im hohen Grade, ſchwimmt vorzüglich und beſinnt ſich, verfolgt, keinen Augenblick, ſich ins Waſſer zu ſtürzen, tauchend eine Strecke unter demſelben wegzuſchwimmen, und dann an irgend einer anderen Stelle zu landen."

Unter den Makaken iſt der Bunder dasſelbe, was der Huſſarenaffe unter den Meerkatzen: ein im höchſten Grade erregter, wüthender, jähzorniger und mürriſcher Geſell, ein Affe, welcher ſich ſelten und eigentlich nur in der Jugend an ſeinen Wärter anſchließt und mit ſeinen Mitaffen in ebenſo entſchiedener Feindſchaft lebt als mit den Menſchen. Möglicherweiſe, daß ſich gerade in dieſen unangenehmen Eigenſchaften die Verehrung begründet, welche er in ſeiner Heimat genießt. In Wuth gebracht, zerbricht und zerreißt er alles, was man in die Nähe ſeines Käfigs bringt, geht auch furchtlos auf den Menſchen los und bedient ſich ſeiner mächtigen Zähne mit großer Fertigkeit und dem entſchiedenſten Nachdrucke. Immer ſchlecht gelaunt, wie er zu ſein ſcheint, ärgert er ſich über alles, was um ihn her vorgeht, und ſchon ein ſcheler Blick bringt ihn außer ſich. Dann verzerrt ſich ſein ſonſt nicht gerade häßliches Geſicht zur abſcheulichſten Fratze, die Augen funkeln, und er nimmt eine lauernde Stellung an wie ein Raubthier, welches im Begriffe ſteht, ſich auf ſeine Beute zu ſtürzen. Einzelne Stücke geberden ſich ganz nach Art der Paviane, indem ſie das Maul weit aufreißen, die Lippen umſtülpen, das Gebiß zuſammenklappen, die Zähne an einander wetzen, ſodann die Backen voll Luft blaſen und anderweitige Fratzen ſchneiden, von denen jede einzelne verſtändlich genug iſt. Andere Affen, welche mit ihm in einem und demſelben Käfige leben, tyranniſirt er in der abſcheulichſten Weiſe; denn er iſt ebenſo neidiſch und ſelbſtſüchtig als heftig und wird zornig, wenn er einen anderen Affen freſſen ſieht. In ſeiner gemüthlichſten Stimmung nimmt er die unter Affen übliche Huldigung mit einer gewiſſen Würde entgegen, geſtattet, daß ihm der Pelz durchſucht und gereinigt wird, läßt ſich vielleicht ſelbſt herab, einem anderen gleiche Liebesdienſte zu erweiſen; doch hält eine ſo ſanfte Stimmung ſelten längere Zeit an, ſchlägt vielmehr meiſt urplötzlich in das Gegentheil um, und der eben noch geduldete oder ſogar bediente Mitaffe hat dann die volle Leidenſchaftlichkeit des Heiligen zu erfahren. Demungeachtet läßt ſich auch der Bunder zähmen und zu den verſchiedenſten Kunſtfertigkeiten abrichten. Bei Affenführern und im Affentheater iſt er ſehr beliebt, weil ſein mäßig langer, biegſamer Schwanz in der Kleidung mühelos ſich unterbringen läßt, er auch leicht lernt und „gern arbeitet". Ich habe gerade unter dieſen Affen „große Künſtler" kennen gelernt.

Bei geeigneter Pflege pflanzt ſich der Bunder in der Gefangenſchaft fort, und zwar geſchieht dies ziemlich regelmäßig. Ueber das Betragen einer Mutter und ihres im Käfige geborenen Kindes liegen treffliche Beobachtungen Cuviers vor, denen ich Folgendes entnehmen will:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bunder ſich an dem Bauche ſeiner Mutter feſt, indem er ſich mit den vier Händen an ihrem Pelze feſthielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüſte ſeiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung, immer zum Saugen bereit und ſchlafend, wenn die Alte ſich niederſetzte, aber auch im Schlafe ſich feſthaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und ſo gingen ihm die erſten Tage ſeines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte als die der Lippen, um zu ſaugen, und die der Augen, um zu ſehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es ſchien,

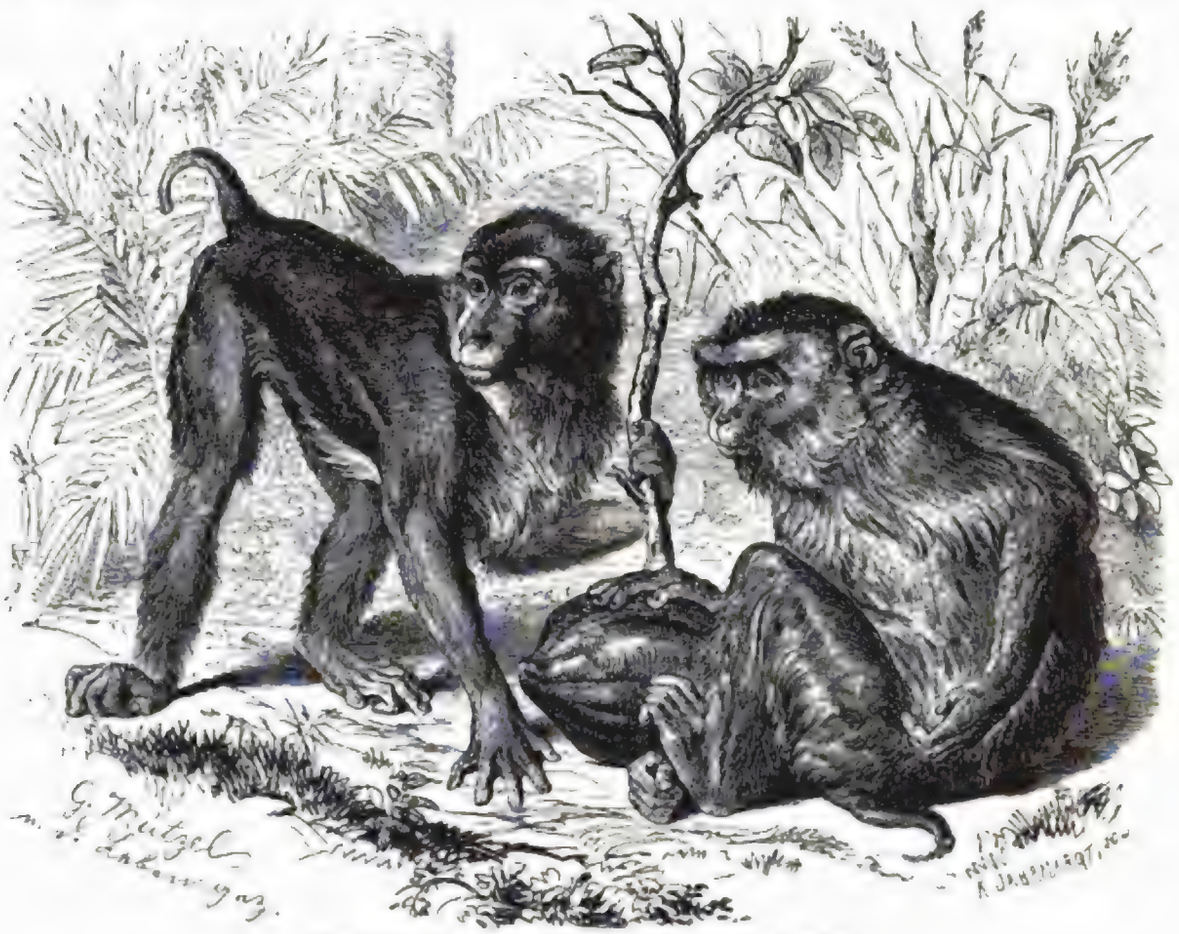
daß er vom erſten Augenblicke an ſeine Umgebung zu unterſcheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit ſeinen Augen.

„Es läßt ſich kaum beſchreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugeborenen betraf. Sie zeigte ſich ſtets verſtändig und ſo umſichtig, daß man ſie bewundern lernte. Das geringſte Geräuſch, die leiſeſte Bewegung erregte ihre Aufmerkſamkeit und zugleich auch eine ängſtliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für ſich ſelbſt; denn ſie war an die Menſchen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geſchahen mit größter Gewandtheit, doch niemals ſo, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen ſchien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterſchied in der Gewandtheit oder in dem Ungeſtüme derſelben zu bemerken. Wohl aber ſah man deutlich, daß die Alte ſich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzuſtoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieſes ſich von ſeiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in ſeinen erſten Schritten eine Gewandtheit und eine Stärke, welche Alle in Erſtaunen ſetzen mußte, weil beidem doch weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bunder klammerte ſich gleich anfangs an die ſenkrechten Eiſenſtangen ſeines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, ſprang freiwillig von der Höhe ſeines Käfigs auf ſeine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an denen er ſich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, welche dem erfahrendſten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerkſamkeit und ſchien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später verſuchte ſie, ſich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber ſtets gleich beſorgt um ihr Kind, und wenn ſie nur die mindeſte Gefahr zu befürchten glaubte, nahm ſie es ſogleich wieder zu ſich. Auch die leichteſte Berührung desſelben mit ihrer Hand war dem folgſamen Zöglinge ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Bruſt der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältniſſe ausführlicher, als die Kräfte desſelben zunahmen. Ich habe ſeine luſtigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falſche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabſichtigt hatte, erreichen ſah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er ſchon von allem Anfange an Entfernungen beurtheilen und den für jeden ſeiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu beſtimmen vermochte. Er kannte ſeine natürlichen Bewegungen vom erſten Augenblicke an und wußte durch ſie das zu erreichen, was ein anderes Thier, ſelbſt wenn es den Verſtand eines Menſchen beſeſſen haben würde, erſt nach zahlreichen Verſuchen und mannigfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl ſagen: Was wiſſen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben ſollen?

„Nach ſechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung als die Muttermilch, und damit zeigte ſich eine neue Erſcheinung. Beide Thiere gewährten anderweitige Aufſchlüſſe über ihr geiſtiges Weſen. Dieſelbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichſten Sorgfalt für ihr Junges beſchäftigt ſahen, welche dasſelbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüſten hängend trug, und von welcher man glauben ſollte, ſie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Biſſen aus dem eigenen Munde zu reichen bereit ſein: dieſelbe Mutter geſtattete ihm, als es zu eſſen anfing, nicht, auch nur das Geringſte von der ihm dargereichten Speiſe zu berühren. Sobald der Wärter Obſt und Brod gereicht hatte, bemächtigte ſie ſich ſolcher, ſtieß das Junge, wenn es ſich nähern wollte, von ſich und füllte eilends Backentaſchen und Hände, damit ihr nichts entgehe. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb als die Freßgier ſie zu dieſem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte ſie das Junge nicht nöthigen wollen: denn ſie hatte keine Milch mehr; und ebenſo wenig konnte ſie Beſorgnis hegen, daß die Speiſen ihrem Jungen ſchädlich ſein könnten: denn dieſes fraß dieſelben begierig und fand ſich dabei recht wohl.

Digitized by

Der Hunger machte es nun bald ſehr kühn, unternehmend und behend. Es ließ ſich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückſchrecken; und was ſie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und alles für ſich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, doch immer ſich des einen oder des anderen Biſſens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, ſo fern als möglich von ihr, raſch zu verzehren. Dieſe Vorſicht war keineswegs unnöthig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteſte Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit ſich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur



Schweinsaffe (Macacus nemestrinus). ⅓ natürl. Größe.

in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieſes lebte fortan in guter Geſundheit und wurde von der Mutter gepflegt, ſo lange es ſich nicht um das Eſſen handelte. Es unterſchied die Leute recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkoſten, war ſehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einſtweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit".

Von den bisher genannten Makaken unterſcheidet ſich der Schweinsaffe oder Lapunder (Macacus nemestrinus, Simia nemestrina) vornehmlich durch ſeinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Seinen Namen erhielt er eben wegen ſeines Schwanzes, welcher mit dem eines Schweines in ſofern Aehnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigenthümlichen gekrümmten Weiſe trägt. Die Behaarung auf der Oberſeite des Körpers iſt lang und reichlich, auf der Unterſeite ziemlich ſpärlich, ihre Färbung oben dunkelolivenbraun, jedes einzelne Haar abwechſelnd olivenfarben, grünlich, gelblich und ſchwarz geringelt, auf dem Oberarme mehr fahlgelb und auf der Unterſeite des Leibes gelblich oder bräunlichweiß, auf der Unterſeite des Schwanzes hellroſtbräunlich. Geſicht, Ohren, Hände und Geſäßſchwielen ſind ſchmutzig fleiſchfarben, die oberen

Augenlider weißlich, die Augen braun. Auf dem Scheitel gehen die Haare strahlenförmig auseinander. Die Höhe dieses Affen beträgt bis 55 Centim., die Länge des Körpers 60 Centim., und die des Schwanzes 15 Centim.

Der Schweinsaffe lebt in den ausgedehnten Wäldern von Sumatra, Borneo (?) und der malaiischen Halbinsel, wahrscheinlich weniger auf Bäumen als nach Art der Paviane auf dem Erdboden oder auf Felsen. Wenigstens berichtet Phayre, daß er Affen dieser Art in einer gebirgigen Gegend fand. Ausführliche Berichte über sein Freileben liegen nicht vor, sind mir zum mindesten nicht bekannt; jedenfalls aber steht so viel fest, daß der Schweinsaffe in seiner Heimat häufig sein muß, weil er auf unseren Thiermärkten durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, bei jedem größeren Händler im Gegentheile regelmäßig gefunden wird. Man erzählt, daß er von den Malaien, welche ihn Bruh nennen, gezähmt und zu allerlei Dienstleistungen abgerichtet werde. Namentlich soll man ihn zum Pflücken der Kokosnüsse verwenden und er dabei sich nicht allein geschickt, sondern sogar sehr verständig zeigen, beispielsweise die reifen Nüsse von den unreifen unterscheiden und jene herabwerfen. Im Verhältnis zu seiner Größe ist er ebenso kräftig als beweglich, obgleich er selbstverständlich den Schlankaffen, Meerkatzen und kleineren Sippschaftsverwandten nachsteht. Sein Wesen ist entschieden gutmüthig, und er behält diese Eigenschaft meistens auch im höheren Alter bei. Allerdings habe ich mehrere erwachsene Schweinsaffen kennen gelernt, mit denen ebenfalls nicht zu spaßen war: alte grämliche Männchen, welche im vollen Bewußtsein ihrer Würde sich weder von ihren Pflegern noch von anderen Affen das Geringste gefallen ließen; sie aber bilden doch Ausnahmen von der Regel, und man darf wohl sagen, daß dieser Affe zu den liebenswürdigsten seines Geschlechts zählt. Auch er pflanzt sich leicht in Gefangenschaft fort und paart sich zuweilen erfolgreich mit Verwandten. So lebte im Berliner Thiergarten im Jahre 1872 ein weiblicher Schweinsaffe mit seinem Kinde, dessen Vater ein gewöhnlicher Makake war, und das Kleine gedieh auch recht gut, verlor aber leider im ersten Winter sein Leben.

Zu den abweichenden Arten der Gruppe zählt einer der schönsten aller Affen, der Wanderu oder Nilbandar der Inder, unser Bartaffe (Macacus Silenus, Vetulus Silenus, Simia ferox, Silenus veter). Ihn kennzeichnet der gedrungene Bau, ein reicher Vollbart, welcher das ganze Gesicht umschließt, und der mittellange, am Ende gequastete Schwanz. Der sehr reiche lange Pelz ist glänzend schwarz, unterseits lichtbräunlichgrau, der mähnenartig verlängerte Vollbart dagegen weiß, in der Jugend graulich; Hände und Füße haben mattschwarze Färbung, die gutmüthigen Augen braune Iris. Erwachsen erreicht der Wanderu eine Länge von 1 Meter und darüber, wovon der Schwanz 25 bis 35 Centim. wegnimmt.

Ueber das Vaterland des Wanderu ist man bis in neuerer Zeit in Irrthum gewesen, weil man gewöhnlich Ceilon als solches angesehen hat. Nach den neueren Berichten scheint das Thier nicht auf dieser Insel, sondern in Malabar heimisch zu sein und hier ausschließlich die dichten Waldungen zu bewohnen. Tennent erwähnt in seinem trefflichen Werke des Bartaffen nicht, wendet vielmehr den Namen Wanderu auf die Schlankaffen an und bemerkt ausdrücklich, daß alle von Ceilon nach Europa gebrachten Bartaffen erst auf der Insel eingeführt wurden. Ueber das Freileben unseres Thieres wissen wir so viel wie nichts. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besäet mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volkes achten sie sehr hoch wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Verwundern gut benehmen.

Digitized by Google

„Der weißbärtige Affe", ſagt Heydt, „ſtellt einen alten Indier mit ſeinem Barte nicht übel vor. Er hält ſich die meiſte Zeit in den Wäldern auf und verurſacht wenig Schaden. Von anderen Affen unterſcheidet er ſich dadurch, daß er nicht ſo boshaft und eher heiter iſt. Er ſcheint mehr Nachdenken zu haben als dieſe, kann gläſernes Geſchirr lange gebrauchen, ohne es zu zerbrechen, weiß ſogleich, wenn er Unrecht gethan hat, und gibt ſeine Traurigkeit darüber durch Geberden zu erkennen, welches er noch mehr thut, wenn er geſchlagen worden iſt, da man ihn oft Thränen vergießen ſieht." Ein anderer Berichterſtatter verſichert, daß die übrigen Affen die größte Achtung vor dem Wanderu hätten und ſich in ſeiner Nähe anſtändig benähmen, weil ſie ſeine Uebermacht anerkennen müßten. Bennett erzählt von zwei Gefangenen, welche er pflegte, daß ſie ſehr gutartig waren und ſich damit vergnügt hätten, an ihrer Kette ſich zu ſchaukeln. „Sobald

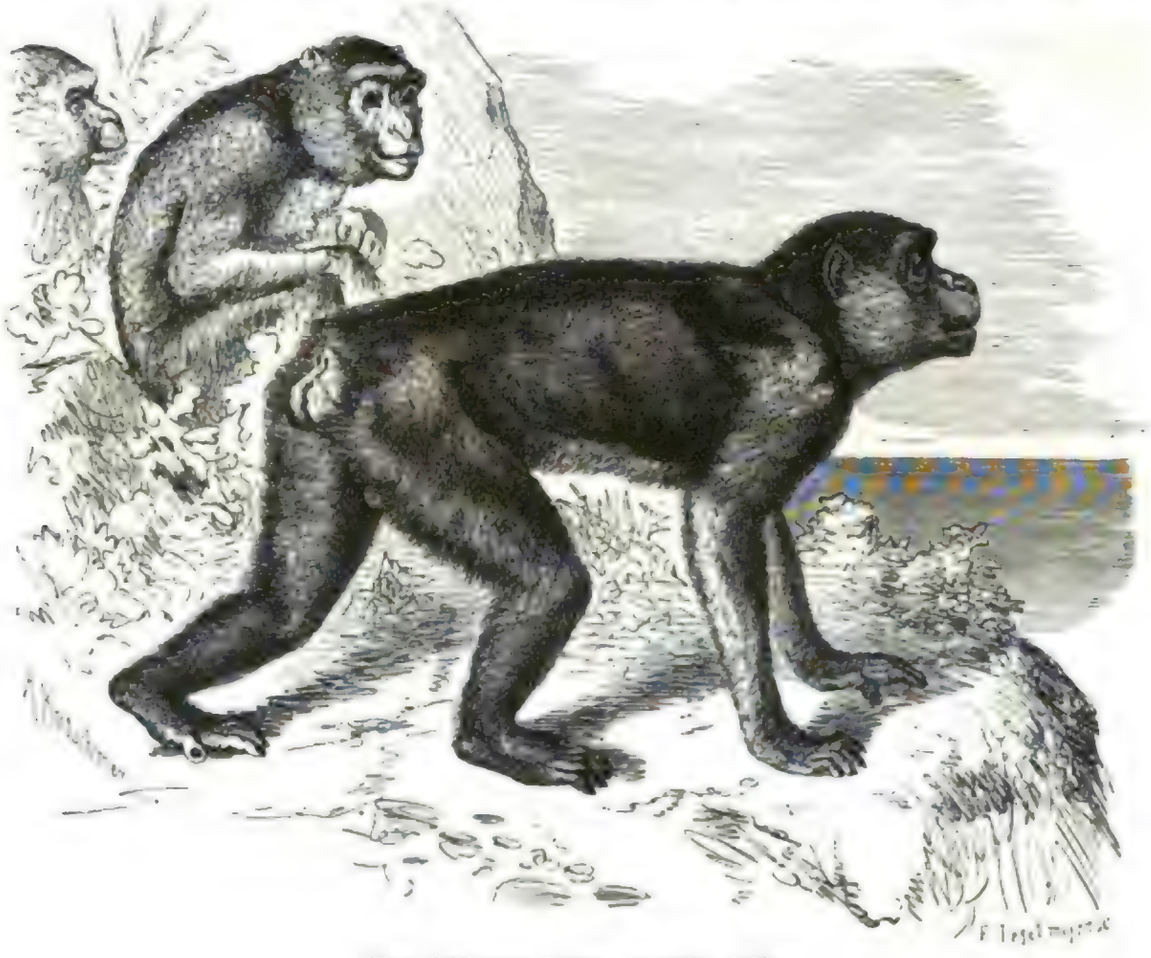
Wanderu (Macacus Silenus). 1/10 natürl. Größe.

Jemand hereintrat, ſtieg der eine plötzlich von ſeiner Stange herab und paßte den Augenblick ab, um auf den Beſucher zu ſpringen und ihn unverſehens zu erfaſſen und zu necken; dann kletterte er wieder auf ſeine Stange, als ob nichts geſchehen ſei, und freute ſich ſeines Erfolges."

Ich habe mehrere Wanderus geſehen, auch einen längere Zeit gepflegt, und muß ſagen, daß ich mit den Indern übereinſtimme. Der Bartaffe macht den Eindruck eines überlegenden Geſchöpfes, eines durchaus würdigen Affen, und jede ſeiner Bewegungen entſpricht dem vollſtändig. Sein Thun und Handeln iſt gemeſſen, jede ſeiner Bewegungen gleichſam vorbedacht. Den größten Theil der Zeit ſcheint er ſich nur mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und zuweilen längere Zeit in tiefſtem Nachdenken verſunken zu ſein. Um die Außenwelt bekümmert er ſich viel weniger als andere Affen, obwohl das geweckte Auge deutlich genug bekundet, daß ſie nicht ſpurlos an ihm vorübergeht. Auch er achtet auf jeden Menſchen und auf jedes Thier, welches ihm ſich nähert: aber es geſchieht dies mit würdiger Ruhe; denn er betrachtet alles, was er anſieht, mit dem ihm eigenen Ernſte. Von Natur entſchieden gutmüthig, kann es unter Umſtänden doch geſchehen, daß der alte Adam in ihm lebendig und die auf dem Affen unzweifelhaft ebenfalls laſtende Erbſünde in ihm rege wird.

Digitized by Google

Das ruhige und ſanfte Auge blitzt dann in eigenthümlichem Feuer auf; das Geſicht nimmt den Ausdruck entſchiedenen Zornes an, und ſeine Haltung bekundet, daß er jetzt nur auf den Augenblick lauere, zuzufaſſen und ſeinen Ingrimm zu bethätigen. Doch wie bemerkt, ſolche Gemüthserregungen gehören zu den Seltenheiten; im allgemeinen denkt er nicht daran, irgend einem anderen Geſchöpfe etwas in den Weg zu legen oder zu Leide zu thun. Zuweilen ſieht man ihn im Affentheater als mitwirkenden Schauſpieler in der Rolle eines würdigen Alten, zu welcher er ſich ſeines Ausſehens halber ganz vorzüglich eignet, und er verfehlt dann nicht, ſeines gemeſſenen,



Magot (Macacus Inuus). ⅓ natürl. Größe.

anſcheinend tief durchdachten Spieles halber die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, um den verdienten Beifall ſich zu erwerben. Demungeachtet ſteht er bei den Leitern jener Theater nicht eben in beſonderer Gunſt; Broekmann wenigſtens verſicherte mir, daß er, wenn auch nicht ungelehrig, ſo doch ſchwerfällig von Begriffen ſei, lange Zeit brauche, um etwas zu behalten, und nicht mit der Willfährigkeit anderer abgerichteter Affen „arbeite".

In gewiſſer Hinſicht der wichtigſte aller Makaken iſt der Magot, ſeiner Schwanzloſigkeit halber neuerlich als Vertreter einer beſonderen Sippe angeſehen, ſonſt auch unter dem Namen türkiſcher, berbiſcher und gemeiner Affe bekannt (Macacus Inuus, Simia Inuus, Pithecus Inuus, Inuus ecaudatus, Inuus Pithecus ꝛc.). Ihn kennzeichnet außerdem der ſchmächtige Leibesbau und die Schlankheit ſeiner hohen Glieder, ein ziemlich reicher, auf der Unterſeite des Leibes ſpärlicherer Pelz und der dichte Backenbart. Das runzelige Geſicht, Ohren, Hände und Füße ſehen fleiſchfarbig, die Schwielen blaßroth aus; der Pelz iſt röthlich olivenfarbig, da die Haare am Grunde ſchwärzlich, an der Spitze aber röthlich ſind. Bei ſehr alten Stücken zeigen die

Digitized by Google

Haare übrigens auch schwarze Spitzen, und der gesammte Pelz erhält dann einen dunkleren Schein. Die Unterseite und die Innenseite der Gliedmaßen hat lichtere, mehr graugelbliche oder weißliche Färbung. Bei etwa 75 Centim. Leibeslänge erreicht der Magot eine Schulterhöhe von 45 bis 50 Centim.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Affe bereits den alten Griechen unter dem Namen Pithecus bekannt und der erste war, welcher nach Europa übergeführt wurde. Aus diesem Grunde rechtfertigt es sich, wenn neuere Schriftsteller ihm insbesondere den Namen Pithecus gewahrt wissen wollen. Plinius sagt von ihm, daß er alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, es gern habe, wenn man sich mit ihm beschäftige, in den Häusern Junge hervorbringe ꝛc. Unter den späteren Schriftstellern berichtet namentlich Leo Africanus über ihn, daß er in den mauritanischen Wäldern, besonders in den Bergen von Bugir und Konstantine lebe, nicht nur an Händen und Füßen, sondern auch im Gesichte menschenähnlich sei, und von der Natur mit wunderbarem Verstande und Klugheit versehen worden wäre. Er nähre sich, so schildert unser Gewährsmann, von Kräutern und Körnern, ziehe herdenweise in die Kornfelder, stelle am Rande Wachen auf, welche bei eintretender Gefahr durch einen Schrei die anderen warnten, worauf der ganze Trupp durch die Flucht sich zu retten suche und in großen Sprüngen sich auf die Bäume begäbe. Auch die Weibchen sprängen mit und trügen dabei ihre Jungen an der Brust. Diese Affen würden abgerichtet und brächten es sehr weit: einzelne wären wahre Künstler; doch hätte man von ihrem Zorne und ihrer Bissigkeit mancherlei zu leiden. Von den alten Griechen und Römern an genoß der Magot bis in die neuere Zeit dieselbe Beachtung. Er war der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserem gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Unter den herumziehenden Künstlern stand oder steht er im höchsten Ansehen, und zwar nicht allein seiner Klugheit halber, sondern mehr noch wegen seines Leibesbaues. Für den Besitzer eines Affentheaters ist es nämlich, wie ich neuerdings belehrt worden bin, besonders wichtig, daß der zu verwendende Affe einen möglichst kurzen biegsamen Schwanz oder besser gar keinen habe, weil gedachtes Anhängsel, wenn das Thier bekleidet werden soll, stets erhebliche Schwierigkeiten verursacht. Aus diesem Grunde wird der Mandril dem Paviane, der Bunder anderen Makaken und der Magot allen Gliedern seiner Sippe vorgezogen. Seine schöne schlanke Gestalt, so versicherte mir Broekmann, erleichtert das Bekleiden sehr; jeder Anzug paßt ihm vorzüglich; vom Schwanze bemerkt man gar nichts, wenn er auf die Bühne kommt, und da er nun außerdem noch leicht lernt und das Gelernte vorzüglich gut behält, verdient er, allen übrigen Affen seines Geschlechtes bei weitem vorangestellt zu werden. Bei guter Behandlung und verständiger Abrichtung bleibt er auch im hohen Alter sanft und gutartig, während er, wenn er einmal „verschlagen" wurde, einer der tückischsten aller Affen ist.

Reichenbach nennt den Magot einen Spieler für das gemeine Rollenfach: „sein Gesichtsausdruck", meint er, „macht den Eindruck eines pfiffigen, dabei überlegten, entschiedenen Charakters. Der breite Querdurchmesser des Gesichts deutet entschiedene Beharrlichkeit an, und ebenso die breite Kopfmitte auf Gutmüthigkeit hin. Die kleinen Augen zeigen zwar den pfiffigen, die minder hohe Stirn aber den beschränkten Denker. Seine Rollen beschränken sich deshalb auch nur auf die gewöhnlichen Späße, auf das An- und Auskleiden, Hutabnehmen, Grüßen, Reiten auf anderen Thieren, Schaukeln und Seiltanzen, Auffangen zugeworfener Nüsse, auf das Trinken und Essen aus Gefäßen und Geschirren ꝛc." Hiermit stimmt Broekmann, welchem wir in dieser Hinsicht wohl die erste Stimme zusprechen dürfen, keineswegs überein. Seiner Versicherung nach gibt es gerade unter den Magots ganz ausgezeichnete „Künstler", welche in jeder Hinsicht Anerkennenswerthes leisten.

Die Heimat des Magot ist das nordwestliche Afrika, Marokko, Algier und Tunis. Nach Rüppell soll er noch in den westlich von Egypten liegenden Oasen häufig vorkommen und von

Digitized by Google

dort aus in Menge nach Alexandrien und Kairo ausgeführt werden — eine Angabe, welche ich nicht zu beſtätigen vermag, da ich unſeren Affen in Egypten ſtets in weit geringerer Anzahl geſehen habe als die aus Mittelafrika ſtammenden Arten. So viel wir wiſſen, lebt er in ſeinem Vaterlande in großen Geſellſchaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er iſt ſehr klug, liſtig und verſchlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß ſich im Nothfalle mit ſeinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenſchaftlichen Erregung verzerrt er das Geſicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen ſchnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er ſich fürchtet, ſtößt er ein heftiges, kurzes Geſchrei aus. Verlangen ſowie Freude, Abſcheu, Unwillen und Zorn gibt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig iſt, bewegt er ſeine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, ſtreckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen ſo zuſammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in Gebirgsgegenden, auf felſigen Wänden, iſt aber auch auf Bäumen zu Hauſe. Man ſagt, daß er, wie die Paviane, viele Kerbthiere und Würmer freſſe, deshalb beſtändig die Steine umwälze und ſie gelegentlich die Berge herabrolle. An ſteilen Gehängen ſoll er hierdurch nicht ſelten gefährlich werden. Skorpione ſind, wie behauptet wird, ſeine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geſchickt auszurupfen und verſpeiſt ſie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er ſich, und je kleiner ſeine Beute ſein mag, um ſo eifriger zeigt er ſich in der Jagd, um ſo begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaſchte Kerbthier wird ſorgfältig aufgenommen, vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun ſofort gefreſſen.

Auffallender und eigentlich unerklärlicher Weiſe gehört der Magot gegenwärtig auf dem europäiſchen Thiermarkte zu den Seltenheiten, und nur ſehr ausnahmsweiſe gelangt er einmal in wenigen Stücken in die Hände des Händlers. Aus dieſem Grunde ſieht man ihn auch höchſt einzeln in den Thiergärten und zum Kummer aller herumziehenden Künſtler im Affentheater. Die Gefangenen werden uns in der Regel von Magador in Marokko gebracht; doch ſcheint es, als ob man ſich gegenwärtig weit weniger als früher damit befaſſe, ſolche Affen zu fangen, zu zähmen und zu verhandeln. Ich ſelbſt erhielt vor einigen Jahren vier Stück von ihnen, und hatte ſomit Gelegenheit, ſie geraume Zeit zu beobachten. Alle vier zeichneten ſich durch ein ernſtes Weſen aus, ohne jedoch mürriſch zu ſein. Der Grundzug ihres Charakters war entſchiedene Gutmüthigkeit; doch fand ich die bereits von den Alten erwähnte leichte Erregbarkeit auch bei ihnen beſtätigt. Am meiſten ähneln ſie dem Rothſteißaffen, ihrem indiſchen Verwandten. Sie ſind gute Fußgänger, aber mangelhafte Kletterer, obwohl ſie immerhin mit größerer Leichtigkeit als Paviane Bäume beſteigen und mit ziemlichem Geſchick Sätze von einem Baume zum anderen ausführen können. Mit ihrem Wärter hatten ſich die in Rede ſtehenden Stücke binnen kurzem innig befreundet, obgleich ſie die ihnen innewohnende Tücke niemals ganz laſſen konnten. Kleine Hunde, Katzen und andere Säugethiere warteten ſie mit beſonderer Vorliebe, und ſtundenlang konnten ſie ſich beſchäftigen, ihnen das Fell nach ſchmarotzenden Gäſten abzuſuchen, erkannten es auch dankbar an, wenn der Wärter ihnen ſcheinbar dieſelbe Gefälligkeit erwies, d. h. ihnen die Haare des Felles auseinanderlegte und that, als ob er reiche Jagd mache. Alle vier ſtarben in kurzer Zeit dahin, ohne daß es uns möglich war, eine Urſache dafür aufzufinden.

Der Magot iſt der einzige Affe, welcher noch heutigen Tages wild in Europa gefunden wird. Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südſpanien (1856) über die Affenherde, welche die Felſen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Geſellſchaft noch immer ziemlich zahlreich ſei, aber nicht eben häufig geſehen werde. Von der Feſtung aus beobachte man die Thiere oft mit Fernröhren, wenn ſie, ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg herabrollen. In die Gärten kämen ſie ſelten. Auch die Spanier wiſſen nichts darüber anzugeben, ob die Thiere von allem Anfange an Europäer waren, oder ſolches erſt durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden.

Digitized by Google

A. G. Smith berichtet über ſeine an Ort und Stelle geſammelten Erfahrungen. Er theilt zunächſt mit, daß das Vorkommen der Thiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja als einfältiges Märchen betrachtet und ſelbſt von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geleugnet worden ſei, und verſichert, daß er beinahe ſelbſt allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines Beſſeren belehrt, als er den Flaggenſtock auf dem Gipfel des Felſens beſuchte, um ſich an der herrlichen Rundſchau zu laben. Der Flaggenwächter theilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen ſeien". Nunmehr zog unſer Gewährsmann die ſorgſamſten Erkundigungen ein, und ihnen verdanken wir das Nachſtehende.

„Auf dieſem Felſen haben die Affen ſeit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie ſie über die See gekommen ſind, iſt nicht leicht zu beſtimmen, und die mauriſche Sage, daß ſie zwiſchen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdiſchen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, klingt doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß iſt nur, daß ſie da ſind, obſchon bedeutend an Zahl zurückgebracht, ſodaß während einiger Jahre die ganze Geſellſchaft ſich auf eine kleine Bande von vier belief. Man ſieht ſie ſelten; ſobald aber der Wind wechſelt, ändern auch ſie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie ſie ſind, ſcheuen ſie jede plötzliche Abwechſelung des Wetters, namentlich das Umſetzen des Windes von Oſt nach Weſt oder umgekehrt, und ſuchen ſich dagegen zu ſchützen, indem ſie ſich hinter die Felſen ducken. Sie ſind ſehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebſten die ſteilen Abgründe, wo ſie ſich im ungeſtörten Beſitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockeren Felſen befinden. Jedenfalls kann es ihnen nicht ſchwer werden, ſich ihre Nahrung zu verſchaffen; denn ſie erſcheinen ſehr wohlgenährt. Ueppig wachſen zwiſchen den loſen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte ſie freſſen; beſonders aber lieben ſie die ſüßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort ſehr häufig iſt; zur Abwechſelung verzehren ſie ſonſt auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal ſollen ſie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) von den Felſen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obſt allzu ſehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einſamkeit beſiegen ſollte. Man hält ſie gewöhnlich für außerordentlich ſcheu und ſagt, daß ſie bei dem geringſten Geräuſche flüchteten; mein Berichterſtatter ſtellte dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweiſe ſeiner Behauptung einige Felſen, von wo aus ſie ihn an demſelben Morgen angeſtiert hatten, ohne durch die Farbe ſeiner engliſchen Uniform oder durch ſeinen Unteroffiziersblick ſich irre machen zu laſſen. Ziemlich lange Zeit blieben ſie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Bruſtwehr ſtehen, an welcher er lehnte, und zogen ſich ſchließlich in aller Muße zurück. Daß man ſie ſo ſelten ſieht und faſt nur während ihres „Umzuges" zur entgegengeſetzten Seite des Felſens, ſcheint auf ein ſehr ſcheues, ungeſelliges Weſen zu deuten: denn Niemand verfolgt ſie; vielmehr bewahrt man ſie ängſtlich vor jeder Beläſtigung. Seit wie lange ihnen ein ſolcher Schutz ſchon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geſchieht es bereits ſo lange, als Gibraltar im Beſitze der Engländer iſt. Seit 1855 hat der Quartiermeiſter ſie nicht nur unter ſeine beſondere Obhut genommen, ſondern auch ſorgfältig für ihr jedesmaliges Erſcheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieſer Buchung, daß ſie durchſchnittlich alle zehn Tage einmal geſehen wurden, manchmal etwas häufiger; daß ſie im Sommer ebenſo wohl wie im Winter „umziehen", ſtets mit der Abſicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß ſie im Jahre 1856 ſich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen ſind. Ihr gänzliches Ausſterben ſteht leider zu erwarten; denn dieſe vier ſollen ſämmtlich *eines* Geſchlechtes ſein. Sollte unter den vielen engliſchen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug ſein, einige Affen von der entgegengeſetzten Küſte der Berberei einzuführen, da dorthin mindeſtens wöchentlich Verbindung ſtatthat? Wäre Niemand zu finden, welcher auch nur ein halbes Dutzend kaufte und ſie unter ihren Artgenoſſen auf dem Felſen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieſer Affenſtamm noch einmal aufblühte und ſo dieſe anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe."

Digitized by Google

Ein Jahr später berichtet Posselt über dieselben Affen: „Auf der Ueberfahrt von Cadix nach Gibraltar hatte ich mich nach den Affen erkundigt, und ein in Gibraltar ansässiger Engländer mir versichert, daß es keine mehr gäbe. In der Stadt sagte man mir, daß allerdings noch Affen da wären, gab mir auch die Anzahl von drei bis fünfzehn an, da sie sich in den steilsten und unzugänglichsten Theilen aufhielten und sehr scheu wären. Ohne Führer bestieg ich langsam den bequemsten Weg und bog auf etwa zwei Drittel der Höhe vom Hauptwege, welcher nach der Signalstation führt, links ab nach dem höchsten nördlichen Gipfel des Felsens. Das herrliche Landschaftsbild, welches sich unter mir ausbreitete, fesselte mich so, daß ich die Affen ganz vergessen hatte, als plötzlich bei der letzten Biegung des Weges meine Aufmerksamkeit durch einen eigenthümlichen, scharfen Laut, welchen ich zuerst für das entfernte Kläffen eines Hundes hielt, erregt wurde. Etwa zweihundert Schritte vor mir lag die erste Batterie mit ihren nach Spanien hin drohenden eisernen Kanonen. Auf der gemauerten Brustwehr dieser Batterie lief, langsam sich von mir entfernend, ein Thier von der Größe eines schottischen Dächsels, und von ihm kam der Laut her. Ich blieb stehen und sah nun, daß es einer der Affen war, welcher hier wahrscheinlich Wache gehalten hatte. Denn am Ende der Mauer gegen das Mittelmeer zu lagen zwei andere behaglich im Sonnenscheine ausgestreckt. Schritt für Schritt näherte ich mich langsam der anziehenden Gruppe, welche sich jetzt eng zusammendrückte und mich aufmerksam beobachtete. Auf etwa hundert Schritte nahe gekommen, stand ich still und beobachtete die nach und nach wieder unbefangen werdenden Thiere. Auf tausenderlei Arten bezeigten sie ihr Wohlgefallen am warmen Sonnenscheine, bald sich umarmend, bald sich behaglich auf der Mauer umherwälzend. Manchmal sprang einer spielend auf die Kanonen und kam, durch die Schießöffnungen schlüpfend, von der anderen Seite her wieder zu seinen wartenden Kameraden zurück; kurz, sie schienen sich da ganz häuslich eingerichtet zu haben und entschlossen zu sein, den schönen Sonnenschein aufs beste zu genießen.

„In früheren Jahren zahlreich, sind sie jetzt auf die geringe Zahl von drei zusammengeschmolzen und vermehren sich nicht mehr, ohne Zweifel, weil sie von einem Geschlechte, entweder alle Männchen oder Weibchen sind, so daß die kleine Familie bald ganz aussterben wird. Die Gartenbesitzer pflegten früher Fallen zu stellen, um ihre Erzeugnisse gegen die Einfälle dieser gefräßigen, große Verheerungen anrichtenden Gäste zu sichern. So war der Schutz des mächtigen England nicht ausreichend, diese Urbewohner seiner stärksten Festung vor dem Untergange zu bewahren, und in wenig Jahren wird Europa's Fauna um eine interessante Thiergattung ärmer sein".

Zur Beruhigung aller Thierfreunde kann ich mittheilen, daß die Befürchtung Posselts sich nicht bewahrheitet, seither im Gegentheile ihre Begründung verloren hat. Durch Vermittelung meines Bruders wandte ich mich an den Befehlshaber der Festung selbst, mit der Bitte um Auskunft, und empfing folgenden Bericht:

„Die Anzahl der Affen, welche gegenwärtig unseren Felsen bewohnen, beträgt elf Stück. Da man gefunden hat, daß sie auf den Felsen ohne Mühe genügende Nahrung finden, werden sie nicht gefüttert, sondern gänzlich sich selbst überlassen. Der Signalwächter wie die Sicherheitsbeamten wachen über ihre Sicherheit und verhindern, daß sie gejagt oder sonstwie beunruhigt werden. Ersterer führt Buch über sie und ist, da sie sich stets zusammenhalten, immer genau über sie wie über Zu- oder Abgang unter ihnen unterrichtet.

„Wann und wie sie auf den Felsen gelangt sind, weiß Niemand zu sagen, obschon man hierüber die verschiedensten Ansichten aussprechen hört. Vor etwa sechs oder sieben Jahren waren sie bis auf drei Stück zusammengeschmolzen; Sir William Codrington aber, fürchtend, daß sie gänzlich aussterben würden, führte ihrer drei oder vier von Tanger ein, und seitdem haben sie sich wieder bis auf die angegebene Höhe vermehrt".

Europa wird also seine Affen noch nicht verlieren.

*

Digitized by Google

Die Gruppe der Paviane (Cynocephalus) ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen den Affen gleichsam auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebenso gut eine Verzerrung seines Vorbildes wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichts ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Menschenaffen die größten Glieder ihrer Ordnung. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hinteren Seite scharfe Kanten haben; die Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet; die Gesäßschwielen erreichen wahrhaft abschreckende Größe und haben gewöhnlich äußerst lebhafte Färbung. Die lange und lockere Behaarung verlängert sich bei einigen Arten am Kopfe, Hals und an den Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün ꝛc.

Der Verbreitungskreis der Hundsköpfe erstreckt sich über Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen, Hadramaut und Indien. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, welcher ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abessinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen Hochgebirge oder wenigstens höhere Gebirgsgegenden. In Wäldern trifft man sie nicht: sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirge gehen sie bis zu drei- und viertausend Meter über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen ein- bis zweitausend Meter den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom Rothen Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, und daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren. Auch die meisten anderen Reisenden, welche uns über jene Gegenden berichten, stimmen darin überein, daß die Paviane Gebirgsthiere sind, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß gewisse Forscher ihnen ohne weiteres von ihrem Zimmer aus die Urwaldungen zum Wohnorte anweisen.

Diesem Aufenthaltsorte der Paviane entspricht ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind,

Digitized by Google

Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern ꝛc. Eine Pflanze Afrika's, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina" nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Geßner herstammenden, in denen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hinter einander anrücken und sich in einer Reihe aufstellen, damit einer dem anderen das abgerissene Obst zuwerfen könne. Käme dann Jemand, welcher die Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig wie möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird) solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntnis setzen; und ihre Wachsamkeit sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den anderen zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe! So viel ist jedenfalls richtig, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen, weil sie den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Mehr als alle übrigen Affen zeigen die Paviane durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen bloß ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen Vieren gehen und nur dann auf zwei Beine sich stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange plumpen Hunden mehr als Affen, und nehmen selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf eine ihrer Hände. So lange sie sich ruhig verhalten und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hintertheils, wie man es kaum bei einem anderen Thiere sieht; und dabei tragen die Thiere den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung ihrer Anmaßung Ausdruck gibt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußeren Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger als die kleineren Affen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie geberden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen

Digitized by Google

milder und gelehrter werden. Ihr Familienname iſt auch Hundskopf. Hätten ſie zum Hundskopfe nur auch die Hundeſeele!“

Ich kann Scheitlin nicht widerſprechen: das Bild, welches er zeichnet, iſt richtig. Der Geiſt der Paviane iſt gleichſam der Affengeiſt in ſeiner Vollendung, aber mehr im ſchlechten als im guten Sinne. Einige vortreffliche Eigenſchaften können wir ihnen nicht abſprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; ſie lieben auch den Menſchen, welcher ſie pflegt und auferzogen hat, werden ihm ſelbſt nützlich auf mancherlei Weiſe. Aber all dieſe guten Seiten können nicht in Betracht kommen ihren Unſitten und Leidenſchaften gegenüber. Liſt und Tücke ſind Gemeingut aller Hundsköpfe, und namentlich zeichnet eine furchtbare Wuth ſie aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer, ſo raſch lodert er auf; aber er hält aus und iſt nicht ſo leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, ſpottendes Gelächter, ja ein ſchiefer Blick kann einen Pavian raſend machen, und in der Wuth vergißt er alles, ſelbſt Den, welchen er früher liebkoſte. Deshalb bleiben dieſe Thiere unter allen Umſtänden gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn ſie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber machen ſie ſich wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben ſehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Menſch fürchten ſie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menſchen, laſſen ſich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm wie mit Raubthieren in Kampf ein, und dieſer wird, weil ſie regelmäßig gemeinſchaftlich angreifen, oft äußerſt gefährlich. Der Leopard ſcheint der Hauptfeind zu ſein; doch ſtellt er mehr den Jungen nach als den Alten, weil er alle Urſache hat, ſich zu bedenken, ob ſeine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachſen ſind. Eine Herde greift er nicht an. Dies thut ſelbſt der Löwe nicht, wie mir und anderen Reiſenden von den Eingeborenen verſichert worden iſt. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe, und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Luſt als die Jagd ſolcher Affen. Man ſollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Gegnern zu thun gehabt hat, ſich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zuſammen zu kommen: allein dem iſt nicht ſo. Die Jagdhunde der Kapbewohner laſſen vielmehr jede andere Fährte, ſowie ſie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwiſchen beiden Thieren ſoll, wie Augenzeugen verſichern, ein furchtbarer ſein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn dieſe einen Pavian verfolgen, als wenn ſie ſich zum Kampfe mit dem Leopard rüſten. Wenn eine Meute ſcharfer Hunde eine Pavianherde erblickt, ſtürzt ſie ſich wüthend auf dieſelbe los. Die Affen ergreifen die Flucht, und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerſtreuen ſich Feinde und Verfolger. Alle ſchwächeren Hundsköpfe eilen ſo ſchnell als möglich den Felſen zu, um ſich dort in Sicherheit zu begeben. Die ſtärkeren Männchen der Affen gehen langſamer und nehmen die Verfolger auf ſich. Nur dann und wann werfen ſie blitzſchnell einmal den Kopf herum, und ein tückiſch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieſer ſeinen Feind und verſucht, ihn zu faſſen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei dreht jener ſich um, hängt dem ungeübten Hunde im nächſten Augenblicke mit Händen und Füßen feſt an Bruſt und Gurgel, ſetzt ſein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihn mit den ſcharfſchneidigen Eckzähnen drei, vier, ſechs lange und tiefe Riſſe in Kehle und Bruſt, balgt und windet ſich mit ihm, wälzt ſich auf dem Boden umher, verſetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er ſelbſt mit Hohngeſchrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde ſind geſchult und wiſſen dem zu entgehen. Sie trennen ſich nie, ſondern halten in der Meute zuſammen, und dieſe überfällt einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde ſtürzen ſich auf einen Feind, und dann helfen dieſem gewöhnlich ſeine furchtbaren Waffen nichts: er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen ſteht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen ſchädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf ſie zu fahnden; der ſtärkſte Adler wagt ſich nicht einmal an das ſchwäch-

lichste Junge eines Hundskopfes. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als diese Affen dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege werden können. Nur Kriechthiere und Lurche sind es, welche die Paviane in wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor. Es ist wohl sicher, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Sie leben in beständiger Angst vor den gefährlichen Würmern. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Skorpione fürchten die klugen Thiere nicht, wissen dieselben vielmehr mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstachel zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Skorpion mit demselben Vergnügen wie andere Spinnen oder ein Kerbthier.

Nach diesem möchte man sich wundern, daß es überhaupt möglich wird, Paviane in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere wird ihr Verderben. In ganz Afrika gilt es als bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und in ihnen sich leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Affen vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden. Häufiger noch bemächtigt man sich der Jungen, und zwar gewöhnlich mit Hülfe der Hunde, welche eine Herde zersprengen und jüngere Stücke stellen. Diese geben sich in der Regel widerstandslos ihren Verfolgern preis, und ihre Zähmung verursacht nicht die geringste Mühe, weil sie, von ihrer Mutter getrennt, ganz glücklich sind, einen Pfleger gefunden zu haben.

In ihrer sinnlichen Liebe sind die Paviane wahrhaft scheußlich. Die vorhin erwähnte Geilheit und Frechheit zeigt sich bei keinem anderen Thiere in so abschreckender Weise wie bei ihnen. Ich möchte sagen, daß die Größe ihrer Leidenschaftlichkeit erst hierbei sich offenbare. Die Männchen sind nicht bloß lüstern auf die Weibchen ihrer Art, sondern auf alle größeren Säugethiere weiblichen Geschlechts überhaupt. Es wird wiederholt und von allen Seiten versichert, daß sie zuweilen Mädchen rauben oder wenigstens überfallen und mishandeln. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, alle dreißig bis fünfunddreißig Tage etwa. Die Brunst zeigt sich auch äußerlich in häßlicher Weise: die Geschlechtstheile schwellen bedeutend an und erhalten eine glühendrothe Farbe; man meint, daß das Gesäß in bedenklicher Weise erkrankt sei. Nach meinen Beobachtungen währt die Brunstzeit der Paviane so weit äußerlich ersichtlich, vierzehn bis zwanzig Tage. Sie beginnt mit einem merklichen Anschwellen der Geschlechtstheile, welches sich im Verlaufe der Zeit fast über das ganze Gesäß erstreckt und die Schwielen blasig auftreibt. Diese röthen sich gleichzeitig, als ob sie entzündet wären, und das ganze Gesäß erhält dadurch ein wahrhaft abschreckendes Aussehen. Nach etwa acht Tagen verkleinern sich die Blasen, schrumpfen mehr und mehr zusammen und verschwinden gegen Ende der angegebenen Zeit vollständig. Im Anfange der Brunst sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen wie diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Hundsköpfe in der Gefangenschaft fortpflanzen, weiß man doch noch nicht bestimmt, wie lange ihre Tragzeit dauert.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Hundsköpfe sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es gibt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in

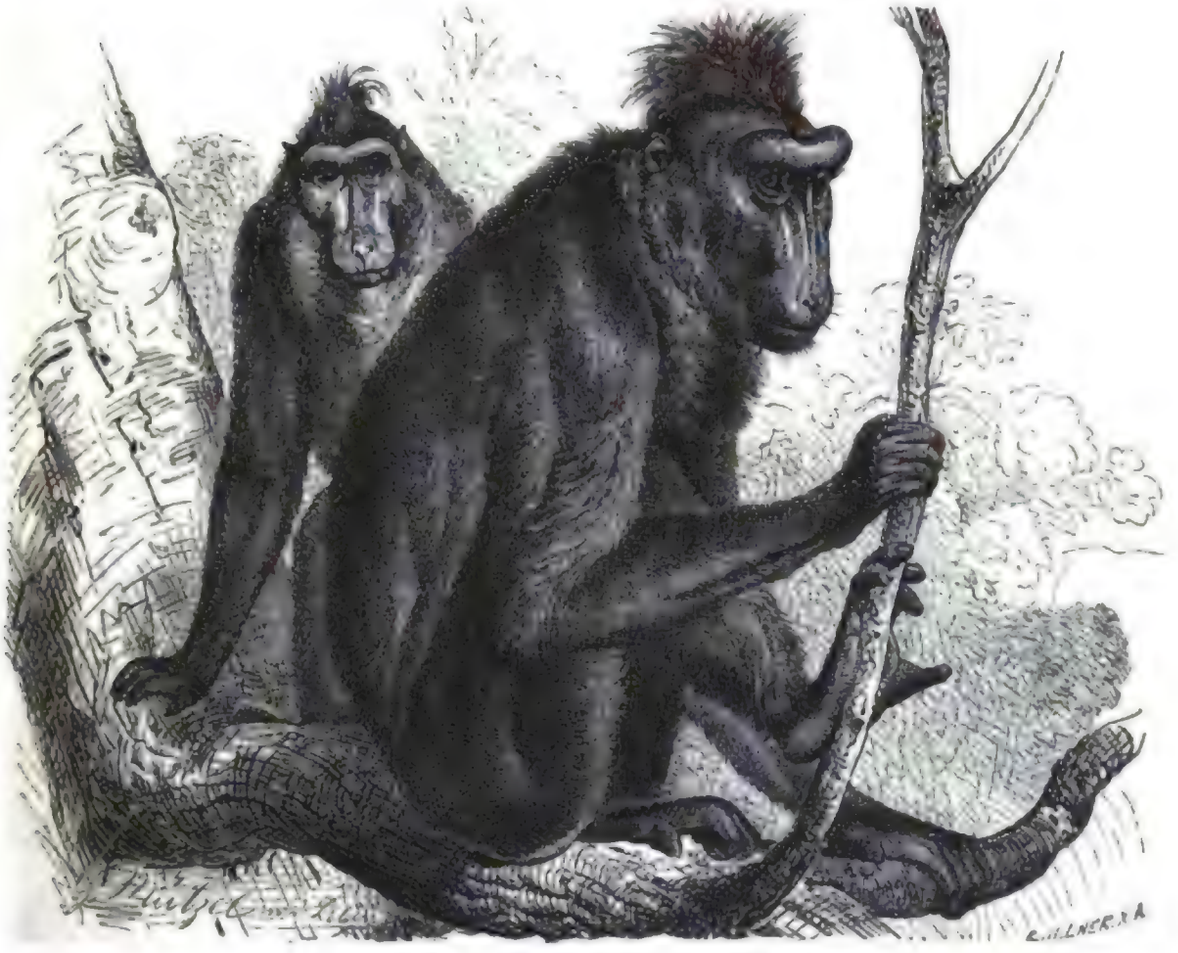
Digitized by Google

jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtigste Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath zu Ende geht, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durste gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen, und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an.

In den Sagen und Erzählungen der Araber spielen die Paviane eine hervorragende Rolle. Sie sind es, welche die Geschichtschreiber am besten kennen, weil sie in Jemen vorkommen, sie auch, welche am häufigsten lebend nach Egypten und Syrien gebracht werden; und auf sie insbesondere bezieht sich die Behauptung des Propheten und seiner Freunde, daß Allah sie in seinem Zorne aus Menschen zu Affen verwandelt habe. Schêch Kemal Edin Demiri, welcher um das Jahr 1405 unserer Zeitrechnung starb, und ein großes Werk unter dem Namen Heiât el Heiwân (zu deutsch „Leben der Thiere") geschrieben hat, „nicht weil dasselbe von irgend einem hohen Gönner bestellt worden wäre, sondern nur wegen der großen Unwissenheit der Menschen über alles, was die Thiere angeht", erzählt als gläubiger Sohn seines Volkes die Geschichte, ohne daß er wagt, daran zu mäkeln. Die Stadt hieß Aila und lag am Rothen Meere, und ihre Bewohner waren selbstverständlich Juden, in den Augen der Mohammedaner ebenso wenig angesehene Leute als in denen der gebildeten, über Vorurtheile hoch erhabenen Europäer, insbesondere der Deutschen. Ursache der Verwandlung war eine große Ungebührlichkeit, welche sich die betreffenden Juden zu Schulden kommen ließen, indem sie nämlich an einem Sonnabende mit dem Fischfange sich beschäftigten, also den Sabbath entheiligten. Einige weise und fromme Bewohner Aila's suchten den Frevel zu stören, und verließen endlich, als man ihrer Warnungen nicht achtete, verhüllten Antlitzes die gottlose Stadt. Nach drei Tagen kehrten sie wieder, fanden die Thore verschlossen, kletterten über die Mauer und sahen sich umringt von Pavianen, von denen einzelne traurigen Blickes zu ihnen herankamen, sich an sie schmiegten und bittend zu ihnen empor sahen. Da kam Einem der Gedanke, daß die Affen wohl ihre Verwandten sein möchten, und auf die hingeworfene Frage: „Sage mir Pavian, bist du vielleicht mein Brudersohn Ibrahim oder Achmed oder Musa?" antworteten die Thiere mit traurigem Kopfnicken. So ward denn Allen offenbar, daß hier ein entsetzliches Strafgericht vollzogen worden war. Schêch Demiri, welcher im übrigen so vernünftig ist, wie ein Buchstabengläubiger es sein kann, meint, daß man diese Erzählung hinnehmen müsse, obwohl es sich doch vielleicht beweisen ließe, daß es früher als Juden Paviane gegeben habe. Nach dieser Einleitung kommt er auf die Thiere selbst zu sprechen und kennzeichnet sie in einer Weise, welche wenig zu wünschen übrig läßt. „Diese Thiere", sagt er, „sind den Menschen in ihrem Wesen und Gebaren sehr ähnlich; denn sie lachen, freuen sich, setzen sich auf das Gesäß, kratzen sich mit den Nägeln, reichen etwas mit ihrer Hand hin, haben bis zu den Spitzen gegliederte Finger und Nägel wie die Menschen, sind fähig, nachzuahmen und zu lernen und schließen sich den Menschen in freundlicher Weise an. Ihr gewöhnlicher Gang ist auf allen Vieren; doch können sie auch, wenigstens eine Zeitlang, auf den Hinterfüßen laufen. Ihr unteres Augenlid hat Wimpern; diese aber findet man sonst nur bei den Menschen. Wenn sie in das Wasser fallen, ertrinken sie wie ein Mensch, welcher das Schwimmen nicht versteht. Sie leben in geschlossener Ehe und sind eifersüchtig auf ihre Weibchen, und diese beiden Dinge gelten doch als entschiedener Vorzug des Menschen. Auch tragen die Weibchen ihre Kinder an der Brust wie Menschenmütter. Unzweifelhaft ist es, daß diese Thiere einen freien Willen haben; denn sonst wäre es nicht möglich, daß man ihnen Dinge lehren konnte, welche ihnen von Natur nicht eigen sind." Letztere Bemerkung unseres Arabers dürfte gewissen Buchstabengläubigen der Neuzeit, welche im Auftrage und Sinne der Pfaffen naturgeschichtliche Aufgaben bearbeiten, zu besonderer Beachtung empfohlen sein; sie beweist, daß die Gläubigen unter den Arabern denn doch noch nicht in demselben Grade rückständig sind, wie die Buchstabengläubigen unter den Europäern.

Digitized by Google

Der erſte Gegenſtand unſerer Betrachtung mag ein Affe ſein, welcher von vielen Naturforſchern unter die Paviane, von anderen dagegen unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermüthigen Schwarzen, deſſen ich, als Peinigers des Budeng, bereits auf Seite 108 gedacht habe. Wie wir dort ſahen, ähnelt er in ſeinem Weſen den eigentlichen Pavianen vollſtändig, hinſichtlich ſeiner Geſtalt aber unterſcheidet er ſich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und eben daher rührt die verſchiedene Meinung der Forſcher. Ich vertrete, ſeitdem ich ihn lebend geſehen habe, die Anſicht Cuviers, welcher unſeren Schwarzen zuerſt unter die Hundsköpfe aufnahm. Verkennen läßt ſich allerdings nicht, daß er in ſeinem Auftreten auch in vieler Hinſicht an



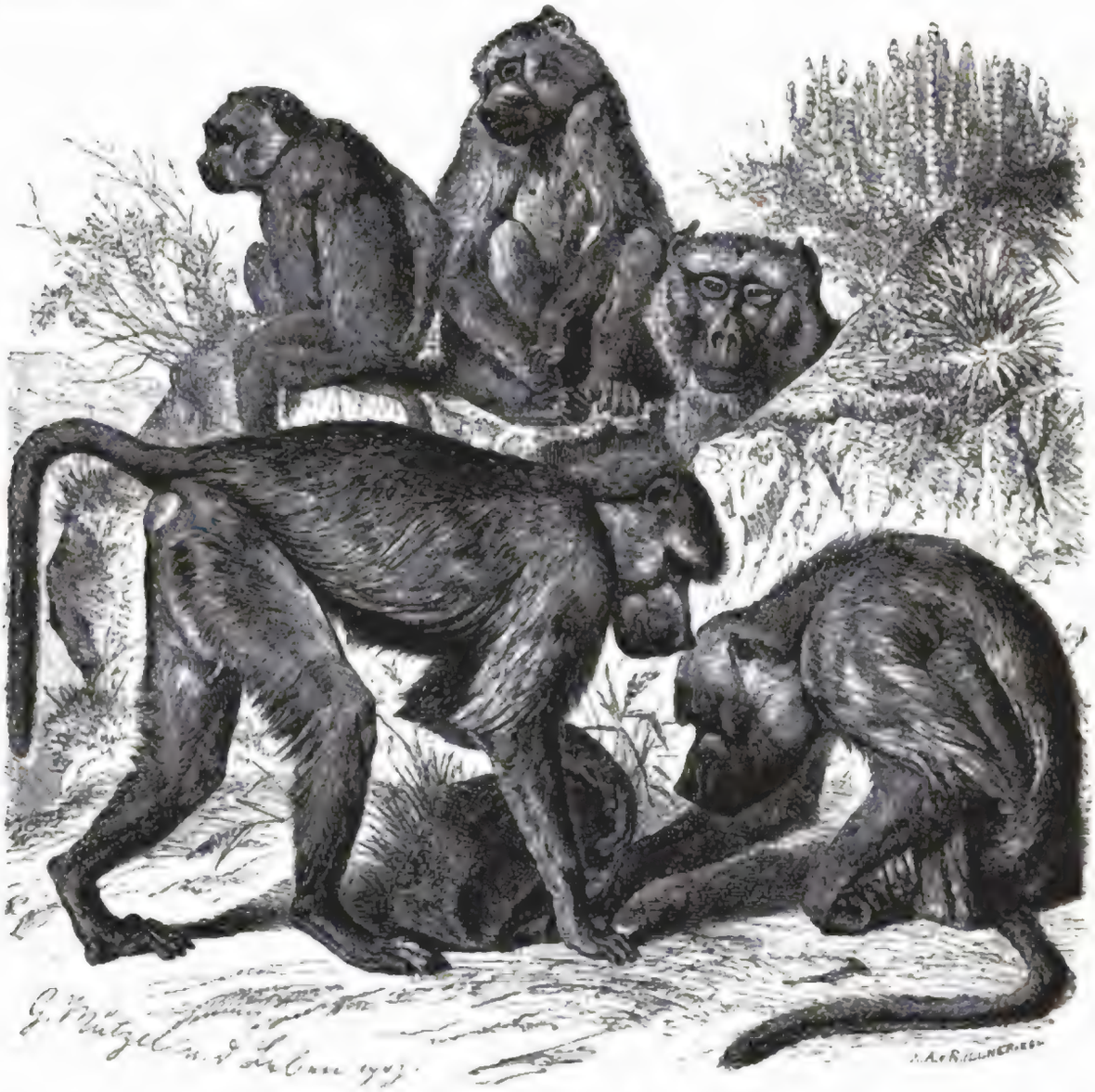
Mohren- oder Schopfpavian (Cynocephalus niger). 1/6 natürl. Größe.

die Makaken erinnert; doch ſcheint mir das Weſen des Hundskopfes in ihm zu überwiegen. Man mag ihn als eines jener Uebergangsglieder betrachten, welche die Merkmale zweier Sippen an ſich tragen und dieſe zu vermitteln ſcheinen. Wer ihn zu den Makaken zählen will, darf kaum des Irrthums geziehen werden; wer ihn zu den Hundsköpfen rechnet, hat ebenfalls Recht.

Der Mohren- oder Schopfpavian (Cynocephalus niger, Macacus niger, Inuus niger, Simia nigra) unterſcheidet ſich von anderen Hundsköpfen durch ſeinen Stummelſchwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und beſonders noch dadurch ausgezeichnet iſt, daß die Naſe, nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, ſondern ziemlich weit hinten auf der Oberſchnauze endigt. Unſer Affe gilt deshalb in den Augen einiger Naturforſcher als Vertreter einer beſonderen Sippe, der Hundsaffen im engeren Sinne, Cynopithecus, und heißt demgemäß auch Cynopithecus niger oder Cynopithecus malaianus. Geſicht und Geſäß ſind

Digitized by Google

nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher ſich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes iſt ein gleichmäßiges Dunkelſchwarz, welches auch auf die ſammetartige nackte Geſichtshaut übergeht. Das Geſäß ſieht roth aus. In der Größe ſteht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt 65 Centim., die Länge des Schwanzſtummels kaum 3 Centim.



Babuin (Cynocephalus Babuin). ¼ natürl. Größe.

Verſchiedene Eilande des Indiſchen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den ſchwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch iſt über ſein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigſtens — noch nichts bekannt geworden. Neuerdings iſt er öfters nach Europa gelangt und hat hier auch geraume Zeit in der Gefangenſchaft gelebt. Der Schopfpavian, welchen ich im Amſterdamer Thiergarten ſah, ſchien ſich ſehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhauſe die Zuſchauer beluſtigten. Ich habe der Beſchreibung ſeines Weſens und Treibens nach dem, was ich oben bemerkte, kaum noch etwas hinzuzufügen. Der übermüthige und herrſchſüchtige Schwarze würde alle ſchüchternen Affen ebenſo gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte,

wenn ihm das leichte Volk der Meerkatzen, im Gegenſatze zu jenen, nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Mit den Makaken ſchien er auf ziemlich gutem und mit einem weiblichen Babuin auf ſehr innigem Fuße zu ſtehen; wenigſtens erwies er dieſer zarten Schönen alle Aufmerkſamkeit und ließ zum Gegendank gern von ihr ſein Haarkleid ſich durchſuchen. Unſere Abbildung gibt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung ſitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerſt nachdenklich da; wahrſcheinlich ſpinnt ſich dann eben in ſeinem Gehirne der Plan zu neuen übermüthigen oder leichtſinnigen Streichen aus.

Für das Affentheater eignet ſich, laut Broekmann, kein einziger anderer Affe in demſelben Grade wie der Schopfpavian. Er lernt ſpielend leicht, hält das Erlernte feſt und „arbeitet" mit

Tſchakma (Cynocephalus porcarius). ⅓ natürl. Größe.

wahrem Vergnügen. Trotz ſeiner Seltenheit und des hohen Preiſes, in welchem er ſteht, würde er regelmäßig auf der Bühne zu finden ſein, wäre er nicht in beklagenswerthem Grade hinfällig.

Unter den mantelloſen Pavianen iſt mir der Babuin (Cynocephalus Babuin, Papio Babuin, Simia cynocephalus ꝛc.) am beſten bekannt geworden, wenn auch nur in ſeinem Gefangenleben. Mit den eben beſchriebenen Sippſchaftsverwandten oder mit den Mantelpavianen kann der Babuin allerdings nicht verwechſelt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem am Kap lebenden Tſchakma (Cynocephalus porcarius) oder der Sphinx (Cynocephalus Sphinx) aus Weſtafrika, welche ihm ſehr ähnlich ſind. Der glatte, gleichmäßige, nirgends verlängerte Pelz iſt oben olivengrünlichgelb, jedes Haar abwechſelnd ſchwärzlich und gelb geringelt, unterſeits lichter, auf den Backen weißlichgelb. Geſicht und Ohren haben ſchwärzlich bleigraue, die oberen Augenlider weißliche, die Hände braungraue, die Augen hellbraune Färbung. Erwachſene Männchen erreichen bei 65 bis 70 Centim. Schulterhöhe eine Geſammtlänge von

Digitized by Google

1,50 Meter, wovon der verhältnismäßig dünne Schwanz allerdings ein Drittel wegnimmt. Der Tschakma ist beträchtlich größer, plumper gebaut und dunkler gefärbt, die Sphinx eher kleiner, aber entschieden kräftiger gestaltet, ihre Schnauze kürzer und durch eine absonderliche Verdickung der Backenknochen sehr ausgezeichnet, ihr Pelz, dessen Haare schwärzlichgraue und röthlichbraune Ringel zeigen, anstatt gelbbraun, röthlichbraun mit einem Stich ins Oelgrüne.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen diesen drei Pavianen kaum ein Unterschied zu bemerken; ich werde deshalb vorzugsweise von der mir bekannteren Art reden.

Der Babuin lebt so ziemlich in der Heimat des Hamadryas, dringt aber weiter in das Innere Afrika's vor als dieser. Abessinien, Kordofân und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt ist er häufig.

Hartmann hat mir über das Freileben unseres Affen nur folgende Mittheilung geben können: „Auf dem Djebel-Guli lebt der Babuin in ziemlicher Anzahl; er findet daselbst Knollen von Liliengewächsen, Früchte von wilden Feigen, Tamarinden, Beeren des Cissus- und in benachbarten Ebenen auch solche des Khetamstrauches ꝛc., und lebt äußerst gemüthlich in den Tag hinein, falls nicht einmal ein Leopard in seine Berge kommt, ihn aufstört und, wenn es möglich ist, einen oder den anderen auffrißt. Die Eingeborenen bekümmern sich im ganzen wenig um ihn, obschon sie gelegentlich ein Junges fangen und aufziehen. In einer Hinsicht aber scheinen diese Paviane den Fungis doch lästig zu werden, wenn jene nämlich Wasser holen wollen. Die Paviane steigen von den Bergen, aus denen einige dünne Wasserfäden abwärts rieseln, zur Ebene herab und trinken hier aus den kleinen Quellteichen und Regenwasserpfützen. Nun versichern die Fungis allen Ernstes, daß ihre jungen Mädchen beim Wasserholen nicht selten von alten Babuinen angegriffen und geschlechtlich gemishandelt werden. An eine Ausführung der Absicht gedachter Paviane läßt sich bei dem Misverhältnis der Geschlechtstheile bei Affe und Weib nicht wohl denken, und die Fungis weisen dies auch aufs entschiedenste zurück; aber das geile Vieh kann die noch sehr jungen Mädchen wohl überwältigen, sie zerbeißen, zerkratzen und würgen. Deshalb gehen, sobald man noch halbe Kinder auf die Wasserplätze sendet, stets einige mit Lanzen und Schleudereisen bewaffnete junge Männer zu deren Schutze mit.

„Uns haben die reihenweise einer hinter dem anderen über die steilen Granitplatten des schroffen Djebel-Guli ziehenden und unter den Bäumen des Gebirges spielenden Paviane stets das größte Vergnügen bereitet. Bei jedem Trupp sahen wir einige in ihrer Art riesenhafte alte Herren. Unsere Absicht, Jagd auf sie zu machen, konnten wir übrigens nicht ausführen, weil sie sich bei versuchter Näherung regelmäßig rechtzeitig zurückzogen. Dagegen erhielten wir einen jungen Pavian dieser Art lebend und fanden an ihm Ihre Beobachtungen vollständig bestätigt".

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der Babuin ganz den anderen Pavianen; sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vortheile aus. Er ist ein sehr kluges Thier und gewöhnt sich, jung eingebracht, außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger als das Männchen, welches oft seine Tücken und Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon nach drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingsplatz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung zeigte er sich als Pavian vom Wirbel bis zur Sohle, mit allen Gewohnheiten und Sitten,

Digitized by Google

Arten und Unarten seiner Sippschaft, deren Glieder in ihrem Gebaren überhaupt die größte Uebereinstimmung bekunden. Im Zorne erhob er den Schwanz und stellte sich auf beide Füße und eine Hand; die andere benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten, er ließ ein gellendes Geschrei hören und rannte wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit vollendeter Hinterlist, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er etwas versetzen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er blitzschnell nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen eine Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Straußen nun haben die Unart, nach allem möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu schnappen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd herankam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Händen am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang seine Gemüthserschütterung nicht bemeistern konnte. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erreichen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Egypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Zuerst probirte er seinen festen Strick, dann ließ er sich an diesem bis nah über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Füße in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Thiere zeigte er warme Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, hatten wir ihn auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug; sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste erzürnt über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter, und ihm blieb keine Zeit übrig, hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gepackt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den oberen Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Uebergriffe, welche wohl an einem jungen Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß; dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde

Digitized by Google

brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungerige Pflegekind auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene lose Streiche verübte.

Während meines zweiten Aufenthaltes in Ostsudân hatte ich viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöfte. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebenso gut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einem frischgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Thier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß es den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der andere geberdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und den ihm in Aussicht gestellten Schutz und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängnis gewordene Hülfe. Ebenso leicht wurde es, einem Hundskopfaffen begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr als die Schläge selbst und versetzte jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unsere Behausung gebannt. Das Fieber schüttelte auch den einen oder den anderen von uns; ich war damals bettelarm, hatte schwere Verluste der schmerzlichsten Art erlitten und befand mich in einer traurigen Lage. Da waren es die Affen vor allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl sagen, daß sie uns geradezu unumgänglich nothwendig wurden. Wir trieben tolle Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Thiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassenderen Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reitthier eines noch dickeren und unausstehlicheren Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Werth der höheren Reitkunst vollkommen begreiflich zu machen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumuthungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände und Fußhände zu Statten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich. Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den Füßen aber krampfte er sich in dem Felle des Thieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Händen an ihn an, mit den Füßen aber genau in derselben Weise, wie jener an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tolleren Anblick denken kann, als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grauthieres.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingeborenen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudânesen aus den Körnern der Durrah oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudânesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein tranken die Affen

Digitized by Google

auch, Branntwein dagegen verſchmähten ſie ſtets. Einmal goſſen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte ſich bald, zumal unſere Thiere vorher ſchon hinreichend oft die Meriſa gekoſtet hatten. Sie wurden vollſtändig betrunken und ſchnitten die allerfürchterlichſten Geſichter, wurden übermüthig, leidenſchaftlich, thieriſch, kurz, gaben mir ein abſchreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menſchen. Am anderen Morgen ſtellte ſich der Katzenjammer mit allen ſeinen Schrecken ein. Die von dieſer unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Geſichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig ausſahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfſchmerz ſie peinige; ſie hielten ſich auch wohl wie Menſchen unter ſolchen Umſtänden mit beiden Händen das beſchwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verſtändlichſten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitſpielte, zeigten ſie dadurch, daß ſie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, ſondern auch die ihnen dargebrachte Meriſa verſchmähten und ſich von Wein, den ſie ſonſt ſehr liebten, mit Abſcheu wegwandten. Dagegen erquickten ſie kleine ſaftige Citronen außerordentlich; ſie geberdeten ſich auch hierin wieder vollkommen menſchlich und würden unzweifelhaft dem Häringe die gebührende Ehre angethan haben, hätten wir ihnen denſelben nur reichen können.

Mit den anderen Thieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen ſie ſich ſehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängſtigte zwar die Meerkatzen auf das höchſte, nicht aber die muthigen Hundsköpfe. Sie flohen wohl auch, wenn ſich das gefürchtete Thier nahte, hielten ihm aber tapfer Stand, ſowie die Löwin einen Verſuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasſelbe habe ich ſpäter ſtets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf ſie hetzte, trieben dieſelben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, ſie am Felle zu packen. Der flüchtende Affe ſprang dann unter furchtbarem Gebrülle blitzſchnell herum, hing ſich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulſchellirte, biß und kratzte ihn derartig, daß der Gegner in höchſter Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite ſuchen mußte. Um ſo lächerlicher war ihre jedes Maß überſteigende Furcht vor Kriechthieren und Lurchen aller Art. Eine unſchuldige Eidechſe, ein harmloſer Froſch brachten ſie geradezu in Verzweiflung! Sie raſten förmlich, ſuchten die Höhe zu gewinnen und klammerten ſich krampfhaft an Balken und Mauern feſt, ſo weit es ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde ſo groß, daß ſie nie umhin konnten, ſich die ihnen entſetzlichen Thiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechſchachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Weſen dieſe Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerſtehen, die geſchloſſenen Gefängniſſe der Schlangen aufzumachen und weideten ſich dann gleichſam an ihrem eigenen Entſetzen. In dieſer Furcht vor Kriechthieren ſind meiner Erfahrung nach alle Affen gleich.

Einer dieſer Paviane verendete auf ſehr traurige Weiſe. Mein Diener wollte ihn im Nile baden und warf ihn vom Bord unſeres Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befeſtigt, deſſen Ende Auguſt in der Hand behielt. Unglücklicherweiſe aber entfiel ihm dieſer, der Affe verſank, ohne auch nur einen Verſuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Geſellſchaft brachte ich mit mir nach Deutſchland und in meine Heimat. Es zeichnete ſich durch auffallenden Verſtand aus, verübte aber auch viele loſe und tolle Streiche. Unſer Haushund hatte ſich jahrelang als Tyrann gefallen und war in ſeinem Alter ſo mürriſch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geſchöpfe im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder geſtraft werden ſollte, ſogar nach ſeinem eigenen Herrn biß. An Atile, ſo hieß mein Pavian, fand er jedoch einen ihm nicht nur ebenbürtigen, ſondern ſogar überlegenen Gegner. Atile machte ſich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weiſe zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe ſeinen Mittagsſchlummer hielt und ſich in der bequemſten Weiſe auf den grünen Raſen hingeſtreckt hatte, erſchien die neckiſche Aeffin leiſe neben ihm, ſah mit Befriedigung, daß er feſt ſchlafe, ergriff ihn ſacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an dieſem geachteten Anhängſel aus ſeinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und ſtürzte ſich bellend und knurrend auf die

Digitized by Google

Aeffin. Dieſe nahm die herausfordernde Stellung an, ſchlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getroſt ihren erbitterten Feind. Der erreichte ſie zu ſeinem grenzenloſen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, ſprang ſie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächſten Augenblicke wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch ſolche Beleidigung zuletzt geradezu raſend wurde und wirklich vor Wuth ſchäumte, fand ich erklärlich. Es half ihm aber nichts: ſchließlich räumte er ſtets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Haſſan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in ſehr hohem Grade — ſo lange es ſich nicht um das Freſſen handelte. Daß der gutmüthige Haſſan ſo zu ſagen jeden Biſſen mit ihr theilte, ſchien ſie ganz ſelbſtverſtändlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm ſklaviſche Unterwürfigkeit; ſie brach ihm, wie ſchon bemerkt, augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Haſſans ohne Umſtände aus, wenn dieſer den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für ſich etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihr Liebe verlangte umfaſſendere Beſchäftigung. Sie ſtahl junge Hunde und Katzen, wo ſie immer konnte, und trug ſie oft lange mit ſich umher. Eine junge Katze, welche ſie gekratzt hatte, wußte ſie unſchädlich zu machen, indem ſie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres unterſuchte und die ihr bedenklich erſcheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menſchliche Geſellſchaft liebte ſie ſehr, zog aber Männer ganz entſchieden Frauen vor und neckte und ärgerte letztere in jeder Weiſe. Auf Männer wurde ſie bloß dann böſe, wenn dieſe ihr etwas zu Leide gethan hatten, oder wenn ſie glaubte, daß ich ſie auf die Leute hetzen wolle. In dieſem Punkte war ſie ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr bloß ein Wort ſagen oder Jemand zeigen: ſie fuhr dann ſicher wüthend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß ſie wochenlang nicht und rächte ſich, ſobald ſich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfſinn war außerordentlich groß. Sie ſtahl meiſterhaft, machte Thüren auf und zu und beſaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu löſen, wenn ſie glaubte, dadurch irgend etwas zu erreichen. Schachteln und Kiſten öffnete ſie ebenfalls und plünderte ſie dann immer rein aus. Wir pflegten ſie manchmal zu erſchrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor ſie auf den Boden ſchütteten und dieſes dann mit Feuerſchwamm anzündeten. Sie ſchrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, ſo weit ihr Strick es zuließ. Doch ließ ſie ſich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war ſie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu erſticken und ſo die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß ſie dasſelbe regelmäßig auf, wahrſcheinlich des ſalpeterigen Geſchmackes wegen.

Während des Winters bewohnte ſie gewöhnlich den warmen Ziegenſtall, trieb aber hier häufig Unfug, indem ſie Thüren aushob und ſo die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere unerlaubte Streiche ausführte. Das eingemiſchte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß ſie leidenſchaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigenthümern an. Hierbei benahm ſie ſich äußerſt geſchickt: ſie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der anderen packte ſie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieſelbe gewundenen Stricke und hielt ſie, während ſie ſelber trank, ſo weit als möglich von ſich ab. Wenn eine Ziege ſie ſtieß, ſchrie ſie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächſten Augenblicke an dem Halſe ihrer Gegnerin, um ſie zu beſtrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptſpeiſe bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für ſie. Den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch liebte ſie, wie alle Affen, in hohem Grade, und ſperrte, wenn ich ihr denſelben in das Geſicht blies, das Maul weit auf, um davon ſo viel als möglich einzuſchlürfen.

Ihre Zuneigung zu mir überſtieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb ſich gleich. Wie es ſchien, betrachtete ſie mich in allen Fällen als vollkommen unſchuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich ſie züchtigen mußte, wurde

Digitized by Google

ſie niemals auf mich wüthend, ſondern ſtets auf Diejenigen, welche zufällig anweſend waren, wahrſcheinlich weil ſie glaubte, daß dieſe die Schuld an ihrer Beſtrafung trügen. Mich zog ſie unter allen Umſtänden ihren ſämmtlichen Bekannten vor: ſie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche ſie eben noch geliebkoſt hatte.

Freundliche Worte ſchmeichelten ihr, Gelächter empörte ſie, zumal wenn ſie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir ſie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünſchte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne ſie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die ſie nach eigenem Ermeſſen ausführte, und Haſſan lief wiederum ihr treulich nach.

Als Haſſan ſtarb, war ſie ſehr unglücklich und ſtieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geſchrei aus, auch in der Nacht, welche ſie ſonſt regelmäßig verſchlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß ſie den Verluſt ihres Gefährten nicht überleben würde und verkauften ſie deshalb an den Beſitzer einer Thierſchaubude, bei welchem ſie andere Geſellſchaft fand.

Der Babuin wird im Sudân oft gefangen, auf dem Nile herunter nach Egypten und von dort nach Europa gebracht, muß jedoch auch von anderer Seite hierher gelangen, weil man ihn ziemlich häufig in Gefangenſchaft ſieht. In Egypten dient er Gauklern ziemlich zu denſelben Zwecken wie der Hamadryas, welchen wir demnächſt kennen lernen werden. In Europa iſt er ein ſtändiger Bewohner der Affenhäuſer in den Thiergärten und der Affenkäfige in den Thierſchaubuden, ebenſo regelmäßig auch auf dem Affentheater zu finden, weil ſein biegſamer Schwanz leicht in der Kleidung verſteckt werden kann und Klugheit und gutmüthiges Weſen ihn in derſelben Weiſe zur Abrichtung geeignet erſcheinen laſſen. Wie leicht er lernt, iſt aus dem Vorſtehenden erſichtlich geworden; wie treu er behält und wie willig er „arbeitet", zeigt ſich bei jeder Vorſtellung auf der Affenbühne. Er zählt unter die größten Künſtler derſelben.

Der bereits mehrfach erwähnte Pavian, welcher ebenſo wohl ſeiner Geſtalt wie ſeines ausgezeichneten Verſtandes und vielleicht auch ſeiner unliebenswürdigen Eigenſchaften halber in der Urgeſchichte der Menſchheit eine große Rolle ſpielt, iſt der Hamadryas oder Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas, Cynocephalus Toth, Simia, Cercopithecus, Papio Hamadryas, Hamadryas chaeropithecus ꝛc.). Wie er zu der Ehre gekommen iſt, den Namen einer altgriechiſchen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Weſen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Herodot, Plutarch und Plinius bezeichnen ihn mit Cynocephalus, Strabo nennt ihn Cebus, Juvenal Cercopithecus, Agatharchides Sphinx. Bei den heutigen Abeſſiniern heißt er Hebe, bei den Arabern Robah und in Egypten endlich Khird. Unter all dieſen Namen iſt nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „Sphinx" als ſolchen betrachten wollen.

Ueber die Verehrung, welche der Hamadryas bei den alten Egyptern genoß, hat uns (S. 54) Dümichen belehrt. Eine Folge davon läßt ſich noch jetzt nachweiſen; denn alle Bewohner der Steppenländer des inneren Afrika und auch ein großer Theil der Abeſſinier tragen ihre Haare genau in derſelben Weiſe gekämmt und geſcheitelt wie der Hamadryas, und er iſt ſomit unverkennbar zum Vorbilde für jene Leute geworden, mögen dieſe auch mehr die Bildſäulen als das lebende Thier im Auge gehabt haben. Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit iſt zu groß, als daß er ſich die Freundſchaft der Menſchen erwerben ſollte.

Gegenwärtig findet ſich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, ſagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, ſondern daß ſie aus Arabien eingeführt würden. „Sie ſind ſo talentvoll", fährt er dort fort, „daß man ihnen nicht den Verſtand abſprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen ſehr leicht, was ſie

Digitized by Google

wollen, zuweilen höchſt ſinnreiche Spiele, mit denen ſie die Zuſchauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen ſieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo. Beſonders die Männchen ſind den Bewohnern auffäſſig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanſtändig ſie ſich geberden. Jene, welche großen Hunden gleichen, verfolgen die arabiſchen Weiber auf den Feldern, und deshalb beſchmieren ſich dieſe ihr Geſicht und ſelbſt den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben ſie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl, und ſie könnten ſelbe nicht gebrauchen."

Hamadryas oder Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas). ⅛ natürl. Größe.

Hinſichtlich der letzten Angabe läßt ſich unſer Forſcher zu falſchen Folgerungen verleiten. Ich ſelbſt habe beobachtet, daß ſich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Geſicht mit Safran beſchmieren: allein dies geſchieht keineswegs der Affen halber, ſondern aus denſelben Rückſichten, welche unſere Frauen bewegen, zartes Roth auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieſelbe Zeit als Alpinus in Afrika und zwar in Abeſſinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheueren Herden geſehen habe, und gibt eine ſehr richtige Beſchreibung von ihrem Weſen und Treiben. „Sie laſſen", ſagt er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, ſo ſtellen ſich ſo viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und ſuchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameiſen freſſen ſie gern

und legen, um dieſe zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, und ſobald eine Hand mit Ameiſen bedeckt iſt, bringen ſie dieſelbe raſch zu Munde. Wenn man ſie nicht abwehrt, verheeren ſie die Felder und Gärten. Ohne Kundſchafter gehen ſie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn dieſe ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt nichts übrig. Anfangs ſind ſie ganz ſtill und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; ſobald ſie jedoch die Furcht verlieren, zeigen ſie durch gellendes Geſchrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden ſich in entſetzlicher Weiſe vermehren, wenn nicht der Leopard ſo viele ihrer Jungen zerriſſe und fräße, obgleich die Alten dieſe muthig zu vertheidigen ſuchen."

Unter den neueren Forſchern gibt Ehrenberg zuerſt eine ziemlich ausführliche Beſchreibung unſerer Affen, welchen er in Arabien und an der Küſte von Abeſſinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählen Rodatz und Bayſſière von ihnen. Ich meinestheils traf den Mantelpavian auf meiner erſten Reiſe nach Afrika im Freileben nirgends an, um ſo häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abeſſinien im Frühjahre 1862, und kann alſo aus eigener Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küſtengebirge Abeſſiniens und Südnubiens, nach Norden hin, ſo weit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um ſo angenehmer ſcheinen ſie ihnen zu ſein. Waſſer in der Nähe iſt unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Geſellſchaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüſtenſtreifens an der Meeresküſte herab; die Hauptmaſſe bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht anderthalb oder zwei Meilen im Durchmeſſer. Man begegnet kleineren Geſellſchaften viel ſeltener als größeren. Ich ſah ein einzigesmal eine Schar von fünfzehn bis zwanzig Stücken, ſonſt aber immer Herden, welche der geringſten Schätzung nach ihrer hundert und fünfzig zählen mochten. Darunter befinden ſich dann etwa zehn bis fünfzehn vollkommen erwachſene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt ſo viele erwachſene Weibchen. Der Reſt beſteht aus Jungen und Halberwachſenen. Die alten Männchen zeichnen ſich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen meſſen die Mantelhaare 27 Centim.; — die Weibchen ſind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe; die Jungen ähneln der Mutter. Unſere Abbildung überhebt mich einer Beſchreibung der ſonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern ſo großen Beifall fand; hinſichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar abwechſelnd grünlich braun und gelblich geringelt iſt, wodurch eine ſehr ſchwer zu beſchreibende, dürr gewordenem Graſe am meiſten ähnelnde Geſammtfärbung des Pelzes entſteht. Die Kopfſeiten und Hinterbeine ſind immer lichter, meiſt aſchgrau. Das Geſäß iſt brennend roth, das nackte Geſicht ſchmutzig fleiſchfarben. Je älter die Männchen werden, um ſo mehr lichtet ſich die Farbe ihres Mantels. Jedoch ſcheint es mir wahrſcheinlich, daß es wenigſtens zwei verſchiedene Arten dieſer Paviane gibt: eine kleinere mit aſchgrauem Mantel, welche Aſien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikaniſche Art, bei welcher der Mantel auch im höchſten Alter immer grünlich blaugrau gefärbt iſt. Unſere Abbildung ſtellt die erſtere dar. Die Länge des ausgewachſenen Männchens beträgt 0,9 bis 1 Meter, wovon 20 bis 25 Centim. auf den Schwanz kommen, die Höhe am Widerriſt 50 Centim.

In den Frühſtunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unerſteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgeſimſen, möglichſt nahe zuſammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geſchmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsſtunden und wandert nun langſam und gemächlich längs der Felswände

Digitized by Google

dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptſächlich als Nahrungsmittel zu dienen ſcheint, und jeden nicht allzu großen Stein umwendend, um zu beſonderen Leckerbiſſen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmahl eingenommen, ſteigen alle nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen ſetzen ſich ernſt und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequaſteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer dem Winde zugekehrt; die Weibchen beaufſichtigen ihre ohne Unterlaß ſpielenden und ſich balgenden Jungen und treiben ſich unter dieſen umher. In den ſpäten Nachmittagsſtunden zieht die Geſellſchaft zum nächſten Waſſer, um dort zu trinken; dann geht ſie nochmals auf Nahrung aus und wendet ſich ſchließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Iſt ein ſolcher beſonders günſtig, ſo darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu ſehen, ſelbſtverſtändlich, ſo lange man ſie nicht durch wiederholte Verfolgungen geſtört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz beſonderen Annehmlichkeiten desſelben und müſſen ſorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; ſonſt erſcheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüſten weit mehr, als ſie verzehren, und richten ſchließlich das ganze Feld vollſtändig zu Grunde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß ſie mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen unternehmen,in der Abſicht, ein von ihnen ausgeplündertes Gebiet mit einem noch Nahrung verſprechenden zu vertauſchen; wenigſtens verſicherten mir die dortigen Eingeborenen, daß man ſie keineswegs das ganze Jahr über an einer und derſelbe Stelle bemerke, ſie vielmehr kämen und gingen, wie es ihnen eben beliebe. Wie alle Affen werden die Mantelpaviane durch ihr Fortpflanzungsgeſchäft wenig in Anſpruch genommen, mindeſtens nicht aufgehalten. Ich glaube nicht einmal, daß die meiſten Geburten in eine beſtimmte Jahreszeit fallen, ſchließe vielmehr aus Beobachtungen an Gefangenen, insbeſondere über den Blutfluß der Weibchen, daß ihre Fortpflanzung und beziehentlich die Geburt ihrer Jungen in jedem Monate des Jahres erfolgen kann. Mein Aufenthalt in den von Hamadryaden bewohnten Gebieten war zu kurz, als daß ich mir hierüber hätte Aufklärung verſchaffen können, und ich vermag deshalb nur einige Beobachtungen über die Fortpflanzung gefangener Hamadryaden hier mitzutheilen.

Von den vielen Weibchen, welche ich gepflegt habe, gebar eines zu meiner Ueberraſchung anfangs Oktober ein vollkommen ausgetragenes Junge. Der letzte Blutfluß hatte 4½ Monate früher ſtattgefunden; als Trächtigkeitsdauer iſt dieſer Zeitraum jedoch wohl kaum anzunehmen. Das Junge kam mit geſchloſſenen Augen zur Welt, hatte vollkommen ausgebildete Nägel und ſehr feines Haar, von oben ſchwärzlicher, ſeitlich graulicher Färbung, während die Unter- und Innenſeite nackt oder wenigſtens faſt nackt war, ſo daß man die einzelnen Haare kaum bemerken konnte. Die Hautfarbe dieſer Stellen war hochziegelroth. Die Geſammtlänge des Thierchens betrug 38 Centim., die Schwanzlänge allein 17 Centim., die Fußlänge 5,5 Centim., die Handlänge 4,5 Centim.

Das Junge wurde in den Vormittagsſtunden an einem ſehr kalten Morgen geboren, während ſich die Mutter in einem großen Raume mit vielen anderen Affen zuſammen befand. Sofort nach der Geburt oder richtiger, nachdem dieſe in Erfahrung gebracht worden war, trennten wir das Weibchen und ſein Junges von der übrigen Geſellſchaft ab und brachten es in einem paſſenden Raume unter. Die Mutter zeigte ſich außerordentlich zärtlich gegen ihren Sproſſen, aber auch im höchſten Grade beſorgt um ihn. Sie hielt das an ihre Bruſt gedrückte Kind mit beiden Armen feſt und leckte es fortwährend an allen Theilen des Leibes. Näherte ſich Jemand, ſo ſchrie ſie entſetzt auf, den gewöhnlichen Ausdruck der Angſt „eck, eck, eck“ ausſtoßend, drehte ſich auch gewöhnlich ab und kehrte dem Beobachter den Rücken zu. Die Nabelſchnur, welche anfangs noch ziemlich weit herabhing, hatte ſie bereits zwei Stunden nach der Geburt und zwar hart am Nabel abgebiſſen, ohne daß deshalb eine Blutung erfolgt wäre. Das Junge ſchien ſehr ſchwach zu ſein, regte ſich wenig und gab nur leiſe, mehr tönende als ſchreiende Laute von ſich. Bereits in den Nachmittagsſtunden ſchien die Mutter zu merken, daß ihr Kind ſterben werde; denn ſie hatte es auf dem Boden des

Digitized by Google

Käfigs abgelegt, ging auf und ab, oft an dem Kleinen vorüber und betrachtete es dabei mit anscheinend gleichgültigem Blicke; doch duldete sie nicht, daß Jemand von uns es aufnahm, ergriff es vielmehr sofort, wenn einer Miene machte, es zu berühren, und legte es wieder an ihre Brust. Gegen Abend war das Junge bereits regungslos; am nächsten Morgen lag es verendet auf dem Boden des Käfigs.

Ob infolge der Geburt, ob aus anderen Gründen, bleibe dahin gestellt: jedenfalls zeigte das Weibchen in der nächsten Zeit ein durchaus verändertes Wesen, litt entschieden, bekundete wenig Freßlust, saß viel auf einer und derselben Stelle, versteckte sich halb im Stroh, zitterte, als ob Frost es schüttele, legte sich oft nieder und sah überhaupt höchst kläglich aus. Um andere Affen bekümmerte es sich nicht mehr, und auch als ich ihm in zwei weiblichen, sanftmüthigen Makaken Gesellschaft geben ließ, verhielt es sich abwehrend. Dies änderte sich jedoch plötzlich, als Mitte Novembers ein Makake geboren hatte. Wenige Minuten später nämlich bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des Hamadryasweibchens, so daß sie zu der thörichten Ansicht verleitet wurden, letzteres habe ein zweites nachgeborenes Junge zur Welt gebracht. Diese Meinung wurde nun freilich sehr bald durch das Thier selbst zerstört, da es sich wenig mütterlich betrug, das Junge oft aufs Stroh legte und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmerte. Deshalb erhielt denn auch die wahre Mutter endlich ihr Kind zurück, leider aber doch zu spät, da es am anderen Morgen ebenfalls verendete. So unmütterlich das Betragen des Hamadryasweibchens erscheinen muß, so läßt sich kaum daran zweifeln, daß seine vorhergehende Krankheit hauptsächlich eine Folge der Gemüthsbewegung über den Verlust des Jungen war, und es vielleicht nur in der Absicht, sich schadlos zu halten, der Makakenmutter ihr Kind raubte. Es steht dies wenigstens vollständig im Einklange mit den Beobachtungen, welche ich an anderen Affen gemacht habe, im Einklange auch mit dem Benehmen der freilebenden Mantelpaviane gegen ihre Kinder oder kleine unselbständige Affen ihres Geschlechts überhaupt. Ja, nicht einmal bloß die Mütter oder die Weibchen insgemein, sondern auch die Männchen beweisen jungen Affen ihrer Art die größte Zärtlichkeit und treten unter Umständen mannhaft für sie in die Schranken.

Wenn die Mantelpaviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem anderen ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammtheit zu erregen. Bei gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Hamadryadenherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durcheinander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingeborenen fürchtet sich der Hamadryas so gut wie nicht. Er zieht, unbekümmert um die braunen Leute, dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entfliehen. Mehr noch als andere Familienverwandte zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenscheinlich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Digitized by Google

Die erſte Geſellſchaft, welcher ich begegnete, ruhete eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie ſaß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich ſteil abfallenden Grates. Ich hatte ſchon von weitem die hohen Geſtalten der Männchen geſehen, dieſelben aber für auf dem Kamme liegende Felsblöcke gehalten; denn mit ſolchen haben die Affen, ſo lange ſie ruhig ſind, die größte Aehnlichkeit. Erſt ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgeſtoßenen Laute „Kuck" vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten ſich nach uns hernieder; nur die Jungen ſpielten noch unbeſorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeſchäft nicht auf, ſondern durchſuchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer. Wahrſcheinlich würde die ganze Geſellſchaft in beobachtender Haltung geblieben ſein, hätten wir nicht zwei muntere und thatenluſtige Hunde mit uns geführt, ſchöne, ſchlanke Windſpiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt ſelbſt im Kampfe gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf beſagte Laute, und ſofort entſtand ein allgemeiner Aufſtand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen ſcheinen, einen noch ſichereren Aufenthaltsort zu ſuchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Poſten längs des Kammes dahin und verſchwanden unſeren Blicken. Doch ſahen wir zu unſerer Ueberraſchung bei der nächſten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer ſenkrecht erſcheinenden, ſehr hohen Felſenwand, wo ſie in langer Reihe, in einer heute noch mir unbegreiflichen Weiſe gleichſam an den Felſen klebten. Dieſe Reihe erſchien uns zu lockend, als daß wir ſie hätten ungeſtört in ihrer Ruhe laſſen können. Die Jagdluſt wurde allzumächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verſpürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufſteigen; denn die Hamadryaden erſchienen uns durchaus nicht als Abbild des Menſchen, ſondern als wüthende, grimmige Raubthiere, keiner Schonung werth und zur Jagd durchaus geeignet. Leider war die Wand ſo hoch, daß an ein ſicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten alſo die Geſellſchaft wenigſtens aufzuſtören. Der Knall des erſten Schuſſes brachte eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Ein raſendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreiſchen antwortete; dann ſetzte ſich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Geſellſchaft auf ebenem Boden ſich fortbewege, obgleich wir nicht abſehen konnten, wie es nur möglich war, feſten Fuß zu faſſen. Ein ſchmales Geſims ſchien von den Affen als höchſt bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo ſie einmal gegen drei Meter in die Tiefe und beinahe ebenſo wieder aufſteigen mußten, bewegte ſich der Zug langſamer und vorſichtiger. Wir feuerten etwa ſechs Schüſſe ab; aber es war uns unmöglich, ſicher zu zielen, auch ſchon weil der Anblick ſo viel Ueberraſchendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unſere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entſetzen zu ſteigern. Ueberaus komiſch ſah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schuſſe urplötzlich ſich an einem Felſen anklammerte, als fürchte ſie, durch die bloße Erſchütterung zur Tiefe herabgeſtürzt zu werden. Wie es ſchien, entkamen alle unverſehrt unſeren Geſchoſſen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich geſpielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten ſie die ihnen ſonſt eigene Berechnung diesmal ganz außer Acht gelaſſen. Beim Umbiegen um die nächſte Wendung des Thales trafen wir die Geſellſchaft nicht mehr in der Höhe, ſondern in der Tiefe an, eben im Begriffe, das Thal zu überſchreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu ſuchen. Ein guter Theil der Herde war bereits am jenſeitigen Ufer angekommen, die Hauptmaſſe jedoch noch zurück. Unſere Hunde ſtutzten einen Augenblick, als ſie das wogende Gewimmel erblickten; dann ſtürzten ſie ſich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte ſich uns ein Schauſpiel, wie man es nur ſelten zu ſchauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, warfen ſich von allen Felſen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten ſofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, riſſen die zähneſtarrenden Mäuler weit auf, ſchlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und ſahen ihre Gegner mit ſo boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß die ſonſt ſo muthigen, kampfluſtigen Thiere entſetzt zurückprallten und ängſtlich bei uns Schutz ſuchen wollten. Selbſtverſtändlich

Digitized by Google

hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die erkorene Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom anderen Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützlinge ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsche, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden währenddem alle nur denkbaren Töne laut, und einigemal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubthiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; doch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftritts bis zur Beschreibung des Räubers selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Hamadryaden noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Besseren belehrt werden.

Als ich mit dem Herzoge von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abessinier auf einige Mantelpaviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der anderen Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Steine unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfange so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des

Digitized by Google

Gefechtes blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Hamadryaden rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder. Daß die gesunden, den Indianern gleich, ihre Leichen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen, auch etwas darauf Bezügliches anderweitig nicht vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssière erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehre bewaffneten Menschen im Augenblicke der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abessinier oder übereinstimmend gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen sich zurückziehen. Schimper versicherte mir, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angreife, sondern auch bewältige und tödte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben, wenn sie sich widersetzten. Auch Rüppell gibt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Egypten und namentlich in Kairo sieht man oft Mantelpaviane im Besitze von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigen Tages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größeren Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigene Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt seinem Herrn nur zu gut zu Statten. Uebrigens benutzten die egyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Egypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb ausgeführt werden. Dieser hindert sie jedoch immer noch nicht, Unfug zu stiften. Ich ritt einst durch die Straßen Kairo's und stieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße sitzenden Hamadryas; mein Reitesel lief im schnellsten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächsten Augenblicke mich am Beine gepackt und riß mir mit wenigen Griffen die Gamasche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen seiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein paar ziemlich tiefe Wunden hinterlassend.

Ich habe später vielfach Gelegenheit gehabt, gefangene Hamadryaden zu beobachten, und mehrere von ihnen, junge wie alte, auch längere Zeit selbst gepflegt. In der Jugend sind alle liebenswürdig, zuthunlich, ihren Pflegern im höchsten Grade anhänglich, gegen andere Menschen freundlich, gegen andere Affen friedfertig; sie gleichen den in Geberden und Wesen artigen Babuinen und erwerben sich eine allgemeine Zuneigung. Dies aber ändert sich, sobald sie halbwegs mannbar werden, und mit zunehmendem Alter treten die unliebenswürdigen Eigenschaften immer schärfer hervor. Niemals habe ich einen alten Mantelpavian gesehen, welcher nicht die verkörperte Wuth und Bosheit gewesen wäre, und nur einen einzigen habe ich kennen gelernt, welcher mit seinem Wärter auf wenigstens erträglichem Fuße stand. Die Peitsche vermag viel, aber nicht alles, und die Tücke dieses Affen bleibt unter allen Umständen zu fürchten. Einen Mantelpavian von einem Käfige in den anderen zu bringen, ist ein schwieriges Unternehmen, weil er, gereizt, auch auf seinen Pfleger mit blinder Wuth sich zustürzt und bei seiner Stärke ein keineswegs zu unterschätzender

Digitized by Google

Gegner ist. Nur durch Erregung seiner Leidenschaft gelingt es, ihn in die ihm gestellte Falle zu locken, und wenn er wirklich einmal wüthend gemacht wurde, fällt er auch der plumpesten Vorkehrung zum Opfer. Falls ihn seine Neugier nicht lockt, treibt ihn seine Wuth, seine Rachsucht dahin, wohin man ihn haben will. Im Zorne vergißt er alles, sich selbst sogar. Ein einziger Blick macht ihn wüthend, Gelächter rasend, Strafe geradezu toll und unsinnig. Andere Affen lassen sich, wenn sie erkrankt oder verwundet sind, behandeln und verbinden; beim Mantelpavian ist dies gänzlich unausführbar. Ein Gefangener, welchen ich pflegte, litt an einem unbedeutenden Ausschlage, welcher namentlich auf einem seiner Beine hervortrat; es war aber unmöglich, ihm zu helfen, weil es nach einem misgeglückten Versuche Niemand mehr wagen wollte, ihn mit dem Sacknetze einzufangen und festzuhalten. Der Ausschlag mochte ihm zuweilen ein heftiges Jucken bereiten; denn er zuckte oft mit dem einen Beine, und begann sodann heftig sich zu kratzen. Dies verursachte ihm endlich Schmerzen, und darüber wurde er allgemach so wüthend, daß er das Bein mit beiden Händen packte und wüthend in dasselbe biß, als habe er es mit einem tödtlich gehaßten Gegner zu thun. Diese Leidenschaftlichkeit zeigte sich auch im Umgange mit dem zarteren Geschlechte. Im Freileben hat der weibliche Hamadryas wenigstens Raum, um den stürmischen Liebesanträgen des Männchens auszuweichen; im Käfige dagegen muß es trotz seiner Willfährigkeit oft sehr viel leiden. Denn so heiß und glühend auch das Verlangen des Thieres ist: seine unsinnige Leidenschaft findet in der Erreichung des Erstrebten kein volles Genügen. Ohne Knüffe und Bisse geht es bei einer Paarung dieser Affen nie ab, und sehr oft entwindet sich das Weibchen nur blutend den stürmischen Umarmungen seines Gatten oder Ueberwältigers.

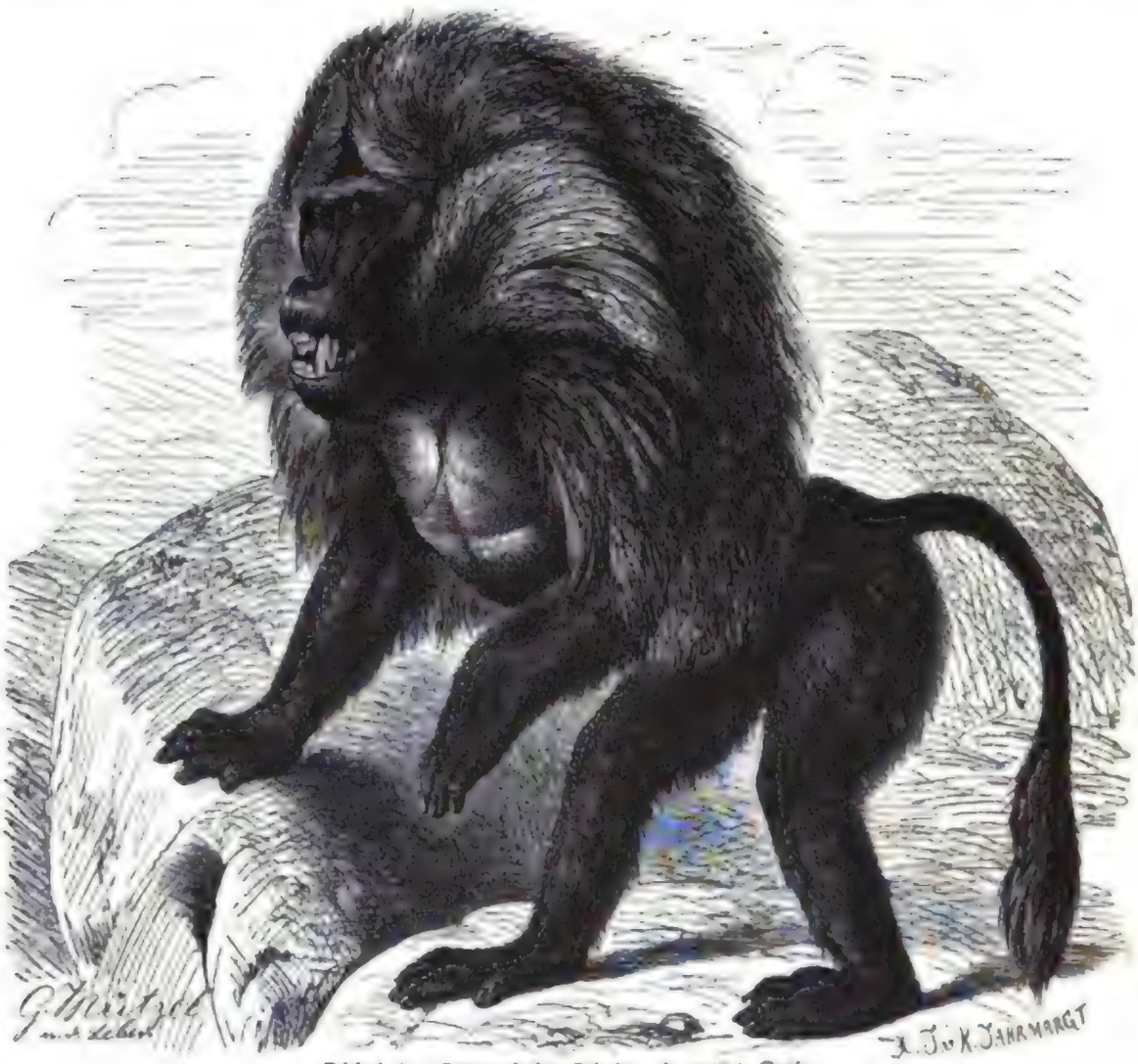
In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, welcher neuerdings zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben worden ist, obgleich er sich vom Hamadryas nur durch die nicht endständigen, sondern zurückliegenden Nasenlöcher, eine nackte Stelle auf Hals und Brust, reicheren Mantel, längere Schwanzquaste und unwesentliche Eigenthümlichkeiten im Zahnbau unterscheidet.

Der Dschelada der Abessinier (Cynocephalus oder Theropithecus Gelada, Macacus Gelada) ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Landsmann Rüppell, dies in Abrede stellt. Schimper, welcher über dreißig Jahre in Abessinien lebte, und Heuglin stimmen darin überein, daß der Dschelada zuweilen Mannesgröße erreicht. Vom Hamadryas unterscheidet er sich auf den ersten Blick. Der sehr reiche Pelz, welcher sich auf Hinterhals, Nacken und Rücken mantelartig verlängert, ist schwarzbraun, insbesondere im Gesicht, Kinn und Kehle, der Mantel und die lange Schwanzquaste gelblichbraun, das Haar auf Kehle, Vorderhals, Brust, Bauchmitte und den Vorderarmen braunschwarz, das Gesicht schwarz. Die beiden nackten Stellen auf dem Vorderhalse und der Brust sind dreieckig, und da sie mit den Spitzen gegen einander stehen, zusammen einer Sanduhr ähnlich; grau und weiß gesprenkelte Haare fassen sie ein. Im Gegensatze zum Hamadryas hat der Dschelada nur sehr kleine, vollständig von einander getrennte schwarzgraue Schwielen.

Fast in denselben Gegenden findet man eine Spielart unseres Affen, wenn nicht eine selbständige Art, den Tokur Sindschero. Nach Schimpers Angaben unterscheidet sich dieser fragliche Affe durch seine bedeutende Größe, die Schwärze seines Pelzes und das lebhafte Roth der nackten Brustflecken, soll auch eine andere Lebensweise führen, namentlich nur in kleineren Herden von dreißig bis vierzig Stücken zusammenleben. Der Dschelada bewohnt, laut Rüppell, die höheren Berggipfel in Simién, dem eigentlichen Hochlande von Abessinien. Schimper sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 3000 bis 4000 Meter über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheueren Scharen; an der unteren Grenze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von ein- bis zweihundert Stücken. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände bloß, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung

Digitized by Google

beſteht aus verſchiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräſern, Kräutern, Früchten aller Art, und ſelbſtverſtändlich aus Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder beſucht er ebenfalls und zwar, wie die Abeſſinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden iſt. Obgleich weit weniger unverſchämt und zudringlich als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptſächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menſchen flüchtet ſtets die ganze Herde, ohne ſich jemals zu vertheidigen; doch iſt es immerhin nicht rathſam, einem aufs äußerſte getriebenen Dſchelada zu nahe zu kommen: denn ſein Gebiß iſt mindeſtens ebenſo furchtbar wie das ſeines Verwandten.



Dſchelada (Cynocephalus Gelada). ¹/₆ natürl. Größe.

Mit dieſem lebt der Dſchelada durchaus nicht in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Die Berge von Simién gleichen großen Häuſern; ſie fallen von oben her nur ſanft, ungefähr dachartig, hierauf aber plötzlich Hunderte von Metern mehr oder weniger ſteil, bis ſenkrecht ab. In dieſen Wänden nun gibt es Felſenhöhlen genug, in denen unſere Affen ſchlafen. Bei Tage ſieht man ſie oft in langen Reihen, zu Tauſenden vereinigt, auf den Geſimſen und Vorſprüngen ſitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und ſind geſättigt von oben herabgekommen. Selten ſteigen ſie bis zu dem Fuße der ſteilen Wandungen hernieder, eben, um einmal ein Feld da unten zu beſuchen. Bei ſolchen Ausflügen treffen ſie dann zuweilen mit den Hamadryaden zuſammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwiſchen beiden Heeren. Die Feindſchaft der Gegner muß ſehr groß ſein. Man bemerkt dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem ſie auf einander losſtürmen. Zwar

kommt es nicht zu ernſthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Dſcheladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geſchrei; dann rollen erſtere große Steine auf letztere herab, denen dieſe mit funkelnden Blicken unter Brüllen, Brummen und Bellen auszuweichen ſuchen. Einzelne alte Recken ſtürmen auch wohl auf einander los und ſuchen ſich gegenſeitig zu packen. Sie zauſen ſich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen ſich ſogar mitunter; allein in der Hauptſache bleibt es beim Geſchrei und bei den wuthfunkelnden Blicken. Für den Zuſchauer haben dieſe Kämpfe etwas überaus Ergötzendes. — Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindſchaft zum Trotze zuweilen Vermiſchungen zwiſchen Dſchelada und Hamadryas vorkommen.

Auf den Tokur Sindſchero bezieht ſich eine treffliche Lebensſchilderung, welche wir Heuglin verdanken. „Der Affe bewohnt in zahlreichen Familien die Klüfte und Höhlen der ſteilen Abfälle, auf denen er ſeine ſchwindelnden Wechſel über den tiefſten Abgründen ſehr regelmäßig einhält. Tritt nach einer kalten Nacht die Sonne über die Berge von Amba Sel herauf, ſo verlaſſen die Erdpaviane ihre Felsklüfte, wo ſie, ſicher vor Leoparden und Hiänen, hart an einander gekauert geruht haben. Langſam und ſcheinbar ſtarr vor Froſt ſteigen ſie, geführt von alten Männchen, auf eine ſonnige, vom Winde geſchützte Felsplatte, um ſich zu erwärmen. Dort drängen ſie ſich gewöhnlich dicht aneinander, die Jungen an die Mütter, und machen vielleicht noch ein kleines Morgenſchläfchen. Einige alte Männchen halten Wache, langweilen ſich aber dabei, reißen den ſcheußlichen Rachen gähnend auf, wiſchen ſich die Augen und brummen, wenn ein ſcharfer Windſtoß die fuchsfarbigen Spitzen der langen Mähne, in welche ſie ſich wie in einen Pelzmantel einhüllen, in Unordnung bringt. Jetzt wird die Sonnenwärme kräftiger; behaglich ſtreckt ſich eine alte Aeffin, eine andere durchſucht den Pelz ihres hoffnungsvollen Sprößlings und zerbeißt zähnefletſchend gewiſſe kleine Geſchöpfe, welche ſie dort entdeckt hat. Die Geſellſchaft wird nach und nach lebhafter, das junge Volk ungeduldig. Man ſetzt ſich endlich in Bewegung, ordnet ſich in eine Linie, welche von einem alten Schêch angeführt und von einem anderen geſchloſſen wird. So geht es auf wagrechten, äußerſt ſchmalen Felsſtufen längs des Steinabfalles hin bis zu einer mit Sträuchern bewachſenen Schlucht. Dort führt der Steig nach unten, und ſo immer tiefer bis zu einer grünen, keſſelartig von Felſen umſchloſſenen Matte. Ehe jedoch das Rudel dieſe betritt, wird vorſichtig die ganze Ebene betrachtet; doch andere Geſellſchaften aus der Nachbarſchaft treiben ſich ſchon ſorglos im Thale umher. Einige Schildwachen werden wohl ausgeſtellt; die ganze Bande geht dem Futter nach, welches vorzüglich in Knospen, Blättern, Früchten und Getreide beſteht. Aber auch große Steine werden umgedreht, und iſt einer zu ſchwach dazu, ſo ſind ihm einige Kameraden behülflich; denn unter den Steinen gibt es Würmer, fette Larven, Käfer und Schnecken, welche auch nicht verachtet werden. Dazwiſchen ſpielen die jungen Männchen, poſſierlich ſpringend, necken und quälen ſich und ihre Alten und werden dafür tüchtig geohrfeigt, gebiſſen oder am Schwanze gezerrt. Mit frecher Höflichkeit nähert ſich ſchmunzelnd ein Geck einer liebenswürdigen Aeffin; ſie wendet ſich züchtig und mit vielem Anſtande von ihm ab. Er wird zudringlicher; der rechtmäßige Ehemann nimmt Kunde von der Lage: es entſteht Lärm, Schlägerei, und der Liebhaber wird ſchmählich davongejagt. Naht Gefahr, ſo geben die Wachen durch Bellen ein Zeichen; jede Truppe ſchart ſich um ihren Anführer; die Mütter nehmen ſorgſam ihre Jungen zu ſich; alles beobachtet geſpannt den Feind. Langſam nur eilt die Geſellſchaft dem ſicheren Felſen zu, hier und da Halt machend und ſich umſehend.

„Ich habe verſucht, Hunde, welche die Herde ſehr leicht einholen, unter ſie zu hetzen; aber ſie ließen ſich in kein Gefecht ein, wenn einige alte Paviane Miene machten, anzugreifen, und ihr Achtung einflößendes Gebiß zeigten. Bis an die Felſen verfolgt, werfen oder rollen die Affen nicht ſelten Steine auf ihre Feinde herab. Auch auf ebenem Boden gehen dieſe Thiere meiſt auf allen Vieren, richten ſich aber dann und wann hoch auf, indem ſie den Hinterkörper noch mit dem ſtarken Schweife unterſtützen. Auf höheren Bäumen habe ich ſie nie geſehen. Ein Rudel beſteht meiſt aus zwanzig bis dreißig Stücken, darunten nur einige alte Männchen; bei großen Streifzügen aber rotten ſich wohl mehrere Hunderte zuſammen und unternehmen meilenweite Wanderungen. Die Zeit

Digitized by Google

der Tränke iſt nachmittags gegen vier Uhr. An den Quellen ſind ſie gar nicht ſcheu und nähern ſich Menſchen und Vieh oft bis auf wenige Schritte. Mit einbrechender Dunkelheit geht es immer wieder zurück in dieſelbe Nachtherberge. Kafferadler, wohl auch Lämmergeier und Leopard, ſind ihre Hauptfeinde."

Mandril (Mormon Maimon). 1/10 natürl. Größe.

Nicht ohne Grund trennt man die ſcheußlichſten aller Paviane, welche uns bis jetzt bekannt geworden ſind, von den übrigen; denn ſie unterſcheiden ſich von dieſen ſehr weſentlich. Nur der Leib als ſolcher zeigt noch den Bau der Verwandten; der Kopf dagegen, insbeſondere der Schädel, iſt unverhältnismäßig groß; die ſehr kleinen Augen ſtehen eng zuſammen; der Augenhöhlenrand erhebt ſich leiſtenartig; auf der Naſe verläuft beiderſeitig eine anſchwellbare gefurchte Längswulſt. Die Glieder ſind ſehr kräftig; der Schwanz iſt ein kurz angeſetzter aufrechtſtehender Stummel; die Schwielen breiten ſich über den ganzen Hintern aus. Auch die Bekleidung hat ihr Abſonderliches: der Pelz verlängert ſich am Hinterkopfe und Nacken etwas; außerdem findet ſich wenigſtens bei der einen Art ein ſehr lebhaft gefärbter, ſpitz zulaufender Kinnbart. Beide hierher gehörigen Paviane bewohnen das weſtliche Afrika und werden ſchon ſeit dreihundert Jahren nicht ſelten lebend zu uns gebracht.

Digitized by Google

Mit demſelben Rechte, mit welchem wir den Guereza den ſchönſten aller Affen nennen können, dürfen wir den Mandril (Mormon Maimon, Simia Maimon, Simia hircina ꝛc.) als den häßlichſten bezeichnen. Alt iſt er ein wahrhaft ſcheußliches Vieh in jeder Beziehung, und ſein geiſtiges Weſen gleicht ſeinen leiblichen Eigenſchaften vollſtändig. Der Leib iſt ſehr kräftig, beinahe etwas plump, der Kopf abſcheulich, das Gebiß wahrhaft furchtbar, die Behaarung eigenthümlich rauh und ſtruppig, die Färbung der nackten Theile im höchſten Grade grell und abſtoßend. Jedes einzelne Haar iſt ſchwarz und olivengrün geringelt, wodurch der Pelz der oberen Seite eine dunkelbraune, olivengrün überflogene Färbung erhält; an der Bruſt ſehen die Haare gelblich, am Bauche weißlich, an den Seiten hellbräunlich aus; der Kinnbart iſt lebhaft citronengelb; hinter dem Ohre befindet ſich ein graulich weißer Flecken. Hände und Ohren ſind ſchwarz, die Naſe und ihre

Dril (Mormon leucophaeus). 1/10 natürl. Größe.

Umgebung zinnoberroth, die Wangenwülſte kornblumenblau, die Furchen in ihnen ſchwarz, Hodenſack und After hochroth, die Schwielen roth und blau. Alte Männchen erreichen eine Länge von 1 Meter und darüber bei etwa 60 Centim. Schulterhöhe, der Schwanzſtummel dagegen mißt kaum mehr als 3 Centimeter.

Der verwandte Dril (Mormon leucophaeus, Simia, Inuus leucophaeus, Inuus brachyurus ꝛc.) iſt etwas kleiner, ſein Pelz oben olivenbraun, unten und an der Innenſeite weißlich, der Backenbart fahlweißlich, das Geſicht ſchwarz; Hände und Füße ſehen kupferbräunlich, die Schwielen und der Hodenſack lebhaft roth aus. Die Länge des Erwachſenen beträgt etwa 85 bis 90 Centim., die Schulterhöhe 55 bis 60, die Länge des Schwanzes 8 bis 9 Centimeter.

Es iſt auffallend genug, daß wir über das Freileben dieſer beiden ſeit ſo vielen Jahren als Gefangene bekannten Affen nichts Sicheres wiſſen. Beide Arten ſtammen von der Küſte von Guinea und werden namentlich von der Goldküſte zu uns gebracht. Beide ſollen truppweiſe in gebirgigen Wäldern, theils auf Felſen, theils auf Bäumen leben, ihren Aufenthalt aber nicht ſelten verlaſſen, um die naheliegenden Anſiedelungen zu beſuchen und dort nach Herzensluſt zu plündern. Man ſagt auch, daß Rotten dieſer Thiere in die Dörfer einfallen und in Abweſenheit der Männer Frauen und Kinder der Neger mishandeln. Die Eingeborenen ſollen den Mandril mehr fürchten als den Löwen, ſich niemals in einen Kampf mit ihm einlaſſen, ja nicht einmal die Waldungen betreten, in welchen der Affe ſich aufhält, es ſei denn, daß die Männer in großer Anzahl und mit guten Waffen verſehen einen förmlichen Kreuzzug gegen ihre Feinde ausführen. Wie viel an dieſen Gerüchten, welche von einer Naturgeſchichte in die andere übergehen, Wahres iſt, läßt ſich nicht entſcheiden; als unwahrſcheinlich haben wir meiner Anſicht nach ſie nicht anzuſehen. Auffallend nur, daß die Neger ſo viele von den gefürchteten Thieren einfangen und an die Schiffer vertauſchen.

In früherer Zeit gelangte Mandril und Dril viel öfter auf unſeren Thiermarkt als gegenwärtig, obgleich ſie auch jetzt noch keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Insbeſondere gilt dies von dem Mandril, welcher ſtets häufiger als der Dril zu uns gebracht wird. Den Alten waren beide unbekannt. „Dieſes thier", ſagt der alte Geßner, „iſt mit groſſem Wunder gen Augsburg gebracht un gezeiget worden. An ſeinen füſſen hat es finger als der Menſch, und ſo man ihm deütet, ſo keert er den arß dar. Apffel, Biren vund allerley andere frücht iſſet dieß thier, auch brot: trinkt inſonderheit gern weyn. So es hungrig iſt, ſo erſteygt es die bäum, ſchütt die frücht abhär. Iſt von natur fröudig vorauß gegen den weyberen, gegen welchen es ſein fröudigkeit vil erzeiget. Das weyblein deß geſchlächts gebirt alle zeyt zwey zumal ein par, namlich ein männlein und ein weyblein." Die dieſen Worten beigegebene Abbildung ſtellt den Mandril in der bezeichneten Stellung, „ſo man ihm deutet", ſo gut dar, daß man nicht in Zweifel ſein kann, welche Art man vor ſich hat.

Ein junger Mandril iſt ein allerliebſtes Geſchöpf, unter einer reichhaltigen Geſellſchaft unſerer Herren Vettern im Affenhauſe der ausgeprägteſte Komiker, zu luſtigen und tollen Streichen jeder Art aufgelegt, mit unverwüſtlicher guter Laune begabt und ungeachtet ſeiner durch nichts zu erſchütternden Unverſchämtheit in keiner Weiſe widerwärtig. Die Eigenthümlichkeit, welche Geßner mit der Derbheit unſerer Vorfahren kennzeichnet, zeigt allerdings auch ſchon der junge Mandril: ſein Hintertheil dient ihm gleichſam zum Dolmetſch ſeiner Gefühle; doch geſchehen hierauf bezügliche Bewegungen noch mit einer ſo ausgeprägten Harmloſigkeit, daß man über der Komik das Unanſtändige vergißt. Dies aber ändert ſich nur zu bald, weit früher als bei anderen Pavianen, und ſchon nach wenig Jahren zeigt ſich der Mandril in ſeiner ganzen Scheußlichkeit. Der Zorn anderer Affen iſt, wie ein engliſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, „ein leiſes Fächeln des Windes, verglichen mit der Wuth des Mandril, welche einem jener entſetzlichen, alles vor ſich niederwerfenden Stürme der Wendekreisländer gleicht", und ebenſo groß wie ſein Jähzorn iſt ſeine Unanſtändigkeit. Zur Schilderung der letzteren fehlen die Worte. „Sein Geſchrei, ſein Blick und ſeine Stimme", ſagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehiſche Unverſchämtheit an. Die ſchmutzigſten Gelüſte befriedigt er auf die ſchamloſeſte Weiſe. Es ſcheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Laſters mit all ſeiner Häßlichkeit habe aufſtellen wollen." Alles Widerwärtige, welches uns der Hamadryas und andere Paviane zeigen, erſcheint dem Gebaren des Mandrils gegenüber als anſtändig. Seine Leidenſchaftlichkeit kennt keine Grenzen. Erzürnt, geräth er in eine entſetzliche Aufregung, vergißt alles und ſtürzt ſich gleichſam kopflos auf ſeinen Feind zu. Ein wahrhaft dämoniſcher Glanz ſtrahlt aus den Augen des Scheuſals, welches mit dämoniſcher Kraft und Böswilligkeit begabt zu ſein ſcheint. Jetzt hat er nur den einen Gedanken: den Gegner zu zerreißen, und jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen. Weder die Peitſche noch die blanke Waffe wird von ihm im geringſten beachtet. Sein Angriff bekundet nicht mehr Kühnheit, ſondern geradezu Verrücktheit. Kein Thier haben die Wärter

Digitized by Google

mehr zu fürchten als einen wüthenden Mandril. Löwe und Tiger sind ihm gegenüber wahrhafte Lämmer, weil sie wenigstens verständig sich in die Umstände fügen, die Hamadryaden und andere Paviane, mit ihm verglichen, Anfänger oder Stümper. Vollkommen im Einklange mit dieser Erregbarkeit stehen die geschlechtlichen Ausschreitungen, welche sich der Mandril erlaubt.

Der alte Geßner hat ganz recht, wenn er zu verstehen gibt, daß sich seine Gefühle nicht allein auf Weibchen seiner Art, sondern auch auf Frauen richten. An gefangenen Mandrils beobachtet man nicht allein die zudringlichste Zuneigung zu Menschenweibern, sondern auch Eifersucht gegen deren rechtmäßige Liebhaber. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgibt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen sicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde diese Eifersucht einmal sehr geschickt benutzt, um einen Mandril, welcher aus seinem Käfige ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängnis zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam, den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs befand sich eine kleine Thüre: hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen, und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den verliebten Mandril. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war vergessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thüre und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

„Der Paarungstrieb", sagt Reichenbach mit vollem Rechte, „ist wie bei den Affen überhaupt so bei den Mandrils vor anderen der faule Fleck in ihrem Charakter, an dem sie gewöhnlich untergehen. Schon vor der Reife des Körpers, im zweiten(?) Jahre, noch zeitiger bei den Weibchen als bei den Männchen, tritt dieser Trieb ein, wie die zeitweiligen Anschwellungen des Weibchens desselben, schon vor Ende des zweiten(?) Jahres, deutlich bekunden. Da nun in dieser Zeit keine wahre Begattung geschieht, so regen sich nicht nur beisammen, sondern vorzüglich einzeln lebende Stücke in dem Grade auf, daß sie sehr bald bis zu dem Grade geschwächt sind, wo sie hinsterben, daher wir so höchst selten einen jungen Mandril längere Zeit lebendig erhalten.

„Wir mögen uns das folgendermaßen erklären: Schon der Gesammtausdruck des Mandril scheint das Ideal eines Teufels verwirklichen zu sollen, daher er in Guinea schon seit seiner Entdeckung den Namen des Waldteufels erhielt. Der lange schmale zusammengedrückte Kopf deutet hin auf den grenzenlosesten Leichtsinn, wie die Höcker über den Schläfen auf das zornwüthige Wesen; die gänzlich verflachte Stirn ist ein Zeichen vom Verluste aller edlen Empfindung: sie spricht Wildheit, Rohheit und Grausamkeit im weitesten Umfange aus. Die überaus kleinen, einander so ganz genäherten Augen deuten auf die höchste List und Verschmitztheit, sowie die bedeutende Streckung des Untergesichtes auf eine Sinnlichkeit ohne Beschränkung. Welches Sittenzeugnis solchen Naturanlagen entspricht, ist nicht schwer zu errathen, und von dem schon durch Geßner bekannt gewordenen Gebaren an dürften alle gewöhnlichen Sitten des Thieres als Unsitten das Zerrbild vollenden, welches durch dasselbe auf der Stufe menschenähnlicher Geschöpfe wirklich ausgedrückt wird. Kauft man also junge Mandrils, so erlebt man eine Zeitlang an den leichtsinnigen, jugendfrischen und munteren, immer beweglichen Thieren die Freude ihrer Erscheinung in Gestalt, Farbe und Bewegung, und in dem heiteren, leichtfertigen Spiele ihrer Launen. Doch bald hat das ein Ende. Die Einsamkeit erzeugt jene unnatürliche Aufreizung durch den zu früh erwachenden Paarungstrieb, dessen wir oben erwähnten; infolge der eingetretenen Schwächung wird der Mandril mismuthig durch die Ueberreizung, welche er erlitten. Die Bewegungen mindern sich bis auf die einzige, welche den ganzen Organismus erschöpft und zerstört. Endlich sitzt er still mit gekrümmtem Rücken, den Kopf vorn überhängend, an die Wand oder an den Kletterbaum

Digitized by Google

gelehnt. Alle Annahme von Nahrung hört auf, und von Tag zu Tage wird das Thier ſchwächer, kann endlich nicht einmal mehr ſitzen, ſondern erſchöpft nur noch liegend ſeine letzten Spuren von Kraft, bis es jämmerlich hinſterbend endigt. Solches Ende wird gewöhnlich den jungen Mandrils in Thierbuden und Thiergärten zu Theil, daher wir faſt niemals oder höchſt ſelten an ſolchen Orten einen erwachſenen Mandril geſehen haben."

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Erklärung Reichenbachs viel Wahres oder doch Wahrſcheinliches hat; für unbedingt richtig halte ich jedenfalls alle Vorausſetzungen, von denen der ſcharf beobachtende Naturforſcher ſeine Schlüſſe zieht. Doch gibt es Ausnahmen. Schon Jardine berichtet von einem Mandril, welcher erwachſen und ſehr zahm war, gegen ſeinen Wärter ſich folgſam zeigte, aber, wie alle übrigen, durch Fremde leicht in Wuth gebracht werden konnte. „Dieſer Mandril", ſagt unſer Gewährsmann, „lernte unter anderem Branntwein trinken und Tabak rauchen. Erſteres that er ſehr gern, zu dem letzteren aber mußte er erſt durch das Verſprechen gebracht werden, Branntwein und Waſſer zu erhalten. In ſeinem Käfige ſtand ein kleiner Armſtuhl, auf den er ſich, wenn es ihm befohlen wurde, würdig ſetzte und fernere Befehle erwartete. Alle ſeine Bewegungen wurden langſam und bedächtig gemacht. Hatte der Wärter die Tabakspfeife angezündet und ſie ihm gereicht, ſo betrachtete er ſie genau und befühlte ſie wohl auch, bevor er ſie in das Maul ſteckte, um ſich zu überzeugen, daß ſie auch wirklich brenne. Er ſteckte ſie dann ins Maul, faßte bis an den Kopf, und hielt ſie einige Minuten daran, ohne daß man Rauch ſah. Denn während dieſer Zeit füllte er ſeine Backentaſchen und ſein geräumiges Maul; dann aber blies er den Rauch in Maſſen aus dem Munde, der Naſe und zuweilen ſelbſt aus den Ohren. Gewöhnlich ſchloß er dies Kunſtſtück mit einem Trunk Branntwein und Waſſer, welcher ihm in einem Becher gereicht wurde. Dieſen nahm er ohne Umſtände ſogleich in die Hand." Einer der berühmteſten Mandrils lebte in England unter ſehr günſtigen Verhältniſſen. Er war wohlbekannt unter dem Namen „Hans im Glücke" und ziert noch heute nach ſeinem Tode das britiſche Muſeum. Das Thier hatte mehrmals die Ehre, infolge beſonderer Einladungen ein Gaſt der königlichen Familie zu ſein: kurz, es genoß, wie mein engliſcher Gewährsmann ſagt, ein ſo glückliches Leben, als es nur immer einem Pavian zu Theil werden kann.

Einen anderen ebenfalls hochberühmten Mandril habe ich erſt in den letzten Tagen beſucht. Ich meine den großen Künſtler vom Affentheater des Herrn Broekmann. Gedachter Mandril befindet ſich ſeit ſechszehn Jahren im Beſitze ſeines Herrn und iſt gezähmt und abgerichtet, wie nur ein Affe es ſein kann. Gegen Fremde zeigt er ſich ſelbſtverſtändlich ebenfalls erregbar und jähzornig; mit ſeinem Herrn aber ſteht er auf dem vertrauteſten Fuße, und ſelbſt wenn er, um ſeinem Jähzorne geeigneten Ausdruck zu verleihen, nach Pavianart die Stäbe ſeines Käfigs ſchüttelt, als wolle er ſie zerbrechen, darf Broekmann ohne Bedenken ihn am Halsbande packen und aus ſeinem Käfige herausnehmen, auch ſofort zur „Arbeit" verwenden. „Bei der allgemeinen Erfahrung der Thierzüchter", ſagt Reichenbach, welcher unſeren Mandril ebenfalls kennt, „daß dieſe Affenart nur in ihrer freien Natur ſich zu erhalten vermag, in der Gefangenſchaft aber bald untergeht, weil ſie in Einſamkeit und Müßiggang ihren rohen Lüſten erliegt, drängt ſich uns die Frage auf, aus welchem Grunde wurde es denn möglich, daß Broekmann zwei Mandrils ſo glücklich aufzuziehen und geſund und kräftig zu erhalten vermochte. Wir glauben die richtige Antwort auf dieſe Frage in demſelben Verhältniſſe zu finden, welches im Menſchengeſchlechte unter ähnlichen Umſtänden gleiche Ergebniſſe herbeiführen. Auch die zahlreichen Schoßhunde der Vorzeit treten in ihrer Faulheit und beſtändigen Ueberreizung als die elendeſten Zerrbilder des Hundecharakters auf, während im Gegentheile diejenigen, welche man beſchäftigte und zur Arbeit anhielt, das Hundegeſchlecht würdig vertreten. Denſelben Fall haben wir noch hier bei einem der wildeſten und roheſten Affen. Auch ſeine niederen, rein thieriſchen Triebe und die ſein eigenes Sein untergrabenden Gelüſte fingen an zu ſchweigen oder wurden gar nicht erregt, als die beſſeren Fähigkeiten erweckt und bethätigt wurden, als der Menſch ihn emporzog aus jener Sphäre, die das Thier zu ſeinem

Digitized by Google

Untergange geführt haben würde, durch Lehre und Liebe zu Leistungen, welche den ersten Funken einer Geistesthätigkeit in ihm erweckten, und das Geschöpf wahrscheinlich in einer ungewohnten Spannung nach einer neuen Richtung hin fortwährend unterhielten. Das sicherste Mittel also, um die niederen Triebe im lebendigen Organismus zu zügeln und vor dem Verderben durch sie selbst ihn zu schützen, ist die Weckung und Bethätigung einer höheren Geistesthätigkeit; denn dieses Mittel entspricht der wahren Bedeutung und der eigentlichen Würde des organischen Lebens, welche nur auf einer unablässigen Veredelung beruht." Ich stimme diesen Worten vollständig bei und vertrete sie auch Denen gegenüber, welche im Thiere nichts anderes sehen als eine unbewußt arbeitende, von höherer Hand geregelte, von einer unerklärlichen Kraft getriebene Maschine. Gewiß, die Arbeit ist es gewesen, welche diesen Affen zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem ausgezeichnetsten Mitgliede seiner Art, zu einem Mandril, wie es sicherlich bis jetzt noch wenige gegeben hat. Man muß dieses Thier, wie ich, im Käfige, hinter und auf der Bühne gesehen haben, um es vollständig würdigen zu können; man muß einer Unterhaltung zwischen ihm und seinem Herrn gelauscht haben, um zu verstehen, was Erziehung selbst bei einem so wilden und scheinbar unverbesserlichen Wesen zu leisten vermag. Ein derartiges Beispiel, wie dieser Affe es gewährt, ist im höchsten Grade lehrreich für Alle: es beweist schlagend, daß auch der Mensch nichts anderes ist, als ein Erbe Jahrtausende langer, allmählich sich steigernder Bildung und Gesittung, als ein Erzeugnis seiner Erziehung, nicht aber ein Mittelding zwischen Gott und Vieh, wie unsere Pfaffen und andere Rückschrittler es heutigen Tages noch behaupten.

Broekmann verkehrt mit seinem Mandril wie ein Freund mit dem anderen. Beide haben sich in einander eingelebt; der eine versteht den anderen, und das erzogene Thier beugt sich vor seinem Erzieher. Von Strafe oder auch nur einer Androhung dazu ist bei diesem Mandril keine Rede mehr: ein Blick genügt, ein gutes Wort besänftigt, ein ernstes bringt den Affen zur Besinnung zurück, wenn sich wirklich einmal der alte Adam regt. Der Mandril „arbeitet" gern und im vollsten Bewußtsein seiner Würde; er weiß genau, ob er eine Leistung zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit seines Gebieters ausgeführt hat, und strebt danach, ersters, so viel in seinen Kräften steht, zu thun. Willig kommt er aus seinem Käfige, ruhig setzt er sich auf seinen Ankleidestuhl, und behülflich nimmt er alle Stellungen an, welche beim Ankleiden erforderlich werden. Mit entschiedenem Selbstbewußtsein tritt er als Schauspieler auf, und wie ein solcher ist er empfänglich für Lob und Tadel. Für ein gut geartetes Thier will alles dies wenig besagen, für einen Mandril ist es das Außerordentlichste, was die Erziehung leisten kann. Aus dem Grunde erachte ich einen Besuch dieses Affentheaters mindestens für ebenso lehrreich, als manch eine Vorlesung solcher Thierkundigen, welche über das geistige Wesen der Thiere ein Urtheil sich anmaßen, ohne viel mehr von den Thieren zu kennen, als die gedörrten Häute im Museum.

Heute, während ich diese Zeilen überlese, ist der berühmte Mandril todt; sein Bild aber zeigt die von Mützels Künstlerhand herrührende Abbildung in lebenswahrer Treue.

Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerika's ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber ein selbständiges Gepräge; nur hier und da erinnert etwas an die alte Welt; dann aber haben wir es nicht mit dem eigentlichen Amerika, mit den Landstrichen zwischen den Wendekreisen zu thun. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — alles ist anders als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens alles und jedes so märchenhaft und zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Digitized by Google

Bei Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächſt zu berückſichtigen haben, iſt dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die Breitnaſen oder Neuweltsaffen (Platyrrhini oder Neopitheci) ſind zwar merkwürdige Geſchöpfe: ſchön aber ſind ſie nicht oder wenigſtens nur ausnahmsweiſe, vielmehr unbeholfener, träger, trauriger, geiſtloſer als die Altweltsaffen, weit harmloſer, gutmüthiger, unſchädlicher als letztere; aber eben deshalb keine echten Affen mehr. Denn dieſe wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenſchaften, ohne ihre Luſtigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverſchämtheit, ja, ich möchte ſagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir ſind nun einmal gewohnt, unſer Zerrbild in den merkwürdigen Geſellen zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieſes Zerrbild nicht auch ein geiſtiges iſt. Und nicht bloß wir Männer hegen eine ſolche Anſicht, ſondern ebenſo die Frauen, welche doch regelmäßig abgeſagte Feinde jeder Verſpottung des eigenen Ichs, ja alles Menſchlichen ſind: ich habe ſtets erfahren, daß aus Frauenmunde die Breitnaſen als widerliche Geſchöpfe bezeichnet wurden.

Die Neuweltsaffen unterſcheiden ſich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau ſowie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Oſten. Ihr Leib iſt gewöhnlich ſchmächtig und ſchlankgliederig; der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er ſich an ſeiner Spitze durch kräftige Muskeln zuſammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demſelben Grade gegenüber geſtellt werden, wie dies an den Füßen der Fall iſt. Die Nägel ſind platt. Anſtatt zweiunddreißig Zähnen bilden ſechsunddreißig das Gebiß; es finden ſich auf jeder Seite ſechs Backenzähne. Backentaſchen und Geſäßſchwielen ſind nie vorhanden. Die Naſenſcheidewand iſt breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorſpringende Schnauze. Ihre Färbung iſt zwar mannigfaltig, aber niemals ſo bunt wie die vieler Affen Aſiens und Afrika's.

Der Heimatskreis der Schmalnaſen beſchränkt ſich auf Südamerika. Die Nordgrenze desſelben bildet das Antillenmeer, auf deſſen ſchönen Inſeln keine Affen mehr vorkommen, wie ſie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Weſten hin begrenzt die Andeskette, nach Oſten hin das Atlantiſche Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen ſind ausſchließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweiſe in den Urwäldern zu Hauſe. Waſſerreiche oder ſumpfige Gegenden lieben ſie mehr als trockene. Auf die Erde kommen ſie bloß im äußerſten Nothfalle herab; auch zur Tränke gehen ſie nicht ſo wie andere Thiere, ſondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aeſten und dergleichen bis auf das Waſſer herab und trinken, ohne die Zweige zu verlaſſen. Es iſt wohl möglich, daß einzelne dieſer Affen Hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen alles, was ſie bedürfen; denn ihre Nahrung beſteht nur aus Pflanzentheilen aller Art ſowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Neſtvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meiſten Arten ſind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen wie die anderen ſind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch gibt es unter ihnen mehrere äußerſt träge Arten, gewiſſermaßen die Orang-Utans der neuen Welt. Das Klettern verſtehen alle vortrefflich und wiſſen dabei, wie ich ſchon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieſer Schwanz iſt geradezu alles in allem für viele der ſonſt ſehr tölpiſchen Thiere; ſie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeſchicklichkeit macht eine beſtändige Verſicherung des Leibes nöthig, und eine ſolche gewährt der Wickelſchwanz unter allen Umſtänden. Faſt bei jeder Stellung, auch während der tiefſten Ruhe ſchlingt der Affe ſeinen Schwanz um irgend etwas und ſei es ſelbſt um eines ſeiner eigenen Glieder. Die Muskelſtärke des Schwanzes, welche die aller übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfaſſendſten Gebrauch des merkwürdigen Geſchenkes der Natur für ihr ſtilles Leben, und erſetzt vielfach die ihnen fehlende geiſtige wie leibliche Behendigkeit

Digitized by Google

ihrer überſeeiſchen Vettern. Trotz alledem ſind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt im Springen und Klettern entſchieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geſchieht immer auf allen Vieren und iſt ſtets mehr oder weniger unbeholfen, unſicher und ſchwankend, kurz ſchlecht.

In ihrer geiſtigen Begabung ſtehen ſie weit hinter ihren öſtlichen Verwandten zurück. Sie erſcheinen im ganzen zwar als ſanfte, gutmüthige und zutrauliche, aber auch dumme, ungeſchickte, ungelehrige und ſchwerfällige Geſchöpfe. Einzelne zeigen ſich neugierig, muthwillig und neckiſch, andere dagegen grämlich, eigenſinnig, boshaft, tückiſch und biſſig. Lüſtern, genäſchig, diebiſch und habſüchtig ſind ſie auch, beſitzen alſo ebenfalls ſchlechte Eigenſchaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwiſchen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns beſſer gefallen. In der Freiheit ſind dieſe regelmäßig ſcheu und furchtſam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterſcheiden. Deshalb fliehen ſie bei jeder ungewöhnlichen Erſcheinung und ſuchen ſich ſo raſch als möglich in dichtem Gezweige zu verbergen. Angeſchoſſene beißen tüchtig nach Dem, welcher ſie faſſen will; Geſunde vertheidigen ſich wohl bloß gegen ſchwache Raubthiere. Sie ſind kraftloſe, feige Thiere.

In der Gefangenſchaft benehmen ſie ſich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böſe und biſſig, wenngleich nicht immer. Ihre geiſtige und leibliche Trägheit, ihr ſchwermüthiges Ausſehen, die kläglichen Töne, welche ſie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausſtoßen, ihre Unreinlichkeit, Weichlichkeit und Hinfälligkeit: alle dieſe Eigenſchaften und Sitten empfehlen ſie nicht als Hausgenoſſen und Zeitvertreiber des Menſchen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche beſitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Schmunzeln oder Klagen aus, und werden aus dieſem Grunde namentlich weichherzigen Frauen beſonders theuer.

Ihre Mutterliebe iſt ebenſo erhaben wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätſcheln, pflegen und beſchützen dieſelben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Anerkennung erwerben muß.

Dem Menſchen werden die Neuweltsaffen nicht oder kaum ſchädlich. Der weite, große, reiche Wald iſt ihre Heimat, ihr Ernährer und Verſorger; ſie bedürfen des Herrn der Erde und ſeiner Anſtalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben ſich dort einen geringen Zoll, der gar nicht im Verhältnis ſteht zu den Erpreſſungen, welche die Altweltsaffen ſich erlauben. Der Menſch jagt ſie ihres Fleiſches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reiſende hat längere Zeit die Affen als ſchätzbares Wildpret betrachten und aus ihrem Fleiſche Suppen und Braten ſich bereiten müſſen, und manche ſchöne Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingeborenen Amerika's iſt der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn ſein Fleiſch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen ſie ſich des Bogens, nicht ſelten wenden ſie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichſten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch emporgeſchleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn ſie bloß die Haut durchbohrt haben. Zwar verſuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil ſo ſchnell als möglich aus der Wunde zu ziehen; allein der ſchlaue Menſch hat das Geſchoß halb durchſchnitten, und deshalb bricht faſt regelmäßig die Giftſpitze ab und bleibt in der Wunde ſtecken — furchtbar genug, um auch einem ganz anderen Thiere die Lebenskraft zu rauben. Das Blasrohr, aus dem ſolche tückiſch wirkende Bolzen abgeſchoſſen werden, bleibt unter allen Umſtänden das gefährlichſte Menſchengewehr für die leichten Kinder der Höhe.

Mit derſelben Waffe erbeuten die Indianer auch diejenigen Affen, welche ſie für die Gefangenſchaft wünſchen. „Wollen die Arekunas", ſagt Schomburgk, „einen alten, ſtörriſchen Affen zähmen,

Digitized by Google

so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Leidende etwas zu sich gekommen, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeitlang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth, das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und selbst der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt."

In unsere Käfige gelangen verhältnismäßig wenige Mitglieder dieser Familie und auch diese nicht regelmäßig. Am häufigsten sieht man den Kapuziner auf unserem Thiermarkte, viel seltener einen Klammeraffen, höchst selten einen Spring-, Schweif- und Nachtaffen. Lebende Brüllaffen sind, so viel mir bekannt, bloß in wenigen Stücken nach Europa gekommen.

Man theilt die Breitnasen ein in drei Unterfamilien, unter denen die Wickelschwänze (Gymnurae) obenan gestellt werden. Ihr am unteren Spitzentheile nackter Greifschwanz mit breiten, allmählich an Länge abnehmenden Wirbeln unterscheidet sie von den Mitgliedern der übrigen Hauptgruppen.

*

Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der dritten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen; die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend, die Behaarung dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen", sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem unteren Kehlkopfe der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hinteren Ende kahl, nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle Länder und Gegenden Südamerika's. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen zu kleinen Wäldern sich vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich, nicht aber auch kühlere Landstriche. So gibt es in den südlicheren Ländern Amerika's Gegenden, in denen der schon merkliche Unterschied zwischen Sommer und Winter noch gesteigert wird durch die Verschiedenheit in der Hebung über den Meeresspiegel. Hier stellen sich, laut Henfel, im Winter heftige Nachtfröste ein, und am Morgen ist der Wald weiß bereift; die Pfützen frieren so fest zu, daß das Eis die schweren Bisamenten der Ansiedler trägt, und man selbst mit faustgroßen Steinen auf dasselbe werfen kann, ohne es zu zerbrechen. „Freilich hält eine solche Kälte nicht lange an, und die warme Mittagssonne zerstört wieder die Wirkungen der Nacht. Empfindlicher als diese Fröste sind die kalten

Digitized by Google

Winterregen, welche nahe am Gefrierpunkte oft mehrere Tage, ausnahmsweiſe auch Wochen, anhalten und von einem durchdringend kalten Südwinde begleitet werden. Während das zahme Vieh, wenn es nicht gut genährt iſt, dieſen Witterungseinflüſſen leicht unterliegt, befindet ſich die wilde Thierwelt ganz wohl dabei; und ſobald an heiteren Tagen die Sonne zur Herrſchaft gelangt, ertönt auch wieder die Stimme des Brüllaffen als Zeichen ſeines ungeſtörten Wohlbefindens. Wenn man an ſolchen Tagen des Morgens, ſobald die Wärme der Sonnenſtrahlen anfängt ſich bemerkbar zu machen, einen erhöhten Standpunkt gewinnt, ſo daß man das ganze Blättermeer eines Gebirgsthales vor ſich ausgebreitet ſieht, entdeckt man auf demſelben auch mit unbewaffnetem Auge hier und da rothleuchtende Punkte: die alten Männchen der Brüllaffen, welche die trockenen Gipfel der höchſten Berge erſtiegen haben und hier, behaglich in einer Gabel oder auf dichtem Zweige ausgeſtreckt, ihren Pelz den wärmenden Strahlen der Sonne darbieten. Das Aeußerſte erreicht die Winterkälte von Rio-Grande-do-Sul auf der Hochebene der Sierra, wo keine Orange mehr gedeiht und die Wirkungen der Winterſtürme, welche aus den Pampas und von Patagonien her wehen, beſonders hart empfunden werden. Hier fällt nicht ſelten Schnee in dichten Lagen und bleibt mehrere Tage liegen; niemals aber hat man bemerkt, daß die Kälte den Brüllaffen Abbruch gethan hätte."

In unſeren Lehrbüchern werden gegen ein Dutzend Arten von Brüllaffen aufgeführt; doch iſt jetzt ausgemacht, daß gerade dieſe Thiere vielfach abändern, und daher ſo gut als entſchieden, daß alle auf wenige Arten zurückgeführt werden müſſen.

Unſerer Lebensſchilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger, Schomburgk und Henſel über die Brüllaffen geſammelt haben. Nach Anſicht der Erſtgenannten beziehen ſich ihre Beſchreibungen auf zwei verſchiedene Arten: den Aluaten und den Caraya. „Die Brüllaffen von Rio-Grande-do-Sul", ſagt Henſel, „haben einen außerordentlich dicken Pelz, namentlich auf der Oberſeite des Kopfes und Körpers, während die Bauchſeite und die Innenſeite der Schenkel nur ſparſam behaart iſt; das Haarkleid ſchien im Sommer und Winter gleich ſtark zu ſein, wenigſtens iſt mir hier, auch bei anderen Thieren, kein Unterſchied zwiſchen Sommer- und Winterbälgen aufgefallen. Doch muß ich bemerken, daß ich im Nationalmuſeum zu Rio-de-Janeiro mehrere ausgeſtopfte Brüllaffen von Paraguay, ſchwarze ſowohl wie rothe, geſehen habe, welche ſich durch ein kurzes, dünnes und glatt anliegendes Haarkleid auszeichnen, während andere aus der Provinz Santa Catharina denen von Rio-Grande-do-Sul glichen. Die Farbe der Thiere iſt eigenthümlich und bei beiden Geſchlechtern verſchieden: die Männchen ſind roth und gleichen in der Farbe genau unſerem Eichhörnchen; gewöhnlich iſt die Oberſeite, namentlich der Oberkopf, und das Kreuz heller, zuweilen gelbroth, in ſeltenen Fällen iſt ſogar das ganze Thier mehr gelb als roth; manche Stücke ſind rothbraun bis ſchwarzbraun. Die immer viel kleineren Weibchen ſind ſchwarzbraun; doch zeigen auf der Oberſeite die Spitzen der Haare citronengelblichen oder bräunlichgelben Schein. Nicht ſehr ſelten ſind ſie etwas röthlich, ja zuweilen ſo roth, wie die der Männchen, ſo daß man erſt durch die Beſichtigung des getödteten Thieres ſich von ſeinem Geſchlechte überzeugen kann. Sieht man einen Trupp hoch oben auf dem Wipfel eines Baumes ſitzen, ſo erſcheinen im allgemeinen die Männchen roth, die Weibchen ſchwarz; die Jungen beiderlei Geſchlechts haben die Farbe der erwachſenen Weibchen. Leicht möglich iſt es, daß bei den klimatiſchen Verſchiedenheiten innerhalb des Verbreitungskreiſes des Brüllaffen auch mancherlei Veränderungen in der Farbe desſelben auftreten werden; ja ſchon in einem verhältnismäßig kleinen Raume ſcheinen ſich Farbenunterſchiede bemerkbar zu machen. So glaube ich beobachtet zu haben, daß in den feuchten Wäldern, an den Flußufern der Tiefwälder unterhalb des Urwaldgürtels, die rothen Weibchen viel häufiger waren als in den Bergen, und daß bei dieſem Geſchlechte die Spitzen der Haare, namentlich der Oberſeite, um ſo mehr eine bräunlichgelbe Färbung annehmen, in je höherem und kälterem Klima die Thiere leben. Es wäre durchaus nicht auffallend, wenn die rothe Farbe beider Geſchlechter in den feuchten Urwäldern

Digitized by Google

Nordbraſiliens dunkler würde und ſchließlich ins Schwarze überginge.“ An einer anderen Stelle bemerkt derſelbe Naturforſcher, daß ihn die Vergleichung der Schädel doch von der Verſchiedenheit und Selbſtändigkeit mehrerer Arten überzeugt habe.

Der Aluate oder rothe Brüllaffe (Mycetes seniculus, Simia, Cebus, Stentor seniculus) hat röthlichbraunen, auf der Rückenmitte goldgelben Pelz; die Haare ſind kurz, etwas ſteif und am Grunde einfarbig; Unterhaare fehlen. Die Länge beträgt etwa 1,5 Meter, wovon freilich 70 Centim. auf den Schwanz kommen. Das Weibchen iſt kleiner und dunkelfarbiger.

Beim Caraya oder ſchwarzen Brüllaffen (Mycetes Caraya, Simia caraya, Stentor und Mycetes niger) iſt das Haar bedeutend länger und einfarbig ſchwarz, nur an den Seiten etwas röthlich, beim Weibchen auch auf der Unterſeite gelblich, und beträgt die Länge etwa 1,3 Meter, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt. Erſterer bewohnt faſt den ganzen Oſten Südamerika's, letzterer Paraguay.

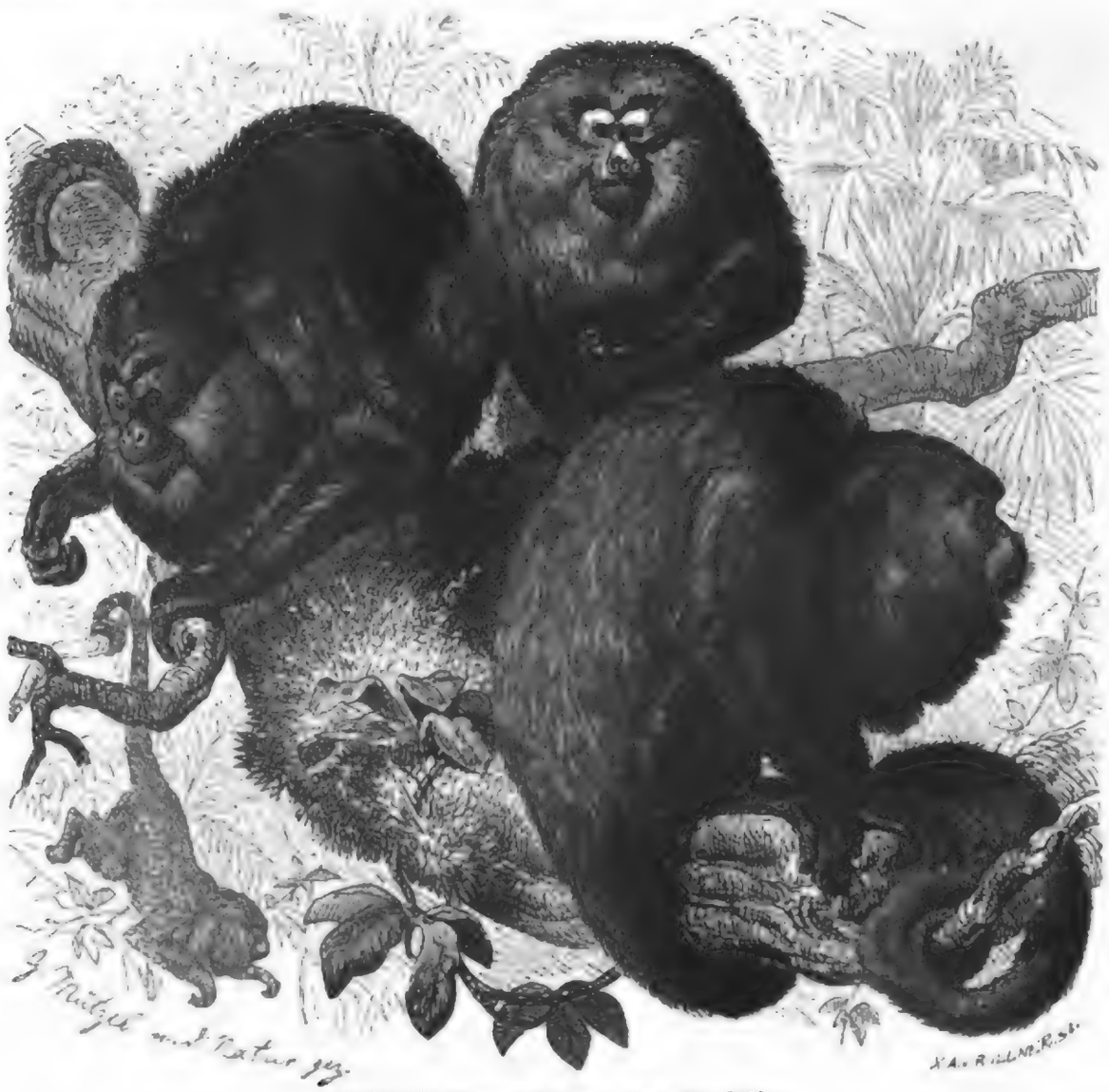
Der Brüllaffe iſt eines derjenigen amerikaniſchen Thiere, welches ſchon ſeit der älteſten geſchichtlichen Zeit den Reiſenden, immer aber nur unvollſtändig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlaſſung gab. Solche haben heutigen Tages noch unter den nicht ſelbſt beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir laſſen ſie gänzlich bei Seite und halten uns dafür an unſere Gewährsmänner.

„Nach meiner Ankunft“, ſagt der trefflich beobachtende Schomburgk, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das ſchauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere ſelbſt aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühſtücke, mit meinem Jagdzeuge verſehen, dem Urwalde zuſchritt, ſchallte mir aus der Tiefe desſelben abermals jenes wüſte Geheul entgegen und ſetzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte alſo durch Dick und Dünn dem Gebrülle entgegen und erreichte auch nach vieler Anſtrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Geſellſchaft. Vor mir auf einem hohen Baume ſaßen ſie und führten ein ſo ſchauerliches Koncert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes ſeien in tödtlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obſchon ſich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinſtimmung in ihm herrſchte. Denn bald ſchwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Geſellſchaft, bald ließ ebenſo unerwartet einer der Sänger ſeine unharmoniſche Stimme wieder erſchallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihren Wiederhall der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geſchreies auf und nieder ſich bewegen ſehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächſten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er ſich auf ſeine Beute ſtürzt, um bald wieder in das tiefe und ſchreckliche Knurren desſelben Raubthieres überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Dieſe ſchauerliche Geſellſchaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und ſelbſt auf dem Geſichte des düſterſten Menſchenfeindes würden für Augenblicke Spuren eines Lächelns ſich gezeigt haben, wenn er geſehen, wie dieſe Koncertgeber ſich mit langen Bärten ſtarr und ernſt einander anblickten. Man hatte mir geſagt, daß jede Herde ihren eigenen Vorſänger beſäße, welcher ſich nicht allein durch ſeine feine ſchrillende Stimme von allen tiefen Baſſiſten unterſcheide, ſondern auch durch eine viel ſchmächtigere und feinere Geſtalt auszeichne. Ich fand die erſtere Angabe bei dieſer Herde vollkommen beſtätigt; nach der feineren und ſchmächtigen Geſtalt ſah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächſten Baume zwei ſchweigſame Affen, welche ich für ausgeſtellte Wachen hielt: — waren ſie es, ſo hatten ſie ihre Dienſte ſchlecht genug verſehen; denn unbemerkt ſtand ich in ihrer Nähe.“

Dieſe anmuthige Schilderung beweiſt uns hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchſt eigenthümlichen Geſchöpfen zu thun haben. Man kann, ohne einer Uebertreibung ſich

Digitized by Google

ſchuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Abſonderlichkeiten iſt und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererſeits anerkennen muß, daß die Indianer zu entſchuldigen ſind, wenn ſie die Brüllaffen ihres trübſeligen Aeußeren und ihres langweiligen Betragens halber misachten und haſſen. Selbſt die Verleumdungen, welche man ſich zu Schulden kommen ließ, ſind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unſere Thiere weder im Freileben noch in der Gefangenſchaft irgend welche Anmuth, ja ſelbſt irgend welche Abwechſelung in ihrer Lebensweiſe zeigen.



Brüllaffe (Mycetes Caraya). ⅛ natürl. Größe.

„Der Brüllaffe", ſagt Henſel, „lebt in dem Urwalde von Rio-Grande-do-Sul in großer Menge; er iſt dasjenige wilde Thier, welches man am leichteſten finden und jagen kann, ja das man zu vermeiden ſogar Mühe hat. Er lebt in kleinen Trupps von fünf bis zehn Stücken, welche ein beſtimmtes, ziemlich kleines Gebiet haben, das ſie nicht zu verlaſſen pflegen. In jedem Trupp findet ſich wenigſtens ein altes Männchen, welches gewiſſermaßen die Aufſicht zu führen ſcheint; in den meiſten Fällen jedoch enthält der Trupp, wenn er nicht zu ſchwach iſt, mehrere erwachſene Männchen, unter denen wahrſcheinlich eines, das ſtärkſte oder älteſte, den Vorrang behauptet. Dabei geht es ohne Zweifel nicht immer ganz friedfertig zu, wie die Narben beweiſen, welche man oft in den Geſichtern der Männchen, zuweilen auch in denen der Weibchen erblickt. Doch ſind die

Digitized by Google

Thiere im ganzen ſehr harmlos und im Vergleiche zu anderen Affen ruhig und gleichgültig.“ Dieſe Angaben ſtimmen mit früheren Beobachtungen vollkommen überein. Doch mag noch erwähnt ſein, daß unſere Affen in manchen Waldungen ſo häufig auftreten, daß Humboldt ihrer vierzig zu einer Bande vereinigt ſah und ſchätzen durfte, es möchten auf einer Geviertmeile des Waldes wohl gegen zweitauſend von ihnen leben.

Während des Tages bilden die höchſten Bäume des Waldes den Lieblingsaufenthalt der Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung ziehen ſie ſich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überlaſſen ſich hier dem Schlafe. Langſam, faſt kriechend klettern ſie von einem Aſte zu dem anderen, Blätter und Knospen auswählend, langſam mit der Hand ſie abpflückend und langſam ſie zum Munde bringend. Sind ſie geſättigt, ſo ſetzen ſie ſich in zuſammengekauerter Stellung auf einem Aſte nieder und verharren hier regungslos, wie uralte ſchlafende Männchen erſcheinend; oder ſie legen ſich der Länge lang über den Aſt hin, laſſen die vier Glieder zu beiden Seiten ſteif herabhängen und halten ſich eben nur mit dem Wickelſchwanze feſt. Was der eine thut, wird von den anderen langſam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eines der erwachſenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie ſich gerade aufhält, ſo folgen ihm alle übrigen Glieder der Geſellſchaft rückſichtslos nach. „Wahrhaft erſtaunlich“, ſagt Humboldt, „iſt die Einförmigkeit in den Bewegungen dieſes Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zuſammenreichen, hängt ſich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Faſſen beſtimmten ſchwieligen Theile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei ſchweben und ſchwingt ihn hin und her, bis es den nächſten Aſt packen kann. Der ganze Zug macht an derſelben Stelle genau dieſelbe Bewegung.“

Für die Brüllaffen iſt der Schwanz unzweifelhaft das wichtigſte aller Bewegungswerkzeuge; ſie brauchen ihn, um ſich zu verſichern — und das thun ſie in jeder Stellung — ſie benutzen ihn, um etwas mit ihm zu erfaſſen und an ſich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptſächlich dazu, jeder ihrer langſamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß ſie ſchlecht klettern: ſie ſind im Gegentheile ſehr geſchickt; aber niemals machen ſie wie andere Affen weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinſchreiten halten ſie ſich feſt an dem Aſte, bis der hin- und hertaſtende Schwanz einen ſicheren Halt gefunden und denſelben mit einer oder zwei Windungen umſchlungen hat; beim Herabklettern verſichern ſie ſich ſo lange an dem Aſte, welchen ſie verlaſſen wollen, bis ſie mit den Händen einen neuen Halt gefunden, beim Aufwärtsſteigen an dem unteren Aſte, bis ſie mit Händen und Füßen den oberen ſicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes iſt größer als die der Hände; denn die Beugemuskeln an ſeiner Spitze ſind ſo ſtark, daß ſie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zuſammenrollen. Der Brüllaffe kann ſich mit der Spitze ſeines Schwanzes, auch wenn er dieſelbe nur mit einer halben Windung um den Aſt ſchlingt, wie an einem Haken aufhängen, kann alles einem ſolchen Werkzeuge Mögliche ausführen und iſt verloren, dem Verderben preis gegeben, wenn er ſeines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Laſt des Körpers, und nicht immer ſtrecken ſich unter dieſer Laſt die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen ſchon halb verfaulte Carayas noch feſt an ihrem Aſte hängen ſieht.

Wenig andere Thiere ſind ſo ausſchließlich an die Bäume gebunden wie die Brüllaffen. Sie kommen höchſt ſelten auf die Erde hernieder, wahrſcheinlich bloß dann, wenn es ihnen unmöglich iſt, von den niederen Aeſten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt ſagt, daß ſie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme ſetzen ſollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten ſich“, ſagt er, „ſo ſehr vor dem Waſſer, daß, wenn ſie durch das ſchnelle Anſchwellen des Stromes auf einem Baume abgeſchieden werden, ſie eher verhungern als durch Schwimmen einen

igitized by Google

anderen Baum zu gewinnen ſuchen. So traf ich einſt eine ſolche Affenherde auf einem von Waſſer rings umgebenen Baume an, welche, ganz abgemagert, ſich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, ſondern ſogar einen Theil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte ſie nur eine Strecke von ſechszig Fuß zu durchſchwimmen gehabt." Derſelbe Naturforſcher verſichert, niemals einen Brüllaffen auf freiem Felde geſehen oder ſeine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen zu haben.

Wenn der Brüllaffe keine Nachſtellung erfährt, hält er ſich in einem beſtimmten Gebiete auf, welches höchſtens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf einem und demſelben Baume. Höchſt ſelten ſieht man einzelne. Die Familie hält ſehr treu zuſammen. „Sie ſcheinen ſich", ſagt Henſel, „ihrer unſchädlichen Stellung gleichſam bewußt zu ſein; denn da, wo ſie nicht durch Geſchoſſe noch durch das Bellen der Hunde furchtſam gemacht werden, ſcheuen ſie den Menſchen durchaus nicht. Es kommt hier wohl vor, daß man ſich unter einem Baume befindet, auf dem man bei zufälligem Hinaufblicken einen ganzen Trupp Brüllaffen erblickt, welche ſchon lange den Eindringling ernſt beobachteten und erſt dann die Flucht ergreifen, wenn ſie ſehen, daß ſie die Aufmerkſamkeit desſelben erregt haben. Auch fliehen ſie in einem ſolchen Falle nicht in übereilter Haſt und ebenſo wenig weit, ſuchen ſich vielmehr bald in den Wipfeln benachbarter hoher Bäume zu verbergen. Da, wo ſie oft beunruhigt werden, ſind ſie viel ſcheuer und verſchwinden ſchon bei dem erſten Laute des Hundes. Wenn ſie ſich verbergen, wiſſen ſie alle Vortheile ſo geſchickt zu benutzen, daß man zuweilen lange nach ihnen vergeblich ſucht, obgleich man genau weiß, daß ſie den Baum noch nicht verlaſſen haben können. Namentlich ſchlüpfen ſie gern in die dichten Büſche von Schmarotzerpflanzen und verharren hier regungslos. Mit Hülfe eines Glaſes erkennt man dann zuweilen das ſchwarze Geſicht inmitten eines Orchideenbuſches, wie es unverwandt den Jäger anſtiert, um ſich keine ſeiner Bewegungen entgehen zu laſſen; doch wird der Pelz der alten Männchen gewöhnlich zum Verräther, da er, wenn er aus dem Verſtecke hervorleuchtet, nicht leicht eine Misdeutung zuläßt.

„Wenn im Sommer die Strahlen der Morgenſonne die Kühle der Nacht und die Nebel der Thäler an den Berglehnen vertrieben haben, dann löſt die kleine Geſellſchaft der Brüllaffen den Klumpen auf, zu welchem geballt ſie auf den Aeſten eines ſtark belaubten Baumes die Nacht zugebracht hatte. Der Trupp ſucht zunächſt das Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, und iſt dies geſchehen, ſo bleibt ihm bis zum Eintritte der drückenden Tageshitze noch immer ſo viele Zeit übrig, um ſich auch dem geſelligen Vergnügen widmen zu können, das bei einem ſo ernſthaften Thiere ſelbſtverſtändlich frei iſt von aller Unziemlichkeit, welche ſeine Gattungsgenoſſen kennzeichnet. Die Geſellſchaft hat ſich jetzt eine rieſige Wildfeigenart ausgeſucht, deren dichtes Blätterdach gegen die Sonnenſtrahlen ſchützt, während die gewaltigen wagrechten Aeſte vortrefflich zu Spaziergängen geeignet ſind. Einen dieſer Aeſte, in deſſen Nähe ſich die Mitglieder der Geſellſchaft nach Belieben gruppirt haben, wählt ſich das Familienhaupt und ſchreitet darauf ernſt würdig mit erhobenem Schwanze hin und her. Bald beginnt es, anfangs etwas leiſe, einzelne abgebrochene Brülltöne auszuſtoßen, wie es der Löwe zu thun pflegt, wenn er ſich zu einer Kraftleiſtung ſeiner Lunge vorbereitet. Dieſe Laute, welche aus einer Ein- und aus einer Ausathmung ſich gebildet zu haben ſcheinen, werden immer heftiger und in ſchnellerer Reihenfolge ausgeſtoßen; man hört, wie die Erregung des Sängers wächſt. Endlich hat ſie ihren höchſten Grad erreicht; die Zwiſchenpauſen werden verſchwindend klein, und die einzelnen Laute verwandeln ſich in ein fortdauernd heulendes Gebrüll. In dieſem Augenblicke ſcheint eine unendliche Begeiſterung die übrigen, bis dahin ſtummen Mitglieder der Familie, männliche wie weibliche, zu ergreifen: ſie alle vereinigen ihre Stimme mit der des Vorſängers, und wohl zehn Sekunden lang tönt der ſchauerliche Chorus durch den ſtillen Wald. Den Beſchluß machen wieder einzelne Laute, wie ſie den Hauptgeſang eingeleitet haben. Doch hören ſie eher auf als dieſe.

Digitized by Google

„Die in der ganzen Klaſſe der Säugethiere einzig daſtehende Stimme überraſcht nicht durch ihre unbedingte Stärke: denn hierin kann ſie ſich mit dem Gebrülle des Löwen oder des brünſtigen Edelhirſches nicht meſſen, ſondern durch das Verhältnis derſelben zu einem ſo kleinen Körper, welcher nicht ſchwerer zu ſein pflegt als der eines ſtarken Fuchſes. Man hat oft verſucht, die Stimme des Brüllaffen zu beſchreiben; wer ſie jedoch nicht ſelbſt gehört hat, wird ſich nicht davon eine genügende Vorſtellung machen können.“

Am häufigſten und lebhafteſten ſchreien die Brüllaffen, laut Rengger, in der warmen Jahreszeit, zumal des Morgens und Abends. Bei kaltem oder regneriſchem Wetter hört man ſie ſelten, in der Nachtzeit niemals. Zuweilen brüllen ſie ſtundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen bis auf achthundert Klaftern Entfernung höre, und der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar ſei; doch ſtützt ſich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. „Mitten auf den weiten mit Gras bewachſenen Ebenen“, ſagt er, „unterſcheidet man leicht eine vereinzelte Baumgruppe, welche von Brüllaffen bewohnt iſt und von welcher der Schall herkommt. Wenn man nun auf dieſe Baumgruppe zugeht oder ſich davon entfernt, kann man den Abſtand, in dem das Geheul noch vernehmbar iſt, ziemlich genau meſſen.“ Warum die Thiere eigentlich ihre ſonderbaren Geſänge aufführen, iſt ein Räthſel, wenn man eben nicht annehmen will, daß ſie ſich durch die ihnen eigene Tonkunſt gegenſeitig ergötzen wollen. Beim Erſcheinen eines Hundes endigt das Gebrüll der Affen augenblicklich; die Geſellſchaft ſucht ſich ſo ſchnell als möglich hinter dichte Aeſte oder zwiſchen dem Laube zu verſtecken, flieht auch wohl durch die höchſten Wipfel der Bäume, immer aber ſo langſam, daß der Jäger, wenn der Wald von Unterholz ziemlich rein iſt, ſie leicht verfolgen kann. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angſt, beſtändig ihren breiigen Koth fallen laſſen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Thiere ihre Feinde mit Koth bewerfen, iſt ſomit erklärt.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm ſein luſtiger Aufenthalt in Fülle. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der verſchiedenen Früchte laſſen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verſchiedenſten Art, wahrſcheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehülfliche Vögel. Den Pflanzungen wird er niemals ſchädlich, wenn er ſich auch tagelang am Saume derſelben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Zuweilen ſieht man ihn, nach Henſel, mit der Spitze des Wickelſchwanzes an einem Zweige hängen und die Blätter eines unter ihm befindlichen Aſtes pflücken, um ſie noch im Herabhängen in den Mund zu ſtopfen und zu verzehren. Daß die Nahrung vorzugsweiſe in Blättern beſteht, beweiſen nicht nur die ſtets ſchwarzen Zähne, ſondern auch der Magen der Erlegten, welcher immer einen grünlichen Speiſebrei wie von zerkauten Blättern enthält.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch ſchon zu Ende Mais oder erſt anfangs Auguſt ein einziges Junges. Henſel verſichert, daß die Fortpflanzung der Brüllaffen an keine beſtimmte Jahreszeit gebunden iſt; denn man findet neugeborene Junge das ganze Jahr hindurch und kann alſo auch an einem und demſelben Tage Keimlinge und Junge der verſchiedenſten Entwickelungs- und Altersſtufen ſammeln. Niemals ſcheinen ſie mehr als ein Junges zu haben. Während der erſten Woche nach der Geburt hängt ſich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit Armen und Beinen an den Unterleib der Mutter an; ſpäter trägt dieſe ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkoſungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigſtens in der erſten Zeit niemals, während ſie ſpäter das ſchon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängſtlicher Flucht manchmal von ſich abſchüttelt oder gewaltſam auf einen Aſt ſetzt, um ihren eigenen Weg ſich zu erleichtern. Indianer, welche letzteres ſahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgültig gegen ihre Jungen wäre; der Prinz von Wied ſagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und ſelbſt tödtlich angeſchoſſen, verläßt ſie ihr Junges nicht“. Dieſes

Digitized by Google

iſt ebenſo langweilig wie die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfes, wo möglich noch häßlicher.

„Die Feinde der Brüllaffen", ſagt Henſel, „ſind außer dem Menſchen natürlich nur ſolche Raubthiere, welche die Bäume beſteigen, namentlich der Puma, der Ozelot und vor allem die Hirare, nächſt dem Vielfraß der größte unter den Mardern. Ich habe den Schädel eines ſolchen Thieres heimgebracht, welches bei Tage von einem Jäger in dem Augenblicke erlegt wurde, als es mit einem ſtarken, ſchon halb erwürgten männlichen Brüllaffen vom Baume herabkam. Das furchtbare Geſchrei der ganzen Affengeſellſchaft hatte den Jäger herbeigelockt, welcher eben noch zur rechten Zeit kam, um den Räuber zu ſtrafen. Vielleicht die gefährlichſten Feinde beſitzt der Brüllaffe unter den Vögeln. Ein großer weißer Raubvogel, welcher aber ſehr ſelten ſein und nur im Dunkel der Wälder fliegen ſoll, wahrſcheinlich eine Harpyie, raubt die jungen Affen. Wie der Sperber über das Gebüſch ſtreicht, ſo jagt er dicht über den Baumwipfeln einher, fährt unter den argloſen Affentrupp und reißt den Müttern die Jungen vom Rücken. Der Schrecken der ſo unvermuthet überfallenen Thiere iſt ſo groß, daß ſie die Vertheidigung, ſelbſt die Flucht vergeſſen und nur mit jämmerlichem Geſchrei die Hände zur Abwehr über die Köpfe halten."

In den von Henſel bereiſten Theilen Südamerika's jagt man den Brüllaffen mit Hunden. Letztere beſitzen eine große Vorliebe für dieſen Affen, welcher ihnen das angenehmſte Futter unter allem Wilde iſt, während ſie den Kapuzineraffen ſelbſt im größten Hunger nicht anrühren. Dabei iſt der Geruch, welchen der Brüllaffe verbreitet, ein ſehr ſtarker und den Menſchen unangenehmer. Namentlich gilt das vom Harn und Koth. Die Hunde jedoch ſind anderer Meinung, und da ſie bereits den kleinſten Tropfen Harn, welcher von den Bäumen auf den Boden oder die Blätter der Sträucher gefallen iſt, auffinden und dann ſtundenlang unter ſolch einem Baume bellen, darf man ſie nur in den Wald laſſen, um in kurzer Zeit eine Geſellſchaft der Brüllaffen zu ermitteln. Schießt man einige Male dieſe Thiere, ſo gewöhnen ſich die Hunde bald ſo an die Affenjagd, daß ſie nichts anderes jagen wollen und bloß nach Affen ſuchen. Daher werden dieſe von den Jägern ſtets geſchont, und nur hier und da findet ſich ein Braſilianer, welcher ſie ihres Fleiſches wegen ſchießt. Für die Affenhunde iſt ſchon der erſte Ton des Gebrülls der Affen das Zeichen zur Jagd, und ihr Bellen unter dem bald gefundenen Baume unterbricht ſogleich den Geſang der letzteren, welche ſich verbergen oder flüchten. In einſamer Gegend jedoch oder da, wo ſie nicht beunruhigt werden, ſteigt das alte Männchen auf einen der unteren Aeſte und beginnt von hier aus ein Gezänk mit den Hunden, welches dieſe zur höchſten Wuth entflammt. Schießt man jetzt das Thier herunter, ſo fürchten die Hunde nicht mehr den ſchweren Fall desſelben, ſondern ergreifen es ſchon in der Luft. Bei einem ſolchen Streite mit den Hunden nimmt die Stimme des Brüllaffenmännchens einen etwas veränderten Ton an und gleicht genau der eines bösartigen Schweines, welches, wenn ein Unbekannter in den Stall tritt, für die Sicherheit ſeiner Nachkommenſchaft fürchtet.

Wenn man auf Brüllaffen ſchießt, rennen ſie ſo ſchnell als möglich davon; und ſelbſt unverwundete Thiere verlieren dabei Harn und Koth, obwohl dies gewöhnlich nur Schwerverwundeten, welche ſich nicht mehr retten können und nun in die höchſte Angſt gerathen, begegnet, namentlich, wenn ſie von einem Baume auf den anderen wollen. Einen höchſt erheiternden Anblick gewährt es, laut Henſel, wenn im erſten Schrecken eines der faſt halb erwachſenen Jungen einem der alten Männchen auf den Rücken ſpringt, um ſo ſchneller davon zu kommen, aber durch eine kräftige Ohrfeige von dem Erzürnten belehrt wird, daß der verlangte Liebesdienſt nicht mit den Pflichten des Familienvaters verbunden iſt.

„Der Brüllaffe", fährt Henſel fort, „beſitzt eine große Lebensfähigkeit und flüchtet noch nach Verwundungen, unter denen andere Thiere unfehlbar von den Bäumen herabſtürzen müßten. Ich traf einſt unter einem Trupp ein ſehr großes Männchen von heller, faſt gelber Färbung, deſſen Beſitz mir wünſchenswerth erſchien. Die erſte Kugel zerſchmetterte dem Thiere, welches ſchon auf

Digitized by Google

der Flucht war, einen Hinterschenkel und die Wurzel des Schwanzes, so daß es den Baum nicht mehr verlassen konnte; eine zweite Kugel ging durch den Bauch, so daß die Eingeweide eine Spanne lang heraushingen; eine dritte durchbohrte etwas höher den Magen und einen Theil der Brust; eine vierte traf, da die bedeutende Höhe des Baumes und die Unruhe des Thieres ein sicheres Zielen nicht gestattete, die Kehle, ging durch den hohen Winkel des Unterkiefers und zerstörte den Brüllapparat, ohne daß das unglückliche Geschöpf, welches auf jede der Kugeln mit einem heftigen Grunzen geantwortet hatte, herabgefallen wäre. Endlich machte ein glücklicher Schrotschuß seinem Leiden ein Ende. Es geht hieraus eine Lebenszähigkeit hervor, wie man sie sonst nur bei Raubthieren, nicht aber bei Pflanzenfressern anzutreffen pflegt. Aber selbst dann, wenn der Brüllaffe tödtlich verwundet wird und stirbt, entgeht er nicht selten noch dem Jäger, besonders nach Schrotschüssen. Verliert nämlich das geschossene Thier das Bewußtsein plötzlich, so stürzt es vom Baume; in anderen Fällen hat es aber noch Zeit, sich mit der Spitze seines Wickelschwanzes an irgend einem dünnen Aste festzuhängen, und bleibt auch nach dem Tode noch tagelang in dieser Lage, bis die Befestigung allmählich von einem starken Winde gelockert und endlich aufgelöst wird. Man sieht hieraus, daß das Aufhängen selbst zwar willkürlich geschieht, das Hängenbleiben aber mechanisch ist. Alle eigentlichen Wickelschwänze zeigen an der Unterseite der flachen Spitze des Schwanzes eine lange kahle Fläche, welche dieselbe sammetartige Rauhigkeit, überhaupt denselben Bau wie der Handteller hat. Will sich der Affe fest anhängen, so erreicht er dies mit zwei Windungen, deren zweite über die erstere weggeht, wobei die Rauhigkeit der Greiffläche das Abgleiten verhindert. Man kann auf diese Weise sehr leicht einen todten Affen an einem Stocke ebenso fest aufhängen, wie der Lebende hängt, und erst wenn durch das Hin- und Herschwanken die zweite Windung von der ersten abgleitet, fällt das Thier herab."

Unsere besten Gewehre können übrigens mit der furchtbaren und doch so einfachen Waffe der Indianer, dem Blasrohre, nicht sich messen. Deshalb fällt es den Rothhäuten viel leichter als uns, Brüllaffen zu erlegen. Trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Waffe zu führen wissen, besteigen sie noch gern einen der benachbarten Bäume, und senden von dessen Wipfel aus das tödtliche Geschoß nach der harmlosen Herde.

In einem großen Theile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken ꝛc. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und eine sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. „Aller Widerwille", sagt Schomburgk, „wird in Dem rege, welcher solchen Braten zum ersten Male sieht; denn er kann nicht anders glauben, als daß er an einem Mahle von Kannibalen theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt wird, und es gehört wahrlich bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach solchem Braten auszustrecken."

Humboldt bestätigt diese Worte vollkommen. „Die Art, wie diese menschlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, daß ihr Anblick dem gesitteten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter an; Flamme und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Eingeborenen Arme oder Beine eines gebratenen Affen verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem

Digitized by Google

Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Genusse des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern, daher auch Europäer, wenn sie von solchen sich nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so trocken und mager, daß Bonpland in seiner Sammlung zu Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, welche in Esmeralda am Feuer geröstet wurden; nach mehreren Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten." In vielen Gegenden Südamerika's wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise; die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost, und Affenfleisch bildet einen der gewöhnlichsten Nahrungsstoffe bei ihnen allen.

Man gibt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über ein Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder anderen Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Maniok oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schoß oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis der Hunger sie vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Pfoten schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie kaum einen Augenblick sich erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Von Verstand war wenig zu bemerken: sie erzeigten ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit als fremden Leuten, und ließen sich zu nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihrem Herrn außerordentlich zugethan waren, und kläglich zu schreien begannen, wenn derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen sich entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber Allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich.

„Die einzige Weise, Brüllaffen zu fangen", sagt Hensel, „ist die, daß man die Mütter, welche noch kleine Junge an sich tragen, todtschießt, wobei es sich zuweilen ereignet, daß das Junge weder durch den Schuß noch durch den Sturz vom hohen Baume beschädigt wird, und so, indem es die todte Mutter nicht los läßt, in die Gewalt des Jägers kommt. Da es natürlich auch schwer ist, das Junge auf der fliehenden Mutter zu entdecken, so erhält man im allgemeinen die Brüllaffen nur selten; auch sind die kleinen Thiere oft noch so jung, daß eine ganz besondere Pflege dazu gehören würde, sie am Leben zu erhalten. Als ich einst einen so kleinen Brüllaffen erhielt, welcher bloß aus einem dicken Kopfe und langen, ungemein mageren Armen und Beinen zu bestehen schien, legte ich denselben an eine Hühnerhündin, deren Junge etwa acht Tage alt waren. Obgleich die Hündin sehr gierig auf Affenfleisch war, so schien sie doch durch die klägliche Stimme der kleinen Waise gerührt zu sein, und duldete deren Anwesenheit. Leider waren ihre Zitzen für den kleinen Mund des Affen zu groß, und dieser konnte sie nicht ergreifen, so sehr er sich auch Mühe gab. Außerdem wollte er nicht, wie die jungen Hunde, im Neste liegen bleiben, sondern klammerte sich immer mit seinen mageren aber kräftigen Händen an das Fell der Alten, so daß diese oft entsetzt auf die Seite sprang und ihn, wiewohl vergeblich, abzuschütteln versuchte. Ich mußte das Thierchen endlich tödten, um es nicht verhungern zu lassen. In einem anderen Falle, als ich Gelegenheit hatte, Milch zu erhalten, trank der kleine Affe sehr gern aus einem Kaffeelöffel, den er mit den Händen packte und sich selbst in den Mund zu schieben versuchte; allein ich mußte auch ihn tödten, weil er aus Mangel an Wärme täglich schwächer wurde. Merkwürdig ist die Kraft, mit welcher

Digitized by Google

dieſe jungen Thiere einen ergriffenen Gegenſtand feſthalten können. Man hat Mühe, ſie von den Kleidern zu entfernen, und gelingt es ihnen zufälligerweiſe, den Bart zu faſſen, ſo glauben ſie, auf mütterlichem Boden zu ſein und krallen die langen Finger ſo feſt hinein, daß ſie nicht ohne das Opfer einiger Büſchel Haare wieder los zu machen ſind, wogegen ſie außerdem durch lautes Zetergeſchrei ankämpfen.

„Wollte man in einem unſerer Thiergärten den Brüllaffen Gelegenheit geben, ihre merkwürdigen Eigenſchaften geltend zu machen, ſo müßten für ihren Aufenthalt ganz beſondere Einrichtungen getroffen werden; denn ſchwerlich würde eine Geſellſchaft dieſer Thiere in engen Käfigen oder ſelbſt in den Räumen eines Affenhauſes, von neugierigen Menſchen umſtanden, ihre Künſte zum beſten geben. Man müßte ſie im Freien auf hohen einzelſtehenden Bäumen unterbringen. Ihre Flucht würde ein Zaun von ſenkrecht ſtehenden Bretern, der nach Innen zu keine Anhaltpunkte bietet, leicht verhindern. Ich glaube, daß eine Höhe desſelben von zwei Meter hinreichend wäre; denn der Brüllaffe iſt, wie ſchon oben angegeben wurde, ein ſchlechter Springer. Am beſten würde ein Laubbaum neben einer Gruppe dichter Nadelbäume für den Aufenthalt dieſer Affen paſſen, welche dadurch Gelegenheit hätten, ſich je nach der Tageszeit oder Witterung einen kälteren oder wärmeren Ort zu wählen; vielleicht würden ſie ſich auch entſchließen, eine auf den Bäumen angebrachte Hütte zu beziehen, oder wenigſtens hier vor Regen und großer Kälte Schutz ſuchen.“ Ich meinestheils halte dieſen Vorſchlag Henſels für unausführbar; denn nach den allgemeinen Erfahrungen ſind wir durchaus nicht berechtigt, von der Dauerhaftigkeit eines freilebenden Thieres auch auf ſeine Haltbarkeit im Käfige zu ſchließen. Somit meine ich, daß man höchſtens an ſehr warmen Sommertagen den Brüllaffen die Freude machen dürfte, ſie auf Bäumen herumklettern zu laſſen, nachts aber ihnen das warme Haus zur Wohnung anweiſen müßte. In den Affenhäuſern des Londoner Thiergartens lebte vor einigen Jahren ein Brüllaffe anſcheinend in gutem Wohlſein; ſeine Stimme ließ er jedoch nicht hören und unterſchied ſich dadurch ſehr zu ſeinem Nachtheile von dem Langarmaffen, deſſen klangvolle Laute ich geſchildert habe. Ein anderes Stück gelangte neuerdings lebend in die Hände eines unſerer erſten Händler und gab Mützel Gelegenheit, ſeine treffliche Abbildung (S. 179), die erſte richtige, welche ich kenne, mit dem lebenden Thiere zu vergleichen.

*

Ein äußerſt ſchmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Spinnen- oder Klammeraffen (Ateles). Sie ſind die Langarme der alten Welt, nur daß ſie nicht deren Vogelſchnelle und Lebendigkeit beſitzen. Der Naturforſcher, welcher ſie zuerſt Spinnenaffen nannte, hat ſie am beſten bezeichnet: — ſelbſt der Laie kommt unwillkürlich zu ſolchem Vergleiche. Um die Thiere ſchärfer zu beſtimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf ſehr klein, ihr Geſicht bartlos, und der Daumen ihrer Vorderhand, falls überhaupt vorhanden, ſtummelhaft iſt.

Südamerika bis zum 25. Grade der ſüdlichen Breite iſt die Heimat der Spinnenaffen, die Krone der höchſten Bäume ihr Aufenthalt.

Ihr Leben ſcheint außerordentlich einförmig zu verlaufen und das der verſchiedenen Arten im weſentlichen gleichartig zu ſein. „Sie leben“, ſagt Tſchudi, übereinſtimmend mit anderen Forſchern, „in Scharen von zehn oder zwölf Stücken; zuweilen trifft man ſie auch paarweiſe, nicht ſelten ſogar einzeln an. Während mehrerer Monate bemerkten wir einen einzelnen Affen dieſes Geſchlechtes immer im nämlichen Gebiete; als er erlegt wurde, zeigte ſich, daß er ein Männchen von nicht ſehr vorgerücktem Alter war. Die Geſellſchaften verrathen ſich durch fortwährendes Knittern der Baumzweige, welche ſie ſehr behend umbiegen, um geräuſchlos vorwärts zu klettern. Angeſchoſſen erheben ſie ein lautes, gellendes Geſchrei und ſuchen zu entfliehen. Die ganz jungen verlaſſen ihre Mutter nicht; auch wenn dieſe getödtet worden, umklammern ſie dieſelbe feſt, und liebkoſen ſie noch lange, wenn ſie bereits ganz ſtarr an einem Baumaſte hängt; es iſt daher ein

Digitized by Google

Leichtes, die Jungen einzufangen. Sie laſſen ſich mühelos zähmen, ſind gutmüthig, zutraulich und zärtlich, halten aber in der Gefangenſchaft nicht lange aus. Leicht werden ſie von Ausſchlägen und Durchfällen befallen, wobei ſie ſich ganz jämmerlich geberden."

Die Arten unterſcheiden ſich wenig von einander; gleichwohl iſt es nothwendig, mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die mannigfachen Stellungen anſchaulich gemacht werden ſollen.

Tſchamek (Ateles pentadactylus). ⅛ natürl. Größe.

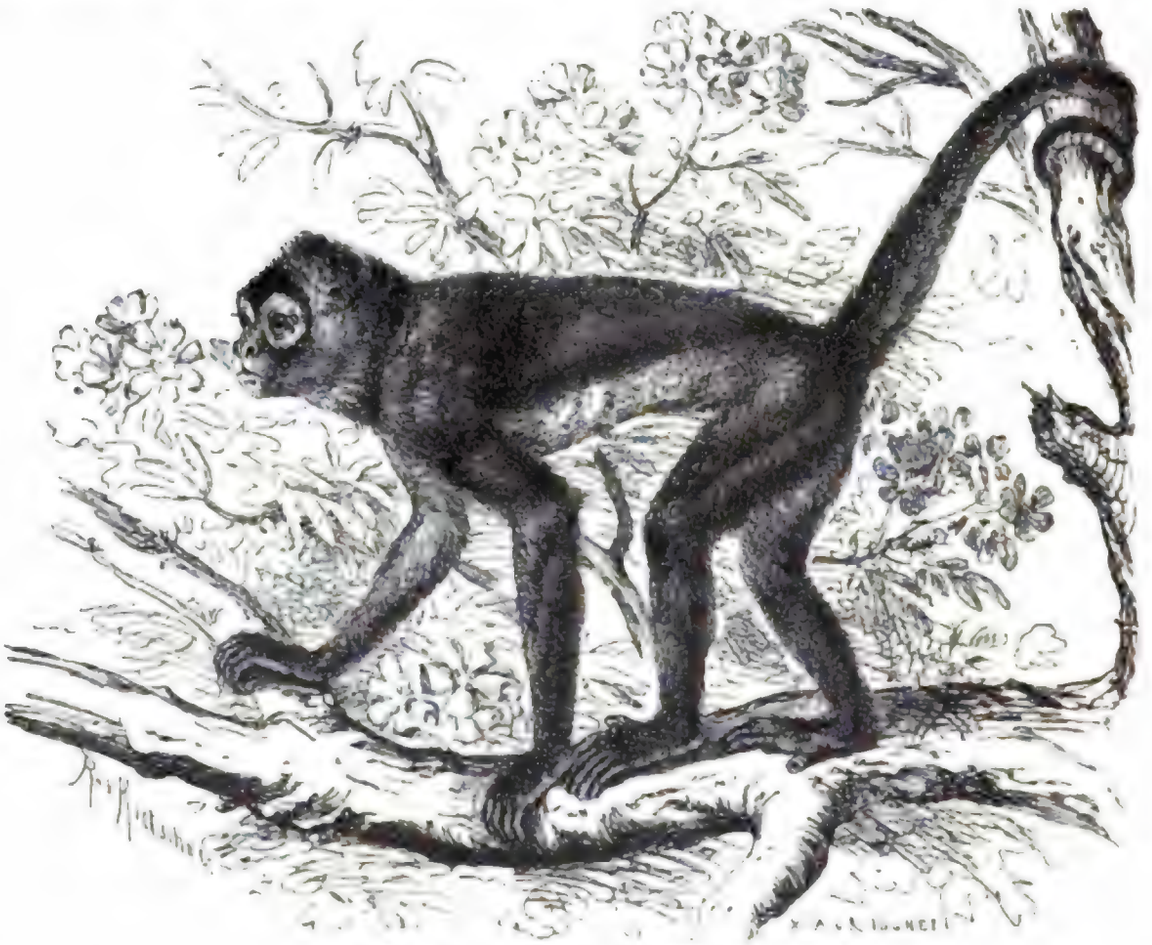
Von den in Guiana lebenden Klammeraffen ſind zwei beſonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus, Simia paniscus, S. 192) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth, Simia Beelzebuth). Erſterer iſt einer der größeren ſeiner Sippſchaft. Seine Leibeslänge beträgt etwa 1,25 Meter, wovon auf den Schwanz mehr als die Hälfte kommt, die Schulterhöhe ungefähr 40 Centim. Der Pelz iſt grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief ſchwarz von Farbe, nur im Geſichte röthlich, die Haut dunkel, auf den Handſohlen ganz ſchwarz. Dem gutmüthigen Geſichte verleihen ein Paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tſchamek (Ateles pentadactylus, Simia, Ateles Chamek) die Genannten. Er wird ungefähr 1,3 Meter

Digitized by Google

lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefſchwarzen Pelz und beſitzt einen Daumenſtummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe (Ateles criodes oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Braſiliens. Er iſt der größte aller braſilianiſchen Affen, etwa 1,4 Meter lang, ſtarkleibig, kleinköpfig, kurzhälſig, langgliederig und dicht, faſt wollig behaart. Gewöhnlich iſt der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlichgraugelb gefärbt; die Innenſeite der Glieder pflegt lichter zu ſein. Das nackte Geſicht iſt in der Jugend ſchwarzbraun, im Alter dunkelgrau, in der Mitte aber fleiſchroth. Der Daumen der Vorderhand iſt ein kurzer Stummel ohne Nagel.



Miriki (Ateles criodes). 1/5 natürl. Größe.

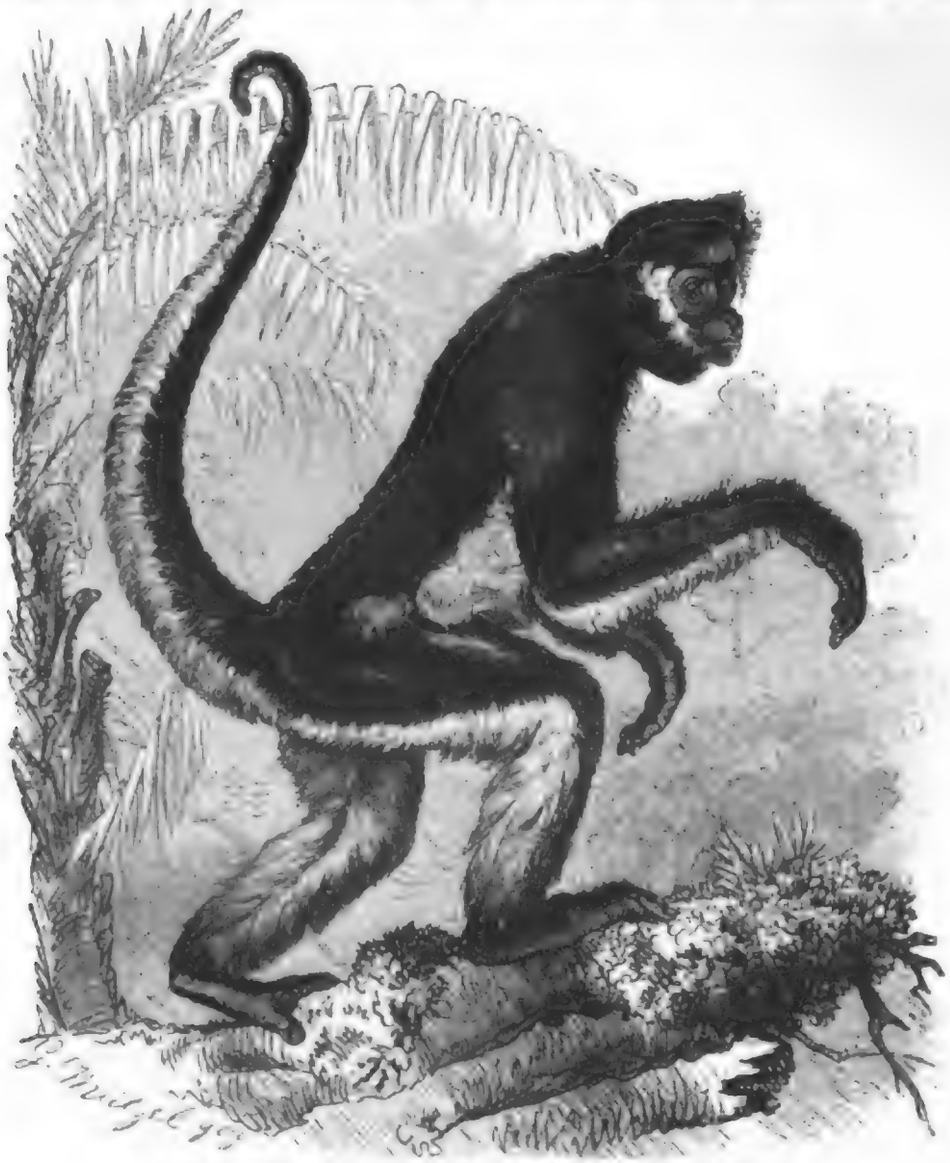
Wohl der ſchönſte aller Klammeraffen iſt der erſt in der neueſten Zeit von dem jüngeren Bartlett im öſtlichen Peru aufgefundene und zu Ehren ſeines Entdeckers benannte Goldſtirnaffe (Ateles Bartlettii). Der reiche, lange und weichhaarige Pelz hat auf der ganzen Ober- und Außenſeite tiefſchwarze Färbung; ein Stirnband iſt goldgelb, der Backenbart weiß, die Unterſeite des Leibes und Schwanzes, die Innenſeite der Glieder nebſt der Außenſeite der hinteren Unterſchenkel bräunlichgelb, etwas lichter als das Stirnband, hier und da durch einzelne ſchwarze Haare geſprenkelt. Alle nackten Theile des Geſichtes und der Hände ſehen braunſchwarz aus. Hinſichtlich der Größe ſcheint das prachtvolle Geſchöpf den verwandten Arten der Sippe zu gleichen, weil weder Gray noch Bartlett, die Namengeber der Art, hierüber Mittheilung machen.

Bartlett erhielt den Goldſtirnaffen in den Gebirgen der Miſſionsgebiete des oberen Amazonenſtromes unweit Xeberos von Indianern, welche das Thier außerordentlich ſchätzten, und

Digitized by Google

erſtand ſpäter in einer kleinen indianiſchen „Stadt" ein jüngeres, von dem Alten kaum zu unterſcheidendes Stück, welches dort lebend und ebenfalls ſehr hoch gehalten wurde. Auf dieſe beiden Stücke begründet ſich die Art.

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Guiana finden ſie ſich nur in den tieferen Wäldern, höchſtens bis zu



Goldſtirnaffe (Ateles Hartlettii). ¹/₆ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

einem Höhengürtel von fünfhundert Meter über dem Meere; den kahlen Wald der Höhe meiden ſie gänzlich. In der Regel bemerkt man ſie in Banden von ungefähr ſechs Stücken, ſeltener einzeln oder paarweiſe und noch ſeltener in größeren Geſellſchaften. Jede dieſer Banden zieht, ihrer Nahrung nachgehend, ſtill und ruhig ihres Weges, ohne ſich um andere ungefährliche Geſchöpfe zu bekümmern. Ihre Bewegungen ſind im Vergleiche zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen ſchnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen ſie weit aus und eilen deshalb, auch wenn ſie nur wenig ſich anſtrengen, immerhin ſo ſchnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen ſie ſich geſchickt genug. Sie klettern ſicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus; doch werfen oder ſchleudern ſie ihre Glieder bei allen Bewegungen ſonderbar hin und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeſchickt, einen Anhalt zu ſuchen, ehe der Affe ſich

Digitized by Google

entſchließt, den Aſt, auf welchem er ſitzt, zu verlaſſen. Zuweilen findet man ganze Geſellſchaften, welche ſich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendſten Gruppen bilden. Nicht ſelten ſitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Aeſten und Zweigen, behaglich ſich ſonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem Rücken verſchränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden humpeln ſie mühſelig fort; man möchte ſelbſt ängſtlich werden, wenn man ſie gehen ſieht. Der Gang iſt ſchwankend und unſicher im allerhöchſten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Abſicht, das Gleichgewicht herzuſtellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Uebrigens haben europäiſche Beobachter die Klammeraffen niemals auf dem Boden geſehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß ſie, ſo lange ſie geſund ſind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie ſie ſonſt thun.

Die Fortpflanzung ſcheint an keine beſtimmte Zeit des Jahres gebunden zu ſein; wenigſtens bemerkt Schomburgk, daß unter jeder Geſellſchaft, welcher er begegnete, auch faſt immer einige Junge ſich befanden, welche von ihren Müttern häufiger unter den Armen als auf dem Rücken getragen wurden. Ueber die treue Anhänglichkeit der letzteren brauche ich nach dem vorher Geſagten kein Wort mehr beizufügen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche ſich mit Blättern und Früchten begnügen, Niemandem Schaden thun. Gleichwohl werden ſie eifrig verfolgt. Die Portugieſen benutzen ihr Fell, die Wilden eſſen ihr Fleiſch; manche Indianerſtämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor. Sie unternehmen in ſtarken Geſellſchaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Bei der Jagd werden die Baumwipfel ſorgſam durchſpäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleiche mit dem Gebrüll der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verräth unſere Thiere ſchon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmloſen Waldkinder ihren furchtbarſten Feind gewahren, flüchten ſie ſchnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängſtlicher Haſt vorwärts ſchleudernd, befeſtigen ſich mit letzterem und ziehen raſch den unbeholfenen Leib nach ſich. Zuweilen verſuchen die Vertrauensſeligen wohl auch, den Menſchen durch Fratzenſchneiden und lautes Geſchrei abzuſchrecken; zuweilen ſollen ſie, ſelbſt wenn ſchon mehrere von ihnen dem Geſchoſſe erlagen, wie beſinnungslos das Walten des Schickſals über ſich ergehen laſſen, ohne zu flüchten. Die Angeſchoſſenen harnen und laſſen ihren breiigen Koth fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Aeſten hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löſt und der Leib ſauſend zur Erde herabfällt.

„Einer unſer Indianer", erzählt Schomburgk, „brachte einen getödteten Koaita mit, welchen er aus einer Herde erlegt hatte. Es iſt dies unſtreitig einer der häßlichſten Affen, und als die Jäger ihn unmittelbar nach ihrer Ankunft abſengten, um ihn als Abendbrod zu verzehren, kam mir ſeine Aehnlichkeit mit einem Negerkinde ſo überraſchend vor, daß ich mich von dem Mahle abwenden mußte, um nicht alle meine kaum niedergekämpfte Abneigung wieder in mir erwachen zu laſſen. Die Behauptung der Indianer, daß dieſe Affen bei ihrer Verfolgung trockene Zweige und Früchte abbrechen und ſie nach ihren Verfolgern ſchleudern, wurde durch Goodall beſtätigt, welcher an der Jagd Theil genommen hatte."

Schomburgk nennt die Klammeraffen, ſo oft er ſie erwähnt, häßlich und ekelhaft, und meint, daß ſie von den Indianern höchſt wahrſcheinlich wegen ihres unangenehmen Aeußeren nicht gezähmt würden. Hätte er ein einziges Mal die von ihm ſo verſchrieenen Thiere in Gefangenſchaft gehalten und ſie in ihrer harmloſen Gutmüthigkeit kennen gelernt, er würde ſie auch trotz des nicht günſtig geſtalteten Aeußeren und der abſonderlichen Gliederverrenkung lieb gewonnen, jedenfalls ſein Urtheil berichtigt haben. Leider gehören ſie noch immer in unſeren Thiergärten zu den Seltenheiten; man bringt wohl jedes Jahr einige von ihnen mit nach Europa herüber: unſer Klima jedoch tödtet ſie in der Regel bald, auch bei ſorgfältigſter Abwartung und Pflege. Aus dieſem Grunde habe ich ſie ſtets nur kurze Zeit beobachten können und laſſe deshalb meinen Berufsgenoſſen

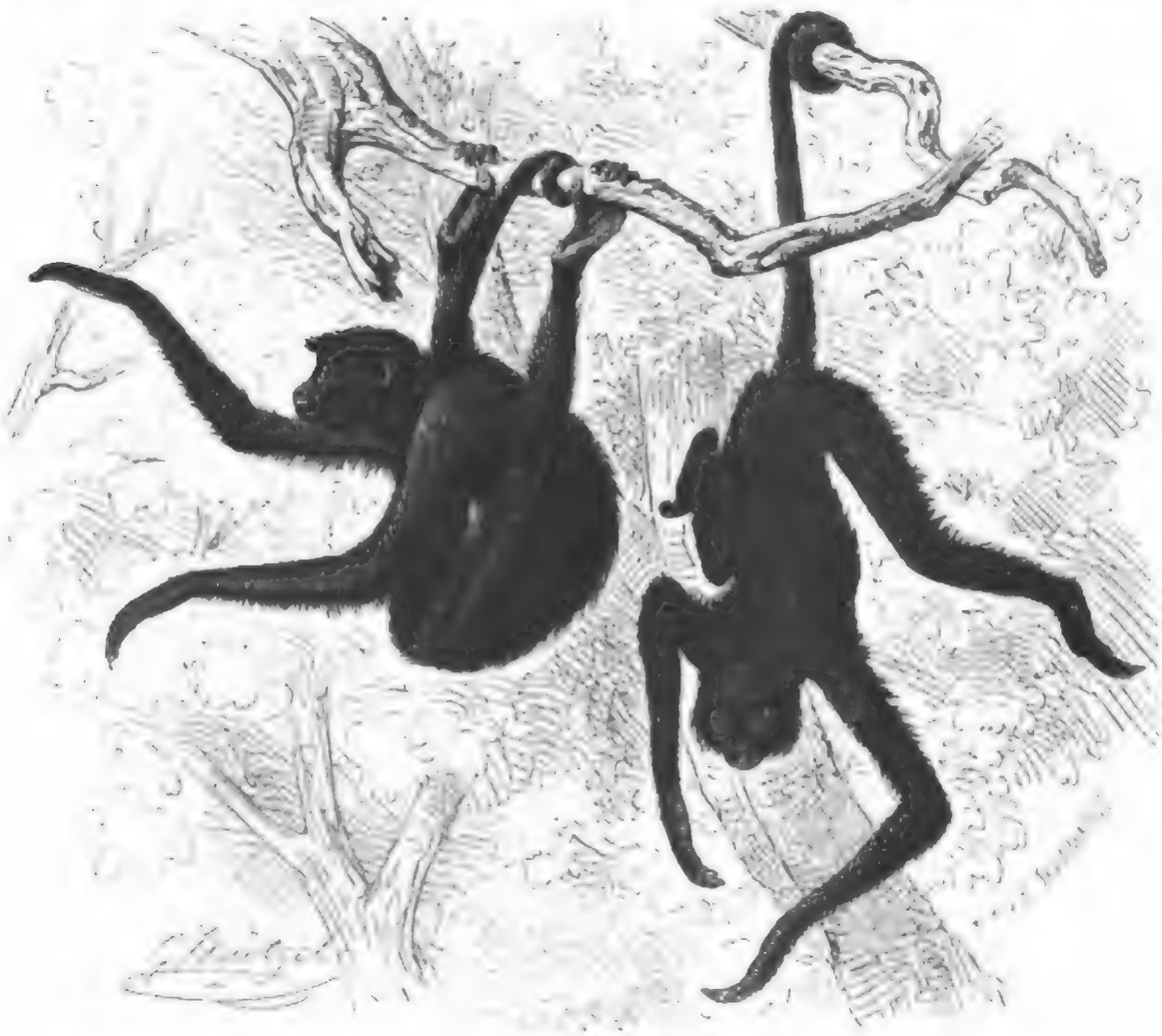
Digitized by Google

Schmidt für mich sprechen. „Im Stande der Ruhe sitzen die Klammeraffen auf dem Hintertheile mit emporgerichteten Knien; die Brust wird gegen diese gelehnt, und häufig der Kopf tief herabgesenkt, so daß das Gesicht gegen den Boden geneigt ist und die Schultern den höchsten Punkt der ganzen Gestalt bilden. Der Schwanz ist um die Füße geschlagen, die Elnbogen reichen fast auf den Boden, und die Vorderarme liegen nachlässig gekreuzt vor oder auf den Füßen. Ein ruhiges Gehen auf flachem Boden kommt nur ausnahmsweise und auf kurze Entfernungen vor, und man sieht auf den ersten Blick, daß es dem ganzen Wesen der Thiere nicht zusagen kann. Gewöhnlich findet es auf allen Vieren statt, wobei der Schwanz über der Rückenhöhe einen festen Anhalt nimmt. Die Hände berühren dabei nicht mit ihrer inneren Fläche, sondern mit ihrer äußeren oder oberen Seite den Boden. Bei der einen Art betrifft dies nur die Finger, indem sie die Knöchel als hauptsächlichen Stützpunkt benutzt, wogegen eine andere auf dem Handrücken der Mittelhand geht und die Finger aufwärts eingeschlagen trägt. Dieses Thier hält dabei die Elnbogen nach auswärts gebogen, die Handwurzeln dagegen nach innen gerichtet und bietet dadurch eine sehr absonderliche Erscheinung dar. Dazu kommt noch der stark gekrümmte Rücken und der tief herabgeneigte Kopf, so daß die ganze Gestalt den Eindruck macht, als wolle sie jeden Augenblick nach vorn überpurzeln. Bisweilen, besonders in erregter munterer Stimmung, gehen die Thiere aufrecht auf den Vorderfüßen. Sie biegen dabei den Rücken ein, strecken den Bauch heraus und tragen den Schwanz Sförmig gekrümmt hoch empor gehalten, seltener irgendwo angefaßt, und noch seltener mit abwärts eingerollter Spitze auf dem Boden gestützt. In manchen Fällen werden die Arme dabei über dem Kopfe gekreuzt oder mit wagrecht gehaltenem Oberarme oder rechtwinkelig aufgerichtetem Vorderarme und leicht eingekrümmten Händen hoch getragen. Sehr gern lehnen sie sich in dieser Stellung an eine von der Sonne beschienene Wand. Wenn wir sie im Winter bisweilen aus den Käfigen nahmen und in die Nähe des geheizten Ofens brachten, stellten sie sich aufrecht mit senkrecht emporgehobenen und gestreckten Armen, wobei sie den Bauch so weit herausbogen, daß dieser, von der Seite gesehen, mit der Brust fast einen Halbkreis bildete. Auch wenn man sie an der Hand oder am Schwanze führt, gehen sie gern aufrecht, namentlich wenn sie der Wärter in ihrem Käfige ins Freie bringt. An einem schräg stehenden Stamme in ihrem Sommerbehälter laufen sie sehr häufig auf den Hinterfüßen empor, erfassen aber das obere Gitter mit der Schwanzspitze, sobald sie es erreichen können.

„Das Klettern ist ihrem Naturell vollkommen entsprechend, und sie entwickeln hierbei im Gegensatze zu dem unbehülflichen Einherhumpeln auf ebenem Boden eine Lebhaftigkeit, Biegsamkeit und Sicherheit der Bewegungen, welche erstaunlich ist. Gewöhnlich schreiten sie eine Zeitlang an dem Gitter, welches das Dach des Käfigs bildet, umher, indem sie die Hände hakenförmig über die Gitterstäbe hängen, ohne die Finger zu schließen. Sie benutzen hierbei ebenso wohl alle vier als nur die vorderen Glieder; niemals aber versäumt der Schwanz, hierbei sehr thätig zu sein, hilft vielmehr gleich einer fünften Hand den Körper tragen und weiter befördern. Er arbeitet mit der größten Sicherheit und Selbständigkeit, so daß er von den Thieren nicht mit den Augen überwacht zu werden braucht, ist immer bestrebt, einen festen Anhaltepunkt zu gewinnen, als ob Arme und Beine nicht zuverlässig oder nicht hinreichend seien, dem Körper den nöthigen Halt zu geben. Er wird stets einmal um den Gegenstand, an dem er sich halten soll, geschlungen, und zwar immer nur mit der Spitze und so knapp wie möglich. Die Umwickelung geschieht schraubenförmig, so daß die Spitze neben und nicht auf oder unter den übrigen Theil des Schwanzes zu liegen kommt. Wenn letzterer, wie das sehr häufig der Fall ist, den Leib allein tragen soll, faßt er über einen Stab des Gitters hinweg und befestigt sich an dem folgenden mit der Spitze, um auf diese Weise eine größere Haltbarkeit zu gewinnen. So wird es dem Thiere möglich, sich jeden Augenblick kopfabwärts am Schwanze aufzuhängen, und es scheint dies eine Lieblingsstellung von ihm zu sein, da es Leute, welche es kennt, gern in derselben bewillkommnet. Der Affe wendet dann dem Herantretenden das Gesicht zu, läßt die Beine langgestreckt herabhängen, so daß der Kopf

Digitized by Google

zwiſchen dieſen durchblickt, und ſtreckt dann in der Regel einen der Füße ſo weit als möglich nach dem Nahenden aus. In dem geräumigen Käfige im Freien hängen ſich unſere Gefangenen bisweilen am Schwanze auf und ſchleudern ſich weg, indem ſie gedachtes Greifwerkzeug plötzlich loslaſſen, um an einer anderen Stelle des Gitters mit den Händen ſich feſtzuhalten. Im Winter, wenn ſie nicht ins Freie gebracht werden konnten, gaben wir ihnen zuweilen einen fingerdicken und etwa meterlangen Stock zum Spielen, mit welchem ſie die komiſchſten Dinge ausführten. Ein ſehr beliebtes Spiel iſt folgendes: der Stock wird vor dem Affen aufrecht auf dem Boden ſtehend feſtgehalten, indem er an demſelben, ohne ihn an die Wand zu lehnen, emporſteigt. Oben angekommen, ergreift er



Stellungen des Rhesus.

mit dem Schwanze ſofort die oberſte Sitzſtange des Käfigs und ſchaukelt ſich auf dieſe Weiſe vergnüglich, indem er den Stab ſpielend in den Händen trägt. Es würde zu weit führen, wollte ich den Verſuch machen, alle die Schwenkungen und Wendungen zu ſchildern, welche ich von dieſen Affen ſchon ausführen ſah. Nur das eine ſei noch bemerkt, daß die ſtete Beihülfe des Schwanzes allen Kletterbewegungen etwas Schwebendes verleiht, und daß der ernſttraurige, ſelbſt grämliche Ausdruck ihres Geſichtes zu ihrem oft ſo muthwilligen und heiteren Gebaren in ſonderbarſtem Widerſpruche ſteht. Ebenſo gut wie der Schwanz als Bewegungsglied gebraucht wird, dient er auch als Greifwerkzeug. Die Vorderhände ſind wegen des fehlenden Daumens zum Feſthalten der Nahrung nicht eben günſtig gebaut, und wenn auch unſer Affe damit vieles zum Munde führt, iſt doch leicht zu erkennen, daß er lieber die Nahrung unmittelbar mit den Lippen vom Boden aufhebt, ſobald dies möglich iſt. Gegenſtände, welche ſich außerhalb des Gitters befinden, ſo daß ſie auf dieſe

Digitized by Google

Weise nicht erreicht werden können, nimmt er mit der Hand; reicht die Länge des Armes nicht dazu aus, so dreht er sich um und sucht sie mit dem Fuße zu fassen, geht auch dieses nicht, so greift er mit dem längsten seiner Glieder, dem Schwanze, danach. Das ließ sich deutlich bemerken, als im Laufe des Sommers die Affen bestrebt waren, alle Baumzweige, welche sich in der Nähe ihres Käfigs befanden, herbeizuholen, abzubrechen und zu zerbeißen. Sie bedienten sich dabei zuletzt nur noch des Schwanzes, um sie herbeizuziehen, und bemerkten sofort, wenn die Bäume durch einen vorangegangenen Regen etwas schwerer geworden waren und dadurch sich niederbogen, so daß nun wieder ein Zweiglein in den Bereich ihres Greifwerkzeuges getreten war. Auch nach den vor dem Käfige stehenden Personen greifen sie sehr oft mit der Schwanzspitze. Gegenstände, mit welchen sie spielen, sah ich sie häufig mit dem Schwanze tragen, und der eine von ihnen haschte öfters ein zum Austrinken am breiten Ende geöffnetes rohes Ei mit dem Schwanze und trug es mit vollster Sicherheit auf seinen erhabenen Sitzplatz, um es dort mit der größten Gemüthlichkeit auszuschlürfen." Unser Gewährsmann erwähnt noch außerdem, daß er seine Gefangenen mit Brod, Obst, Zwieback, Eiern und gekochtem Reis gefüttert habe, ihnen bei Durchfall mit Erfolg guten Rothwein als Gegenmittel gegeben, gekochte Kartoffeln im geringen Maße gereicht und sie so viel als möglich ins Freie gebracht habe, auch wenn die Witterung im allgemeinen nicht eben besonders warm war. Dank dieser Pflege gelang es ihm, den einen dieser Affen drei und ein halbes Jahr am Leben zu erhalten.

Ein englischer Schiffsführer, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Berichterstatter. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sally's lieblicher Erscheinung", sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzeliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg, und ihr Schwanz ringelt sich um seine Knie, während ihn der eine Fuß festhält. Auf einem anderen steht sie auf einem Fußgestelle neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen: einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie, und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals. Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Thier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Sekunden hinter einander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnismäßig genau wiedergegeben, und die eigenthümliche Stellung tritt deutlich vors Auge.

„Sally ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antiqua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben, und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie das jedenfalls sich nicht zu Schulden kommen lassen. Im allgemeinen ist sie so gutartig, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen; denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Gebieter erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen umher. Sie tummelt sich im Tauwerke, und wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name „Spinnenaffe" voll-

Digitized by Google

ſtändig angemeſſen; denn ſie ſieht dann einer rieſigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerſt ähnlich. So lange dieſes launige Spiel dauert, hält ſie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Kopfſchütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Naſe und ſtößt kurze ſanfte Töne aus. Gewöhnlich wird ſie gegen Sonnenuntergang am lebendigſten. Eine beſondere Liebhaberei von ihr beſteht darin, daß ſie im Tauwerke hinaufklettert, bis ſie ein wagrechtes Seil oder eine dünne Stange erreicht. Hier hängt ſie ſich mit dem Schwanzende knapp aber feſt an, ſchwingt ſich langſam hin und wieder und reibt einen Arm mit dem anderen von dem Handgelenke bis zum Elnbogen, als wollte ſie das Haar gegen den Strich ſtrählen. Sie muß ſchlechterdings ihren Schwanz um irgend etwas winden, und wo möglich möchte ſie keinen Schritt gehen, ohne ſich mittels dieſes langen und geſchmeidigen Gliedes zu verſichern.

„Gegen viele ihrer Verwandten, welche unverbeſſerliche Diebe ſind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge ſtehlen, auf welche ihre Aufmerkſamkeit gar nicht gerichtet zu ſein ſcheint, iſt Sally ſehr ehrenhaft und hat niemals etwas entwendet als höchſtens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält ſie an ihres Herrn Tiſche und beträgt ſich dabei höchſt anſtändig, ja ſie ißt nicht einmal, bevor ſie die Erlaubnis dazu erhalten, hält ſich dann auch an ihren eigenen Teller, gleich einem wohlerzogenen Geſchöpfe. Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich aus Pflanzenſtoffen, Früchten und Weißbrod, obſchon ſie hin und wieder mit einem Hühnerbeine bewirtet wird. Hinſichtlich ihrer Speiſe iſt ſie ziemlich wähleriſch, und wenn man ihr ein Stück gar zu trockenen Brodes gibt, ſo beſchnuppert ſie es argwöhniſch, wirft es auf den Boden und thut mit verächtlicher Miene, als ob es für ſie gar nicht vorhanden wäre. Sie unterſcheidet Geſundes von Schädlichem: nachdem ſie ſchon lange keine tropiſche Frucht mehr geſehen hatte, ergriff ſie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern.

„In Belize wurde es ihr geſtattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchſtreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über ſich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Affen, auffiel. Er blickte auf und ſah Sally auf einem Erker ſitzend, von welchem herab ſie erfreut über das Wiederſehen ihres Herrn knurrte. Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage Ihr Herr ging in ſeine Kajüte und fand ſie dort ganz zuſammengerollt auf einer Fußdecke ſitzen. Er ſprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, ſah ihm ins Geſicht und ſank wieder in ſeine frühere, trübſelige Stellung zurück. Komm, Sally, ſagte der Gebieter; doch Sally rührte ſich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorſam zu finden. Ueberraſcht durch dieſen auffallenden Umſtand ergriff der Herr ſie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally ſchwer berauſcht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtſein genug, um ihren Freund zu erkennen. Sehr krank war Sally dieſe Nacht und ſehr katzenjämmerlich am nächſten Tage.

„Der Grund dieſes traurigen Ereigniſſes war folgender: Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagseſſen veranſtaltet, und da ſie den Affen ſehr gern ſahen, ihn ſo reichlich mit Mandeln, Roſinen und Früchten der verſchiedenſten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz beſonders, und da er ſich reichlich an ihnen eine Güte gethan, ſo quälte ihn natürlicherweiſe bald ein unſtillbarer Durſt. Als nun Branntwein und Waſſer herumgereicht ward, ſteckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte faſt den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere. Ihr Herr ſetzte letztere deshalb zur Rede; auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen war unnöthig. So gänzlich war dem guten Thiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es ſpäter nie wieder den Geſchmack oder auch nur den Geruch desſelben vertragen konnte. Selbſt eingemachte Kirſchen, welche ſonſt ſein Leckerbiſſen geweſen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüſſigkeit nehmen.

„Kälte ſchien Sally ziemlich wohl zu ertragen; ſie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung verſehen, welche ihr an der eiſigen Küſte Neufundlands ſehr zu Statten kam. Gleichwohl

Digitized by Google

drückte sie ihr Mißbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, welche am Bord sich befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemüthlich ihre Arme den beiden Hunden um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Thieren zugethan, besonders kleinen, jungen, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge blieben diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie sich eifersüchtig auf sie zeigte, und wenn irgend Jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringlinge mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wolle. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein. Sie ist ein sehr empfindliches Thier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläferigen Wesens, geht gern zeitig zu Bette und schläft früh lange.

„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn. Ihren Zähnen nach darf man ihr ein Alter von vier Jahren zusprechen, obschon man sie nach ihrem runzeligen Gesichte für einen hundertjährigen Greis halten möchte."

*

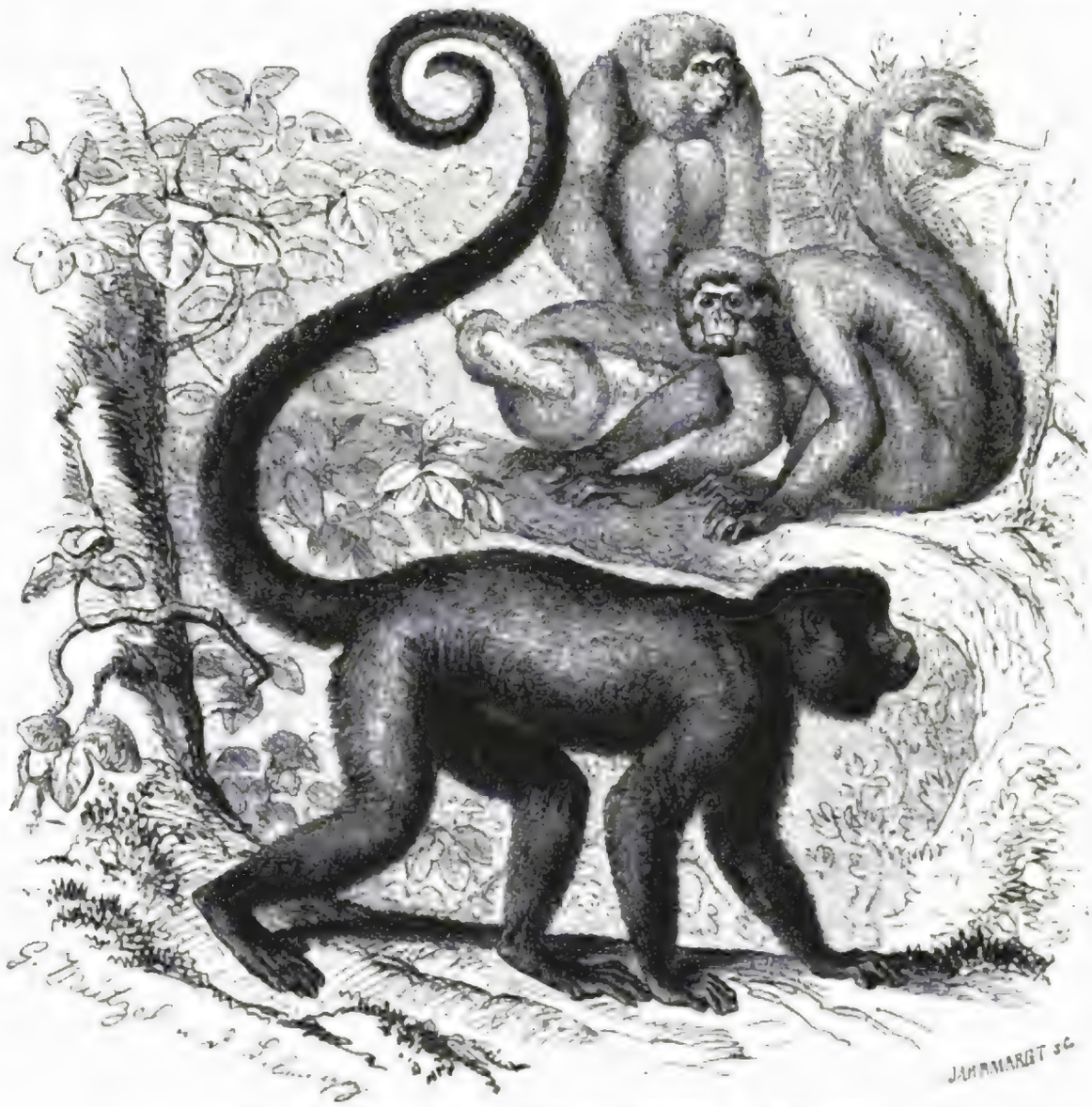
Zu den wickelschwänzigen Affen Amerika's gehören auch die Wollaffen (Lagothrix), ausgezeichnet durch untersetzte Gestalt, großen, runden Kopf, mit milden, freundlichen Augen und sehr kleinen, wie abgestutzt erscheinenden, außen und am unteren Rande der Muschel auch innen behaarten Ohren, starke und verhältnismäßige Gliedmaßen, fünffingerige Hände und Füße sowie körperlangen, sehr kräftigen, an der Spitze unterseits nackten Schwanz. Die Nägel sind ziemlich stark zusammengedrückt, die Daumennägel aber platt. Ein weiches wolliges, auf der Brust mähnig verlängertes Haar deckt den Leib. Von den ihnen sehr nahe stehenden Klammeraffen unterscheidet sie namentlich ihr stämmiger Bau, dessen Eigenthümlichkeiten im Gerippe zur Geltung kommen, die gefurchten Eckzähne und der wollige Pelz, abgesehen von anderen minder hervorstechenden Abweichungen. Die wenigen Arten, welche beschrieben worden sind, werden von einigen Naturforschern nur als Abänderungen einer, höchstens zweier Arten betrachtet, bewohnen die Waldungen der Amazonenstrom- und Orinocoländer sowie Peru's, leben gesellig auf Bäumen, sind gutmüthig, ernähren sich von Früchten, und lassen ein unterdrücktes dumpfes Geheul vernehmen.

Der Barrigudo oder Capparo, Caridagueres, Schieferaffe ꝛc. (Lagothrix Humboldtii, Simia lagotricha, Cebus lagothrix, Lagotricha Caparo), steht, ausgewachsen, dem Brüllaffen an Größe kaum oder nicht nach: Bates gibt die Leibeslänge eines von ihm gemessenen Männchens, des zweitgrößten amerikanischen Affen, den er gesehen, zu 70 Centim., die Schwanzlänge zu 68 Centim. an. Ein lebendes etwas über halbwüchsiges Männchen, welches ich maß, war von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 51 Centim., sein Schwanz 60 Centim, Arm und Bein je 29 Centim., Hand und Fuß je 11,5 Centim. lang. Das weiche, wollige Haar verlängert sich auf dem Schwanze, den Schenkeln, den Oberarmen und dem Bauche und entwickelt sich auf der Brust zu einer förmlichen Mähne, läßt aber Bauchmitte und Weichengegend fast unbedeckt, sieht auf dem Kopfe wie geschoren aus, obwohl es nicht viel kürzer als das des Rückens ist, und hat den Strich außen an den Vorderarmen von unten nach oben, innen von oben nach unten, auf den Schenkeln dagegen nur von oben nach unten. Gesicht, Hand- und Fußrücken, Hand- und Fußsohlen, die nackte Stelle am Schwanze und die Zunge sind negerfarbig, also bräunlichschwarz, die Augen dunkelbraun, mit stark getrübtem Weiß; der Pelz des Oberkopfes ist mattschwarz, an der Haarwurzel grauschwarz, des Nackens etwas lichter, der Bauchmitte mattschwarz, der Oberseite dunkelgrau, jedes Haar hier licht an der Wurzel, hierauf breit dunkel geringelt und an der Spitze weißlich; auf den Vorder-

Digitized by Google

armen und Unterſchenkeln trübt ſich dieſe Färbung, innen bis zum Schwarzgrau dunkelnd; in der Spitzenhälfte des Schwanzes geht ſie in Dunkelbräunlichfahl über. Alte Stücke ſehen ebenſo aus.

Nach Tſchudi bewohnt der Barrigudo truppweiſe die Waldungen; doch findet man ihn zuweilen auch einzeln. „Wenn ſich eine Schar auf ihrer Wanderung einen Ruheplatz ausgewählt hat, ertönt plötzlich ihr einförmiges halb unterdrücktes dumpfes Geheul, welches aber nicht ſo unangenehm und ſtörend iſt wie das der Brüllaffen. Ein jeder ſucht ſich dann auf ſeine Art die



Barrigudo oder Schieferaffe (Lagothrix Humboldtii). ⅛ natürl. Größe.

Zeit zu vertreiben: die meiſten ſetzen ſich bequem zwiſchen die Zweige und ſonnen ſich, andere brechen Früchte, wieder andere ſpielen und zanken. Wir haben überhaupt bei dieſen Affen nicht das ſanfte Weſen bemerkt, welches Humboldt ihnen zuſchreibt, fanden ſie im Gegentheile bösartiger, frecher und unverſchämter als alle übrigen Arten. Sehr oft ſind ſie ſo dreiſt, daß ſie lange Strecken Weges die Indianer verfolgen, welche aus den am Rande der Urwälder gelegenen Pflanzungen Früchte holen, um ſie in den höher gelegenen Thälern zu verkaufen. Nicht ſelten geſchieht es, daß ſie Baumzweige und Früchte nach dieſen Indianern werfen, welche ſich gegen den feindſeligen Angriff mit Steinen zur Wehre ſetzen. Wir waren mehrmals Augenzeugen davon und haben durch einen Schuß dieſen drolligen Gefechten ein Ende gemacht. Sie klettern langſamer als die Roll-,

langſamer ſogar als die Klammeraffen; ihre Bewegungen ſind ſchwerfällig und abgemeſſen. Beſonders auffallend iſt dies, wenn ſie mit ihrem Wickelſchwanze an einem Baume hangen und ſich lange hin und her ſchaukeln, ehe ſie einen anderen Aſt erreichen, um weiter zu greifen. Angeſchoſſen fallen ſie ſchnell auf die Erde, wahrſcheinlich wegen ihrer bedeutenden Schwere; die dürren, leichteren Klammeraffen dagegen fallen ſelten; denn im Todeskampfe klammern ſie ſich krampfhaft mit dem Schwanze an einen Aſt und bleiben, wenn auch todt, noch tagelang hangen. Der Wollaffe flieht auf der Erde nicht, ſucht vielmehr ſeinen Rücken durch einen Baumſtamm zu ſchützen und vertheidigt ſich mit Händen und Zähnen aufs äußerſte, obſchon er den übermächtigen Kräften des Jägers natürlich bald unterliegen muß. Sehr oft ſtößt ein ſo hart bedrängter Affe einen grellen Schrei aus, welcher wahrſcheinlich ein Hülferuf an ſeine Gefährten ſein ſoll; denn dieſe ſchicken ſogleich ſich an, niederzuſteigen, um ihrem bedrängten Kameraden beizuſtehen. Aber ein zweiter, vom erſten ſehr verſchiedener Schrei, kurz, kräftig und dumpfer, ein Schrei des Todeskampfes, erfolgt bald, die ganze Hülfe bringende Schar ſtäubt auseinander, und jeder ſucht ſein Heil in der ſchleunigſten Flucht.

„Das Fleiſch ſchmeckt unangenehm und iſt trocken und zähe; wir haben es jedoch unter Umſtänden als Leckerbiſſen genoſſen.“ Bates, welcher Tſchudi's Schilderung nicht zu kennen ſcheint, bemerkt, daß der Barrigudo von den Indianern lebhaft verfolgt werde, und zwar gerade wegen der ausgezeichneten Güte ſeines Fleiſches. „Nach den Mittheilungen eines durch mich beſchäftigten Sammlers“, ſagt er, „welcher lange Zeit unter den Tukanaindianern in der Nähe von Tabatinga gelebt hat, darf ich annehmen, daß die etwa zweihundert Köpfe zählende Horde gedachter Indianer alljährlich mindeſtens zweitauſend Wollaffen erlegt und verzehrt.“ Das Thier iſt aber auch ſehr häufig in den Waldungen des höheren Landes und nur in der Nähe der Ortſchaften ſelten geworden, wie ſich dies durch die ihm geltende, ſeit langer Zeit fortgeſetzte Verfolgung erklärt.

„Sein Betragen in der Gefangenſchaft“, fügt Bates Vorſtehendem hinzu, „iſt ernſt, ſein Weſen mild und vertrauensvoll wie das der Klammeraffen. Entſprechend dieſen Eigenſchaften wird der Barrigudo von Thierfreunden ſehr geſucht; es fehlt ihm jedoch die Zählebigkeit der Klammeraffen, und er überſteht die Reiſe flußabwärts bis Para nur ſelten.“ Noch ſeltener gelangt er einmal lebend nach Europa. In den Verzeichniſſen des Londoner Thiergartens finde ich ihn bloß einmal aufgeführt; in anderen Thiergärten habe ich ihn viele Jahre hindurch vergeblich geſucht. Um ſo größer war meine Freude, ihn endlich von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, einigermaßen beobachten und nach dem Leben zeichnen laſſen zu können.

Ich habe niemals ein liebenswürdigeres Mitglied der ganzen Familie kennen gelernt als ihn. Um ihn zu meſſen, trat ich in ſeinen Käfig und wurde ſofort auf das allerfreundlichſte empfangen. Mich treuherzig fragend anblickend, als wolle er erkunden, weß Geiſtes Kind ich ſei, kam er langſam und bedächtig auf mich zugeſchritten, warf noch einen Blick auf mein Geſicht und kletterte ſodann, unter thätiger Mithülfe des Schwanzes, an mir bis zu dem Arme empor, ließ ſich, halb ſitzend, halb liegend, hier nieder, ſchmiegte den Kopf an meine Bruſt und nahm nun mit erſichtlicher Freude und willenloſer Hingebung meine Liebkoſungen entgegen. Ich durfte ihn ſtreicheln, ſein Haar auseinander legen, Geſicht, Ohren, die Zunge, Hände und Füße unterſuchen, ihn drehen und wenden: er ließ ſich alles gefallen, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Alle liebenswürdigen Eigenſchaften der Klammeraffen, ihre Anhänglichkeit und Hingebung kamen bei ihm zur Geltung, nur in weit höherem Maße; er bewies durch ſein Gebaren in unverkennbarer Weiſe, wie unendlich wohlthuend es für ihn war, einmal wieder anſtatt mit anderen Affen, ſeinen Käfiggenoſſen, mit Menſchen zu verkehren. Gegen ſeine Geſellen, Meerkatzen und Rollaffen, zeigte er ſich zwar ebenfalls wohlwollend, ließ gutmüthig allerlei von ihnen ſich anthun, ſelbſt auch zum Spielen mit ihnen bewegen, ſchien ſie aber doch als ihm untergeordnete Geſchöpfe zu betrachten, während er in mir, dem Menſchen, unverkennbar ein höheres Weſen erblickte und ſogleich die Rolle eines gehätſchelten Lieblings annahm.

Digitized by Google

Der Ernſt und die ruhige Würde, welche das ganze Auftreten dieſes Affen bekunden, ſpricht ſich auch in ſeinen Bewegungen aus. Sie ſind überlegt und gemeſſen, niemals haſtig und ungeſtüm, aber auch durchaus nicht langſam, ſchwerfällig und ungeſchickt. Der Wollaffe klettert mit größter Sicherheit, vergewiſſert ſich, wenn er einen Platz verlaſſen will, vorher eines anderen ſicheren Standortes und gebraucht ſeinen Wickelſchwanz in ausgiebigſter Weiſe, iſt aber ſehr wohl im Stande, weite Sprünge zu machen und raſch einen beſtimmten Raum zu durcheilen, zeigt auch eine Anmuth, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihm nicht zugetraut hätte. Dabei ſcheint ihm jede erdenkliche Stellung recht und bequem zu ſein: ob er ſich mit dem Schwanze allein, mit ihm und den Füßen oder Händen, mit dieſen oder jenen feſthält, ob er kopfunterſt oder kopfoberſt ſich bewegt — ihm bleibt es vollkommen gleich. Allerliebſt ſieht es aus, wenn er, nachdem er ſich am Schwanze aufgehängt hat, ſich mit Händen und Füßen beſchäftigt, ſei es, daß er mit irgend welchem Gegenſtande ſpielt, ſei es, daß er mit einem ſeiner Käfiggenoſſen ſich abgibt. Beim Ruhen, vielleicht auch beim Schlafen ſitzt er zuſammengekauert wie andere Wickelſchwanzaffen, legt ſich aber auch gern auf die Seite, ſeinen Schwanz über die Beine weg und ſeinen Kopf auf die zuſammengerollte Schwanzſpitze, wie auf ein Kopfkiſſen, verhüllt dann ſein Geſicht mit dem Arme, indem er es zwiſchen Ober- und Unterarm in das Elnbogengelenk einſchmiegt, und ſchließt behaglich die Augen. Im Gegenſatze zu den Klammer- und Rollaffen, welche ununterbrochen winſeln und ſonſtige Laute von ſich geben, verhält er ſich ſehr ſchweigſam; der einzige Laut, welchen ich von ihm vernommen, war ein ſcharfes „Tſchä", welches nicht wiederholt wurde.

An das Futter ſcheint er beſondere Anſprüche nicht zu ſtellen; ſeine Nahrung iſt die aller Affen. Seine ungemein große Gutmüthigkeit und Verträglichkeit zeigt ſich auch am Futternapfe und verkürzt ihn eher, als ſie ihn begünſtigt. Demungeachtet ſcheint er ſeinen habſüchtigen Genoſſen durchaus nicht zu zürnen.

Die Rollſchwanzaffen (Cebidae) unterſcheiden ſich dadurch von den Wickelſchwanzaffen, daß ihr Greifſchwanz rings behaart iſt, zwar noch um Aeſte gewickelt werden kann, als Greifwerkzeug jedoch nicht mehr taugt.

Während die drei erſten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, ſieht man dieſen oder jenen Vertreter der einzigen Sippe dieſer Unterfamilie, einen Rollaffen (Cebus), faſt in jeder Thierſchaubude. Genannte Affen unterſcheiden ſich von den bisher genannten zunächſt durch ihren einhelligeren Leibesbau. Der Scheitel iſt rundlich; die Arme ſind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Geſicht; im übrigen iſt der Pelz dicht und kurz.

Man kann die Rollaffen als die Meerkatzen Amerika's bezeichnen. Mit jener luſtigen Geſellſchaft haben ſie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen als in ihrer Geſtalt. Sie ſind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden ſie von den Menſchen viel häufiger gezähmt als alle übrigen, kommen demnach auch häufig zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, ſanften Stimme verdanken ſie den Namen Winſelaffen, welchen ſie ebenfalls führen. Dieſe Stimme hört man aber nur, ſo lange ſie bei guter Laune ſind. Bei der geringſten Erregung ſchreien und kreiſchen ſie abſcheulich. Sie leben ausſchließlich auf Bäumen und ſind hier ebenſo daheim wie ihre überſeeiſchen Vettern auf den Mimoſen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Braſilien heimiſch, bewohnen ſie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet ſie in ziemlich zahlreichen Geſellſchaften und häufig untermiſcht mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geſelligkeit iſt ſo groß, daß ſie ſich gern mit allen ihnen naheſtehenden Affen, denen ſie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinſchaftlich umherzuſchweifen.

zed by Google

Manche Naturforſcher glauben deshalb die verſchiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge anſehen zu dürfen. „Keine Affenſippe", ſagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung als die Rollaffen, und eben deshalb ſind eine Menge von Arten aufgeſtellt worden, welche weiter nichts als Abänderungen ſind, die aus einer Vermiſchung des Kapuziners und des Apella entſtanden. Ich bin faſt nie einer Herde der erſteren begegnet, unter welcher ſich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus dieſem fortwährenden Zuſammenleben beider Arten ſcheint auch die Vermiſchung derſelben herzurühren, und aus dieſer Vermiſchung entſtand eine ſolche Menge von Verſchiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Thierkundigen in Verlegenheit geſetzt wurden." Dieſe Anſicht Schomburgks entbehrt höchſt wahrſcheinlich der Begründung. Seitdem wir regelmäßig und in erheblicher Anzahl lebende Rollaffen erhalten und beobachten können, wiſſen wir, daß die ſogenannten Spielarten ſtändige Formen ſind, welche wir ſelbſt nach dem heutzutage üblichen Begriff als Arten auffaſſen dürfen.

In der Gefangenſchaft zeigen die Rollaffen faſt alle Eigenſchaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Ungeachtet ihrer ſelbſt unter Affen ungewöhnlichen Unreinlichkeit ſind ſie Lieblinge der Indianer, weshalb man ſie auch am häufigſten gezähmt bei ihnen findet. So laſſen ſie ſich z. B. den Harn in die Hände laufen und waſchen dieſe ſich an dem Leibe ab. Wie die Paviane lieben ſie betäubende oder berauſchende Genüſſe. „Wird ein gezähmter Rollaffe", ſagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblaſen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, ſo reibt er ſich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüſtigen Verzuckungen und ſchließt die Augen. Der Speichel läuft ihm dabei aus dem Munde; er fängt ihn aber mit den Händen auf und reibt ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal iſt der Speichelfluß ſo ſtark, daß der Affe zuletzt wie gebadet ausſieht; dann zeigt er ſich ziemlich erſchöpft. Dasſelbe Entzücken ruft auch eine angerauchte Cigarre hervor, welche man ihm gibt, und es ſcheint mir alſo, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüſtiges Gefühl erregt. Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen faſt dieſelben Erſcheinungen hervor."

Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Sai (Cebus capucinus, Simia capucina), eben der Kapuziner, der wichtigſte ſein, und zwar aus dem einfachen, ſicherlich aber ſchlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genaueſten bekannt geworden iſt. Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort iſt aber von den Europäern vielfach verſtümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig als der erwähnte deutſche, übrigens ungemein paſſende Name. Der Affe iſt uns ſchon ſeit ein paar hundert Jahren bekannt und muß auch dem Altvater der Thierkunde, Linné, lebend vor das Auge gekommen ſein, weil ſeine Lebensſchilderung das Thier ſo kennzeichnet: „Geht auf den Fußwurzeln einher, ſpringt nicht; kummervoll und ewig wehklagend, verſcheucht er mit furchtbarem Geſchrei ſeine Feinde; zwitſchert oft auch wie eine Cicade und bellt, erzürnt, wie ein Hündchen; krümmt ſeinen Schwanz ſchraubig, ſchlingt ihn oft um den Hals und riecht nach Biſam". Der Kapuziner ſoll zu den größeren Arten der Gruppe zählen, bis 45 Centim. Leibes- und 35 Centim. Schwanzlänge erreichen, kommt in der Regel jedoch nur in mittelgroßen Stücken zu uns herüber. Ihn kennzeichnet vor allem die ſchon in früheſter Jugend nackte, runzelige oder faltige, hell fleiſchfarbene Stirn. Ein mehr oder weniger dunkleres Braun iſt die vorherrſchende Färbung; die dünn behaarten Schläfe, Backenbart, Kehle, Bruſt und Bauch ſowie die Oberarme ſind hellbraun. Die Heimat iſt der ſüdliche Theil Braſiliens.

Ihm nahe ſteht der aus Coſtarica ſtammende Weißſchulteraffe (Cebus hypoleucus), welcher deshalb auch häufig mit ihm verwechſelt wird. In der Größe unterſcheiden ſich beide Arten nicht, in der Färbung ſehr wenig; wohl aber beſitzt unſer Affe in ſeiner auch im

Digitized by Google

höheren Alter behaarten Stirne ein ihn leicht kennzeichnendes Merkmal. Von dem vorherrſchend ſchwarzbraun gefärbten Pelze ſtechen die hell- oder weißgelben Theile, Stirn, Backen, Kehle, Bruſt, Bauch und Vorderſeite der Oberarme, lebhaft ab.

Der Fahlaffe (Cebus olivaceus) aus Guiana wird größer als die erwähnten Verwandten; ſeine Leibeslänge beträgt bis 60 Centim., die Schwanzlänge bis 50 Centim. Geſicht und Stirn ſind lang und dicht behaart, ein Stirnſtreifen und ein von hier aus ſich verbreiternder dreieckiger, bis zum Hinterkopfe reichender Fleck ſchwarzbraun, Wangen, Schultern und Vorderglieder lichter, die Untertheile dunkler als der olivenfahlbräunliche Rücken, Hände und Füße dunkelbraun, die einzelnen Haare der Oberſeite düſterbraun, ihre Spitzen hellgelblichbraun.

Andere Arten tragen eine perückenartige Krone.

Faunaffe (Cebus Fatuellus). Kapuziner (Cebus capucinus). ⅛ natürl. Größe.

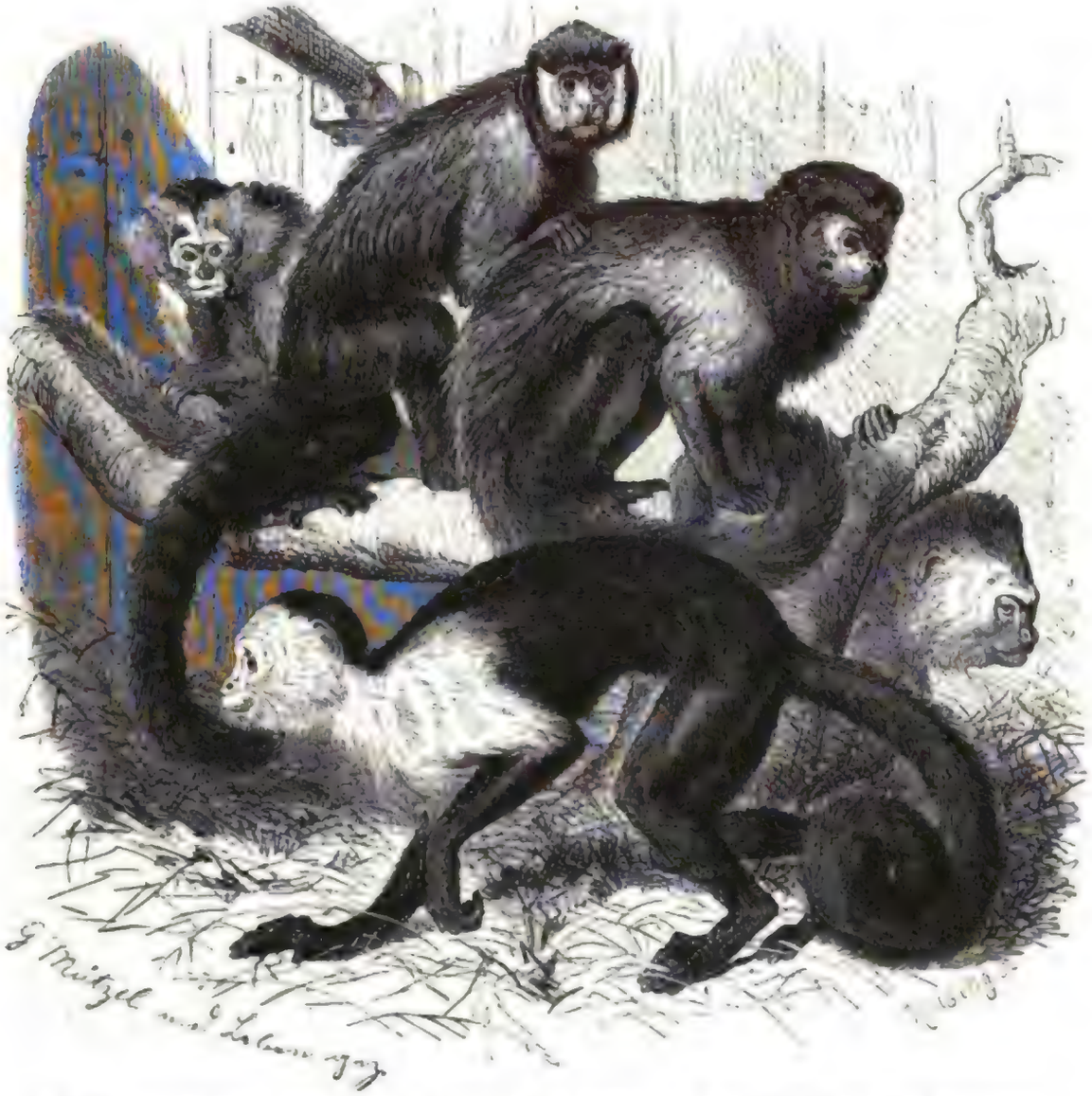
Bei den Weißbartaffen (Cebus leucogenys) aus Braſilien iſt der Haarputz vorzugsweiſe über den Augenbrauen entwickelt. Das lange, ſeidige Haar des durch Unterhaar bereicherten Pelzes hat graulichſchwarze, der Backenbart hellgelbe oder gelblichweiße Färbung.

Infolge der gegenwärtig noch herrſchenden Unklarheit über Begrenzung der Arten läßt ſich noch nicht beſtimmen, welche Angaben der Reiſenden wir auf dieſe oder jene Art zu beziehen haben, alſo nur ein allgemeines Bild der Gruppe entwerfen. Ich ſpreche ſomit keineswegs vom Kapuziner allein, obgleich ich ſeinen Namen vorzugsweiſe gebrauche.

Der Verbreitungskreis des Kapuziners reicht über den ſüdlichen Wendekreis und hinweg über die Andes. Von Bahia bis Columbia iſt er überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Geſtrüpp bewachſen iſt. Den größten Theil ſeines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn dieſe verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld beſuchen

Digitized by Google

will. Sein Aufenthalt iſt nicht beſtimmt. Bei Tage ſtreift er von Baum zu Baume, um ſich Nahrung zu ſuchen, bei Nacht ruht er zwiſchen den verſchlungenen Aeſten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stücken, von denen die größere Anzahl Weibchen ſind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt ſich ſchwer beobachten,



1. Weißbartaffe (Cebus leucogenys). 2. Apella (Cebus Apella). 3. Weißſchulteraffe (Cebus hypoleucus). 4. Fahlaffe (Cebus olivaceus). 1/6 natürl. Größe.

weil es ſehr furchtſam und ſcheu iſt: Rengger verſichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerkſam, und er ſah ein altes Männchen, furchtſam umherblickend, auf die nächſten Baumgipfel näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geſchlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte einer von ihnen einen naheſtehenden Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von ſich und ſprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Geſellſchaft dort verſammelt und beſchäftigte ſich mit Abreißen und Freſſen der ſüßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen ſprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächſten Bäume, deſſen ſtarke Aeſte ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie ſetzten ſich auf einen Aſt, umſchlangen dieſen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwiſchen die Beine und verſuchten nun bei

Digitized by Google

dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil sie den bitteren Geschmack derselben kannten; sobald aber eine kleine Oeffnung in derselben gemacht worden war, zogen sie mit der Hand rasch einen Theil davon ab, leckten gierig von dem herabträufelnden Safte, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, welcher an ihrem Arme oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, schnitten dabei die seltsamsten Gesichter, fletschten die Zähne, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbthierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagrechten Ast weg, um zu ruhen. Die Jüngeren begannen mit einander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Noth mit den Kindern, denen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Erzeugerin an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Thierchen schienen sehr schläferig zu sein.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen langsam, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell als möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als unser Forscher sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Wipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit einem Säuglinge auf dem Rücken von einem Aste zum anderen stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie sich angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter gedrückt worden war, suchte das arme verwaiste Thierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säuglinge vor der Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Kapuziners die Zahl der Weibchen die der Männchen übertrifft, und vermuthet wohl mit vollstem Rechte, daß dieser Affe in Vielweiberei lebt. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf

Digitized by Google

einen Aſt ſetzte; doch iſt wohl wahrſcheinlich, daß dies mehr deshalb geſchah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um ſich ſelbſt eine Erleichterung zu verſchaffen.

Der Kapuziner wird häufig eingefangen und gezähmt. Alte wollen ſich nicht an die Gefangenſchaft gewöhnen: ſie werden traurig, verſchmähen Nahrung zu ſich zu nehmen, laſſen ſich niemals zähmen und ſterben gewöhnlich nach wenigen Wochen; der junge Affe dagegen vergißt leicht ſeine Freiheit, ſchließt ſich den Menſchen an und theilt, wie viele andere Ordnungsgenoſſen, ſehr bald mit dem Menſchen Speiſen und Getränke. Er hat, wie alle ſeine Gattungsverwandten, ein ſanftes Ausſehen, welches mit ſeiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu ſtehen ſcheint. Gewöhnlich ſtellt er ſich auf Hände und Füße und ſtreckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden geſchieht ſehr verſchieden, bald im Schritte, bald im Trabe, und iſt bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchſtens drei oder vier Schritte weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gange, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet. Anfangs fällt er freilich oft auf das Geſicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er ſich zuſammen und bedeckt das Geſicht mit den Armen und dem Schwanze. Er ſchläft des Nachts und, wenn die Hitze groß iſt, in den Mittagsſtunden; während der übrigen Tageszeit iſt er in beſtändiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres ſteht der Taſtſinn obenan; die übrigen ſind ſchwach. Er iſt kurzſichtig und ſieht bei Nacht gar nicht; er hört ſchlecht, denn man kann ihn leicht beſchleichen. Noch ſchwächer ſcheint ſein Geruch zu ſein; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenſtand nahe an die Naſe und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuſcht und verleitet, Sachen zu koſten, welche ihm der Sinn des Geſchmackes als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durſt nimmt er ſeinen eigenen Koth zu ſich und trinkt ſeinen eigenen Harn. Der Taſtſinn erſetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigſtens einigermaßen. Er zeigt ſich hauptſächlich in den Händen, weniger in den Füßen und gar nicht im Schwanze. Durch Uebung und Erziehung wird dieſer Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Renggers Gefangener brachte es ſo weit, daß er ſeinen Herrn in der dunkelſten Nacht erkannte, ſobald er nur einen Augenblick deſſen gewöhnliche Kleidung betaſtet hatte.

Die Laute, welche der Kapuziner von ſich gibt, wechſeln im Einklange mit ſeinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigſten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es ſcheint, aus Langeweile ausgeſtoßen wird. Verlangt er dagegen etwas, ſo ſtöhnt er. Erſtaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorne ſchreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „hu, hu!“ Bei Furcht oder Schmerz kreiſcht, bei freudigen Ereigniſſen dagegen kichert er. Mit dieſen verſchiedenen Tönen theilt der Leitaffe ſeiner Herde auch in der Freiheit ſeine Empfindungen mit. Dieſe ſprechen ſich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, ſondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das erſtere beſteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er gibt dabei aber keinen Ton von ſich. Beim Weinen füllen ſich ſeine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Wie alle Affen iſt er ſehr unreinlich. Er läßt ſeinen Koth überall fallen und beſchmutzt ſich auch häufig damit, und zwar um ſo mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit ſeinem Harn beſudelt er ſich unaufhörlich.

Auch dieſer Affe unterſcheidet männliche und weibliche Menſchen; der männliche Affe liebt mehr Frauen und Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht ſelten vor, daß ſich die Kapuziner in der Gefangenſchaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieſelben ſcheint hier noch größer zu ſein als in der Freiheit. Die Mütter geben ſich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, laſſen es von keinem Menſchen berühren, zeigen es bloß Leuten, welchen ſie gewogen ſind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Anderen.

Unſer Affe iſt ſehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen ſie geſchützt ſein, wenn er nicht erkranken ſoll. Dies fällt leicht, weil er ſich gern in eine wollene Decke einwickelt.

Digitized by Google

In das Waſſer geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er ſich durch Schwimmen zu retten verſuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Waſſer wirft. In der Gefangenſchaft iſt er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Huſten ausgeſetzt und leidet, wie ſeine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindſucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigſtens dieſelben Wirkungen hervor wie beim Menſchen. Nach Renggers Schätzung dürfte ſich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa fünfzehn Jahre belaufen.

Die geiſtigen Eigenſchaften des Kapuziners ſind unſerer vollſten Beachtung werth. Er lernt ſchon in den erſten Tagen ſeiner Gefangenſchaft ſeinen Herrn und Wärter kennen, ſucht ſich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hülfe, vertraut ihm vollſtändig, freut ſich, wenn dieſer mit ihm ſpielt, läßt ſich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einer Trennung beim Wiederſehen eine ausgelaſſene Freude und gibt ſich dem Gebieter zuletzt ſo hin, daß er bald ſeine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthiere wird. Ein altes Männchen, welches Rengger beſaß, machte ſich zuweilen von ſeinem Riemen los und entfloh im erſten Gefühle der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen immer wieder in ſeine Gefangenſchaft zurück, ſuchte ſeinen Wärter auf und ließ ſich nun ohne alle Umſtände von dieſem anbinden. Diejenigen Stücke, welche niemals mishandelt worden ſind, zeigen auch gern Zutrauen, beſonders gegen die Neger, denen ſie überhaupt mehr zugethan ſind als den Weißen. Uebrigens ſchließt er ſich nicht allein Menſchen an, ſondern auch Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geſchieht nicht ſelten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von dieſem getrennt, ſo bricht er in ein Geſchrei aus; beim Wiederſehen überhäuft er ihn mit Liebkoſungen. Und dabei iſt ſeine Liebe auch der Aufopferung fähig; denn bei Balgereien mit anderen Hunden vertheidigt er ſeinen Freund mit großem Muthe.

Ganz anders zeigt ſich das Thier, wenn es Mishandlungen erdulden muß. Fühlt es ſich ſtark genug, ſo ſucht es Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und beißt den Menſchen derb, ſobald er es beleidigt. Wenn es aber ſeinen Gegner fürchtet, nimmt es ſeine Zuflucht zur Verſtellung und verſucht dann an ihm ſich zu rächen, falls es ihn unvermuthet überfallen kann. Renggers Gefangener biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückiſchſte Weiſe und kletterte hierauf immer ſchnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Kapuziner, welche man früher foppte, ſind gegen Jedermann äußerſt mistrauiſch, und man muß ſich vor ihnen in Acht nehmen. Sie ſelbſt necken aber gern und laſſen kein Thier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren ſie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen ſie Federn aus, ſelbſt Pferde, welche in ihrer Nähe angebunden ſind, ziehen ſie am Zaume, und ihre Freude iſt um ſo größer, je mehr ſie ein Thier geärgert oder geängſtigt haben.

Auch der Kapuziner iſt höchſt naſchhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich ſtehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, ſo ſchreit er aus Furcht vor der Strafe ſchon im voraus laut auf, wird er aber nicht entdeckt, dann thut er ſo unſchuldig und furchtlos, als ob nichts geſchehen wäre. Kleinere Gegenſtände verſteckt er, wenn er geſtört wird, im Munde und frißt ſie erſt ſpäter. Seine Habſucht iſt ſehr groß. Was er einmal beſitzt, läßt er ſich ſo leicht nicht wieder nehmen, höchſtens von ſeinem Herrn, wenn er dieſen ſehr lieb hat. Dieſe Habſucht iſt ſchuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbiſſen (S. 47) fangen kann. Außer dieſen Eigenſchaften zeigt er noch Neugierde und Zerſtörungsſucht im hohen Grade.

Selbſtändig wie er iſt, unterwirft er ſich nicht gern dem Willen des Menſchen. Man kann ihn wohl von etwas abhalten, nicht aber zu etwas zwingen. Dagegen ſucht er andere Geſchöpfe, und ſelbſt den Menſchen, bald durch Liebkoſungen, bald durch Drohungen, ſeinem eigenen Willen zu unterwerfen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen iſt, müſſen ſich in ſeinen Willen fügen. Dies thut ſeiner Gelehrigkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt bloß das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, die Taſchen ſeines Herrn unterſuchen ꝛc. Mit

Digitized by Google

den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß dieſe wohl zu benutzen. Gibt man ihm zum erſten Male ein Ei, ſo zerbricht er es mit ſolchem Ungeſchick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert; ſpäter öffnet er es bloß an der Spitze und läßt nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er ſich mehr als einmal durch etwas täuſchen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Geſichtszüge und die verſchiedenen Betonungen der Stimme ſeines Herrn verſtehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder ſanft angeredet oder angeſehen wird. Auslachen läßt er ſich nicht, wahrſcheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verſchiedenen Gegenſtänden geſchickt an, d. h. er verſteht das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehnteſten Weiſe zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen gebrauchen. Entfernungen ſchätzt er auf das genaueſte und richtet hiernach ſeine Bewegungen ein. Sein treues Gedächtnis und ſeine Urtheilsfähigkeit machen ſich oft bemerklich. Dieſe beiden Geiſteskräfte ſind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entſchiedener als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleiſch des Thieres und ſtellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen verfolgen ihn höchſtens dann, wenn er ſich gar zu unverſchämt in der Nähe der Pflanzung zeigt, halten ihn aber gern in Gefangenſchaft. Auf unſeren Thiermarkt gelangt er regelmäßig, man darf wohl ſagen mit jedem Schiffe, welches von einem thierfreundlichen Führer befehligt wird, und ſein Preis iſt dem entſprechend gering. Im Geſellſchaftskäfige des Affenhauſes erwirbt er ſich zwar bald eine gewiſſe Stellung, zeigt aber doch recht deutlich, wie weit er hinter den Meerkatzen, ſeinen altweltlichen Vertretern, zurückſteht. Erſt wenn man ihn mit dieſen vergleichen kann, merkt man, daß ſeine Munterkeit und Fröhlichkeit denn doch eine ganz andere iſt als die der muthwilligen Altweltsaffen, welche ihre Tollheiten ſtets mit dem größten Ernſte ausführen und bei jeder Gelegenheit eine geradezu unübertreffliche Dreiſtigkeit an den Tag legen. Dem gegenüber zeigt ſich der Kapuziner ängſtlich, ja faſt unbeholfen, und ſein beſtändiges Wehklagen trägt nur dazu bei, dieſen Eindruck zu verſchärfen. So ſelbſtherrlich er ſchwächeren Affen gegenüber verfährt, ſo kriechend und demüthig zeigt er ſich in Geſellſchaft ſeiner altweltlichen Ordnungsgenoſſen, juſt wie ſo mancher Menſch, welcher ebenfalls nach unten hin herrſchſüchtig auftritt, nach oben hin den Rücken gebührend zu krümmen weiß. Unter Meerkatzen iſt er das allgemeine Opferlamm, der Prügelknabe, an welchem jene ihre Launen nach Herzensluſt auslaſſen, in Geſellſchaft von Hundsköpfen befindet er ſich anſcheinend weit beſſer, weil ſein Gewinſel früher oder ſpäter die mitleidige Seele einer Pavianmutter rührt und ſie veranlaßt, ſich des anſcheinend Hülfloſen anzunehmen. Einen ſolchen Schutz erkennt der Kapuzineraffe ſtets ſehr dankbar an und läßt ſich, ſelbſt wenn er längſt über die Jahre der Kindheit hinaus iſt, hätſcheln und pflegen, als wäre er ein unmündiger Säugling.

Der Apella oder braune Rollaffe (Cebus Apella, Simia Apella, S. 201), vertritt den Kapuziner in Guiana. Da er in ſeiner Färbung vielfach abändert, läßt er ſich nicht eben leicht beſchreiben. Sein Körperbau iſt ziemlich gedrungen; der verhältnismäßig reichliche Pelz beſteht aus glänzenden Haaren, welche über der Stirn und zu beiden Seiten des Kopfes wulſtig zu einem Schopfe ſich erheben und im Geſichte zu einem Barte ſich verlängern; ihre allgemeine braunſchwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Geſicht und Kehle ſind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft ſind auch die Seiten und die Beine lebhaft kaſtanienbraun gefärbt. In der Größe kommt dieſer Affe dem Kapuziner ungefähr gleich.

Ueber das Freileben des Apella haben wir bis jetzt nur von Schomburgk eingehendere Schilderungen erhalten. „Dicht an einen Baum gedrückt", ſo erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erſchien jetzt vor uns, das Hauptheer folgte bald und nach etwa einer Viertelſtunde auch der letzte Trupp, welchen ich freilich durch mein nicht mehr zu verhaltendes Gelächter in

Digitized by Google

wilde Flucht zerſprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit ſich auf den Aeſten hätte hinbewegen ſehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche ſie den Stärkeren zuwarfen, ſobald ſie dieſen in den Weg kamen und nun von ihnen gebiſſen und geſchlagen wurden; wenn er die altklugen Geſichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernſthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit denen auf der Reiſe jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren unterſucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußerſten Geſchicklichkeit gefangen wurde. Unter ſolchem Geſichterſchneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert Apellas über uns weggeeilt ſein (denn eine andere Bewegung ſcheinen ſie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerſtehen konnte. Wie vom Donner gerührt blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos ſitzen, ſtießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, welcher vor, hinter und neben uns ſein Echo fand; alle ſahen ſich ängſtlich nach allen Seiten um, bis ſie uns bemerkten, ſtarrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller als das erſte Mal, und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen ſie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräuſch in den Zweigen gehört worden wäre.

„Bei einem ſolchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beiſpiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängſtliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von ſeiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergeſſen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum ſah das Thier die fremde Geſtalt, als ihm die Angſt einige laute Töne auspreßte, welche plötzlich vom nächſten Baume von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren dieſe Töne von dem geängſtigten Thiere gehört, als es dieſelben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, welche nun andererſeits ebenfalls ihren Wiederklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; ſie ſchickte ſich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angſttöne ausſtieß, und ſprang, ungeachtet eines zweiten Schuſſes, der ſie fehlte, mit Anſtrengung auf den Aſt, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm ſie dieſes auf den Rücken und wollte ſich eben mit ihm entfernen, als ſie, trotz meines ſtrengen Verbotes, ein dritter Schuß tödtete. Noch im Todeskrampfe drückte ſie ihren Liebling feſt an ſich und verſuchte die Flucht, ſtürzte aber bei dieſem Verſuche auf den Boden herab.

„Dieſer niedliche Affe iſt in Britiſch-Guiana nur auf gewiſſe Oertlichkeiten beſchränkt. Am häufigſten fand ich ihn im Banukugebirge in zahlreichen Herden, einzeln auch unter den Banden des Kapuziners, aus welchem Zuſammenleben mir jene unzähligen Abarten entſtanden zu ſein ſcheinen, welche man gerade unter dieſen beiden Arten ſo häufig findet. Keine anderen Affen findet man ſo häufig gezähmt als gerade dieſe, und doch habe ich nie zwei oder drei von ihnen geſehen, welche in ihrer Färbung oder Länge der Haare ganz mit einander übereingeſtimmt hätten; dasſelbe war bei unſerer und der Indianer Jagdbeute der Fall, obgleich ſich dieſe oft auf zehn bis ſechszehn Stücke belief.

„Die Anzahl der Geſellſchaften betrug oft viele Hunderte. Sie ſind äußerſt lebhaft, gewandt und liſtig, und nur der Schlauheit des Indianers gelingt es, dieſe Thiere zu beſchleichen. Das geräuſchloſe vergiftete Pfeilchen trifft dann ſicher ſein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe infolge der Wirkung des Giftes zu wanken und ſtürzt hernieder. Mit langen Hälſen und unter Ausſtoßen kurzer, eigenthümlicher Töne ſehen die Gefährten ihrem herabſtürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem ſicheren Verſtecke folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuſchlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem anderen nieder, bis der Jäger ihrer ſo viele erlegt hat als er braucht. Ihr Fleiſch bildet den gewöhnlichen Nahrungsſtoff der Indianer.“

Gezähmte Apellas und andere Affen trifft man in allen Niederlaſſungen der Indianer an, weil dieſe, wie Schomburgk an einer anderen Stelle ſagt, eifrig bedacht ſind, ihren Hausſtand zu

Digitized by Google

vermehren. Mit höchſtem Erſtaunen bemerkte unſer Gewährsmann vierfüßige Milchbrüder und Milchſchweſtern, meiſt Affen, Beutelratten, Agutis und dergleichen unter den Säuglingen, denen die Mutter ebenſo bereitwillig, mit gleicher Zärtlichkeit in Blick und Miene, die andere Bruſt reichte, wenn vielleicht das eigene Kind aus der einen ſchon ſeine Nahrung ſog. „Der Stolz der Frauen beſteht hauptſächlich im Beſitze einer großen Anzahl zahmer Hausthiere. Was ſie daher von jungen Säugethieren fangen können, ziehen ſie an der eigenen Bruſt auf, wodurch dieſen Thieren, namentlich den Affen, eine ſolche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß ſie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen."

Man bringt den Apella ſehr häufig zu uns, und er iſt deshalb in Thiergärten und Thierſchaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europa's umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirkſamer zu bearbeiten, als ſie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Muſik dieſer oft recht erbärmlich verſtimmten Werkzeuge iſt in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens ſo gewöhnlich, daß kein Menſch mehr auf den armen Bittſteller achtet, welcher die heitere Muſe zu Hülfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verſchließen ihm dieſe Herzen; ſie rufen den Unmuth wach, und der Beutel bleibt geſchloſſen. Da gebietet der Tonkünſtler ſeiner zahmen Meerkatze, ſeinem Apella und Apollo, zu ſeinem beſten an die verſchloſſenen Menſchenherzen zu klopfen. Das Thier iſt an einer langen, dünnen Leine befeſtigt, welche ſein Herr zum größeren Theile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marſeillaiſe oder irgend eines Gaſſenhauers ſteigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Geſimſen empor, von Stockwerk zu Stockwerke, bis zur Manſarde hinauf. Und nun erſcheint er am Fenſter, ein Kind entdeckt ihn, heller Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaſchen hätte! — aber auch manchen Sou, manchen Cuarto, manchen Soldo für ſeinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldſtück wirft das Thier ſeinem Herrn zu; der ſammelt unten luſtig auf, ſo lange noch etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit ſeinem Bettelgehülfen, und wenige Häuſer weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenſchaft recht gut und hat ſich ſchon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er iſt aber ein nicht eben liebenswürdiger Geſell, weil ſchmutzig, froſtig und traurig; wenigſtens klagt oder winſelt er fortwährend. Dabei ſchneidet er ohne Unterlaß greuliche Geſichter. Aber er iſt auch ſanft und gutmüthig, wenn auch bloß gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umſtände auf, wenn er ſie ergriffen hat.

Mehr dem Südoſten, namentlich der Oſtküſte Braſiliens, gehört der Faunaffe, Miko oder gehörnte Rollaffe, der Pfifferaffe der deutſchen Anſiedler an, eine durch eigenthümliche Wucherung der Kopfhaare ſehr auffallende und leicht kenntliche Art (Cebus Fatuellus, Simia Fatuellus, Cebus niger, frontatus, vellerosus, S. 200). Er erreicht ungefähr dieſelbe Größe wie der Kapuziner, nach dem Prinzen von Wied auch wohl die eines ſtarken Katers, hat kräftige, muskelige Glieder, runden Kopf und rundes Geſicht und einen mehr als körperlangen, ſtarken, ziemlich dicken und dicht behaarten Schwanz. Backen und Seiten der Schläfe ſind mit weißgelblichen feinen Haaren beſetzt; um das ganze Geſicht herum bilden glänzend ſchwarze Haare einen Kranz und auf dem Scheitel einen getheilten Schopf, deſſen beide Büſchel etwa 4 Centim. lang ſind. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Haarwucherungen iſt das Haar kurz und glänzend ſchwarz; auf dem Halſe wird es bräunlich, unter dem Kinn ſchwarzbraun, auf Kehle, Bruſt, Hals, den Seiten, auf Bauch und Vordertheilen der Arme gelbbräunlich, auf dem übrigen Körper ſieht es ſchwarzbraun, oben faſt ſchwarz aus, zeigt aber überall hellgelbliche Spitzen. Das nackte Geſicht hat dunkelſchmutzigfleiſchbraune Färbung; Hände und Füße ſind bräunlich, auf der Oberſeite dieſer Glieder aber mit ſchwarzbraunen, auf den Fingern mit hellbräunlichen Haaren bekleidet. In der Jugend iſt der

Digitized by Google

Affe ſtets ſchwarz, jedoch nicht ſo dunkel glänzend wie ſpäter. Der eigentliche Kopfputz erſcheint erſt im ſpäteren Alter bei beiden Geſchlechtern, iſt jedoch bei dem Männchen vorzugsweiſe entwickelt. Zuweilen finden ſich einzelne Stücke mit hellbraunem Vorderkörper, welche einfach als Spielarten angeſehen werden müſſen.

Der Prinz von Wied traf den Faunaffen in den großen Waldungen zwiſchen dem 23. und 21. Grade ſüdlicher Breite, Henſel ebenſo häufig in Rio-Grande-do-Sul an. Auch über dieſe Art verdanken wir letztgenanntem Forſcher einen trefflichen Bericht. „Der Miko", ſagt er, „iſt der Gegenſatz des Brüllaffen; denn er iſt das ſchnellſte und klügſte Geſchöpf des ganzen ſüdbraſilianiſchen Urwaldes. Kein anderes Thier, ſelbſt nicht die Hirare, kommt ihm gleich im Klettern und Springen. Er lebt immer in großen Geſellſchaften bis zu dreißig und vierzig Stücken, wenn nämlich bei dem Gewimmel einer durch die Baumwipfel fliehenden Affenherde noch ein Abſchätzen der Anzahl möglich iſt. Dieſe Trupps haben keinen ſo feſten Aufenthaltsort wie die der Brüllaffen oder bewohnen wahrſcheinlich große Reviere, in denen ſie nach Belieben umherſchweifen, heute in dieſe Pflanzung, morgen in eine benachbarte einfallend. Der Pfifferaffe der deutſchen Anſiedler iſt ein arger Dieb, welcher die Maisfelder tüchtig plündert; doch kommt er nicht nahe an die Häuſer, ſondern ſucht lieber die tiefer im Walde gelegenen Pflanzungen heim. Daß er bei ſeinen Raubzügen Wachen ausſtelle, iſt natürlich ein Märchen: in einem Trupp gibt es immer wachſamere Stücke, vielleicht die alten Weibchen, welche nicht bloß ſtehlen, ſondern auch fleißig Umſchau halten. Naht ſich nun ein Menſch, oder hören ſie Hunde bellen, ſo ſtoßen ſie ihren Warnungsruf, ein weithin hörbares Pfeifen, aus. Iſt der Gegenſtand des Schreckens noch weit entfernt, ſo ſuchen ſie noch das Geraubte in Sicherheit zu bringen; mit einem Maiskolben in der Hand oder im Maule klimmen ſie dann mühſam die Schlingpflanzen hinauf. Kommen nun plötzlich die Hunde unter ſie, ſo laſſen ſie eiligſt alles fallen und ſind im Nu verſchwunden. Beſchleicht man ſie, ſo kann man aus einer einläufigen Flinte doch ſehr ſelten mehr als einen Schuß anbringen; ſind ſie zerſtreut worden, ſo ſuchen ſie einander durch Pfeifen wieder zuſammen zu locken. Verſteht man dieſen Ton leicht nachzuahmen, und verbirgt man ſich gut, vorausgeſetzt, daß man keine Hunde bei ſich hat, ſo kann man wohl noch einmal zum Schuſſe kommen: allein das Ergebnis bleibt immer unſicher; denn obgleich die Rollaffen keine Wickelſchwänze haben, legen ſie ſich doch vor dem Sterben gern auf die Zweige und fallen auf dieſe Weiſe nicht herab. Verbergen ſie ſich hinter einem Aſte und ſchauen ſie ängſtlich über denſelben herunter, ſo ſieht es aus, als hätten ſie Hörner auf dem Kopfe. Merkwürdig iſt ein ſehr feiner und angenehmer Biſamgeruch, welcher an den Männchen, namentlich an ihrem Kopfe haftet, und den man ſelbſt nach dem Abbalgen eines ſolchen Thieres noch mehrere Tage lang ſpürt.

„Ungeachtet der großen Klettergewandtheit des Pfifferaffen erinnere ich mich eines Falles, in welchem ſie zu fehlen ſchien. Einſt beabſichtigten wir auf einer Bergſpitze, um deren Fuß ſich Pflanzungen der Anſiedler hinzogen, Rehe zu jagen. Bald auch hörte ich einen meiner Hunde laut jagend den Berg herabkommen, und die Heftigkeit ſeines Bellens verrieth mir, daß er nicht auf der Fährte eines Rehes war, ſondern ein Raubthier vor ſich hertrieb. Die Jagd erreichte eine um die Bergſpitze ſich ziehende undurchdringliche Hecke, und hier hörte ich deutlich, wie der Hund kaum fünfzig Schritte von mir entfernt den gejagten Gegenſtand abfing und abwürgte, ohne daß dieſer einen Klageton ausgeſtoßen hätte. Nach längerem Suchen entdeckte ich zu meinem unendlichen Erſtaunen ein altes Weibchen unſeres Affen, welches der Hund durch Zerreißen des Leibes getödtet hatte. Das Thier war ſchwanger geweſen; denn ein vollſtändig reifer Keimling lag, von dem Hunde herausgeriſſen, daneben. Es iſt mir räthſelhaft geblieben, daß der Affe den dicht bewachſenen Berg ſich hinabjagen ließ, ohne auf den Bäumen oder Schlingpflanzen eine Zuflucht zu ſuchen; vergebens unterſuchte ich ihn: er ſchien durchaus geſund geweſen zu ſein, und auch an ſeinen Sinneswerkzeugen war kein Fehler zu entdecken. Ich kann daher nur annehmen, daß er, weil der Hund ſo dicht hinter ihm herjagte, nicht in die Höhe zu ſpringen wagte, da mit einem ſolchen

Digitized by Google

Sprunge immer ein Zeitverluſt verbunden iſt. Noch unerklärlicher aber ſchien es mir, daß der Affe auf dem Boden von dem Hunde ſich überraſchen ließ, der doch im dichten Urwalde nur mit Geräuſch ſich fortbewegen kann. Sollte vielleicht die Aeffin, um zu gebären, die Bäume verlaſſen und auf den Boden ſich begeben? Ich habe weiter keine Erfahrung darüber gemacht.

„Obgleich junge Rollaffen viel ſeltener zu erlangen ſind als Brüllaffen, findet man jene doch zuweilen bei den Bewohnern des Urwaldes, welche ſie ihrer Poſſierlichkeit wegen aufziehen. Immer aber ſind es nur Männchen, und man will die Erfahrung gemacht haben, daß ſich Weibchen nicht aufziehen laſſen.“ An dieſer letzten Angabe Henſels ſcheint wirklich etwas Wahres zu ſein, weil auch auf unſerem Thiermarkte ein weiblicher Rollaffe zu den größten Seltenheiten gehört; nur ſehe ich freilich keinen Grund ein, warum ein Weibchen hinfälliger ſein ſollte als ein Männchen, da doch bei anderen Affen etwas Aehnliches durchaus nicht beobachtet worden iſt.

In den vom Prinzen von Wied durchreiſten Gegenden Braſiliens wird auch unſer Faunaffe vielfach gejagt, obwohl es bei ſeiner beſtändigen Aufmerkſamkeit dem Jäger oft nicht leicht fällt, ihn zu beſchleichen. Die eingeborenen Schützen verſuchen die Affen zu täuſchen, indem ſie mit dem Munde ihren Pfiff nachahmen und ſie alſo zu ſich heranlocken. Bemerkt eine Affenbande ihren ſchlimmſten Feind, ſo entfliehen alle in weiten Sprüngen, benutzen dabei ſelbſt die dünnſten und biegſamſten Zweige, und eilen mit einer ſolchen Geſchwindigkeit dahin, daß ſie ſelbſt mit dem Schrotgewehre oft gefehlt werden. Das in der kalten Jahreszeit ſehr fette Fleiſch wird nach Verſicherung des Prinzen von Wied gern gegeſſen und iſt für die Wilden geradezu eine Lieblingsnahrung, weshalb denn dieſe ihnen und den verwandten Arten auch eifrigſt nachſtellen und ſie mit ihren langen Pfeilen und kräftigen Bogen ſicher auch von den höchſten Baumwipfeln herabzuſchießen wiſſen.

In der dritten Unterfamilie vereinigen wir die Schlafſchwänze (Aneturae), meiſt kleine oder doch nur mittelgroße Affen mit ſchlaffen, allſeitig behaarten, greifunfähigen Schwänzen, deren letzte Wirbel ſtetig dünner werden.

Die Schweiaffen (Pithecia) haben einen gedrungen gebauten Leib, welcher durch die lange und lockere Behaarung noch plumper erſcheint, als er wirklich iſt, verhältnismäßig kräftige Glieder und einen dicken buſchigen, nach der Spitze zu meiſt mit verlängerten Haaren bekleideten Schwanz. Das Haar ihres Oberkopfes iſt haubenartig geſcheitelt, das der Wangen und des Kinnes zu einem mehr oder minder langen kräftigen Vollbarte verlängert. Von den übrigen Breitnaſen unterſcheiden ſie ſich außerdem durch ihr Gebiß, da die ſehr kräftigen dreikantigen Eckzähne von den abſonderlich zuſammengedrängten, an den Spitzen ſehr verſchmälerten und gegeneinander geneigten, ſchief nach vorn und außen gerichteten Schneidezähnen getrennt ſind.

Das Verbreitungsgebiet der wenigen Arten dieſer Gruppe beſchränkt ſich auf die nördlichen Theile Südamerika's. Hier bewohnen ſie hohe, trockene, von Unterholz freie Wälder, von anderen Affen ſich fern haltend. Nach Tſchudi ſind ſie Dämmerthiere, deren Thätigkeit erſt nach Sonnenuntergang beginnt und bis zum Aufgange fortwährt; über Tags ſchlafen ſie und ſind dann ſchwer aufzujagen, weil ſie durch kein Geräuſch ſich verrathen und nur verfolgt, lebhafter ſich bewegen. Leicht zähmbar, bleiben ſie doch in der Gefangenſchaft oft mürriſch und verdrießlich, und wenn ſie am Tage wachen, zeigen ſie ſich träge oder traurig. Schomburgk bemerkt, daß er dieſen Angaben Tſchudi's nach ſeinen eigenen Erfahrungen durchaus widerſprechen müſſe, wenigſtens was das Nachtleben unſerer Affen anlange. Nach ſeinen Beobachtungen beſchränken ſich die verſchiedenen Arten auf beſtimmte Oertlichkeiten und halten ſich von den übrigen ſtreng abgeſondert, laſſen auch öfters ihre Stimme vernehmen und verrathen ſich dadurch dem Reiſenden. „Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dicht erſchien“, ſo erzählt er, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen verſammelt, unter denen die wirklich netten Schweiaffen die größte Anzahl bildeten.

Digitized by Google

Ihr ſchön geſcheiteltes, langes Haar, die üppig ſtolzen Kinn- und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft- und klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeußere. Es waren die erſten, denen ich auf meiner Reiſe begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land ſpringen, um mein Jagdglück zu verſuchen. Ich ſchoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich faſt meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des letzteren hörte, welches ich nur ſtark verwundet hatte. Dieſe Klagetöne ſtimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein."

Satansaffe (Pithecia Satanas). ½ natürl. Größe.

In den großen Wäldern am oberen Marañon und Orinoco tritt die gemeinſte Art der Sippe ſehr häufig auf. Es iſt dies der Satansaffe, Kuzio der Indianer (Pithecia Satanas, Cebus und Saki Satanas, Simia chiropotes, Simia sagulata, Pithecia israelitica), ein 40 Centim. langes Thier mit faſt ebenſo langem Schwanze. Der ganz runde Kopf wird durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht ſehr langen, dicht anliegenden Haaren beſteht, die ſich von einem gemeinſamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes ſtrahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopfe geſcheitelt erſcheinen. Die Wangen und das Kinn ſind von einem dicken ſchwarzen Barte umgeben. Der Oberleib iſt dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart, der Schwanz ſehr buſchig. Alte Männchen und Weibchen haben ſchwarze, am Rücken rußigfahlgelbe, die Jungen bräunlichgraue Färbung. Verſchiedene Abweichungen ſind häufig.

Eine zweite Art der Sippe, der Weißkopfaffe (Pithecia leucocephala, Simia pithecia, Pithecia nocturna, adusta, rufiventer ꝛc.), ändert nach Alter und Geſchlecht vielfach ab und hat deshalb viele Benennungen erhalten. Alte Männchen ſind am ganzen Körper ſchwarz,

Digitized by Google

nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die ſchwarze Haut frei laſſen und an den Wangen ſich bartartig verlängern. Zuweilen ſehen ſie auch ockerfarben und da, wo ſie das Geſicht einfaſſen, roſtroth aus. Das ſchwarze Geſicht iſt mit weißen oder roſtfarbigen Haaren beſetzt. Ohren, Sohlen, Finger und Nägel ſind ſchwarz. Bei den Weibchen ſind die Haare an der Ober- und Außenſeite braunſchwarz mit gelber Spitze, an der Unterſeite licht roſtröthlich, die des Backenbartes am Grunde ſchwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im allgemeinen iſt der Pelz lang, ſtraff und grob und nur an der Unterſeite und den Händen dünn und ſpärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Geſicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweiſaffe oder Saki lebt in den Ländern des Amazonenſtromes und in Guiana, mehr in Büſchen als auf hohen Waldbäumen, hält ſich in Geſellſchaften von ſechs bis

Weißkopfaffe (Pithecia leucocephala). 1/6 natürl. Größe.

zehn Stücken zuſammen und ſcheint ein ziemlich träges Geſchöpf zu ſein. Seine Nahrung ſoll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben beſtehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen dieſes lange Zeit auf dem Rücken. Genaueres iſt mir nicht bekannt.

Der Satansaffe lebt in einem ſehr untergeordneten Verhältniſſe zu den Rollaffen, welche ihn nicht ſelten zwingen, von den Bäumen herabzuſteigen und in das Gebüſch ſich zurückzuziehen, wo ſie ihn ſeiner erbeuteten Nahrung berauben, ja ſogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen ſoll er das Waſſer, welches er zu ſich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur wenn er ſich beobachtet ſieht, auf gewöhnliche Weiſe trinken.

Tſchudi bemerkte dies nicht, verſichert vielmehr, daß er das Waſſer wie andere Affen auch zu ſich nimmt, indem er auf die Füße ſich niederläßt und das Maul ins Waſſer ſteckt. Unſer Forſcher gab ſeinen Gefangenen oft einen Krug mit engem Halſe, ſo daß ſie den Kopf nicht hineinſtecken konnten; aber auch dann bedienten ſie ſich nicht der hohlen Hand, ſondern machten es geradeſo wie ihre Verwandten, indem ſie den halben Arm in das Gefäß ſteckten und das Waſſer von der Hand und von dem Arme ableckten. Nach Humboldts Beobachtungen iſt der Satansaffe

Digitized by Google

wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb läßt er ſchwer ſich zähmen und bleibt in der Gefangenſchaft immer böſe. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringſten Veranlaſſung durch Zähnefletſchen, Geſichtverzerrungen und das lebhafte Funkeln ſeiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, ſtellt er ſich aufrecht, reibt das Ende ſeines Bartes und ſpringt wild um den Gegenſtand ſeines Zornes herum. Bisweilen wird er ſo wüthend, daß er ſich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und ſich denſelben kaum entreißen läßt.

Von dieſen Affen gelangt nur ausnahmsweiſe eine oder die andere Art lebend nach Europa, am eheſten noch nach London, deſſen überaus reicher Thiergarten von den über alle Welt zerſtreueten Engländern beſſer verſorgt wird als jeder andere. Ende der ſechsziger Jahre lebten in Regents-Park mehrere Satansaffen und ein Weißkopfaffe — wie lange, vermag ich nicht zu ſagen.

Zottelaffe (Pithecia hirsuta). ⅓ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

Ganz im Gegenſatze hierzu und vollkommen im Einklange mit früheren Angaben von Spix, ſchildert Bates einen Verwandten, den Zottelaffen, woraus hervorgeht, daß wenigſtens nicht alle Arten dem von Humboldt gezeichneten Bilde entſprechen. Der Zottelaffe oder Parauacu (Pithecia hirsuta, Simia, Yarkea hirsuta) erreicht eine Geſammtlänge von etwa 1 Meter, wovon beinah die Hälfte auf den ſehr entwickelten Schwanz gerechnet werden muß, und iſt mit ziemlich dicken, bis 12 Centim. langen, an der Spitze nach vorn gebogenen Haaren bekleidet, welche über die wie kurz geſchoren erſcheinende Stirn herabhängen, das Geſicht theilweiſe bedeckend, und den übrigen Leib bärenfellartig bekleiden. Das ſchwarze, mit Grau geſprenkelte Haar geht am Kopfe in Rußbraun, auf der Bruſt in Röthlichſchwarz, an der Innenſeite der Schenkel in Röthlichweiß über; der kurze borſtige Backenbart ſieht ſchmutziggrau aus, bei

manchen Stücken noch lichter erscheinend. Die Hand- und Fußsohlen haben gelbbraune, das Gesicht, so weit es nackt, schwarze Färbung.

Spix entdeckte den Zottelaffen in den Waldungen Brasiliens, zwischen den Flüssen Solimonas und Negro, und berichtet, daß er morgens und abends aus den Wäldern hervorkomme, zu zahlreichen Trupps sich versammele und die Luft dann mit seinem durchdringenden Geschrei erfülle. Aeußerst vorsichtig und flink, flieht ein solcher Trupp beim geringsten Geräusch eiligst in das Innere der Waldungen, und der Jäger erlangt deshalb nur selten einen von ihnen. Einmal gezähmt, zeigt er sich sehr anhänglich gegen seinen Gebieter. Bates vervollständigt letztere Angaben. „Auch dieser Affe", sagt er, „ist ein sehr zartes Thier, welches selten mehrere Wochen in der Gefangenschaft aushält; gelingt es aber, ihn am Leben zu erhalten, so gewinnt man in ihm ein überaus anhängliches Geschöpf. Mein Nachbar in Ega, ein französischer Schneider, besaß einen Zottelaffen, welcher bereits nach wenigen Wochen so zahm geworden war, daß er seinem Gebieter wie ein Hund nicht allein im Hause, sondern auch auf der Straße folgte. Während mein Bekannter arbeitete, nahm der Affe seinen Platz auf Jenes Schulter ein; gegen Fremde, ja sogar gegen andere Hausbewohner dagegen verhielt er sich abwehrend. Niemals sah ich einen Affen, welcher so große Anhänglichkeit an seinen Gebieter bekundet hätte als dieses anmuthige, ängstliche, schweigsame kleine Geschöpf. Der lebhafte und leidenschaftliche Kapuzineraffe scheint freilich unter allen amerikanischen Affen, was Verstand und Gelehrigkeit anlangt, obenan zu stehen, und der Klammeraffe hat vielleicht die liebenswürdigste und empfänglichste Sinnesart; der Parauacu aber, obschon er ein trübsinniges und freudloses Thier ist, übertrifft alle in der Hingebung an ein menschliches Wesen. Daß es ihm übrigens keineswegs an Verstand und Herzensgüte fehlt, davon gab unser Liebling eines Tages genügende Beweise. Mein Nachbar hatte sein Haus am Morgen verlassen, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, den Zottelaffen mitzunehmen, dieser ihn schmerzlich vermißt und wie es scheint geschlossen, daß er seinen Gebieter wohl bei mir finden werde, da beide, der Affe und sein Herr mir täglich ihren Besuch abzustatten pflegten. Ohne den Umweg über die Straße zu nehmen, machte das kleine Geschöpf sich auf, durcheilte auf kürzestem Wege Gärten, Gebüsche und Dickichte und erschien in meiner Behausung. Niemals vorher hatte er diesen Weg, von welchem wir durch einen den Affen beobachtenden Nachbar Kunde erhielten, vorher zurückgelegt. Als er, bei mir angelangt, den Gebieter auch nicht fand, setzte er sich mit dem unverkennbarsten Ausdrucke der Enttäuschung und Entsagung auf meinem Tische nieder und wartete geduldig auf seinen Herrn. Kurze Zeit darauf trat dieser wirklich ein, und einen Augenblick später saß der aufs höchste erfreute Liebling auf seinem gewöhnlichen Platze, der Schulter.

*

Als die nächsten Verwandten der eben geschilderten Thiere hat man die Kurzschwanzaffen (Brachyurus) anzusehen. Sie unterscheiden sich von jenen hauptsächlich durch ihren außerordentlich kurzen stummelhaften Schwanz und den minder starken, nur auf den Wangen einigermaßen entwickelten Bart. Ihr gedrungener Leib hat ziemlich kräftige Glieder; der Kopf ist länglich eiförmig, das Gesicht eirund und ziemlich flach, die länglichen Nasenlöcher liegen ganz seitlich. Die Finger und Zehen sind mit schmalen, langen Nägeln bewehrt. Der etwas zottige Pelz wird auf dem Kopfe kürzer, und das steife Haar sieht hier wie abgeschoren aus; die Kehle ist nackt, das große Maul wird von einzelne Borsten umgeben. Das Gebiß besteht aus vier Schneidezähnen, je einem Eckzahne und fünf oder sechs Backenzähnen in jedem Kiefer. Erstere sind schräg nach vorn gerichtet, die oberen ungleich, da die beiden mittleren die äußeren an Länge und Breite fast um das Doppelte übertreffen, die unteren schlank, länger als die oberen, die äußeren auch etwas länger als die mittleren, die Eckzähne kurz, stark, fast gerade, die unteren innen mit hakiger Spitze versehen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 12 bis 14 Brust-, 6 bis 7 Lenden- und 14 bis 17 Schwanzwirbel.

Digitized by Google

Die Kurzschwanzaffen gehören ebenfalls den nördlicheren Ländern Südamerika's an, scheinen nur eine sehr beschränkte Verbreitung zu haben und sind im Freileben noch wenig bekannt geworden. Erst in der Neuzeit hat Bates hierüber einige Nachrichten gegeben; von den reisenden Forschern früherer Zeiten erfuhren wir nur, daß sie in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommen und während ihrer Wanderung mistönige Laute hören lassen sollen. Außerdem waren einige Beobachtungen über Gefangene bekannt.

Alexander von Humboldt beschrieb zuerst den Cacajao, Chucuto, Chucuzo, Caruiri, Mono feo (häßlicher Affe), Mono rabon und wie er sonst noch von den Eingeborenen genannt wird (Brachyurus melanocephalus, Simia, Pithecia und Cacajao melanocephala, Pithecia ouakary), einen Affen von ungefähr 65 Centim. Gesammtlänge, wovon der Schwanz etwa 15 Centim. wegnimmt. Der etwas zottige Pelz ist glänzend gelbbraun, auf der Brust, dem Bauche und der Innenseite der Glieder heller, auf der Oberseite der Hände und Füße schwarzgrau, auf dem Kopfe und am Schwanze größtentheils schwarz. Bei einzelnen Stücken erstreckt sich der Schwanz auch über die Vorderarme und Hände, und geht das Bräunlichgelb des Rückens an den Schenkeln und der Schwanzwurzel in Rostroth über. Alle nackten Theile sehen mattschwarz aus; der Augenring ist nußbraun.

Eine andere Art der Gruppe, das Scharlachgesicht, von den Eingeborenen Uakari genannt (Brachyurus calvus, Ouakaria calvus), unterscheidet sich von dem Cacajao durch noch kürzeren Schwanz, welcher zu einem wulstigen Stummel verkümmert ist, längere Behaarung des Rückens und lichtere Färbung. Seine Gesammtlänge beträgt 40, die Schwanzlänge nur 9 Centim. Die einförmige fahl- oder rothgelbe Färbung des Pelzes geht auf dem Rücken in Fahlweiß, auf der Unterseite in Goldgelb über. Bei sehr alten Stücken lichtet sich die Färbung und erscheint dann fast weiß. Hiervon sticht das lebhaft scharlachrothe Gesicht mit den buschigen gelben Brauen und rothgelben Augen merkwürdig ab, und außerdem trägt auch die Kürze des Kopfhaares, welches wie geschoren aussieht und mit den sehr langen Rückenhaaren im grellsten Widerspruche steht, wesentlich dazu bei, das Aussehen dieses Affen zu einem absonderlichen zu machen.

„An einem sonnigen Morgen des Jahres 1855", schildert Bates, „sah ich in den Straßen von Ega eine Anzahl von Indianern, welche einen großen, bloß aus Schlingpflanzen zusammengebauten, etwa 4 Meter langen und 1,5 Meter hohen Käfig auf ihren Schultern trugen, in der Absicht, ihn dem thalab fahrenden Dampfer zu übergeben. Der Käfig enthielt ein Dutzend Affen vom wunderlichsten Aussehen. Es waren Uakaris, der Umgebung von Ega eigenthümliche Thiere, und sie sollten ein werthvolles Geschenk sein, welches der Vorsteher der Indianer einem Regierungsbeamten in Rio-de-Janeiro verehren wollte. Man hatte die Affen mit der größten Schwierigkeit in den Waldungen des tief liegenden Landes, namentlich in der Nähe der Mündung des Japurá, etwa dreißig Meilen von Ega gefangen.

„Das Scharlachgesicht lebt nur in Waldungen, welche während des größten Theiles vom Jahre überschwemmt sind, und steigt, so viel bekannt, nie auf den Boden herab; die Kürze seines Schwanzes ist demgemäß kein Zeichen für die Lebensweise auf dem Boden, wie beispielsweise bei den Makaken und Pavianen. Wie es scheint, kommt unser Uakari ausschließlich in der erwähnten Gegend vor, insbesondere auf einer Bank des Japurá selbst, nahe seiner hauptsächlichsten Mündung; ja er soll sogar hier, so viel ich erfahren konnte, auf den westlichen Theil des Flusses beschränkt sein. Man sieht ihn, verschiedenen Früchten, seiner Nahrung, nachgehend, in kleinen Trupps in den Kronen der höchsten Bäume. Die Jäger schildern seine Bewegungen als hurtig und gewandt, obwohl er sich weniger auf Springen einläßt, sondern vorzieht, auf starken Aesten dahinzurennen, um so von einem Baume zum anderen zu gelangen. Die Mutter trägt, wie die übrigen südamerikanischen Affen, ihr Junges auf dem Rücken. Alle Gefangenen, welche man erhält, sind mittels

Digitized by Google

des Blasrohres und ſchwachvergifteter Pfeile erbeutet worden. Die getroffenen Uakaris laufen meiſt noch ſehr weit durch den Wald, und ihre Verfolgung erfordert deshalb einen wohlerfahrenen Jäger. Unter den Indianern wird derjenige als der gewandteſte angeſehen, welcher im Stande iſt, einem verwundeten Affen dieſer Art ſo zu folgen, daß er ihn, wenn er die Beſinnung verliert und herabfällt, im rechten Augenblicke mit ſeinen Armen auffängt. Dem Affen wird ſodann eine Priſe Salz als Gegengift eingegeben, und er erholt ſich in der Regel wieder. Wie ſelten das Scharlachgeſicht ſelbſt in ſeinem beſchränkten Wohngebiete iſt, mag daraus hervorgehen, daß der erwähnte Indianervorſteher ſechs ſeiner ſchlaueſten Jäger ausſandte und dieſe ungefähr drei Wochen

Scharlachgeſicht (Brachyurus calvus). ½ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

abweſend waren, bevor es ihnen gelang, jene zwölf Stücke zu erbeuten. Ein unabhängiger Jäger, welcher einen dieſer Affen in ſeine Gewalt bekommen hat, verlangt einen ſehr hohen Preis für ihn, 30 bis 40 Milreis nämlich, nach unſerem Gelde 22 bis 30 Thaler, findet auch immer willige Abnehmer, weil gerade das Scharlachgeſicht mit Vorliebe zum Geſchenk an einflußreiche Leute verwendet wird.

„Alte in beſchriebener Weiſe gefangene Uakaris werden ſehr ſelten zahm, ſind mislaunig und trübſinnig, wehren alle Verſuche, ihnen zu ſchmeicheln, von ſich ab und beißen Jeden, welcher ſie berührt. Selbſt in ihren Waldungen hört man keinen eigenthümlichen Schrei von ihnen; in der Gefangenſchaft ſind ſie vollkommen ſchweigſam. Nach Verlauf einiger Tage oder Wochen werden ſie, wenn man ſie nicht höchſt ſorgſam abwartet, gleichgültig gegen alles, nehmen keine Nahrung mehr an und gehen langſam ein. Viele von ihnen ſterben an einer Krankheit, welche den Anzeichen nach eine Bruſt- oder Lungenentzündung zu ſein ſcheint. Der eine, welchen ich hielt, endete an dieſer Krankheit, nachdem ich ihn ungefähr drei Wochen in Beſitz gehabt hatte. Obgleich ich ihm eine luftige Veranda zu ſeinem Aufenthalte anwies, verlor er doch bald alle

Digitized by Google

Freßlust; sein langes, glattes und glänzendes Fell wurde schmutzig und zottig, wie wir es an den ausgestopften in den Museen sehen, und das lebhafte Scharlach des Gesichts wandelte sich in eine düstere Färbung um. Der Tod war ein sehr sanfter, da mein Gefangener bereits die letzten vierundzwanzig Stunden schwer und heftig athmend ausgestreckt dalag. Währenddem wurde die Färbung seines Gesichts nach und nach blässer, sah jedoch, als er seine letzten Seufzer verhauchte, noch immer roth aus und dies verlor sich erst zwei oder drei Stunden nach dem Tode.

„Nach meinen Erfahrungen über das mürrische Wesen des Uakari war ich nicht wenig erstaunt, in dem Hause eines Freundes einen außerordentlich lebhaften und umgänglichen Affen dieser Art zu sehen. Das Thier kam, kaum daß ich mich gesetzt hatte, aus einem anderen Zimmer auf mich zugelaufen, kletterte an meinen Beinen in die Höhe, nistete sich auf meinem Schoße ein, indem es sich rund um sich selbst drehte, und schaute mich, nachdem es sich bequem gemacht hatte, mit dem gewöhnlichen Affengrinsen vertraulich an. Allerdings war dies ein junger Uakari, welchen man von der Brust seiner durch den Giftpfeil erlegten Mutter genommen, im Hause zwischen den Kindern aufgezogen und ihm erlaubt hatte, nach Belieben umherzulaufen und sein Mahl gemeinsam mit den übrigen Hausbewohnern einzunehmen.

„Der Uakari gehört zu den vielen Thierarten, welche von den Brasilianern als „sterblich", d. h. als zart und hinfällig bezeichnet werden, im Gegensatze zu denjenigen, welche sie „hart" nennen. Eine große Anzahl von Stücken dieser Art, welche man von Ega absendet, sterben, bevor sie Para erreichen, und kaum einer von einem Dutzend gelangt lebend bis nach Rio-de-Janeiro. Möglicherweise steht die Schwierigkeit, sie an veränderte Bedingungen zu gewöhnen, in einer gewissen Beziehung zu dem sehr beschränkten Gebiete, in welchem sie leben, und der eigenthümlichen Beschaffenheit desselben. Als ich den Fluß hinabreiste, befand sich ein gezähmter, alter Uakari bei uns auf dem Schiffe, einem großen Schooner, und genoß hier die Freiheit, nach Belieben umherzulaufen. Bei unserer Ankunft in Rio Negro waren wir gezwungen, vier Tage lang vor dem Zollhause liegen zu bleiben; unser Schiffsführer hatte aber nicht Anker geworfen, sondern den Schooner mit dem Bugspriet an einem Uferbaume befestigt. Eines Morgens vermißte man das Scharlachgesicht: es war nach dem Walde geflohen. Zwei Mann wurden ihm nachgesandt, kehrten jedoch nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden zurück, ohne auch nur eine Spur des Flüchtlings aufgefunden zu haben. Schon hatten wir diesen gänzlich aufgegeben, als er plötzlich wieder am Saume des Waldes erschien, sich mehr und mehr näherte und auf demselben Wege, den er gegangen, über das Bugspriet nämlich, zurückkehrte, um seinen gewöhnlichen Platz auf dem Verdecke einzunehmen. Er hatte unzweifelhaft gefunden, daß die Waldungen des Rio Negro von denen des Japurádelta's wesentlich verschieden sind und die Gefangenschaft einem Freileben in so wenig ihm zusagender Gegend vorgezogen."

In dieser anmuthigen und eingehenden Schilderung des trefflich beobachtenden Bates ist meines Erachtens ein vollständiges Lebensbild dieser kurzschwänzigen Affensippschaft enthalten; denn alle bis dahin mitgetheilten Beobachtungen anderer Forscher sind kaum geeignet, unsere Thiere zu kennzeichnen. Humboldt besaß längere Zeit einen Cacajao und bemerkt von demselben, daß er sich gefräßig, stumpfsinnig, furchtsam und gelassen gezeigt habe, gereizt, das Maul auf die sonderbarste Weise aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und dann in ein lebhaftes, lachendes Geschrei ausbrach, im allgemeinen äußerst unbeholfen war und wenn er etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine absonderliche Stellung einnahm, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte, durch den Anblick eines Krokodils oder einer Schlange in die größte Furcht versetzt wurde und dann am ganzen Leibe zitterte, sagt mit all diesem aber kaum etwas für die Gruppe Bezeichnendes. Ein anderer Uakari (Brachyurus rubicundus), welchen Deville sieben Monate in Gefangenschaft hielt und beobachtete, war sehr sanft gegen seinen Gebieter und alle Leute, welche er kannte, leckte gern deren Gesicht und Hände, mochte aber Indianer nicht leiden. Erzürnt, rieb er mit äußerster Schnelligkeit beide Hände

Digitized by Google

gegen einander. Seine Nahrung beſtand vorzugsweiſe aus Früchten, Zuckerwerk und Milch, Bananen liebte er beſonders und ebenſo alles ſüße Gebäck. Gab man ihm mehrere Bananen, ſo behielt er nur eine in der Hand und legte die andere zu den Füßen nieder. Er trank regelmäßig täglich zweimal aus einem Becher und hielt denſelben ſehr geſchickt zwiſchen den Händen. Tabaksrauch war ihm unangenehm; wenn man ihm ſolchen zublies, riß er meiſt die Cigarre aus dem Munde und zertrümmerte ſie in kleine Stückchen. Wie altweltliche Affen, nahm er oft eine ganz aufrechte Stellung ein, konnte auch auf den Beinen eine Strecke weit gehen. Obwohl vollkommen gezähmt, bekundete er doch bei jeder Gelegenheit eine lebhafte Sehnſucht nach ſeiner Freiheit, machte beiſpielsweiſe die größten Anſtrengungen zu entfliehen, ſobald das Boot, welches ihn führte, mehr als ſonſt dem Lande ſich näherte.

*

Ein ſchlanker Körper mit ſchlanken Gliedmaßen und ſehr langem, dünnem und ſchlaffem Schwanze, der runde Kopf mit bartloſem Geſichte und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, und fünfzehige Hände und Füße kennzeichnen eine kleine Gruppe amerikaniſcher Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen (Callithrix) genannt hat.

Wichtiger als die angegebenen äußeren Merkmale ſind die Eigenthümlichkeiten des Zahnbaues und Gerippes. Die Schneidezähne ſtehen faſt ſenkrecht; die kleinen Eckzähne ſind kegelförmig und innen ausgeſchweift; der vordere einſpitzige Backenzahn zeigt innen einen kleinen Grundhöcker; die beiden folgenden ſind breiter als lang, außen zweiſpitzig und innen mit zwei kleinen Höckern verſehen; der letztere iſt ein kleiner Höckerzahn; die erſten drei unteren, einſpitzigen haben innen einen Höcker, die drei hinteren ſind etwas länger als breit und vierſpitzig. Im Gerippe zählt man 12 bis 13 Rippen-, 7 Lenden-, 13 Kreuz- und 24 bis 32 Schwanzwirbel. Unter den weicheren Theilen zeichnet ſich beſonders der Kehlkopf durch ſeine Größe aus.

Die Springaffen leben in kleinen Geſellſchaften, welche aus einer oder einigen Familien beſtehen, in den ſtillen Waldungen Südamerika's und machen ſich hier durch ihre laute Stimme ſehr bemerklich. Im Gezweige bewegen ſie ſich mit kurz zuſammengezogenem Leibe verhältnismäßig langſam, jedenfalls nicht ſo ſchnell als die behenden Rollaffen, unterſcheiden ſie ſich auch von dieſen auf den erſten Blick durch ihre Stellung und das lange Haar, welches ihnen ein bärenartiges Anſehen verleiht, ſowie endlich durch den ſchlanken Schwanz, welcher gewöhnlich gerade herabhängt, ſeltener aufrecht getragen wird. Ihre Stimme, nach der der Brüllaffen die ſtärkſte und weitſchallendſte, welche man von den dortigen Affen vernimmt, verräth ſie auf fernhin dem Jäger, welcher ihnen ihres zarten und leckeren Fleiſches halber eifrig nachſtellt. Wohl mit aus dieſem Grunde zählen ſie zu den ſcheueſten Arten ihrer Familie und entfliehen ſogleich, wenn man ſich ihnen nähert. Thierfreunde, alſo namentlich die Indianerhorden, ſuchen ſie übrigens am liebſten lebend und im Jugendzuſtande zu bekommen, um ſie zu erziehen; denn ihr Weſen iſt außerordentlich ſanft, und ſie werden im höchſten Grade zahm und zutraulich.

Dank den Forſchungen zweier ausgezeichneten Naturforſcher, des Prinzen von Wied und Humboldts, kennen wir die Lebensweiſe zweier Arten der Gruppe, des Sahuaſſu und des Wittwenaffen, ſehr genau. Bei dem erſteren (Callithrix personata, Simia personata) iſt nach Wied der ganze Kopf von der Bruſt an bis auf die Mitte des Scheitels bräunlichſchwarz, der Hinterkopf und Oberhals gelblichweiß, der übrige Leib fahlblaßgraubräunlich, das Haar an der Spitze heller blaßgelblich; am Vorderarme werden die Haare dunkler und ihre Spitzen ſtechen mehr hervor; Hände und Füße ſind ſchwarz, die inneren Seiten der Vorderarme und Schienbeine ſchwarzbraun, die Vorderſeiten der Hinterſchenkel fahlhellgelblichgrauweiß; das Bauchhaar hat graubraune Färbung und röthliche Spitzen; der Schwanz endlich iſt röthlichgraubraun, auf der Unterſeite und an der Wurzel roſtroth. Bei den Weibchen erſcheint die Färbung bläſſer; auch fehlt

Digitized by Google

ihnen der weiße Hals- oder Hinterhauptfleck; die Vordertheile sind mehr weißlich, die Vorderarme und Hinterbeine etwas gelblich, die Hinterbeine innen dunkelgraubraun, die Vorderarme bis zu den Elnbogen schwarzbraun gefärbt. Die Iris ist gelbbraun, bei manchen Stücken, welche sich außerdem dadurch auszeichnen, daß die Behaarung der Zehen mit Weiß gemischt erscheint, graubraun, wie dies nach dem Prinzen von Wied bei den meisten brasilianischen Affen der Fall zu sein pflegt. Uebrigens ändern auch die Sahuassus in der Färbung mehr oder weniger ab und haben deshalb Veranlassung gegeben, mehrere Arten aufzustellen. Die gesammte Länge beträgt 82, die Leibeslänge 32, die Schwanzlänge 47 Centim.

„Der Sahuassu", bemerkt der Prinz von Wied, „wurde von uns zuerst in den großen Urwäldern gefunden, welche die Ufer des Itabapuana und des Itapemirim beschatten; wir fanden ihn ferner am Iritaba und am Espirito Santo und nördlich bis über den Rio Doçe hinaus. Spix begegnete ihm außerdem in der Nähe von Rio-de-Janeiro. Hier in den großen ununterbrochenen Waldungen, in denen sie selten beunruhigt werden, leben diese angenehmen, harmlosen Geschöpfe in kleinen Gesellschaften von einer oder einigen wenigen Familien beisammen, nach verschiedenen reifenden Früchten umherziehend und so einen größeren Theil der Wälder durchwandernd, zu gewissen Zeiten aus einer Gegend verschwindend und plötzlich wieder nach dem gewohnten Standorte zurückkehrend. Ihre durch die stille einsame Wildnis weitschallende Stimme, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen und häufig vernommen wird, klingt wie ein Röcheln und kann einigermaßen nachgeahmt werden, indem man den Athem abwechselnd schnell hintereinander einzieht und wieder ausstößt. Schleicht man ihnen nach, so sieht man sie etwas gebückt auf den Zweigen sitzen, wobei der Schwanz schlaff herabhängt; sobald sie aber etwas Fremdartiges bemerken, eilen sie, dicke Hauptäste bevorzugend, schnell durch das Gezweige weg und schweigen dabei vollkommen, da sie ihre laute Stimme überhaupt nur bei vollkommener Ruhe und bei schönem, warmem Wetter morgens und abends vernehmen lassen. Sie werfen nur ein Junges, welches die Mutter so lange mit sich umherträgt, bis es stark genug ist, den Alten selbst überall folgen zu können." Im Monate Oktober fand der Prinz von Wied schon starke Junge; doch erlegte man zu derselben Zeit auch noch tragende Weibchen. „Schießt man", erzählt unser Gewährsmann, „die Mutter von einem Baume herab, so erhält man gewöhnlich das Junge, welches sie auf dem Rücken oder unter dem Arme zu tragen pflegt, lebend und kann es alsdann leicht erziehen und zähmen; denn es lernt bald fressen und wird äußerst zahm und sanft. Alle Affen dieser Art sind nicht zornig und bissig, wenn man sie verwundet, sondern zeigen das sanfteste Wesen. Bei größter Behaglichkeit schnurren sie wie eine Katze."

Sowohl die eingeborenen Brasilianer wie die Neger und Indianer stellen dem Sahuassu seines Fleisches wegen nach. Hat der Indianer einen solchen Affen verwundet, und ist derselbe auf dem Baume hängen geblieben, so scheut er die Dicke und Höhe des riesigen Stammes nicht, um ihn zu ersteigen, während in anderen Fällen oft die besten Versprechungen nicht vermögen, ihn aus seiner gewohnten Ruhe zu bringen. Der Puri, welcher die Waldungen der Sahuassu's beherrscht, bindet sich die Füße mit einer Schlingpflanze zusammen und klettert so in eine schwindelnde Höhe hinauf, da ihm jede noch so kleine Unebenheit der Rinde zum Stützpunkte dient.

Noch weit schöner gefärbt als der Sahuassu und eines der schönsten Glieder der Unterfamilie überhaupt ist der Wittwenaffe (Callithrix lugens, Callithrix torquata, Simia lugens, Simia vidua, Cebus torquatus). Seine Länge beträgt 92 Centim., wovon 51 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen. „Das kleine Thier", sagt Alexander von Humboldt, „hat feines, glänzendes, schön schwarzes Haar, sein Gesicht eine weißliche, ins Blaue spielende Larve, in welcher Augen, Nase und Mund stehen, sein kleines, wohlgebildetes, fast nacktes Ohr einen umgebogenen Rand. Vorn am Halse steht ein weißer, zollbreiter Strich, welcher ein Halsband bildet; die Füße sind schwarz wie der übrige Körper, die Hände aber außen weiß und innen glänzend schwarz. Diese weißen Abzeichen deuten die Missionäre als Schleier, Halstuch und Handschuhe einer Wittwe in Trauer.

Digitized by Google

„Die Gemüthsart dieſes kleinen Affen, welcher ſich nur beim Freſſen auf den Hinterbeinen aufrichtet, verräth ſich durch ſeine Haltung ſehr wenig. Er ſieht ſanft und ſchüchtern aus, berührt auch häufig das Freſſen nicht, welches man ihm bietet, ſelbſt wenn er ſtarken Hunger hat. Die Geſellſchaft anderer Affen ſcheint er zu meiden; wenn er des kleinſten Saimiri anſichtig wird, läuft er davon. Sein Auge aber verräth große Lebhaftigkeit. Wir ſahen ihn ſtundenlang regungslos daſitzen, ohne daß er ſchlief, und auf alles, was um ihn vorging, achten. Seine Schüchternheit und Sanftmuth ſind überhaupt nur ſcheinbar vorhanden. Iſt der Wittwenaffe allein ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wird er wüthend, ſobald er einen Vogel ſieht, klettert und läuft dann mit erſtaunlicher Behendigkeit, macht einen Satz auf ſeine Beute, wie die Katze, und erwürgt, was er erhaſchen kann.

„Dieſer ſehr ſeltene und äußerſt zärtliche Affe lebt auf dem rechten Ufer des Orinoco in den Granitgebirgen hinter der Miſſion Santa Barbara, ferner in Chaviare bei San Fernando de Atapabo. Ein gezähmter hat mit uns die ganze Reiſe auf dem Caſſiquiare und Rio Negro mitgemacht und iſt zweimal mit uns über die Kataraften gegangen."

Springaffen gehören in unſeren Thiergärten zu den größten Seltenheiten, obſchon dann und wann einer oder der andere lebend zu uns gelangt. Ich bin niemals ſo glücklich geweſen, einen einzigen zu ſehen und weiß daher aus eigener Beobachtung nichts über ihn mitzutheilen.

*

Als Uebergangsglieder zwiſchen den Neuweltsaffen mit greifendem und denen mit ſchlaffem Schwanze kann man die Saimiris anſehen. „Wenn auch ihr Schwanz nicht ein wahrer Rollſchwanz iſt, ſo kann er doch um mehr als einen halben Umgang um die Zweige gebogen werden und gibt dadurch den Thieren beim Klettern einen größeren Grad von Sicherheit."

Die Saimiris (Pithesciurus) ſind ſchlankgebaute Affen mit langen Gliedmaßen, ſehr großem, ſtark länglichem, beſonders nach hinten entwickeltem Kopfe, hoher Stirn, kurzem Geſicht, großen, einander ſehr genäherten Augen, einfachen, mittelgroßen Ohrmuſcheln und wenig reichem Pelze, welcher aus eigenthümlich geringelten Haaren beſteht. Die ſehr langen und breiten Eckzähne ſind oben dreikantig, vorn ein-, außen zweifurchig. Von den Wirbeln tragen 14 Rippen; 6 ſind rippenlos; außerdem zählt man 3 Kreuz- und 30 Schwanzwirbel. Das Gehirn entſpricht dem ſehr großen Schädel und iſt verhältnismäßig ſchwerer als bei irgend einem Thiere, hat jedoch wenig Windungen. In wie viele Arten die Gruppe zerfällt, erſcheint zur Zeit noch fraglich. Einzelne Naturforſcher nehmen mehrere an, andere vereinigen ſämmtliche und ſehen die ſonſt noch beſchriebenen bloß als Spielarten der einen wohlbekannten an.

Dieſe, das Todtenköpfchen (Pithesciurus sciureus, Simia, Cebus und Saimiris sciureus, Simia morta, Lemur leucopsis), iſt durch ſeine niedliche Geſtalt und die ſchöne angenehme Färbung ebenſo ausgezeichnet wie durch die Zierlichkeit der Bewegungen und durch ſeine Heiterkeit. Es kann einer der ſchönſten aller neuweltlichen Affen genannt werden. Sein etwas abſchreckender deutſcher Name entſpricht keineswegs dem wahren Ausdrucke ſeines Kopfes; das Thier verdankt jenen vielmehr nur einer höchſt oberflächlichen und bei genauer Vergleichung ſofort verſchwindenden Aehnlichkeit. Das ſehr ſchlank gebaute Todtenköpfchen hat einen ſehr langen Schwanz; ſein feiner Pelz iſt oben röthlichſchwarz, bei recht alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau geſprenkelt und an der Unterſeite weiß. Bisweilen herrſcht die graue Farbe vor; manchmal erſcheint der Kopf kohlſchwarz, der Leib zeiſiggelb mit ſchwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen ſehen dann goldgelb aus. Die Geſammtlänge beträgt ungefähr 80, die Schwanzlänge 50 Centim.

Hauptſächlich Guiana iſt die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüſſe dieſes reichen Erdſtriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort in großen Geſellſchaften. Nach Schomburgk gehört er zu den am meiſten verbreiteten Arten des Landes. Wie die

Digitized by Google

dort vorkommenden Kapuzineraffen belebt er in zahlreichen Herden die Waldungen der Küſte, ſcheint aber namentlich das Avicenniengebüſch zu lieben, da er mit dieſem bis zu einer Meereshöhe von ſechshundert Meter emporgeht. Nicht ſelten vereinigt er ſich mit einer Herde Kapuzineraffen. Man findet ihn den Tag über in beſtändiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das ſicherſte Obdach bieten. Er iſt ſehr ſcheu und furchtſam, wagt es namentlich bei Nacht nicht, ſich zu bewegen, ergreift aber auch bei Tage angeſichts der leiſeſten Gefahr ſogleich die Flucht. Dabei ſieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieſer Thiere, ſeine Herde gewöhnlich auch ſehr bald in Sicherheit. Die Mütter, welche Junge haben, tragen dieſe anfänglich zwiſchen

Totenköpfchen (Pithesciurus sciureus). ¼ natürl. Größe.

den Armen, ſpäter, nachdem die Kleinen etwas abgehärtet ſind, auf dem Rücken. Solche Junge bemerkt man übrigens das ganze Jahr hindurch, woraus alſo hervorgeht, daß auch dieſe Affen bezüglich ihrer Fortpflanzung nicht an eine beſtimmte Jahreszeit gebunden ſind.

Alle Bewegungen der Saimiri's ſind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vorzüglich und ſpringen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwiſchenräume. In der Ruhe nehmen ſie gern die Stellung eines ſitzenden Hundes ein; im Schlafen ziehen ſie den Kopf zwiſchen die Beine, ſo daß derſelbe die Erde berührt. Der Schwanz dient ihnen nur ausnahmsweiſe anders, denn als Steuerruder beim Springen. Sie wickeln ihn zwar zuweilen um einen Gegenſtand, ſind aber doch nicht im Stande, ſich damit feſtzuhalten. Ihr Stimme beſteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihnen etwas Unangenehmes widerfährt, beginnen ſie zu klagen und zu winſeln. Auch morgens und abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Geſellſchaft, und ſelbſt in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das ſchlummernde Leben desſelben weckend. „Befragt man die Indianer", ſagt Hum-

boldt, „warum die Thiere des Waldes zu gewiſſen Stunden einen ſo großen Lärm erheben, ſo geben ſie die luſtige Antwort: „Sie feiern den Vollmond“. Ich glaube, die Urſache rührt meiſt daher, daß ſich im inneren Walde irgendwo ein Kampf entſponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Biſamſchweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem ſie beiſammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüſch niederreißen. Die Affen, ſcheu und furchtſam, erſchrecken ob dieſer Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geſchrei der größeren Thiere. Sie wecken die geſellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, ſo iſt die ganze Geſellſchaft in Aufruhr.“

Der Todtenkopf gehört zu den Furchtſamſten der Furchtſamen, ſo lange er ſich nicht von ſeiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat, wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, handelnd aufzutreten. Er ähnelt einem Kinde in ſeinem Weſen, und kein anderer Affe ſieht auch im Geſichte dieſem ſo ähnlich, wie er: „es iſt derſelbe Ausdruck von Unſchuld, dasſelbe ſchalkhafte Lächeln, derſelbe raſche Uebergang von Freude zur Trauer“. Sein Geſicht iſt der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erſchreckt wird, vergießen ſeine großen Augen Thränen, und auch Kummer gibt er durch Weinen zu erkennen. „Setzt man“, ſagt Humboldt, „mehrere dieſer kleinen Affen, welche in demſelben Käfige beiſammen ſind, dem Regen aus und fällt die gewöhnliche Luftwärme raſch um zwei bis drei Grade, ſo ſchlingen ſie ſich den Schwanz um den Hals und verſchränken Arme und Beine, um ſich gegenſeitig zu erwärmen. Die indianiſchen Jäger erzählten uns, man finde in den Wäldern nicht ſelten Haufen von zehn bis zwölf ſolcher Affen, welche erbärmlich ſchreien, weil alle auswärts ſtehenden in den Knäuel hineinmöchten, um Wärme und Schutz zu finden.“ Auch in der Gefangenſchaft klagt und jammert der Saimiri bei der unbedeutendſten Veranlaſſung. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit ſind gleich groß; doch iſt er nicht eigenwillig, und ſeine Gutmüthigkeit bleibt ſich faſt immer gleich, ſo daß es eigentlich ſchwer iſt, ihn zu erzürnen. Auf ſeinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in ſeiner Gegenwart ſpricht, wird bald ſeine ganze Aufmerkſamkeit rege. Er blickt dem Redenden ſtarr und unverwandt ins Geſicht, verfolgt und beobachtet mit ſeinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und ſucht ſich dann bald zu nähern, klettert auf die Schulter und betaſtet Zahn und Zunge ſorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverſtändlichen Laute der Rede zu enträthſeln ſuchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft auch mit dem Munde auf. Verſchiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil ſeiner Mahlzeiten; doch iſt er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Todtenkopf unterſchied ſogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darſtellungen und ſtreckte, ſo oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, raſch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuſchrecke oder Weſpe zu erhalten, während ihn Gerippe und Schädel von Säugethieren gleichgültig ließen.

Sein liebenswürdiges Weſen macht ihn allgemein beliebt. Er wird ſehr geſucht und zum Vergnügen Aller gehalten. Auch bei den Wilden iſt er gern geſehen und deshalb oft ein Gaſt ihrer Hütten. Alt gefangene überleben ſelten den Verluſt ihrer Freiheit, und ſelbſt die, welche in der erſten Jugend dem Menſchen zugeſellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus.

Die Indianer jagen am liebſten an kühlen, regneriſchen Tagen nach dem Saimiri, weniger wegen des Fleiſches, welches, laut Schomburgk, weit weniger ſchmackhaft iſt als das anderer Affen und einen bockartigen Beizegeſchmack hat, als um ihn für die Gefangenſchaft zu erbeuten. „Schießt man“, erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht ſind, auf einen jener Knäuel, ſo fängt man viele junge Affen auf einmal lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an ſeiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, ſo weicht er nicht von Schulter und Hals des todten Thieres. Die meiſten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, ſind auf dieſe Weiſe von den Leichen ihrer Mütter geriſſen worden. Erwachſene Thiere gehen, obgleich ſie leicht von Wunden geneſen, meiſt zu Grunde, ehe ſie ſich an die Gefangenſchaft gewöhnt haben. Sie laſſen ſich deshalb von den Miſſionen am Orinoco ſchwer an die Küſte bringen. Sobald man

Digitized by Google

den Waldgürtel hinter ſich hat und die Steppe betritt, werden ſie traurig und niedergeſchlagen. Der unbedeutenden Zunahme der Wärme kann man dieſe Veränderung nicht zuſchreiben, ſie ſcheint vielmehr vom ſtärkeren Lichte, von der geringeren Feuchtigkeit und von irgend welcher chemiſchen Beſchaffenheit der Luft an der Küſte herzurühren.“ Aus dieſem Grunde gehören ſie auf dem europäiſchen Thiermarkte oder in unſeren Thiergärten zu den Seltenheiten. Ich habe nur zwei Male je eines dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe auf dem Markte gefunden, gekauft und längere Zeit gepflegt, bin aber nicht im Stande, Humboldts Beſchreibung irgendwie zu ergänzen. Bei ſehr ſorgfältiger Pflege hielt das zarte Thierchen doch immerhin ſieben Monate aus, und erſt der böſe Winter machte ſeinem Leben ein Ende.

*

Azara iſt der erſte Naturforſcher, welcher uns mit einem der merkwürdigſten aller Affen bekannt gemacht hat. Wenig ſpäter als er berichtet Humboldt über dasſelbe Thier, nach ihm Rengger, Schomburgk und endlich Bates. Der Nachtaffe vertritt eine eigene Sippe (Nyctipithecus oder, wie ſie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). Die Nachtaffen bilden gewiſſermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den wie ſie nächtlich lebenden und ihnen auch ſonſt in vieler Hinſicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Geſichtsausdruck unterſcheiden ſie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnen ſie ſehr gut. Der kleine rundliche Kopf hat große eulenähnliche Augen; die Schnauze ragt wenig vor und iſt breit und groß; die Naſenlöcher öffnen ſich ganz nach unten; die Ohren ſind klein. Ihr Leib iſt geſtreckt, weich und locker behaart, der etwas buſchige Schwanz länger als der Körper. Die Nägel ſind zuſammengedrückt und gebogen.

Der ſchmächtige Leib des Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus, Simia und Aotus trivirgatus, Nyctipithecus felinus und vociferus) iſt 35, der Schwanz 50 Centim. lang. Die Färbung des Pelzes ſieht oben graubraun, mehr oder weniger roſtfarbig aus; der Schwanz hat eine ſchwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden ſich drei gleich breite, ſchwarze, mit einander gleichlaufende Streifen; von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel zieht ſich ein breiter, hellgelblich brauner Streifen herab. Alle Haare ſind fein und ſehr weich anzufühlen. Zwiſchen den Geſchlechtern findet in der Färbung kein Unterſchied ſtatt.

Der Verbreitungskreis des Mirikina ſcheint über den Oſten des wärmeren Südamerika's ſich zu erſtrecken, das Vorkommen jedoch auf einzelne Theile des Landes zu beſchränken. Rengger behauptet, daß er ſich in Paraguay bloß am rechten Ufer des Fluſſes, und zwar nur bis zum 25. Grade ſüdlicher Breite finde, am linken Ufer aber nicht vorkomme. Von ſeinem Freileben iſt nur wenig bekannt. Er bringt ſein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht ſeiner Nahrung nach und zieht ſich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu ſchlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unſeres Naturforſchers einmal ein Pärchen dieſer Affen, welche in einem hohlen Baume ſchliefen. Die aufgeſcheuchten Thiere ſuchten ſogleich zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlichte ſo geblendet, daß ſie weder einen richtigen Sprung machen, noch ſicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl ſie ſich mit ihren ſcharfen Zähnen zu vertheidigen ſuchten. Das Lager beſtand aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen ſcheint, daß dieſe Thiere an einem beſtimmten Orte leben und ſich allnächtlich in dasſelbe Lager zurückziehen. Rengger behauptet, daß man immer nur ein Pärchen, niemals größere Geſellſchaften antreffe; Bates dagegen gibt an, daß letzteres ſehr wohl der Fall ſei. „Dieſe Affen“, ſagt er, „ſchlafen zwar über Tages, werden jedoch durch das geringſte Geräuſch erweckt, ſo daß Derjenige, welcher an einem von ihnen zum Schlafplatze erwählten Baume vorübergeht, oft nicht wenig überraſcht wird, durch das plötzliche Erſcheinen einer Gruppe von geſtreiften Geſichtern, welche bis dahin in einer Höhle des Baumes zuſammengedrängt waren. In dieſer Weiſe entdeckte ein indianiſcher „Gevatter“ von mir eine

Digitized by Google

NACHTAFFE.

Digitized by Google

Siedelung, aus welcher ich ein Stück erhielt." Nach Aussage der Jäger Renggers soll das Weibchen in unseren Sommermonaten ein Junges werfen und dieses erst an der Brust, später aber auf dem Rücken mit sich herumtragen.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfige oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er sich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft. Dabei sitzt er mit eingezogenen Beinen und stark nach vorn gebogenem Rücken und versteckt das Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist sein Augenstern alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen seine Geberden und kläglichen Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; sein Augenstern dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Das Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in seinem Käfige umherzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei erscheinen seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum anderen ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baume, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlichte geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbthieren. Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut vom Mirikina, und er wiederholte dann denselben immer mehrmals nach einander. Reisende haben diesen Laut mit dem fernen Brüllen eines Jaguars verglichen. Seinen Zorn drückt er durch ein wiederholtes „Grr, Grr" aus.

Unter den Sinnen dürfte das Gehör obenan stehen. Das geringste Geräusch erregt sogleich seine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht ist bloß während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn so, daß er gar nicht sehen kann. In sternhellen Nächten sieht er am besten. Die geistigen Fähigkeiten scheinen gering zu sein. Er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen gleichgültig. Selbst zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften sieht man ihn keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat bloß eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eines seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Thiere über alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon jahrelang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Renggers Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten des Mirikina ist mindestens nicht in jeder Hinsicht gerecht. Es mag Regel sein, daß ein Nachtaffe seinen Herrn nicht kennen lernt und sich gegen dessen Liebkosungen gleichgültig benimmt: Ausnahmen aber gibt es auch hier, zumal es wesentlich darauf ankommt, zu welcher Zeit seines Lebens ein Thier in Gefangenschaft gerieth, und wie es behandelt wurde. „Ich mußte", erzählt Bates, „meinen Nachtaffen angekettet halten, und deswegen wurde er nicht vollkommen vertraut mit mir; aber ich habe einen gesehen, welcher ergötzlich zahm war. Ebenso lebhaft und gewandt wie ein Rollaffe, aber nicht so böswillig und tückisch in

Digitized by Google

ſeinem Weſen, freute er ſich aufs äußerſte, wenn er von den in das Haus kommenden Leuten geliebkoſt wurde. Sein eigener Herr hatte ihn mehrere Wochen lang mit der größten Zärtlichkeit behandelt, ihm erlaubt, nachts mit ihm in ſeiner Hängematte zu liegen und ſich über Tages in ſeinem Buſen zu verbergen. Er war ein Liebling von Jedermann wegen der Schmuckheit ſeiner Geſtalt und Bewegungen, ſeiner Reinlichkeit und ſeines anſprechenden Weſens überhaupt."

Auch Schomburgks Schilderung iſt meiner Anſicht nach mindeſtens theilweiſe übertrieben. „In Ascurda", ſo berichtet er, „lernte ich auch eines der merkwürdigſten Thiere Guiana's, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erſte, den ich überhaupt während meines Aufenthaltes ſah; einen zweiten fand ich ſpäter. Es iſt ein niedliches, eigenthümliches und ebenſo lichtſcheues Thier wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerſt merkwürdiges, poſſierliches Aeußere. Die ängſtlichen hülfloſen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage iſt der Durukuli faſt vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert ſich an den erſten beſten dunklen Gegenſtand an und drückt an denſelben das Geſicht, um dem ſchmerzhaften Eindrucke des Lichtes zu entgehen. Der dunkelſte Winkel der Hütte iſt ſein liebſter Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenſchlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber iſt die Nacht hereingebrochen, ſo kommt der feſte Schläfer aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und nun gibt es kein muntereres Thier. Von Hängematte gehts zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Geſicht beleckt; vom Boden gehts bis zum äußerſten Balken, und was nicht feſt genug ſteht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetſten Springern. Merkwürdig iſt es, wenn das Thier abends bei Tiſche ſeinen Tummelplatz unter dieſem aufſchlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel geſtochen zurückprallt, ſobald es von den Lichtſtrahlen der auf dem Tiſche ſtehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel ſtärker als die des Katzengeſchlechtes. Obſchon der Durukuli wie die Affen mit allem vorlieb nimmt, ſo ſcheinen kleinere Vögel doch ſein Lieblingsfraß zu ſein. Das lichtſcheue Weſen wie die tiefen Verſtecke, in denen das Thier am Tage zubringt, ſcheinen mir die Haupturſache, daß es ſo ſelten geſehen wird."

Nach Europa kommt der lebende Nachtaffe ſelten und immer nur ſehr einzeln. Man ſieht ihn dann und wann in dieſem oder jenem Thiergarten, in der Regel erſt auf Befragen, weil er ſich über Tag ſo gut als möglich zu verbergen und den Blicken der Beſucher zu entziehen ſucht. Selbſt ſehr thierfreundliche Menſchen ſind ihm nicht immer hold. Seine Schläfrigkeit bei Tage läßt das Anziehende ſeines Nachtlebens in der Regel vergeſſen. Erſt vor kurzem erhielt ich einen Nachtaffen zum Geſchenke und konnte ihn ſomit länger beobachten, auch einem unſerer Künſtler Gelegenheit zur Darſtellung unſerer größeren Tafel geben. Die Abbildung gibt die verſchiedenen Stellungen des Thieres getreulich wieder.

Gedachter Nachtaffe war ſchon vollkommen gezähmt, als er in meinen Beſitz gelangte, ließ ſich, ohne zu beißen oder ſonſtwie abwehrend zu benehmen, anfaſſen, ſtreicheln, aus dem Käſtchen, welches ihm zum Lager diente, herausheben, umhertragen, wieder hinlegen, überhaupt leichter und gefahrloſer als die meiſten Affen behandeln, ohne jemals aus ſeinem Gleichmuthe zu kommen. Sein Weſen entſprach im allgemeinen dem von Rengger und Schomburgk gezeichneten Bilde. Ueber Tags war er ſo ſchlaftrunken, daß man ihn geradezu geiſtesabweſend nennen konnte, nachts überaus munter, gewandt und anmuthig in jeder ſeiner Bewegungen. Doch glaubte ich zu bemerken, daß er auch dann noch denjenigen meiner Wärter, welcher ihn zu pflegen hatte, nicht vor anderen Leuten bevorzugte, ſich vielmehr gegen Jedermann gleich freundlich, richtiger vielleicht gleichgültig betrug. Von der Scheu gegen Kerzen- oder Lampenlicht, wie Schomburgk ſchildert, haben wir nichts bemerkt, im Gegentheile gefunden, daß ihm, wenn er einmal munter geworden,

Digitized by Google

auch grelles Gaslicht nicht im geringſten behelligte: war es ja doch überhaupt nur möglich, ihn bei Lampenlicht zu zeichnen, und mußte deshalb der Raum, in welchem er ſich befand, ſo hell als thunlich erleuchtet werden. Nicht einmal ein Blinzeln des Auges verrieth, daß ihm die vielen Gasflammen, welche ihr Licht von allen Seiten auf ihn warfen, unangenehm wären, und es erſcheint dies auch ganz begreiflich, wenn man bedenken will, daß Gaslicht bekanntermaßen noch immer viel ſchwächer als helles Mondlicht iſt. Wenn er erſt vollkommen munter geworden war, ſchien ihm lebhafte Bewegung beſonderes Vergnügen zu gewähren; denn er ſprang oft viertelſtundenlang und in der ausgelaſſenſten Weiſe, eher nach Art der Marder als nach Art anderer Affen, in ſeinem Käfige umher, nahm dazwiſchen dieſes oder jenes Bröckchen von der ihm vorgeſetzten Nahrung, verzehrte es, das gefaßte Stück nach Art eines Eichhörnchens haltend und dabei einen Augenblick ruhig auf einer und derſelben Stelle verweilend, und begann dann ſeine Springübungen aufs neue. Ein ihm gereichter lebendiger Vogel war im Nu ergriffen und ebenſo ſchnell durch einen knirſchenden Biß in den Kopf getödtet. Dann wurde ein Theil des Gefieders abgerupft, ganz mit der Haſtigkeit, mit welcher Tagaffen zu verfahren pflegen, und hierauf zunächſt das Hirn verzehrt. Nächſt dieſem ſchien er die Eingeweide zu bevorzugen. Von dem übrigen Leibe des Vogels ließ er größere oder kleinere Stücke, namentlich die Gliedmaßen regelmäßig liegen. Etwas Fleiſch nahm er gern zu ſich, begnügte ſich aber auch tagelang mit dem ihm gewöhnlich vorgeſetzten Futter, Milchreis, in Milch gequelltem Weißbrode und Früchten. Eier kugelte er manchmal längere Zeit ſpielend auf dem Boden hin und her, ließ ſie gelegentlich wohl auch fallen, erſchrak förmlich darüber, nahte ſich langſam, als wolle er den Schaden beſehen, und leckte dann den Inhalt auf.

Ein eigenthümliches Geſchick machte ſeinem Leben ein Ende. Nachdem ich ihn wochenlang beobachtet hatte, beſchloß ich, ihn in einen größeren Käfig einzuſtellen, um ſo mehr, als ich ihm durch die hier unterhaltene Wärme eine Wohlthat zu erzeigen hoffte. Schon in der zweiten Nacht nach ſeiner Umſetzung hatte er die Thüre des Käfigs zu öffnen gewußt und war verſchwunden, blieb es auch, des allerſorgfältigſten Suchens ungeachtet. Erſt vier Wochen ſpäter fanden wir ſeinen Leichnam in einer engen Mauerlücke auf. Er hatte ſich durch dieſe einen Ausweg zu bahnen geſucht, dabei aber ſo feſt geklemmt, daß er nicht im Stande war, vor- oder rückwärts ſich zu bewegen, und ſo ſeinen Untergang gefunden.

Einzelne Naturforſcher ſehen in den Thieren, welche wir hier zu einer beſonderen Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Abtheilung und ſtellen ſie deshalb mit dieſer zuſammen; die unterſcheidenden Merkmale zwiſchen ihnen und den vorhergehenden Affen ſind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir ſie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallen- oder Eichhornaffen (Arctopitheci) unterſcheiden ſich von allen bisher genannten Mitgliedern ihrer Ordnung hauptſächlich dadurch, daß ſie mit Ausnahme der Daumenzehen des Fußes an allen Fingern und Zehen ſchmale Krallennägel, an der Daumenzehe aber einen hohlziegelförmigen breiten Nagel tragen. Außerdem kennzeichnen ſie: der rundliche Kopf mit kurzem, plattem Geſicht, kleinen Augen und großen, oft durch Haarbüſchel gezierten Ohren, der ſchlanke Leib, die kurzen Gliedmaßen, die krallenartigen Hände, deren Daumen den übrigen Fingern nicht entgegengeſetzt werden kann, während dies bei der Daumenzehe der Fall iſt, der lange und buſchige Schwanz und der ſeidenweiche Pelz. Es ſind alſo bei ihnen die Hände zu eigentlichen Pfoten geworden, und nur die Füße zeigen noch ähnliche Bildung wie bei anderen Affen. Ihr Gebiß beſteht, wie bei den Altweltsaffen, aus 32 Zähnen. Unter den oberen Schneidezähnen iſt der erſte größer als der zweite und trägt wie dieſer gewöhnlich Zacken an der Wurzel, während die unteren Schneidezähne eine breitmeißelförmige oder cylindriſche Geſtalt haben und ſich verlängern. Die Eckzähne zeichnen ſich durch ihre Größe und Stärke, die oberen außerdem durch ihre dreikantige Geſtalt und eine vorn und innen verlaufende Rinne aus. Außerdem finden ſich drei

Digitized by Google

Lück- und zwei Mahlzähne in jedem Kiefer. Erstere sind kegelförmig, von außen und innen zusammengedrückt, die des Unterkiefers jederseits auch mit einem schwachen Höcker besetzt, die Mahlzähne zweihöckerig. Der Schädel ist fast kugelig, das Gesicht ziemlich flach, die Stirn flach und breit. Im Gerippe zählt man 9 Rippen-, 10 Lenden-, 3 Kreuz- und 21 bis 31 Schwanzwirbel; sieben von den ersteren tragen wahre, fünf falsche Rippen.

Das Verbreitungsgebiet der Krallenaffen umfaßt alle nördlichen Länder der Südhälfte Amerika's und dehnt sich nördlich bis Mexiko aus, während es nach Süden hin kaum über Brasilien hinausreicht. Letztgenanntes Kaiserreich, Guiana und Peru beherbergen die meisten Arten; in Mexiko kommen, so viel bis jetzt bekannt, nur zwei von ihnen vor. So sehr diese Arten in Gestalt und Färbung sich ähneln, so bestimmt scheinen sie wirklich verschieden zu sein. Frühere Naturforscher hielten viele von ihnen nur für Spielarten, und auch der Prinz von Wied war anfangs derselben Meinung, hat sich aber durch den Augenschein überzeugt, daß die unter sich so übereinstimmenden Thiere verschiedener Art sind, und daß man innerhalb einer und derselben Art nur außerordentlich selten und höchst geringe Abweichungen findet. Eine und dieselbe Gestalt, die gleiche Art der Behaarung, ja sogar die Vertheilung und Hauptmischung ihrer Farben wiederholt sich bei mehreren Arten in merkwürdiger Weise, so daß sehr oft nur geringfügige Unterscheidungsmerkmale angegeben werden können. Ebenso grenzen auch die Verbreitungsgebiete verschiedener Krallenaffen dicht aneinander, da der Wohnort einer jeden Art meist sehr beschränkt zu sein scheint und nur ausnahmsweise eine von ihnen über größere Landesstrecken sich verbreitet. „Breitere Flüsse", sagt Wied, „bilden oft die Grenzen, und der reisende Beobachter findet plötzlich eine Art durch eine andere ersetzt, welche nur durch geringe Unterschiede von ihr getrennt und dennoch bestimmt artlich verschieden ist." Wie hoch sie im Gebirge emporsteigen, ist zur Zeit mit Sicherheit noch nicht festgestellt; Schomburgk begegnete ihnen bis zu 500 Meter über dem Meere; in den Andes kommen sie jedoch unzweifelhaft in noch höherem Gürtel vor.

Alle Krallenaffen sind Baumthiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie bewohnen in größter Mannigfaltigkeit die weiten Waldungen ihrer heimatlichen Länder, und zwar keineswegs die hochstämmigen, feuchten Urwaldungen der Küste oder der Niederungen allein, sondern auch die dürftiger bestandenen, buschartigen Wälder des Innern. In der Regel halten sie sich in unbewohnten oder menschenleeren Gegenden auf; ausnahmsweise aber kommen sie doch bis in die Pflanzungen, ja selbst bis in die Dörfer und Städte herein, wie dies beispielsweise in Para der Fall zu sein pflegt. In ihrem Auftreten und Wesen erinnern sie mindestens ebenso sehr an die Eichhörnchen wie an die Affen. Sie scheinen erstere, welche in Brasilien nur selten vorkommen, gewissermaßen zu ersetzen, da sie in annähernd derselben Arten- und Stückzahl auftreten, wie gedachte Nager beispielsweise in Indien oder auf den Sundainseln. Ihre Haltung ist nicht die aufgerichtete der Affen: sie sitzen im Gegentheile gewöhnlich mit Händen und Füßen auf oder liegen selbst platt auf dem Bauche, wobei der lange, dick behaarte Schweif gerade herabhängt; sie lieben es auch nicht, wie ihre Verwandten, die ausgezeichnetsten Kletterer, welche wir überhaupt kennen, im dünnen Gezweige sich zu bewegen, sondern halten sich mehr auf den dicken Aesten auf und treiben sich hier ganz nach Art der Eichhörnchen umher, ihre langen Krallen genau in derselben Weise verwendend, wie jene Nager dies zu thun pflegen. Auf große Sprünge von einem Baume zum anderen lassen sie sich nicht ein, weil sie nicht im Stande sind, beim Aufspringen sofort mit Sicherheit sich festzuhalten, verfolgt, in der That auch manchmal aus großen Höhen auf den Boden herabstürzen, wie dies unter anderem Bates einmal beobachtete. Dagegen klettern sie mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit senkrecht in die Höhe und ebenso schnell rund um den Stamm herum, ganz wie wir dies bei den Eichhörnchen ebenfalls beobachten. Auf zwei Füßen sieht man sie niemals gehen, und immer treten sie mit der ganzen Sohle auf; doch erheben sie sich, wenn sie etwas zum Munde führen, ausnahmsweise mit dem Vordertheile ihres Leibes, indem sie sich wie Eichhörnchen halten.

Digitized by Google

Kein einziger von allen Reisenden, deren Werke ich kenne, beschreibt, wie und wo die Eichhornaffen nächtigen. Nester nach Art der Eichhornhorste bauen sie nicht; wahrscheinlich aber dienen ihnen Höhlungen der Bäume während der Nacht zum Aufenthalte. So schließe ich aus dem Betragen der Gefangenen, welche ihnen gebotene Schlafkästchen sofort zu benutzen und auch bei Tage oft nach ihnen sich zurückzuziehen pflegen, jedenfalls aber in ihnen Zuflucht suchen, sobald ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet. Wahrscheinlich bilden sie auch in der Freiheit wie in der Gefangenschaft förmliche Klumpen in gedachten Höhlen, indem die ganze Gesellschaft sich dicht aneinander schmiegt und gegenseitig mit dem Schwanze zudeckt. Einige Zeit nach Sonnenaufgang beginnen sie ihre Streifzüge und durchwandern bei dieser Gelegenheit einen mehr oder minder großen Theil des Waldes, sind, wie der Prinz von Wied sagt, bald hier, bald dort, und kündigen in gewisser Entfernung durch ihre Stimme, kurze, ein- oder zweisilbige pfeifende Laute, dem Jäger oder Forscher sich an. Hat eine Bande bei der Annäherung eines Feindes nicht Zeit, zu entfliehen, so verbirgt sie sich hinter die dicken Baumzweige, blickt dann aber von Zeit zu Zeit ängstlich hervor und verfolgt alle Bewegungen des ersteren. Bates schreibt ihnen einen hohen Grad von Neugier zu, da sie auch in Gegenden, wo sie allseitig Schutz genießen und deshalb viel von ihrer Scheu verloren haben, wie bei Para z. B., jeden in Sicht kommenden Menschen eine Zeitlang mit größter Aufmerksamkeit beobachten, bevor sie ihr gewöhnliches Treiben wieder beginnen. Auch hierin ähneln sie den Eichhörnchen sehr: sie bekunden dieselbe Unruhe und Rastlosigkeit und ebenso dieselbe Scheu und Aengstlichkeit wie diese. Ihr Köpfchen ist keinen Augenblick lang ruhig, und die dunkeln Augen richten sich bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, immer aber mit einer gewissen Hast und, wie es scheinen will, mit wenig Verständnis von einem Dinge zum anderen irrend und dabei bald an dieses, bald an jenes denkend. Hiermit will ich freilich nicht gesagt haben, daß ich den Krallenaffen überhaupt tiefe Gedanken zuschreiben möchte; ich halte sie im Gegentheile für die geistlosesten aller Affen, für in hohem Grade beschränkte Geschöpfe, deren geistige Fähigkeiten schwerlich über die gleich großer Nager sich erheben dürften. Wie letztere sehen sie klüger aus, als sie sind. Ihre Handlungen zeugen von wenig Ueberlegung: sie folgen ganz den Eingebungen des Augenblicks und vergessen das, was sie eben beschäftigte, sofort, wenn ein neuer Gegenstand sie irgendwie anregt. Diese Unstätigkeit ihres Wesens bekundet sich auch durch Aeußerungen ihres Wohlbehagens oder Misfallens, mit denen sie nicht kargen. Eben höchst zufrieden mit ihrem Schicksale, anscheinend glücklich über die Liebkosungen, welche ihnen von Freundeshand werden, grinsen sie im nächsten Augenblicke selbst ihren Gebieter an, thun ängstlich, als ob es ihnen an Hals und Kragen ginge, oder fletschen die Zähne und versuchen zu beißen. Sie sind geistig ebenso viel Nager wie Affe, haben mit beiden Reiz- und Erregbarkeit gemein, ermangeln jedoch der Eigenartigkeit, welche jeder höher stehende Affe bekundet, ähneln sich vielmehr geistig ebenso wie leiblich. Der eine handelt genau wie der andere: nicht einmal Verschiedenheit der Art bedingt einen merklichen Unterschied des Wesens und Gebarens. Aengstlich, mistrauisch, verschlossen, kleinlich und vergeßlich, handelt der Krallenaffe gleichsam ohne Selbstbewußtsein, den Eingebungen des Augenblicks willenlos sich hingebend, das eben Erstrebte nicht mehr beachtend, falls irgend ein anderes Bild dem Auge sich bietet. Er besitzt alle Eigenschaften eines Feiglings: die klägliche Stimme, die ersichtliche Unfähigkeit oder Unwilligkeit, in Unvermeidliches sich zu fügen, die jammerhafte Hinnahme aller Ereignisse, die krankhafte Sucht, jede Handlung eines anderen Geschöpfes auf sich zu beziehen, das eifrige Bestreben, bald zu prahlen, bald sich zurückzuziehen, die Unstätigkeit im Ausdrucke wie in der Stellung, im Wollen wie im Vollbringen. Dieser ewige Wechsel von einem zum anderen, welcher sich in jeder Bewegung wie in dem Gebaren ausspricht, hat etwas höchst Unbehagliches und Unangenehmes und verringert die Zahl ihrer Freunde wesentlich.

Verschiedene Früchte, Samen, Pflanzenblättchen und Blüten bilden einen Haupttheil der Nahrung unserer Aeffchen; nebenbei aber stellen sie mit dem größten Eifer allerlei Kleingethier

Digitized by Google

nach, Kerbthiere, Spinnen und dergleichen kleinen Wirbelthieren unzweifelhaft bevorzugend, dieſe aber ebenfalls nicht verſchmähend. Jedenfalls ſind ſie mehr als alle übrigen Affen Raubthiere, d. h. freſſen mehr als letztere thieriſche Stoffe neben den pflanzlichen.

In ihrer Heimat ſcheint die Fortpflanzung der Krallenaffen nicht an eine beſtimmte Zeit ſich zu binden, denn man ſieht jahraus jahrein Alte mit ihren Jungen. Das Weibchen bringt in der Regel ebenfalls nur ein einziges Kind zur Welt, zuweilen aber deren zwei und ſelbſt drei. Dann befeſtigt ſich das eine von dieſen auf dem Rücken, das andere an der Bruſt, und eins um das andere ſaugt abwechſelnd. Auch unterſtützen ſich, wie wir von Gefangenen wiſſen, beide Geſchlechter gegenſeitig in der Laſt der Erziehung ihrer Jungen. Das Männchen wird von dem Weibchen aufgefordert, zeitweilig eines von den Kindern zu ſchleppen und ſcheint dies auch ohne Anſtand zu thun. Die Jungen ſind bei ihrer Geburt nicht größer als Hausmäuſe, jedoch bereits ganz behaart und wie alle jungen Affen geiſtig verhältnismäßig ziemlich entwickelt.

Als die ſchlimmſten Feinde der ſchmucken Geſchöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen ſie oft, Dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorſichtigen Auswahl der Schlafſtellen; vor den Adlern und Falken dagegen gibt es keine Flucht. Unzählige fallen dieſen gefährlichen Räubern zur Beute: ihr Tagleben iſt eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtſein. Der Menſch ſtellt ihnen weniger ihres Nutzens als ihrer leichten Zähmbarkeit halber nach. Ihr Fleiſch wird zwar von den Eingeborenen gegeſſen, aber dem anderer Affen nachgeſtellt; das Fell findet nur ausnahmsweiſe Verwerthung, indem man es zu Mützen verarbeitet, oder ſonſtwie zu Verbrämungen benutzt. Um ſo häufiger ſieht man Krallenaffen als Gefangene in den Hütten der Indianer und den Wohnungen der Südamerikaner europäiſcher Abkunft. Man bemächtigt ſich der Jungen wie der Alten, erſterer, indem man ſie den getödteten Müttern abnimmt, letzterer, indem man ſie mit ſchwach vergifteten Pfeilen ſchießt und dann in der bereits angegebenen Weiſe wieder zu heilen ſucht, oder aber, indem man eine Fiſchreuſe mit Bananen oder anderen ihrer Lieblingsfrüchte ködert und auf den Bäumen anbringt, welche regelmäßig von ihnen beſucht werden. Sie kriechen durch die enge Oeffnung in das Innere und fallen rettungslos in die Gewalt des Fängers, da ſie wegen der nach einwärts gerichteten, trichterförmig angeordneten, ſpitzigen Stöcke einen Ausweg ſich nicht zu bahnen wiſſen. Nach der Verſicherung des Prinzen von Wied fängt man in dieſer Weiſe oft mehrere in einer und derſelben Reuſe. Es ſpricht gegen den Verſtand der Krallenaffen, daß ſie in einer ſo plumpen Falle ſich fangen laſſen.

Im Anfange ihrer Gefangenſchaft ſind alle Krallenaffen geradezu unleidliche Geſchöpfe. Ihr grenzenloſes Mistrauen bekundet ſich gegen Jedermann, und es währt ſehr lange, bevor ſie ſich daran gewöhnen können, den ſie pflegenden Menſchen anders als ihren Feinden gegenüber ſich zu betragen. Als hervorragende Züge des Weſens treten zunächſt nur überaus große Aengſtlichkeit und machtloſer Jähzorn hervor, beide faſt in ununterbrochenem Wechſel. Später mildert ſich der letztere einigermaßen, und ſtille Traurigkeit tritt an ſeine Stelle. Der Eingeborene läßt ſich hierdurch nicht im geringſten beirren; er behandelt auch dieſes wenig verſprechende Geſchöpf von Anfang an mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit und beharrlichen Freundlichkeit und gewinnt ihm nach und nach wirklich Vertrauen ab. Junge Krallenaffen werden von den Indianerinnen gewöhnlich im Haare getragen, wahrſcheinlich in der Abſicht, ihnen die fehlende Mutter zu erſetzen; ältere erhalten ihre Stätte im Buſen der ſorgſamen Frauen. Auch gibt man ſie größeren Affen, Klammer-, Woll- und Rollſchwanzaffen in die Pflege. Wie dieſe in den Affenhäuſern unſerer Thiergärten ohne Widerſtreben der Bemutterungsſucht eines liebedürftigen Pavianweibchens ſich fügen, laſſen ſich Krallenaffen gern von größeren Verwandten tragen, überwachen und beherrſchen. Auch unaufgefordert klammern ſie ſich an dem Rücken der ſtärkeren Familiengenoſſen feſt, deren Gutmüthigkeit ſolcher Hingebung nicht zu widerſtehen vermag, und nach geraumer Zeit ſind beide ein Herz und eine Seele. Der mistrauiſche Krallenaffe erkennt in dem größeren ſeinen Pfleger und Beſchützer, dieſer in jenem einen Schützling, welcher der Leitung durch einen erhabenen Geiſt

Digitized by Google

dringend bedarf. Anfänglich versucht er vielleicht die ungewohnte Last von sich abzuschütteln, später ruft er den Pflegling sehnsüchtig herbei, wenn dieser zeitweilig sich entfernte. Daß ein Krallenaffe unter solcher Leitung sehr bald einen guten Theil seines Mistrauens verliert, läßt sich begreifen: so viel Verstand besitzt er doch, um einen Wohlthäter von anderen Wesen zu unterscheiden. Dies macht schließlich auch dann sich bemerklich, wenn ein Krallenaffe ausschließlich in menschlicher Gesellschaft lebt und von bestimmten Leuten gut, noch besser, wenn er zärtlich behandelt wird. Bates versichert, eines unserer Aeffchen gesehen zu haben, welches ebenso spiellustig wie ein Kätzchen war, mit den Kindern im Hause und außerhalb desselben umherlief und sehr wohl wußte, daß es in ihnen seine besten Freunde hatte, da es sich gegen Fremde anders benahm, beispielsweise es nicht leiden wollte, wenn sich Jemand in die Hängematte setzte. Aehnliche Beobachtungen werden von Allen gemacht, welche Krallenaffen mild und zärtlich behandeln.

Das gewöhnliche Futter, welches man den frisch Gefangenen reicht, sind süße Früchte, namentlich Bananen. Daran, daß alle Krallenaffen mindestens ebenso viele thierische als Pflanzenstoffe fressen, denken weder die Europäer noch die Indianer; letztere aber gestatten, wie bemerkt, ihren Gefangenen eine größere Freiheit und ermöglichen es ihnen daher, mit den ihnen fehlenden Stoffen sich zu versorgen, während erstere sie in engem Gewahrsam zu halten pflegen. Hierin sehe ich den hauptsächlichsten Grund der sonst unbegreiflichen Hinfälligkeit und Sterblichkeit dieser Thiere auch in ihrer Heimat und noch mehr während der Seereise. Von den zahllosen Krallenaffen, welche man längs der ganzen Ostküste Brasiliens den Fremden anbietet, gelangt nur ein sehr geringer Bruchtheil lebend nach Europa. Die meisten der hierher zurückreisenden Europäer kaufen sich solche Aeffchen, füttern sie unterwegs aber, laut Hensel, nur mit süßem Gebäck und Zucker oder sperren sie haufenweise in so kleine Käfige, daß sie sich kaum rühren können. „Berücksichtigt man", sagt dieser Forscher, „nun noch die wahrhaft nervöse Aengstlichkeit der dummen Thierchen, welche deswegen unter allen Affen die langweiligsten sind und außer ihrer Niedlichkeit nichts Empfehlends besitzen, so wird man sich wohl nicht wundern dürfen, daß sie die Gefangenschaft so schlecht ertragen." In Brasilien und auch bei uns zu Lande hält man alle Krallenaffen für besonders hinfällig, namentlich in hohem Grade empfindlich gegen die Kälte. Weder das eine noch das andere aber ist thatsächlich begründet. Bei geeigneter Pflege, also wenn man ihnen Kerbthiere nicht vorenthält, ihnen wenigstens Fleisch oder Eier zum Ersatze derselben reicht, halten sie sich sehr gut, wie ja schon daraus hervorgeht, daß sie bei uns durchaus nicht selten sechs bis acht Jahre ausdauern und sich fortpflanzen. Auffallenderweise versichern alle Reisenden, daß letzteres in Brasilien selbst nicht geschehe, und bestätigen damit nur, daß man die Aeffchen drüben nicht gebührend zu pflegen weiß. Wäre mangelnde Wärme ihnen wirklich in so hohem Grade verderblich, als man anzunehmen pflegt, so würde hier zu Lande kein einziger Krallenaffe längere Zeit ausdauern, und müßte er sich im Gegentheile in Brasilien vortrefflich halten: sie sterben aber unter der Pflege von Europäern in ihren Heimatsländern verhältnismäßig in viel größerer Anzahl als in Europa, selbst in den kälteren Theilen unseres heimatlichen Erdtheiles, können auch, wie wir durch bestimmte Thatsachen nachzuweisen vermögen, ohne allen Schaden sogar empfindliche Kälte ertragen. Im Frankfurter Thiergarten hält man sie während des Sommers ohne Bedenken im Freien und bringt sie nur in den Wintermonaten in erwärmte Räume; in den Thierschaubuden müssen sie oft noch weit mehr aushalten. Reichenbach erzählt, daß ihm während eines sehr kalten Winters aus einer Thierschaubude ein Saguin zum Ausstopfen zugesendet wurde. „Derselbe war steif gefroren, lebte aber alsbald in der warmen Stube wieder auf, indem er zuerst mit den Füßen zuckte, dann leicht zu athmen begann und nach und nach wieder alle Bewegungen übte, so daß er nach zwei Stunden der Besitzerin als ihr wiedererwachter Liebling zurückgegeben werden konnte. Mehrere Personen sind bei diesem Vorfalle Zeugen gewesen." Diese Erfahrung beweist, daß die Krallenaffen auch in dieser Hinsicht an die Nager erinnern, und ebenso, mehr als jede längere Auseinandersetzung, daß die Hinfälligkeit, über welche allseitig geklagt wird, nicht in der

Digitized by Google

geringen Wärme zu suchen ist. Mit welcher Leidenschaft alle in der gewöhnlichen Weise gepflegten, d. h. nur mit Früchten und Süßigkeiten, bestenfalls mit Milchbrod ernährten Krallenaffen über das zu ihrer Erhaltung Fehlende herfallen, erfährt man, wenn man ihnen Kerbthiere, namentlich Maikäfer reicht. Sie lassen dann augenblicklich alles Uebrige, auch die nach Ansicht ihrer Pfleger leckerste Speise stehen, stürzen sich mit Hast auf die ersehnte Nahrung und fressen davon, so viel sie können. Ich rathe deshalb jedem Thierfreunde, welcher an diesen, für mich wenig anziehenden Geschöpfen Vergnügen findet und sie längere Zeit am Leben erhalten, wo möglich zur Fortpflanzung schreiten sehen will, aus Vorstehendem sich die Nutzanwendung zu ziehen.

*

Neuerdings hat man auch die Familie der Krallenaffen in verschiedene Sippen zerfällt; die Merkmale derselben beschränken sich jedoch auf Aeußerlichkeiten, da Zahnbau, Gerippe und die sonstige Anordnung innerer Theile im großen und ganzen wesentlich dieselben sind. Unserem Zwecke dürfte es vollständig genügen, wenn wir drei Gruppen, denen ich den Rang von Sippen nicht zusprechen will, in Betracht ziehen.

Löwenäffchen (Leontopithecus) nennt man diejenigen Arten, welche nacktes Gesicht und nackte Ohren, einen körperlangen, dünnen, am Ende oft gequasteten Schwanz haben und am Kopfe allein oder am Kopfe, Halse und den Schultern nebst den Vordergliedern eine mehr oder weniger lange Mähne tragen.

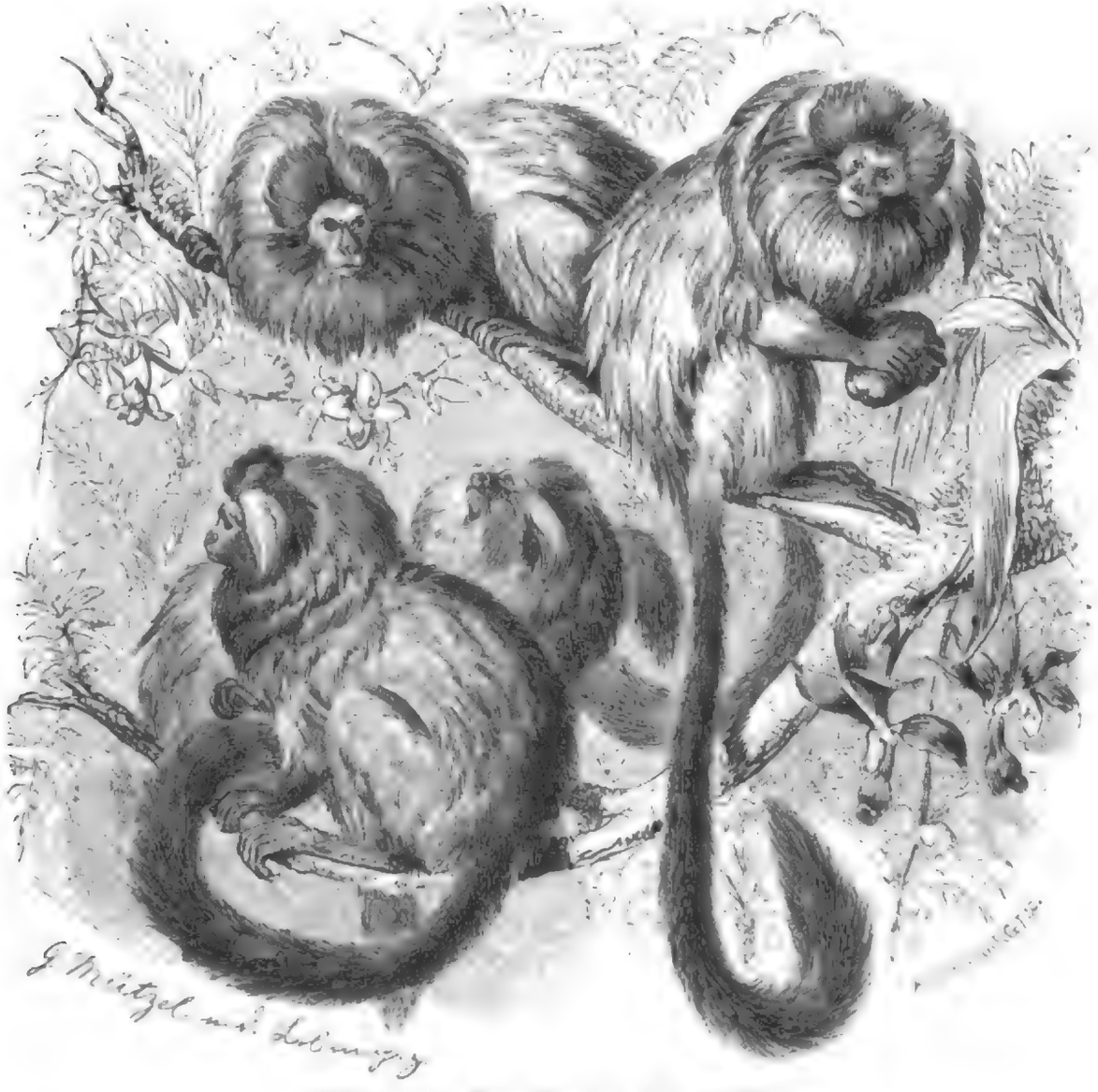
Als Urbild dieser Gruppe gilt das Löwenäffchen (Hapale leonina, Simia leonina, Midas, Leontopithecus leoninus, Leontopithecus fuscus), welches Alexander von Humboldt entdeckte. Die Leibeslänge des Thierchens beträgt 20 bis 22 Centim., die Schwanzlänge ebenso viel. Ein schwer zu beschreibendes Olivenbräunlich ist die vorherrschende Färbung des Pelzes, welcher auf dem Rücken weißlichgelb gefleckt und gestrichelt erscheint. Die lange Mähne ist ockergelb, der Schwanz oberseits schwarz, unterseits leberbraun. Alle nackten Theile, also das Gesicht mit Ausnahme der weißlichen Mundränder und Hände und Füße, sehen ebenfalls schwarz aus.

Humboldt erhielt das Löwenäffchen in den Waldungen von Mocoa und erfuhr von den kupferfarbigen Einwohnern, daß es die milderen, kühleren Berggegenden meide und nur die heiße aber fruchtbare Ebene bewohne, welche den östlichen Abfall der Cordilleren begrenzt und von den Flüssen Putumayo und Caqueta durchströmt wird. „Es ist", sagt Humboldt, „eines der schönsten, feingebildetsten Thiere, welche ich je gesehen habe, lebhaft, fröhlich, spiellustig, aber wie fast alles Kleine in der Thierschöpfung, hämisch und jähzornig. Reizt man es, so schwillt ihm der Hals ersichtlich, die lockeren Haare desselben sträuben sich, und die Aehnlichkeit zwischen ihm und einem afrikanischen Löwen wird dann auffallend. Leider habe ich nur zwei Stück dieser Art selbst beobachten können, die ersten, welche man lebendig über den Rücken der Andeskette in die westlichen Länder gebracht hatte. Man bewahrte sie ihrer Wildheit wegen in einem großen Käfige, und hier waren sie in so ununterbrochener Bewegung, daß ich lange Zeit brauchte, bevor ich ihre bezeichnenden Merkmale auffassen konnte. Ihre bald zwitschernde bald pfeifende Stimme gleicht der anderer Affen dieser Gruppe. Man hat mir versichert, daß in den Hütten der Indianer von Mocoa der zahme Löwenaffe sich fortpflanzt, während dies andere Affenarten in den Tropenländern ebenso selten wie in Europa thun."

„Am oberen Amazonenstrome", schildert Bates, Vorstehendes vervollständigend, „sah ich einst ein zahmes Löwenäffchen, welches Jedermann zugethan zu sein schien und sein größtes Vergnügen darin fand, eintretenden Leuten auf den Leib zu springen und an ihnen emporzuklettern. Als ich seine Bekanntschaft machte, rannte es durch den ganzen Raum gerade auf den Stuhl zu,

Digitized by Google

auf welchem ich ſaß, kletterte zu meiner Schulter empor, drehte ſich, hier angekommen, rund herum, ſah mir in das Geſicht, dabei die kleinen Zähne zeigend und zwitſchernd, als wollte es mich nach meinem Befinden fragen. Gegen ſeinen Gebieter bekundete es größere Anhänglichkeit als gegen Fremde; wenigſtens kletterte es im Laufe einer Stunde wohl ein Dutzend Mal an ihm auf und ab, auf dem Kopfe meiſt noch eine ſorgfältige Umſchau nach gewiſſen Thierchen haltend." Geoffroy bemerkt, daß auch dieſes Aeffchen gemalte Gegenſtände zu unterſcheiden wiſſe, vor dem Bilde einer Katze



Rötheläffchen (Hapale Rosalia). ¾ natürl. Größe.

ſich fürchte, nach der Abbildung eines Käfers oder einer Heuſchrecke aber greife, in der Abſicht, ſie wegzunehmen. In Europa gehört ein lebendes Löwenäffchen übrigens zu den allergrößten Seltenheiten.

Unter der Bezeichnung „Löwenäffchen" verſtehen unſere Händler eine verwandte Art, das Rötheläffchen (Hapale Rosalia, Simia, Callithrix, Midas, Jacchus, Marikina Rosalia), welches dem vorher beſchriebenen allerdings in mancher Hinſicht ähnelt, ſich jedoch ſehr wohl von ihm unterſcheidet. Es gehört zu den größeren Arten der Gruppe, da ſeine Geſammtlänge 65 bis 75 Centim. beträgt, wovon 25 bis 30 auf den Leib zu rechnen ſind und das Uebrige auf den Schwanz kommt. Das Geſicht iſt nackt und bräunlichfleiſchfarben, das große Ohr längs des

Digitized by Google

Randes mit schwarzbraunen Haaren besetzt, während auf den Backenseiten und der sich in einem spitzen Winkel gegen die Kopfmitte ziehenden Stirne feine, kurze, gelbbräunliche Härchen stehen; Hände und Füße sind außen und innen gelblichbraun, die Haare der letzteren stark mit Gelb gemischt. Das lange Scheitelhaar, welches durch einen längs der Kopfmitte verlaufenden, aus kürzeren, schwarzbraunen Haaren gebildeten Streifen getrennt wird, fällt zu beiden Seiten mähnenartig herab und hat dunkelbraune Färbung, während die Bekleidung des übrigen Kopfes, der Kehle, der Brust und der Arme dunkelorangebraun, der übrige Pelz röthlichgelb aussieht und in lebhaftem Goldglanze schimmert. Der Schwanz ist bei einzelnen Stücken an der Wurzel gefärbt wie der Leib, hierauf schwarz gefleckt, gegen die Spitze hin dunkler werdend und an ihr selbst gelb. Doch kann diese Fleckenzeichnung auch vollständig fehlen. Das Weibchen unterscheidet sich nicht von dem Männchen.

„Dieses niedliche Thier", sagt der Prinz von Wied, „findet sich in den großen Waldungen der Gegend von Rio-de-Janeiro, Cabo Frio, San Joao ꝛc., geht aber nicht weit nördlich; wenigstens habe ich es am Parahyba schon nicht mehr beobachtet. Dem Gesagten zufolge beschränkt sich sein Verbreitungsgebiet auf die Waldungen der Ostküste zwischen dem 22. und 23. Grade südlicher Breite. Der rothe Sahui, wie er von den Brasilianern genannt wird, ist nirgends zahlreich; wir haben ihn auch nur einzeln oder familienweise angetroffen, besonders in der Sierra de Inua, im Walde von San Joao und in den gebirgigen Waldungen, welche die Gegend von Ponta Negra und Gurapina umgeben. Er scheint ebenso wohl die Büsche der sandigen Ebenen wie die hohen gebirgigen Wälder zu bewohnen und gern in belaubten Baumkronen sich zu verbergen, sobald er einen fremdartigen Gegenstand bemerkt. Seine Nahrung besteht in Früchten und Kerbthieren. Er wirft wahrscheinlich ein oder ein paar Junge, welche das Weibchen auf dem Rücken oder an der Brust umherträgt, bis sie stark genug sind, denselben zu folgen. Im gezähmten Zustande sollen diese Thierchen nicht so zärtlich für den Versand auf dem Meere sein wie die anderen Krallenaffen, mit denen ihre Lebensart übrigens vollständig übereinstimmt. Man liebt sie sehr wegen ihrer Schönheit, da sie einem kleinen Löwen gleichen. Bei jeder Erregung richten sie den das Gesicht umgebenden Haarkreis auf und nehmen sich alsdann höchst niedlich aus."

Auf unseren Thiermarkt gelangen alljährlich einige Paare dieser ungemein zierlichen Aeffchen und finden stets willige Käufer, obgleich ihr Preis ein verhältnismäßig sehr hoher ist. Unter hundert Thalern unseres Geldes kauft man wohl nur ausnahmsweise ein Pärchen: in der Regel verlangt und bezahlt man noch erheblich mehr. Aber freilich sind die schmucken Geschöpfe in den Augen des wahren Liebhabers solchen Preis auch werth. Unter Ihresgleichen, mindestens denjenigen Arten, welche man lebend nach Europa bringt, darf man sie wohl als die anmuthigsten bezeichnen; auch halten sie in der That besser in der Gefangenschaft aus als andere Krallenaffen, möglicherweise nur deshalb, weil man ihnen eben des Preises halber eine sorgfältige Pflege zu Theil werden läßt. Schon Buffon, welcher die Rötheläffchen „Marikina" nennt, gedenkt eines von ihnen, welches in Paris fünf bis sechs Jahre lebte, ohne daß man besondere Umstände mit ihm gemacht hätte. Gegen Kälte zeigen sich unsere Aeffchen überhaupt viel weniger empfindlich als gegen schnellen Witterungswechsel und unmittelbar einwirkende Sonnenhitze. Dies wird man ganz erklärlich finden, wenn man bedenken will, daß alle Krallenaffen während der Hitze des Mittags in ihrer Heimat keineswegs den Strahlen der Sonne sich auszusetzen, im Gegentheile ängstlich vor diesen in dem dichtesten und schattigsten Gelaube zu verbergen pflegen, und daß sie an verhältnismäßig, nämlich im Vergleiche zur Tageswärme höchst empfindlich kalte Nächte von ihrem Freileben her gewöhnt sind. Reichenbach beobachtete, daß ein unmittelbar der Sonne ausgesetztes Löwenäffchen plötzlich erkrankte und unter allen Anzeichen des Sonnenstiches starb, und ich finde nach meinen Erfahrungen solches Vorkommnis durchaus begreiflich.

In seinem Wesen und Betragen unterscheidet sich das Rötheläffchen wenig oder nicht von seinen Verwandten, deren Neigungen, Arten und Unarten es theilt. Wie diese ist es ängstlich und

Digitized by Google

mißtrauiſch, leicht erregt und jähzornig; wie dieſe lernt es zwar ſeinen Gebieter kennen, zieht ihn auch wohl anderen Perſonen vor und zeigt ihm ein gewiſſes Vertrauen, bekundet aber doch niemals dieſelbe Anhänglichkeit und Hingebung wie andere, höher entwickelte Affen, vermag überhaupt die ihm eigene Furcht und Mistrauen nicht gänzlich zu überwinden. Sobald ein ihm nicht wohlbekanntes Thier oder ein Fremder in ſeine Nähe kommt, richtet es die Mähnenhaare empor, fletſcht die Zähne, als wolle es ſich ein furchterregendes Anſehen geben, und zieht ſich nun langſam rückwärts nach einem anderen Schlupfwinkel zurück. Doch habe ich an ſolchen, welche öffentlich ausgeſtellt waren, beobachtet, daß ſie ſich nach und nach an die ſie umſtehenden Leute gewöhnen, mindeſtens vor ihnen nicht mehr jene ängſtliche Scheu an den Tag legen, wie ſie im Anfange es zu thun pflegten. Bei gemüthlicher Stimmung vernimmt man dann und wann ein leiſes Pfeifen von ihnen; im Zorne geben ſie zwitſchernde, das Ohr unangenehm berührende Laute von ſich. Mit Ihresgleichen leben ſie in ſehr guter Gemeinſchaft; zwiſchen den Gliedern eines Pärchens wenigſtens bemerkt man keinen Unfrieden. Beide Gatten pflegen ſich ſtets zuſammenzuhalten, freſſen gemeinſchaftlich aus einem Napfe, ohne dabei die den Affen ſonſt eigene Habgier und Selbſtſucht an den Tag zu legen, ſchlafen friedlich in einem und demſelben Lagerkäſtchen ꝛc. Hier und da, beiſpielsweiſe neuerdings im Thiergarten von Antwerpen, haben ſie ſich fortgepflanzt; doch gehören derartige Vorkommniſſe immerhin zu den Seltenheiten. Man ernährt ſie, wie die übrigen Arten der Familie, mit gekochtem Reis, Früchten und Milchſemmel, darf aber nicht verabſäumen, ihnen auch etwas Fleiſch, Maikäfer, Mehlwürmer und dergleichen zu reichen, weil thieriſche Stoffe, wie bereits bemerkt, zu ihrer Geſundheit unumgänglich nöthig ſind.

Von dem Löwenäffchen im engſten Sinne unterſcheiden ſich die Tamarins (Midas) bloß dadurch, daß die Kopf- und Schulterhaare in der Regel nicht entwickelt ſind und der Schwanz gewöhnlich den Leib an Länge übertrifft. Große, häutige, nackte Ohrmuſcheln gelten als anderweitige Merkmale. Alle dieſe Kennzeichen ſowie auch leichte Abweichungen im Zahnbau, welche zur Trennung der Gruppen Veranlaſſung gegeben haben, dürfen als nebenſächliche angeſehen werden.

Als Uebergangsglied von den bemähnten zu den mähnenloſen Tamarins mag die Pinche (Hapale Oedipus, Simia, Midas, Oedipomichas Oedipus) erwähnt ſein. Das Thier beſitzt noch lange Kopfhaare, welche über die Stirnmitte hervortreten und vom Hinterhaupte herabhängen; die Stirnſeiten dagegen ſind nackt. Ausgewachſene Männchen erreichen eine Länge von 66 bis 70 Centim., wovon 40 bis 42 auf den Schwanz kommen. Der Pelz hat eine erdbraune Färbung, da die graulichen, am Grunde einfarbigen Haare gegen die Spitze hin drei hellbraune Ringe zeigen. Unterſeite, Kopfhaare, Arme, Unterſchenkel und alle unteren Theile ſehen mehr oder weniger rein weiß aus; der Schwanz iſt am Grunde kaſtanienbraun, gegen die Spitze hin ſchwarzbraun gefärbt. Das ſchwarze Geſicht mit den munteren hellbraunen Augen ſticht von dem weißen Kopfhaare lebhaft ab und erhält durch feine gelblichgrauweiße Härchen, welche zuſammengefloſſene Brauen und einen als ſchmalen Rand um den Mund verlaufenden Bart bilden, ein abſonderliches Ausſehen. Die Innenſeite der Hände und Füße iſt mit dem Geſichte gleich gefärbt.

Wie es ſcheint, beſchränkt ſich das Verbreitungsgebiet dieſer Art auf Columbia und das nördliche China. Ueber das Freileben fehlen noch ausführliche Beobachtungen, und auch über Gefangene iſt bis jetzt wenig bekannt, da gerade die Pinche nur ſelten lebend in den Beſitz der Europäer gelangt. Unſere Abbildung iſt nach einer Skizze gezeichnet worden, welche Anton Göring von einem lebenden Stücke entwarf. Gefangene unterſcheiden ſich wenig oder nicht von den übrigen Arten der Familie. Sie ſind ebenſo ängſtlich und grämlich wie die meiſten übrigen Arten, ſchließen ſich ſchwer an eine beſtimmte Perſönlichkeit an, ziehen ſich vor jedem Fremden ſcheu und ängſtlich in ihre Schlupfwinkel zurück, ſehen in den harmloſeſten Thieren einen gefährlichen Feind und machen deshalb ihrem Beſitzer wenig Freude. Wie man annimmt, dauern ſie noch ſchwerer als andere Arten in der Gefangenſchaft aus und gelten deshalb in ihrer Heimat ſowohl wie bei uns zu

Digitized by Google

Lande für die hinfälligſten aller Krallenaffen überhaupt. Ein Pärchen, welches neuerdings einige Wochen im Berliner Thiergarten lebte, fiel mir beſonders auf durch ſeine Stimme, welche täuſchend der eines Vogels gleicht und bald in reinen, langgezogenen Flötentönen, bald in Trillern ſich bewegt oder mit einem hohen „Dididi" beginnend, nach und nach in tiefere Laute übergeht und mit „Dräderädä, gak, gak, gäk" zu endigen pflegt. Ich kenne kein Säugethier, auch keinen Krallenaffen, deſſen Stimmlaute in ſo hohem Grade mit Vogelgezwitſcher übereinſtimmen wie bei dieſem Aeffchen.

Zur Vervollſtändigung des eben Geſagten will ich noch des Silberäffchens (Hapale argentata, Simia, Callithrix argentata, Mico, Sagouin argentatus) Erwähnung thun. Das Thierchen, unbedingt eines der ſchönſten aller Aeffchen, erreicht nach Bates bloß eine Länge von 42 bis 45 Centim., wovon ungefähr 25 Centim. auf den Schwanz kommen. Das lange, ſeidige Haar iſt ſilberweiß, der Schwanz matt ſchwarz, das faſt nackte Geſicht fleiſchfarben. Einige Natur-

Pinche (Hapale Oedipus). ½ natürl. Größe.

forſcher ſehen, wie ich bemerken will, in dem Silberäffchen nur einen Weißling einer anderen Art (Hapale, Jacchus, Midas melanurus).

„Der kleine Silberaffe", ſagt Bates, „einer der ſeltenſten aller amerikaniſchen Affen überhaupt, ſcheint nur in der Nähe von Cametá vorzukommen; wenigſtens habe ich nicht gehört, daß man ihn ſonſt noch gefunden hätte. In Cametá bemerkte ich in einer Kakaopflanzung drei Stücke, welche ausſahen wie kleine weiße Kätzchen. Sie glichen in ihrem Betragen und in ihren Bewegungen vollkommen anderen Arten der Familie. Später beobachtete ich einen Gefangenen und erfuhr, daß man gerade das Silberäffchen wegen ſeiner Schönheit beſonders ſchätzt. Der in Rede ſtehende Gefangene war ein furchtſames, empfindliches kleines Geſchöpf. Seine Gebieterin trug es beſtändig in ihrem Buſen und liebte es in ſo hohem Grade, daß ſie es nicht um alles Geld weggegeben haben würde. Ihr Liebling nahm ſeine Nahrung von ihren Lippen und erlaubte ihr, ihn zu hätſcheln, wie ſie wollte, geſtattete aber keinem Fremden die geringſte Annäherung. Wollte ihn Jemand berühren, ſo ſchreckte er zurück; der ganze Leib bebte vor Furcht und die Zähne klapperten an einander, während er zitternde Laute der Angſt vernehmen ließ. Dabei hefteten ſich die ſchwarzen Augen voll Neugier und Mistrauen auf Denjenigen, welcher auch nur verſuchte, ſich ihm zu nähern." Condamine berichtet von einem anderen Silberäffchen, welches er von dem Statthalter in Para geſchenkt erhalten hatte, daß es über ein Jahr lang in der Gefangenſchaft lebte, auf der Ueberfahrt nach Europa angeſichts der franzöſiſchen Küſte aber ſtarb. Ob überhaupt jemals eines dieſer

Thierchen lebend zu uns gelangt iſt, vermag ich nicht zu ſagen; in den Verzeichniſſen des Londoner Thiergartens, den reichhaltigſten und genaueſten, welchen wir haben, finde ich es nicht angegeben.

Die Seidenäffchen (Jacchus) unterſcheiden ſich von den bisher aufgeführten Arten der Familie hauptſächlich durch einen mehr oder weniger entwickelten Haarbüſchel vor und über den Ohren, deren Muſcheln meiſt am äußeren Rande behaart ſind.

1. Saguin (Hapale Jacchus). 2. Silberäffchen (Hapale argentata). 3. Pinſeläffchen (Hapale penicillata). ¼ natürl. Größe

Das häufigſte Mitglied dieſer Gruppe ſcheint der Saguin, Uiſtiti oder Marmoſet (Hapale Jacchus, Simia Jacchus, Jacchus vulgaris, Hapale leucotis) zu ſein, ein mittelgroßes Krallenäffchen von 22 bis 27 Centim. Leibes- und 30 bis 35 Centim. Schwanzlänge, zierlich gebaut und mit langem und weichem Pelze bekleidet. Die Färbung des letzteren beſteht im allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Roſtgelb und wird durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare ſelbſt bewirkt, welche an der Wurzel ſchwärzlich, dann roſtgelb, hierauf wieder ſchwarz und endlich an der Spitze weißlich ſind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Roſtgelbe, auf dem Unterrücken wechſeln ſchmale, ſchwarz und weiße wellenförmige Querbinden mit einander ab. Am Unterleibe und den Gliedmaßen ſind alle Haare mit weißlichgrauen Spitzen verſehen, weshalb an dieſen Theilen die genannte Farbe vorherrſchend wird. Der Schwanz iſt

Digitized by Google

ſchwarz mit etwa zwanzig ſchmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze. Ein weißlicher dreieckiger Stirnflecken und ein blendend weißer Ohrpinſel ſtechen von dem dunkelbraunen Kopfe lebhaft ab. Das Geſicht iſt dunkelfleiſchfarben und ſpärlich mit weißlichen Härchen beſetzt.

Faſt ebenſo häufig wie der Saguin iſt das Pinſel- oder Weißſtirnäffchen (Hapale penicillata, Jacchus penicillatus, Simia penicillata), ein jenem in der Größe annähernd gleichkommendes Thierchen, von ähnlicher Färbung. Ein rundlicher Stirnfleck und die mit kurzen Haaren beſetzten Geſichtstheile ſind weiß, der lange Ohrbüſchel, Kopf, Nacken und Ober- und Unterhals, kragenartig abgegrenzt, ſchwarzbraun, der übrige Pelz röthlichgrau, weil die an der Wurzel dunkelgrauen Haare in der Mitte blaßroth, an der Spitze weiß ausſehen, Hände und Füße lichtgrau, manchmal dunkelbraun, die Schwanzringe abwechſelnd grau und ſchmutzigweiß.

Der Saguin findet ſich, nach Prinz von Wied, in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt Bahia und kommt zuweilen in die Pflanzungen, welche am Rande der benachbarten, niederen Gebüſche belegen ſind; das Pinſeläffchen bewohnt die Waldungen der Oſtküſte zwiſchen dem 14. und 17. Grade. Beider Lebensart iſt die aller geſchilderten Arten. Kleine Geſellſchaften von einer oder ein paar Familien, alſo von drei bis acht Stücken, ziehen umher, beſtändig einen feinen pfeifenden oder zwitſchernden Ton wie kleine Vögel von ſich gebend. Die Nahrung beſteht in mancherlei Früchten, namentlich in Bananen, nicht minder aber auch in Kerbthieren, Spinnen und dergleichen. Ueber Tags ſind die Thierchen in beſtändiger Bewegung; bei Nacht ſitzen ſie ſtille, beugen ſich zuſammen, wenn ſie ſchlafen, und bedecken ihren Kopf mit dem Schwanze. Das Weibchen wirft mehrere Junge, von denen jedoch meiſt nur eines aufkommt, und trägt dieſes in der gewöhnlichen Weiſe umher.

Nach Europa gelangen lebende Saguins häufiger als jede andere Art ihrer Familie. Man kennt ſie ſchon ſeit der Entdeckung von Amerika und hat ſie ſtets in der Gefangenſchaft gehalten. Sie laſſen ſich mit Obſt, Gemüſe, Kerbthieren, Schnecken und Fleiſch recht gut ernähren, werden auch gewöhnlich ſehr bald zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche ſie beſtändig pflegen. Fremden gegenüber zeigen ſie ſich mistrauiſch und reizbar, überhaupt ſehr eigenſinnig wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben ſie durch pfeifende Töne zu erkennen. Alles Fremdartige bringt ſie in Aufregung: ſie ſind ſo furchtſam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Weſpe große Angſt einflößt. Alt Gefangene zeigen ſich anfangs ziemlich wild, ſchreien ſchon bei der geringſten Annäherung, und es währt ziemlich lange, bis man ſie berühren darf. Wenn ſie einmal zahm geworden ſind, befreunden ſie ſich nicht nur mit den Menſchen, ſondern auch mit den Hausthieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen ſie ſpielen, und in deren Nähe ſie wahrſcheinlich der Wärme halber gern ſchlafen. Sie ſuchen ſich beſtändig ſorgfältig gegen Kälte zu ſchützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecken ꝛc. in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten ſich ein Lager daraus und hüllen ſich ein, ſo gut ſie können. Es ſieht ſehr hübſch aus, wenn das kleine Thier ſein zierliches Köpfchen aus ſeinem Bettchen hervorſtreckt, ſobald ihm Bekannte mit leckeren Biſſen ſich nahen.

In Paris paarten ſich zwei dieſer Aeffchen Ende Septembers, und das Weibchen warf gegen Ende Aprils, das wäre alſo nach ſieben Monaten, drei ſehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Thierchen waren, als ſie zur Welt kamen, mit ſehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet. Sie hefteten ſich ſogleich an die Mutter und verſteckten ſich in deren Haaren. Aber ehe ſie zu ſaugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denſelben. Nachdem die beiden anderen ſich angeſaugt hatten, nahm ſie ſich ihrer an, und der Vater that das Gleiche. Wenn der Mutter die Jungen zu ſchwer wurden, ſtreifte ſie dieſelben an einer Wand ab, worauf ſie das Männchen ſogleich auf ſeinen Rücken klettern ließ. Auch kam es vor, daß ſie ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen ſich näherte, als wolle ſie ihn bitten, ihr die Laſt zu erleichtern, und auch dann zeigte ſich das Männchen ſtets willfährig. Es trug, wie ſein Weibchen,

Digitized by Google

die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie so lange bei sich, bis die Kleinen saugen wollten; dann gab es sie der Mutter wieder zurück. Diese schien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nach einander dahin starben. Schon nach wenigen Wochen nämlich wurde die Alte häufig müde, ihre Kinder herumzuschleppen, und auch der geplagte Vater weigerte sich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk zu der Decke seines Käfigs hinauf. Hatte es sich hier verstiegen, und konnte es nicht wieder herunterkommen, so schrie es um Hülfe. Bisweilen leisteten ihm die Eltern diese; oft aber ließen sie die Kleinen auch schreien, ohne sich um sie zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören. Zu vorstehender Schilderung habe ich zu bemerken, daß die Angabe einer siebenmonatlichen Tragzeit jedenfalls falsch ist; denn der Saguin geht, wie auch aus dem Nachfolgenden sich ergibt, höchstens drei und einen halben Monat trächtig.

Das Mitgetheilte steht nicht vereinzelt da; denn der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Man hielt die Thiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Thiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine Angaben im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der neuen Welt, so zu sagen weit weniger Affe als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will, viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Drahte des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande, hält sich, zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenscheine reinigen die Gespielen sich gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden ruhend, wobei einer lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer bloß mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, besonders wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti" ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die Aeltesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus, waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen ꝛc., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her wie ein Mensch, welcher lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte oder ihnen etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und

Digitized by Google

suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Geborenen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzeren zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und, wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vorderpfoten sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun) als mit dem Daumen fest; an den Hinterfüßen aber ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen Vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brod, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr erpicht. Von allem anderen Futter fraßen sie mit Mäßigung; doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden: denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg geborenes und dort groß gewordenes Weibchen wollte verschiedene Dinge nicht genießen, welche den anderen angenehm waren.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Thieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht aufgesammelten Harn und Unrath, so weit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schleudern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten. Ihr Harn verunreinigt alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus- oder amberartigen, aber zugleich fauligen Gestank, und so reinlich man sie auch mit fast täglichem Wechsel des Heues und Auswaschen des Käfigbodens zu halten sucht, verursachen sie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Uebelgeruch, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig zu sein scheint. Wenigstens haben Leute, welche mit diesen Affen das Zimmer Tag und Nacht theilten, schon mehrere Male Faulfieber bekommen. Ihre Nester hielten die Thiere stets trocken und reinlich.

„Als Affen, welche eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkte nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfige hängend, stundenlang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm wurde. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur selten widerfährt. Uebrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen, und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hülfe zu kommen.

„Das Weibchen trägt ungefähr drei Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun schon seit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal, auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtentheils Männchen gebracht, und diese sind alle glücklich aufgewachsen, und nur zwei nach erreichtem vollkommenen Wachsthum gestorben. Die Jungen, welche die

Digitized by Google

ersten Wochen hindurch ganz kahl sind, lassen sich von der Mutter immer umhertragen und klammern sich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren so dicht und versteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu sehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüssig ist, reißt sie dieselben ab und wirft sie den Männchen auf den Hals oder schlägt und zankt auf dieses los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem diese Haare bekommen haben, sucht sie die Alte, etwa nach einem Monat oder sechs Wochen, zu entwöhnen und schützt sie auch vor ihren erwachsenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter sich selbst gerathen sie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen fast erwürgt wird."

Zu derselben Gruppe zählt auch der kleinste aller Affen, das Zwergseidenäffchen (Hapale pygmaea, Jacchus pygmaeus), ein Thierchen von höchstens 32 Centim. Länge, wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Der Pelz ist oben und außen lehmgelb und und schwarz gemischt, auf den Pfoten rothgelb. Dunkle Querbänder verlaufen vom Rücken aus über die Seiten und Schenkel. Der Schwanz hat undeutliche Ringe. Jeder einzelne zeigt an der Wurzel eine schwarze, in der Mitte rothgelbe, gegen die Spitze hin wieder schwarz und weiße Färbung.

Spix entdeckte dieses niedliche Geschöpf bei Tabatinga am Ufer des Solimoëns in Brasilien; Bates erhielt es in der Nähe von San Paulo, theilt aber nichts über die Lebensweise mit und bemerkt nur, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa überrascht gewesen sei, im britischen Museum gerade dieses Aeffchen auch als einen Bewohner Mexiko's kennen zu lernen.

Digitized by Google

Zweite Ordnung.

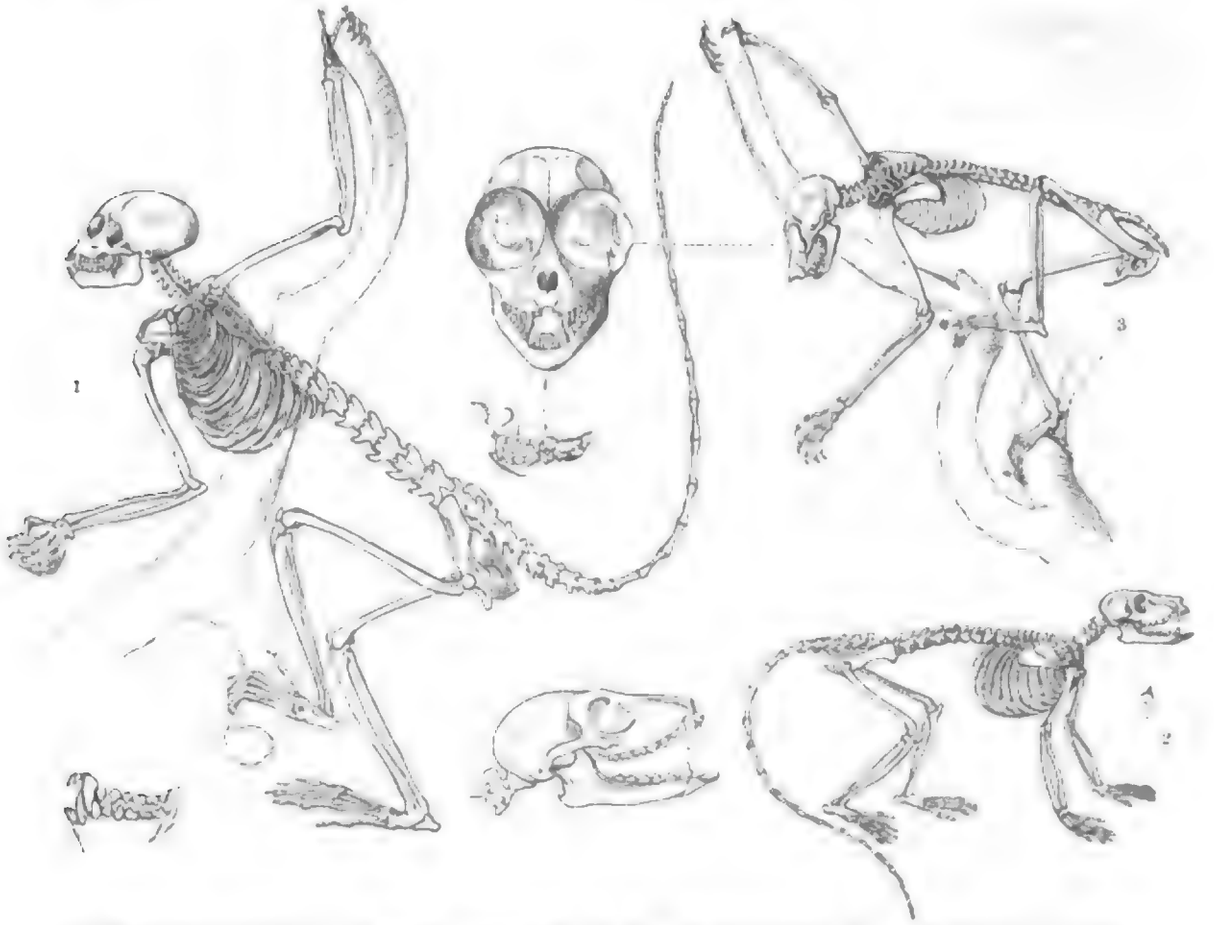
Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Die meisten Naturforscher früherer Zeit sahen in den Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, echte Affen und stellten sie demgemäß mit diesen in eine Ordnung; wir dagegen trennen die Halbaffen vollkommen von den eigentlichen Affen und erheben ihre Gesammtheit zu einer eigenen Ordnung. In Wirklichkeit haben die Halbaffen oder Aeffer wenig Aehnlichkeit mit den Affen. Ihr Leibesbau ist ein verschiedener; ihr Gebiß stimmt mit dem der Affen nur in sofern überein, als es ebenfalls geschlossene Zahnreihen aufweist. Wenn man den Namen Vierhänder aufrecht erhalten will, gebührt er ihnen eher als den Affen, da der Gegensatz zwischen Hand und Fuß bei ihnen weit weniger deutlich ausgedrückt ist als bei diesen. Man mag unsere Thiere als ein Bindeglied zwischen den Affen und den Nagern betrachten: an erstere erinnert der Bau der Hände und Füße, an letztere die äußere Gestaltung mehrerer Gruppen und das Gebiß einer Familie. Und wenn man sich sonst in Annahmen gefallen will, denen bis jetzt noch, aller Versicherungen ungeachtet, die erforderliche Begründung fehlt, mag man die Halbaffen mit Häckel ansehen als die unmittelbaren Stammformen der echten Affen und somit auch des Menschen, als Nachfolger unbekannter, den Beutelratten verwandter Thiere: Affen aber sind sie nicht.

Ein allgemeines Bild der Halbaffen läßt sich nicht leicht entwerfen. Größe, Leibesbau und Gliederung, Gebiß und Gerippe sind sehr verschieden. Die Größe schwankt zwischen der einer starken Katze und der einer Schlafmaus. Bei den meisten Arten ist der Leib schmächtig, bei einzelnen sogar klapperdürr; bei jenen erinnert der Kopf durch die Länge der Schnauze entfernt an den eines Hundes oder Fuchses, bei diesen hat er etwas eigenthümlich Nächtiges, Bilch- oder Flatterhörnchen-, Nachtaffen- oder Eulenartiges. Die hinteren Gliedmaßen übertreffen die vorderen meist merklich, oft bedeutend an Länge, unterscheiden sich aber unter sich dadurch, daß die Fußwurzel bei einer Abtheilung verhältnismäßig kurz, bei einer anderen dagegen ziemlich lang ist. Der Bau der Hände und Füße stimmt keineswegs vollkommen überein. Die meisten Halbaffen haben Füße, welche den Händen ähneln, da die Gliederung der Finger oder Zehen verhältnismäßig wenig sich unterscheidet, der Daumen den übrigen Fingern gegenübergestellt werden kann und Finger wie Zehen, die zweite der letzteren ausgenommen, platte Nägel tragen; aber auch diese Bildung ist nicht allen Halbaffen gemeinsam: es machen sich vielmehr in der Länge, Stärke und Behaarung, dem Verhältnisse des Daumens und der Daumenzehe zu den anderen Fingern und Zehen erhebliche Unterschiede bemerkbar. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge, übertrifft bei vielen hierin den Leib und verkümmert bei anderen zu einem äußerlich kaum oder nicht sichtbaren Stummel, ist bei diesen buschig, bei jenen theilweise fast unbehaart. Große Nachtaugen und durchgehends wohlentwickelte Ohren mit

Digitized by Google

bald häutiger bald behaarter Muſchel und ein weiches, dichtes, wolliges, ausnahmsweiſe nur ſtraffes Haarkleid laſſen die Halbaffen äußerlich als Dämmerungs- oder Nachtthiere erkennen. Das Gebiß zeigt hinſichtlich der Anordnung, Form und Anzahl der Zähne größere Abwechſelung als bei den Affen. Der Schädel zeichnet ſich aus durch ſtarke Rundung des hinteren Theiles, die ſchmale, kurze Schnauze und die großen, vorn einander ſehr genäherten, hochumrandeten, aber nicht vollſtändig von einer Knochenwand eingeſchloſſenen, ſondern mit den Schläfengruben ver-



Gerippe des Todtenköpfchen (1) zur Vergleichung mit den Gerippen des Mongoz (2) und des Schlankloris (3).
(Aus dem Berliner anatomiſchen Muſeum.)

bundenen Augenhöhlen. In der Wirbelſäule zählt man außer den Halswirbeln 9 Rücken-, 9 oder mehr Lenden-, 2 bis 5 Kreuzbein- und 8 bis 30 Schwanzwirbel. Wie die eigentlichen Affen tragen auch die Halbaffen nur zwei Zitzen an der Bruſt.

Afrika und ſeine öſtlichen Inſeln, vor allem Madagaskar und ſeine Nachbareilande, ſowie die großen Inſeln Südaſiens bilden das Wohngebiet unſerer Thiere, dichte, an Früchten reiche Waldungen ihre Aufenthaltsorte. Alle Arten ſind Baumthiere, mehrere von ihnen auf dem Boden ſo gut als fremd. Außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit im Gezweige zeichnet die einen, langſame, ſichere, bedächtige, geiſterhaft leiſe und unmerkliche Bewegungen die anderen aus. Einzelne ſind auch bei Tage zuweilen in Thätigkeit; die meiſten aber beginnen ihr Leben erſt nach Einbruch der Nacht und liegen vor Beginn des Tages bereits wieder in feſtem Schlafe. Früchte verſchiedenſter Art, Knospen und junge Blätter bilden die Nahrung der einen, Kerb- und kleine Wirbelthiere neben einigen Pflanzenſtoffen die Speiſe der anderen. In der Gefangenſchaft gewöhnen ſich dieſe wie jene an allerlei Koſt. Merklichen Schaden bringen ſie nicht, erheblichen Nutzen ebenſo wenig. Demungeachtet betrachtet ſie der Eingeborene nirgends mit Gleichgültigkeit, ſieht vielmehr in den einen heilige und unverletzliche, in den anderen unheildrohende, gefährliche Geſchöpfe und

Digitized by Google

warnt oder verhindert daher nicht selten den wißbegierigen Forscher, Halbaffen zu jagen, sucht ihn sogar von deren Beobachtung zurückzuhalten. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb wir auch die in größeren Trupps lebenden und häufigen Arten der Ordnung verhältnismäßig selten in unsere Käfige bekommen. Ihr Fang verursacht keineswegs besondere Schwierigkeiten, und ihre Pflege ist leicht und einfach; die meisten Arten halten auch ungleich besser als die Affen die Gefangenschaft aus und pflanzen bei einigermaßen entsprechender Behandlung ohne Umstände im Käfige sich fort. Entsprechend ihren geistigen Fähigkeiten gewöhnen sich diejenigen Arten, welche überhaupt durch muntere Regsamkeit sich auszeichnen, leicht an ihre Pfleger, lassen sogar theilweise zum Dienste des Menschen sich abrichten, während die vollkommensten Nachtthiere unter ihnen ebenso grämlich als schläferig sind und in den seltensten Fällen Erkenntlichkeit auch für die sorgsamste Pflege bekunden.

*

Unter Lemuren dachten sich die Römer abgeschiedene Seelen der Verstorbenen, von denen die guten als Laren, die bösen als umherirrende tückische nächtliche Gespenster und Poltergeister den armen Sterblichen beunruhigen und deshalb durch besondere Feste in mitternächtlicher Stunde nach Möglichkeit besänftigt werden sollten. Die Wissenschaft, welche bekanntlich nur auf helle Geister der Lebenden etwas gibt, bei Benennung der unendlich mannigfaltigen Naturerzeugnisse aber oft um einen Namen verlegen ist, versteht unter Lemuren zwar ebenfalls nächtliche Umherschwärmer und Polterer, aber keineswegs unfaßbare Wesen, sondern solche, welche Fleisch und Blut, mehr oder minder ansprechende Gestalt und hübsches Aussehen haben: den Kern der Ordnung, mit welcher wir uns beschäftigen, eine Gemeinschaft oder Familie der Halbaffen, welche weitaus die meisten, in den mannigfaltigsten Formen auftretenden Arten umfaßt und in viele Sippen zerfällt.

Für die Lemuren (Lemuridae) gelten im allgemeinen die bereits mitgetheilten Ordnungsmerkmale, da die beiden übrigen Familien der Halbaffen wesentlich nur durch Gebiß und beziehentlich Hand- und Fußbau sowie Behaarung sich unterscheiden. Wie die Affen haben jene noch ein aus geschlossenen Zahnreihen bestehendes Gebiß, welches sich kennzeichnet durch kleine, in Paare getheilte, senkrecht stehende Schneidezähne des oberen, und größere, an einander stehende und etwas vorwärts geneigte des unteren Kiefers. Im Uebrigen weicht es innerhalb der Familien außerordentlich ab, und begründen gerade hierauf sich die verschiedenen Sippen, weshalb ich die Unterschiede auch erst bei Betrachtung der letzteren anzudeuten haben werde.

Das eigentliche Heimatsgebiet der Lemuren umfaßt die Insel Madagaskar und ihre Nachbareilande; außerdem treten sie in Afrika auf, über die ganze Mitte des Erdtheiles von der Ost- bis zur Westküste sich verbreitend, und finden sich einzeln auf den südasiatischen Inseln. Alle ohne Ausnahme bewohnen Waldungen, die undurchdringlichen frucht- und kerbthierreichen Urwaldungen den übrigen bevorzugend und die Nähe des Menschen, wenn auch nicht gerade meidend, so doch nicht aufsuchend. Im größeren oder geringeren Grade Nachtthiere, wie alle Mitglieder der Ordnung, ziehen sie in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen sich zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen: stört man solch einen Haarball, so kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines Käfers weckt viele von ihnen auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre

Digitized by Google

Lichtſcheu iſt außerordentlich groß, und ihre Augen ſcheinen gegen das Licht empfindlicher zu ſein als die aller übrigen Säugethiere. Sie ſind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, ermuntern ſie ſich, putzen und glätten ihr Fell, laſſen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Nunmehr beginnt ein je nach Weſen und Eigenheit der Lemuren ſehr verſchiedenes Treiben. Die Mehrzahl der Arten, welche wir als die am höchſten ſtehenden betrachten dürfen, beeifert ſich zunächſt, ihrem Namen Ehre zu machen, indem ſie gemeinſchaftlich ein Geſchrei ausſtößt, welches den Neuling mit Grauſen erfüllen kann, weil es entweder einen unbeſchreiblichen Höllenlärm verurſacht oder aber an das Gebrüll gefährlicher Raubthiere, beiſpielsweiſe des Löwen erinnert. Dieſes gemeinſame, grunzende Gebrüll ſcheint wie bei ſo manchen anderen Thieren den Beginn der Werkthätigkeit der Lemuren andeuten zu ſollen; denn von jetzt an durchſtreifen ſie ihr Jagd- oder richtiger Weidegebiet mit einer Bewegungsfreudigkeit, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihnen bei Erinnerung an ihre Schlafſucht während des Tages niemals zugeſchrieben haben würde. Alle Kletter- und Springkünſte, alle Gaukeleien, welche Affen auszuführen vermögen, werden von ihnen vielleicht noch überboten. Es ſcheinen ihnen Flügel gewachſen zu ſein: ſo gewaltige Sätze von einem Zweige zum anderen führen ſie aus, ſo raſch laufen ſie an den Stämmen empor oder über ſtärkere Aeſte dahin, ſo ununterbrochen bewegen ſie ſich in der verſchiedenſten Weiſe. Endlich erreicht die gewöhnlich aus einer bedeutenden Anzahl beſtehende Bande einen Fruchtbaum und bekundet jetzt bei Plünderung desſelben eine ebenſo große Thatkraft wie früher beim Laufen, Klettern und Springen. Sie freſſen viel und verwüſten noch weit mehr, würden alſo, fielen ſie nach Affenart in die Pflanzungen ein, dem Menſchen erheblichen Schaden zufügen. Doch ihre heimiſchen Waldungen ſind ſo reich an Früchten verſchiedenſter Art, daß ſie zu unberechtigten Eingriffen in das Eigenthum des Menſchen keine Veranlaſſung haben.

Ganz als das Gegentheil der eben geſchilderten Sippen und Arten der Familie zeigen ſich andere Lemuren in ihrem Auftreten, ihrem Weſen und ihren Bewegungen. Verſtohlen und mit unhörbaren Schritten ſchleichen ſie langſam von Aſt zu Aſte. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlichte wie feurige Kugeln, und ſie allein ſind es, welche von ihrem Daſein Kunde geben; denn die düſtere Färbung ihres Felles verſchwindet auch einem ſcharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterſeite wird hinlänglich durch die Aeſte verdeckt, auf denen ſie dahingleiten, oder läßt höchſtens an einen gebrochenen Lichtſtrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen geſchehen ſo bedachtſam und leiſe, daß auch nicht ein einziger Laut dem lauſchenden Ohre das Vorhandenſein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe nun dem ſorglos ſchlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieſer feurigen Augen fällt! Kein Indianer ſchleicht leiſer auf ſeinem Kriegspfade dahin; kein blutdürſtiger Wilder naht ſich in furchtbarerer Abſicht als der Lori jetzt ſeiner ſchlafenden Beute. Ohne jedes Geräuſch, faſt ohne ſichtbare Bewegung ſetzt er einen Fuß nach dem anderen fürder und nähert ſich mehr und mehr, bis er ſein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautloſigkeit und Bedachtſamkeit und ſtreckt ſie leiſe vor, bis ſie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geſchieht eine Bewegung, ſchneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der ſchlummernde Vogel noch eine Ahnung von ſeinem furchtbaren Feinde erlangt hat, iſt er erwürgt, erdroſſelt. Und nichts gleicht der Gier, mit welcher der ſo harmlos erſcheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde ſeine Beute verzehrt. Wie der ſchlafende Vogel iſt auch ſeine Brut, das Ei in ſeinem Neſte verloren, ſobald der Lori dies entdeckt. Das nächtige Weſen des Thieres zeigt ſich in ſeiner Raubgier; es ſcheint, daß es Fleiſchnahrung ganz entſchieden der Pflanzenkoſt vorzieht, obſchon es auch dieſe nicht verſchmäht.

Alle hierher zählenden Arten ſind bedächtig und berechnend vorſichtig. Sie bewegen ſich auf den Bäumen langſam, aber ſicher; ehe ſie einen Zweig loslaſſen, vergewiſſern ſie ſich ſtets, daß ihnen ein anderer verläſſigen Halt gibt. Ihr Gang auf dem Boden iſt ſchlecht und eher ein krötenartiges Kriechen als ein Laufen zu nennen.

Digitized by Google

Ueber die Fortpflanzung der Lemuren wissen wir immer noch sehr wenig, obgleich mehrere der höher stehenden Arten unserer Familie bereits mehrere Male in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt haben. Diese werfen ein Junges, welches sich unmittelbar nach seiner Geburt an seiner Mutter festklammert und von ihr so lange umhergetragen wird, bis es gelernt hat, selbständig sich zu bewegen. Bei einzelnen Arten sollen nach Aussage der Eingeborenen Madagaskars Männchen und Weibchen an der Pflege dieses Jungen sich betheiligen; doch ermangelt diese Behauptung bis jetzt noch des Beweises. Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist allen Bedürfnis; die Kälte macht sie mismuthig und krank. Gefangene geben ihr Misbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie, wenigstens viele, fast nach Art der Katze.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle zeigen sich scheu und furchtsam, obgleich sie muthig sich wehren, wenn man sie fängt. Nachdem sie an den Menschen sich gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und benehmen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die am höchsten stehenden Arten der Familie fügen sich noch am ersten in den Verlust ihrer Freiheit und in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Menschen, lassen sogar zu gewissen Dienstleistungen, beispielsweise zur Jagd anderer Thiere sich abrichten; die ungeschwänzten Arten dagegen behalten meist auch in der Gefangenschaft ihr stilles, schwermüthiges Wesen bei, suchen jede Störung ärgerlich von sich abzuwehren und lernen wohl kaum ihre Pfleger von anderen Leuten unterscheiden, behandeln vielmehr alle Menschen mehr oder weniger in derselben Weise.

*

„Indri, Indri" — schau, sieh her — sagten die Madagaschen zu dem reisenden Naturforscher Sonnerat, um ihn auf einen Lemur aufmerksam zu machen, welcher seines abweichenden Baues halber nothwendigerweise die Aufmerksamkeit der Eingeborenen und des gedachten Naturforschers erregen mußte. Sonnerat wählte den von ihm falsch verstandenen Ausruf zur Bezeichnung des Thieres selbst und gab ihm damit einen Namen, welcher den Madagaschen erklärlicherweise unverständlich ist. Nachdem man noch eine Art oder wenigstens eine Spielart der Gruppe unterschieden und beschrieben hat, wird der Name Indri als Bezeichnung einer besonderen Sippe gebraucht und mag deshalb auch von uns beibehalten werden.

Die Indris (Lichanotus) vertreten, wenn man so sagen will, die Menschenaffen innerhalb ihrer Familie, gelten auch als die am höchsten entwickelten aller Lemuren. Ihr Kopf ist im Verhältnis zu dem stämmigen Leibe klein oder doch nur mittelgroß und spitzschnäuzig; die Vorderglieder sind nicht viel kürzer als die hinteren, die einen wie die anderen besonders ausgezeichnet durch die Länge der Hände und Füße und ebenso der kräftigen Daumen und Daumenzehen, welche den übrigen, bis zur Mitte durch Bindehaut vereinigten Fingern und Zehen entgegengestellt werden können und mit ihnen wahre Klammerfüße bilden. Der Schwanz erscheint nur als verkümmerter Stummel. Verhältnismäßig kleine Augen und ebenso kleine, fast ganz im Pelze versteckte Ohren, deren Muscheln auf der Innenseite nackt, auf der äußeren dicht behaart sind, tragen zur weiteren Kennzeichnung bei. Der sehr dichte, fast wollige Pelz überkleidet nicht nur den ganzen Leib, sondern auch die Hände und Füße und Finger und Zehen bis zu den Nägeln herab. Das Gebiß besteht aus vier durch eine weite Lücke getrennten oberen, vier dicht zusammenliegenden, schief gestellten langen unteren Schneidezähnen und einem Eckzahne, zwei Lückzähnen und drei vierhöckerigen Mahlzähnen in jedem Kiefer, deren untere größer und stärker als die oberen sind.

Früher kannte man bloß eine einzige Art dieser Sippe, den Indri oder richtiger Babakoto, zu deutsch „Vaterjohn" der Madagaschen (Lichanotus brevicaudatus, Lemur Indri, Indris brevicaudatus); neuerdings hat Peters noch eine zweite, wahrscheinlich verschiedene Art aufgestellt. Der Indri erreicht eine Länge von 85 Centim., wovon nur 2,5 Centim. auf den

Digitized by Google

Schwanz gerechnet werden dürfen. Das faſt unbehaarte Geſicht hat dunkel-, im Leben wahrſcheinlich bräunlichſchwarze Färbung; Kopf einſchließlich der Ohren, Schultern, Arme und Hände ſind ſchwarz, Oberrücken und Unterſchenkel braun, die Vorderſeite der Hinterglieder braunſchwarz. Stirn, Schläfe, Kehle, Bruſt, Halsgegend, Schwanz, Unterſeite der Schenkel, Ferſen und Seiten weiß. In wiefern ſich auch die Färbung des Babakoto verändert, iſt zur Zeit noch fraglich; man kennt das Thier bis jetzt noch viel zu wenig, als daß man ſagen könnte, ob die Geſchlechter oder Alte und Junge durch die Färbung ſich unterſcheiden.

Kronenindri (Lichanotus mitratus). 1/3 natürl. Größe.

Der Kronenindri (Lichanotus mitratus), die erwähnte zweite Art, möglicherweiſe nur Spielart des Indri, ſteht dieſem in der Größe wenig nach: ſeine Länge beträgt 75 Centim., wovon 4,5 Centim. auf den Schwanz kommen. Das Haar iſt ſeidig-wollig, die Färbung außerordentlich ſchön, obſchon grelle Farben nicht vorhanden ſind. Die nackte ſchwarze Schnauze und die ſehr ſchwach mit grauen Haaren bekleideten Wangen werden eingerahmt von einer breiten, fahlgrauen, nach hinten ſchwarz begrenzten Binde, welche ſich über die Stirn und die Geſichtsſeiten zieht, an der Kehle vereinigt und das ganze Geſicht umgibt. Unmittelbar an ſie ſchließt ſich ein blendend weißer Flecken an, welcher den Scheitel und die äußere Ohrmuſchel einnimmt und in den längs der Kopf- und Halsſeiten verlaufenden graulichweißen Streifen übergeht. Ohren, Nacken, Schultern, Oberarm, Rücken bis zur Kreuzgegend, Oberbruſt und Bruſtmitte, Vorderſeite der Ober- und Innenſeite der Unterſchenkel bis gegen die Füße hin, Hände und vorderer Theil der Füße ſind ſchwarz, die einzelnen Haare am Grunde grau oder grauſchwarz, ein auf dem Unterrücken als Mittelſtreifen beginnendes, nach dem Geſäß zu ſich verbreiterndes länglich dreieckiges Feld und

die Innenseiten der Arme und Oberschenkel weiß, Gesäß und Schwanz röthlich isabellfarben, die Haare des letzteren an der Spitze aschgrau, Unterarme und Außenseite der Oberschenkel aschgrau, Außenseite der Unterschenkel bis zur Fußmitte, Füße und behaarter Theil der Sohlen lichtgrau.

Die Heimat dieser Art oder Abart fällt mit der des Indri zusammen.

Sonnerat, welcher uns mit dem Babakoto bekannt machte, erzählt, daß dieser wie seine Verwandten, flink und gewandt sich bewege, überaus rasch von einem Baume zum anderen springe, beim Fressen aufrecht wie ein Eichhörnchen sitze und seine hauptsächlich aus Früchten bestehende Nahrung mit den Händen zum Munde führe, eine, dem Weinen eines Kindes gleichende Stimme habe, sehr sanftmüthig, gutartig und deshalb leicht zähmbar sei, in den südlichen Gegenden der Insel von den Eingeborenen aufgezogen und wie unsere Hunde zur Jagd abgerichtet werde. Erst durch Pollen erfahren wir mehr, leider aber nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen, sondern nur das durch Hörensagen von ihm Erkundete. „Bis jetzt", so berichtet unser Forscher, „trifft man diesen großen Lemur nur im Innern der östlichen Theile Madagaskars und zwar ausschließlich im Nordwesten der Insel; wenigstens versicherten mir die Eingeborenen, daß sie ihn nirgends anders gefunden hätten." Vinson wurde beim Durchreisen des großen Waldes von Alanamasoatrao zwei Tage lang von dem vereinigten Geschrei der Babakoto's fast betäubt, und bemerkt, daß die Thiere in anscheinend zahlreichen, leider unsichtbaren Banden in den Dickichten des Waldes vereinigt gewesen seien. Die Eingeborenen verehren den Babakoto wie ein übernatürliches Wesen und betrachten ihn als ein heiliges Thier, weil sie glauben, daß ihre Eltern nach dem Tode sich in diese Lemuren verwandeln. Aus diesem Grunde sind sie auch der festen Meinung, daß die Bäume, auf denen Babakotos sich aufhalten, unfehlbare Arzneimittel gegen unheilbare Krankheiten hervorbringen, und tragen Sorge, von einem Baume, auf welchem sich ein Lemur dieser Art bewegt hat, Blätter abzupflücken und aufzunehmen, um sie gelegentlich gegen Krankheiten zu verwenden. Ebenso behaupten die Eingeborenen, daß es sehr gefährlich sei, einen Babakoto mit Lanzen anzugreifen, weil er diese im Fluge aufzufangen wisse, im eigentlichen Sinne des Wortes den Spieß umdrehe und ihn mit größter Sicherheit auf den Angreifer zurückschleudere. Die Weibchen sollen nach einer anderweitigen, allgemein geglaubten Erzählung ihre Jungen sofort nach der Geburt dem auf einem benachbarten Baume sitzenden Männchen zuwerfen und sie von ihm sich wieder zuschleudern lassen, um zu erproben, ob diese ihrer würdig seien oder nicht. Denn wenn sie trotz solcher gefährlichen, ein Dutzend Mal wiederholten Uebungen nicht zu Boden fielen, nähmen die Eltern sie auf und pflegten sie mit größter Sorgfalt, während sie, wenn das Gegentheil der Fall wäre, die Jungen im Stiche ließen und sich gar nicht die Mühe gäben, sie wieder aufzuheben." Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß solche Erzählungen eben nichts anderes als die große Unkenntnis der Eingeborenen über das Leben und Treiben des seltsamen Thieres beweisen können. „In gewissen Theilen Madagaskars", fährt Pollen fort, „richtet man den Babakoto zur Vogeljagd ab. Man sagt, daß er hierbei ebenso gute Dienste leiste wie der beste Hund; denn er verschmäht, obgleich er Fruchtfresser ist, keineswegs kleine Vögel und versteht dieselben mit größter Geschicklichkeit zu fangen, um sich einen Leckerbissen von ihm, Vogelgehirn, zu erbeuten."

So viel mir bekannt, ist der Babakoto oder überhaupt einer der Indri's bis jetzt lebend noch nicht nach Europa gebracht worden. Es muß uns dies um so mehr Wunder nehmen, als doch der erstgenannte auf Madagaskar gewissermaßen zum Hausthiere geworden ist und seine Erhaltung keine Schwierigkeiten haben kann.

*

Die nächsten Verwandten der Indri's, welche wir Schleiermakis (Propithecus) nennen können, unterscheiden sich von diesen vornehmlich durch den mittellangen Schwanz; ihr Leibesbau ist im wesentlichen derselbe, ihr Gebiß zeigt nur unbedeutende Abänderungen. Der Leib ist kräftig, der mittelgroße Kopf gerundet und kurzschnäuzig, die Gliederung der des Indri sehr ähnlich,

Digitized by Google

namentlich was das Verhältnis der Arme zu den Beinen und die Länge und Stärke der Daumen und Daumenzehen im Vergleiche zu den übrigen Fingern und Zehen anlangt.

Der Fließmaki (Propithecus diadema, Habrocebus, Macromerus diadema) erreicht eine Länge von ungefähr 1 Meter, wovon ungefähr 4,5 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Die schwachbehaarte Schnauze ist schwarz, eine brillenartige Stelle, welche die Augen umgibt und den oberen Theil der Nase einnimmt, eine breite Stirnbinde, Wangen, Gurgel und Kehle sind weiß, Oberkopf und Nacken sowie die Hände auf dem Rücken schwarz, die einzelnen Haare silbergrau an der Wurzel und schwarz an der Spitze, die des Nackens und Oberrückens lichter als die des Kopfes, wodurch eine schwarze Sprenkelung gebildet wird, die übrigen Theile des Leibes rostgelblichweiß, Gesäß und Schwanzwurzel rostweiß. Weibliche Fließmakis sind gelblichweiß gefärbt, in der Lendengegend und den Weichen grau, im Gesichte bis auf einen kleinen hellen Nasenfleck schwarz.

Ueber die Lebensweise des schönen Geschöpfes wissen wir noch gar nichts, kennen noch nicht einmal diejenigen Provinzen seiner heimatlichen Insel, in denen es vorkommt.

*

Der Name Maki soll ein Klangbild des Geschreies der arten- und zahlreichsten Sippe unserer Familie sein, welcher die wissenschaftliche Bezeichnung Lemur geblieben ist. Vor fast allen Verwandten zeichnen sich die Makis aus durch gestreckten Fuchskopf mit mäßig großen Augen und mittellangen, stets reichlich, oft buschig behaarten Ohren, wohlgebildete, unter sich fast gleich lange Gliedmaßen, deren Hände und Füße auf der Oberseite eine schwache, nicht pelzige Behaarung zeigen, mehr als körperlangen Schwanz und sehr weichen, feinen, ausnahmsweise auch wohl wolligen Pelz. Die beiden oberen, stumpfkronigen Schneidezähne sind in der Regel klein, die drei unteren schmalen und zugespitzten dagegen lang und fast wagerecht gestellt, die scharfspitzigen kantigen Eckzähne seitlich zusammengedrückt, die Kronen der drei oberen Lückzähne dreiseitig, die drei unteren Mahlzähne undeutlich vierhöckerig und von vorn nach hinten an Größe abnehmend. In dem gestreckten, hinten gewölbten Schädel fällt der Schnauzentheil durch seine Länge auf. Das Gerippe zählt außer den Halswirbeln 10 Rücken-, 9 oder 10 Lenden-, 2 bis 4 Kreuz- und 22 bis 29 Schwanzwirbel und enthält 8 Paare wahrer und 4 Paare falscher, schmaler, kantiger Rippen. Unter den Weichtheilen verdient Erwähnung, daß der Magen einen großen Blindsack besitzt und der Blinddarm eine ansehnliche Größe erlangt.

Man hat viele Arten der Gruppe unterschieden, die neuzeitliche Forschung aber gelehrt, daß mehrere von diesen nur geschlechtliche Verschiedenheiten oder Spielarten anderer darstellen.

Erst durch Pollens treffliche Beobachtungen haben wir ein einigermaßen ausführliches Bild der freilebenden Maki's erhalten. Alle Arten der Sippe bewohnen die Waldungen Madagaskars und der Nachbareilande, bei Tage im tiefsten Dickicht der Waldungen sich aufhaltend, nachts unter lebhaften Bewegungen und lautem Geschrei ihrer Nahrung nachgehend. Ein von dem erwähnten Naturforscher beobachteter Maki, welcher Mayotte bewohnt (Lemur mayottensis), mag uns im allgemeinen mit dem Leben und Treiben seiner Verwandtschaft bekannt machen. Die Thiere leben in ansehnlichen Banden von sechs bis zwölf Stücken in den Urwaldungen der Insel, hauptsächlich von den Früchten wilder Dattelbäume sich nährend und ihnen zu Liebe von einem Theile des Waldes zum anderen wandernd. Man beobachtet sie ebenso wohl bei Tage als während der Nacht, in der Regel auf Bäumen, von denen sie jedoch von Zeit zu Zeit herabsteigen, um zu Boden gefallene Früchte aufzulesen. Kaum ist die Sonne niedergegangen, so vernimmt man ihr klägliches Geschrei, welches gewöhnlich von der ganzen Bande gleichzeitig ausgestoßen wird. Ihre Bewegungen sind wie die der Verwandten außerordentlich leicht, behend und gewandt: einmal munter geworden, durchfliegen sie förmlich die Baumkronen und führen dabei von einem Zweige zum anderen Sätze von überraschender Weite aus. Von Hunden verfolgt, flüchten sie sich in die höchsten Wipfel der

Digitized by Google

Bäume, heften ihre Augen auf den Feind, wiegen ihren Schwanz hin und her und knurren und grunzen dabei; sobald sie aber des Jägers ansichtig werden, flüchten sie eiligst dem Walde zu und machen es jetzt außerordentlich schwer, ihnen zu folgen oder sie zu erlegen. Verwundete vertheidigen sich wüthend gegen die Hunde, springen ihnen, wie Pollen selbst beobachtete, auf den Rücken und beißen sich in den Ohren oder in dem Halse fest. Auf Mayotte verwendet man zur Jagd gewöhnlich Bauernspitze, welche durch Bellen anzeigen, daß sie einen Maki gefunden haben, und gleichzeitig mit den Vorderbeinen an dem Baume, auf welchem der Halbaffe sitzt, emporspringen. Letzterer wendet dann seine Aufmerksamkeit mehr den Hunden als dem Jäger zu, und ermöglicht es diesem dadurch, sich zu nähern. Die Jagd selbst gewährt Vergnügen, ist aber in hohem Grade anstrengend, wahrscheinlich der Beschaffenheit der Waldungen wegen. Das Fleisch, welches im Geschmacke an das der Kaninchen erinnert, gilt als sehr wohlschmeckend und wird Anlaß zu lebhafter Verfolgung der sonst harmlosen Thiere, deren Verwandte auf anderen Inseln als unverletzbar angesehen werden.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich die Makis nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, dauern auch lange in Gefangenschaft aus. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erhalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie gewöhnlich mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule, heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, knurren sie behaglich; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß einen männlichen Maki, welcher durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft ebenso lästig wurde. Er lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als echter Spitzbube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Noth, ihn wieder zu fangen; denn er biß dann selbst diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte dies durch froschartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht bloß die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich, glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmutzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich wie neugierig. Er untersuchte alles und jedes, warf es aber dabei entweder um oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erzeigte er allen Personen, welche ihm schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend hüpfte oder tanzte er wohl ein halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Bret über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wähleriſcher und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße, welches mit offenen Augen zur Welt kam. Das Thierchen klammerte sich sogleich an die Mutter und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe,

Digitized by Google

daß ſie es faſt ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn ſich Menſchen näherten, drehte ſie denſelben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht geſehen werden ſolle. Sie war außerordentlich zahm geweſen; nachdem ſie aber das Junge erhalten hatte, drohte ſie Jedermann, der ſich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach ſeiner Geburt hatte das Thierchen ſchon ganz den Pelz und die Färbung wie ſeine Mutter.

Ein Vari des Pflanzengartens lebte mit einem ſeiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfige, bis man beide zufällig an einen anderen Ort brachte. Hier änderte ſich die Sache: der ſtarke Vari tödtete ſeinen Gefährten in der erſten Nacht.

Das Nachfolgende wird vorſtehende Mittheilungen noch hier und da ergänzen.

Vari (Lemur varius). 1/7 natürl. Größe.

Zu denjenigen Arten, welche einfarbigen Schwanz und im dichten Wollhaar verſteckte und mit dieſem beſetzte Ohren haben, gehört der Vari (Lemur varius), eine der größeren Arten der Sippe. Seine Länge beträgt ungefähr 90 Centim., wovon etwas mehr noch als die Hälfte, 48 bis 50 Centim. nämlich, auf den Schwanz kommen. Der reichliche, an Kopf und an den Halsſeiten beſonders verlängerte Pelz iſt großfleckig ſchwarz und weiß, aber ebenſo ungleichartig als unregelmäßig gezeichnet, ſo daß eben nur das allgemeine Gepräge hervortritt, während bei dieſem Stücke das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne ſind faſt ganz ſchwarz, andere faſt ganz weiß; bei manchen iſt der halbe Rücken oder mehr weiß und der Bauch ſchwarz; bei anderen verhält es ſich umgekehrt. Geſicht, Schwanz und Vorderglieder haben gewöhnliche ſchwarze, die Wangen und Ohrgegend meiſt weiße Färbung. Etwas Genaueres läßt ſich über die Farbenvertheilung nicht ſagen. Pollen iſt der Anſicht, daß auch der Fuchsmaki (Lemur ruber), welcher mit dem Vari dieſelben Oertlichkeiten bewohnt und in denſelben Trupps umherſchweift, nichts anderes als eine Spielart des letzteren iſt.

„Bis jetzt", bemerkt Pollen, „hat man den Vari nur in den Waldungen des Innern der Inſel Madagaskar beobachtet, d. h. alſo in den Landſtrecken, welche ſich zwiſchen Tintinge, Tamatawe und Antananariwo ausdehnen. Auch ihn findet man in großen Geſellſchaften, welche ſich von Früchten ernähren. Ein wildes, ſcheues Weſen zeichnet ihn aus. Seine Stimme iſt außerordentlich ſtark

und auf weithin hörbar; das Grunzen des Thieres, welches stets gemeinschaftlich ausgeführt wird, erinnert an das Löwengebrüll und klingt so schauerlich, daß man unwillkürlich zittert, wenn man es zum ersten Male vernimmt. Im übrigen unterscheidet sich die Lebensweise, so viel bis jetzt bekannt, nicht von der verwandter Arten."

Unter diesen mag zunächst der Akumba der Antanuaren und Sakalaven, unser Mohrenmaki (Lemur macaco, L. niger, L. leucomystax), erwähnt sein, weil gerade er uns neuerdings belehrt hat, wie außerordentlich verschieden die beiden Geschlechter einer und derselben Makiart sein können. Das Männchen, welchem der Name Mohrenmaki (Lemur niger) zuertheilt wurde, ist mehr oder weniger reinschwarz, nur bei einzelnen Stücken und zwar vorzugsweise auf den Rumpfseiten und an den Gliedern rothbraun überflogen oder aber am Schwanze mit einigen weißlichen Haaren zwischen schwarzen gezeichnet; das Weibchen dagegen, welches von Bartlett unter dem Namen Weißbartmaki (Lemur leucomystax) als besondere Art aufgestellt wurde, ändert mehr oder weniger ab, obwohl auf der Oberseite ein bald helleres, bald dunkleres, auf der Rückenmitte zuweilen in Purpurrothbraun übergehendes Rostfarb vorherrscht, und Wangen, Füße und Schwanz in der Regel weißlich und nur ausnahmsweise rostfarben aussehen. Auch zeigt der Oberkopf, welcher bei den meisten Stücken weiß gefärbt ist, nicht selten einen grauen oder schwärzlichen Anflug, welcher unter Umständen sehr lebhaft werden kann, und lichtet ein großer, schwarzer Fleck am Hinterkopfe manchmal sich bis zu Rostgelb. Der Augenstern ist bei beiden Geschlechtern bräunlich orangefarben. Die Größe des Thieres kommt der der Verwandten ungefähr gleich.

Lange bevor Pollen uns über das Freileben des Akumba Bericht erstattete, kannten wir das Thier durch die Gefangenschaft, und zwar beide Geschlechter; ich meinestheils hatte auch bereits erkundet, daß Mohren- und Weißbartmaki einer und derselben Art angehörten. Pollens Beobachtungen stellten die Sache außer allen Zweifel, da er genau dasselbe wie ich erfuhr.

Der Akumba bewohnt die Waldungen, welche sich zwischen der Bai Diego-Juarez und der Bai von Bombedok ausdehnen, ebenso auch den Wald von Lukube auf der Insel Nossi-Bé, aber fast ausschließlich nur die höchsten Bäume der undurchdringlichsten Dickichte. Nach Art seiner Verwandten zu Banden vereinigt, durchstreift er sein Gebiet während der Nacht, läßt aber bereits in den Abendstunden sein wirklich furchtbares, gemeinschaftlich hervorgebrachtes Geschrei vernehmen. Zuweilen, namentlich beim Anblicke Bedenken erregender Gegenstände, wird das Geschrei durch ein Grunzen unterbrochen. Die Beweglichkeit, welche diese Makis beim Springen von einem Stamme zum anderen zeigen, grenzt ans Unglaubliche. Mann kann ihnen buchstäblich kaum mit den Augen folgen, und es ist viel leichter, einen Vogel im Fluge als sie im Sprunge zu erlegen. Dabei haben sie die Gewohnheit, verfolgt, sich plötzlich aus der Höhe der Wipfel herab in das Unterholz fallen zu lassen; der Jäger aber, welcher glaubt, daß sie todt sind, wird sehr bald enttäuscht, wenn er sie in beträchtlicher Entfernung an anderen Bäumen wieder emporklimmen sieht. Aus diesem Grunde wird ihre Jagd in hohem Grade erschwert. Jung aufgezogen zeigen sie sich sanft und zutraulich, setzen sich auf die Schulter ihres Gebieters und gewöhnen sich an alle Nahrung, welche man ihnen bietet. Vom Hause aus Fruchtfresser, und während ihres Freilebens hauptsächlich mit Bananen sich ernährend, verschmähen sie doch das Gehirn eines Vogels nicht und saugen dasselbe regelmäßig aus dem von ihnen zerbissenen Schädel.

In gewissen Gegenden Madagaskars ist es verboten, Makis zu tödten oder sie lebend oder todt zu bewahren. Jedesmal, wenn Pollen die Insel Nossi-Falie besuchte, versicherte man sich seitens der Eingeborenen, ob er nicht etwa Makis bei sich führe, weil diese nach jener Meinung das Eiland entheiligen. Einmal geschah es unserem Gewährsmanne, daß er, von der Jagd heimkehrend, gezwungen wurde, seine Beute nach einer Ortschaft der Insel Madagaskar selbst zu bringen, bevor er seinen Fuß auf Nossi-Falie setzen durfte, und zwar verlangte man dies einzig und allein deshalb, um die Bewohner der „heiligen Insel" vor Unglück zu bewahren. Im zoologischen Garten der Akkli-

Digitized by Google

matiſationsgeſellſchaft auf Réunion ſah Pollen ein Männchen und zwei Weibchen des Mohrenmaki und mehrere kleine männliche Junge, welche bereits vollſtändig das Kleid des alten Männchens trugen. Auch kennen die Bewohner Madagaskars den Unterſchied der Geſchlechter ſehr gut.

Ich vermag vorſtehende Angaben nach eigener Erfahrung zu vervollſtändigen. Unter einer Thierſendung, welche ich erhielt, befanden ſich zwei lebende Mohrenmakis, ein Männchen und ein

Mohrenmaki (Lemur macaco). ¹/₃ natürl. Größe.

Weibchen, welche in warmer Freundſchaft zu leben ſchienen und deshalb von mir nicht getrennt wurden. Es waren die erſten Makis, welche ich ſelbſt pflegte und ausführlich beobachten konnte. Zunächſt erfuhr ich, daß die Thiere keineswegs in dem Grade Fleiſch- und Kerbthierfreſſer ſind, als man bis jetzt angenommen hatte. Ich bot meinen Gefangenen rohes und gekochtes Fleiſch, Mäuſe, Sperlinge und Eier. Sie fraßen von allem, ohne jedoch irgend welche Gier an den Tag zu legen. Auch von dem Inhalte roher Eier leckten ſie eben nur. Ueber Sperlinge fielen ſie mit einer gewiſſen Eilfertigkeit her; eigentlich gierig aber zeigten ſie ſich auch nicht. Nur Fliegen jagten ſie mit einer gewiſſen Leidenſchaft und fingen ſolche außerordentlich geſchickt. Dagegen waren Früchte aller Art erſichtlich die ihnen am beſten zuſagende Speiſe: ſie fraßen alle Obſtſorten, gekochten Reis, gekochte Kartoffeln, nebenbei auch Milchbrod.

Digitized by Google

Ende März wurde von dem Weibchen, mir unerwartet, ein Junges geboren. Von der Trächtigkeit der Alten war nichts bemerkt worden; daß ſie ſich einige Tage vor der Geburt die Brüſte drückte, hatte ich nicht beachtet. Das Junge kam mit offenen Augen zur Welt und zeigte vom erſten Tage an eine verhältnismäßig große Selbſtändigkeit. Die Mutter legte es, ſobald ſie es rein geleckt hatte, mit großer Zärtlichkeit an die Bruſt, unterſtützte es anfänglich auch beim Saugen; ſchon wenige Tage ſpäter aber behalf es ſich ſelbſt. Doch bekundete die Alte noch immer die größte Fürſorge für das Kleine, deckte es mit dem Schwanze zu, kauerte ſich zuſammen und

Mongoz (Lemur Mongoz). ¼ natürl. Größe.

verbarg es ſo meiſt dem Auge des Beſchauers. Dabei bethätigte ſie jedoch fortwährend Sehnſucht nach ihrem Gatten, welchen ich aus Vorſorge von ihr getrennt und in einem Nachbarkäfige untergebracht hatte, unterhielt ſich mit ihm durch einen Spalt, knurrte behaglich, ſobald er ſich regte, und achtete überhaupt auf jede Bewegung desſelben.

Im Verlaufe des erſten Monats entwickelte ſich das Junge ſehr ſchnell. Anfänglich klammerte es ſich nicht, wie die meiſten jungen Affen, an der Bruſt und dem Bauche, ſondern mehr an der Seite ſeiner Mutter an; ſpäter kletterte es oft an den Schenkeln auf und nieder, längs der Seite hin oder auf den Rücken, verbarg ſich halb und halb zwiſchen dem Felle und lugte mit ſeinen klugen Augen traulich von da ins Weite. Nach etwa Monatsfriſt war es ſo weit gediehen, daß es ſeinen erſten Ausflug unternehmen, d. h. ſeine Mutter verlaſſen und auf dem Gezweige des Käfigs umherklettern konnte. Gleich nach ſeiner Geburt fiel mir auf, daß es dem Vater vollſtändig glich, d. h. nicht das geringſte Zeichen einer Mittelfärbung, wie ſie Blendlingen eigen iſt, wahrnehmen ließ. Erſt hierdurch wurde ich veranlaßt, meine Makis zu unterſuchen und fand, daß alle Mohrenmakis, welche ich pflegte, Männchen, alle Weißbartmakis dagegen Weibchen waren. Anfragen in den verſchiedenen Thiergärten, namentlich in London, Köln, Rotterdam und bei einem Bekannten in Sanſibar beſtätigten das von mir gewonnene Ergebnis, und ſo wurde die Vermuthung, daß beide Thiere nur verſchiedene Geſchlechter einer und derſelben Art ſeien, für mich zur Gewißheit.

Digitized by Google

Zur Vervollständigung des Gesagten will ich noch zweier Arten gedenken, welche ebenfalls dann und wann lebend in unsere Käfige gelangen. Der erste ist der Mongoz (Lemur Mongoz, L. nigrifrons), eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in unseren Thiergärten. In der Größe gibt er dem Verwandten wenig nach; seine Länge beträgt etwa 95 Centim., wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Die Färbung des Pelzes, welche oben dunkelaschgrau aussieht, da die Haare schwarz und weiß geringelt sind, geht auf dem Kopfe in Grauschwarz, auf dem Unterrücken und den Außenschenkeln in Lichtbräunlich über. Ein Streifen am Unterhalse bis zu den Ohren hinauf wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weiß, der Bauch lichtröthlichgelb, das Gesicht wie gewöhnlich schwarz, das Auge bräunlich. Auch bei dieser Art hat man Abweichungen in der Färbung beobachtet; doch schwankt die letztere nicht in dem Grade wie bei den vorher genannten.

Katta (Lemur Catta). ⅓ natürl. Größe.

Ueber das Freileben kenne ich keinen eingehenden Bericht; gefangene Mongoz betragen sich im wesentlichen genau wie die verwandten Arten.

Unter diesen fällt noch eine Art, der Katta (Lemur Catta), durch die Zierlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Färbung und den geringelten, mehr als leibeslangen Schwanz sowie die verhältnismäßig großen Augen besonders auf. In der Größe steht er hinter den Verwandten etwas zurück; seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 85, höchstens 90 Centim., wovon 35 bis 40 auf den Leib, das Uebrige auf den Schwanz kommt. Der dichte, feine, weiche und etwas wollige Pelz ist grau, bald mehr ins Aschfarbene, bald mehr ins Rostrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite haben weißliche, ein großer runder Augenfleck und die Schnauze schwarze Färbung. Beide Geschlechter scheinen sich nicht zu unterscheiden.

Der Katta, welcher mit keinem anderen Maki verwechselt werden kann, bewohnt nach Pollen die Waldungen im Südwesten Madagaskars und ist, so viel bis jetzt bekannt, in keinem anderen Theile der Insel beobachtet worden. Wie seine Verwandten in beträchtlichen Banden lebend und in seinem Auftreten diesen gleichend, thut er sich höchstens durch Zierlichkeit und unglaubliche Beweglichkeit hervor. Laut Pollen springt er mit ebenso viel Anmuth von Baum zu Baume und läßt in gewissen Pausen einen Schrei vernehmen, welcher nicht entfernt die Stärke

Digitized by Google

von dem anderer Maki's hat und mehr an das Miauen unſerer Hauskatze erinnert. Gefangene befreunden ſich in ſehr kurzer Zeit mit ihrem Gebieter; ſo wenigſtens erfuhr Pollen von einem jungen Katta, welcher im Beſitze des Quartiermeiſters einer franzöſiſchen Korvette ſich befand und ſeinem Herrn in ſo hohem Grade zugethan war, daß er ihn unter allem Schiffsvolk und den Reiſenden ſofort erkannte. Das Thierchen ſpielte gern mit den Schiffsjungen, mit einem Hunde,

Halbmaki (Hapalemur griseus). ⅓ natürl. Größe.

welcher ſich an Bord befand, hätſchelte in einer ganz eigenthümlichen Weiſe den kleinen Affen eines Matroſen, als ob dieſer ſein Kind geweſen wäre, vergnügte ſich zuweilen aber auch, die Hühner, welche in die Nähe ſeines Käfigs kamen, am Schwanze zu zerren, bis ſie ſchrieen, und ſaß manchmal mit ausgeſtreckten Armen regungslos auf einer und derſelben Stelle, die Augen auf die aufgehende Sonne geheftet. Ich habe nur ein einziges Mal gefangene Katzenmakis geſehen, nicht aber Gelegenheit gehabt, ſie zu beobachten, und bin daher nicht im Stande, Pollens Angaben irgend etwas hinzuzufügen.

*

Die Halbmakis (Hapalemur) unterſcheiden ſich von den bisher genannten durch ihren ſchlanken, marderartigen Leib mit ziemlich kurzen, unter ſich nicht weſentlich verſchiedenen Gliedmaßen und faſt leibeslangem Schwanze. Der Kopf iſt rund und ſpitzſchnäuzig, hat kleine Augen

und breite, aber sehr kurze, fast ganz im Pelze versteckte, innen und außen dicht behaarte Ohren. Hände und Füße haben schlanke Finger und Zehen, kurze Daumen und mäßig lange Daumenzehen. Das Gebiß besteht wie bei den Makis aus 36 Zähnen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die beiden oberen inneren Schneidezähne vor den äußeren stehen.

Der wollige Pelz der einzigen bis jetzt bekannten Art der Sippe (Hapalemur griseus, Lemur griseus, Hapalemur olivaceus) hat olivenbräunliche Färbung, welche bei einzelnen Stücken ins Gilbliche, bei anderen ins Rothe übergeht und an den Kopfseiten gewöhnlich am lebhaftesten zu sein pflegt; die Unterseite ist grauer als die Oberseite, der Bauch rostfahl, der Schwanz fahlgrau, der Augenstern braun. Hand- und Fußrücken sind bis zu den Nägeln herab mit spärlichen Haaren bekleidet. Die Länge beträgt 60 bis 65 Centim., wovon 35 auf den Schwanz fallen.

Der Halbmaki, von den Malgaschen des Nordwestens der Insel Bokombul genannt, bewohnt vorzugsweise Bambuswaldungen. In solchen fand ihn Pollen einige Tagereisen von der Küste an den Ufern des Ambassuanaflusses. „Die Eingeborenen", so berichtet er, „hatten mir so oft von dem Thiere erzählt, daß ich es mir nicht versagen konnte, jene Waldungen zu besuchen, um es selbst zu beobachten. Als ich meine Absicht den Führern kund gab, machten sie tausend Schwierigkeiten, behaupteten, daß es für einen Weißen gefährlich wäre, in den Bambuswaldungen zu jagen welche seine Kleider bei jedem Schritte zerrissen und seine Glieder verwundeten, daß die Aufenthaltsorte der Thiere zu entfernt seien, ich unterwegs krank werden könne ꝛc., und es gelang mir erst, nachdem ich verschiedene kleine Geschenke gespendet hatte, sie zu überreden. Nach einem sehr beschwerlichen Wege von mehreren Stunden kamen wir zu einem dichten Bambuswalde, in welchem es mir glückte, mehrere dieser Thiere zu erlegen. Die Jagd ist aber in der That außerordentlich schwierig. Man ist genöthigt, der Länge nach auf dem Boden fortzukriechen und wird von den schneidigen Bambusblättern ununterbrochen verwundet.

„Während des Tages schläft der Bokombul auf den höchsten Bambusstengeln mit gekrümmtem Rücken, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen und den Schwanz über den Rücken gelegt. Obgleich er eine vollkommen nächtliche Lebensweise führt, nimmt er doch bei Tage seine Feinde wahr und es gelingt ihm sehr oft, dem Jäger zu entkommen. Seine Nahrung besteht in Bambusblättern; wenigstens fand ich seinen Magen mit diesem Stoffe vollgefüllt. Während des Tages faul und träge, entfaltete er des Nachts eine unglaubliche Thätigkeit und Behendigkeit. Seine Stimme besteht in einem schwachen, an das des Schweines erinnernden aber viel weniger lauten Grunzen. Wie es scheint, bringt er seine Jungen im Monate December oder Januar zur Welt. Ich habe eines dieser Thiere mehrere Monate in Gefangenschaft gehalten, mit Bananen, Mangos und gekochtem Reis ernährt, dabei aber gefunden, daß er den letzteren bloß bei dem größten Hunger annahm. Mein Gefangener hatte die üble Angewohnheit, sich seinen Schwanz zu benagen, wie dies gefangene Affen zuweilen zu thun pflegen. Wenn man ihm den Finger zeigte, gerieth er in Wuth, zeigte seine Zähne und ließ ein oft wiederholtes Grunzen vernehmen."

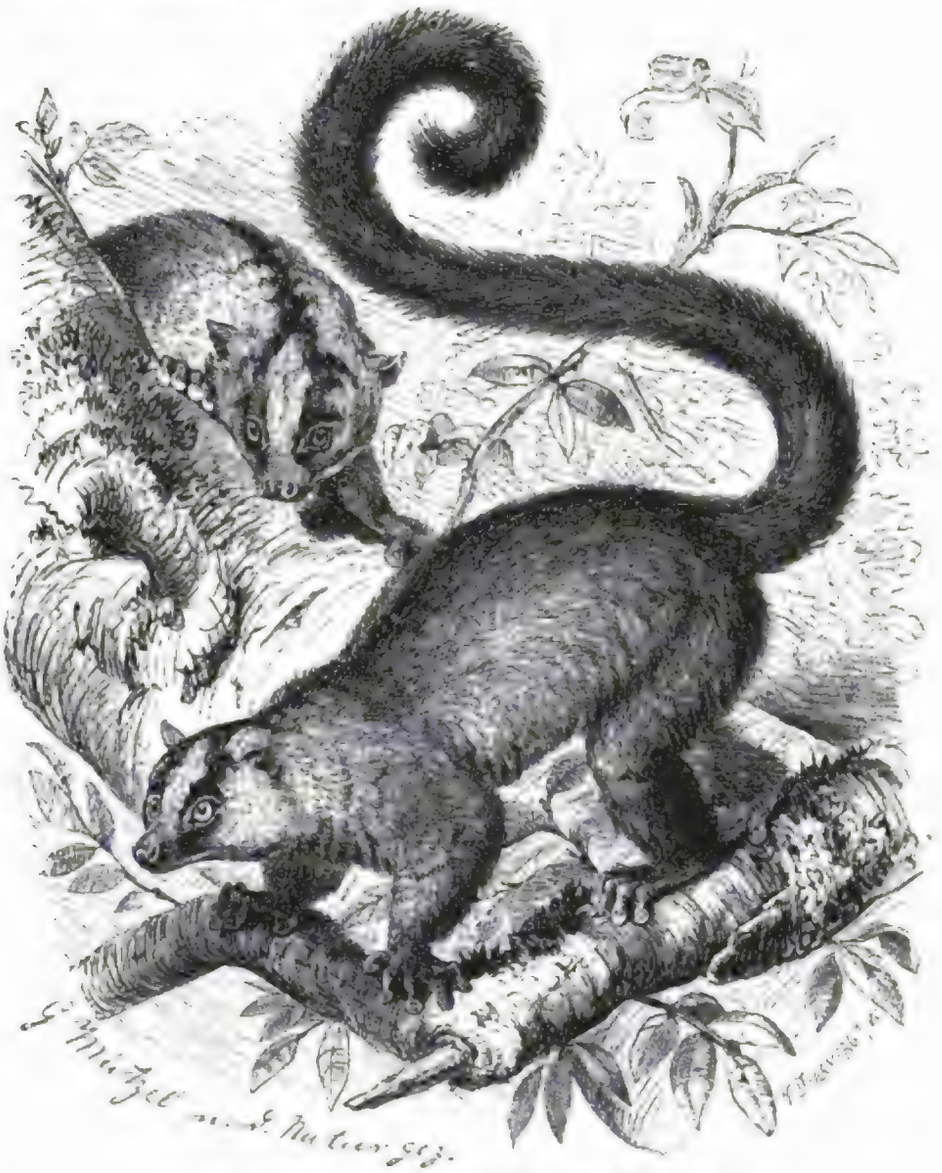
*

Die nächstverwandte Sippe wird gebildet durch die Katzenmakis (Chirogaleus), Halbaffen, welche im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Halbmakis haben und mit den nächstfolgenden Sippen Uebergangsglieder von den echten Makis zu den Galagos zu bilden scheinen. Der schlanke Leib hat einen kleinen, gestreckten, ziemlich spitzschnäuzigen Kopf, kurze Vorder-, mittellange Hinterglieder und einen mehr als leibeslangen Schwanz. Die Augen sind mittelgroß, die mäßig großen Ohren ganz nackt. Der weiße Pelz, welcher Gesicht und Hände spärlich bekleidet, am Schwanze dagegen sich sehr entwickelt, ist etwas wollig. Die oberen Schneidezähne sind durch eine Lücke getrennt, stehen aber in einer Reihe; die übrigen Zähne bieten nichts besonders Auffallendes.

Der bekannteste Vertreter der Sippe, von den Eingeborenen Waluwy genannt (Chirogaleus furcifer, Lepilemur, Microcebus furcifer), kommt dem Halbmaki an Größe ungefähr

Digitized by Google

gleich: ſeine Geſammtlänge beträgt 65 bis 70, die Schwanzlänge 33 bis 40 Centim. Ein hellbräunliches Fahlgrau iſt die vorherrſchende Färbung der Oberſeite, ein ſcharf abgeſchnittenes Lichtfahlgrau die der Unterſeite; die Kopf- und Halsſeiten ſpielen ins Röthliche; ein auf den Wangen beginnender, die Augen einſchließender, auf der Stirnmitte eine Bläſſe freilaſſender, auf dem Oberkopfe ſich vereinigender und von hier aus über den Nacken und die Rückenmitte bis gegen den Schwanz hin verlaufender Streifen iſt ſchwarz, letzterer an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin ſchwarz; das Auge hat ſchwarze Iris.



Katzenmaki (Chirogaleus furcifer). ⅓ natürl. Größe.

Der Katzenmaki findet ſich, laut Pollen, ſehr häufig in den Waldungen der Weſtſeite Madagaskars, ſcheint aber auch hier und da in den öſtlichen Gebieten vorzukommen. „Erſt mit Einbruch der Nacht verläßt er ſein Verſteck, in welchem er den Tag verſchlafen hat. Zu ſolchen Verſteckplätzen wählt er am liebſten Baumhöhlen mit zwei Oeffnungen, manchmal auch ſolche, welche gleichzeitig von Bienen bewohnt werden, in welchem Falle er ſein Neſt durch einen Haufen von Stroh und trockenen Blättern gegen die Kerbthiere abſchließt. Die Eingeborenen glauben, daß er deshalb mit Vorliebe die Geſellſchaft der Bienen aufſuche, weil er ein leidenſchaftlicher Freund des Honigs ſei. Ich beobachtete dieſe niedlichen Halbaffen während der Nacht. Sie ſind viel munterer und behender als die Makis und machen außerordentlich weite Sätze. Das Geſchrei,

welches sie während ihres Wachseins fast ununterbrochen vernehmen lassen, klingt scharf, wie „Kakakakaka", dem trompetenartigen Geschmetter der Perlhühner einigermaßen ähnlich."

Die Jagd der Waluwy ist außerordentlich schwierig und anstrengend. Pollen erzählt sehr weitläufig, wie er, von einem unlustigen Malgaschen begleitet, eines Abends bei hellem Mondscheine in das Innere eines von giftig stechenden Mücken erfüllten Waldes sich begeben, dort, auf einer Blöße aufgestellt, eine Stunde lang vergeblich gewartet und endlich das Geschrei des Thieres unmittelbar über seinem Kopfe gehört, den Schreier selbst jedoch erst nach längerem Suchen wahrgenommen habe, worauf es ihm gelang, durch einen nach der Gegend hin gerichteten Schuß den Katzenmaki zu erlegen, beschreibt damit eigentlich aber nur die Jagd aller auf Bäumen lebenden Nachtthiere, deren Pelzfärbung mit den Aesten trefflich übereinstimmt. Ueber das Gefangenleben theilt unser Forscher nichts mit, und ich vermag deshalb nicht zu sagen, ob es sich in irgend welcher Hinsicht von dem verwandter Arten unterscheidet.

*

Während die Makis sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere innerhalb ihrer Ordnung, werden auch geradezu Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem, schwanzlosem Leibe, großem, rundlichem Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger als das vordere ist. Die Schnauze ist spitz, aber kurz; die sehr großen Augen stehen sich nahe; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An den Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen, aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Im Gebiß fällt der erste obere Schneidezahn durch seine Größe auf, während der zweite gänzlich verkümmert; die sechs unteren Schneidezähne stehen wagerecht und sind unter sich von verschiedener, von innen nach außen zunehmender Breite, die Eckzähne dick, gekrümmt, aber spitzig, die beiden Lückzähne stark und einhöckerig, die Backenzähne vierhöckerig. Die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln aus 15 bis 16 rippentragenden, 8 bis 9 rippenlosen, 2 bis 5 Kreuz- und 8 bis 9 Schwanzwirbeln. Sehr eigenthümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinschlagadern: beide zertheilen sich in so viele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies erscheint — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei den Faulthieren die betreffenden Schlagadern eine ganz ähnliche Verästelung zeigen.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, jedoch nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der Schlankloris (Stenops gracilis, Loris, Arachnocebus gracilis, Loris ceylanicus), ein Thierchen, kaum so groß wie ein Eichhörnchen — nur 25 Centim. lang! — mit schmächtigem Leibe, großäugigem und spitzschnäutzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, plüschähnlichem Pelze, dessen Färbung oben röthlichfahlgrau und gelblichbraun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die nußbraunen Augen herum dunkelt das Fell und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab.

Das allerliebste Geschöpf, von den Eingeborenen Teivangu genannt, bewohnt die Wälder Ceilons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorscheine. In seinem Freileben wurde es noch von Niemandem beobachtet; obschon seit langer Zeit Berichte über dasselbe vorliegen.

Thévenot ist der Erste, welcher von Schlankloris spricht. Er sah (gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) einige von ihnen in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche

Digitized by Google

des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil ſie ſich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, ſtellten ſie ſich auf die Hinterbeine, umarmten einander öfters und ſahen die Leute dabei feſt an. Ihr Herr nannte ſie „wilde Menſchen".

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Teivangu und gibt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceilons", bemerkt aber, daß er dieſen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch ſein ſchlanker Bau ſchon beweiſen müſſe — weder faul noch langſam, ſondern im Gegentheile ſehr flink im Gehen und äußerſt gewandt und hurtig im Klettern ſei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koſte und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieſes ſei dem Männchen gegenüber ſehr artig. Die Zahl der Jungen ſoll zuweilen vier betragen.

Dieſe beiden alten Mittheilungen ſind eigentlich die ausführlichſten, welche uns über den

Schlanklori (Stenops gracilis). 1/3 natürl. Größe.

Schlanklori geworden ſind; in der Neuzeit hat meines Wiſſens nur Tennent in ſeinem Werke über Ceilon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es gibt", ſagt er, „zwei Spielarten des Schlanklori auf der Inſel; eine, deren Fell braun iſt, und eine andere, größere, mit ſchwarzem Pelze. Ich erhielt einen lebenden Teivangu oder „Dünnleib" aus Chillav von der Weſtküſte. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, beſonders gern aber auch Ameiſen und überhaupt Kerbthiere. Auf Milch und Geflügelfleiſch war er äußerſt begierig. Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborene haben mir verſichert, daß er nachts ſogar Pfauen überfällt, abwürgt und ſich dann an dem Gehirne ſeiner Beute erlabt.

„Mein Gefangener ſchlief den ganzen Tag in der ſonderbaren Stellung, welche ich hier dargeſtellt habe; er faßte dabei ſeine Stange mit allen Händen, krümmte ſich zu einem weichbehaarten Ball zuſammen und verbarg ſeinen Kopf tief zwiſchen ſeinen Beinen.

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerkſamkeit der Singaleſen erregt. Sie fangen den Teivangu ſeiner Augen wegen, aus denen ſie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geſchöpf ans Feuer, bis die Augäpfel berſten!"

Zu meiner größten Ueberraſchung und Freude fand ich einen lebenden Schlanklori im Beſitze eines Thierſchauſtellers. Das zarte Weſen war vor vier Jahren mit drei anderen nach Europa gelangt und von einem unſerer erſten Großhändler an jenen Mann verkauft worden, hatte alſo nicht allein die Reiſe nach Europa, ſondern auch die Gefangenſchaft in dem kälteren Lande vortrefflich ausgehalten. Ich erwarb das Thierchen, um es nach dem Leben zeichnen zu laſſen und beobachten zu können, für theures Geld und ließ ihm eine ſorgſame Pflege zu theil werden.

Schlanklori im Erwachen und im Schlafe.

Ueber Tages liegt oder richtiger hängt der Schlanklori in der von Tennent recht gut wiedergegebenen Stellung an einer Sproſſe ſeines Käfigs und ſchläft, ohne ſich durch die Außenwelt und ihr Treiben im geringſten ſtören zu laſſen; nach Eintritt der Dämmerung entballt er ſich, reckt und ſtreckt, noch etwas ſchlaftrunken, die langen ſchlanken Glieder und ſchreitet nun langſam und unhörbar auf der Sitzſtange ſeines Käfigs hin und her oder an dem Sproſſenwerke des Gebauers auf und nieder. Auf einer Stange oder einem Zweige bewegt er ſich mit bemerkenswerthem Geſchicke, gleichviel ob er oben oder unten an dem Aſte hängt, verſichert ſich jedoch bei jedem Schritte, den er thut, eines neuen Haltes, ſpreizt deshalb die Beine oft über alles für möglich gehaltene Maß und greift mit ihnen, wie mit den Armen, taſtend weit in die Luft, wenn es ſich darum handelt, von einem Aſte auf den anderen überzugehen. Findet er nicht gleich einen Halt, ſo bewegt er Arm und Hand zitternd, als fühle er ſich in Gefahr oder doch Verlegenheit. Er hat ein ungemein feines Gefühl in den Händen und Füßen, welche er in annähernd gleicher Weiſe gebraucht, die Hände ſelbſtverſtändlich bevorzugend. Ehe er irgendwo ſich feſthält, prüft er taſtend den Gegenſtand. Einen Aſt umklammert er mit dem den übrigen Fingern gegenüberſtehenden Daumen und ebenſo mit den Zehen und der Daumenzehe und legt die verbreiterten Fingerpolſter

Digitized by Google

ſo feſt auf, daß ſie anzukleben ſcheinen und die mittleren Fingerglieder gleichſam nach innen ſich biegen. Auf flachem Boden taſtet er vor jedem Schritte umher, als ſuche er einen zum Anklammern geeigneten Gegenſtand, ſtellt hierauf die bis zum äußerſten geſpreizten Vorder- und Hinterglieder feſt und ſchiebt endlich, mit im Knie hochgekrümmten Beinen ungemein langſam kriechend, ſich vorwärts, ſo wie eine Kröte dahin humpelt, nur daß dieſe nicht allein verhältnismäßig, ſondern unbedingt ſchneller ihren Weg zurücklegt. Jeder Halt, jede Erhabenheit des Bodens iſt ihm willkommen, und er klammert ſich dann ſofort mit Händen und Füßen an, ſcheinbar ängſtlich hoffend, die ihm heimiſche Höhe und das Gezweige wieder zu gewinnen. Der beweglichſte Theil ſeines Leibes iſt der Kopf, welchen er jählings und blitzſchnell zu drehen und zu wenden verſteht, während er mit Hand und Arm nur ſelten eine ähnlich raſche Bewegung ausführt. Seine Augen leuchten im Halbdunkel buchſtäblich wie feurige Kohlen und machen, da ſie ſehr nahe zuſammenſtehen und bloß durch eine weiße Bläſſe getrennt werden, einen höchſt eigenthümlichen Eindruck. Die Ohren werden etwas vom Kopfe ab getragen, die Muſcheln voll entfaltet.

Gereizt, läßt der Schlanklori ein ſcharfes Schnarchen hören, welches am meiſten an die Stimmlaute des Hamſters erinnert, jedoch viel ſchwächer iſt. Damit pflegt er ſeinen höchſten Zorn kundzugeben. Seine Erregbarkeit ſcheint übrigens ziemlich gering zu ſein; denn es hält ſchwer, ihn aus ſeiner Ruhe und Gleichmüthigkeit zu bringen. Menſchen oder Thiere, welche außerhalb ſeines Käfigs ſich bewegen und ſonſtwie zu ſchaffen machen, beachtet er kaum; Hunde glotzt er wie ihm vollſtändig fremde Weſen an. Auch wenn man die Hand in ſeinen Käfig bringt, läßt er kaum in ſeinen Bewegungen ſich ſtören und erſt, wenn man ihn berührt, jenes Schnarchen vernehmen, verſucht dann wohl auch, zu beißen. Ein leiſes Streicheln ſcheint ihm zu behagen; krabbelt man ihn ſanft am Kopfe, ſo ſchließt er die Augen.

Seine Hauptnahrung beſteht in eingeweichtem Milchbrod. Obſt verſchmäht er faſt gänzlich, Fleiſch und Eier ebenſo; auch an lebenden Vögeln hat er bis jetzt ſich nicht vergreifen wollen. Dagegen frißt er Kerbthiere, zumal Mehlwürmer, ungemein gern, iſt jedoch zu ungeſchickt oder zu träge, ſolche ſelbſt ſich zu nehmen, und greift bloß dann mit dem Maule zu, wenn ſein Wärter ihm den Leckerbiſſen mundgerecht vorhält. Wahrſcheinlich iſt ſeine Gleichgültigkeit gegen Geflügel und deſſen Fleiſch einzig und allein Entwöhnung infolge ſeiner langen Gefangenſchaft; Tennents Beobachtungen beſtehen alſo, ungeachtet der meinigen, jedenfalls noch zu Recht.

Der Plumplori (Stenops tardigradus, Nycticebus, Bradylemur tardigradus, Lori, Nycticebus bengalensis) iſt etwas mehr bekannt geworden, wahrſcheinlich, weil er häufiger und verbreiteter iſt als ſein ſchlanker Vetter. So viel man weiß, bewohnt das Thier die Waldungen des indiſchen Feſtlandes und die Sundainſeln, wenigſtens Sumatra. In Oſtindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bru-Samundi. Er iſt größer und unterſetzter gebaut als ſein Verwandter; ſeine Leibeslänge beträgt reichlich 35 Centim.

Der plumpe Lori, ein überall ſeltener Bewohner der einſamſten Wälder ſeiner Heimat, lebt in Familien zuſammen, welche den Tag in Baumlöchern verſchlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit iſt das Thier von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es ſehr oft zahm gehalten, auch wiederholt lebend nach Europa gebracht. Obſerville, Seba und Jones haben das Beſte über ſein Leben berichtet. Der Tevang verdient ſeinen Namen. Er ſchleicht ſo langſam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchſt ſelten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, ſonſt immer nur auf allen Vieren. Das Klettern verſteht er beſſer; ſeine Trägheit iſt aber auch hierbei ſehr auffallend. Gegen das Tageslicht ſcheint er äußerſt empfindlich zu ſein; nachts aber ſieht er vortrefflich, und die bei Tage glanzloſen Augen leuchten dann. Sein Gehör iſt ſo fein, daß er, auch wenn er ſchläft, augenblicklich das Geräuſch eines ſich ihm nähernden Kerb-

Digitized by Google

thieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel verſteht er meiſterhaft zu beſchleichen und mit einem einzigen, blitzſchnellen Griffe zu erhaſchen. Seine gewöhnliche Stimme beſteht in einem ſanften Pfeifen, welches abändert, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken ſoll; im Zorne läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Bei den Eingeborenen Javas ſteht der „Muka“ (das Geſicht), wie ſie den Plumplori nennen, in ſehr ſchlechtem Rufe. Seine Anweſenheit, ſo glaubt man, bringt Gefahr, Krankheit, Tod oder ſonſtiges Unglück, und deshalb meidet jeder das Thier, ſo viel er kann. „Als ich einen ſolchen Gaſt in meinem Hauſe unterbrachte“, ſchreibt mir Haßkarl, dem ich vorſtehende Angaben verdanke,

Plumplori (Stenops tardigradus). ⅔ natürl. Größe.

„wurde ich allgemein gewarnt und mir verſchiedenartige Gefahren in Ausſicht geſtellt. Ich hielt auch meinen Lori nicht lange am Leben; wahrſcheinlich wurde er von Inländern, nämlich meiner Hausbedienung, welche ſich entſetzlich vor ihm fürchteten, und denen der widerliche Geruch überaus unangenehm war, durch ein oder das andere Mittel getödtet.

„Gefangene Tevangs ſind ſtill, geduldig und ſchwermüthig. Sie ruhen den ganzen Tag über in kauernder Stellung und ſtützen den Kopf auf ihre zuſammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Stricke angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über ſeine Feſſeln: ſie zu brechen, verſuchte er nicht. Er biß in der erſten Zeit nach ſeinem Wärter; einige kleine Züchtigungen reichten jedoch hin, ſolche Ausbrüche ſeines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn ſtreichelte, nahm er die ihn liebkoſende Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und richtete die halbgeöffneten Augen gegen ſeinen Pfleger. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerſt rieb er ſich die Augen, wie ein ſchlaftrunkener Menſch; dann ſah er ſich um und begann umherzuſtreifen. Er wanderte dabei auch geſchickt auf Seilen umher, welche man für ihn ausgeſpannt hatte. Früchte und Milch genoß er ſehr gern; beſonders lüſtern aber war er nur nach

Digitized by Google

Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm solches Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durchmessend, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Anderen zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken."

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen neun Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnelleren Bewegung bringen. Beim Klettern ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem anderen wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschicke; außerdem fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen Tevang während seines Aufenthaltes in Indien. Dieser war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Sie verstimmte ihn sichtlich und machte ihn bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte er sich sehr dankbar, wenn er gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man ihn überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel er in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Igel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte er, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte erst dann sich vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Obgleich nicht gefräßig, konnte er doch gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit, während der ganzen Nacht nach. Wenn ein Kerbthier in seiner Nähe sich niederließ, heftete er seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte er seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte er seine vier Hände ohne Bevorzugung des vorderen Paares. Oft hielt er mit einer Hand sich oben am Käfige, während die drei anderen sich unten etwas zu thun machten; am liebsten aber hing er sich, den Leib verkehrt nach unten gerichtet, mit Händen und Füßen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche er, die ihm fehlende Bewegung sich zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien er am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte er recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, er wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. Eines Tages fand man ihn todt in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die größte Unannehmlichkeit, welche das schmucke Thierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der von ihm ausgehende widerliche Geruch: man vergißt dies aber gern über die Freude, welche das so seltene und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Ich habe bis jetzt nur zwei lebende Plumploris gesehen und beobachtet, den ersten im Thiergarten zu Amsterdam, und zwar nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich, als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er von Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes", wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies

Digitized by Google

geſchah in einer Weiſe, welche mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey ſchon vor dreißig Jahren gab, ſehr überraſchte. Seine großen Augen ſtarr auf uns geheftet, ging er äußerſt langſam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der ſenkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert alſo von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Geſichte. Dies thut meines Wiſſens kein anderes Thier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr regungslos in ſeiner Stellung, daß er dem Zeichner ſeine Arbeit ſehr erleichterte.

Einen zweiten Plumplori pflege ich ſelbſt ſeit geraumer Zeit. Er iſt ein verhältnismäßig gutmüthiges, richtiger wohl ein leidlich gezähmtes Geſchöpf und läßt ſich mühelos behandeln. Doch liebt auch er Berührungen unſanfter Art durchaus nicht und wehrt ſich mit einem abſonderlichen Geſchrei, einem nicht gerade lauten, obſchon ſcharfen „Kekekeker", zuweilen auch mit Beißen dagegen. Wenn er das letztere thut, geſchieht es mit ſolchem Nachdrucke, daß regelmäßig Blut fließt: ſeinem Wärter biß er einmal den Nagel des Daumens durch. Ueber Tages ruht er in einer ganz ähnlichen Stellung wie ſein Verwandter, zum Ball zuſammen gerollt, den Kopf tief herniedergebeugt und zwiſchen den Schenkeln verſteckt, mit Händen und Füßen an einem ſenkrechten oder wagerechten Zweige ſich anhaltend. Nachdem er in einen größeren Käfig mit von unten her geheiztem Fußboden gebracht worden war, verließ er die Sitzſtangen, um der ihm wohlthuenden Wärme nachzugehen, grub ſich in das auf dem Boden liegende Heu ein und legte ſich hier, zuſammengerollt wie immer, aber halb zur Seite geneigt, nieder. Während er ſchläft, athmet er ruhig und tief, etwa zweiundzwanzig Mal in der Minute. Was um ihn her vorgeht, kümmert ihn nicht; Anrufe laſſen ihn gleichgültig; bei wiederholter Berührung aber wacht er auf, öffnet die Augen und ſtarrt ſchlaftrunken ins Weite.

Rückwärts kletternder Plumplori.

Nach reichlich zwölfſtündigem Schlafe ermuntert er ſich, klettert gemächlich auf eine ſeiner Sitzſtangen, klammert hier mit den dicht behaarten, breiten, zangenartigen Füßen ſich feſt und beginnt mit Händen und Zunge ſein plüſchähnliches Fell zu ſäubern und zu glätten. Dabei dreht und wendet er ſich mit unvermutheter Gelenkigkeit, ſo daß er alle Theile ſeines Pelzes erreichen und in Ordnung bringen kann. Im Sitzen nimmt er nicht ſelten eine Stellung an, welche kaum von einem Klammeraffen nachgeahmt werden möchte, indem er mit den Schenkeln auf einer Sitzſtange ſich niederläßt, mit den Händen an einer benachbarten ſich feſthält, die Beine über die Arme wegſtreckt und die Füße über dieſen zuſammenſchlägt. Außerdem hockt er nach Affenart auf dem Geſäß, doch nie, ohne mit den Klammerfüßen an einem Zweige ſich zu befeſtigen. Beim Gehen auf wagerechten Aeſten ſteht er hinten viel höher als vorn. Sein Gang im Gezweige entſpricht den Angaben Obſerville's durchaus nicht, iſt im Gegentheile ſehr leicht und gewandt, fördert auch weit raſcher, als jener Beobachter behauptet. Zwar thut der Plumplori keinen Schritt, ohne gewiß zu ſein, beim nächſten wieder einen ſicheren Anhalt zu haben, umklammert auch bei jedesmaligem Auffußen den Aſt feſt und beſtimmt; der Wechſel der Schritte geſchieht jedoch ſo raſch und gleichmäßig wie bei vielen Tagaffen. Daumen und Daumenzehen ſetzt er beim Gehen ebenſo oft vor- als rückwärts, dreht auch wohl gleichzeitig das eine Glied nach vorn, das andere nach hinten.

Digitized by Google

Gleich seinem Verwandten spreizt er seine Beine zuweilen ungemein weit aus, so, wie es unser Künstler an der Figur im Hintergrunde des Bildes getreulich dargestellt hat. Auf dem Boden bewegt er sich ebenfalls schwerfällig weiter; so unbeholfen und täppisch wie sein Verwandter aber ist er nicht.

Nach geschehener Reinigung des Felles denkt er zunächst ans Fressen. Mit Auge und Nase untersucht er den Raum des Käfigs, geht sodann auf den Futternapf zu, ergreift mit der Hand einen Brocken seiner Nahrung und führt ihn zum Munde, nach und nach in kleineren Bissen ihn verzehrend. In der Auswahl seiner Nahrung gibt er sich als Raubthier, nicht als Pflanzenfresser zu erkennen. Er nimmt eingeweichtes Milchbrod, weil er an dasselbe gewöhnt worden ist, lieber als Milchreis oder als Früchte verschiedener Art, zieht jedoch Kerfe und Kleingethier höherer Klassen jeder anderen Speise vor. Mehlwürmer frißt er dutzendweise; kleine lebende Vögel erregen sofort seine Aufmerksamkeit und Mordlust. Doch zeigt er, wenn er einen lebenden Vogel innerhalb seines Käfigs entdeckt hat, keineswegs besondere Gier, läßt sich auch nicht aus dem gewohnten Geleise bringen. Achtsam jede Regung des Opfers verfolgend, setzt er sich endlich in Bewegung, schreitet, nicht schneller als sonst, auf dasselbe los, nähert sich mehr und mehr, greift blitzschnell zu, packt mit sicherem Griffe die Beute und führt sie ebenso ruhig und bedächtig wie einen sonstigen Brocken dem Maule zu, um ihr zunächst mit kräftigem Bisse die Hirnschale zu zertrümmern, und frißt hierauf gemächlich, ohne mit Rupfen sich aufzuhalten, erst das Hirn, sodann das Fleisch, alle Federn mit den Lippen abstreifend und liegen lassend.

Den in einem anderen Käfige eingesperrten Schlanklori betrachtete er, als er zum ersten Male in seine Nähe gebracht wurde, mit ersichtlicher Theilnahme, ohne jedoch einen Versuch zu weiterer Annäherung zu machen; später ließ ihn der Verwandte ebenso gleichgültig wie jedes andere Thier, mit Ausnahme eines ihm zur Nahrung geeignet erscheinenden natürlich. Sein Verstand ist, wie aus allen bisher mit ihm angestellten Versuchen hervorzugehen scheint, höchst gering, seine Theilnahmlosigkeit gegen die Außenwelt dafür um so größer; denn sein Gedankengang bewegt sich ersichtlich in einem sehr beschränkten Gebiete. Ob er geistig höher steht als ein Galago, dürfte fraglich sein, unter den Lemuren steht er gewiß.

*

An die Loris schließen zwei afrikanische Halbaffen mit verkümmerten Schwänzen sich an, welche äußerlich zwar in hohem Grade sich ähneln, durch Verschiedenheit der Handbildung und Schwanzlänge sowie des Gebisses aber sich unterscheiden und deshalb als Vertreter zweier Sippen betrachtet werden.

Der Potto (Perodicticus Potto, Nycticebus P., Potto Geoffroy, P. Bosmani) hat schlanken Leib, rundlichen Kopf, mit vorspringender Schnauze, mittelgroßen Augen und kleinen häutigen Ohren, fast gleichlange Arme und Beine, mit großen Händen und Füßen, verkümmerten, aber noch deutlich erkennbaren, nagellosen Zeigefinger und, mit Ausnahme der großen, krummen, flachen, aufrecht gestellten Kralle der zweiten Zehe, platte Nägel sowie einen kurzen Schwanz. Sein Gebiß besteht aus zwei Schneide-, einem Eck-, drei Lück- und drei Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, im ganzen also aus sechsunddreißig Zähnen; die unteren Schneidezähne sind vorgeneigt, die oberen vorderen Backenzähne vierhöckerig, während der letzte nur zwei Spitzen, der letzte Unterbackenzahn dagegen fünf Höcker zeigt. Von den Wirbeln tragen 14 oder 15 Rippen, 7 oder 8 bilden den Lendentheil der Wirbelsäule. Der kurzwollige Pelz ist oben röthlichgraufahl, schwarz gemischt, auf Kopf, Armen und Beinen röthlicher, in der Schultergegend fahlmäusegrau, auf der Unter- und Innenseite noch lichter, hellfahlgrau, am Schwanze graulichrostroth, das Haar mit schwarzer brauner Spitze; die einzelnen Haare der Oberseite haben an der Wurzel graue, in der Mitte mäusefahlgraue, gegen die Spitze hin braune, an der Spitze schwarze oder hellfahlgraue Färbung. Die Gesammtlänge beträgt etwa 35 Centim., wovon der Schwanz 6 Centim. wegnimmt.

Digitized by Google

Der Bärenmaki (Arctocebus calabarensis, Perodicticus calabarensis) unterscheidet sich vom Potto äußerlich durch die größeren Augen und Ohren, den zu einer Warze verkümmerten Zeigefinger und den als kurzen Stummel kaum wahrnehmbaren Schwanz, im Gebiß, welches dieselbe Anzahl von Zähnen zusammensetzt, durch die letzten Backenzähne, da der obere drei, der untere fünf Spitzen hat. Von den Wirbeln tragen 15 Rippen, 7 bilden den Lendentheil. Ein dichtes und langes, wolliges, im Gesichte und auf dem Rücken der Hände und Füße spärlich

Bärenmaki (Arctocebus calabarensis). ⅓ natürl. Größe. (Nach Wolf).

stehendes und sich verkürzendes Haarkleid von rostbräunlichgrauer, auf der Unter- und Innenseite licht graulicher, im Gesichte und auf Händen und Füßen dunkelbräunlicher Färbung bedeckt den Leib. Die Länge beträgt 25 bis 30 Centim.

Ueber die Lebensweise beider Thiere wissen wir noch überaus wenig, obgleich der Potto bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt und der Bärenmaki oder Angwantibo der Eingeborenen im Jahre 1680 aufgefunden wurde, ersterer auch schon mehrmals lebend nach Europa und zwar in den Londoner Thiergarten gelangte. Bosman, der erste Entdecker, sagt vom Potto, er sei träge wie ein Faulthier, und werde von den Holländern in Guinea deshalb der Faullenzer genannt; Boyle, welcher später ein Stück einsandte, gibt an, daß er zurückgezogen lebe, sich selten und nur bei Nacht zeige, Pflanzen und zwar hauptsächlich Cassada fresse und von den Ansiedlern Buschhund genannt werde. Neuere Angaben sind mir nicht bekannt geworden. Von den beiden

Digitized by Google

Gefangenen des Londoner Thiergartens theilte mir Sclater das Nachſtehende mit: „Unſere Pottos kommen freiwillig niemals bei Tage zum Vorſcheine, erſcheinen aber des Abends bei guter Zeit, zunächſt um Futter zu nehmen, ſind dann ungemein thätig und ſpringen während der ganzen Nacht lebhaft auf den in ihren kleinen Käfigen befeſtigten Zweigen umher. Ihr Futter beſteht aus reifen Früchten, Aepfeln, Birnen, Feigen, Bananen, Weintrauben und dergleichen; auch freſſen ſie gekochten Reis, durch Zucker verſüßtes Milchbrod und ein wenig gekochtes Fleiſch, welches ihnen in kleinen Stücken vorgeſetzt wird. Kleine Vögel, welche in ihren Käfig geſetzt werden, fangen ſie ſehr geſchickt und zerreißen ſie augenblicklich, ſcheinen auch höchlichſt befriedigt zu ſein, wenn man ihnen eine derartige Abwechſelung ihres gewöhnlichen Futters bietet".

Bilchmaki (Microcebus myoxinus). 1/2 natürl. Größe.

Von Wagner und Anderen wurde die nun zu erwähnende Sippe der erſten Familie von den bisher genannten Halbaffen getrennt und in eine beſondere Familie vereinigt, als deren Kennzeichen man die verhältnismäßig langen Fußwurzeln hervorhob. Auch zeigt das Aeußere der ſogenannten Langfüßer manches Eigenthümliche, da ſie es ſind, welche die Bilche oder Schlafmäuſe innerhalb ihrer Familie zu vertreten ſcheinen. Doch haben ſie im weſentlichen ſo viel Aehnlichkeit mit den bereits beſchriebenen Arten, daß ſich nach Anſicht der neueren Thierkundigen gedachte Trennung nicht rechtfertigen läßt.

Bei den Zwergmakis (Microcebus) ſind die Augen mehr als die Ohren entwickelt. Der Leib iſt gedrungen, der Kopf kurz, die Schnauze gerundet, der Schwanz etwas mehr als leibeslang, die Gliederung übrigens verhältnismäßig, da die Hinterglieder nicht weſentlich länger als die vorderen ſind. Große Augen und mittelgroße, innen nackte, außen ſehr fein und ſchwach behaarte

Ohren, ungemein zierliche Hände und Füße mit kurzen Fingern und Zehen, verhältnismäßig derben Daumen und Daumenzehen sowie ein zartes, weiches, zwischen wollig und seidig mitteninne stehendes Fell zeichnet die Thierchen äußerlich sonst noch aus. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem Kiefer und 6 Backenzähnen in der oberen, 5 in der unteren Kinnlade. Die oberen Schneidezähne haben eine breite, zweilappige Krone, die oberen Mahlzähne zwei äußere und einen Mittelhöcker. Die Wirbelsäule wird aus 23rippentragenden, 7 rippenlosen, 3 Kreuz- und 28 Schwanzwirbeln zusammengesetzt.

Der Bilchmaki (Microcebus myoxinus), dessen Leibeslänge 14 bis 15 Centim. und dessen Schwanzlänge 16 bis 17 Centim. beträgt, einer der bekannteren Vertreter dieser Sippe, ist auf der Oberseite rostgelblichgrau mit goldigem Schimmer, auf der Unterseite weiß.

Auch dieser Lemur und seine ihm nahe stehenden Verwandten bewohnen Madagaskar; über ihre Lebensweise aber wissen wir bis jetzt noch außerordentlich wenig, wie sich dies in Anbetracht der geringen Größe und des nächtlichen Treibens zur Genüge erklärt. Ein von Pollen beschriebener Sippschaftsgenosse lebt in den undurchdringlichsten Waldungen der Insel, über Tags in einem von ihm selbst aus Stroh und dürren Blättern zusammengebauten Neste von der Größe eines Eichhornhorstes sich verbergend, nachts nach Art der gesammten Verwandtschaft umherstreifend und seiner Nahrung nachgehend, welche wahrscheinlich mehr in Kerbthieren als in Früchten besteht. Hierauf beschränkt sich zur Zeit unsere Kenntnis.

*

Zu den uns am besten bekannten Halbaffen überhaupt gehören die Ohrenmakis oder Galagos, über deren Leben und Treiben schon ältere Reisende uns Kunde gegeben haben. Während bei den Zwergmakis der Sinn des Gesichtes obenan steht, überwiegt bei ihnen das Gehör, entsprechend den sehr großen häutigen Ohren, welche an die einzelner Fledermäuse erinnern. Der Leib der Galago's darf eher schmächtig als gedrungen genannt werden, sieht aber infolge der reichen Behaarung stärker aus als er ist; der verhältnismäßig große Kopf zeichnet sich außer den ungewöhnlich entwickelten, nackten Ohren, durch die einander genäherten großen Augen aus; Vorder- und Hinterglieder sind mittellang, Hände und Füße noch wohlgebildet, Zeigefinger und zweite Zehe, bei einzelnen auch Mittelfinger und mittlere Zehe mit krallenartigen, alle übrigen mit platten Nägeln versehen. Vier große, schlanke, meißelförmige, getrennt von einander stehende Schneidezähne in den oberen, 6 größere, breite und lange in den unteren Kiefern, ein langer glatter, außen gefurchter Eckzahn, 3 Lück- und 6 Backenzähne in den oberen und ein etwas kürzerer aber stärker gekrümmter Eckzahn, 2 Lück- und 3 Backenzähne in den unteren Kiefern bilden das Gebiß; 13 rippentragende, 6 rippenlose, 3 Kreuz- und 22 bis 27 Schwanzwirbel neben den Halswirbeln setzen die Wirbelsäule zusammen.

Alle Galagos, Bewohner Afrika's und seiner westlichen und östlichen Inseln, müssen, abweichend von den Makis, als Raubthiere angesehen werden, welche nur nebenbei Früchte genießen. Um sie zu schildern, will ich hier die Worte wiederholen, welche ich in Gemeinschaft mit Kersten nach dessen Angaben und eigenen Beobachtungen in dem von der Decken'schen Reisewerke gebraucht habe. „Die Galagos sind Nachtthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne ist, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorübergeht, welche, schläferiger als die Schlafmäuse, während jeder Stunde in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, durch das ängstliche Verbergen ihres Kopfes vor dem verhaßten Sonnenlichte sich zu schützen, ja durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern sich bestreben. Werden sie durch irgend eine Ursache gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe erweckt, so starren sie anfangs wie träumend ins Weite, kommen allmählich aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen

Digitized by Google

ſich dieſelben Thiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Ohrenmaki, vielleicht infolge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den über dem Kopfe zuſammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlſchließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zuſammengeſchrumpften Ohren, putzt und leckt ſich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr ſein geſpenſtiges Treiben, bei Lichte betrachtet, ein Räuberleben im vollſten Sinne des Wortes, in welchem unerſättlicher Blutdurſt mit einer bei ſo hochſtehenden Handthieren ungewöhnlichen Mordluſt ſich paart. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, fernſichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, ſcharfſpürig wie ein Fuchs, zwar nicht eben verſtändig, wohl aber liſtig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffs durch Dreiſtigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethieres und unterſcheidet ſich hierdurch weſentlich von den meiſten ſeiner Ordnungsverwandten."

In dieſen Worten iſt faſt alles enthalten, was über das Freileben der Ohrenmaki's bis jetzt bekannt wurde; es dürfte auch nicht leicht ſein, Ausführlicheres zu erfahren, da die Beobachtung des Treibens und Gebarens dieſer Thiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat. So mangelt uns genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weiſe der Fortpflanzung; denn nur das eine können wir ſagen, daß die Ohrenaffen wie faſt alle übrigen Handthiere ein einziges Junge zur Welt bringen. Auf Sanſibar wird nicht ſelten ein gefangenes Galagoweibchen mit dieſem einen Jungen zum Verkaufe ausgeboten. Letzteres hängt, wie es bei Affen, Halbaffen und Fledermäuſen die Regel, an der Bruſt und an dem Bauche der Mutter, mit ſeinen vier Händchen feſt eingeklammert in das wollige Flies der Erzeugerin, ſo feſt, daß dieſe mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, und daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.

Unter den wenigen bis jetzt entdeckten und unterſchiedenen Arten der Ohrenmaki's, deren größter einem faſt erwachſenen Kaninchen gleichkommt, während die kleinſte Art eine mäßiggroße Maus kaum übertrifft, kennen wir ſeit Adanſons Zeiten den Galago (Otolicnus Galago, Lemur G., O. senegalensis, O. Teng, Galago senegalensis, G. Moholi, G. Cuvieri), ein zierliches Geſchöpf von Eichhörnchengröße, nämlich 16 bis 20 Centim. Leibes- und 23 bis 25 Centim. Schwanzlänge. Sein kurzer, aber dichter und ſeidenweicher Pelz iſt auf der Oberſeite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken ſchwach röthlich, aber an der Innenſeite der Gliedmaßen ſowie am Bauche gelblichweiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwiſchen den Augen entſpringende und bis an das Naſenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren ſind fleiſchfarben, die Augen braun.

Ein großer Theil Afrika's iſt die Heimat des Galago. Adanſon entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; ſpätere Reiſende beobachteten ihn in Südafrika und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur weſtlich von dem Weißen Nil und namentlich in Kordofân. Den Eingeborenen iſt er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; ſie glauben, daß er urſprünglich ein Affe geweſen und nur wegen ſeiner Schlafſucht ſo herabgekommen ſei. Wir trafen den Tendj bloß in Mimoſenwäldern an. Gewöhnlich war ein Pärchen beiſammen. Die Thiere ſchliefen, auf dichten Aeſten ganz nahe am Stamme ſitzend, wurden aber augenblicklich munter, ſobald ſie unſere Fußtritte vernahmen. Wenn wir ſie aufſcheuchten, kletterten ſie — bei Tage — raſch und gewandt an dem Geäſte umher, ergriffen aber niemals die Flucht, ſondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll ſitzen und lauſchten und ſpähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen ſcharfen Stacheln der Mimoſen wußten ſie ſich ſehr geſchickt zu bewegen und verſtanden es auch, weite Sätze von einem Baume zum anderen zu machen. Nachts ſollen ſie, wie man uns ſagte, ſchnell aber lautlos ihrer Kerbthierjagd oder wenigſtens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen ſollen dann ſchimmern

Digitized by Google

„wie das brennende Feuer". Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast, auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.

Galago (Otolicnus Galago). ½ natürl. Größe.

Der Kaufmann Bacle, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der südwestlichen Sahara gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere" und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder anderen Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorüberfummte; sie lauerten auf Küchenschaben und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebenso sehr an die Makis wie an die Fledermäuse. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzte alle Reisende in Erstaunen; das merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber rollt sich die Ohrspitze wieder auf, und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörssinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu schlafen.

Digitized by Google

Der auf Sansibar lebende Ohrenmaki, welcher sich von dem des nahe gelegenen Festlandes zu unterscheiden scheint, der Komba der Suaheli (Otolicnus [Otolemur] agisymbanus), übertrifft den Galago an Größe: seine Leibeslänge beträgt 20 bis 30, die Schwanzlänge 22 bis 25 Centim. Die vorherrschende Färbung des Felles ist gelblich- oder bräunlichgrau, da die Haare an der Wurzel aschgrau, an der Spitze braun aussehen. Auf der Schnauzen- und der Nasengegend sowie auf den Fingern und Zehen dunkelt die Farbe, auf Kinn und Wangen lichtet sie sich zu Grauweiß; auf Brust, Bauch und Innenseite der Glieder geht sie in ein helleres Grau über. Der an der Wurzel braunrothe Schwanz ist in der hinteren Hälfte schwarzbraun. Die großen, beinahe kahlen Ohren sehen aschgrau aus.

Auf Sansibar hat man, laut Kersten, ein sehr einfaches Mittel, sich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne eigentlich Jagd auf ihn zu machen: seine Leckerhaftigkeit wird ihm zum Verderben. Ungeachtet der Gier nach dem warmen Blute höherer Wirbelthiere nämlich, ist der Komba süßen Genüssen nicht abhold, ja im Gegentheile denselben in einer Weise zugethan, für welche es nur noch in der Lebensweise der Affen und einzelner Nagethiere anderweitige Belege gibt. „Wenn der Palmenwein abgeschöpft wird, stellt gar nicht selten unser Ohrenmaki als ungebetener Gast zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmause sich ein, schlürft von dem süßen Labetrunke und erprobt auch an sich die Wahrheit, daß zu viel des Geistes den Geist umnebelt. Denn nicht allein süß ist die wundersame Flüssigkeit, welche dem Palmenhaupte entströmt, sondern auch berauschend, und zwar um so mehr, je länger sie mit der Luft in Berührung war. Der durstige Zecher in Lemurgestalt verliert die Besinnung, stürzt von der für ihn sicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom schweren Rausche bemeistert. Hier findet ihn am Morgen der Neger, welcher ausgesandt wurde, den ausgeflossenen Palmenwein zu sammeln, hebt den regungslosen Träumer vom Boden auf, birgt ihn zunächst in einem einfachen Käfige oder fesselt ihn mit einem um die Weichen geschlungenen Stricke, bringt ihn nach der Stadt und bietet ihn hier einem der auf solcherlei Thiere erpichten Europäer zum Kaufe an, nöthigenfalls ihn von einem Hause zum anderen oder selbst auf eines der im Hafen liegenden Schiffe tragend.

„Mit nicht geringer Verwunderung und entschiedenem Misbehagen sieht sich das Kind des Waldes beim Erwachen im Käfige oder doch gefesselt, mindestens eingeschlossen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegenkommt, zeigt es nicht das geringste Verständnis, vielmehr nur Widerwillen, Unlust und Bosheit. Sein schwaches Gehirn vermag sich in die veränderten Umstände nicht so bald zu fügen; es vergilt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geschähe, regelmäßig das Gegentheil von dem, was sein Gebieter beabsichtigte, verschmäht Speise und Trank und regt sich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

„Mismuthig entschließt sich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Komba nicht vertraute Europäer, das widerhaarige Geschöpf sich selbst zu überlassen, nachdem er ihm vorher im Käfige noch ein behagliches Lager zurecht gemacht, vielleicht hoffend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder stimmen, ihn seinen Groll vergessen lassen werde. Beim Morgenbesuche, welchen der Gebieter seinem Pfleglinge macht, sieht er zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Flüchtling aber im Innern des bisher zwei Feuerwebern zum Aufenthalte dienenden Gebauers in sich selbst zusammengerollt liegen. Im ersten Augenblicke vermag er nicht zu begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus seinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hause zu entrinnen, an der glatten Wand mit Mühe sich emporzuschwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen. Nachdem er sich aber vergeblich nach diesen umgeschaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmustert und doch keines der rothen, lebendigen Flämmchen wahrgenommen hat, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Hastig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab, und auf dem Boden desselben liegen einige Ueberreste der

Digitized by Google

prächtigen Vögel. Ergrimmt greift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, welchem jegliches Schuldbewußtsein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Biſſe die ihm zugedachte Unbill und enthüllt somit seinem Pfleger eine diesem noch unbekannte Seite seines Wesens.

„Doch unser Halbaffe ist ein viel zu anziehendes Geschöpf, als daß der Zorn eines Thierfreundes lange andauern könnte. Der Verlust der Feuerweber wird verschmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet sich der Störrische mit seinem Wohlthäter. Als entschiedener Freund berauschender Getränke meidet er das Wasser, auch wenn man ihn in der Absicht, seinen Trotz zu brechen, längere Zeit dürsten ließe. Das ihm endlich vorgesetzte Schälchen Sorbet ist aber doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt stehen lassen sollte. Bis auf die Neige schlürft er es, sein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Katze erinnern, und dankbar gleichsam leckt er auch noch den mit der süßen Flüssigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht schwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch geweichtes Weißbrod zu sich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; schließlich gewöhnt er sich so an diese Getränke, daß er nie verabsäumt, zur Theestunde freiwillig sich einzustellen. Bezüglich der festen Nahrung beharrt er treuer bei seinen alten Gewohnheiten; Fleisch bleibt unter allen Umständen seine Lieblingskost, obschon er sich herbeiläßt, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszusaugen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geschieht dies vielleicht nur deshalb, weil die süße Frucht ihm so zu sagen mehr als geronnenes Getränk, denn als Nahrung vorkommen mag. Fleisch der verschiedensten Wirbelthiere, vor allem aber Kerfe bleiben seine Hauptnahrung, und erst nach längerer Gefangenschaft entschließt er sich, auch gekochtes Fleisch als genießbar zu betrachten.

„Im Verlaufe der Zeit vergilt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienste. In dem Raume, welcher einen Komba beherbergt, endet alle Gemüthlichkeit des Lebens einer Maus, in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches er bewohnt, stellt er den so lästigen großen Schaben mit unermüdlichem Eifer nach. Unhörbar dahinschreitend naht er sich der von ihm erspähten Schabe, die spinnengleichen Finger weit gespreizt, greift plötzlich zu, zerdrückt in demselben Augenblicke die erpackte Beute und führt sie unmittelbar darauf, behaglich schmatzend, zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während der langweiligen Seefahrt anstellten. Die Menge der unser Schiff bevölkernden Schaben machte es nothwendig, von Zeit zu Zeit unsere Kleiderkisten zu untersuchen. Der von den Schmarotzern herrührende Gestank, welcher uns beim Oeffnen der Kiste entgegendrang, lockte unseren zahmen Ohrenmaki herbei. Trotz der ihm ungelegenen Tageszeit musterte er mit großer Aufmerksamkeit den Inhalt der Kiste, bewies uns auch sehr bald, daß er sehr wohl wußte, warum er gekommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraschender Geschicklichkeit fuhr er blitzschnell bald nach dieser bald nach jener Stelle, hier eine ausgebildete Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am kauenden Munde festhielt, war die andere beschäftigt, neues Wild zu erjagen. So spähte, lauschte, schaffte und schmauste er, bis wir unsere Arbeit beendigt hatten.

„Ein wirklich gezähmter Komba ist weit liebenswürdiger und anmuthiger als ein Affe, Störung seines Tagesschlafes berührt natürlich auch den frömmsten höchst unangenehm; abends hingegen, nachdem er sich vollständig ermuntert, beweist er seinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obschon er hierin hinter seinen Ordnungsverwandten, den Makis, noch zurücksteht. Aber er gestattet, daß man ihn angreift, gibt sich mit Vergnügen den ihm erwiesenen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von seinem scharfen Gebiß Gebrauch zu machen. Mit Seinesgleichen verträgt er sich von Anfang an vortrefflich, auch an andere Hausthiere gewöhnt er sich. Wenn er erst gelernt hat, verschiedenerlei Nahrung zu sich zu nehmen, hält es nicht schwer, ihn nach Europa zu bringen."

Digitized by Google

Der größte bis jetzt bekannte Ohrenmaki, welchen wir Riesengalago nennen wollen (Otolicnus [Otolemur] crassicaudatus), kommt einem Kaninchen an Leibesumfang beinahe gleich: seine Leibeslänge beträgt 30 bis 32, die Schwanzlänge 40 bis 42 Centimeter. Das dichte, wollige Fell, welches namentlich den Schwanz buschig bekleidet und nur auf dem Rücken der Hände und Füße sich verkürzt und anlegt, ist auf dem Oberkopfe rothbraun, auf dem Rücken graulich-roſtfarben, auf der Unterſeite grau oder gelblichweiß, auf dem Schwanze roſtbräunlichroth, auf den Fingern und Zehen ſchwarzbraun, jedes einzelne Haar an der Wurzel blau- oder ſchwarzgrau, an der Spitze ſilbergrau, ſchwarz und braun geringelt oder auch ganz ſchwarz.

Stellungen des Riesengalago.

Das Verbreitungsgebiet erſtreckt ſich über einen ziemlich großen Theil Oſtafrikas, von Moſambik an bis zum Djuba herab; über das Freileben des Thieres aber wiſſen wir noch ſo gut als gar nichts. Dagegen gelangen neuerdings gerade Galagos nicht allzu ſelten lebend in unſere Käfige und haben hier auch mir zu Beobachtungen Gelegenheit gegeben, aus denen hervorgeht, daß der Riesengalago im weſentlichen ſich von den Verwandten nicht unterſcheidet. Wie dieſe iſt er ein vollkommenes Nachtthier, welches den ganzen Tag verſchläft, die ganze Nacht aber munter und lebhaft ſich umhertreibt und erſt morgens, nachdem es vollkommen licht geworden, ſein Lager ſucht. Ueber Tags ruht er in ſehr zuſammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelſten Ecke ſeines Käfigs. Er legt dabei ſeinen Kopf zwiſchen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit ſeinem buſchigen Schwanze und packt dieſen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorſchiebt, ſo weit die langen Beine es geſtatten. Auf dieſe Weiſe verſteckt er den Kopf ſo vollſtändig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das geringſte ſieht. Eine Schwanzbiegung ſchließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt und erſcheinen dabei ſchlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt ſich und ſchaut ſpähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechſelnd

vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Er klettert langsam, aber äußerst geschickt, kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbeine fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin ꝛc. Seine Kost besteht in Milchbrod, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern; auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betasten. Lebende Vögel betrachtet er mit lüsternem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen, nachts erweitert er sich bedeutend. Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Ruckfen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen Laut „Du", steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „Dju". Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, tu, tu tui, dju dju", sehr dumpf und hohl.

Ein großer, runder, dicht auf den Schultern sitzender Kopf mit wahrem Froschgesichte, kurze Vorder- und lange Hinterglieder sowie ein mehr als leibeslanger Schwanz sind die äußerlichen, sehr absonderlich gestaltete, denen der Kerbthierräuber ähnelnde Zähne die hauptsächlichsten innerlichen Merkmale eines Halbaffen, welcher schon seit geraumer Zeit zum Vertreter einer besonderen Sippe, neuerdings aber mit vollstem Rechte zum Urbilde einer eigenen Familie erhoben worden ist. Entsprechend den ungemein verlängerten Fußwurzeln, hat man dieser Familie den Namen Fußwurzelthiere (Tarsidae) gegeben, nachdem das merkwürdige Zwittergeschöpf vorher von den verschiedenen Naturforschern bald als eine Springmaus, bald als ein Beutelthier, bald endlich als ein Lemur angesehen worden ist. Da man bis jetzt nur eine einzige sicher bestimmte Art oder höchstens deren zwei kennen gelernt hat, gelten deren Merkmale auch für die Familie.

Das Gespenstthier oder der Koboldmaki (Tarsius spectrum, Lemur spectrum, Didelphis macrotarsus, Tarsius maucauco, T. Pallasii, T. Bancanus, T. fuscomanus, T. Fischeri) ist, falls man sich so ausdrücken darf, eine Wiedergabe des Frosches in der Klasse der Säugethiere. Unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Gesichte eines Laubfrosches zeigt das seinige, und ebenso erinnern die Hände und Füße durch gewisse, später zu beschreibende Eigenthümlichkeiten an die des gedachten Lurches, mit dessen Bewegungen die seinigen ebenfalls bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen. Der große Kopf würde kugelig sein, wenn nicht die Schnauze als ein kurzer, ziemlich breiter Kegel aus der Gesichtsfläche hervorträte. Hierdurch gerade und durch die im Verhältnis zur Schnauzenlänge ungemein weite, bis unter die Augen sich ziehende Mundspalte und die dicken Lippen erhält das Gesicht den Ausdruck des Froschartigen. Dieser Ausdruck wird durch die ungemein großen, eulenartigen Augen, verhältnismäßig wohl die größten, welche ein Säugethier überhaupt besitzt, noch wesentlich vermehrt. Sie nehmen buchstäblich den größten Theil des ganzen Gesichtes ein, stehen ziemlich nahe bei einander und haben einen Durchmesser von mindestens 1,5 Centim. Minder eigenthümlich, weil auch bei anderen Säugethieren vorkommend, erscheinen die Ohren, welche großen, weiten, auf einem kurzen röhrenförmigen Stiele sitzenden Löffeln gleichen, am Vorderrande eine außen scharfkantige, nach innen eine durch den Anfang der Ohrleiste abgesetzte schmale Fläche, am Hinterrande einen durch die Gegenleiste abgegrenzten, vertieften Saum und im Innern der Muschel vier über einander stehende Querbogen

Digitized by Google

zeigen. Der Hals hat nur geringe Länge und läßt ſich kaum als ſelbſtändigen Theil unterſcheiden; der Rumpf iſt vorn am breiteſten, weil die Schultern ſtark hervortreten; der Rücken erſcheint eingeſunken, die Bruſt ſchmäler als der Rücken. Die Vorderglieder fallen wegen des ſehr kurzen Oberarmes ebenſo ſehr durch ihre Kürze wie die hinteren durch ihre Länge auf, da letztere ſogar den Rumpf übertreffen. Im Verhältnis zur Länge der Arme müſſen die Hände als ſehr lang bezeichnet werden. Das Verhältnis der einzelnen Finger iſt ein anderes als bei den meiſten Lemuren, da der Mittelfinger der längſte iſt und äußerlich faſt dreimal länger als der Daumen erſcheint, welcher

Koboldmaki (Tarsius spectrum). ½ natürl. Größe.

ſeinerſeits noch ziemlich bedeutend hinter dem Kleinfinger zurückſteht. Wie bei einigen Galagos ſind in der Handfläche und an den Fingerenden große polſterartige Ballen ausgebildet. Einer von ihnen liegt unter dem Handtheile des Daumens, zwei unter der Wurzel des Mittel- und Goldfingers und je einer an den Fingerſpitzen. Die Oberſchenkel haben beträchtliche Stärke, und die Unterſchenkel erſcheinen ihnen gegenüber ſchlank, die bis auf die eigentliche, d. h. erſt an der Theilungsſtelle der Zehen beginnende Fußſohle dünn behaarten Fußwurzeln ſogar klapperdürr. Der Fuß entſpricht bis auf die Bildung der Nägel der zweiten und dritten Zehe im allgemeinen der Hand, nur daß die Daumenzehe vollkommener als der Daumen den anderen Fingern den übrigen Zehen entgegengeſtellt werden kann und die Ballen an den Zehenſpitzen beträchtlich größer ſind; auch iſt nicht die dritte, ſondern die vierte Zehe die längſte. Alle Finger tragen dreiſeitige, flache, nur längs der Mitte etwas gewölbte, an den Rändern gebogene, an der Spitze ausgezogene Nägel, die große und die beiden äußeren Zehen durchaus ähnlich gebildete, die beiden inneren Zehen dagegen anſtatt des Plattnagels aufrecht ſtehende, wenig gekrümmte, ſpitze und ſcharfe Krallen. Der Schwanz endlich iſt drehrund und gleichmäßig ſanft verjüngt. Das Gebiß unterſcheidet ſich von dem aller übrigen

Halbaffen dadurch, daß es nicht die schmalen, wagerecht vorgezogenen unteren Schneidezähne, sondern aufrecht stehende, fast ebenso sehr an die der Kerbthierräuber wie an die anderer Halbaffen und Affen erinnernden Schneidezähne, verhältnismäßig breite, scharfe, schneidend zackige Lück- und Mahlzähne besitzt. Von ersteren enthält das Gebiß, nach Burmeisters Untersuchungen, im oberen Kiefer vier, im unteren zwei, außerdem jederseits oben einen Eckzahn, einen Lückzahn, zwei falsche Mahlzähne und drei Kauzähne, unten einen Eckzahn, zwei Lückzähne, einen falschen Mahlzahn und drei Kauzähne. Der Schädel entspricht in seiner Form dem kugeligen äußeren Ansehen des Kopfes vollkommen und unterscheidet sich von denen aller anderen Halbaffen durch die kurze, spitze Nase und die weiten Augenhöhlen, welche letztere durch ihre scharfen, fast schneidenden, hoch vorragenden Ränder und die Breite der vom Oberkiefer wie vom Stirnbeine ausgehenden, ihre hintere Wand bildenden Fortsätze besonders auffallen. Alle Knochen sind dünn und zart, die Schädeldecke kaum stärker als ein Kartenblatt, so daß man sie mit einem Messer leicht durchschneiden kann. In der Wirbelsäule zählt man 7 Hals-, 13 oder 14 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 31 bis 33 Schwanzwirbel. Von den 13 oder 14 Rippen sind 7 oder 8 wahre und 6 falsche, und begründet sich hierauf, d. h. auf die verschiedene Anzahl der Rippen überhaupt die Ansicht mehrerer Naturforscher, daß die Sippe zwei Arten zählt. Das etwas wollige, feine Fell bekleidet in gleichmäßiger Dichtigkeit Kopf, Rücken und die Außenseite der Glieder, verkürzt sich auf der Brust und dem Bauche und wird auf dem Nasenrücken, an den Nasenflügeln und dem oberen Mundrande so kurz, fein und sperrig, daß diese Theile nackten Stellen gleichen, ohne es wirklich zu sein. Die Ohrmuschel trägt außen, besonders am Grunde und in der Mitte kurze, die innere Ohrmuschel äußerst feine, kaum bemerkbare Härchen und ist von der Mitte bis zur Spitze vollständig nackt. An mehreren Stellen des Kopfes wie an der Ober- und Unterlippe, der Nase, neben dem inneren Augenwinkel und an der Backe stehen einzelne Borstenhaare, und die Augenliderränder sind mit weichen verlängerten Wimpern umgeben. Auf den Vorder- und Hintergliedern reicht das dichtere Haar bis zur Hand- und Fußwurzel, hier in ein kurzes, feines und sperriges übergehend, welches den ganzen Handrücken und die Finger bekleidet. Der Schwanz ist am Grunde lang und dicht, hierauf spärlich und borstig, am hintersten Drittel lang, fast buschig behaart. Die Färbung des Pelzes ist gelbbraungrau mit einem leichten Anfluge von Rothbraun. Auf der Stirn, dem Rücken und der oberen Seite der Schenkel, auf Scheitel und Nacken dunkelt die Färbung, auf der Brust geht sie ins Weißliche über. Die Behaarung der Schwanzspitze ist gelblich. Das Auge hat nach Cumming braune, nach Jagor gelbe Iris. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Länge von 40 Centim., wovon 23 bis 24 auf den Schwanz gerechnet werden müssen.

Ueber die Lebensweise des Gespenst- oder Koboldmaki's liegen Berichte von Raffles, Cumming und Salomon Müller vor, denen ich noch einige wichtige Angaben von Rosenberg und Jagor hinzufügen kann. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich, laut Wallace, über alle malaiischen Inseln westlich bis Malakka; doch tritt das Thierchen nirgends häufig auf. Sein Namenreichthum und noch mehr die über ihn umlaufenden Fabeln beweisen, daß er allen Eingeborenen als ein in hohem Grade auffallendes Geschöpf erscheint. Auf Sumatra heißt er nach Raffles „Singapua", auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Bohal, laut Cumming, „Malmay", bei den Dajakers, nach Angabe von Salomon Müller, „Ingger", auf Celebes, laut Rosenberg, „Tarrdabana", auf Samar, laut Jagor, „Majo". Zum Aufenthaltsorte wählt sich der Gespenstmaki, nach Angabe von Rosenberg, ebene Wälder, woselbst er sich am Tage an dunkeln, feuchten Stellen im dichten Laube oder in Baumlöchern verbirgt. Nach Cumming lebt er im Gewurzel der Bäume, besonders der großen Bambusstämme, ausschließlich in den dichtesten Waldungen, überall einzeln und selten. Männchen und Weibchen werden gewöhnlich zusammen gesehen, weshalb die Eingeborenen, nachdem sie eines der Thierchen erlangt haben, Sorge tragen, auch das andere zu bekommen. In der Art und Weise, wie er sitzt und springt, erinnert er, laut Salomon Müller und Rosenberg, unwillkürlich an einen Laubfrosch, nimmt oft eine ähnliche Stellung an, springt

Digitized by Google

wie ein Frosch und macht Sätze von fast einem Meter Weite. Ueber Tags ist er so wenig scheu, daß er zuweilen von einem hohen Baume oder Strauche herab den Vorübergehenden auf den Leib springt und sich mit der Hand greifen läßt. Seine unverhältnismäßig großen, kugelig vorspringenden Glotzaugen, deren Stern sich je nach den einfallenden Lichtstrahlen schnell vergrößern und verkleinern kann, haben ihn bei den Eingeborenen zu einem gespensterhaften Wesen gestempelt. Man betrachtet ihn als ein verzaubertes Thier und nach den Grundsätzen der Seelenwanderung als den Geist eines Missethäters, welcher Zauberkräfte besitzt. „Singapua" bedeutet, nach Raffles, „kleiner Löwe" und hängt ebenfalls mit einer Fabel der Eingeborenen zusammen, welche berichtet, daß das Thier ursprünglich so groß wie ein Löwe war, aber in neuerer Zeit zu der Größe herabsank, welche es jetzt besitzt. Die Eingeborenen Sumatra's haben eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihre Reisfelder augenblicklich verlassen, wenn sie einen Gespenstmaki auf einem Baume neben demselben erblicken, weil ihrer Meinung nach sonst ohne Zweifel ein Unglück über sie oder ihre Familie kommen müsse. Diese Fabelei erstreckt sich auch auf die Angaben über die Nahrung unseres Thierchens. Schon Peter Camel bemerkt Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß das Gespensthierchen nach Ansicht der Eingeborenen von Holzkohle lebe, daß dies aber falsch sei, da es sich von Bananen und anderen Früchten ernähre. Jagor, welcher zwei Koboldmakis lebend erhielt, wurde in gleicher Weise berichtet und erfuhr erst durch eigene Versuche, daß das Thierchen selbst Pflanzenkost verschmäht und hauptsächlich Kerbthiere, letztere jedoch mit großer Auswahl, frißt. Cumming behauptet, daß die Nahrung unseres Halbaffen aus Eidechsen bestehe, und daß er diese Kriechthiere aller übrigen Kost vorziehe, bei großem Hunger jedoch auch kleine Krebse und Küchenschaben zu sich nähme; Salomon Müller gibt neben den Kerbthieren noch verschiedene Früchte als Nahrung an.

Cumming ist der erste, welcher über einen gefangenen Gespenstmaki Ausführlicheres mittheilt. „Er ist sehr reinlich in seinen Gewohnheiten", sagt er; „niemals berührte er ein Nahrungsmittel, welches schon theilweise verzehrt war, und niemals trank er zum zweiten Male aus demselben Wasser. Im Verhältnis zu seiner Größe frißt er sehr viel. Beim Trinken schlappt er das Wasser wie eine Katze, aber sehr langsam. Die für ein so kleines Thierchen auffallend große Losung gleicht der eines Hundes. Ueber Tags schläft er sehr viel und bekundet den größten Abscheu gegen das Licht, weshalb er sich stets nach den dunkelsten Stellen begibt. Nähert man sich seinem Käfige, so heftet er seine großen, offenen Augen lange Zeit auf den Gegenstand, ohne eine Muskel zu bewegen; kommt man näher, oder wirft man etwas nahe an ihn heran, so fletscht er die Zähne gleich einem Affen, indem er die Gesichtsmuskeln auseinanderzieht. Selten macht er Geräusch, und wenn er einen Ton hören läßt, so ist es ein einfacher, kreischender Laut. Bei geeigneter Pflege wird er sehr bald zahm und ungemein zutraulich, beleckt Hände und Gesicht, riecht am Leibe seines Freundes herum und bemüht sich, geliebkost zu werden."

Nicht minder günstig spricht sich Jagor aus. „In Loquilocun und Boranjen hatte ich Gelegenheit, zwei Gespenstmakis zu erwerben. Diese äußerst zierlichen, seltsamen Thierchen sollen, wie man in Luzon versicherte, nur in Samar vorkommen. Mein erster Majo mußte anfänglich etwas hungern, weil er Pflanzenkost verschmähte, verzehrte dann aber lebende Heuschrecken mit großem Behagen. Es sah äußerst drollig aus, wie das Thier, wenn es bei Tage gefüttert wurde, aufrecht stehend, auf seine beiden dünnen Beine und den kahlen Schwanz gestützt, den großen kugelrunden, mit zwei gewaltigen gelben Augen versehenen Kopf nach allen Richtungen hin bewegte, wie eine Blendlaterne auf einem Dreibeingestell mit Kugelgelenk sich dreht. Nur allmählich gelang es ihm, die Augen auf den dargebotenen Gegenstand richtig einzustellen; hatte es ihn aber endlich wahrgenommen, so reckte es plötzlich beide Aermchen seitwärts und etwas nach hinten aus, wie ein Kind, welches sich freut, griff schnell mit Händen und Maul zu und verzehrte dann bedächtig seine Beute.

„Bei Tage war der Maki schläferig, blödsichtig, wenn man ihn störte, auch mürrisch; mit abnehmendem Tageslichte aber wurde er munter und sein Augenstern erweiterte sich. Nachts

Digitized by Google

bewegte er sich lebhaft und behend mit geräuschlosen Sprüngen, am liebsten seitwärts. Er wurde bald zahm, starb aber leider schon nach wenigen Tagen; und ebenso konnte ich das zweite Thierchen nur kurze Zeit am Leben erhalten."

Ueber die Fortpflanzung danken wir Cumming einige Angaben. „Ich hatte", sagt er, „das Glück, mir unbewußt, ein trächtiges Weibchen zu bekommen, und war daher eines Morgens nicht wenig überrascht, daß es ein Junges zur Welt gebracht hatte. Dieses schien etwas schwach zu sein, glich aber der Mutter vollkommen. Seine Augen waren offen, sein Leib bereits mit Haaren bekleidet. Es hielt sich stets saugend zwischen den Beinen seiner Mutter auf und wurde so vollständig von ihr bedeckt, daß man selten mehr als seinen Schwanz bemerkte. Seine Kräfte nahmen schnell zu, und schon am zweiten Tage begann es außerhalb des Käfigs umherzukriechen, wenn auch noch mit sichtbarer Anstrengung. Doch erreichte es die Spitze der Stäbe, aus denen der Käfig gebildet war. Wenn Umstehende das Junge zu sehen wünschten, während die Mutter es bedeckte, mußte man sie aufstören. Dann wurde sie in der Regel böse, nahm das Junge ins Maul, ganz wie eine Katze, und schleppte es so eine Zeitlang umher. Auch sah ich sie zu anderen Zeiten, wenn sie nicht gestört worden war, mit ihrem Jungen im Maule aus dem Käfige hervorkommen. Letzteres hatte im Verlaufe von drei Wochen sehr an Größe zugenommen, als unglücklicherweise Jemand auf den Schwanz der Mutter trat, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Das Junge folgte ihr einige Stunden später nach."

Vor neunzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unserem Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye", zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

„Dieses vierfüßige Thier", sagt Sonnerat, beziehentlich der erste Uebersetzer seines Reisewerkes, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einigermaßen dem Maki und dem Affen.

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwei äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünn und unbehaart: er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehen nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: der fünfte oder innere bildet den Daumen und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zwei Schneidezähne, die sehr nahe beisammen stehen und dem Schnabel eines Papageien ähnlich sehen: die unteren sind viel stärker als die oberen. — Er hat große, breite und flache Ohren: sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopfe bis zum Schwanze 18 Zoll 6 Linien und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang."

Digitized by Google

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier", sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu sein, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Auge ist röthlich und starr, wie das Auge der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beide lebten nicht länger als zwei Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zwei Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chinesen ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten".

Aye-Aye (Chiromys madagascariensis). 1/6 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

Bis in die neuere Zeit blieb der von Sonnerat nach Europa gebrachte Aye-Aye der einzige, welchen man kannte, und die im Jahre 1782 erschienene Beschreibung die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, ihn als ausgestorben anzusehen. Die erste Nachricht des Gegentheils gelangte im Jahre 1844 durch De Castelle zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt. Diesem Reisenden glückte es, einen jungen, lebenden Aye-Aye zu erhalten, und er beschloß, denselben der Sammlung des Pflanzengartens zu schenken. Unglücklicherweise starb das Thier bevor es Europa erreichte; sein Fell aber und ebenso das Gerippe kamen in den Besitz der Pariser Sammlung, und es wurde hierdurch der Beweis geliefert, daß das letztgenannte Thier und Sonnerats Aye-Aye einer und derselben Art angehören. Noch bis Anfang der sechziger Jahre blieben diese beiden Stücke die einzigen, welche man kannte. Erst im Jahre 1862 erhielt die Zoologische Gesellschaft in London die freudige Nachricht, das zwei „Fingerthiere" oder „Nacktfinger", wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hatte, auf Madagaskar gefangen waren und für den Thiergarten in Regents-Park unterwegs seien. Eines von diesen kam auch glücklich lebend, das andere wenigstens im Weingeiste an. Etwas später folgten noch mehrere andere Stücke, von denen drei vom Museum in Berlin erworben werden konnten.

Digitized by Google

Nunmehr erſt vermochten die Thierkundigen die Verwandtſchaft des Aye-Aye unzweifelhaft feſtzuſtellen und ihm die gebührende Stellung im Syſtem anzuweiſen. Bis dahin waren die Anſichten ſehr getheilt geweſen. Buffon, welcher den von Sonnerat überbrachten Aye-Aye unterſuchen konnte, ſtellte ihn in die Nähe der von ihm mit den Springmäuſen vereinigten Geſpenſtmaki's; Gmelin führt ihn unter den Eichhörnchen auf; Schreber war der erſte, welcher ſich, freilich ohne das Thier ſelbſt unterſucht zu haben, dafür entſchied, es zu den Halbaffen zu ſtellen; Illiger bildete eine beſondere Familie in einer von ihm aufgeſtellten Ordnung, welche Affen, Halbaffen und einen Theil der Beutelthiere in ſich vereinigen ſollte; Blainville ſprach ſich im Jahre 1816 nach einer ſorgfältigen Unterſuchung des Schädels und eines Theiles der Hinterglieder entſchieden für die Trennung des Aye-Aye von den Nagern und ſeine Vereinigung mit den Halbaffen aus, während die meiſten Thierkundigen, unter ihnen ſelbſt der ausgezeichnete Cuvier, ihn noch immer bei den Nagern beließen. Geoffroy St. Hilaire ſchloß ſich im Jahre 1851 ohne Rückhalt der Blainville'ſchen Anſicht an, während andere ausgezeichnete Forſcher, wie z. B. Milne Edwards und van der Hoeven, Cuvier folgten; Brand gelangte zu dem Ergebnis, daß die Sippe der Fingerthiere zwar durch eine größere Anzahl von Merkmalen den Halbaffen, aber durch eine nicht geringe Zahl nicht unweſentlicher Merkmale ebenſo den Nagern verwandt ſei, und ſchlug deshalb vor, für das Thier eine beſondere, zwiſchen den Affen, Halbaffen und Nagethieren ſtehende Ordnung zu bilden; Giebel endlich beließ den Aye-Aye, ungeachtet der Ausführungen Geoffroy's, in ſeinem im Jahre 1859 erſchienenen, allerdings wenig werthvollen, weil kaum auf eigenen Unterſuchungen begründeten Werke über die Säugethiere, noch immer bei den Nagern. Erſt durch Owens und Peters' Forſchungen wurde die Streitfrage endgültig entſchieden.

„Schon im Aeußeren", bemerkt Peters, aus deſſen Abhandlung ich im Nachſtehenden einen gedrängten Auszug geben will, „entfernt ſich das Fingerthier ebenſo ſehr von den Nagern, wie es den Halbaffen und unter dieſen namentlich den dickſchwänzigen Galagos ſich anſchließt. So zeigt der von dem kurzen Halſe deutlich abgeſetzte Kopf in ſeinem, dem des Körpers wenig nachſtehenden Querumfange ein Verhältnis, wie es ſich nur bei den Affen und Halbaffen, niemals aber bei den Nagern findet. Die ſehr großen nackten Ohren ſtimmen in der Bildung aller einzelnen Theile ganz mit denen der Galago's überein, nur zeigen ſie keine Querfalten, und der Rand der Ohrleiſte bildet über der Gegenleiſte einen deutlichen abgerundeten Vorſprung. Die mehr vordere Richtung der mäßig großen, mit runder ſehr verengbarer Pupille verſehenen Augen, die Entwickelung der Nickhautfalte, die ſich nicht weit von den Augen plötzlich verſchmälernde Schnauze, die nackte Naſenkuppe, die ſichelartig gebogene Form der Naſenöffnung, die mittlere und die beiden ſeitlichen von den Naſenlöchern zur Lippe herabſteigenden Furchen, die dreieckige Mundſpalte und die Bildung der Lippen zeigen, wenn man abſieht von der durch die außerordentliche Entwickelung der Schneidezähne bedingte große Höhe der Schnauze, die auffallendſte Uebereinſtimmung mit den Galagos. Auch hinſichtlich der Bildung der Geſchlechtstheile ſtimmen die Fingerthiere mit letzteren überein; eine Eigenthümlichkeit im Gegenſatze zu den Halbaffen aber iſt der Beſitz von nur einem einzigen Paar Saugwarzen in der Weichengegend, während die Halbaffen außer einem Paar Bauchzitzen entweder ein oder zwei Paare Bruſtwarzen beſitzen. Ferner treten die Oberarme und Oberſchenkel in einer Weiſe aus dem Rumpfe hervor, wie es außer den Affen und Halbaffen nur noch bei den Faulthieren und kamelartigen Säugethieren der Fall iſt. Die Sohlen der Gliedmaßen zeigen durch die weichen, wulſtigen Gebilde, welche die kurzen Bindehäute zwiſchen dem Grunde der Finger und Zehen überragen, ſowie durch die Bildung feiner Linien die größte Uebereinſtimmung mit denen der Affen und Halbaffen, und die außer dem Plattnagel des freien Hinterdaumens den Krallen auf den erſten Anblick ähnlichen Nägel gehören nicht zu dieſen, ſondern ihrem ganzen Bau nach zu den Kuppennägeln, indem ſie an der unteren Seite eine offene, tiefe Rinne bilden und nur etwas mehr, als es gewöhnlich bei den Affen der Fall iſt, zuſammengedrückt erſcheinen. Ebenſo beſteht die größte Abweichung der Vorderglieder von denen der Halbaffen nur in dem

Digitized by Google

Verhältnis des dritten und vierten Fingers, indem der Daumen, abgesehen von seinem Nagel, ebenso gebaut ist wie bei diesen. Die Längenverhältnisse der Finger scheinen auf den ersten Anblick ähnlich wie bei den meisten übrigen Halbaffen zu sein, indem der vierte und demnächst der so auffallend dünne dritte Finger am meisten hervorragen. Dies geschieht aber nur dadurch, daß das Mittelhandglied des ungewöhnlich kurzen Mittelfingers außergewöhnlich verlängert ist. Faßt man das Vorhergehende zusammen, so ergibt sich daraus, daß der Aye-Aye in allen wesentlichen äußeren Merkmalen mit den Halbaffen übereinstimmt, dagegen kein einziges wesentliches Merkmal zeigt, in welchem er eine größere Annäherung an die Nager erkennen ließe als alle anderen Gattungen der Halbaffen.

„Diejenigen, welche diese Sippe mit den Ratten und Mäusen in eine Ordnung zusammengestellt haben, stützen sich hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Gebisses, indem wie bei den Nagern kein Eckzahn und oben wie unten nur zwei große, durch eine weite Lücke von den Backenzähnen getrennte Schneidezähne vorhanden sind. Die Backenzähne haben einen so einfachen Bau, wie er bisher bei den Nagern in keinem Falle gefunden worden ist, stimmen vielmehr in dieser Beziehung sowie in der Höckerbildung am meisten mit denen der altweltlichen Affen überein. Um jedoch über das Gebiß klar zu werden, ist es nothwendig, das Milchgebiß mit in Betracht zu ziehen, und dann zeigt sich, daß die nagerähnliche Anlage nur eine Folge der Verkümmerung gewisser Zähne ist. Beim neugeborenen Aye-Aye bemerkt man nach sorgfältiger Trennung des Zahnfleisches unter den Zwischenkiefern zwei große Milchschneidezähne, unmittelbar hinter denen die Spitzen der bleibenden Schneidezähne sich hervordrängen; hierauf folgt sogleich jederseits ein zweiter hinfälliger Schneidezahn, auf diesen ein hinfälliger Eckzahn, auf letzteren nach einem Zwischenraume hinter einander zwei Milchbackenzähne. Die beiden vorderen Milchschneidezähne des Unterkiefers ähneln denen des oberen, sind jedoch merklich schmäler, die Spitzen der bleibenden Schneidezähne folgen unmittelbar hinter ihnen. Dahinter kommt die Krone eines Zähnchens zum Vorscheine, welches seiner Länge nach dem zweiten hinfälligen, oberen Schneidezahn entsprechen dürfte, und nach einem Zwischenraume folgen dann die beiden Milchbackenzähne. Erst die Vergleichung des Milchgebisses mit dem bleibenden lehrt den Zahnbau vollständig kennen. In ihm finden sich also oben und unten vier Schneidezähne, oben jederseits ein Eckzahn und oben und unten zwei Backenzähne, während sich im bleibenden Gebiß oben und unten zwei Schneidezähne, kein Eckzahn, oben jederseits ein Lück- und drei Backenzähne, unten aber nur drei Backenzähne zeigen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 13 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 22 bis 24 Schwanzwirbeln; die Wirbel stimmen in allen denjenigen Punkten, worin die Halbaffen von den Nagern abweichen, mit denen der ersteren überein. Dasselbe gilt für den Bau des Schädels und der Glieder, so daß also gegenwärtig jeder Zweifel über die Stellung des Thieres beseitigt ist."

Es bildet somit das Fingerthier (Chiromys madagascariensis, Lemur psilodactylus, Sciurus, Daubentonia madagascariensis) nicht bloß eine besondere Sippe, sondern auch eine eigene Familie (Leptodactyla oder Chiromyida, Daubentoniada, Glirisimia, Glirimorpha) innerhalb der Ordnung der Halbaffen.

Der Aye-Aye oder das Fingerthier zeigt äußerlich folgende Merkmale: Der Kopf ist sehr groß, der Hals kurz, der Leib kräftig, der Schwanz etwa leibeslang. Die Glieder haben unter sich fast gleiche Länge. Im Verhältnis zur Kopfgröße erscheinen die Augen klein, die häutigen Ohren dagegen sehr groß. An der Hand und dem Fuße fallen die sehr verlängerten Finger und Zehen besonders auf. Der unterseits wulstige Daumen ist kräftig und kurz, der Zeigefinger etwas schwächer, der Goldfinger beinahe ebenso dick als der Daumen, der kleine Finger noch immer sehr stark, der dritte Finger aber verkümmert, indem er wie zusammengedorrt aussieht. Die Fußwurzel ist mäßig, die Daumenzehe mittellang und ähnlich gebaut wie der Daumen, während alle übrigen Zehen unter sich fast gleiche Länge und auch ähnliche Bildung zeigen. Ein röthliches Fahlgrau, mit Ausnahme eines dunkleren Ringes um die Augen und eines lichten Fleckes über denselben,

Digitized by Google

ist die Färbung des Gesichtes. Auf Wangen und Kehle sieht das Haarkleid fahlgrau aus; auf den übrigen Theilen erscheint die Gesammtfärbung bräunlichschwarz mit durchschimmerndem Fahlgrau und eingesprengtem Weiß, weil der Pelz aus zweierlei Haaren, dichten graufahlen Woll- und schwarzen, hier und da weißgespitzten Grannenhaaren besteht. Die borstigen, dunklen Schwanzhaare haben graue Wurzel; die starken Schnurren über den Augen und am Mundwinkel sind ganz schwarz. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Gesammtlänge von 1 Meter, wovon 45 Centim. auf die Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und über 50 Centim. auf den Schwanz kommen.

Der Aye-Aye, welcher einige Jahre in London lebte, konnte von mir wenigstens kurze Zeit beobachtet werden; leider aber war mir die Zeit meines Aufenthaltes so kurz gemessen, daß ich dem Thiere bloß einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich, daß Sonnerats Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch der Berichtigung bedarf. Ich will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und alles, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem anderen Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerem Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist, und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye-Aye scheint bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, rollt er sich zusammen, verhüllt er mit dem dicken Schwanze, welchen er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Seine Bewegungen sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagerecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten: es soll dies aber ebenso langsam geschehen wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, im

Digitized by Google

Gegentheile ſehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man ſich ihm näherte, fauchte er wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausſtoßen derſelben Laute wüthend und ſehr raſch auf die Hand los und verſuchte, ſie mit ſeinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei unterſchied er zwiſchen der Hand und einem eiſernen Stäbchen. Mit dieſem ließ er ſich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, verſicherten, von dieſem Unterſcheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweiſe erhalten zu haben: ſie waren mehrere Male derb gebiſſen worden. Eigentlich furchtſam alſo darf man den Aye-Aye nicht nennen; er iſt nur ſcheu und meidet jede Geſellſchaft. Auch nachts bewegt ihn das geringſte Geräuſch, ſo eilig als möglich ſeinen Verſteckplatz aufzuſuchen.

Die einzige Nahrung, welche man dem Thiere reicht, iſt friſche Milch, mit der man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zuſammenrührt. Eine kleine Schüſſel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Freſſen gebraucht der Aye-Aye ſeine beiden Hände: er wirft die flüſſige Speiſe mit ihnen in ſeinen Mund. Fleiſchkoſt hat er bis jetzt hartnäckig verſchmäht; ob man verſucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht.

Beachtenswerth ſcheint mir eine Beobachtung zu ſein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieſer Aye-Aye bewohnt, ſind von ihm abgeſchält und angebiſſen worden. Er muß alſo ſeine Schneidezähne, welche den Naturforſchern ſo viel Kopfzerbrechen verurſacht haben, in ganz eigenthümlicher Weiſe verwenden. Ich glaube hieraus ſchließen zu dürfen, daß er in der Freiheit auf dürren Bäumen ſeine Nahrung ſucht und wirklich Kerbthiere frißt, wie Sonnerat angibt. Er ſchält, ſo vermuthe ich, mit ſeinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewiſſer Kerbthiere oder deren Larven bloß, und zieht dieſe dann mit ſeinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um ſie zu verſpeiſen.

Auf dieſe im Jahre 1863 niedergeſchriebenen Beobachtungen will ich Pollens neuerdings (1868) veröffentlichte Angaben folgen laſſen, weil ſie namentlich die Kenntnis des freilebenden Aye-Aye weſentlich vervollſtändigen. „Dieſes wiſſenſchaftlich ſo merkwürdige Thier", ſagt unſer Gewährsmann, „bewohnt mit Vorliebe die Bambuswaldungen im Innern der großen Inſel. Nach Angabe der Eingeborenen iſt es ſo ſelten, daß man es nur durch Zufall einmal zu ſehen bekommt, lebt einzeln oder paarweiſe, niemals in Banden, kommt bloß des Nachts zum Vorſchein und ſchläft über Tags in den dichteſten und undurchdringlichſten Bambusdickichten mitten in den Waldungen. Es nährt ſich von dem Marke des Bambus- und Zuckerrohres, ebenſo aber auch von Käfern und deren Larven. Um ſeine Nahrung zu erhalten, beſtehe ſie in dem Herz des Bambus- und Zuckerrohres oder in Kerbthieren, nagt es mit ſeinen kräftigen Schneidezähnen eine Oeffnung in den Stamm der Pflanzen, führt durch dieſe ſeinen ſchmächtigen Mittelfinger ein und holt mit ihm den Pflanzenſtoff oder die Kerbthiere hervor. So ſchläferig es über Tags ſich zeigt, ſo lebhaft bewegt es ſich während der Nacht. Von Sonnenaufgang an ſchläft es, indem es den Kopf zwiſchen den Füßen verbirgt und ihn noch außerdem mit dem langen Schwanze einhüllt; mit Beginn der Nacht erwacht es aus ſeiner Schlaftrunkenheit, klettert an den Bäumen auf und nieder und ſpringt mit der Behendigkeit der Maki's von Zweig zu Zweige, dabei ſorgfältig alle Oeffnungen, Ritzen und Löcher der alten Bäume unterſuchend, um Beute zu machen, zieht ſich aber ſchon vor Beginn der Morgenröthe wieder in das Innere der Waldungen zurück. Seinen Schrei, ein kräftiges Grunzen, vernimmt man oft im Verlaufe der Nacht."

Außerdem erwähnt Pollen, daß ein von ſeinem Freunde Vinſon gefangen gehaltener Aye-Aye Kerbthierlarven aus dem Holze der Lebbekakazie fraß, ſolche aus dem Mangobaume aber verſchmähte; daß dasſelbe Thier leidenſchaftlich gern ſtark gezuckerten Milchkaffee trank und zwar, indem es mit unglaublicher Schnelligkeit ſeinen Mittelfinger bald eintauchte, bald wieder ableckte.

Digitized by Google

Dritte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie ein Bindeglied zwischen einer Klasse zur anderen dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr Leibesbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das eine noch das andere ganz: sie, die Fledermäuse, sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Unser Vaterland liegt an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt bloß noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Anzahl der Flatterthiere zu und mit der Anzahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir eine auffallende Anzahl von Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrem Gewimmel. Aus jedem Hause, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend erscheint die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größeren Stadt des Morgenlandes zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunklen Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt.

Ganz ebenso ist es in Ostindien, nicht viel anders im Süden Amerikas. „Die Menge der Fledermäuse", bemerkt Tennent, „ist ein Zubehör der abendlichen Landschaft auf Ceilon. Massenhaft finden sie sich in jeder Höhle, in jedem unterirdischen Gange, in den Unterführungen

Digitized by Google

Gerippe einer Fledermaus (Nycteris fuliginosus). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

der Hochstraßen, in den Gallerien der Festungen, unter den Dächern der Häuser, in den Ruinen jedes Tempels und Bauwerkes überhaupt. Mit Sonnenuntergang verlassen sie ihre Tageschlupfwinkel, um auf ihre Kerbthierjagd auszugehen, und sobald die Nacht eintritt und die Lichter in den Zimmern Nachtschmetterlinge anziehen, erscheinen sie, umflattern die Abendtafel und nehmen beim Scheine der Lampen ihre Beute weg." In Mittel- und Südamerika leben sie überall und treten ebenso zahlreich an Arten wie an Stücken auf. „Sie bevölkern", sagt der Prinz von Wied, „die Dämmerung der Urwälder, der Gebüsche, leben in hohlen Bäumen, in Felsen und richten unter den zahllosen Kerbthieren große Verheerungen an. Reisende, welche nur schnell jene Länder durchstreifen, können sich kaum einen Begriff machen von der Mannigfaltigkeit dieser Thiere, deren Auffindung und Untersuchung mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist." Wenn man bei Tage durch die Waldungen geht, treibt man, laut Bates, stets eine gewisse Anzahl von ihnen auf, welche hier an den verschiedensten Bäumen hingen, und des Nachts sieht man sie mitten im Urwalde ebenso wohl wie an den Ufern der Flüsse und Bäche ihr Wesen treiben.

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem übrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, während der Leib das geringste Maß der Größe hat. So kommt es, daß sie wohl groß erscheinen, in Wirklichkeit aber zu den kleinsten Säugethieren zählen. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig; die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen zarten Hirn- und einen noch zarteren Gesichtstheil deutlich geschieden; alle einzelnen Knochen sind ohne sichtbare Nähte mit einander verwachsen; die beiden Aeste des Zwischenkiefers entweder getrennt, oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Bezeichnend für die Flatter-

Digitized by Google

thiere erſcheint die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände ſind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, welche den Oberarm an Länge übertreffen. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwiſchen ihnen ſich ausſpannenden Flughaut ebenſo geſchickt wie zu anderen Dienſtleiſtungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit: er iſt, wie gewöhnlich, zweigliederig und kurz und trägt eine ſtarke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfeſthängen die ganze Hand erſetzen muß. Die Oberſchenkelknochen ſind viel kürzer und ſchwächer als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückſtehen. Die Beine haben eine ziemlich regelmäßige Bildung: der Fuß theilt ſich auch in fünf Zehen, und dieſe tragen Krallennägel. Allein ſein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferſe aus läuft ein nur bei den Fledermäuſen vorkommender Knochen, das Sporenbein, welches dazu dient, die Flughaut zwiſchen dem Schwanze und dem Beine zu ſpannen. So läßt der Bau des Gerippes die Flatterthiere auch wiederum als Mittelglieder zwiſchen den Vögeln und den vorweltlichen Flugechſen erſcheinen. Unter den Muskeln verdienen die ungewöhnlich ſtarken Bruſtmuskeln Erwähnung, außerdem ein anderen Säugethieren gänzlich fehlender, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem anderen aber an der Hand angewachſen iſt, und dazu dient, den Flügel ſpannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffreſſenden, enthält alle Zahnarten in geſchloſſenen Reihen, iſt aber bezüglich der Anzahl und der Form der Zähne großem Wechſel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaſchen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, ſchlauchförmiger Magen und ein weiter Darmſchlauch ohne Blinddarm mögen außerdem noch hervorgehoben werden.

Unter allen Merkmalen iſt jedenfalls die Entwickelung der Haut das merkwürdigſte, weil ſie nicht nur die ganze Körpergeſtaltung, ſondern namentlich auch den Geſichtsausdruck bedingt und ſomit die Urſache wird, daß viele Fledermausgeſichter ein geradezu ungeheuerliches Ausſehen haben. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Geſichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Naſe aber iſt es, welche dem Geſichte ſein abſonderliches Gepräge und — nach der Anſicht der Meiſten wenigſtens — ſeine Häßlichkeit gibt.

„Keine einzige Thiergruppe", ſagt Blaſius, „hat eine ſolche Entwickelung des Hautſyſtems aufzuweiſen. Es zeigt ſich dies in der Ausbildung der Ohren und der Naſe, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen; und in der Breite dehnen ſich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geſchloſſenen Ohrenmuſchel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Naſenlöcher und der Naſenrücken in ſeltſamer Weiſe an dieſer Wucherung den größten Antheil, und hierdurch werden Geſichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweiſen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, ſondern auch in aller übrigen Bildung der Ohren- und Naſenhaut haben die Fledermäuſe Eigenthümlichkeiten, durch welche ſie ſich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterſcheiden, und durch welche ihre Bewegung und Lebensweiſe bis ins Einzelne bedingt ſcheint."

Die Behäutung der Flatterthiere, insbeſondere die Flughaut, verdient eine eingehendere Betrachtung. Sie iſt die Fortſetzung der Oberhaut, der Färbeſtoff- (Pigment-) Schichten und der Lederhaut beider Leibesſeiten, beſteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchſeite herrührt. Außer dieſen beiden Platten enthält die Flatterhaut noch eine neue, elaſtiſche Haut und zwei Muskelfaſerſchichten, welche zwiſchen den äußeren Theilen liegen. Die erſt vor kurzem aufgefundene, in hohem Grade dehnbare oder beſſer zuſammenziehbare elaſtiſche Haut zeigt bei etwa dreihundertmaliger Vergrößerung ein filzartiges Gewebe und iſt für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch ſie die Ernährung derſelben geſchieht.

Digitized by Google

Außerdem aber reibt das Flatterthier die äußere Flughaut auch noch mit einer schmierigen, öligen, starkriechenden Flüssigkeit besonders ein. Diese Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüsen abgesondert, welche sich im Gesichte zwischen den Nasenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle besitzen. Das Thier bestreicht seine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält sie so stets geschmeidig und fettig. Die ganze Haut selbst theilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier besondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird diese Eintheilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigenthümlich ist auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar sprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in sich. An der Wurzel ist das einzelne Haar schmal und rissig; weiter oben zeigt es deutliche, schraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, verschwächt sich hierauf wieder; die Umgänge werden undeutlicher; das Haar verdickt nochmals und verschmächtigt sich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge schwankt zwischen fünf- und elfhundert. Der Zweck dieser merkwürdigen Bauart ist leicht zu begreifen. Sie ersetzen das fehlende Wollhaar, indem sie die von dem Körper ausströmende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abschließen, gleichsam stauen, und hierdurch dem Thiere seine Wärme erhalten. Es erscheint beachtenswerth, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verschiedenen Arten ebenfalls ein verschiedener ist.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber je nach den Sippen und Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe; doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze flößt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Gibt man ihnen dagegen Branntwein, Dinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältnis zur Größe des Körpers muß man es klein nennen; doch ist der Stern einer bedeutenden Erweiterung fähig. Einige Sippen haben besonders kleine Augen und diese stehen, wie Koch hervorhebt, mitunter so in den dichten Gesichtshaaren versteckt, daß sie unmöglich dem Zwecke des Sehens entsprechen können. Diese kleinäugigen Thiere sind es auch, welche man zuweilen schon bei Tage fliegend antrifft, während die eigentlichen nächtlichen Flatterthiere größere und mehr freiliegende Augen haben. Allein das Auge kann gänzlich außer Thätigkeit gesetzt werden, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte: sie flogen hierauf trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Fäden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht bloß, daß sich die Nasenlöcher weit öffnen und durch eigenthümliche Muskeln bald erweitert, bald verengert oder gänzlich geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen, den Geruch zu steigern. Bei Verwundung der blattartigen Aufsätze büßen sie von ihrer Flugfähigkeit ein, bei gründlicher Verletzung derselben verlieren sie ihr Flugvermögen ganz. „Eine Hufeisennase", sagt Koch, „kann schon durch einen ganz

Digitized by Google

unbedeutenden Druck auf die Naſenhäute betäubt werden und erholt ſich aus dieſer Betäubung nur ſehr langſam; in vorkommenden Fällen ſtirbt ſie ſogar kurze Zeit nach dem verurſachten Druck auf die Naſenhäute." Das in ähnlicher Weiſe wie die Naſe vervollſtändigte Ohr beſteht aus einer ſehr großen Ohrmuſchel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit beſonderen Lappen und Ausſchnitten verſehen iſt und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem iſt noch eine große, bewegliche, verſchiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei ſtärkeren Geräuſchen oder Tönen, als die Fledermaus ſie vertragen kann, das Ohr zu ſchließen und ihr ſomit eine Qual zu erſparen, während dasſelbe Anhängſel, wenn es gilt, ein ſehr leiſes Geräuſch zu vernehmen, befähigt, auch einen ſchwachen Schall aufzufangen. Es iſt unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere ſchon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr ſcharfes Gehör weſentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Anſätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, ſo werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge irre und ſtoßen überall an.

„Iſt die Fledermaus", bemerkt Altum, „ſehr aufmerkſam, ſo richtet ſie das Ohr ganz empor und es ſtarrt dann geſpreizt, bei den großohrigen Arten ſogar etwas nach vorn übergeneigt zur Aufnahme der Erregungen, welche etwa von einem ſummenden Kerbthiere oder von einem Luftzuge ausgehen. Befindet ſie ſich in tiefſter Ruhe, ſo iſt das Ohr am Außenrande ſo ſehr in Falten gelegt, daß es ſich nach hinten und nach außen feſt an den Kopf andrückt; iſt ſie nicht ſehr erregt, ruht aber auch nicht vollſtändig, ſo nimmt das Ohr irgend eine mittlere Lage an. — Es ſcheint, daß die Fledermäuſe nur für ähnlich ſchwirrende Töne wie ihr Schrei oder wie das Summen der Kerbthiere, nicht aber für andersartige Laute und Getöſe, für einen Knall, lautes Reden und Rufen und dergleichen empfänglich ſind. Hält man eine Zwerg- oder Ohrenfledermaus mit einer Mücke zuſammen in einer mit Glas bedeckten Schachtel, ſo ſieht man das Thier ſofort aufs äußerſte lebhaft, ſobald die Mücke zu fliegen beginnt: es ſpreizt die Ohren, ſchnappt mit dem Maule umher, und man ſieht deutlich, daß es nicht ſowohl durch das Geſicht als vielmehr durch das Gehör geleitet wird. Faſt möchte es ſcheinen, als wenn es durch das Schwirren des Kerbthieres ſchärfer und ſicherer vermittels der Ohrhäute fühle als durch das Gehör wahrnähme."

Die geiſtigen Fähigkeiten der Flatterthiere ſind keineswegs ſo gering, als man gern annehmen möchte, und ſtrafen den auf ziemliche Geiſtesarmut hindeutenden Geſichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn iſt groß und beſitzt Windungen. Hierdurch iſt ſchon angedeutet, daß ihr Verſtand kein geringer ſein kann. Alle Flatterthiere zeichnen ſich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtnis und einige ſogar durch verſtändige Ueberlegung aus. Daß ſie nach dem Flattern ſtets dieſelben Orte wieder aufſuchen und für den Winterſchlaf ſich immer äußerſt zweckmäßige Orte wählen: dies allein ſchon beweiſt, daß ſie nicht ſo dumm ſind, als ſie ausſehen. Mit der bequemen Ausflucht gläubiger und denkfauler Naturerklärer, daß der ſogenannte Inſtinkt die maßgebende geiſtige Kraft der Fledermäuſe ſei, kommt man bei genauerer Beobachtung der Thiere nicht aus. „Von ihrem wunderbar entwickelten Ortsſinne", ſagt Koch, „kann man ſich bei einiger aufmerkſamer Beobachtung überzeugen, indem eine Fledermaus, welche von ihrem gewöhnlichen Verſtecke ausfliegt, dieſen ohne weiteres Umherſuchen gleich wieder findet; dies geſchieht ſowohl bei ihren nächtlichen Ausflügen als auch dann, wenn ſie durch zufällige oder abſichtliche Störung bei Tage in den hellſten Sonnenſchein aufgeſcheucht wurde. Ebenſo liegt ein Beweis von gewiſſem Grade des Denkvermögens in der Wahl ihrer Schlupfwinkel, ſowohl bei denen, welche zur täglichen Ruhe dienen, wie auch ganz beſonders bei denen, welche ſie zum Zwecke des Ueberwinterns aufſuchen. Eine Fledermaus bezieht keinen Ort, deſſen Eingang unſicher iſt und ſich zu verſchließen droht; vor ihrem Einzuge unterſucht ſie genau die innere und äußere Beſchaffenheit einer Höhle, einer Grube oder eines Gewölbes, welches ſie benutzen will. Niemals findet man Fledermäuſe in Räumen, deren Eingang nicht vollſtändig vor Einſturz geſichert iſt, niemals in Gruben mit vieler Holzzimmerung, obwohl ſie an anderen Stellen gern in das Zimmerwerk von Hochbauten ſich verſtecken und hohle Bäume

Digitized by Google

bewohnen. Ein weiterer Beweis für das hochentwickelte Denkvermögen ist das häufige Vorkommen individueller Gewohnheiten bei Fledermäusen." Auch ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen, ihnen schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte, das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um Fledermäuse damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen alles vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand zu nehmen oder solche aus Gläsern sich herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus so weit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, augenblicklich auf seine Hand sich setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft, werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Solche und ähnliche Aeußerungen der Hirnthätigkeit auf die breite Faulbrücke Instinkt schieben zu wollen, erscheint geradezu widersinnig.

„Mit der Gestalt der Flughäute", sagt Blasius, „hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Eine größere Verschiedenheit in dieser Beziehung ist kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, schlanken Flügeln haben den raschen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Gestalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältnis der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurtheilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarms. Die Breite der Flughaut ist ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargestellt.

„Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umherfliegen; und diese Art hat verhältnismäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang als breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämmtlich rasch und hoch, in den mannigfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen, und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so ist der Flug höchst mannigfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung.

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältnis zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche.

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Altum fügt dem hinzu, daß man im allgemeinen

Digitized by Google

wohl den Satz aufſtellen könne: je unbeholfener der Flug, deſto feiner das Hautſyſtem, Flughäute und Ohrdeckel, und umgekehrt je gewandter und raſcher der erſtere, deſto derber letzteres. „Nicht ganz ſo genau ſtimmen überein Größe der Ohren und ſchwaches Flugvermögen, Kleinheit jener und kräftiger Flug; doch wird man im allgemeinen zugeſtehen müſſen, daß unſere mit den größten Ohren verſehenen Arten auch die langſamſten ſind und unſere ſchnellſten Arten die kleinſten Ohren haben. Ebenſo ſtimmen Geſtalt und Feſtigkeit der Ohrdeckel hiermit überein. Die ſchnellſten Flieger haben kurze und derbhäutige Ohrdeckel, die langſamſten dagegen langgezogene dünnhäutige. Dies gilt von ganzen Gruppen."

Im allgemeinen iſt der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, ſondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann ſchweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau ſehr erleichtert. Die ſtarken Bruſtmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwiſchen Armen, Händen und Fingern ausgeſpannte federnde Haut befördern dieſe Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend iſt, die Leibeshöhle nicht die großen Luftſäcke des Vogelleibes enthält und vor allem, weil das Flatterthier keine Schwing- und Steuerfedern beſitzt. Sein Flug iſt ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchſchießen derſelben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befeſtigen ſich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenſtande und laſſen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor ſie aufflattern, ziehen ſie den Kopf von der Bruſt ab, heben den Arm, breiten die Finger ſammt dem Mittelarmknochen auseinander, ſtrecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz nebſt den Sporen am Fuße, laſſen ſich los und beginnen nun ſogleich und ohne Unterbrechung ſchnell nacheinander mit ihren Armen die Luft zu ſchlagen. Mit der Schwanzhaut wird geſteuert; aber dieſes Steuer iſt natürlich bei weitem unvollkommener als das der Vögel. Eine ſolche Bewegung bedingt eine ganz eigenthümliche Fluglinie, welche Kolenati ſehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können ſich die Flatterthiere nicht ſo leicht erheben; ſie helfen ſich aber dadurch, daß ſie zuerſt die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterſchieben der Füße etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe ſpringen und dann flatternd abfliegen. Iſt dies ihnen geglückt, ſo geht der Flug ziemlich raſch vorwärts. Wie ermüdend derſelbe iſt, ſieht man am beſten daraus, daß die Fledermäuſe oft ſchon nach ſehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäſte, Mauervorſprünge und dergleichen ſich anhängen und hierauf ihre Bewegung fortſetzen. Keine Fledermaus würde im Stande ſein, in ununterbrochener Weiſe zu fliegen, wie z. B. ein Mauerſegler, und aus dieſem Grunde iſt allen Flatterthieren eine ſo ausgedehnte Winterwanderung, wie Vögel ſie unternehmen, geradezu unmöglich.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, ſondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Arten iſt zwar nicht ſo ſchlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Sie ziehen dabei die Hinterfüße unter den Leib, heben bei ſeiner Bewegung den Hinterkörper und ſtoßen dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe ſo ſchnell wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln ſie ſich mit der ſcharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und ſchieben mit den Hinterfüßen wechſelſeitig nach. Geſchickte Bewegungen und Wendungen, wie ſie ſolche im Fluge auszuführen fähig ſind, vermögen ſie im Gehen oder Klettern nicht zu machen, und auf die Hinterbeine allein können ſie ſich gar nicht ſtellen, weil das Uebergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine ſchwächliche Gliedmaßen ſind. Gleichwohl haben dieſelben Stärke genug,

Digitized by Google

den Leib nicht bloß den ganzen Tag, sondern während des Winterschlafes — oft vier volle Monate hindurch — fest zu halten und zu tragen.

Wie verschiedenartig und mannigfaltig die Bewegungen der so ungelenk erscheinenden Fledermäuse sind, erfährt man am besten, wenn man eine von ihnen an der Nackenhaut packt und festhält. Sie dreht sich dann förmlich um sich selbst herum, weil sie zunächst die größte Anstrengung macht, um zu beißen, benutzt dabei alle einzelnen Glieder, die vorderen wie die hinteren, um sich fest zu häkeln und vorwärts zu helfen, und bringt es, Ungeschickten gegenüber, regelmäßig dahin, sich zu befreien. Beim Gehen treten die Flatterthiere mit der Sohle der Füße und dem Daumentheile der Flügel auf. „Die Sohle", bemerkt Altum, „ist aber durch eine eigenthümliche Gelenkung des Beines nach hinten, anstatt wie bei den übrigen Säugethieren nach vorn gewendet, so daß sich die mit scharfen Krallen bewaffneten Zehen der Hinterfüße nicht wie sonst nach der Rückenseite, sondern nach der Bauchseite des Thieres krümmen. Zum Fortbewegen auf dem Boden, wobei sie wie auch beim Klettern mit dem scharf bekrallten Daumen der Fittige sich ziehen und mit den Hinterbeinen nachschieben, wenden sie die Spitze der hinteren Füße seitlich vom Körper ab. Wir setzen beim Gehen die Fußspitzen nach vorn und außen, die Fledermäuse nach hinten und außen. Die Hinterglieder der letzteren sind überhaupt außerordentlich gelenkig. Sie verstehen es, geschickt sich der Zehen und Krallen zum Entfernen der vielfachen Schmarotzer sowie zum Ordnen des Rückenhaares zu bedienen, brauchen sie sehr gewandt, um sich von Schmutz zu säubern, und können mit jedem Hinterfuße die Mitte des Rückens fast zwischen den Schultern erreichen, so daß sie durch Kämmen das Haar säubern und ordnen."

Die Stimme aller bekannten Flatterthiere ähnelt sich in hohem Grade, unterscheidet sich, so weit unsere gegenwärtigen Beobachtungen reichen, überhaupt nur dadurch, daß sie schwächer oder kräftiger, höher oder tiefer klingt. Die kleinen Arten bringen ein zitterndes Gekreisch hervor, welches ungefähr wie „Krikriki" klingt; die Flughunde lassen erzürnt oder sonstwie beunruhigt ähnliche Laute vernehmen. Die Stimme fällt immer unangenehm in das Ohr, gleichviel ob sie hoch oder tief ist.

Alle Flatterthiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst mit Eintritt der Abenddämmerung zum Vorscheine und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits nachmittags zwischen drei und fünf Uhr, und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheins lustig umher.

„Was die Zeit des Fluganfanges am Abende betrifft", sagt Altum, „so stellt sich bei einem Vergleiche desselben mit der des jedesmaligen Sonnenunterganges ein merkwürdiges Ergebnis heraus. Die meisten Beobachtungen habe ich über die Zwergfledermaus in dieser Beziehung gemacht. Im Winter und ersten Frühling fallen Fluganfang und Sonnenuntergang ungefähr zusammen. Die Fledermaus beginnt dann vier bis sechs Minuten nach, auch wohl vier Minuten vor Sonnenuntergang zu fliegen. Von Ende März bis Ende Mai's fällt ihr Fluganfang schon eine Viertel- bis eine halbe Stunde nach demselben; am längsten Tage tritt sie erst eine bis anderthalb Stunden nach dem Verschwinden der Sonne auf; Ende Juli's bis zum Oktober kommt sie wiederum früher und zwar drei Viertel- bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang und von da an im Spätherbste etwa fast eine Viertelstunde nach demselben zum Vorscheine. Trotz einzelner nicht unerheblicher Abweichungen beim Vergleichen der angegebenen Stunden und Monatstage mit dem betreffenden Sonnenuntergange läßt sich doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin nicht verkennen. Die Zwergfledermaus folgt nämlich dem Untergange der Sonne um so früher, je kälter, und um so später, je wärmer die herrschende Temperatur der betreffenden Jahreszeit bei uns zu sein pflegt. Wahrscheinlich ist der durch die Witterungsverhältnisse zumeist mit bedingte Reichthum der Kerbthierwelt der tiefere Grund dieser auffallenden Erscheinung. Die Fledermäuse treten bei Nahrungsfülle erst spät, bei Nahrungsarmut schon früh ihre Jagden an. Nur bei dieser Unterstellung wird es klar, warum eine Art bei gleicher Tageslänge und gleicher Stunde des Sonnenunterganges

Digitized by Google

im kerbthierarmen ersten Frühling etwa schon mit Sonnenuntergang, im kerbthierreichen Herbste hingegen eine halbe bis eine Viertelstunde nach demselben ihre Jagden beginnt. Zu der einen Zeit genügt zur Erbeutung der nothwendigen Nahrungsmenge eine kürzere Jagdfrist, zu der anderen wird eine längere erheischt. Die Fledermäuse verlängern oder verkürzen aber auch, von der Zeit des Scheidens der Sonne und der Länge der Dämmerung abgesehen, ihre Jagdzeit nach den in einer Gegend regelmäßig herrschenden Witterungsverhältnissen und der dadurch bedingten Menge der abendlich umherschwärmenden Kerbthiere. Je ärmer die Jahreszeit an Kerbthieren zu sein pflegt, desto länger jagen sie, je reicher, desto kürzere Frist treiben sie sich jagend umher."

Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen ꝛc., seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie nichts zu jagen gibt. In dem reicheren Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbthieren beherbergen, ihnen also gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tausend Schritten im Durchmesser. Die größeren mögen vielleicht über eine halbe Stunde Weges durchstreifen; von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flatterhunden, dagegen weiß man, daß sie mehrere Meilen weit in einem Zuge fliegen, da sie von einer Insel aus auf benachbarte, Meilen weit entfernte sich verfügen oder von ihnen aus das Festland und umgekehrt von diesem aus Nahrung versprechende Inseln besuchen. Der Flugfuchs findet sich nicht allein in Ostindien, sondern auch längs der ganzen Küste Ostafrika's und auf den benachbarten Inseln, beispielsweise auf Madagaskar, wird also unzweifelhaft die zwischen dem einen und dem anderen Erdtheile liegenden Meerestheile und beziehentlich die Inseln von dem Festlande trennenden Meerengen überflogen haben.

„Bei ihren Jagden", fährt Altum fort, „pflegen die Fledermäuse ihr Gebiet planmäßig abzutreiben, indem sie so lange an derselben Stelle in derselben Weise umherflatternd verweilen, etwa eine Allee oder Straße auf- und abfliegen, einen Winkel zwischen Gebäuden kreisend absuchen, auf einem Dachboden ein- und ausfliegen oder, wie an unsichtbaren Fäden hängend, über einer Stelle des Wasserspiegels genau in derselben Weise schwirren, bis sie sich überzeugt haben, daß sich dort keine Beute mehr findet, worauf sie dann plötzlich, ebenso verfahrend, eine andere Stelle auswählen, nicht selten aber nach kurzer Zeit zum ersten Platze zurückkehren. Die Größe dieser Jagdplätze steht im allgemeinen zur Größe der Jäger im geraden Verhältnisse. Bevor sie solche gehörig abgesucht haben, lassen sie sich nicht einmal durch einen Fehlschuß in ihrem Treiben stören." Sobald sie müde werden, hängen sie sich, wie ich schon bemerkte, eine Zeitlang auf und schwärmen weiter, nachdem sie ausgeruht haben. Verschiedene Arten scheinen sich gewissermaßen abzulösen; denn die Frühfliegenden schwärmen bloß in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere bloß in den mittleren Nachtstunden umher.

Bei Tage halten sich alle Flatterthiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. In den Wendekreisländern hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden. Bei uns zu Lande geschieht dies ebenfalls, obschon seltener: Koch beobachtete namentlich in den dichten Epheuranken alter Burgen mehrfach Fledermäuse, welche sich hier ihren Schlupfplatz erwählt hatten. In den Urwaldungen Afrika's fand ich mehrere echte Fledermausarten in dem dünnen Gelaube der Mimosen aufgehängt; in den Waldungen Südamerika's traf Bates andere unter den breiten Blättern von Helikonien und anderen Pflanzen, welche auf den schattigen Plätzen wachsen. Die Flughunde wählen sich nicht einmal immer Bäume, deren Laubdach ihnen Schatten gewährt, hängen vielmehr oft auch an entblätterten Aesten ohne alle Rücksicht auf die Sonnenstrahlen, gegen welche sie ihre Augen dadurch zu sichern suchen, daß sie den ganzen Gesichtstheil in der Flughaut verbergen. Weitaus die Mehrzahl aller Flatterthiere hingegen versteckt sich, einige Arten zwischen und unter der Rinde von Bäumen oder

Digitized by Google

in Baumhöhlungen, andere unter Dächern zwischen dem Schindel- und Ziegelwerk, der Hauptheil endlich in natürlichen Felshöhlen, Mauerlöchern, Gewölben verfallener oder wenig besuchter Gebäude, tiefen Brunnen, Schachten, Bergwerksstollen und ähnlichen Orten. „In den südlichen Himmelsstrichen, wo die Handflügler so massenhaft vorkommen", sagt Koch, „würde vielleicht kaum ein schadhafter Baum zu finden sein, welcher nicht von ihnen bewohnt wäre, wenn es nicht so viele andere Thiere gäbe, welche ihnen den Platz streitig machen, wie dies die Klettervögel, viele Raub- und Nagethiere, Schlangen und sogar einzelne gesellig lebende Immen thun. Letztere, welche, während die Fledermaus munter ist, ihr zur Nahrung dienen, belästigen dieselbe sehr in ihrer Ruhe. Ich habe beobachtet, daß Ameisen sich eingenistet hatten, wo sonst Fledermäuse waren, und daß letztere sich bald gänzlich verzogen. Es gibt nicht viele Fledermäuse, von denen man sagen könnte, daß sie nie in geeigneten Baumhöhlen getroffen würden. Die meisten beziehen zwar auch gleichzeitig andere Schlupfwinkel; doch gibt es wiederum viele Arten, namentlich unter den südländischen, welche ausschließlich den Aufenthalt in Baumhöhlen suchen. Die Ritzen von altem Gemäuer bieten anderen geeignete Schlupfwinkel, und manche ziehen die hölzernen Theile des Mauerwerkes den steinernen vor. Frische Kalkwände aber, worin noch nicht aller Kalk durch Aufnahme von Kohlensäure seine ätzende Eigenschaft verloren hat, hassen die Flatterthiere, und man findet daher keine Fledermäuse in neueren Gebäuden, selbst wenn geeignete Ritzen und Höhlungen in denselben vorkommen. In allen Gegenden und Klimaten sind es die natürlichen Felsenhöhlen, welche als die vorzüglichsten Aufenthaltsorte der Fledermäuse bezeichnet werden müssen. Unter ihnen scheinen sie die Kalkhöhlen denen in anderen Gesteinsarten vorzuziehen. In den Höhlen suchen nun verschiedene Arten besonders die engen Ritzen und Domen auf, worin sie sich einzeln oder gesellig einzwängen; andere Arten findet man mehr freihängend, seltener in Ritzen, und die Blattnasen, welche ganz besonders als Höhlenbewohner bezeichnet werden können, hängen fast immer frei, wenn auch zum Theile in kleineren unzugänglichen Domen dieser Höhlen. In Gegenden, wo keine natürlichen Höhlen vorkommen, dienen den Fledermäusen statt deren alte Bergwerke, Kellergewölbe, Burgverließe, gemauerte Grüfte und Katakomben, und werden diese unterirdischen Bauwerke um so mehr bevölkert, je älter und einsamer sie sind, und je weniger die Fledermäuse daselbst Störung finden. Die Anzahl der Fledermäuse, welche man sowohl in natürlichen Höhlen wie auch in ähnlichen künstlichen Bauwerken antrifft, ist mitunter eine außerordentliche. Ich habe in der Fürstengruft in Siegen wohl über tausend Stück zusammengefunden, und dennoch lange nicht alle erreichen können, welche in diesem Gewölbe waren.

„In den Bergwerken sind ganz bestimmte Eigenschaften nothwendig, um eine Anziehung auf die Fledermäuse zu äußern. Heftigen Wetterzug hassen sie zunächst sehr, ebenso starke Tropfwasser in den Strecken, welche sie zu durchfliegen haben. Auch dürfen die Räume nicht zu trocken und ebenso wenig zu feucht sein. Dagegen halten sie sich gern in solchen Stellen, in denen sich die Wasser stauen, wahrscheinlich, weil sie sich darin sicher gegen ihre Verfolger fühlen. In Gruben und Höhlen mit Tropfsteinbildung gibt es keine Fledermäuse; wahrscheinlich fürchten sie das kalkhaltige Wasser, und die glatten Tropfsteinwände eignen sich auch wohl nicht besonders zum Ankrallen."

Unter sich halten viele, vielleicht die meisten Flatterthiere gute Gemeinschaft. Einzelne Arten bilden zahlreiche Gesellschaften, welche gemeinschaftlich jagen und schlafen. Ganz ohne Streit und Kampf geht es dabei freilich nicht immer ab: eine gute Beute oder eine bequeme Schlafstelle ist genügende Ursache zur Zwietracht. Dafür versuchen Gesunde Kranken aber auch beizustehen und nach Kräften zu helfen, und zwar thun dies nicht allein die wehrhaften Flughunde, sondern ebenso kleinere Flatterthiere, beispielsweise Blattnasen. „Mein Diener", erzählt Hensel, „kam einst auf den klugen Gedanken, mehrere lebende brasilianische Fledermäuse in hohe offene Glasgefäße zu thun und diese abends an geeigneten Orten aufzustellen. Am nächsten Morgen fanden sich in drei Gefäßen dreihundertfünfundzwanzig Fledermäuse derselben Art vor, welche sich, durch die Stimmen

Digitized by Google

der zuerſt darin befindlichen Thiere angelockt, hineinbegeben hatten und nun wegen der glatten Wände der Gefäße ihr Gefängnis nicht verlaſſen konnten.“ Auch dieſe Fledermäuſe hatten ſich offenbar nur aus dem Grunde zu den übrigen geſellt, um ihnen irgendwie zu helfen. Ungeachtet aller Geſelligkeit der Fledermäuſe einer und derſelben Art, leben die Flatterthiere doch keineswegs mit allen Mitgliedern ihrer Ordnung in Frieden. Verſchiedene Arten haſſen ſich auch wohl, und eine frißt die andere auf. Die blutſaugenden Blattnaſen z. B. greifen, wie Kolenati beobachtete, die Ohrenfledermäuſe an, um ihnen Blut auszuſaugen, und dieſe freſſen ihre Feinde dafür auf, handeln alſo vernünftiger als Menſchen, welche ſich von Blutſaugern ihres Geſchlechtes ruhig brandſchatzen laſſen, ohne ſie unſchädlich zu machen.

Die Nahrung der Flatterthiere beſteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umſtänden auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches ſie größeren Thieren ausſaugen. Letzteres gilt namentlich für die in Amerika wohnenden Flatterthiere, während die Blutſauger der alten Welt nicht ſo kühn ſind, ſich vielmehr faſt nur an kleinere, wehrloſe und immer bloß an freilebende Thiere wagen, an welche ſie von Anfang an gewöhnt ſind, und bei deren Wohnſtätte ſie durch die Anweſenheit des Menſchen nicht geſtört werden. Während die Blutſauger es mit einer in den meiſten Fällen unſchädlichen Abzapfung von Blut bewenden laſſen, fallen andere Flatterthiere, wahrſcheinlich mehr, als wir zur Zeit noch wiſſen, über andere Wirbelthiere her. Ein Arzt der braſilianiſchen Anſiedelung Blumenau erzählte Henſel einen hierauf bezüglichen Fall. Derſelbe beobachtete nämlich eines Abends, wie durch das offenſtehende Fenſter ſeines Zimmers eine große Fledermaus hereinflog und eine Schwalbe, welche im Zimmer ihr Neſt anlegen wollte und daher hier übernachtete, fing und tödtete. Anderen, namentlich oſtindiſchen Arten, ſagt man nach, daß ſie Fröſche fangen und benagen ſollen; kurz, Raubthiergelüſte in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ſind den Flatterthieren durchaus nicht abzuſprechen. Die in Europa wohnenden Arten der Ordnung, bekanntlich nur echte Fledermäuſe, verzehren hauptſächlich Kerbthiere, namentlich Nachtſchmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß ſehr häufig die Ueberbleibſel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefreſſene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger iſt außerordentlich; die größeren freſſen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinſten ein Schock Fliegen, ohne geſättigt zu ſein. Größere Kerfe ſtemmen ſie, nachdem ſie dieſelben gefangen haben, an die Bruſt und freſſen ſie ſo langſam hinter; kleinere werden ohne weiteres verſchlungen. Je lebhafter ihre Bewegung iſt, um ſo mehr Nahrung bedürfen ſie, und aus dieſem Grunde ſind ſie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmögliche Schonung verdienen. Nicht ſo iſt es mit den blutſaugenden Fledermäuſen, welche zuweilen recht ſchädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfreſſern, welche nicht ſelten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerſtören, und nach den neueren Beobachtungen keineswegs einzig und allein der erſten Familie, den Flughunden nämlich, angehören. „In Südamerika“, berichtet Henſel, „gibt es auch unter den eigentlichen Fledermäuſen ſolche, welche ſaftige Früchte freſſen.“ Obſchon man häufig davon erzählen hört, iſt es doch leider mir niemals geglückt, ſolche Arten zu fangen oder auch nur bei dem Verzehren der Früchte ſelbſt zu beobachten. In Rio-de-Janeiro aber erzählte mir ein deutſcher Kaufmann, welcher ſich mit Naturbeobachtungen beſchäftigte und durchaus glaubwürdig zu ſein ſchien, daß er ſelbſt Mühe gehabt habe, in ſeinem Garten Bäume mit ſaftigen Früchten vor den Fledermäuſen zu ſchützen. In Porto-Allegre hat ein deutſcher Handwerker an ſeinem Hauſe einen der wilden Feigenbäume Braſiliens ſtehen, deren Feigen nicht größer als Haſelnüſſe zu ſein pflegen. Zur Zeit der Reife dieſer Feigen nun ſollen nach Angabe jenes Mannes zahlreiche Fledermäuſe den Baum beſuchen und die Feigen verzehren. Daß dieſe Angaben thatſächlich begründet ſind, geht aus ſpäter mitzutheilenden Unterſuchungen von Bates hervor. Es unterliegt ſomit keinem Zweifel, daß es auch unter Glatt- und Blattnaſen Fruchtfreſſer gibt; denn in anderen Ländern unter den Wendekreiſen wird es wohl ebenſo ſein wie in Braſilien.

Digitized by Google

Alle Fledermäuse gehen fleißig nach dem Wasser und trinken sehr viel. Ueberhaupt trifft man sie am häufigsten in der Nähe von Gewässern, freilich nicht allein, weil sie dort ihren Durst am leichtesten stillen können, sondern auch weil hier die meiste Beute für sie sich findet.

Die Verdauung aller Flatterthiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpestet werden können. Sehr eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie sich ihres Unrathes entleeren. Man kann dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus ansieht; doch muß man sie bei jenem Geschäfte beobachtet haben, wenn man sich eine rechte Vorstellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Koth von sich geben will, muß sich nämlich in eine wagerechte Lage bringen, um misten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und stößt mit ihm gegen die Decke, um in eine schaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem sie gehörig in Schwung gekommen ist, greift sie mit der Daumenkralle des ausgestreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert sich hier an. Nunmehr ist sie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfnis verrichten zu können. Das Harnen besorgt das Flatterthier entweder in wagerechter Lage oder aber indem es sich, wie dies beispielsweise die Flughunde regelmäßig thun, mit den Daumenkrallen allein aufhängt und den unteren Theil des Leibes freihängen läßt. „Die meisten Fledermäuse", sagt Koch, „harnen auch im Fluge, wie man dies auf eine sehr empfindsame Weise wahrnehmen kann, wenn man einen unmittelbar über sich hängenden Klumpen aufscheucht. Das Misten kommt dabei ebenfalls vor, aber seltener. Viele von ihnen haben die Gewohnheit, wenn sie am Rücken oder Halse gefaßt werden, ihren Angreifer mit Harn zu bespritzen."

Eine beachtenswerthe Beobachtung hat Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrika's ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach. „In den Bogosländern", bemerkt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden sammt den Myriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiteten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen die kerbthierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Anzahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie spurlos wieder. In der Nacht vom dreißigsten September auf den ersten Oktober lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zur Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen des Gebirges befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück, und schon an demselben Abende hatte die Anzahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen. Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern oder von denselben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Thiere abends so zeitig erschienen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tage gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinestheils habe während meiner früheren Reisen in Afrika nicht eben sehr auf die Fledermäuse geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenselben Gegenden, von denen Heuglin spricht, und kann ihm nur Recht geben. Deshalb erscheint es mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flatterthiere, als wir annehmen, wandern, obschon in beschränkterer Weise als die Vögel. Daß einige Fledermäuse bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt ziehen, ja, daß sie gegen den Winter hin nach

Digitized by Google

ſüdlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längſt bekannt. Mitunter nämlich findet man im Sommer Fledermäuſe in einer Gegend, wo ſie zu anderen Jahreszeiten nicht vorkommen. So verſchwindet, laut Koch, die Umberfledermaus (Meteorus Nilsonii) aus einem großen Theile des nördlichen Rußlands, wandert bis Schleſien, Mähren, Oberfranken, ja ſelbſt bis in die Alpen und überwintert hier. Ebenſo ſieht man die Teichfledermaus (Brachyotus dasycnemus) während des Sommers immer in den norddeutſchen Ebenen über Flüſſen und Seen hin- und herfliegen, begegnet ihr aber um dieſelbe Zeit nur ausnahmsweiſe in den Gebirgen Mitteldeutſchlands, wogegen im Winter Felſenhöhlen dieſer und anderer Gebirge gerade von ihr ſehr häufig zum Ueberwintern benutzt werden. In den Wäldern Heſſens hält es äußerſt ſchwer, im Winter eine Speckmaus (Panugo noctula) aufzutreiben, obgleich Baumhöhlen genug vorhanden ſind, welche zu ihrem Aufenthalte geeignet erſcheinen; im Sommer dagegen ſieht man dieſe Fledermaus häufig genug über den Waldungen umherſchwärmen, und im Taunus und im Lahnthale überwintert ſie regelmäßig, ohne daß im Sommer eine größere Anzahl von ihnen vorhanden ſein dürfte als dort, wo ſie überwintert. „Wenn die Beobachtungen über das Wandern der Fledermäuſe nicht ſo ſchwierig wären und öfter darauf geachtet würde, dürfte eine größere Anzahl von geeigneten Beiſpielen vorliegen, als jetzt noch der Fall iſt. In heißen Ländern, wo die Fledermäuſe in ſo großer Menge auftreten, fällt das Wandern derſelben mehr auf. Viele ziehen ſich zur Zeit der Dürre in das Gebirge, andere ſuchen ſogar ferne Gegenden mit der von ihnen vorher bewohnten zu vertauſchen, kehren aber nach einiger Zeit wieder dahin zurück; einige ſcheinen in den kälteren Jahreszeiten dem Gleicher näher zu rücken, und wieder andere ziehen in den wärmeren Monaten nach kühleren Gegenden oder höher nach dem Gebirge. In manchen Fällen ſcheint der Grund des Ortswechſels in den klimatiſchen Verhältniſſen zu liegen, in den meiſten Fällen aber ziehen unſere Thiere den Kerbthieren nach."

Wärme iſt für alle Fledermäuſe nothwendige Bedingung, und zwar nicht allein deswegen, weil durch ſie das Leben der Kerbthiere geweckt wird, ſondern auch, weil jene an und für ſich Kälte verabſcheuen. Das häufige Auftreten der Flatterthiere in niederen Breiten hängt gewiß mit dem dort reicheren Kerbthierleben zuſammen; die Wärme jener Länder aber ſcheint ihrer Entwickelung ebenfalls in hohem Grade förderlich zu ſein. Bei uns zu Lande ſetzen nur wenige Fledermäuſe unmittelbar der Sonne ſich aus, indem ſie in den Nachmittagsſtunden umherfliegen; in den Wendekreisländern geben ſie ſich oft geradezu den Sonnenſtrahlen preis, und zwar thun dies keineswegs nur die Flughunde, welche ihren Tagesſchlummer ſehr häufig ohne alle Rückſicht auf Schatten an den faſt oder ganz entlaubten Aeſten der Bäume halten, ſondern auch Glatt- und Blattnaſen. So erwähnt Schomburgk eines Vampirs (Phyllostoma bidens), welcher in großen Geſellſchaften vorzugsweiſe an Felſen lebt und über Tag an den Stämmen der Uferbäume, meiſt zwei bis drei Meter über dem Boden zum Schlafen ſich aufhängt, nicht aber an der Nord-, ſondern an der Südſeite derſelben anklebt, um von der Sonne ſich beſcheinen zu laſſen. „In noch größeren Scharen", ſagt er, „fand ich ſie an den über den Flußſpiegel emporragenden Felſen. Näherten wir uns einer ſolchen Stelle, dann flogen ſie von ihrem Ruheorte von ſelbſt weg oder wurden durch die Indianer dazu genöthigt, welche ſie mittels der Ruder mit Waſſer beſpritzten. Nun ſtrichen ſie einige Male an den Ufern auf und ab und ſetzten ſich darauf an ihrem alten Platze wieder an." Daß die Fledermäuſe bedeutende Hitzegrade aushalten können, beweiſen uns ſchon diejenigen unter ihnen, welche auf Dachböden, unter Kirchendächern und an ähnlichen Orten den Tag verbringen, unbekümmert um die bedeutende Hitze, welche hier zu herrſchen pflegt, noch mehr aber die ſüdländiſchen Arten. Ein Grämler (Nyctinomus brasiliensis), die häufigſte Fledermaus Südbraſiliens, lebt, laut Henſel, „oft in großer Menge unter den Schindeldächern alter Häuſer und kann einen unglaublichen Hitzegrad aushalten, da namentlich im Sommer die Schindeln durch den Sonnenſchein ſo erhitzt werden, daß man ſie mit bloßen Füßen, ohne Schaden an dieſen zu erleiden, nicht betreten könnte". Auch das dichte Zuſammendrängen der Fledermäuſe, durch

Digitized by Google

welches ein bedeutender Wärmegrad entwickelt werden muß, gibt anderweitige Belege für diese Thatsachen. Die meisten Arten werden durch rauhe Witterung, Regen oder Wind in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten; andere fliegen zwar an kalten Abenden, immer aber nur kurze Zeit, und kehren so schnell als möglich wieder nach ihren Schlafplätzen zurück. Hierbei spricht allerdings der Umstand mit, daß an rauhen Abenden ihr Umherfliegen mehr oder weniger nutzlos ist, weil dann auch die Kerbthiere sich verborgen halten und ebenso der einigermaßen heftige Wind ihren Flug ungemein erschwert, da bekanntlich bloß die schmalflügeligen Arten einem einigermaßen heftigen Luftzuge Trotz bieten können.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche in höheren Breiten leben, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf von längerer oder kürzerer Dauer, entsprechend dem strengeren oder milderen Klima ihrer Heimat. Mit Beginn der rauhen Jahreszeit sucht jede Art einen vor den Einflüssen der Witterung möglichst geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Diejenigen Arten, welche noch am wenigsten empfindlich gegen Kälte sind, unterbrechen den Winterschlaf bisweilen, erwachen und fliegen in ihren geschützten Schlupfwinkeln hin und her, anscheinend weniger um Beute als um sich Bewegung zu machen. Einzelne kommen wohl auch ins Freie und flattern eine Zeitlang über der schneebedeckten Erde umher; die Mehrzahl aber schläft ununterbrochen. „Die Orte", sagt Koch, „welche die Fledermäuse zu ihrem Winterschlafe wählen, sind nach den Arten verschieden und stimmen zwar manchmal, doch bei weitem nicht immer mit denen überein, an welchen sie sich zur täglichen Ruhe im Sommer niederlassen. So sind z. B. die Blattnasen an Sommertagen in denselben Höhlen anzutreffen, in denen sie auch ihren Winterschlaf halten, so rasten die Buschsegler (Nanugo) gewöhnlich in Ritzen derselben Gebäude, in denen sie im Winter sich tief zurückziehen, und dergleichen Beispiele mehr; während die Mäuseohren oder Nachtschwirrer (Myotus murinus), welche im Sommer in zahlreichen Gesellschaften auf Kirchenspeichern hausen, ihren Winterschlaf vereinzelt in Höhlen und Gruben halten, oder die Gleichohren (Isotus), welche während des Sommers in Bäumen rasten, im Winter in Gruben und Höhlen theils frei hängen, theils in Ritzen sich einklemmen. Dasselbe ist bei vielen anderen einheimischen Arten der Fall. Aber auch bei den Fledermäusen südlicher Breiten finden wir, daß der Aufenthalt während ihrer Zurückgezogenheit in der Regenzeit oder dem kurzen gelinden Winter vielfach anders gewählt wird als während der trockenen Zeit: so bewohnt keine Fledermaus das Blätterdach der Bäume während der Regenzeit; so ziehen sich die Blutsauger von den offenen Viehställen in geschlossene Gebäude und Höhlen zurück; so wandern die Grämler nach unterirdischen Bauten und Höhlungen, wie die Stummelschwänze in Baumlöcher sich verkriechen. Entschieden die meisten Fledermäuse bewohnen während des Winterschlafes Höhlen und alte unterirdische Räume, diejenigen Arten, welche auch im Sommer an diesen Aufenthaltsorten sich befinden, beziehen aber, für den Winter wenigstens, andere Stellen oder, wo sie die Auswahl haben, sogar andere Höhlen und Gruben. Im Sommer halten sie sich mehr in kleinen Räumen in der Nähe der Eingänge auf, hier in Spalten, Ritzen und engen Domen sich versteckend, gerade wie da, wo sie in offenen Felsspalten sitzen; im Winter dagegen findet man sie mehr in größeren und tieferen Räumen, worin sie sich in die hinteren Theile, in welche der Frost nicht eindringen kann, zurückziehen. Nur wenige Arten sitzen auch während des Winterschlafes in ihren gewohnten Ritzen.

„Die Stellung, in welcher die Fledermäuse ihren Winterschlaf halten, ist eine sehr verschiedene und für einzelne Gruppen und Sippen bezeichnende; die einfachste und regelmäßigste Haltung während des Winterschlafes ist die, daß sie sich an den Krallen der Hinterfüße aufhängen und die Flügel seitlich andrücken. Viele hängen dabei freischwebend unter einer Decke oder einem Gewölbe, die meisten in ähnlicher Weise an den Wänden, ein anderer Theil benutzt auch die Vorderglieder mit als Stütze, und so lassen sich noch eine Reihe Veränderungen in der Stellung und Lage aufführen. Unter den die wärmeren Länder bewohnenden Fledermäusen gibt es einige Arten, welche

Digitized by Google

in dem Zuſtande der Zurückgezogenheit, wie auch bei ihrer gewöhnlichen Tagesruhe, die Flügel mehr oder weniger ausbreiten und mit ihnen ſich gleichſam einen Halt verſchaffen. Ein großer Theil der Blattnaſen nimmt eine ſo merkwürdige Stellung ein, daß man ſie im Vorübergehen eher für Pilze als für Thiere halten möchte. Sie ſind ganz in ihre Flughäute eingeſchlagen, hängen frei an den beiden Hinterfüßen, die Schenkelflughaut iſt nach dem Rücken hin umgeſchlagen, die Vorderarme bilden einen Rückenkeil und liegen dicht an einander, Flanken- und Fingerflughäute umſchließen den Leib in der Weiſe, daß die Fingerſpitzen nach oben ſtehen, der Daumen dient mit zum Verſchluſſe, und nur die Naſe tritt hervor, wird aber während des feſten Winterſchlafes auch zurückgezogen. Faſt ebenſo verſchiedenartig iſt die Lage der Ohrenhäute. Viele Fledermäuſe ſtrecken die Ohren möglichſt aus und heben den Deckel dabei, gleichſam als ob ſie bei der geringeren Nerventhätigkeit während des Winterſchlafes jene Organe empfindlicher machen wollen; andere krümmen die Ohren mehr oder weniger ein; wieder andere drücken den Deckel feſt auf die innere Oeffnung des Ohres; die Ohrenfledermaus legt die langen Ohren unter die ſeitlich angedrückten Flügel ꝛc.“

Was von der Geſelligkeit der Fledermäuſe geſagt wurde, gilt auch im allgemeinen während ihres Winterſchlafes. Es gibt Gattungen, welche ausnahmslos geſellig überwintern und nicht nur neben einander, ſondern auch in mehreren Lagen dicht auf einander hängen, mitunter in Gruppen von verſchiedenen Formen, zuſammen zu mehreren Hunderten von Stücken. Andere geſellig überwinternde Gattungen bedecken ganze Wände und Flächen im Inneren hohler Bäume, wo ſie getrennt neben einander hängen; andere überwintern vereinzelt und finden ſich niemals in Geſellſchaft; wiederum andere werden ebenſo wohl einzeln als geſellig angetroffen.

„Es iſt eine bemerkenswerthe und phyſiologiſch höchſt auffallende Erſcheinung“, fährt Koch fort, „daß ein ſo gefräßiges Thier, wie die Fledermaus, welches während ſeines Wachſeins ſo vieler Nahrung bedarf, über ein Drittel ſeines Lebens ohne alle Nahrung beſtehen kann, und daß bei einer auf das geringſte beſchränkten Thätigkeit der Ernährungswerkzeuge und des Stoffwechſels in einer warmen und feuchten Atmoſphäre die Weichtheile ſo lange kräftig bleiben und beſtehen können, ohne weſentliche ſtoffliche Veränderungen zu erleiden. Die Blutwärme der Fledermäuſe beträgt in unſerem europäiſchen Klima während ihres Lebens im Sommer immer über 32° C. (25° R.); in ſüdlichen Klimaten iſt dieſelbe weit höher, und ſelbſt bei uns habe ich im Monat Juni beim Mäuſeohr 36° C. Blutwärme gemeſſen. Dieſe Blutwärme ſinkt während des Winters ſehr bedeutend, und iſt der Grad des Herabſinkens mehr oder weniger abhängig von der Luftwärme. Bei den Bewohnern wärmerer Länder, deren Blutwärme bisweilen über 40° C. erreicht, iſt der Unterſchied gegen den Winter oder die Regenzeit verhältnismäßig nicht ſo bedeutend wie bei unſeren nordiſchen Arten, bei denen die niedere Luftwärme ſo außerordentlich beeinflußt und die Blutwärme ſo weit herabſinkt, daß die Fledermäuſe erſtarren und nicht wieder zum Leben erwachen. Die niedrigſte Blutwärme fand ich bei der Mopsfledermaus, welche überhaupt ziemlich unempfindlich gegen Witterung zu ſein ſcheint, indem ſie für den Winterſchlaf immer die vorderen Theile der Höhlen, Gruben und Gebäude bezieht, wo ſie kaum vor Kälte geſchützt erſcheint. Bei Stücken, welche in dem Gewölbe des Dillenburger Schloſſes zwiſchen Steinen, an denen über fußlange Eiszapfen hingen, überwinterten, betrug die Blutwärme noch volle 12° C. Dagegen habe ich niemals an geſchützteren Stellen Fledermäuſe beobachtet, deren Blutwärme ſo tief ſtand; dieſelbe betrug vielmehr immer zwiſchen 14 und 18°, in vielen Fällen, namentlich zu Anfang des Winters, ſogar 20° und darüber, von höheren Wärmegraden gleich nach Beginn des Winterſchlafes nicht zu reden. Ebenſo ſinkt die Blutwärme nach meiner Erfahrung ſtändig mit der Dauer des Winterſchlafes, und erwacht die ſchlafende Fledermaus, wenn dies Sinken einen gewiſſen Grad erreicht hat, welcher nach meiner Meſſung, je nach der Natur einer beſtimmten Art, zwiſchen 12 und 18° C. ſchwankt. In tiefen Gruben und Höhlungen, wo die meiſten Fledermäuſe überwintern, kann nicht wohl nach dem Begriffe und der Erfahrung an den menſchlichen Sinnen eine Ahnung der äußeren Luftwärme angenommen werden; auch iſt bei den ununterbrochen winterſchlafenden Fledermäuſen

Digitized by Google

eine Zeitrechnung, wonach sie die Dauer des Schlafes bemessen könnten, undenkbar: daher muß eine bestimmt ausgeprägte physiologische Ursache ihr endliches Erwachen bedingen, und diese scheint mir in dem für jede Art fest stehenden tiefsten Punkte der Blutwärme zu liegen. Damit stimmt auch die mehrfach gemachte Beobachtung überein, daß die Fledermäuse, welche sich an wenig geschützten Orten befinden, mitten im Winterschlafe erwachen und rege werden, sobald die äußere Wärme und damit die Blutwärme früher herabsinkt. Erfrorene Fledermäuse habe ich mehrfach in Stollen gefunden, wo ein starker Wetterzug die Kälte tief eindringen ließ, oder aber an zu kurzen Stollen, wo sie vor der eindringenden Kälte keinen Schutz fanden. Diese erfrorenen Fledermäuse aber waren nicht mehr in der ihnen für den Winterschlaf eigenthümlichen Stellung, sondern ihre Flügel mehr oder weniger ausgebreitet, und sie lagen theilweise in einer solchen Stellung am Boden. Auch in der für den Winterschlaf eigenthümlichen Stellung habe ich im Frühjahre todte Fledermäuse gefunden; sie aber waren eingetrocknet und nicht von Kälte erstarrt. Dieselbe Erscheinung hat man ebenso, wenn man Fledermäuse während des Winterschlafes oder kurz vor demselben in Zimmer oder dergleichen Räume bringt, in denen die Wärme niedrig genug ist, daß sie in ihrem bewußtlosen Zustande verbleiben oder wieder in denselben verfallen. Diese Thatsache spricht dafür, daß die Fledermäuse beim Winterschlafe eine gewisse Wassermenge durch die Athmung in sich einführen. Bevor sie in ihren bewußtlosen Zustand verfallen, erscheinen sie sehr wohl genährt und haben viel Fett zwischen dem Muskelfleische und der Haut wie auch zwischen den Gedärmen. Bei einzelnen Arten, namentlich bei den Blattnasen, ist die Fettmasse oft so bedeutend, daß sie die Fleischtheile an Ausdehnung und Gewicht übertrifft. Im Anfange des Winters ist das Fett sehr flüssig und rein weiß; gegen Anfang Januars bemerkt man schon eine Abnahme der Fettschichten und ebenso eine stoffliche Veränderung, indem das Fett weniger flüssig und dunkler, von durchziehenden Gefäßen bisweilen röthlich gefärbt erscheint. Das Fett nimmt nun immer mehr und mehr an Masse ab und wird dabei immer dunkler und weniger flüssig, und gegen Ende des Winters, etwa im Anfange März, erscheint der letzte Rest dunkelbraungelb mit rothen Adern unterlaufen. Durchschnittlich habe ich gefunden, daß eine Fledermaus während des Winterschlafes etwa ein Sechstel bis ein Fünftel ihres Gewichtes verliert. Diese Abnahme ist größtentheils in dem Fettverbrauche bedingt; doch nimmt auch die Fleischmasse dabei mehr oder weniger ab. Das Fett dient nicht zur Nahrung, sondern zum Athmen, wodurch die nöthige Luftwärme erzeugt und erhalten wird; wie aber der Stoffwechsel nothdürftig unterhalten bleibt, darüber schwebt noch ein gewisses Dunkel. Nothwendig für die Erhaltung des winterschlafenden Thieres ist die Zuführung von Wasser; denn die Ausscheidungen der Nieren und der Haut gehen ihren Gang fort, wenn auch ungleich langsamer als bei dem belebten Thiere. Fledermäuse, welche in einer trockenen Luft sich befinden und deshalb keinen Wasserdampf einathmen können, vertrocknen im Winterschlafe, so merkwürdig und wunderbar es auch scheinen will, daß die Lunge gerade eine entgegengesetzte Thätigkeit verrichtet als bei dem lebenden Thiere, bei welchem der Hauch Wasser aus dem Blute hinwegführt. Während des Winterschlafes werden die abgängigen Theile des Körpers langsam, aber in ziemlich regelrechter Weise abgeschieden, wobei die dazu bestimmten Organe alle in Thätigkeit zu bleiben scheinen. In den Darmschlauch tritt Galle ein; die Harnblase füllt sich nach und nach mit Harn an, welcher gegen Ende des Schlafes dunkler gefärbt erscheint und erst nach dem Erwachen entleert wird; die ausscheidenden Drüsen der Haut scheinen während des bewußtlosen Zustandes ihre Wirksamkeit in besonders lebhafter Thätigkeit zu erhalten ꝛc. Aber je niedriger die Wärme des Körpers sinkt, desto langsamer kann dieser Prozeß vor sich gehen, und scheint damit das Erwachen infolge gesunkener Blutwärme zusammenzuhängen."

Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen macht die Liebe sich geltend. Nachdem die Fledermäuse ihren Winteraufenthalt verlassen haben, locken die verschiedenen Geschlechter, laut Koch, sich durch einen eigenthümlichen Ruf, welcher von dem ärgerlichen Bellen, Angriffen gegenüber, wesentlich verschieden ist. In warmen Ländern sollen die großen Arten so laut werden, daß sie lästig

Digitized by Google

fallen können. Bei der Liebeswerbung jagen und necken die Männchen die Weibchen, stürzen sich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerlei Kurzweil; doch geht dieses Schwärmen und Paaren nicht bei allen Arten der Fledermäuse der Begattung voraus — letztere erfolgt vielmehr bei einzelnen auffallend frühzeitig im Jahre. Pagenstecher hat eine weibliche Zwergfledermaus untersucht, welche schon am 23. Januar begattet worden war; Koch fand, daß bei den Buschseglern die Begattung im Januar und Februar vor sich geht. „Obgleich die Fledermäuse", bemerkt dieser treffliche Beobachter, „fast sämmtlich sehr bissige, unverträgliche Thiere sind, welche sich vielfach anfeinden, necken und beißen, so daß die zarteren Theile oft lebenslänglich die Spuren ihrer Kämpfe tragen, scheint doch die Eifersucht nicht immer in ihrer Natur zu liegen, und namentlich bei einigen Arten kommen merkwürdige Fälle von Verträglichkeit gerade in der Zeit vor, in welcher die meisten anderen Thiere jeden Funken einer angeborenen Gutmüthigkeit verlieren." So habe ich gesehen, daß mehrere Männchen der Zwergfledermaus es ruhig geschehen ließen, während ein Männchen zur Begattung sich vorbereitet hatte, ohne im geringsten eifersüchtig zu werden und in feindselige Gesinnungen auszubrechen, und Pagenstecher beobachtete, daß mehrere Männchen ein und dasselbe Weibchen ruhig nach einander begatteten. Die Paarung verrichten die Fledermäuse, indem sie mit den Vordergliedern sich umklammern und theilweise in die Flughaut sich einhüllen. Bald nach ihr trennen sich beide Geschlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinschaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherstreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für sich und stets einzeln leben, während die Weibchen sich zusammenrotten und gemeinschaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß keine männliche Fledermaus in die Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäusen, welche zusammengefunden wurden, fand er und später auch Kaup niemals ein Männchen, sondern immer nur trächtige Weibchen.

Wenige Wochen nach der Begattung (man nimmt an, nach fünf bis sechs) werden die Jungen geboren. Das kreisende Weibchen hängt sich, laut Blasius und Kolenati, gegen seine Gewohnheit mit der scharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit seiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet somit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelstrang durch, und das Junge häkelt sich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden ist, an der Brust fest und saugt. Die blattnasigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamtheile zwei kurze, zitzenartige Anhängsel von drüsiger Beschaffenheit, an welche sich die Jungen während der Geburt sofort ansaugen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil diese Fledermäuse während des Gebärens ihren Schwanz zwischen den beiden eng an einander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken schlagen und keine Tasche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch diese Jungen zu den Brustzitzen hinauf und saugen sich dort fest.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich umher und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen: daß letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrika's an Bäumen aufgehängt fand. In etwa sechs bis acht Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht, lassen sich aber bis gegen den Herbst und Winter hin an dem plumperen Kopfe, den kürzeren Gliedmaßen und der dunkleren Färbung ihres Pelzes als Junge erkennen und somit von den Alten unterscheiden.

Eine noch ungeborene Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie so weit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennen, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungeborenen Menschenkinde eine gewisse Aehnlichkeit. Die Hinterfüße sind noch viel kleiner als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Thierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulter-

Digitized by Google

blätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden, erinnert lebhaft an den menschlichen Keimling im ersten Zustande seiner Entwickelung.

„Der vorurtheilsvolle Mensch", sagt Koch, „hat diesen harmlosen Thierchen mancherlei Verleumdungen zu Theil werden lassen, und die große Menge ist mit Abneigung gegen sie erfüllt, anstatt sie im eigenen Nutzen zu hegen und zu schützen. Unrichtig schon ist die Behauptung, daß die Fledermäuse den Speck in den Vorrathskammern benagen; denn keine einzige von ihnen frißt Speck, und der in der Volkssprache allgemeine Gebrauchsname „Speckmaus", welcher auch in die Wissenschaft übergegangen ist, scheint daher zu kommen, daß die Fledermäuse zum Zweck ihrer Erhaltung während des langen Winterschlafes unter der Haut sehr beträchtliche Speckmassen ablagern und diese zum Vorscheine kommen, wenn man ein Thier gewaltsam tödtet und dabei die zarte Haut zerreißt. Später hat man aus dem Namen die angedichtete Sünde abgeleitet, welche Ansicht noch eine wesentliche Unterstützung in dem Umstande fand, daß sich die sogenannten Speckmäuse gern in dunklen Räumen verbergen und daher auch vielfach in Speck- und Räucherkammern angetroffen werden. Die Mäuse und Ratten benagen den Speck, ziehen sich aber bei dem Herannahen eines Menschen in ihre engeren Schlupfwinkel zurück, während die harmlosen Fledermäuse bei Tage und im Winter ruhig sitzen bleiben, wo der Speckdiebstahl verrichtet wurde. Deshalb ist es dem Bestohlenen oft nicht übel zu nehmen, wenn er aus Mangel eines besseren Wissens seinen Feind auf der That ertappt zu haben glaubt, während der gründlichere Beobachter sich leicht überzeugen kann, daß die Fledermaus nicht nur keinen Speck frißt, sondern durch Vertilgen von Speckkäfern und deren Larven den Speck schützt. Ein allgemein verbreiteter Aberglaube, daß sich die Fledermäuse in die Haare verwickeln und nicht mehr daraus zu entfernen seien, entbehrt ebenfalls aller Begründung. Eine Fledermaus geht niemals aus freiem Antriebe in das Kopfhaar eines Menschen; wenn aber ein unglückliches Mitglied dieser Ordnung sich in ein Gesellschaftszimmer verfliegt, wird von den Anwesenden in der Regel Jagd darauf gemacht, mit Taschentüchern darnach geschlagen ꝛc., und wenn dann das Thierchen, getroffen, fluglahm herabfällt, krallt es sich an jedem beliebigen Gegenstande an, und kann der Zufall es fügen, daß es gerade auf den Kopf einer Dame fällt, deren künstlich verzierter Kopfputz in der Regel so beschaffen, daß Gelegenheit genug zum festeren Ankrallen vorhanden ist. Solche Zufälle mögen hin und wieder die erste Veranlassung zu jener Ansicht grundloser Behauptung gegeben haben. Man glaubt vielfach, daß die Fledermäuse Begleiter und Träger der bösen Geister seien. Ein junger, gebildeter Spanier behauptete mit aller Zuversicht, gehört zu haben, daß die Fledermäuse fluchen, wenn sie mit einem brennenden Span gereizt werden. Dergleichen Wunderlichkeiten kann man mehr hören, wenn man sich mit dem weniger gebildeten Volke über die allerdings eigenthümlich gestalteten Hautflügler unterhält. Wo Fledermäuse gereizt wurden, haben wir auch schon gehört, daß geflucht wurde, nicht aber von der Fledermaus, sondern von dem, welcher seinen Muthwillen an derselben auslassen wollte; denn namentlich die großen Arten verstehen keinen Spaß: wenn sie gefangen werden, beißen sie kräftig zu, und ihr Gebiß wie ihre Krallen sind scharf, und einige von ihnen können tiefe Wunden beibringen. Wenn sie nicht mehr im Stande sind, ihren Nachstellern zu entgehen, werden sie zornig und mitunter muthig und wissen ihre natürlichen Waffen sehr gewandt zu gebrauchen; aus freien Stücken greifen sie aber niemals an und zeigen sich in ihrem ganzen Wesen als äußerst harmlose Geschöpfe.

„Der Aufenthalt der Fledermäuse im Dunkeln, das Mäuseartige des Körpers, die wunderlich gestalteten dunkelhäutigen Flughände sowie der mitunter abschreckende Gesichtsausdruck und die unangenehm kreischende Stimme der Fledermaus geben der ganzen Erscheinung etwas Unheimliches, was schon die Alten gefühlt haben mögen. Während die guten Geister mit Flügeln der Taube erschienen, entwarf man das Bild der bösen Dämonen mit den Flügeln der Fledermaus. Lindwurm und Drache, jene schreckenden Phantasiegebilde, hatten ihre Flügel von der Fledermaus entliehen, wie noch heute das Zerrbild des Teufels mit Fledermausflügeln oder das Heer der bösen Geister,

Digitized by Google

welche der heilige Ivan austreibt, in Gestalt von Fledermäusen erscheinen. Solche Bilder wirken schon auf das kindliche Gemüth der Jugend wie auf den für Aberglauben empfänglichen Sinn des ungebildeten Volkes und erregen Abscheu und Haß gegen die Thiere, welche Ansprüche auf Schonung und Hegung haben. Daher sei es die Aufgabe des besser Unterrichteten, seine Stimme für die verleumdeten Wohlthäter zu erheben. Bei Erwägung ihres großen Nutzens verlieren diese Thiere schon Vieles von ihrer angeborenen Häßlichkeit, und wenn man die schönen warmen Sommerabende im Freien verbringt, erscheinen die Fledermäuse in ihren geschickten Flugwindungen als eine freundliche, belebende Erscheinung der stillen Landschaft.

„Vorurtheile haben von jeher den Geist des Menschen befangen: sie stammen aus uralten, längst verdrängten Ideenkreisen her. Von jeher gab es unter den Menschen eine Kaste, welche an den alten Anschauungen festhielt, und theils in eigener Befangenheit, theils als Selbstsucht jeder Beseitigung veralteten Aberglaubens entgegen arbeitete. Aber die Naturwissenschaften, die mächtigen Hebel zur Förderung und Veredelung menschlichen Strebens, wirken aufklärend und belehrend zum Nutzen und Frommen der ganzen menschlichen Gesellschaft, streben nach gründlicher Kenntnis des Bestehenden und beseitigen allmählich jeden dämonischen Nimbus, wie sie auf dem Gebiete des praktischen Lebens den ersten Weg zur Erreichung unserer Zwecke zeigen. So lehrt auch der Thierkundige dem Landwirt und Forstmann seine wahren Freunde immer mehr und mehr kennen und verhütet die mit Willen und Unverstand so vielfach begangenen Misgriffe durch Verfolgung wehrloser Geschöpfe."

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, bei weitem. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbthieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer Ziegenmelkern, Kröten, Zieseln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Flatterthieren eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Hiervon kann man sich einen oberflächlichen Begriff verschaffen, wenn man die Schlupfwinkel der Fledermäuse untersucht. „Fußhoch", sagt Koch, „liegt hier der Koth aufgeschichtet, und die nähere Untersuchung ergibt, daß die einzelnen Klümpchen aus Theilen sehr vieler und verschiedenartiger Kerbthiere bestehen. In einem Kubikcentimeter Fledermauskoth fanden wir einundvierzig Schienbeine verschiedener größerer und kleinerer Kerfe, und da nun in alten Ruinen, auf Kirchböden ꝛc. sicherlich zuweilen mehr als ein Kubikmeter Fledermauskoth aufgeschichtet liegt, würden in solchen Haufen gegen anderthalb Millionen Kerbthierleichen enthalten sein. Freilich rühren die großartigen Anhäufungen nicht aus einem Sommer her, und sind an ihnen viele Fledermäuse betheiligt; dagegen ist aber auch in Betracht zu ziehen, daß gewiß nur der kleinste Theil des Kothes von der Fledermaus an der Stelle der Tagesruhe abgelegt wird, sondern daß die Darmentleerungen gewöhnlich während des Fluges im Freien vor sich gehen." Man würde eine große Liste aufzustellen haben, wenn man alle die Schmetterlinge, Kerfe, Fliegen und sonstigen Kerbthiere aufführen wollte, welche, als den Fledermäusen zur Nahrung dienend, festgestellt wurden, und es mag daher die Angabe genügen, daß sie gerade unter den schädlichsten Arten am besten aufräumen, während ihnen die nützlichen, welche meistens bei Tage fliegen, kaum zur Beute fallen. Alle bei uns zu Lande vorkommenden Fledermäuse bringen uns nur Nutzen, und die wenigen, welche schädlich werden können, indem sie Früchte fressen, gehen uns zunächst nichts an, wie auch die Blutsauger keineswegs so schädlich sind, als man gewöhnlich gesagt hat. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten tödten die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Thiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nach einander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flatterthiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt gewisse Früchte sich erzeugt, z. B. in

Digitized by Google

Gärten; Früchte aber kann man durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten. Die Alten gedenken der Fledermäuse in der Regel mit noch größerem Abscheu als unsere unkundigen Männer und zimperlichen Frauen, und selbst die alten Egypter, diese ausgezeichneten Forscher, mögen eine Abneigung gegen sie gehabt haben, weshalb sie die bildliche Darstellung derselben möglichst vermieden. „Solche finden sich nämlich", bemerkt Dümichen, „seltsamerweise an Tempelwänden nur wenige. Außer dem hieroglyphischen Namen Setachemm, welcher einzelnen Abbildungen von Fledermäusen beigegeben ist, kommt in Inschriften noch das Wort Taki vor, woraus wir vielleicht den Schluß ziehen dürfen, daß mehrere Fledermausarten von den Egyptern unterschieden worden sind."

Bis in spätere Zeiten wurden die Fledermäuse selbstverständlich zu den Vögeln gerechnet, obgleich schon der alte Geßner sehr richtig hervorhebt, daß die Fledermaus ein Mittelthier zwischen einem Vogel und einer Maus sei, also billig eine fliegende Maus genannt, und weder unter die Vögel noch unter die Mäuse gezählt werden könne. „Von den Fledermäusen sagen die Deutschen diesen Reim:

„Ein Vogel ohn' Zungen,
Der säugt seine Jungen".

Die von Geßner gegebene Zusammenstellung aller richtigen und unrichtigen Beobachtungen der Alten über die Fledermäuse und die Verwendung der letzteren zur Vertreibung aller möglichen Krankheiten sind in hohem Grade erheiternd. „Der Salamander vnd die Flädermauß geberen jre Jungen also, daß sie mit keine Häutlein oder Nachgeburt vberzogen sind, ohn Zweiffel darumb, daß sie erstlich Eyer empfahe, welches doch in den Schärmäusen, Mäusen vnd andern dergleichen Thieren, so denen gleich sind, nicht geschicht. Albertus sagt, daß dieser Vogel als auch der Widhopff, zu Winterszeit schlaffe. Mit gebranntem äbheuw gereuchert, werden die Flädermauß vertrieben, als Africanus vnd Zoroastres lehren. Der Baum Ahorn, zu Latein Platanus genennt, ist diesen Flädermäußen gantz zuwider: dann so man das Laub vnder alle Eingäng oder Fenster deß Hauses henkt, so kompt keine darein, als Plinius vnd Africanus zeugen. Der Storck vnd die Flädermauß sind feinde: dann die verderbt dem Storcken allein mit jhrem anrühren seine Eyer, wo er nicht mit dem vorgenannten Laub, in sein Nest gelegt, dem fürkompt, darab dann die Flädermauß ein Abscheuen haben, als Aelianus, Piles vnd Zoroastres außweisen. Es ist auch ein vergifftes Omeissengeschlecht in Italia, von Cicerone Salipuga, gemeiniglich Salpuga Betica genennt, welchen das Hertz der Flädermauß gantz zuwider ist, als dann auch allen andern Omeissen, sagt Plinius. Darumb so die Kautzen die Omeissen von jhren Jungen treiben wollen, legen sie einer Flädermauß Hertz in jhr Nest, als Oppianus lehret. Ein Feckt von einer Flädermauß auff ein Omeissen Nest gelegt, wirt keine herfür kommen, sagt Orus. So einer angehender Nacht ein gleissend Schwert außstreckt, so fliehen die Flädermäuß darzu, vnd verletzen sich etwan also, daß sie herabfallen. So die Häwschrecken etwan einen Flecken oder strich eines Lands verwüsten, werden sie vber den Ort hinaußfliehen, wo man an die höchsten Bäum dieses Lands Flädermäuß bindet, als Democritos in Geoponicis ausweiset. So die Flädermäuß vber jhre Gewonheit zu Abend viel vnd stäts fliehen, ist es ein zeichen, daß der nachgehende Tag warm vnd schön sein wirt.

„Die Flädermauß ist ein vnreiner Vogel, nicht allein im jüdischen Gesetz verbotten, sondern auch ein Greuwel anzusehen. Nimb ein Flädermauß, haw jhr den Kopff ab, derre vnd zermahle sie, darvon gib denn so viel als du in dreyen Fingern behalten magst, mit einem Syrup vnd Essig dem Kranken zu trinken. Oder so du siben feiste geköpffte Flädermäuß genommen, vnd wol gereiniget hast, so schütte in einem vergläserten Geschirr Essig darüber, vnd so du das Geschirr wol verstrichen hast, so stell es in einen Ofen, daß es darinn koche, darnach so du das Geschirr widerumb aufgezogen vnd gekältet hast, so zertreibe die Flädermäuß mit den Fingern im Essig, darvon gib dem Krancken alle Tag zwei Quintlein schwer zu trinken. Dann diese Artzney hat man erfahren,

Digitized by Google

Auicenna von den Artzneyen deß Miltzes lehret. Ein Salb ſo das Haar hinweg nimbt: Lege viel lebendige Flädermäuß in Bech, laß die darinn verfaulen, vnd ſchmire einen Ort damit wo du wilt, als Galenus lehret. Zum Podagra: Nimb drey Flädermäuß, vnd koch die in Regenwaſſer, darnach thu dieſe ſtück darzu, zermahlten Leinſamen vier Vntz, drey rohe Eyer, ein Becherlein Oel, Rinderkaat, vnd Wachs, eines jeden vier Vntz. Diß alles zuſammengethan, rühre vnder einander, vnd ſo du denn ſchlaffen gehen wilt, ſo leg es etwan dick vber, als Galenus lehret. Für das Geſücht der Hände iſt Flädermäußöl dienſtlich, welches alſo bereitet wirt: Nimb zwölff Flädermäuß vnd Safft von dem Kraut Almarmacor oder Marmacor genennt, welches von etlichen für St. Johanneskraut oder Meliſſen gehalten wird, vnd alt Oel, ana libra ſ. Oſterlucey, Bibergeil, ana drach. iiij. Coſti drach. iij. Diß ſol gar eingeſotten werden, daß kein Safft vom Kraut, ſondern allein das Oel verbleibe, als Auicenna lehret. Deß Viehes Krimmen ſo es im harnen erleidet, wirt mit einer angebundenen Flädermauß gelegt, lehret Plinius. So der Habich den hinfallenden Siechtag hat, ſo koch Flädermäuß, vnd gib ihm die zu eſſen, es hilfft. Dem klagenden vnd weinenden Habich wirff eine Flädermauß für zu eſſen, welcher drei Körnlein von Läußkraut geſſen hab, vnd binde jhn an die Stang, däwet ers nicht bald, ſo wirt er zween Tag weinen, hernach aber wirt er auffhören, als Demetrius Conſtantinopolitanus zeuget. Wie man diß Thier zur Artzney brauchen ſölle ſchreibet weitleufftig Bucaſis. Die Aſchen darvon ſchärpffet das Geſicht, ſagt Auicenna. Die Zauberer brauchen dieſes Blut mit ſampt dem Kraut Strobeldorn genennet, wider Schlangenſtich, als Plinius lehret. Jhr Blut aber wirt alſo geſammlet: Man entköpfft ſie vnder den Ohr, da wirt das Blut alſo warm herfür gerunnen, auffgeſtrichen, damit es das Haar vertreibe eine Zeitlang, oder daß nicht mehr wachſe, ſo man das offt mit Einreiben auffſtreicht, als Arnoldus in dem Buch von den Weiberzierden redt. Man ſagt, daß die Jungfrawenbrüſt mit dieſem Blut beſtrichen, eine Zeitlang nicht groß werden. Diß aber iſt falſch, als auch das, daß es nemlich kein Haar vnder den üchſen wachſen laſſe. Diß Blut hat wohl Krafft, Haar zu vertreiben, aber nicht für ſich ſelbſt, vnd allein, wo man nicht hernach Vitriol, oder groſſen Bangenſaamen darauff ſpreitet, dann alſo wirt entweder das Haar gar hinweg genommen, oder es wächſt nicht länger dann Gauch. Zu dieſem braucht man auch jhr Hirn, welches dann zwiefach iſt, nemlich weiß und rot. Etliche thun das Blut vnd die Lebern darzu, als Plinius lehret. Diß Blut ſtreicht man auf die Zittermäler. Das Haar ſo dich in den Augen jrret reiß auß, vnd beſtreich es mit dieſem Blut ſo noch friſch, ſo wirt dir kein anders darinn wachſen. Diß Blut mit Kreuzbeerſtaudenſafft vnd Honig angeſtrichen, ſchärpffet des Geſicht, dienet auch zum Sternfell in den Augen. Für das Grimmen ſol das Blut einer zeriſſenen Flädermauß dienen, oder ſo das allein auf den Bauch geſtrichen wirt, als Plinius vnd Marcelius außweiſen. Auff diß gehört eine Salb, die nicht läßt Haar wachſen: Vermiſch diß Hirn mit Weibermilch vnd beſtreich den Ort damit. Darzu dienet auch Igelgall, ſo man dißes Hirn, mit ſampt einem Theil Hundsmilch, darunder vermiſcht. Schwalmen oder Flädermäußhirn mit Honig, ſol den Anfang des Waſſers ſo in das Aug kompt, hindern. So eine Spitzmaus ein Viehe gebiſſen hat, legt man dieſe Gallen mit Eſſig darüber, ſagt Plinius. Flädermäußkaat verblendet etwan die Augen, als Arnoldus de Villanoua lehret. Milch oder Harn von der Flädermauß vertreibet den Nagel oder flecken im Aug. Man vermeinet gemeiniglich, dieſer Harn ſei vergifft, wiewohl ich etliche damit beſprengt, keinen Schaden empfangen, geſehen hab. So einer jhr Blut in ein Tuch empfangen, vnd einem Weib vnwiſſend vnder jhr Haar gelegt, vnd bei jhr ſchläffet, wird ſie zu ſtund empfahen. Es hat noch andere Gebräuch mehr, die man nicht ſagen ſol, ſagt Kiranides."

Die Anzahl der vorweltlichen Fledermäuſe, von denen man Kunde erlangt hat, iſt ſehr gering. In dem Bernſteine hat man Fledermaushaare und in verſchiedenen Steinbrüchen verſteinerte Knochenüberreſte der Handflügler gefunden. Dagegen kennt man etwa dreihundert ſicher unterſchiedene Arten lebender Flatterthiere, von denen auf Europa ungefähr fünfunddreißig kommen. Eine außerordentlich große Formverſchiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im ganzen, macht die Ein-

Digitized by Google

theilung und Beſtimmung der Flatterthiere ſelbſt für Forſcher ſehr ſchwierig. Uns genügt es, einige der eigenthümlichſten Formen zu betrachten. Wer ſich genauer über den Gegenſtand unterrichten will, nehme Karl Kochs Buch: „Das Weſentlichſte der Chiropteren" zur Hand: das Leſen dieſes vortrefflichen Werkes hat mir einen Genuß bereitet, wie ſelten ein anderes ähnlicher Richtung.

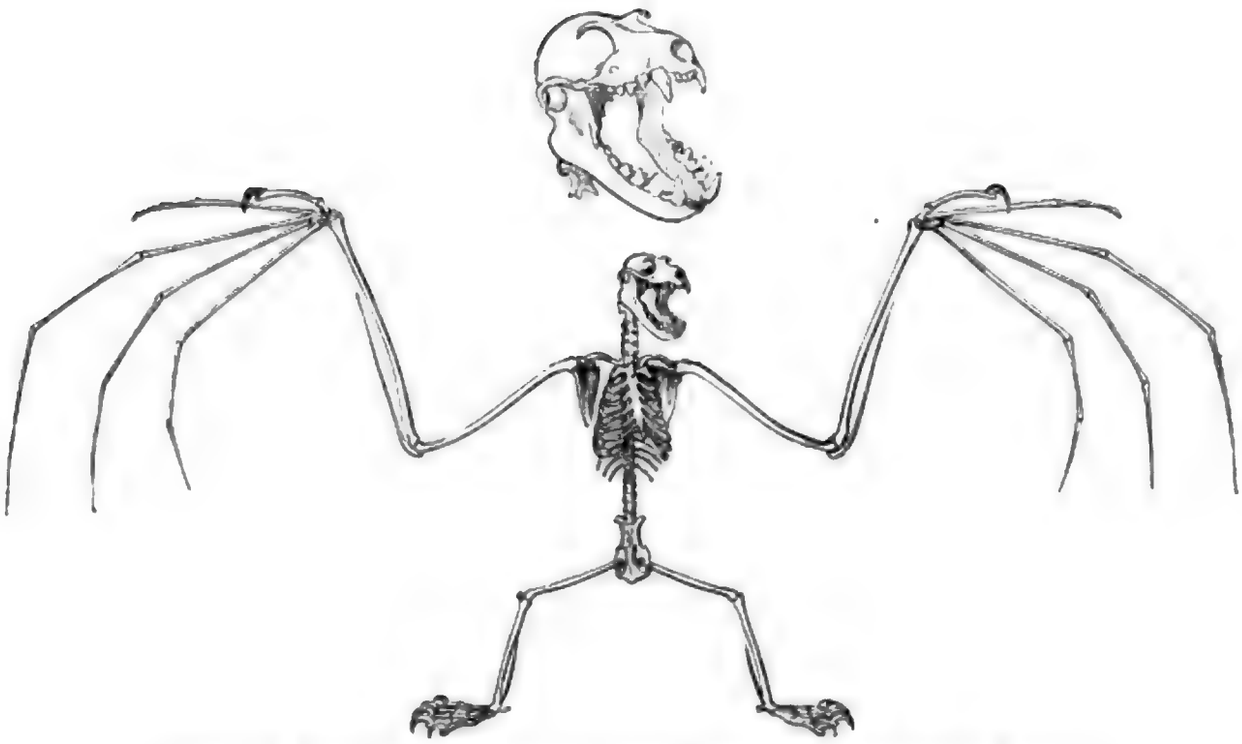
Die erſte Unterabtheilung und Familie wird gebildet durch die Flughunde oder fruchtfreſſenden Fledermäuſe (Pteropina).

Alle zu dieſer Gruppe gehörigen Flatterthiere bewohnen ausſchließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich Südaſien und ſeine Inſeln, Mittel- und Südafrika, Auſtralien und Oceanien. Ihrer Größe wegen ſind ſie ſeit den älteſten Zeiten als wahre Ungeheuer verſchrien worden. Sie, die harmloſen und gemüthlichen Thiere, hat man als ſcheußliche Harpyien und furchtbare Vampire angeſehen; unter ihnen ſuchte man die greulichen Weſen der Einbildung, welche ſich auf ſchlafende Menſchen ſetzen und ihnen das Herzblut ausſaugen ſollten; in ihnen ſah man die zur ewigen Verdammnis verurtheilten Geiſter Verworfener, welche durch ihren Biß unſchuldige Lebende ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendſte Aberglaube beſchäftigte ſich mit wahrem Behagen mit dieſen Säugethieren, welche weiter nichts verſchuldet haben, als etwas eigenthümlich gebildet zu ſein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unſchädliche Mitglieder zu beſitzen, welche ſich des Frevels der Blutausſaugung allerdings ſchuldig machen.

Die Naturwiſſenſchaft kann die abergläubiſchen Leute — denn heute noch gibt es gerade genug der Natur vollkommen entfremdete Unwiſſende, welche in unſeren Thieren ſcheußliche Vampire zu ſehen glauben — beſſer über die fruchtfreſſenden Fledermäuſe oder Flughunde belehren. Sie haben ſo ziemlich die Fledermausgeſtalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen gemüthlichen Hunde- oder Fuchskopf, welcher ihnen den Namen Flughunde oder fliegende Füchſe verſchafft hat. Die Flatterhaut, und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine iſt der anderer Fledermäuſe ähnlich; außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Naſe fehlt der Hautanſatz, und die Ohren ſind niemals mit einer Klappe verſehen. Hierdurch kennzeichnen ſie ſich alſo leicht von den übrigen Fledermäuſen. Das Gebiß beſteht aus vier Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem und drei bis fünf Backenzähne im oberen, fünf bis ſechs Backenzähnen im unteren Kiefer. Alle Backenzähne haben platte Kronen und eine mittlere Längsfurche. Die unteren Schneidezähne fehlen den Mitgliedern einer Sippe.

Die Flughunde bewohnen am liebſten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume, an deren Aeſten ſie, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt, reihenweiſe ſich anhängen. In hohlen Bäumen findet man ſie wohl auch, und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stücken. In düſteren Urwäldern fliegen ſie manchmal auch bei Tage umher; ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erſt mit der Dämmerung. Ihr ſcharfes Geſicht und ihre vortreffliche Spürnaſe laſſen ſie die Bäume ausfindig machen, welche gerade ſaftige und reife Früchte beſitzen; zu dieſem kommen ſie einzeln, ſammeln ſich bald in große Scharen und ſind im Stande, einen ſolchen Baum vollkommen kahl zu freſſen. In Weinbergen erſcheinen ſie ebenfalls nicht ſelten in bedeutender Anzahl und richten dann großen Schaden an; denn ſie nehmen bloß die reifen und ſüßen Früchte: die anderen überlaſſen ſie den übrigen Fruchtfreſſern. Zuweilen unternehmen ſie weitere Wanderungen und fliegen dabei von einer Inſel auf die andere, manchmal über ziemlich breite Meeresarme weg. Die Früchte ſaugen ſie mehr aus, als ſie dieſelben freſſen; den Faſerſtoff ſpeien ſie aus. Süße und duftige Früchte werden anderen entſchieden vorgezogen, und deshalb bilden Bananen, Feigen und dergleichen, ebenſo auch wohlſchmeckende Beeren, zumal Trauben, ihre Lieblingsnahrung. Wenn ſie einmal in

Digitized by Google



Schädel und Gerippe des Kalong. 1/10 natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und verursachen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht vertreiben; denn so geschreckt fliegen sie höchstens von einem Baume auf den anderen und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in Aufregung, ein heftiger Donnerschlag geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen ohne weiteres von oben zur Erde herab, rennen hier im tollsten Eifer aus einander, klettern an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen, gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängen sich fest, breiten die Flügel, thuen einige Schläge und fliegen dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft aber nicht eben hoch; doch treibt sie ihre Furchtsamkeit bei Tage ausnahmsweise in eine Höhe von über hundert Meter empor. Sie können nur von erhabenen Gegenständen, nicht aber von der Erde abfliegen, sind jedoch ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Aesten bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel, auch wenn sie ruhig an Bäumen hängen, und zwar eigenthümlich knarrend und kreischend, lassen zuweilen auch ein Zischen vernehmen wie Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an der Brust festhalten und von der Mutter längere Zeit umhergetragen, sehr geliebt und sorgfältig rein gehalten werden.

In der Gefangenschaft werden sie nach geraumer Zeit zahm, gewöhnen sich auch einigermaßen an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit an solche. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt: dann wehren sie sich heftig und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, allerlei frischen oder getrockneten Früchten, dem Marke des Zuckerrohrs und dergleichen; auch fressen sie dann und wann Kerbthiere. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt

Digitized by Google

man ſie bald daran, dieſe wie ein Hund zu belecken. Bei Tage ſind ſie ruhig, obgleich ſie zum Freſſen ſich herbeilaſſen; abends aber geht ihr Leben an.

Der Nutzen, welchen dieſe Flatterthiere bringen, kann den von ihnen verurſachten Schaden nicht aufheben; doch kommt der letztere in ihrer fruchtreichen Heimat nicht eben ſehr in Betracht. Ihr Nutzen iſt freilich auch gering. Sie werden gegeſſen, und man behauptet, daß das Fleiſch, trotz ſeines unangenehmen Biſamgeruches, wohlſchmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleiſche ähnlich ſein ſoll. Namentlich junge Thiere, welche erſt ein Alter von fünf Monaten erreicht haben, werden gerühmt. Selbſt ihren Pelz ſoll man verwenden können.

Es iſt anziehend und unterhaltend, die Anſichten verſchiedener Völker über dieſe Thiere kennen zu lernen. Schon Herodot ſpricht von großen Fledermäuſen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachſenden Pflanze Caſia ſich aufhalten, ſehr ſtark ſind und fürchterlich ſchwirren. Die Leute, welche die Caſia ſammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Geſicht bis auf die Augen mit Leder, um ſie hierdurch von ihren Geſichtern abzuhalten, und können dann erſt Ernte halten, „wiewohl Plinius ſagt", fügt der alte Geßner hinzu, „daß diß falſch, vnd allein vmb Gewinns willen erdacht ſei". Strabo erzählt, daß es in Meſopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheuere Menge Fledermäuſe gäbe, welche viel größer wären als an anderen Orten, gefangen und gegeſſen würden. Der Schwede Köping erwähnt zuerſt, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, ſehr viel Palmenſaft tränken, davon berauſcht würden und dann wie todt auf den Boden fielen. Er ſelbſt habe einen ſolchen gefangen und an die Wand genagelt; das Thier aber habe die Nägel benagt und ſie ſo rund gemacht, als wenn man ſie befeilt hätte. Jeder unkundige Europäer, namentlich die weibliche Hälfte der Menſchheit, erblickt in den Flederhunden entſetzliche Vampire und fürchtet ſich faſt vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen ſehen in ihnen heilige Weſen. Als ſich Hügel bei Nurpur befand und abends durch die Straßen ging, ſah er über ſich ein Thier fliegen, ſchoß mit ſeiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines Marders. Augenblicklich rotteten ſich die Leute zuſammen, erhoben furchtbares Geſchrei und wüthendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreiſchende Thier vor. Er ſicherte ſich dadurch, daß er ſich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorſtreckte, konnte aber den Aufruhr nur durch eine Unwahrheit beſchwichtigen, indem er ſagte, er habe das Thier für eine Eule gehalten.

*

Die Flughunde im engeren Sinne (Pteropus) haben eine hundeartige Schnauze, ziemlich lange, nackte, zugeſpitzte Ohren und eine ſehr entwickelte Flughaut, welche jedoch zwiſchen den Schenkeln nur einen ſchmalen Hautſaum bildet. Der Schwanz fehlt gänzlich. Das Gebiß beſteht aus vier Schneidezähnen in jedem Kiefer, jederſeits einem Eckzahne, und je fünf Backenzähne in den oberen, ſechs Backenzähne in den unteren Kiefern.

Die größte aller bekannten Arten, der Kalong, fliegende Hund oder fliegende Fuchs (Pteropus edulis, P. assamensis, P. javanicus?), klaftert bei 40 Centim. Leibeslänge bis 1,5 Meter. Die Färbung des Rückens iſt tief braunſchwarz, des Bauches roſtigſchwarz, des Halſes und Kopfes roſtiggelbroth, der Flatterhaut braunſchwarz.

Der Kalong lebt auf den indiſchen Inſeln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor, wie alle ſeine Familienglieder entweder in größeren Wäldern oder in Hainen von Fruchtbäumen, welche alle Dörfer Java's umgeben, hier mit Vorliebe die wagerechten Aeſte des Kapok (Eriadendron) und des Durian (Durio zibethinus) zu ſeinem Ruheſitze ſich erwählend. Unter Umſtänden bedeckt er die Aeſte ſo dicht, daß man ſie vor Kalongs kaum noch unterſcheiden kann. Einzelne Bäume ſind buchſtäblich mit Hunderten und Tauſenden behangen, welche hier, ſo lange ſie ungeſtört ſind, ihren Tagesſchlaf halten, geſtört aber ſcharenweiſe in der Luft umherſchwärmen. Gegen Abend ſetzt die Maſſe ſich in Bewegung, und einer fliegt in einem gewiſſen Abſtande hinter dem

Digitized by Google

anderen her; doch kommt es auch vor, daß die Schwärme in dichterem Gedränge gemeinschaftlich einem Orte zufliegen. So erzählt Oxley, daß ein Schwarm dieser Thiere mehrere Stunden brauchte, um über das in der Straße von Malakka vor Anker liegende Schiff fortzuziehen. Logan sah die Kalongs zu Millionen in den Mangrovesümpfen am Nordrande der Insel Singapore hängen und abends die Luft durch ihre Menge verdunkeln. „Dichtgedrängte Schwärme", schreibt mir Haßkarl dagegen, „sah ich nie fliegen, sondern stets nur einzelne, diese aber allerdings in großer Anzahl,

Kalong (Pteropus edulis). ¼ natürl. Größe.

des Abends bei Batavia meist strandeinwärts sich wendend." Unter Bäumen, welche sie eine Zeitlang als Schlafplätze benutzt haben, sammelt sich ihr Koth in Massen an, und sie verbreiten dann einen so heftigen Geruch, daß man sie oft eher mittels der Nase als durch das Auge wahrnimmt.

Ihre Nahrung besteht aus den verschiedensten Früchten, insbesondere mehrerer Feigenarten und der Mango, denen zu Liebe sie massenhaft in die Fruchtgärten auf Java einfallen, hier oft erheblichen Schaden anrichtend. Doch begnügen sie sich keineswegs einzig und allein mit pflanzlicher Nahrung, stellen im Gegentheile auch verschiedenen Kerfen und selbst kleinen Wirbelthieren nach. So hat sie neuerdings Shortt zu seiner Ueberraschung als Fischräuber kennen gelernt. „Als ich", sagt er, „in Konlieveram mich aufhielt, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen Regen-

Digitized by Google

teich gezogen, welcher einem vor kurzem gefallenen Regenschauer sein Dasein verdankte und buchstäblich mit kleinen Fischchen besäet schien, welche im Wasser spielten und über die Oberfläche desselben emporsprangen. Diese Erscheinung, das plötzliche Auftreten von Fischen in zeitweilig vertrocknenden und dann wieder mit Wasser sich füllenden Regenteichen war nichts neues für mich; meine Aufmerksamkeit wurde vorerst auf eine Anzahl großer, etwas schwerfällig fliegender Vögel gerichtet, welche über dem Wasser rüttelten, mit ihren Füßen dann und wann einen Fisch ergriffen und hierauf mit ihrer Beute sich nach einigen Tamarindenbäumen begaben, um dort sie zu verzehren. Bei genauer Untersuchung fand ich, daß die vermeintlichen Vögel Kalongs waren. Durch die eintretende Dunkelheit des Abends verhindert, konnte ich sie nur kurze Zeit beobachten, kehrte aber am nächsten Abend eine Stunde früher zu dem Teiche zurück und bemerkte dasselbe. Nunmehr forderte ich meinen Gefährten Watson auf, sein Gewehr zu holen und einige der Thiere zu schießen, um mich vollständig zu überzeugen. Watson schoß zwei oder drei von ihnen während sie fischten, und stellte es somit außer allen Zweifel, daß ich es mit Kalongs zu thun hatte. Bei einem späteren Besuche beobachtete ich wiederum dasselbe."

Hier und da werden Kalongs verfolgt, weniger des von ihnen verursachten Schadens halber, als um sie für die Küche zu verwenden. Der Malaie bedient sich zu ihrer Jagd in der Regel des Blasrohres, zielt auf ihre Fittige, den empfindlichsten Theil des Leibes, betäubt sie und bringt sie so in seine Gewalt; der Europäer wendet erfolgreicher das Feuergewehr an. Während des Fluges sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber bei Tage auf sie, während sie schlafend an den Aesten hängen, so gerathen sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den anderen beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, gewöhnlich so fest an die Zweige sich klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. „Ich sah", bemerkt Haßkarl noch, „daß Liebhaber vom Schießen in eine Masse dicht aufeinander und nebeneinander hängender Kalongs feuerten. Es fielen jedoch nur einige herunter, die übrigen flogen, obgleich sie sehr beunruhigt schienen, nicht weg, sondern krochen nur dichter auf- und übereinander, mit ihren langen Flügeln sich festhaltend." Jagor dagegen erzählt, daß eine durch Schüsse gestörte Gesellschaft von Kalongs nur zum Theile auf den Aesten hängen blieb, während andere Scharen in der Luft umherschwirrten. Das Fleisch wird übrigens keineswegs aller Orten und am wenigstens von Europäern gegessen. Wallace hebt als für die Bewohner von Batschian bemerkenswerth hervor, daß sie fast die einzigen Menschen im Archipel seien, welche fliegende Hunde essen. „Diese häßlichen Geschöpfe", sagt er, „werden für eine große Leckerei gehalten, und man stellt ihnen deshalb sehr nach, wenn sie im Anfange des Jahres in großen Flügen auf der Insel erscheinen, um hier Fruchternte zu halten. Sie können dann während ihrer Tagesruhe leicht gefangen oder mit Stöcken heruntergeschlagen werden: man trägt sie oft korbweise nach Hause. Ihre Zubereitung erfordert eine große Sorgfalt, da Haut und Fell einen ranzigen, stark fuchsartigen Geruch haben. Aus diesem Grunde kocht man sie meist mit viel Gewürz und Zuthaten, und so zubereitet schmecken sie in der That vortrefflich, ähnlich wie ein gut gebratener Hase." Gefangene fügen sich rasch in den Verlust ihrer Freiheit, werden auffallend bald zahm und lassen sich auch sehr leicht erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos zeigen sie sich in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, welche man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch.

Roch brachte einen männlichen Kalong lebend nach Frankreich. Er hatte ihn hundert und neun Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleische. Einen todten Papagei fraß er mit großer Gier, und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrod. Bei der Ankunft in Gibraltar

Digitized by Google

FLUGFUCHS.

Digitized by Google

Digitized by Google

erhielt er wieder Früchte, und fortan fraß er kein Fleiſch mehr. Nachts war er munter und plagte ſich ſehr, aus dem Käfige zu kommen; am Tage verhielt er ſich ruhig und hielt ſich wie unſere Fledermäuſe an einem Fuße, eingehüllt in ſeine Flügel, in denen er ſelbſt den Kopf verbarg. Wenn er ſeines Unraths ſich entleeren wollte, hing er, ebenſo wie die Fledermäuſe, auch mit den Vorderklauen ſich auf und brachte ſeinen Körper ſo in eine wagerechte Lage. Er gewöhnte ſich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich ſeinen Beſitzer kannte er vor Allen, ließ ſich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne zu beißen. Ebenſo hatte er ſich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Inſel Moritz ſeine Pflegerin geweſen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, Jedermann zu liebkoſen, leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenſo zutraulich.

Um ſo lächerlicher iſt es, wenn Thierbudenbeſitzer das harmloſe Geſchöpf heute noch in der abſcheulichſten Weiſe verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in der großen „Hauptſtadt der Bildung" brachte unter den übrigen wiſſenſchaftlichen Nachrichten noch im Jahre 1858 ihrem Leſerkreiſe die überraſchende Nachricht, daß der berüchtigte Vampir oder Blutſauger zum erſten Male lebend in Berlin ſei, und daß dieſes entſetzliche Thier in der Nacht lebendes Vieh morde und Blut ſauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfige des Ungeheuers aufgeſtellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieſer Anzeige klüglich nicht erwähnt. Das treue Hundegeſicht und die große Sanftmuth des Thieres ſtrafte den haarſträubenden Bericht allerdings Lügen, und kennzeichnete dieſen unzweifelhaft als einen, wie er aus der Feder ſolcher Thierbeſitzer hervorzugehen pflegt, welche es für nöthig halten, ihre Sehenswürdigkeiten den Leuten in der pomphafteſten Weiſe anzupreiſen. Daß ſelbſt unwiſſende Menſchen noch hartnäckig der Naturwiſſenſchaft entgegentreten, darf uns nicht wundern; um ſo trauriger aber iſt es, daß man heute noch trotz aller wiſſenſchaftlichen Werke und Anſtalten, welche wir beſitzen, durch ſo plumpe Lügen ſich täuſchen, oder herbeilocken läßt.

Ein Flughund, welchen ich durch eigene Beobachtung wenn auch nur in Gefangenſchaft kennen gelernt habe, der Flugfuchs, wie wir ihn nennen wollen (Pteropus Edwardsi, P. medius, P. leucocephalus), erreicht eine Länge von 28 bis 32 Centim. und klaftert zwiſchen 1,1 bis 1,25 Meter. Sein ſpärlich behaartes Geſicht und die nackten Ohren ſind ſchwarz, der Kopf und die Oberſeite vom Mittelrücken an dunkelbraun, ein längs der Kehlmitte verlaufender Streifen, Bruſt und Bauch röthlichhellbraun; ein breites Nackenband, welches ſich bis zur Rückenmitte herab verſchmälert um die Halsſeiten herumzieht, iſt gilblichfahlgrau, hinten, oben und unten, d. h. gegen den Kopf und Rücken hin, in Hellbraun übergehend, die Iris dunkelbraun, die Flughaut, wie bei den meiſten Arten, ſchwarzbraun.

Der Flugfuchs verbreitet ſich von Oſtindien an bis nach Madagaskar, vorausgeſetzt, daß der hier vorkommende Flughund wirklich mit dem in Indien lebenden gleichartig iſt. Hier wie dort bewohnt er Waldungen, Haine und Gärten oft in zahlloſer Menge, auf Ceilon, laut Tennent, ſehr häufig alle Küſtengegenden der Inſel, auf Madagaskar und Mayotte, laut Pollen, nicht minder zahlreich, auf Réunion dagegen nur einzeln, die aus alten Bäumen beſtehenden Waldungen des Innern, am liebſten einzeln gelegene Wäldchen oder Baumgruppen in einer gewiſſen Entfernung von der Küſte. Beiden Naturforſchern verdanken wir eine eingehende Schilderung des Freilebens dieſes lebhaften Thieres.

Wie ſeine Verwandten hält der Flugfuchs unter allen Umſtänden in Geſellſchaften ſich zuſammen, und wenn irgend möglich, wählt er alte Bäume zu ſeiner Tagesruhe. Ein Lieblingsplatz von ihm waren eine Zeitlang die großen Silberwoll- und indiſchen Raspelbäume des Pflanzengartens von Paradenia in der Nähe von Kandy auf Ceilon, woſelbſt Tennent ſie tagtäglich beobachten konnte. Einige Jahre früher hatten ſie hier ſich zuſammengefunden und waren namentlich im Herbſte tagtäglich zu ſehen, während ſie ſpäter, nachdem ſie die Früchte der elaſtiſchen

Digitized by Google

Feige aufgezehrt hatten, eine Wanderung antraten. Auf gedachten Bäumen hingen sie in so erstaunlicher Menge, daß starke Aeste durch ihr Gewicht abgebrochen wurden. Jeden Morgen zwischen neun und elf Uhr flogen sie umher, anscheinend zur Uebung, möglicherweise um Fell und Fittige zu sonnen und von dem Morgenthau zu trocknen. Bei dieser Gelegenheit bildeten sie Schwärme, welcher ihrer Dichtigkeit wegen nur mit Mücken oder Bienen zu vergleichen waren. Nach solchem Ausfluge kehrten sie zu den Lieblingsbäumen zurück, hier wie eine Affenherde lärmend und kreischend und stets unter einander hadernd und streitend, weil jeder den schattigsten Platz für sich auszusuchen strebte. Alle Zweige, auf denen sie sich niederlassen, entblättern binnen kurzem infolge ihrer unruhigen Hast, da sie ihre Krallen in rücksichtslosester Weise gebrauchen. Gegen Sonnenuntergang treten sie ihre Raubzüge an und durchfliegen dann wahrscheinlich weite Strecken, weil sie ihrer bedeutenden Anzahl und Gefräßigkeit halber sich nothwendigerweise über ausgedehnte Räume verbreiten müssen. Auch Pollen bemerkt, daß man die Flugfüchse sehr oft während des Tages umherfliegen sähe und zuweilen bemerken könne, wie sie hoch in die Luft sich erhöben, um einem anderen Walde zuzufliegen. Unter solchen Umständen glaubt man einen Flug von Krähen zu sehen, da sie wie diese Vögel nur langsam und ununterbrochenen Flügelschlages dahin ziehen. Gegen Abend sieht man sie nach Art der Fledermäuse längs der Waldungen auf- und abstreichen, besonders gern in der Nähe von solchen, welche die Küste oder Flußufer besäumen. Auf Mayotte sah sie Pollen nach Art der Schwalben und kleinen Fledermäuse hart über der Oberfläche des Wassers dahinfliegen, die Wellen fast mit ihren Fittigen berührend; wahrscheinlich geschah dies, wie ich hinzufügen will, des Fischens halber. Auf Madagaskar nähren sie sich hauptsächlich von wilden Datteln, welche sie, nach den Kothhaufen unter ihren Schlafbäumen zu urtheilen, in außerordentlicher Menge vertilgen müssen. Auf Ceilon fressen sie die Früchte der Guava, der Bananen und mehrerer Feigenarten, zeitweilig auch die Blütenknospen verschiedener Bäume. Außerdem sollen sie, wenn man den Saft der Kokospalme auffängt, herbeikommen, gierig lecken und dabei sich förmlich berauschen — eine Angabe der Eingeborenen, welche nach angestellten Beobachtungen glaublich erscheint. Auch sie fressen aber unzweifelhaft neben pflanzlichen thierische Stoffe, Kerbthiere verschiedener Art, Eier und Junge von kleinen Vögeln, Fische und, nach Versicherung der Singalesen, auch Kriechthiere, da sie die Baumschlange angreifen sollen. Ungeachtet ihrer Geselligkeit wird jeder Flugfuchs, laut Tennent, von den übrigen beim Fressen arg behelligt und hat seine liebe Noth, die glücklich erlangte Beute vor der Zudringlichkeit seiner Genossen zu sichern und einem Orte zuzutragen, woselbst er jene ungestört genießen kann. Bei solchen Streitigkeiten unter einander beißen sie sehr heftig, krallen sich an einander fest, schreien dabei ununterbrochen, bis der Verfolgte endlich einen sicheren Platz erreicht hat. Hier pflegt er an einem Fuße sich aufzuhängen und mit dem anderen die Frucht so zu halten, daß er bequem davon fressen kann. Beim Trinken hängen sie sich an tiefe Aeste über dem Wasser und nehmen die Flüssigkeit lappend wie ein Hund zu sich.

Singalesen und Malgaschen verfolgen auch den Flugfuchs seines Fleisches wegen. Letztere wenden, nach Pollen, eine sehr einfache und sichere Falle an, um sich des beliebten Wildes zu bemächtigen. Auf einem Baume, welchen die Flugfüchse besuchen, befestigen sie an dem höchsten Zweige zwei lange Stangen, welche jederseits mit Rollen versehen sind. Ueber diese führen sie Stricke, welche aufgezogen und niedergelassen werden können, und binden an denselben wie Flaggen Netze an. Sobald nun einer der Flughunde sich an dem Netze anhängt, zieht der Fänger dieses so schnell als möglich auf den Boden herab und gelangt dadurch in den meisten Fällen in den Besitz des Thieres, welches noch keine Zeit fand, sich zu befreien oder nicht loslassen wollte. Sie durch Schüsse zu Boden zu strecken, wenn sie auf Bäumen sitzen, ist keineswegs eine leichte Aufgabe, während sie im Fluge mühelos erlegt werden können. Wenn man mehrere von ihnen tödten will, braucht man nur einen Verwundeten anzubinden, damit er schreit; denn alle, welche sich in der Nachbarschaft befinden, kommen auf das klägliche Kreischen ihres Kameraden herbei, als wollten sie demselben Hülfe

Digitized by Google

leiſten. Das Wildpret gilt nach Anſicht der Eingeborenen und einzelner Europäer, welche den leicht begreiflichen Ekel vor ſolchen Braten überwunden haben, als ausgezeichnet, namentlich in der Feiſtzeit unſerer Flughunde, während welcher der ganze Leib zuweilen nur ein in Fett eingewickeltes Stück Fleiſch zu ſein ſcheint. Die Malgaſchen werfen den zum Schmoren beſtimmten Flugfuchs einfach auf ein Kohlenfeuer, ohne ihn vorher abzuhäuten, und drehen und wenden ihn ſo lange, bis er gar geworden iſt. Daß ein in dieſer Weiſe zubereiteter Braten geſittete Menſchen anekelt, braucht nicht beſonders hervorgehoben zu werden; indeſſen gewöhnt man ſich mit der Zeit an alles, zumal wenn das Gebotene dem Geſchmacke wirklich zuſagt.

Unter allen bekannten Flughunden gelangt dieſe Art am häufigſten lebend nach Europa, bleibt bei geeigneter Pflege in unſeren Käfigen auch geraume Zeit am Leben. Im Jahre 1871 brachte ein Engländer von Indien her mit einem Male fünfzig Paare dieſer Thiere auf den Markt, und gab mir Gelegenheit, einige von ihnen zu erwerben und längere Zeit zu beobachten. Ich habe meine Wahrnehmungen zwar bereits veröffentlicht kann jedoch nichts Beſſeres thun als das Geſagte hier wenigſtens theilweiſe zu wiederholen.

Ueber Tags hängen die Flughunde an einem ihrer Beine ſich auf, bald an dem rechten, bald an dem linken, ohne dabei regelmäßig zu wechſeln. Das andere Bein wird in ſchiefer Richtung von oben nach unten oder von hinten nach vorne über den Bauch gelegt, der Kopf auf die Bruſt herab, im Hängen alſo heraufgebogen, ſo daß das Genick den tiefſten Punkt des Körpers bildet und nur die geſpitzten Ohren es überragen. Nachdem das Thier dieſe Stellung eingenommen hat, ſchlägt es erſt den einen Fittig mit halb entfalteter Flatterhaut um den Leib, ſodann den zweiten etwas mehr gebreiteten darüber und hüllt dadurch den Kopf bis zur Stirnmitte, den Leib bis auf den Rücken vollkommen ein. Der handartig gebildete Fuß mit ſeinen großen, ſtarken, bogig gekrümmten, ſcharfen, ſpitzigen Zehennägeln findet an jedem Aſte oder am Drahte des Gebauers ſicheren Anhalt, und die Stellung des hängenden Flughundes erſcheint demgemäß, ſo ungewöhnlich ſie dem Unkundigen vorkommen mag, ungezwungen, bequem und natürlich. Die Flughaut ſchirmt das Auge vor den Sonnenſtrahlen und ſchließt, mit Ausnahme des Gehörs, die edlen Sinneswerkzeuge vollſtändig von der Außenwelt ab, läßt aber neben den Kopfſeiten noch Raum für den zur Athmung erforderlichen Luftſtrom und erfüllt ſomit den Zweck einer Umhüllung beſſer als jede Decke. Zum Verkehre mit der Außenwelt genügt das Gehör, welches zwar, ſo weit man von den kurzen, ſpitzigen und nackthäutigen Ohren folgern darf, an Schärfe dem anderer Flatterthiere bedeutend nachſtehen muß, immerhin aber genügend entwickelt ſein wird, um jedes ſtörende oder gefahrdrohende Geräuſch zum Bewußtſein des Schläfers zu bringen. Der Schlaf währt ſo lange als die Sonne am Himmel ſteht, wird aber zeitweilig unterbrochen, um irgend ein wichtiges oder unaufſchiebliches Geſchäft vorzunehmen. Zu den regelmäßigen Arbeiten gehört das Putzen der Flatterhaut. Es handelt ſich dabei nicht allein um Reinigung, ſondern, und mehr noch, um Einfetten und Geſchmeidigmachen dieſes wichtigen Gebildes. Jedes einzelne Feld wird mittels der Schnauzenſpitze an allen Theilen gedehnt und ausgeweitet und jede einzelne Talgdrüſe dadurch theilweiſe entleert, die Haut ſodann aber innen und außen mit der Zunge beleckt und geglättet. Hierauf pflegt das Thier einen Flügel nach dem anderen zu voller Breite zu entfalten, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß kein Theil überſehen wurde. Nach vollendeter Arbeit hüllt es ſich ein wie vorher. Hat es ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, ſo entfaltet es beide Flügel, hebt ſich durch Schaukeln mit dem Kopfe nach vorn und oben, greift mit beiden Daumenkrallen nach dem Zweige oder Drahte, an welchem es bisher hing, läßt mit dem Fuße los, fällt dadurch mit dem Hintertheile nach unten und kann ſich nunmehr entleeren, ohne ſich zu beſchmutzen oder zu benäſſen. Unmittelbar darauf greift es mit den Füßen nach oben und nimmt, ſobald es ſich feſtgehängt, die frühere Stellung wieder ein. Gegen Sonnenuntergang, meiſt noch etwas ſpäter, erwachen die Flughunde aus ihrem Tagesſchlafe, lockern die bis dahin eng umſchloſſene Umhüllung ein wenig, ſpitzen und bewegen die Ohren, putzen noch einige Zeitlang an der Flughaut herum und recken und dehnen ſich. Humpelnden

Digitized by Google

Ganges, halb kriechend, halb kletternd, bewegen sie sich vorwärts, mit Daumen und Fußklauen überall nach einem Halte suchend, bis sie in entsprechende Nähe des Futter- und Trinkgefäßes gelangt sind. Am liebsten fressen und trinken sie in ihrer gewöhnlichen Stellung, indem sie eingehängt den Kopf bis zum Futter- oder Trinkgefäße herabstrecken und nun einen Bissen nach dem anderen nehmen oder in der bereits geschilderten Weise trinken. Sie genießen alle Arten von Obst, am liebsten Datteln, Apfelsinen, Kirschen und Birnen, minder gern Aepfel und Pflaumen; gekochter Reis behagt ihnen nicht sonderlich, Milchbrod ebenso wenig, obwohl ihnen beide Nahrungsmittel genügen, wenn andere nicht geboten werden. Sie fassen den Bissen mit dem Maule, kauen ihn aus, lecken dabei behaglich den ausfließenden Saft auf und lassen den Rest, einen großen Theil der Fasern, fallen, fressen überhaupt sehr liederlich und verwerfen mehr als sie genießen. Ist ihnen ein Bissen zu groß, so kommen sie mit der eben freien Hand zu Hülfe; erforderlichenfalls wird auch die Daumenkralle mit zum Halten verwendet. Zu ihren besonderen Genüssen gehört Milch, möglicherweise ihrer Schmackhaftigkeit halber, möglicherweise auch, weil sie das Bedürfnis empfinden, die ihnen doch nur sehr mangelhaft gebotene thierische Nahrung zu ersetzen. Sie trinken täglich ihr Schälchen Milch mit sichtlichem Behagen leer und lassen sich, wenn ihnen diese Leckerei winkt, recht gern ein gewaltsames Erwecken aus ihrem süßesten Schlummer gefallen.

Erst nach wirklich eingetretener Dunkelheit sind sie zu vollem Leben erwacht. Sie haben sich munter gefressen. Ihre dunklen Augen schauen hell ins Weite. Noch einmal werden alle Felder der Flughaut beleckt und geglättet, die Fittige abwechselnd gedehnt, gereckt und wieder zusammengefaltet, die Haare durch Kratzen und Lecken gekrümmt und gesäubert: nunmehr versuchen sie, in ihrem engen Gefängnisse die nöthige Bewegung sich zu verschaffen. Die Fittige bald etwas gehoben, bald wieder fast gänzlich zusammengeschlagen, klettern sie ununterbrochen auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, durchmessen alle Seiten des Käfigs, durchkriechen alle Winkel. Es sieht zum Erbarmen aus, wie sie sich abmühen, irgendwo oder wie die Möglichkeit zu entdecken, ihrer Bewegungslust Genüge zu leisten. Man möchte ihnen auch gern helfen; leider aber ist es nicht möglich, sie so unterzubringen, daß alle ihre Eigenschaften zur Geltung kommen können. Der größte Käfig wäre für sie als flatternde Säugethiere noch viel zu klein, dürfte sie sogar gefährden, weil sie in einigermaßen ausgedehntem Raume zu fliegen versuchen, an den Wänden anstoßen und sich schädigen würden. In einem größeren Raume sind sie übrigens im Stande, von ihrem hochhängenden Käfige aus wirklich zu fliegen. Dies haben mir meine Gefangenen bewiesen, als sie einmal zufällig frei gekommen waren und am anderen Morgen an der Decke des betreffenden Raumes angehängt gefunden wurden. Viel schwieriger wird es ihnen, sich vom Boden oder von der Decke ihres auf dem Boden stehenden Käfigs aus zu erheben. Ein von mir angestellter Versuch, sie beim Fliegen zu beobachten, mißglückte gänzlich. Ich ließ ihren Käfig in ein großes Zimmer bringen und die Thüre öffnen. Beide Flughunde waren vollkommen munter, kletterten ununterbrochen in dem Käfige umher, verließen denselben aber nicht. Die geöffnete Thüre schien für sie nicht vorhanden zu sein; daß die Oeffnung ihnen einen Weg zum Entkommen bieten könnte, kam ihnen, weil sie keine darauf bezüglichen Erfahrungen gemacht hatten, nicht in den Sinn. Ein Höhlenthier würde anders gehandelt haben, eine kleine in Häusern lebende Fledermaus sicherlich auch. Wir mußten uns endlich entschließen, sie gewaltsam aus dem Käfige zu nehmen, eine Arbeit, welche uns leichter schien als sie war; denn wir hatten unsere liebe Noth, sie von den Gitterstäben des Käfigs loszulösen und in unsere Gewalt zu bekommen. War es uns wirklich geglückt, ihre beiden Fußhände loszuhaken, so griffen sie mit der Daumenkralle zu und hingen sich so fest, daß man sie, ohne ihnen Schaden zu thun, nicht frei machen konnte; waren glücklich auch die Daumenkrallen gepackt, so schlüpften die Fußhände wieder aus der Hand, oder ein unversehens beigebrachter Biß that seine Wirkung, und alle mühsam eingepackten Beine und Hakenkrallen wurden gleichzeitig frei. Endlich gelang es trotz alles Beißens, sie herauszubringen und auf den Käfig zu setzen. Meine Hoffnung, daß sie von hier aus abfliegen würden, erfüllte sich aber nicht. Sie

Digitized by Google

kletterten anscheinlich ängstlich an den Außenwänden des Gebauers auf und nieder, schauten verlangend ins Innere, untersuchten die Wände von allen Seiten, verließen sie jedoch nicht. Es wurde nunmehr eine schwache Stange herbeigeholt, in einiger Höhe über dem Boden befestigt und an ihr die Flughunde angehängt. Jetzt entfalteten sie die mächtigen Fittige, ließen die Fußhände los, thaten einige lautklappende Flügelschläge und fielen auf den Boden herab, mit möglichster Eile und doch höchst ungeschickt auf demselben weiter kriechend.

Meine Gefangenen, ein Pärchen, lebten im vollsten Einverständnisse zusammen. Besondere Zärtlichkeiten erwiesen sie sich freilich nicht; Zank und Streit kamen jedoch ebenso wenig vor. Sie fraßen gleichzeitig aus einer Schüssel, tranken gemeinschaftlich aus einer Tasse und hingen friedlich dicht neben einander. Auf Gleichgültigkeit gegen Gesellschaft war dieses schöne Verhältnis nicht zurückzuführen: dazu sind die Flughunde zu leidenschaftlich. So gutmüthig sie zu sein scheinen, so willig sie sich von uns behandeln, berühren, streicheln lassen, so heftig werden sie, wenn Fremde sie muthwillig stören oder necken. Ein höchst ärgerliches Knurren verkündet dann deutlich, wie zornig sie sind. Ihre Leidenschaft äußert sich auch zuweilen ihres Gleichen gegenüber, und es ist immer gefährlich, zwei Flughunde, welche nicht durch eine längere Reise an einander gewöhnt, vielleicht zusammen gefangen genommen worden waren, in einem Gebauer unterzubringen. Selbst die Gatten eines Paares, welche nur zeitweilig getrennt wurden, fallen unter Umständen bei der Wiedervereinigung über einander her, kämpfen wüthend mit einander und verletzen sich so gefährlich, daß einer von ihnen oder beide unterliegen. So fand man zwei seit kurzem zusammengebrachte Flugfüchse des Berliner Thiergartens in wüthendstem, ingrimmigstem Kampfe auf Leben und Tod begriffen. Man trennte die aufs höchste erregten Thiere mit größter Mühe, war aber doch schon zu spät gekommen. Der Besiegte starb an seinen Bißwunden unmittelbar nach der Trennung, der noch vor Ingrimm zitternde und wüthend schnarrende Sieger lag am anderen Morgen todt auf dem Boden seines Käfigs. Die Untersuchung ergab, daß beide Flugfüchse gegenseitig an derselben Stelle, dem Schultergelenke, sich angegriffen hatten. Bei dem zuerst unterliegenden waren Oberarm, Seitenbrust und Achselgegend von Bissen förmlich zerfetzt, die Blutgefäße zerrissen und die Brustmuskeln theilweise abgebissen. Diese wüthenden Kämpfe erklären sich, wenn man bedenkt, daß die Flughunde, welche keine geschlossenen Gesellschaften bilden, mit Fremden nichts zu thun haben wollen und wahrscheinlich jeden Eindringling bekämpfen. Ein erkrankter Genosse wird dem gesunden in wenig Tagen der Trennung ebenso fremd wie jeder neue, den man zu ihm bringt. Geschlechtliche Rücksichten kommen nicht zur Geltung, und der Zweikampf beginnt.

Leider halten sich gefangene Flugfüchse auch bei der besten Pflege nicht allzu lange Zeit. Man kann ihnen alles ersetzen, nur die ihnen so nothwendige Flugbewegung nicht. Infolge dessen bekommen sie früher oder später Geschwüre an verschiedenen Stellen ihrer Fittige und gehen an diesen schließlich zu Grunde. Gleichwohl sollen einzelne Stücke im Londoner Thiergarten mehrere Jahre gelebt und sich fortgepflanzt haben. Auch meine Gefangenen leben nunmehr seit länger als zwei Jahren im Käfige. Ihre Geschwüre an den Flügeln haben wir durch Aetzen mit Höllenstein geheilt; seitdem scheinen sie sich sehr wohl zu befinden.

*

Die Sippe der Nachthunde (Cynonycteris) unterscheidet sich von den eigentlichen Flughunden dadurch, daß ihre Mitglieder einen kurzen Schwanz sowie einen von der Flughaut umhüllten Daumen haben und die Zitzen auf der Brust stehen. Das Gebiß und alle übrigen Merkmale stimmen mit denen der Flughunde überein. Die Sippe verbreitet sich hauptsächlich über Afrika.

Eine längs des Weißen und Blauen Flusses ausschließlich auf Dulebpalmen hausende Art derselben ist der Palmenflughund (Cynonycteris stramineus, Pteropus stramineus),

Digitized by Google

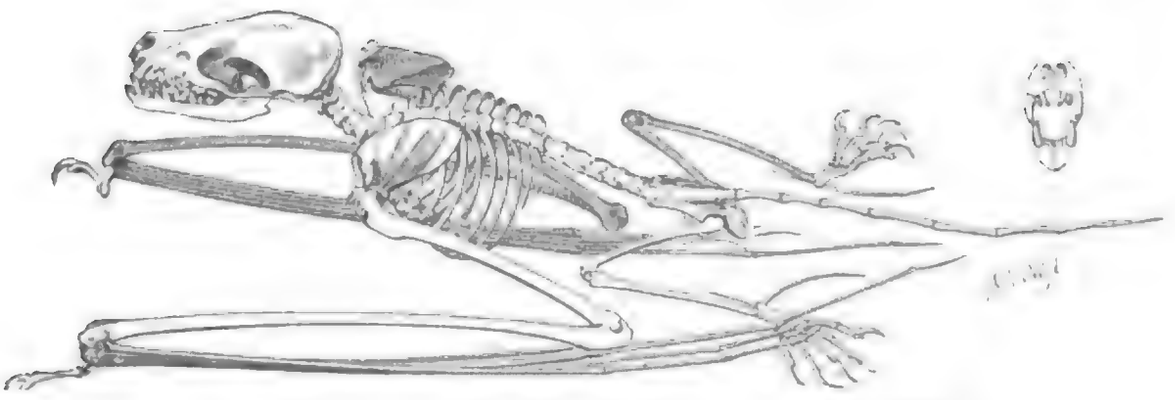
ein stattliches Thier von 22 bis 25 Centim. Leibeslänge und gegen 1 Meter Flugweite. „Der massige Kopf", sagt Heuglin, „mit bulldoggenartig gefalteten Lippen und großen Augen gleicht noch dem eines Hundes; der straffe Pelz ist am Vorderhalse glänzend orangegelb, oben gelblich- oder graulichweiß, unten rußschwarz."

Dohrn beobachtete, mündlichen Angaben zufolge, diese Art auf den Prinzeninseln; Heuglin fand sie am oberen Weißen Nile auf. Dort erscheinen die Palmenflughunde unmittelbar nach Sonnenuntergang, sobald die Papageien von ihren Plünderungen in den Feldern nach den Gebirgswäldern zurückgekehrt sind, um nun ihrerseits das Tagewerk jener fortzusetzen. In großen Banden bemerkt man sie nicht, vielmehr immer nur in Gesellschaften von sechs bis zwanzig Stücken, welche in langen Reihen hinter einander herfliegen und bloß in der Nähe gewisser Bäume mit weichen Früchten, beispielsweise des Mamao, des Melonenbaumes und Abacate, sich sammeln, hier merklich Schaden anrichtend. Auch am Weißen Flusse leben sie nur in kleinen Gesellschaften und paarweise. Ueber Tags halten sie sich unter den dürren Blätterbüschen der Dulebpalmen verborgen; mit der Dämmerung beginnen sie umherzuschwärmen. „In mondhellen Nächten", sagt Heuglin, „sind die Palmenflughunde immer wach und in Bewegung, lärmen dabei auch viel durch Aufsitzen an Zweigen und selbst im Fluge bei raschen Wendungen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Früchten, unter denen sie Feigen allen übrigen vorziehen. Zur Zeit der Reife der Sykomoren beschmutzen sie sich oft Kopf und Hals mit einer dicken gelben Kruste von Saft und Samen. Während der Reife der Dulebpalmenfrüchte halten sie sich fast ausschließlich an diese und fressen sich buchstäblich so in dieselben ein, daß sie mit den schweren Nüssen herabgeschossen werden können. Wir hatten einstmals einen dieser bissigen Burschen lebendig gefangen und setzten ihn in Ermangelung eines Behälters in einen kleinen aus Palmblattstielen gefertigten Bauer, welcher die Nacht über auf einer Packkiste unsern meines Zeltes am Ufer stand. Kaum war es dunkel geworden, als dem Gefangenen die Lust ankam, sich Bewegung zu machen. Quäkend und schreiend arbeitete er in seinem engen Bauer umher und zog durch den Lärm Dutzende seiner Verwandten herbei, welche trotz unseres Schießens die ganze liebe Nacht hindurch kräftig und wüthend gegen den Käfig stießen, wie Raubvögel auf den Uhu, ohne Zweifel in der Absicht ihren Gefährten zu befreien."

Zu derselben Sippe gehört auch die einzige Art der Familie, welche ich kennen gelernt habe, der Nilflughund (Cynonycteris aegyptiacus, Pteropus aegyptiacus, P. Geoffroyi), welcher sich über ganz Egypten und Nubien verbreitet, und in der Nähe von größeren Sykomorenbeständen regelmäßig vorkommt, auch schon im Delta keineswegs selten ist. In einzelnen Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Pyramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen.

Es war uns ein eigenthümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Egyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von Niemand benutzten Früchte der Sykomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Thieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd, welche sie oft bis Mitternacht fesselte. Wir erlegten viele und anfangs ohne große Mühe; später aber wurden die Flughunde scheu und kamen stets nur still und gewöhnlich von der entgegengesetzten Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunklen Baumkronen wahrzunehmen. Die flügellahm Geschossenen kreischten laut, bissen auch lebhaft und ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben nach kurzer Zeit; andere Forscher haben dasselbe Thier oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. Zelebor z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte beide so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.

Digitized by Google



Gerippe des Mäuseohrs. Natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen etwa 16 Centim. Körperlänge und eine Flugweite von 90 bis 95 Centim. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten heller, an den Seiten und Armen blaßgelblich; die Flughäute haben graubraune Färbung.

Von 300 mit Sicherheit unterschiedenen Fledermausarten gehören etwa 195 zu den Glattnasen (Gymnorhina), einer neuerdings in drei Unterfamilien getrennten Abtheilung. Alle hierher gehörigen Flatterthiere stimmen in folgenden Merkmalen überein: die Nase ist einfach, ohne blätterigen Anhang, das Ohr stets mit einem Deckel versehen; die spitzhöckerigen Backenzähne tragen Leisten, welche nach Art eines W verlaufen. Im übrigen ist das Gebiß sehr verschieden und darauf die Eintheilung der Sippen begründet worden. Von Schneidezähnen, welche durchgängig spitzig sind, stehen im Oberkiefer zwei, vier oder sechs, können hier jedoch auch gänzlich fehlen; unten finden sich gewöhnlich vier, seltener sechs, ausnahmsweise nur zwei. Außerdem besteht das Gebiß in stark entwickelten Eckzähnen, oben aus einem bis drei, unten aus zwei bis drei kleinen Lückzähnen und drei Backenzähnen in jeder Reihe; so daß also die Anzahl sämmtlicher Zähne zwischen 28 und 38 wechselt. Das Sporenbein erreicht innerhalb dieser Gruppe seine größte Entwickelung und trägt bisweilen einen seitlichen Hautlappen, dessen Fehlen oder Vorhandensein als Merkmal für die Unterscheidung verschiedener Sippen gilt.

Die Größe der Glattnasen schwankt erheblich: es gibt Arten unter ihnen, welche bei ungefähr 13 Centim. Leibeslänge bis 60 Centim. klastern, und solche, deren Leibeslänge kaum 3 und deren Flugweite höchstens 18 Centim. beträgt. So viel bis jetzt bekannt, treten die Glattnasen in größter Anzahl in Amerika auf; nächstdem hat man die meisten in Europa gefunden; es unterliegt aber wohl kaum einem Zweifel, daß Asien und Afrika reicher an ihnen sind als unser heimatlicher Erdtheil. Mit Ausnahme der kalten Gürtel verbreiten sie sich über die ganze Erde, steigen auch im Gebirge bis zu beträchtlicher Höhe empor. Ihre Aufenthaltsorte sind die oben angegebenen; doch darf man vielleicht sagen, daß die große Mehrzahl von ihnen Bäume, und zwar das Gezweige und die Rinde derselben ebenso wohl als Löcher in ihnen, Felsenhöhlen vorziehen. Viele Arten leben unter einander in größter Eintracht, andere zählen zu den Einsiedlern, welche höchstens in kleinen Gesellschaften zusammen kommen. Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Kerbthieren, dann und wann auch in kleinen Wirbelthieren; namentlich mögen die großen Arten öfter als man glaubt über kleinere Ordnungsgenossen herfallen und sie verzehren. Ob es unter ihnen Arten gibt, welche Früchte fressen, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß gerade die Mitglieder dieser Familie zu den allernützlichsten Säugethieren gehören, und daß an ihnen auch nicht der geringste Makel haftet. Hinsichtlich ihrer Begabung stehen sie den Flughunden nach, sind aber viel bewegungsfähiger als diese. Ihr gewandter Flug zeichnet sich durch jähe und plötzliche

Digitized by Google

Wendungen aus, so daß es Raubvögeln fast unmöglich wird, sie während desselben zu fangen. Laufend und kletternd bewegen sie sich mit viel Geschick. Unter ihren Sinnen steht wahrscheinlich durchgängig das Gehör obenan, auf dieses folgen wohl das Gesicht und Gefühl, auf sie erst Geruch und Geschmack. Für ihr geistiges Wesen gilt das bereits Gesagte.

Die Unterfamilien oder, wie Andere wollen, Familien heißen Stummelschwänze, Grämler und Gleichschwänzler. Bei ersteren (Brachyura) ist die Wurzel des Daumens von einer besonderen Haut umfaßt und ragt die Schenkelflughaut weit über den Schwanz hinaus, dessen Ende auf der Querseite derselben frei herausſteht; bei den Grämlern (Gymnura) ist der Daumen von einer Haut theilweise umfaßt, die Schenkelflughaut ihrer ganzen Länge nach an den Schwanz angewachsen, welcher weit über die Spitze derselben herausgeht; bei den Gleichschwänzlern (Vespertiliones) endlich hat die Schenkelflughaut ungefähr dieselbe Länge wie der Schwanz, so daß dieser gerade von ihr umschlossen wird oder eben nur mit der äußersten Spitze über sie herausragt. Die Stummelschwänze haben in Europa keinen, die Grämler nur einen einzigen Vertreter, welcher die Mittelmeerländer bewohnt; von den Gleichschwänzlern oder Fledermäusen im engsten Sinne dagegen kennt man 29 unserem Erdtheile angehörige Arten. Aus ihnen wollen wir uns einige zur eingehenderen Besprechung erwählen.

*

Bindeohren (Plecotus) nennt man einige weit verbreitete, in wenigen Arten vorkommende Fledermäuse mittlerer Größe, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnen: Die Ohren sind über dem Scheitel mit einander verwachsen; der Ohrdeckel ist lang und nach der Spitze hin verschmälert; die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Kürze und Breite, befähigen daher auch nur zu flatterndem und wenig schnellem Fluge; der Schwanz kommt der Rumpflänge etwa gleich; das Sporenbein trägt keinen nach außen vorspringenden seitlichen Hautlappen. In jedem Zwischenkieferaste stehen oben zwei Vorderzähne, im Unterkiefer sechs geschlossene Schneidezähne; hierauf folgen jederseits oben und unten ein starker Eckzahn, im Oberkiefer jederseits zwei einspitzige und hinter denselben drei vielspitzige, im Unterkiefer drei einspitzige und drei vielspitzige Backenzähne, von denen oben einer, unten zwei als Lückzähne angesehen werden müssen. Das Gebiß besteht also aus 36 Zähnen.

Die Ohrenfledermaus, langohrige Fledermaus, das Groß- oder Langohr (Plecotus auritus, Vespertilio auritus, V. cornutus, V. otus, V. brevimanus), erreicht bei einer Flugweite von 24 Centim. eine Länge von nur 8,4 Centim., wovon über 4 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen; das Ohr, welches außer allem Verhältnis zur Leibeslänge steht, mißt 3,3 Centim. Lange Haare besetzen das Gesicht bis an den Hinterrand der Nasenlöcher und rings um die Augen; weißliche Barthaare hängen an den Seiten bis über den oberen Lippenrand abwärts; der übrige Pelz ist ziemlich lang, in der Färbung veränderlich, oberseits graubraun, auf der Unterseite etwas heller, bei jungen Thieren dunkler als bei alten. Die einzelnen Haare sind in der Wurzelhälfte schwärzlich, in der Endhälfte heller gefärbt. Alle Flughäute sind dünn und zart, glatt und nur in der nächsten Umgebung des Körpers spärlich und äußerst fein behaart und von lichtgraubrauner Färbung. Das besonders auffallende Ohr, welches der Rumpflänge etwa gleichkommt, hat 22 bis 24 Querfalten und biegt sich in regelmäßiger Rundung nach hinten. Der Ohrdeckel erreicht nicht ganz die Mitte der Ohrlänge, ist nach der Spitze hin verschmälert und merklich nach außen gebogen, und wie das Ohr selbst äußerst zart und dünnhäutig.

Die Ohrenfledermaus findet sich in ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends selten, im nördlichen und im mittleren Deutschland sogar eine der gewöhnlichen Arten, lebt aber stets einzeln, nicht in großen Gesellschaften beisammen. Ueberall hält sie sich in nicht allzu großer Entfernung von menschlichen Woh-

Digitized by Google

nungen auf, ſchläft im Sommer auch ebenſo oft hinter Fenſterläden wie in hohlen Bäumen und kommt im Winter ebenſo gern in Keller und andere Gewölbe wie in Kalkhöhlen und Stollen. In der Stadt will ſie, laut Altum, ſtets freie, mit Baumwuchs und Geſträuch beſtandene Plätze haben und erſcheint dem entſprechend faſt ausſchließlich in Zimmern, welche an Gärten ſtoßen. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht ſie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer ſieht man ſie an lichten Stellen im Walde, über Waldwege, Baumgärten und Alleen

Ohrenfledermaus (Plecotus auritus). Natürl. Größe.

am häufigſten fliegen. Selten erhebt ſie ſich in eine Höhe von funfzehn Meter, in der Regel fliegt ſie weit niedriger, meiſt mit etwas flatterndem und nicht eben ſchnellem Flügelſchlage, obgleich ſie einiger Mannigfaltigkeit in der Bewegung fähig iſt. „Sie flattert", ſagt Altum, „gern um Obſtbäume, ähnlich wie nach Nahrung ſuchende Schwärmer um blütenreiche Stauden, indem ſie oftmals, um Spinnen und kleine Motten zu erhaſchen, einen Augenblick, wie um ſich zu ſetzen, im Flatterfluge anhält, um gleich darauf ein ähnliches Spiel zu wiederholen." Im Fluge krümmt ſie gewöhnlich das rieſenmäßige, wegen ſeiner zahlreichen Querfalten leicht bewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, ſo daß dann bloß die ſpitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe ſtehen. Wenn ſie hängt, ſchlägt ſie meiſt die Ohren unter die Arme zurück. Bei ihrem

Winterschlafe hängt sie, laut Koch, meist frei, seltener in Ritzen eingeklemmt, in der Regel nahe dem Eingange ihrer Herberge sich an, da sie ziemlich viel Kälte zu vertragen scheint. Koch hat sie auf dem Dillenburger Schlosse selbst in Gemäuern gefunden, welche in der Nähe ihrer Anhaftstellen bereits seit Wochen mit dicken Eiszapfen bekleidet waren. Trotzdem zieht sie schon sehr früh, meist bereits im Oktober, in ihre Schlupfwinkel sich zurück und dehnt ihren Winterschlaf bis gegen den März aus. Ende Juni's oder anfangs Juli bringt sie ihre Jungen zur Welt. Die Nahrung besteht wohl nur aus Kerbthieren, welche sie im Fluge fängt und, einer Beobachtung Altums zufolge, vielleicht auch von den Blättern ablieft, so sehr dies gegen die sonstige Erfahrung zu streiten scheint.

Wie die meisten übrigen Fledermäuse wird sie von Schmarotzern verschiedener Art arg geplagt, außerdem vom Marder und Iltis, einzelnen Tagraubvögeln und den Eulen, dann und wann auch von Katzen bedroht. Den schleichenden Raubsäugethieren fällt sie namentlich während des Tages, den Eulen nachts bei ihren Ausflügen zum Opfer, da sie von den kleineren gewandten Nachtraubvögeln ohne besondere Mühe im Fluge ergriffen wird.

Die Ohrenfledermaus hält die Gefangenschaft länger als die meisten ihrer Verwandten aus, kann in ihr sogar, obgleich nur bei sorgsamster Pflege, mehrere Monate oder Jahre ausdauern. Wegen dieser Eigenschaft wählt man sie gewöhnlich, wenn man Beobachtungen an gefangenen Fledermäusen überhaupt anstellen will. Man kann sie in gewissem Grade zähmen; denn sie lernt ihren Herrn, wenn auch in beschränktem Maßstabe, kennen. Faber besaß eine mehrere Wochen lang und beobachtete sie sehr genau. Sie war äußerst munter, namentlich in der Abenddämmerung, flog übrigens auch häufig bei Tage, war dagegen in den Mitternachtsstunden ruhig. In der Stube flog sie mit der größten Leichtigkeit anhaltend umher, meist mit stillgehaltenen Flügeln, konnte dieselben jedoch auch im Fluge zusammenziehen und wieder ausbreiten. Wenn sie Gegenständen ausweichen mußte, machte sie einen Bogen, schwirrte hurtig auf dem Boden hin und hob ohne Schwierigkeit sich in die Luft. An den Wänden kletterte sie mit Hülfe des Daumens sehr geschickt auf und nieder. Bei dem geringsten Geräusche bewegte und spitzte sie die Ohren, wie Pferde es thun, oder krümmte sie wie Widderhörner, wenn das Geräusch fortdauerte oder stark war. In der Ruhe legte sie die Ohren stets zurück. Sie drehte oft den Kopf, leckte sich mit der Zunge und witterte mit der Nase. Wie alle Fledermäuse wurde sie viel von Schmarotzern geplagt und kratzte sich oft an der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Bei kalter Witterung saß sie still. Sobald die Sonne auf sie schien, wurde sie munter und lief in ihrem Käfige hin und her. Der Geruch, welchen sie von sich gab, war weniger unangenehm als der anderer Arten. Ihre Gefräßigkeit war sehr groß, auch in der Gefangenschaft. Wenn man Stubenfliegen zu ihr setzte, machte sie augenblicklich Jagd darauf; zu einer einzigen ihrer Mahlzeiten bedurfte sie aber sechszig bis siebenzig dieser Kerfe. Sie verdaute fast ebenso schnell wie sie fraß, und füllte, während sie noch mit der Mahlzeit beschäftigt war, den Käfig mit ihrem schwarzen Unrathe. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern vermittels ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde, wenn Fliegen in ihrer Nähe sich bewegten, sofort unruhig, ging witternd umher, spitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los, suchte sie, um sie zu erwischen, unter ihre Flügel zu bringen, und ergriff sie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine sehr große Fliege, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geschwind und leckte sie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche sie nicht gern fraß, verstand sie prächtig auszuscheiden. Auf todte Fliegen ging sie nur dann, wenn sie sehr hungrig war; sobald sich aber ihre Beute bewegte, fuhr sie rasch auf dieselbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Die Ohrenfledermaus ist dieselbe, von welcher ich oben berichtete, daß sie, außer von ihren schmarotzenden Läusen, Spinnenthieren und Milben, auch noch von Blutsaugern ihres eigenen Geschlechts angefallen wird und dann diese aus Rache frißt.

*

Digitized by Google

Die Gruppe der Nachtſchwirrer (Vespertilio), welche neuerdings ebenfalls in mehrere Sippen zerfällt wurde, hat freie, d. h. von einander getrennte, länglichrunde Ohren, mit länglichem, lanzettförmigem Deckel, verhältnismäßig breite und kurze Fittige ohne Sporenlappen, höchſtens körperlangen, meiſt kürzeren Schwanz und ziemlich dichten, oben graubraunen, unten weißlichen, ausnahmsweiſe dunkleren Pelz. Das Gebiß beſteht aus 38 Zähnen, und zwar zwei Vorderzähnen in jedem Oberkiefer, ſechs geſchloſſenen Schneidezähnen im Unterkiefer und oben wie unten jederſeits drei einſpitzigen und hinter denſelben drei vielſpitzigen Backenzähnen, unter denen die beiden erſteren als Lückzähne angeſehen werden dürfen.

Bei der Unterſippe der Mausohren (Myotus) haben die mehr als kopflangen Ohren neun oder zehn Querfalten, ſind gegen die Mitte des Außenrandes nicht eingebuchtet und ragen angedrückt über die Schnauzenſpitze hinaus. Die Schwanzſpitze ſteht frei aus der Schwanzflughaut vor; die Schwanzflughaut iſt am Hinterrande kahl.

Ganz Mitteleuropa von England, Dänemark und dem mittleren Rußland an, den Süden unſeres Erdtheils, das nördliche Afrika und den größten Theil Aſiens bis zum Himalaya bewohnt das Mäuſeohr, die gemeine Fledermaus oder der große Nachtſchwirrer (Myotus murinus, Vespertilio myotus, V. und Scotophilus murinus, V. submurinus), die größte unſerer einheimiſchen Fledermäuſe, 12 bis 13 Centim. lang, wovon 5,3 Centim. auf den Schwanz zu rechnen und 37 Centim. Klafterweite, oberſeits lichtrauchbraun mit roſtröthlichem Anfluge, unterſeits ſchmutzigweißlich, die einzelnen Haare zweifarbig, an der Wurzel bräunlichſchwarz, an der Spitze heller, die verhältnismäßig dünnhäutigen, durchſcheinenden Ohren und Flughäute lichtgraubraun, junge Thiere mehr aſchgrau gefärbt.

Vom Anfange des März bis in den Oktober wird man das Mäuſeohr an geeigneten Orten kaum vermiſſen und an ſeinem unbeholfenen, flatternden, meiſt geradeaus gehenden oder doch nicht in raſchen Zickzacklinien ſich bewegenden Fluge auch leicht erkennen. Es bewohnt ebenſo wohl das Gebirge, in welchem es bis zu 1200 Meter über dem Meere emporſteigt, hält ſich über Tags gern unter den Dächern alter, großer und ſtiller Gebäude, in Schlöſſern, Kirchen, Rathhäuſern, bisweilen auch in altem Mauerwerke oder in ausgedehnten Gewölben, ſeltener in Gruben und Höhlen auf, hier in zahlreichen Geſellſchaften mit Seinesgleichen oft dicht gedrängt in förmlichen Klumpen neben einander hängend, andere Fledermausarten dagegen nicht neben ſich duldend, beziehentlich mit räuberiſchen Gelüſten bedrohend. Auf dem Speicher der Spitalkirche in Wetzlar ſind dieſe Thiere, laut Koch, im Sommer ſo maſſenhaft beiſammen, daß der Koth fußhoch ſich anhäuft, ja daß dieſer ſchon in Wagenladungen als Dünger abgefahren werden konnte. Im Herbſte findet man ſie nicht mehr vor, und ſie kehren erſt nachdem die Jungen mit den Alten fliegen dahin zurück. Im Winter ſuchen die Mäuſeohren Gewölbe, Höhlen und Bergwerke zu ihrem Aufenthalte auf. Wo es viele Bergwerke gibt, wie bei Dillenburg, Herborn an der Lahn, in Weſtfalen ꝛc., trifft man ſie im Winter über das ganze Gebiet verbreitet und daher vereinzelt an, ſelten daß man ihrer zwei oder drei in einem Klumpen findet, während ſie in Gegenden, wo zum Winterſchlafe geeignete Stellen ſeltener ſind, ſie ſich mehr zuſammenziehen und Klumpen von dreißig bis fünfzig Stücken und mehr ſich geſellen. Während des Winterſchlafes ziehen ſie ſich ziemlich weit in die hinteren Räume der Bergwerke, Höhlen und Gewölbe zurück und hängen ſich hier in der Regel frei an, obwohl es ebenfalls vorkommt, daß ſich einzelne, gewöhnlich Weibchen, in Ritzen und Spalten einzwängen. Ihre Biſſigkeit und Zankſucht vertreibt meiſt alle kleineren Fledermäuſe, mit Ausnahme der Blutſauger; die Schwächlinge haben aber auch allen Grund, ſie zu meiden, da ſie wie Koch an Gefangenen beobachtete, kleinere Arten durch Beißen tödten und Theile von ihnen auffreſſen, namentlich beſonderen Geſchmack an den Flughäuten ihrer Opfer zu finden ſcheinen.

Gegen Ende des Frühjahres wirft das Weibchen in der Regel ein einziges Junge, in ſeltenen Fällen deren zwei, ſchleppt dasſelbe anfangs mit großer Zärtlichkeit umher, macht ſich aber bald von ihm frei, um ſo mehr, als die Entwickelung des Jungen außerordentlich raſch vor ſich geht und

Digitized by Google

es schon vor Beginn des Winterschlafes nicht mehr von den Alten unterschieden werden kann. Bei anhaltend mildem Wetter erwachen auch die winterschlafenden Mäuseohren und rühren sich, wagen sich jedoch niemals ins Freie, ebenso wenig als man sie im Sommer bei kaltem, unfreundlichem Wetter fliegen sieht. Selbst bei günstiger Witterung erscheinen sie erst nach eingetretener Dämmerung im Freien.

„Der Breite der Flügelfittige entsprechend", sagt Altum, „ist ihr Flug gemächlich, man kann fast sagen matt, unbeholfen, krähenartig. Mit weitausholendem Schlage rudert sie in gerader Richtung ohne auffallend geschickte scharfwinkelige Wendungen zu machen, über breite, beiderseits von starken Wallhecken begrenzte Fahrwege, in nicht zu schmalen Alleen, auf freien Plätzen in der Stadt, über breite Straßen auf und ab, fünf, sechs bis acht Meter über dem Boden. Sie scheint nie Eile zu haben, während andere ihres Geschlechtes sich vor geschäftiger Hast kaum zu lassen wissen. Das Jagdgebiet, welches sie so abstreicht, scheint etwa fünf Minuten lang zu sein. Draußen habe ich sie nie anders als in der Nähe der Stadt oder unweit ausgedehnter Hofgebäude großer Güter angetroffen. Sogar den Waldrand scheint sie durchaus zu vermeiden, wie ihr ebenso alle kleinlichen Verhältnisse, enge Gäßchen, kleine Winkel, niedriges Gebüsch und Gesträuch zuwider sind. Sie liebt es überhaupt nicht, an Gebäuden, Baumreihen ꝛc. ganz nahe vorbei zu streichen, sondern hält sich fast stets etwas entfernt von ihnen im Freien, schwingt sich demnach auch nicht niedrig über Dächer, schwenkt nicht um eine Ecke, sondern folgt mehr der Mitte der breiten Straßen. Trotz ihres ruhigen, einförmigen Flügelschlages fördert ihr Flug doch ebenso rasch wie der der Zwergfledermaus. Sie scheint von allen das zarteste Gefühl beziehentlich Gehör zu haben und deshalb im Stande zu sein, schon in einer bedeutenderen Entfernung auf ihre Beute geraden Weges loszusteuern, sodaß sie nicht in Verlegenheit kommt, unvermuthet, fast unmittelbar in deren Nähe gelangend, durch plötzliche, jähe Seitenwendungen sie erhaschen zu müssen. Ich habe gesehen, wie sie auf wenigstens drei Meter Entfernung fast unvermerkt nach einem Maikäfer sanft zur Seite abbog; es würde auch sonst unerklärlich sein, wie sie im Stande wäre, eine Menge viel schneller als Maikäfer fliegende Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, welche sie erwiesenermaßen häufig verzehrt, bei ihrem eintönigen Fluge zu erbeuten."

Gefangene Mäuseohren dauern, laut Koch, sehr gut aus, gewöhnen sich sogar an Fleischnahrung, sind aber unangenehme Zimmergenossen und scheinen wohl vertraut, aber nicht leicht zahm werden zu wollen.

*

Die mit Querlinien versehenen kürzeren Ohren, welche angedrückt nicht über die Schnauzenspitze hinausreichen und die, wenn auch nicht regelmäßig vorkommende Behaarung der Schwanzflughaut, welche in der Regel zwar am Hinterrande kahl, ausnahmsweise aber mit einzelnen sehr entfernt stehenden Härchen besetzt ist, unterscheiden die Wasserfledermäuse (Brachyotus) von den Mäuseohren, denen sie sonst, namentlich in der Zusammensetzung des Gebisses, ähneln.

Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, die Wasserfledermaus oder das Rothkurzohr (Brachyotus Daubentonii, Vespertilio Daubentonii, Schinzii, aedilis, emarginatus, volgensis, Leuconoë Daubentonii) klaftert bei 8,5 Centim. Gesammt- oder 4,7 Leibes- und 3,8 Centim. Schwanzlänge, 23 bis 24 Centim., ist an ihren kurzen Ohren mit länglich schmalem Deckel und dem Fehlen des Sporenlappens leicht von anderen Fledermäusen ähnlicher Größe zu unterscheiden und sieht auf der Oberseite röthlichgraubraun, unten trübweiß aus. Die dünnhäutigen Flughäute und die Ohren sind graubraun, letztere an der Wurzel etwas heller. Das zweifarbige Haar hat an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichtgraubraune, unten weiße Färbung.

Wie es scheint, bewohnt die Wasserfledermaus fast ganz Europa und einen Theil Asiens. Man trifft sie in Deutschland, Schweden, Finnland, dem ganzen östlichen Frankreich, Ungarn, Sicilien, Sardinien, dem mittleren Rußland und im Ural an. In Gebirgsgegenden steigt sie

Digitized by Google

ziemlich hoch empor, am Harz bis etwa 600, in den Alpen bis gegen 1200 Meter über Meer. In wasserreichen Gegenden fehlt sie nirgends, und hier und da tritt sie außerordentlich häufig auf. Sie erscheint im Frühjahre schon im Anfange des März und treibt sich bis Ende Oktobers außerhalb ihrer Winterherberge umher. Zu letzterer wählt sie ebensowohl hohle Baume wie Gewölbe, Gruben, Felsenhöhlen und zerfallende Gebäude über der Erde, sucht sich aber in Kalkhöhlen und alten Stollen mit Vorliebe die hintersten Stellen aus und hängt hier entweder frei oder verkriecht sich in Gesteinwinkeln und Ritzen. Ueberall, wo sie häufig vorkommt, lebt sie gesellig, und nur in wasserarmen Gebirgsgegenden begegnet man ihr einzeln. Bei ihren Jagden kommt sie mit dem

Wasserfledermaus (Brachyotus Daubentonii). Natürl. Größe.

ersten Beginnen der Abenddämmerung zum Vorscheine, eilt ihrem vom Schlafplatze manchmal eine Viertelstunde weit entfernten Jagdgebiete, irgend einem Gewässer, zu und treibt sich nun raschen Flugs über demselben umher. Im Münsterlande ist sie, laut Altum, auf allen nur nicht zu kleinen und nicht mit Schilf und anderen hohen Wasserpflanzen bewachsenen Gewässern, stehenden wie fließenden, eine ganz gewöhnliche Erscheinung; in der Mark, zumal in der Nähe von Berlin, tritt sie in außerordentlicher Anzahl auf und gehört auch hier unbedingt zu den gemeinsten Arten ihrer Ordnung. „Große Hausteiche", sagt Altum, „mit angrenzendem alten, zerfallenen Mauerwerke oder noch besser mit daran stoßenden Baumgärten scheinen ihre Lieblingsreviere zu bilden. Ihr Flug ist keineswegs unbeholfen, vielmehr sehr rasch und gewandt. Flattert sie bei schon vorgerückter Dämmerung über solche Stellen, welche durch das Spiegelbild der angrenzenden, im Schatten stehenden größeren Gegenstände, als Mauerflächen, Baumgruppen, ganz dunkel erscheinen, so hebt sie sich als weißlichgraue wirre Schattengestalt von der dunklen Wasserfläche ab. Sie jagt nach Kerbthieren stets so niedrig über dem Wasser, daß ihr Spiegelbild kaum handbreit von ihr entfernt ist. Befinden sich Brücken über dem Wasser, so überfliegt sie dieselben, um mit ihren Reviertheilen zu wechseln, nur äußerst selten; fast ohne Ausnahme schwirrt sie unter

Digitized by Google

durch die Bögen der Brücken, ſelbſt dann, wenn dort mit Menſchen angefüllte Kähne ſich befinden. Sie ähnelt in dieſer Hinſicht der Zwergfledermaus, welche auch gern unten durch Thorwege und offene Hallen fliegt, ſucht kleinere Stellen, etwa die Winkel zuſammenſtoßender Gebäude auf der Waſſerfläche ebenſo emſig ab wie jene den Hofraum, begibt ſich nach etwa fünf Minuten zu einer anderen Stelle und kehrt nach einiger Zeit zur erſten zurück." Von ihrem Jagdfluge ermüdet, hängt ſie ſich zur vorübergehenden Ruhe gern an die Zweige der im Waſſer ſtehenden Bäume und vorſpringende Mauerwerke, wo man ſie oft reihenweiſe ſitzen ſehen kann; ſie bethätigt ihre Geſelligkeit alſo auch in dieſer Hinſicht.

*

Die Gruppe der Abendflatterer (Vesperugo), aus welcher man neuerdings ebenfalls verſchiedene Sippen gebildet hat, kennzeichnet ſich durch von einander getrennte, vorn abgerundete, verhältnismäßig kurze, dickhäutige, fleiſchige, dunkelfarbige Ohren mit breiten, abgerundeten, auf der Innenſeite ausgeſchnittenen, außen winkelig vorſpringenden Ohrendeckeln, ſchlanke, ziemlich lange, dickhäutige Flügel mit Sporenlappen und etwas mehr als leibeslangen Schwanz. Das Gebiß beſteht aus 32 bis 34 Zähnen und zwar oben zwei Vorderzähnen in jedem Zwiſchenkieferaſte, unten ſechs geſchloſſenen Schneidezähnen und außer den Eckzähnen oben jederſeits einen oder zwei einſpitzigen und drei vielſpitzigen, im Unterkiefer zwei einſpitzigen und drei vielſpitzigen Backenzähnen.

Das theilnahmswertheſte Mitglied der Sippe der Bergflatterer (Meteorus), welche ſich durch 32 Zähne und den oben etwas verbreiterten, mit der Spitze nach vorn gerichteten Ohrdeckel kennzeichnet, iſt die Umber- oder Wanderfledermaus (Meteorus Nilsonii, Vesperus, Vesperugo und Aristippe Nilsonii, Vespertilio borealis und brachyotus), eine mittelgroße Art von 10 Centim. Leibes-, bei 4,5 Centim. Schwanzlänge und 26 Centim. Flugweite, oberſeits dunkelſchwarzbraun, unterſeits etwas heller, in der Jugend dunkler und unreiner als im Alter gefärbt. Die dickhäutigen Ohren und Flughäute ſind dunkelbraunſchwarz, die Haare überall zweifarbig, an der Wurzel dunkelſchwarzbraun, an der Spitze lichtbraungelblich, unterſeits fahlbräunlich. „Die lichten Haarſpitzen der Oberſeite", ſagt Blaſius, „liegen wie ein lichter Goldreif auf dem ſchwarzbraunen Grunde und geben dem Pelze ein eigenthümliches Anſehen.

„Dieſe Art hat eine eigenthümliche Verbreitung. Nilſſon erhielt ſie von den Höhen der ſkandinaviſchen Halbinſel und vermuthet, daß ſie bis in die Nähe des Polarkreiſes hinauf vorkomme. Ich habe ſie im nördlichen Rußland, wo ſie bis in die Nähe des Weißen Meeres vorzudringen ſcheint, und aus dem mittleren Ural und Altai erhalten; auch iſt ſie in Petersburg, in Finnland, den Oſtſeeprovinzen und in Kopenhagen beobachtet worden." Blaſius meinte, daß die einzigen Standorte in Deutſchland der Harz und Oſtpreußen ſeien, und daß unſere Fledermaus im Harzgebirge die Südgrenze ihres Verbreitungsgebietes erreiche; Kolenati aber fand ſie auch in Mähren und Schleſien, in Oberfranken und anderen Gegenden Bayerns vor, und Blaſius ſelbſt erhielt ſie ſpäter aus den Alpen. „Ihre nordiſche Natur", fährt letzterer fort, „bewahrt ſie auch darin, daß ſie nur die Höhen, nirgends die Ebenen am Fuße der Gebirge bewohnt. Sie kommt kurz nach Sonnenuntergang zum Vorſcheine und fliegt an Waldrändern, lichten Waldſtellen, doch auch gern in der Nähe der Häuſer und in den Straßen umher und verläßt ihr Jagdrevier erſt in der Morgendämmerung wieder, hat große Ausdauer und Gewandtheit im Fluge, bewegt ſich raſch und mit leichtem Flügelſchlage und ſtürzt oft mit plötzlichen Wendungen auf ihren Raub los. Keine der einheimiſchen Arten iſt ſo wenig empfindlich gegen Wind und Wetter." Zu ihrem Winteraufenthalte ſucht ſie geſchützte Winkel und Löcher in Häuſern, beſonders in Holzgebäuden auf, hängt ſich aber, laut Kolenati, nicht auf, ſondern zwängt ſich in Ritzen ein, aus denen nur die Schnauzenſpitze hervorragt. Der Winterſchlaf ſcheint faſt ununterbrochen zu ſein, obwohl ſie im Frühjahre mit dem erſten milden Tage wieder zum Vorſcheine kommt. Nach den bis jetzt gegen Ende Mai's und anfangs Juni erhaltenen Weibchen muß man ſchließen, daß ſie in der Regel zwei Junge zur Welt bringt.

Digitized by Google

„Nach dem", schließt Blasius, „was ich über diese Art im Norden von Rußland, wo sie die einzige vorkommende Fledermaus ist, erfahren habe, scheint sie, gleich den Zugvögeln, mit ihrem Aufenthalte für verschiedene Jahreszeiten auf große Entfernungen hin zu wechseln. Daran, daß sie von der Breite der Ostseeprovinzen bis in die Nähe des Weißen Meeres ziemlich überall verbreitet ist, scheint man nicht zu zweifeln; doch sieht man sie im Frühjahre und zu Anfange des Sommers nirgends in den nördlichen Gegenden ihres Verbreitungsbezirkes. Darin stimmen die Aussagen der Nordrussen und meine eigenen Beobachtungen vollkommen überein. Ich habe im Norden von Rußland manche Nacht im Freien zugebracht und nie eine Fledermaus gesehen, obwohl mir aus denselben Gegenden im Spätsommer gefangene Thiere zugeschickt wurden. Erst im August, mit dem Eintritt der längeren, dunkleren Nächte, wird sie in den nördlichen Breiten sichtbar. Es scheint als ob die tageshellen kurzen Juni- und Julinächte einen früheren Aufenthalt im Norden nicht zuließen, dagegen diese Thiere theilweise in der zweiten Hälfte des Sommers, nachdem die Jungen hinreichend erwachsen sind, wandernd an die Nordgrenze ihrer Verbreitung hinaufziehen. Daß dabei Länderstrecken von zehn Breitengraden durchzogen werden, scheint klar zu sein. Außer dem Renthiere, das fast dieselben nördlichen Gegenden bewohnt, ist kein Säugethier bekannt, welches regelmäßig jährlich so große Strecken durchwandert."

*

Buschsegler oder Zwergfledermäuse (Nannugo) nennt man die kleinsten Mitglieder der Familie. Sie bilden eine weit über die Erde verbreitete, in zahlreichen, noch wenig bekannten Arten vorkommende Gruppe und kennzeichnen sich durch das Gebiß, schlanken Flügelbau, welcher schnelle und mannigfaltige Flugbewegungen und große Ausdauer zuläßt, sowie durch Eigenheiten des Ohrbaues. Das Gebiß besteht wie bei anderen Verwandten aus vier durch eine Lücke getrennte Schneidezähnen im Oberkiefer, sechs Vorderzähnen im Unterkiefer, einem Eckzahne, einem Lück- und vier Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, so daß es also aus 34 Zähnen zusammengesetzt wird. Der Ohrendeckel ist nach oben verschmälert, mit der Spitze nach innen gerichtet und erreichtseine größte Breite unter der Mitte. Der Schwanz wird von der Flughaut umschlossen.

Das kleinste Mitglied der Gruppe, das kleinste europäische Flatterthier überhaupt, ist die Zwergfledermaus (Nannugo pipistrellus, Vespertilio pipistrellus, pygmaeus und nigricans, Vesperugo pipistrellus). Ihre Gesammtlänge beträgt nur 6,7 Centim., wovon der Schwanz 3,1 Centim. wegnimmt; die Fittige klaftern 17 bis 18 Centim. Der in der Färbung wechselnde Pelz ist oben gelblichrostbraun, auf der Unterseite mehr gelblichbraun, das zweifarbige Haar an der Wurzel dunkler, an der Spitze fahlbräunlich. Die dickhäutigen Ohr- und Flughäute haben dunkelbraunschwarze Färbung.

Die Zwergfledermaus bewohnt fast ganz Europa und den größten Theil von Nord- und Mittelasien; ihr Verbreitungsgebiet reicht von Skandinavien und Spanien bis Japan. In Rußland und Skandinavien findet man sie, laut Blasius, noch gegen den 60. Grad nördlicher Breite. In England, Frankreich, Deutschland, Ungarn, Spanien, Sicilien und Griechenland scheint sie nirgends zu fehlen, am häufigsten aber doch in Mitteleuropa, insbesondere in Deutschland aufzutreten, da sie hier als die gemeinste Art betrachtet wird. In Berggegenden steigt sie bis zur oberen Grenze des Waldgürtels, in den Alpen etwa 2000 Meter Gebirgshöhe empor. Selbst auf vielen, dem Festlande benachbarten Inseln fehlt sie nicht. In Deutschland gibt es keine Stadt, kein Dorf, ja fast kein Hofgut, auf welchem man sie nicht anträfe, falls man einmal ihre meist sehr verborgenen Aufenthaltsorte kennen gelernt hat. Während der Tagesruhe findet man sie in verschiedenen Schlupfwinkeln unter Dächern, in Mauer- und Balkenritzen, Gewölben, in Baumlöchern, unter der Rinde alter Bäume oder unter Holzgetäfel, Bildern ꝛc., selbst in den Aesten dichtbelaubter Bäume, Epheuranken und an ähnlichen Orten. Im Schlosse zu Weilburg sitzt sie, laut Koch, immer

Digitized by Google

in den gläsernen Laternen der Gänge, entweder einzeln oder in Gruppen; in alten Eichen kriecht sie zuweilen in die Bohrlöcher der Hirschkäfer, Larven und großen Bockkäfer: kurz jede ihr irgendwie zufluchtgewährende Stelle wird von ihr ausgenutzt. Für den Winter wie zur sommerlichen Ruhe sucht sie sich ähnliche Oertlichkeiten, zeigt sich auch hierbei nicht gerade wählerisch, da sie besser als alle übrigen Verwandten der Unbill der Witterung widersteht. Später als sämmtliche deutsche Fledermäuse zieht sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, und früher als jede verwandte Art erscheint sie wieder im Freien, verläßt ihre Schlafstätten sogar sehr oft im Winter und treibt sich jagend nicht allein in geschützten Räumen, sondern auch im Freien umher. Unter allen Umständen gesellig, schart sie sich während des Winterschlafes oft zu mehreren Hunderten bis Tausenden, welche große Klumpen bilden, vereinigt sich auch wohl mit Verwandten, gleichviel ob diese ebenso stark oder stärker als sie sind.

Je nach der Jahreszeit kommt die Zwergfledermaus früher oder später in ihrem Jagdgebiete zum Vorscheine. Altum hat hierüber ausführliche Beobachtungen angestellt und versichert, daß ihre Pünktlichkeit im Erscheinen den Fluganfang bei gleich günstiger Witterung fast nach Minuten bestimmen läßt. An heiteren, hellen, mehr oder minder gleichmäßig warmen Abenden beginnt der Flug unserer Fledermaus

am	20.	Januar	um	4	Uhr	30	Minuten	am	11.	Juli	um 9 Uhr 15 Minuten
=	20.	Februar	=	5	=	15	=	=	20.	=	= 8 = 45 =
=	3.	März	=	5	=	45	=	=	15.	August	= 8 = — =
=	23.	=	=	6	=	30	=	=	2.	September	= 7 = 25 =
=	17.	April	=	7	=	20	=	=	20.	=	= 6 = 45 =
=	29.	Mai	=	8	=	25	=	=	10.	Oktober	= 6 = — =
=	6.	Juni	=	8	=	35	=	=	1.	November	= 5 = — =
=	25.	=	=	9	=	25	=	=	22.	=	= 4 = 25 =

„Es ist selbstredend", bemerkt der Beobachter hierzu, „daß die Witterung wohl nur selten an den Abenden in den verschiedenen Jahreszeiten ganz gleichmäßig ist, ebenso, daß ich nicht behaupten kann, stets die ersterwachte Fledermaus gesehen zu haben. Im allgemeinen sind jedoch meine Angaben, welche ich mit der Uhr in der Hand an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, richtig, die meisten genau."

Der Flug der Zwergfledermaus zeichnet sich durch große Gewandtheit aus, erscheint jedoch der geringen Größe des Thieres entsprechend, wie Altum passend sich ausdrückt, kleinlich behend. Die Höhe ihres Fluges ist nach Angabe dieses Beobachters sehr verschieden. Sie jagt vorübergehend niedrig über dem Wasserspiegel kleiner Teiche umher, huscht häufiger zwischen den Stämmen von Baumgruppen hindurch und flattert, namentlich an heiteren Abenden, in einer Höhe von 15 bis 20 Meter. In der Stadt, wo sie sehr zahlreich auftritt, hält sie weit die Höhe des zweiten Stockwerkes inne. Auf den Straßen fliegt sie nicht eine größere Strecke in der Mitte derselben, sondern vorzugsweise nahe bei den Gebäuden auf und nieder, schwirrt aber nicht über die höheren Dächer hinweg. Auf dem Lande ist sie bei jedem Gehöfte oder doch nicht weit von demselben entfernt anzutreffen. Auf den Hofräumen der Landgüter treibt sie sich stets umher, die Winkel und Ecken der Gebäude, Innenräume der offenen Böden und Stallungen planmäßig absuchend. Gern auch fliegt sie in offene, erleuchtete Zimmer, und unter Umständen können binnen wenigen Minuten hier zwanzig bis dreißig Stück sich sammeln. „Vielleicht", sagt Altum, „ist es Zufall, daß sie diesen Zimmern Besuche in Masse, zuweilen an denselben Abenden an verschiedenen Stellen macht. Eines Tages wurde mir von drei Stellen mitgetheilt, daß am vorhergehenden Abende eine große Menge Zwergfledermäuse plötzlich das erleuchtete Zimmer belebt hätten." Niemals aber begibt sie sich in niedrige und kleine Stuben, sondern stets nur in größere Säle und dergleichen. Dagegen vermeidet sie baumlose, freie Plätze oder zieht doch nur vorübergehend über diese weg.

Die Fortpflanzung fällt in die ersten Monate; bisweilen begatten sich die Zwergfledermäuse schon im Monat Februar, unter ungünstigen Umständen spätestens in der ersten Hälfte des März.

Digitized by Google

Die Begattung, welche Koch an Gefangenen beobachtete, geschieht in der oben geschilderten Weise unter merklicher Theilnahmlosigkeit der sonst gegenwärtigen Männchen. Im Mai bringen sie zwei, seltener nur ein einziges Junges zur Welt; Ende Juni's oder im Juni sieht man die schon wohl entwickelten Kinderchen vereint mit ihren Müttern fliegen und kann sie, auch abgesehen von der Größe, noch sehr wohl von den Alten unterscheiden. Während diese sich in den mannigfaltigsten, gewandtesten Wendungen regen, flattern die Jungen, laut Altum, mit schnurrendem, rauschendem, aber wenig förderndem Flügelschlage in mehr oder weniger gerader Richtung fort, so daß ihr Flug eine auffallende Aehnlichkeit mit dem eines Tagschmetterlings erhält.

Zwergfledermaus (Nannugo pipistrellus). Natürl. Größe.

Zwergfledermäuse lassen sich bis zu einem gewissen Grade zähmen, halten wenigstens in der Gefangenschaft ziemlich gut aus, nehmen Milch an, fangen die ihnen vorgeworfenen lebenden Kerbthiere und finden sich nach und nach darein, auch getödtete, und selbst rohes und gekochtes Fleisch zu genießen. „Wir haben", erzählt Koch, „einmal eine große Anzahl ziemlich am Ende des Winterschlafes in einen besonders dazu hergerichteten Behälter gesetzt und auf die angegebene Weise gefüttert. Im Anfange war die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß; diejenigen aber, welche die erste Zeit überlebt hatten, hielten später lange und gut aus, bis wir unseren Zweck erreicht hatten und sie wieder in Freiheit setzen konnten. In diesem Behälter hatten wir eine Zwischenwand von engem Drahtgeflechte angebracht, um die Geschlechter getrennt zu halten. Diese wurde zur Zeit, in welcher wir die Thiere durch einen hellen Glasdeckel beobachteten, gehoben, danach wieder niedergelassen und die Geschlechter von neuem getrennt. Es währte über drei Wochen, ehe es uns gelang, eine Begattung wahrzunehmen. Endlich beobachteten wir sie bei zwei verschiedenen Paaren an zwei aufeinander folgenden Abenden. Die begatteten Weibchen trennten wir von der übrigen Gesellschaft, um den weiteren Verlauf der Tragzeit zu beobachten; beide aber starben leider schon nach wenigen Tagen."

Mehr als andere Flatterthiere wird die Zwergfledermaus von allerlei Feinden bedroht. Man findet ihre Schädelreste in den Gewöllen verschiedener Tag- und Raubvögel, und nach Koch ist es namentlich der Thurmfalke, welcher ihr nachstellt und sie jeder anderen Nahrung vorzuziehen scheint. Auch Marder, Iltis und beide Wiesel nehmen gar manche weg, und selbst die Mäuse arbeiten sich im Winter zu den Aufenthaltsorten unserer Flatterthiere durch, überfallen sie und fressen sie auf. Der „schrecklichste der Schrecken" für das in hohem Grade nützliche Thier, welches in unmittelbarer Nähe unserer Wohnungen unter den so schädlichen Motten, den Stechfliegen und anderen lästigen Kerfen aufräumt, ist leider „der Mensch in seinem Wahn", der ungebildete, rohe, theilnahmlose Nichtkenner seiner besten Freunde, welcher aus Unverstand und Muthwillen die niedlichen, harmlosen und wohlthätigen Geschöpfe oft zu Hunderten freventlich umbringt.

*

Von den Buschseglern unterscheiden sich die Waldfledermäuse oder Waldsegler (Panugo) nur durch untergeordnete Merkmale, weshalb viele Naturforscher die einen wie die anderen in eine Sippe vereinigen. Das Gebiß beider stimmt vollkommen überein; der Ohrdeckel der Waldfledermäuse aber ist nach oben erweitert und erreicht seine größte Breite über der Mitte. Die Flughäute sind unterseits längs des ganzen Armes und um die Wurzel des fünften Fingers dicht behaart, während bei den Zwergfledermäusen nur in der Nähe des Rumpfes eine schwache Behaarung sich zeigt.

Als Vertreter dieser Sippe oder Untersippe gilt der Abendsegler oder die früh fliegende Fledermaus (Panugo noctula, Vesperugo noctula, Vespertilio noctula, proterus, lasiopterus, ferrugineus, macuanus), eine der größten europäischen Arten von 11 Centim. Leibeslänge, wovon fast 4 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind, und 37 Centim. Flugweite, oben und unten mit einfarbigen, gleichmäßig röthlichbraunen, in der Jugend trüben Haaren bekleidet, auf den dickhäutigen Ohren und Flughäuten dunkelschwärzlichbraun gefärbt.

Der Abendsegler kommt von Norddeutschland und England an in ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Asien, verbreitet sich also über einen großen Theil der alten Welt, liebt aber mehr das Flachland und weite Thäler als bergige, hochgelegene Gegenden und tritt deshalb innerhalb seines Verbreitungsgebietes nur stellenweise in größerer Häufigkeit auf. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt er sich, laut Koch, am liebsten in Baumritzen, Spechtlöchern, Ställen, nicht betretenen Waldhäuschen und kleinen Schlupfwinkeln, welche man, wenn sie im Inneren hohler Bäume liegen, daran erkennt, daß der Eingang glatt und fettig ist und einen eigenthümlich unangenehmen Geruch bemerkbar werden läßt. Aehnliche Aufenthaltsorte wählen unsere Fledermäuse auch zu ihrem Winterschlafe, ziehen sich jedoch zu dieser Zeit ebenso nach Gebäuden, namentlich Kirchenböden, alten, unbewohnten Schlössern und dergleichen Orten zurück, wo sie dann, oft zu Hunderten in dicken Klumpen, dachziegelartig auf einander hängen, falls sie nicht eine wirkliche Wanderschaft antreten. Kolenati beobachtete, daß die Abendsegler an der Donau zu Tausenden westwärts zogen, und Koch fügt dem hinzu, daß in den gebirgigen Theilen Süddeutschlands sie im Herbste zu verschwinden und erst gegen die Mitte des Sommers dahin zurückzukommen pflegen. „Im Winter haben wir den Abendsegler niemals beobachtet, obgleich wir seit Jahren uns genau mit Hülfe der Köhler und Holzsteller nach ihnen umgesehen haben, während im Juli und August diese an ihrem Fluge leicht kenntliche Fledermaus in den gleichen Gegenden eine seltene Erscheinung ist." An anderen Orten Deutschlands aber und selbst im Norden hat man sie während des Winters gefunden. Sie schart sich um diese Zeit mehr oder weniger massenhaft zusammen, vereinigt sich auch mit verwandten Arten, obwohl gerade sie keineswegs verträglich ist. Der Winterschlaf beginnt ziemlich früh und dauert ununterbrochen fort bis spät in das Frühjahr, welche Erscheinung mit ihrem gegen Kälte und rauhe Witterung sonst so unempfindlichen Wesen in einem gewissen Widerspruche steht. Auch die Fortpflanzung fällt in die späteren

Digitized by Google

Frühlingsmonate; die beiden Jungen, welche das Weibchen wirft, laſſen daher auch noch bei Beginn des Winterſchlafes leicht von den Alten ſich unterſcheiden.

Unter allen einheimiſchen Fledermäuſen iſt die Abendfledermaus die kräftigſte; ſie fliegt am höchſten und kommt abends am erſten zum Vorſcheine. Nicht ſelten ſieht man ſie ſchon einige Stunden vor Sonnenuntergang und, falls man ſo ſagen darf, oft genug im Kampfe mit Raubvögeln. Durch ihre ſchnellen Wendungen weiß ſie aber faſt allen Angriffen ſehr geſchickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco subbuteo), welcher doch ſogar die Schwalben fängt,

Abendſegler (Pauugo noctula). Natürl. Größe.

vermag ihr beizukommen. Man darf unter allen Fledermäuſen ſie die gewandteſte nennen. „Mit raſchen, faſt zitternden Flügelſchlägen", ſagt Altum, „umſchwirrt ſie faſt unheimlich ſchnell die höchſten Baumwipfel, bald hierhin, bald dorthin ſich ſchwenkend, bald in größeren Zickzacklinien ein Kerbthier verfolgend, bald ohne Flügelſchlag mehrere Fuß weit fortſchießend, bald wie im Gaukelſpiel gleichfalls um einige Fuß ſich herabſtürzend, um ſofort wieder mit dem augenblicklich unterbrochenen Fluge fortzufahren." Ihre Nahrung beſteht in den verſchiedenſten Kerbthieren aller Art, und auch ſie zählt zu den nützlichſten unſerer Säugethiere. Von Feinden wird ſie weniger heimgeſucht als ihre Verwandten; doch fand man im Gewölle der Schleiereule auch ihren Schädel vor. Verderblicher als lebendes Gethier wird ihr der Winter: Altum verſichert, daß er ſie häufiger als alle anderen Arten erfroren gefunden habe.

Gewiſſermaßen ein Uebergangsglied von den Glatt- zu den Blattnaſen bilden die Breitohren (Synotus), kaum weniger abſonderlich ausſehende Geſchöpfe, als die Blattnaſen es ſind. Die über dem Scheitel mit einander verwachſenen Ohren verleihen dem Geſichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Ihre Außenränder erſtrecken ſich über den ganzen Mundwinkel hinaus nach

Digitized by Google

vorne vor und enden zwischen Auge und Oberlippe; der Innenrand ist ziemlich gleichmäßig gerundet und von der Mitte an etwas stärker nach außen gebogen, der Außenrand tief ausgebaucht, der fast gerade Ohrdeckel von der Wurzel an stark verschmälert und im Grunde des Außenrandes mit deutlich vorspringenden Zähnen versehen. Die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Schlankheit und Länge; das Sporenbein an der Ferse des Hinterfußes trägt einen abgerundeten, nach außen vorspringenden Hautlappen. Der Schwanz ist etwas länger als der Leib. Im Gebiß finden sich 34 Zähne und zwar in jedem Kieferaste des Oberkiefers zwei durch eine Lücke getrennte Vorderzähne, im Unterkiefer sechs geschlossene Schneidezähne, außerdem in jedem einzelnen Kiefer hinter den starken Eckzähnen zwei einspitzige und drei vielspitzige Backenzähne oder einem Lückzahn und vier Backenzähne.

Die Mopsfledermaus (Synotus barbastellus, Vespertilio barbastellus, Barbastellus communis, Daubentonii) ist 9 Centim., ihr Schwanz 5 Centim. lang und klaftert 26 Centim. Die Oberseite des Pelzes hat dunkelschwarzbraune, die Unterseite etwas hellergraubraune, das einzelne Haar an der Wurzel schwarze, an der Spitze fahlbraune Färbung, die dickhäutigen Flughäute und Ohren sehen schwarzbraun aus.

Man kennt die Mopsfledermaus, laut Blasius, aus England, Frankreich, Italien, Deutschland, Schweden und der Krim. „Auch habe ich sie", sagt unser Gewährsmann, „in Ungarn und im mittleren Rußland beobachtet und an den Alpen an verschiedenen Punkten bis zu den letzten Sennhütten hinauf angetroffen. So kommt sie am St. Gotthardt, im Oetz- und Fassathale, in den Tauern und Jurischen Alpen vor; auch im Harz ist sie bis zu den höchsten bewohnten Punkten nicht selten." Nach Koch liebt sie besonders Gebirgsgegenden und sehr waldreiche Orte, tritt aber niemals gesellig auf und hängt sich auch während des Winterschlafes nur ausnahmsweise zu zweien oder dreien zusammen, obgleich sie sehr verträglich ist und weder mit Ihresgleichen hadert, noch andere Fledermausarten stört oder durch diese sich stören läßt. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt sie sich am liebsten in Mauerritzen, seltener hängt sie sich frei an dunklen Stellen von Felswänden oder in Gewölben und dergleichen Orten an. Nach Kolenati ist es wahrscheinlich, daß auch sie wandert, da sie in einzelnen Wintern an Orten, welche sie während des Sommers in ziemlicher Anzahl bewohnt, nur selten gefunden wird. Der Winterschlaf der Mopsfledermaus beginnt, laut Koch, erst bei vorgerückter, winterlicher Jahreszeit, mitunter tief im November, ist ein sehr leichter und unterbrochener und endet schon sehr früh, bei Beginn der ersten warmen Tage im Monat März oder schon Ende Februars. Bei anhaltendem Frost hält sie sich allerdings länger in ihrem Verstecke, ohne aber in der eigentlichen Bewußtlosigkeit des Winterschlafes zu verharren. Am liebsten bezieht sie alte Gewölbe, Keller, Kasematten, Burgverließe, Bergwerke und Felsenhöhlen, wogegen sie zu Kalkhöhlen keine besondere Neigung zu haben scheint und diese nur aufsucht, wenn keine andere, bessere Gelegenheit in der Nähe ist. Während des Winterschlafes hängen sie meist an den Hinterbeinen mit dem Kopfe nach unten; jedoch mehr an den Seitenwänden als an der Decke, dort mit den Vorderbeinen eine Stütze bildend, die Männchen meist ganz frei, die Weibchen zurückgezogen in Spalten. Weder in Gewölben noch in Bergwerken oder Höhlen geht die Mopsfledermaus weit in die Tiefe, wird vielmehr gewöhnlich gleich am Eingange, mitunter so nahe zu Tage gefunden, daß sie sowohl der Frost wie das Tageslicht erreicht. Koch hat sie wiederholt an solchen Orten angetroffen, wo sie, eingeschlossen von tropfsteinartigen Eiszapfen, in flachen Vertiefungen der Mauern hing. Bei gelindem Wetter unternimmt sie in ihren Herbergen kürzere Ausflüge und jagt dann namentlich auf Schmetterlinge, welche hier ebenfalls überwintern.

Im Sommer stellt sich die Mopsfledermaus im Freien ein, wenn kaum die Dämmerung begonnen hat, bei guter Witterung ebenso wohl wie bei Sturm und Regen, fliegt dann meist an Waldrändern und in Baumgärten, seltener zwischen den Gebäuden der Dörfer umher und richtet ihre Jagd hauptsächlich auf kleine Schmetterlinge. Sie fliegt sehr hoch und rasch in mannigfaltigen Biegungen und jähen Wendungen, nach Altum durchschnittlich in einer Höhe von etwa zehn Meter,

Digitized by

bisweilen aber auch weit niedriger, etwa drei Meter über dem Boden, zumal wenn sie Gebüsche abtreiben will; in der Stadt hält sie gewöhnlich in der Höhe der Dächer inne. Die Begattung geschieht sehr zeitig, und die beiden Jungen kommen ziemlich früh zur Welt, sind deshalb auch im Herbste bereits vollständig ausgewachsen und den Alten ähnlich geworden.

Unter unseren einheimischen Arten ist die Mopsfledermaus am wenigsten zornig und bissig, fügt sich am leichtesten in die Gefangenschaft und hält in ihr, falls man es an einer genügenden

Mopsfledermaus (Synotus barbastellus). Natürl. Größe.

Menge lebender Kerbthiere nicht fehlen läßt, recht leidlich aus. Selbst alt eingefangene gewöhnen sich rasch an den Pfleger, verlieren binnen wenig Tagen alle Scheu und werden bis zu einem gewissen Grade zahm.

Blattnasen oder Blutsauger (Istiophora oder Phyllorhina und Phyllostomata) heißen die Mitglieder der letzten Hauptabtheilung, welche neuerdings als eine aus mehreren Familien bestehende Horde betrachtet wird. Alle hierher gehörigen Flatterthiere unterscheiden sich von den übrigen durch häutige Nasenaufsätze, deren Form mannigfachem Wechsel unterworfen ist, im wesentlichen aber aus einem mehr oder minder entwickelten Hautblatte auf der Nase besteht. Wenn dasselbe vollständig ist, wird es zusammengesetzt durch das Hufeisen, den Längskamm und die Lanzette, während es in seiner einfachsten Form als eine quer über die Nasenspitze verlaufende Hautfalte sich zeigt. Hinter den Nasenlöchern kommen außerdem bei den Mitgliedern unserer Gruppe vielfache eigenthümliche Vertiefungen und Löcher und um die Nasenhäute, auf Lippen und Wangen regelmäßig gestellte Fleischwarzen vor, welche eine bestimmte Rolle spielen müssen, da sie

Digitized by Google

erfahrungsmäßig den Thieren wichtiger als die Augen sind. Höchst wahrscheinlich schärfen sie den Geruchs- und Gefühlssinn; doch liegt hierüber ein Schleier, welcher bis jetzt noch nicht gelüftet werden konnte. „Auch manches andere Organ", sagt Koch, „wurde bei den Blattnasen Gegenstand sinnender Betrachtung, ohne daß es gelungen wäre, den Zweck seines Daseins zu ergründen. So hat das Weibchen dieser Thiere außer den beiden jedem Handflügler zukommenden Brustwarzen noch zwei durchbohrte zitzenförmige Anhängsel unmittelbar über den Geschlechtstheilen, welche eine Lymphe absondern und nach den Beobachtungen Jäckels zum Ansaugen der Jungen dienen. Mögen diese Organe einen Zweck haben, welchen sie wollen, jedenfalls müssen sie als verkümmerte Bauchzitzen betrachtet werden, und es zeigt durch sie die letzte Familie der Handthiere schon eine Annäherung an die folgende Ordnung der Säugethiere, bei denen die Bauchzitzen Regel sind." Gestalt und Entwickelung der Flughäute schwanken beinahe in ebenso weiten Grenzen wie bei den Glattnasen; ein genaues Eingehen auf diese Formverschiedenheit gehört jedoch nicht in den Bereich unserer Darstellung.

Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen aber nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblätterigen Pflanzen versteckt gefunden; die meisten verbergen sich bei Tage in Felsenhöhlen, in den Trümmern verfallener Gebäude, in dunklen Gewölben oder auch in dem Gebälke der Dächer. Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die höhlenbewohnenden, in ungeheuren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Kerbthieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Eintagsfliegen; wohl die meisten von ihnen aber sind Blutsauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Obgleich gegenwärtig vielfache Beobachtungen über das Blutsaugen vorliegen, schwebt doch noch ein eigenthümliches Dunkel, so recht im Sinne der Vampirsage, über dieser auffallenden Thätigkeit unserer Flatterthiere. Wahrscheinlich sind alle Blattnasen Blutsauger, jedoch bloß unter Umständen, und erklärt sich hieraus die Verschiedenheit der Berichte über ihr Treiben, welches ja ohnehin nur schwer beobachtet werden kann. Es dürfte zweckmäßig sein, einige Angaben der Reisenden über das Blutsaugen der Blattnasen hier zusammenzustellen, ohne die nächtlichen Thaten, wie von Seiten der meisten Reisenden geschehen, auf die eine oder die andere Art zu beziehen. Denn die Mittheilungen widersprechen sich in hohem Grade, und unter allen mir bekannten ist keine einzige, welche mit untrüglicher Bestimmtheit eine gewisse Art der ausländischen Blattnasen bezichtigte.

Die ältesten mir bekannten Angaben finde ich in meinem lieben alten Geßner. „In Darienen der Landschafft deß newen Lands worden die Hispanier in der Nacht von den Flädermäußen geplaget, welche, so sie einen schlaffenden vnversehens gebissen hatten, blutet er sich zu todt, dann man hat etliche von diesem Schaden todt gefunden. So dieses Thier einen Hanen oder Henne vnder offenem Himmel gefunden, hefftet es ihm den Angel in seinen Kamm vnd bringt ihn vmb, als Petrus Marthr schreibet. In mehrertheils Orten Parie oder Indie haben die Hispanier Flädermäuß, so nicht kleiner dann die Turteltauben gewesen, gefunden, welche angehends der Nacht auf sie schossen vnd sie mit irem vergifften Biß taub machten also, daß sie da hinweg zu fliehen gezwungen worden, als obgenannter ausweiset. Solche Flädermäuß sollen auch in Vraba, der grösten Insel deß newen Lands in einem Maß gefunden werden, nicht kleiner dann die obgenannten, thun auch gleichen schaden, als etliche Hispanier erfahren haben. Ancisus der Vogt oder Feldtherr, so dann ausgeworffen war, als ich ihn fraget von diesem vergifften Biß, sagt er mir, daß er Sommerszeit, als er von Hitz wegen den Schenkel entdeckt, von einer Flädermauß in eine Versen gebissen war, welches jm nicht mehr Schaden gebracht hab, dann wenn er von einem andern

Digitized by Google

vnvergifften Thier verletzt worden. Andere sagen, der Biß sei gantz vergifft, aber mit Meerwasser bestrichen, werde er von stund an heil, als der obgenannte lehret."

Genaueres berichtet der Spanier Azara, welcher den Blutsauger „Mordedor", zu Deutsch Beißer, nennt. „Zuweilen", sagt er, „beißen sie sich in den Kamm und in die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn die Wunden, wie fast immer geschieht, sich entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa dritthalb Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern; denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern bloß aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere bloß in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Thiere nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

„Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht", schildert Humboldt, „so können die Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheuere Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus oder hängen sich am Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mücken, Dasselfliegen und eine Schar stechender Kerfe sich ansiedelt." In seiner Reisebeschreibung gedenkt derselbe Forscher nur einige Male der von ihm selbst beobachteten Blutsauger. „Ungeheuere Fledermäuse, wahrscheinlich der Sippe der Blattnasen (Phyllostoma) angehörig, flatterten wie gewöhnlich einen guten Theil der Nacht über unseren Hängematten; man meint jeden Augenblick, sie wollen sich einem ins Gesicht einkrallen." An einer anderen Stelle heißt es: „Bald darauf wurde unsere große Dogge von ungeheueren Fledermäusen, welche um unsere Hängematten flatterten, vorn an der Schnauze gebissen oder, wie die Eingeborenen sagen, gestochen. Sie hatten lange Schwänze wie die Molossen; ich glaube aber, daß es Blattnasen waren, deren mit Warzen besetzte Zunge ein Saugwerkzeug ist, welches sie bedeutend verengern können. Die Wunde war klein und rund; der Hund heulte kläglich, nicht aber aus Schmerz, sondern weil er über die Fledermäuse, als sie unter unseren Hängematten hervorkamen, erschrak. Dergleichen Fälle ereignen sich weit seltener, als man im Lande selbst glaubt. Obgleich wir in den Ländern, wo die vampirähnlichen Fledermausarten häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir doch nie von ihnen gebissen worden. Ueberdem ist der Stich keineswegs gefährlich und der Schmerz meist so unbedeutend, daß man erst aufwacht, wenn die Fledermaus sich bereits davon gemacht hat".

Rengger fügt den Angaben Azara's das Nachstehende hinzu: „Ich habe wohl hundert Male die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr, und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln.

Digitized by Google

Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen (Phyllostoma) und die Blattzüngler (Glossophaga) zugleich vermittels eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmählich in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es den Thieren unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; sie müßten also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer auf die Pferde sich niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um besser sich festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, den Mauleseln am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier anfangen und dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar um so viel mehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen anfangen, kenne ich kein weiteres Beispiel, als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt".

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger", sagt Burmeister, „denen man ohne Grund so viel Uebles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verrathen ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lastthieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Thieren entziehen, sehr gering ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerriste, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, an Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. So lange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Thiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel. Mitunter werden saugende Fledermäuse von den Wächtern der Tropa, welche von Zeit zu Zeit nach den Thieren sehen, ergriffen, so eifrig und arglos sind sie bei ihrem Geschäfte. Von Bissen an Menschen habe ich keine sichere Erfahrung; mir ist Niemand vorgekommen, der gebissen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneter Flügelweite niedersetzt, die Haare etwas aus einander schiebt, das warzige Kinn fest niederdrückt und nun zu saugen beginnt. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Ich glaube, daß die Oeffnung meist erst bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgesogen hat, und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei spitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht

Digitized by Google

mit den Eckzähnen, welche dazu gar nicht sich eignen. Die Nachblutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Thier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Thieren niemals als durch Ueberladung von seiten der Besitzer, woran das Thier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

An diese Berichte schließen sich am besten die eingehenden Mittheilungen Henfels an, dessen Angaben vollen Glauben verdienen, obschon Henfel zuweilen von falschen Voraussetzungen ausgeht. „Man hat", sagt er, „in Brasilien oft Gelegenheit, an Pferden und Maulthieren die Bißwunden zu sehen, welche ihnen blutsaugende Fledermäuse beigebracht haben. In Rio-de-Janeiro, wo der Hitze wegen alle Pferdeställe offen sind, muß man des Nachts in diesen Lampen anstecken und wehende Tücher aufhängen, um die Blutsauger zu vertreiben. Ich selbst habe an meinen eigenen Reit- und Lastthieren sowie auch an denen anderer zahlreiche Bißwunden beobachtet und gefunden, daß sie alle genau von derselben Beschaffenheit sind. Sie gleichen nämlich keineswegs den Wunden, welche ein Raubthier verursacht, in dessen Gebiß die Schneidezähne klein, die Eckzähne aber groß und spitz sind, so daß man an der gebissenen Stelle gewöhnlich vier Löcher bemerkt, welche von den Eckzähnen herrühren. Bei den von einem Raubthiergebiß verursachten Wunden ist in der Regel kein Stoffverlust vorhanden, und eine Blutung findet nur statt, wenn die Eckzähne tief eingedrungen sind und größere Gefäße verletzt haben. Nach dem Bisse kleiner Raubthiere, des Wiesels z. B., quillt auch nur eine sehr unbedeutende Menge Blut hervor, und die Wundränder schließen sich bald.

„Das Gebiß der meisten Blattnasen gleicht durch die Kleinheit der Schneidezähne und die Größe der Eckzähne vollkommen dem der Raubthiere, und die von ihnen herrührenden Wunden haben ganz das eben beschriebene Gepräge, wie man dies sehr leicht bei dem Fange dieser Thiere, welche sehr bissig sind, beobachten kann. Die Wunden aber, welche man an den von Blutsaugern gebissenen Pferden oder Maulthieren untersucht, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Sie stellen eine kleine eiförmige Fläche vor, welche nur schwach vertieft ist und an Umfang etwa dem einer Linse gleicht. Die Schnittfläche ist nicht senkrecht gegen die Oberfläche der gebissenen Stelle gerichtet, wie dies bei Wunden durch Eckzähne der Fall sein würde, sondern geht ihr im ganzen parallel. Man könnte eine ähnliche Wunde hervorbringen, wenn man die Haut mit einer Greifzange etwas in die Höhe ziehen und nun, mit einem Messer wie beim Rasiren über die Haut fahrend, die hervorgehobene Stelle wegschneiden würde. Durch einen solchen Schnitt oder Biß, mit welchem immer ein Stoffverlust verbunden ist, wird eine große Anzahl feiner Hautgefäße durchschnitten, und es tritt sofort eine reichliche und lange dauernde Blutung ein. Wenn auch die Pferde am Abend oder in der Nacht von Blutsaugern gebissen wurden, so fließt nicht selten noch am nächsten Morgen das Blut in einem schmalen Streifen vom Halse der gebissenen Thiere zur Erde, oder über die Schulter und an den Vorderbeinen hinunter. Solche Wunden können nur durch große, eigenthümlich schaufelförmig gebaute und dabei scharfe Schneidezähne hervorgebracht werden. Ein solches Gebiß aber findet sich bloß bei den mit einander nahe verwandten Gattungen der Schneidflatterer (Desmodus) und Kammzahnflatterer (Diphylla). Ich habe daher die bestimmte Ueberzeugung, daß einzig und allein diese beiden Sippen unter allen Fledermäusen Blutsauger sind, und daß alle Erzählungen von anderen blutsaugenden Flatterthieren auf Irrthum oder Misverständnissen beruhen."

Wie aus dem Nachfolgenden mit gar nicht anzuzweifelnder Sicherheit hervorgeht, ist die Folgerung Henfels irrthümlich, und würde er es jedenfalls vermieden haben, sich so bestimmt auszusprechen, hätte er sich daran erinnert, daß auch unsere europäischen, ja selbst deutschen Arten der Blattnasenfamilie erwiesenermaßen Blutsauger sind. Doch nimmt dieser Irrthum den Angaben Henfels meiner Ansicht nach nicht das geringste von ihrem Werthe.

Digitized by Google

„Zugleich mit dem Schneidflatterer", fährt Henſel fort, „kommen noch andere Blattnasen vor; allein niemals zeigten die Pferde der Umgegend andere Wunden als die von jenem erhaltenen. An Rindern habe ich die Bißwunden niemals bemerkt, da dieſe Thiere ein zu ſtarkes Fell haben; doch mag der Blutſauger wohl auch an ſie gehen, wenn es an Pferden fehlen ſollte.

„Daß mehrere Blutſauger an derſelben Wunde nach einander ſaugen ſollten, erſcheint ſehr unwahrſcheinlich, weil alle ihre Schlupfwinkel ungefähr zu gleicher Zeit verlaſſen und wohl auch ein gleich großes Nahrungsbedürfnis haben. Da das Pferd in Amerika nicht einheimiſch iſt, ſo geht ſchon daraus hervor, daß die Blutſauger urſprünglich auf eine andere Nahrungsquelle angewieſen ſind. Die größeren Thiere des Waldes, wie Rehe, Anten, Cazybaras, ſind gewiß durch ihre Lebensweiſe und den Aufenthalt in faſt undurchdringlichen Dickichten oder im Waſſer, und andere, wie die Affen, durch ihre Geſchicklichkeit vor den Biſſen der Blutſauger geſchützt; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß dieſe gewöhnlich kleinere, warmblütige Thiere, Mäuſe, Vögel, fangen, um ihnen das Blut auszuſaugen, und bloß in Ausnahmefällen auf Pferde oder Maulthiere gehen. Daß ſie nur von Blut, nicht aber auch von Kerbthieren leben, geht ſchon aus der faſt vollſtändigen Verkümmerung ihrer Backenzähne hervor, welche zum Kauen ganz ungeeignet ſind. Auch findet man ſtets ihre Eingeweide angefüllt mit einem ſchwarzen, pechartigen Brei, dem verdauten Blute. Der Koth iſt ebenfalls ſchwarz und zähflüſſig. Wenn es beginnt dunkel zu werden, ſo verlaſſen die im äußerſten Hintergrunde der finſteren Höhle in den Spalten des Geſteins verborgenen Fledermäuſe ihre Schlupfwinkel, begeben ſich aber noch nicht ins Freie, ſondern verſammeln ſich erſt nahe dem Eingange der Höhle an einer geeigneten Stelle, wo ſie den Eintritt vollſtändiger Dunkelheit abwarten und ſich unterdeß der flüſſigen Loſung entledigen. Daher findet man hier den Boden mit einer dicken Lage, einer Maſſe wie Pech von dem bekannten Fledermausgeruche, überdeckt, welche in einer von mir beſuchten Höhle wohl einen Fuß Tiefe hatte. Ein großer Hund, welcher hineingetreten war, ſah nachher aus, als habe er ſchwarze Stiefeln angezogen."

Ich bin auch hinſichtlich dieſer Angabe anderer Anſicht als Henſel. Die Annahme, daß verzehrtes Blut einen flüſſigen Koth geben müſſe, iſt falſch, wie jede mit Blut genährte Katze, jeder Hund zur Genüge beweiſen kann. Ich glaube deshalb vielmehr, daß der flüſſige Koth von gefreſſenen Früchten herrührt, da es ja ausgemacht iſt, daß auch die Blattnaſen ſolche verzehren.

Außer den von Geßner erwähnten Spaniern und dem gewiſſenhaften Azara ſind übrigens auch noch andere Reiſeberichter von Blutſaugern gebiſſen und angezapft worden. „Vor einigen Jahren", erzählt Waterton in ſeinen Wanderungen in Südamerika, „kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir befeſtigten unſere Hängematten auf dem mit Stroh gedeckten Boden in dem Hauſe eines Pflanzers. Am nächſten Morgen hörte ich dieſen Herrn in ſeiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünſchung ausſtoßen."

„Was gibts, Herr!" fragte ich leiſe, „iſt irgend etwas nicht recht?"

„Was es gibt?" antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuſe haben mich zu Tode geſogen."

„Sobald es hell genug war, ging ich an ſeine Hängematten und fand ſie ſehr mit Blut bedeckt."

„Da", ſagte er, ſeine Füße vorſtreckend, „ſehen Sie, wie dieſe hölliſchen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben."

„Ich unterſuchte ſeine Füße und fand, daß der Vampir ſeine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus, ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte."

Ein nicht näher bezeichneter Reiſender ließ ſich, wie Caſſell mittheilt, von einem Vampir Blut ausſaugen, um ihn dabei beobachten zu können. Der Mann hatte ſich in dem großen Zimmer eines Hauſes zur Ruhe niedergelegt, die Mückennetze um ſein Bett aber, weil die Nacht heiß war, nicht niedergelaſſen. Vollkommen wach, ſchaute er auf die Mondſtrahlen, welche durch die offenen Fenſter in den Raum fielen. Da erſchien ein großer Vampir in dem Zimmer. Unſer Beobachter

Digitized by Google

blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum anderen; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, jedoch ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war der Biß und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises Schmerzgefühl, welches an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnerte, griff zu und erwürgte den Blutsauger.

Bates, welcher bekanntlich elf Jahre in Brasilien verlebte, wurde von den Blutsaugern wiederholt arg behelligt und auch einmal gebissen. Während seines Aufenthaltes in Caripe bewohnte er ein Zimmer, welches seit Monaten nicht gebraucht worden und an verschiedenen Stellen offen war. „In der ersten Nacht", so erzählt er, „schlief ich fest und bemerkte nichts ungewöhnliches; in der zweiten hingegen wurde ich etwa gegen Mitternacht durch das Rauschen erweckt, welches ein zahlreicher im Inneren des Raumes hin- und herfliegender Schwarm von Fledermäusen verursachte. Sie hatten meine Lampe ausgelöscht, und ich bemerkte, als ich sie wieder angezündet hatte, daß die Luft mit ihnen belebt war und der ganze Raum förmlich geschwärzt erschien durch die Menge, welche ununterbrochen rund umherkreiste. Nachdem ich mich einige Minuten lang mit einem Stocke gegen sie gewehrt hatte, verschwanden sie zwischen den Dachziegeln; kaum aber war alles wieder ruhig, als sie von neuem erschienen und mir nochmals das Licht verlöschten. Ich bekümmerte mich nicht mehr um sie und schlief weiter. In der folgenden Nacht fanden mehrere von ihnen in meiner Hängematte sich ein; ich griff einige von denen, welche auf mir herumkrabbelten und warf sie gegen die Mauer des Zimmers. Bei Tagesanbruch fand ich eine unzweifelhaft von Fledermäusen herrührende Wunde an meiner Hüfte. Dies war mir denn doch zu ungemüthlich, und ich machte mich deshalb mit den Negern darüber her, sie zu vertreiben, schoß eine ziemliche Anzahl, welche im Gebälke hingen, ließ die Neger mit Leitern von der Außenseite das Dach besteigen und von ihnen verschiedene Hunderte Alte mitsammt ihren Jungen umbringen. Alles in allem waren vier Arten vorhanden, zwei von ihnen gehörten zu den Grämlern (Dysopes), eine zu den Vampiren (Phyllostoma) und die vierte zu den Blattzünglern (Glossophaga). Der Vampir war ein kleines Geschöpf von dunkelgrauer Färbung mit zwei weißen Streifen über dem Rücken und einem wohlentwickelten Nasenblatte. Mit Ausnahme dieses einen Males wurde ich niemals wieder von Fledermäusen angegriffen. Die Thatsache, daß sie schlafenden Leuten Blut aussaugen, ist gegenwärtig unzweifelhaft festgestellt; es gibt aber nur wenige Leute, welche wirklich von ihnen geschröpft worden sind. Nach Angabe der Neger ist der Vampir die einzige Art, welche den Menschen angreift. Diejenigen Fledermäuse, welche ich gefangen hatte, während sie auf mir herumliefen, waren Grämler, und ich bin deshalb geneigt, zu meinen, daß sehr verschiedene Fledermausarten diesen Hang haben."

Nach allen diesen Angaben wird man ermessen können, welchen Glauben man dem zum Glücke für abenteuersüchtige Leser unendlichen Gefahren entronnenen Appun zu schenken hat, wenn er sich über die Blattnasen äußert, wie folgt. „Am unangenehmsten wurden die in leer stehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle Bewohner derselben geschäftig waren, meine Anwesenheit zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen. Die Vampire beschränkten sich dann nicht auf eine oberflächliche Kenntnisnahme meiner Person, sondern waren so rücksichtsvoll und vorsorglich, in ihrer eigenthümlichen Weise nach meinem Puls zu fühlen und eine Untersuchung meines Blutes anzustellen. Es gehört allerdings lange Gewohnheit dazu, unter so erschwerenden Umständen in Schlaf zu fallen; ich hatte es jedoch bald so weit gebracht, mich durch dergleichen harmlose Vorkommnisse nicht stören zu lassen, woraus mir nur der einzige Nachtheil entsprang, daß ich meist nach einer in einer einsamen Hütte auf diese Weise verlebten Nacht morgens beim Erwachen meine

Digitized by Google

Kleider und Hängematte voller Blut fand, das aus kleinen an meinen Fingern und Zehen befindlichen Wunden, die von Vampiren verursacht waren, hervorströmte. Ich wurde einst in einer solchen Hütte an sieben Stellen an Fingern und Zehen während der Nacht gebissen und verlor dabei eine solche Menge Blut, daß dasselbe eine förmliche kleine Lache unter meiner Hängematte bildete, wodurch ich mich so geschwächt fühlte, daß ich mich ungesäumt von meinen Leuten eine Entfernung von zwanzig Stunden im Boote zurückrudern lassen mußte, wo ich infolge des großen Blutverlustes mehrere Tage lang darniederlag. Die von Vampiren gebissenen Hausthiere magern durch den allnächtlichen Blutverlust schnell ab und sterben sehr bald, wenn nicht bei Zeiten diesem Unheil vorgebeugt werden kann, an Entkräftung." Wenn man solche Auslassungen in einer im Jahre 1871 erschienenen Reisebeschreibung liest, fühlt man sich versucht, den alten Geßner um seine Gewährsmänner zu beneiden, gleichzeitig aber auch Appun von Herzen zu beglückwünschen, daß er nach solchen und namenlosen anderen Qualen, welche ihm ein unzählbares, von mir nicht weiter gewürdigtes Heer entsetzlicher Thiere zugefügt, seine Heimat glücklich wieder erreicht hat.

*

Die Gruppe der Blattnasen wird neuerdings in so viele Familien und Sippen zerfällt, daß wir uns auf einige der wichtigsten Mittheilungen beschränken wollen, umsomehr, als die Lebensverhältnisse der verschiedenen Arten dieser Familie oder Horde im großen ganzen wesentlich dieselben zu sein scheinen. Koch theilt die bis jetzt bekannten 80 bis 85 Blattnasenarten in solche mit verkümmertem Nasenblatte (Pseudophyllata), solche mit einfachem Nasenblatte (Monophyllata), solche mit doppeltem Nasenblatte (Dyphyllata) und solche endlich mit vollkommenem oder dreifachem Nasenblatte (Triphyllata) ein; andere Forscher bilden mehrere auf Verschiedenheiten des Zahnbaues begründete Familien.

Zu den Blattnasen mit verkümmertem Nasenaufsatz gehört die Sippe der Schneidflatterer (Desmodus) mit Vförmig ausgeschnittenem Nasenblatte, großen, weit von einander getrennten Ohren, und langem, spitzem, außen gezacktem Deckel, ausgezeichnet noch außerdem dadurch, daß der Schwanz fehlt und die Schenkelflughaut nur aus einem Saume besteht. Das Gebiß wird zusammengesetzt aus zwei bleibenden, sechs ausfallenden Vorderzähnen im oberen, vier im unteren Kiefer, einem Eckzahn jederseits oben und unten, und zwei oberen, drei unteren mit ihren Kronen eine Längsschneide bildenden Backenzähnen jederseits.

Der Bündelzähnler, wie Prinz Max von Wied, sein Entdecker, den bereits mehrfach erwähnten Vertreter dieser Sippe genannt hat (Desmodus rufus), sieht oben rußbraun aus, weil die am Grunde und an der äußersten Spitze weißlichen Haare gegen das Ende hin diese Färbung zeigen, während die Haare der Unterseite viel heller glänzend silbergrau sind. Alle äußeren Körpertheile, Nasenblatt, Ohrmuschel, Arme und Beine scheinen fleischroth durch und werden von dem spärlichen Haarkleide nur leicht bedeckt. Die Flughaut hat fast dieselbe Färbung wie der Rücken. Die Leibeslänge beträgt 6,5, die Flugweite 37 Centim.

Man findet den Bündelzähnler, laut Burmeister, häufig in den Höhlen von Minas Geraes. Er sitzt am Tage in kleinen Trupps an der Decke und wird durch die Lichter bald aufgeschreckt und beunruhigt. Gleich den Blattnasen im engsten Sinne soll er Blut saugen, und die Form seiner Backen- und Schneidezähne rechtfertigt diese Angabe. Henfel vervollständigt Burmeisters Mittheilungen sehr wesentlich. „Der Bündelzähnler", sagt er, „lebt gewöhnlich zahlreich in Felshöhlen; zuweilen trifft man ihn auch in großen hohlen Bäumen. Bei dem Fange dieser Thiere habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Wunden zu sehen, welche sie meinen Hunden, die sie greifen wollten, an der Nase und mir selbst an den Händen beibrachten und fand, daß sie durchaus denen der von den Blutsaugern gebissenen Pferde gleichen. Die Thiere beißen mit Blitzesschnelle, und wenn sie nur die Haut zu berühren scheinen, so fehlt auch schon ein Stückchen derselben. Sie können sich

Digitized by Google

deswegen nicht feſtbeißen, wie dies alle anderen Blattnaſen thun, welche, wenn ſie gefangen ſind, aus Wuth irgend einen ihnen erreichbaren Gegenſtand mit den Zähnen erfaſſen und eine geraume Zeit feſthalten. Noch iſt vieles dunkel in der Lebensweiſe dieſes Blutſaugers; denn die Anzahl der an Pferden oder Maulthieren beobachteten Bißwunden erſcheint ſehr unbedeutend im Vergleiche zu der Anzahl des Bündelzähnlers ſelbſt. In der deutſchen Anſiedelung von St. Cruz befand ſich eine Sandſteinhöhle, welche von dieſer Blattnaſe bewohnt war. Die Anzahl derſelben ſchätzte ich auf wenigſtens zweihundert Stück. In der unmittelbaren Nachbarſchaft dieſer Höhle war ein freier, umzäunter Platz, auf welchem das Vieh der zunächſt wohnenden Anſiedler, einige Pferde und

Klappnaſe (Rhinopoma microphyllum). Natürl. Größe.

Rinder, bei Tage und Nacht weidete. Ich bin oft hindurch gegangen, habe aber niemals auffallend zahlreiche Bißwunden des Blutſaugers an den Thieren bemerkt. Würden alle jene Höhle bewohnenden Fledermäuſe auf dieſe Pferde angewieſen ſein, ſo wäre hier das Halten der letzteren zur Unmöglichkeit geworden."

Die Klappnaſen (Rhinopoma) kennzeichnen ſich durch langen, freien Schwanz und ſchmale Schenkelflughaut ſowie durch ein eigenthümliches Gebiß, da ſich oben zwei, unten vier Schneidezähne, jederſeits oben und unten ein Eckzahn, oben jederſeits vier Backenzähne, unten je ein Lückzahn und vier Backenzähne, zuſammen alſo 28 Zähne finden.

Die bekannteſte Art der Sippe iſt die egyptiſche Klappnaſe (Rhinopoma microphyllum, Rh. Hartwickii, Vespertilio microphyllos), ein kleines, langhaariges, lichtgrau gefärbtes Thier von 5,5 Centim. Körperlänge, faſt ebenſoviel Schwanzlänge und 20 Centim. Flugweite, an welchem der ſehr lange und dünne, aus 11 Wirbeln beſtehende, weit die Schenkelflughaut überragende Schwanz am meiſten auffällt. Wahrſcheinlich war die Klappnaſe ſchon dem alten Geßner bekannt; wenigſtens läßt ſich folgende Schilderung von ihm auf dieſe

Digitized by Google

Art beziehen. „In einer groſſen vierecketen Steinſeul Egypti funden wir viel Flädermäuß, unſern in dem ungleich, daß ſie einen langen Mäußſchwanz haben, ſo gar weit für die Flügel hinauß gehet, ſo er doch an unſern nicht länger iſt dann die Flügel, welche, ſo ſie etwan eins, etwan zwey junge geboren haben, hencken ſie die an die krummen nägel ſo ſie an den Flügeln haben, item an die Stein und ſeugen ſie dann alſo an ihren Düttlein, welche ſie als ein Weibsbild vornen an der Bruſt haben, als Bellenius ſchreibet.“ Die Klappnaſe lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlaſſenen Denkmälern, in künſtlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand ſie in ungeheuerer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monſalut, dem alten Begräbnisplatze der heiligen Kriechthiere. In einem größeren Gewölbe gedachter Höhle hing ſie in ſolchen Maſſen, daß die eigentlich ſchwarze Decke graulich erſchien. Unten auf dem Boden lag der Koth zollhoch aufgeſchichtet, und der Geſtank desſelben hatte die ganze, lange Höhle verpeſtet. Als wir mit Licht in dieſes Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräuſch die Luft, und plötzlich ſahen wir uns von einem dichten Gewirre der aufgeſcheuchten Thiere umringt, welche haſtig einen anderen Ruheort zu erlangen ſtrebten. Das Geräuſch ihres Flatterns pflanzte ſich weit durch die Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löſchten ſie uns das Licht aus. Bei jedem Streiche, welchen wir mit den Stöcken führten, ſchlugen wir wenigſtens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Thiere, ſo behend als möglich dahinkrabbelnd. Die Gefangenen biſſen wehrhaft und ziemlich empfindlich um ſich.

In der Abenddämmerung erſcheint dieſe Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überſchwemmten Stellen desſelben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Waſſers die Kerbthiere weg. Sie geht übrigens weit am Nile hinauf und findet ſich noch vielfach bei Dongola.

*

Bei den Vampiren im engſten Sinne (Phyllostoma), welche zu den Arten mit doppeltem Naſenblatte zählen, zeigt der Naſenbeſatz meiſt noch die aufrechtſtehende Lanzette. Die Ohren ſind faſt ſtets getrennt und die Ohrklappen vorhanden. Das Gebiß beſteht aus vier Schneidezähnen, einem Eck-, einem Lück- und vier Backenzähnen in jeder Reihe oben und unten, alſo aus 32 Zähnen.

Unter den zahlreichen Arten dieſer neuerdings in mehrere Sippen zerfällten Gruppe verdient der größte aller ſüdamerikaniſchen Blutſauger, der Vampir (Phyllostoma spectrum, Vespertilo, Vampyrus spectrum), beſonderer Erwähnung. Seine Länge beträgt reichlich 16, die Breite nach Bates 70 Centim. „Der Kopf“, ſagt Burmeiſter, „iſt dick und lang, die Schnauze mehr vorgezogen; die Ohren ragen hoch hervor und ſind größer als bei den meiſten Arten, länglich eirund, ohne recht merklichen Ausſchnitt am Außenrande; der ſpitze, ſchmale Deckel hat einen Zacken am Grunde; das Naſenblatt iſt für die Größe des Thieres klein, ſchmal, längs der Mitte gekielt, der Stiel ziemlich breit, nicht durch einen Einſchnitt von dem ſchmalzackigen und warzenloſen Naſenſaume getrennt, die Oberlippe glatt, die Unterlippe vorn mit zwei großen nackten Warzen bedeckt, der weiche und zarte Pelz dunkelkaſtanienbraun auf dem Rücken, gelblichbraun auf der Unterſeite, die Flughaut wie alle nackten Körpertheile braun.“

Der Vampir bewohnt das nördliche Braſilien und Guiana und hier ebenſo wohl die Urwaldungen wie die Gebäude. „Nichts häßlicheres“, ſagt Bates, „kann es geben als den Geſichtsausdruck dieſes Geſchöpfes, wenn man dasſelbe von vorne betrachtet. Die großen, lederhäutigen, weit von den Kopfſeiten abſtehenden Ohren, der ſpeergleiche, aufrechtſtehende Naſenbeſatz, die funkelnden und glänzenden ſchwarzen Augen, alles dies vereinigt ſich zu einem Ganzen, welches an einen der verſchiedenen Kobolde der Fabel erinnert. Kein Wunder daher, daß das einbildungsreiche Volk ein ſo abſtoßendes Geſchöpf mit dämoniſchen Begabungen ausgeſtattet hat. Der Vampir aber iſt einer der harmloſeſten Fledermäuſe und ſeine Unſchädlichkeit bei allen Uferbewohnern

Digitized by Google

des Amazonenstromes wohl bekannt." Nach älteren und neueren Berichten glaubwürdiger Naturforscher gehört die so arg verschrieene Fledermaus wohl zu den Blattnasen, erweislich aber nicht zu den Blutsaugern, jagt vielmehr des Nachts den Kerbthieren eifrig nach und frißt nebenbei Früchte. „Bei hellem Mondscheine", sagt Waterton, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn fressen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guava glich, und als der Sawarrinußbaum blüthe, trieb er sich an diesem umher. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Wipfel dieser Bäume flattern und beobachtete,

Vampir (Phyllostoma spectrum). 1/4 natürl. Größe.

daß von Zeit zu Zeit eine Blüte in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah dies sicher nicht; denn alle Blüten, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder um die beginnende Frucht, oder um die Kerbthiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnsitz in Blumen nehmen." Bates bestätigt Watertons Angaben vollständig. „Ich fand zwei verschiedene Arten von Vampiren, den einen von schwärzlicher, den anderen von röthlicher Pelzfärbung, und überzeugte mich, daß beide hauptsächlich von Früchten sich nähren. Die Kirche in Ega war das Hauptquartier beider Arten; denn ich sah sie allabendlich, wenn ich vor dem Thore meines Hauses saß, in Scharen durch das große, offene Fenster hinter dem Altare aus der Kirche hervorfliegen, und hörte sie fröhlich zwitschern, bevor sie nach dem Walde sich aufmachten. Zuweilen kamen sie auch in die Häuser herein, und den ersten von ihnen, welchen ich in meinem Zimmer antraf, während er unter der Decke rund umherflog, sah ich für eine meinem Nachbar entflohene Taube an. Ich öffnete die Magen von mehreren dieser Blattnasen und fand, daß dieselben eine Menge von Weichtheilen und Samen verschiedener Früchte enthielten, untermischt mit

Digitized by Google

einigen Ueberbleibseln von Kerbthieren. Die Eingeborenen behaupten, daß sie reife Cajus und Guavas in den Gärten plündern. Bei Vergleichung der aus ihrem Magen genommenen Samen mit denen der in Ega gepflegten Bäume aber fand ich, daß dem nicht so sein könne, und es erscheint mir deshalb wahrscheinlich, daß sie nur in den Waldungen ihrer Nahrung nachgehen und gegen Morgen nach den Dörfern kommen, weil sie hier in den Gebäuden eine sicherere Schlafstätte finden als draußen.

*

In Europa wird die Familie vertreten durch die Hufeisennasen (Rhinolophus), von denen, so weit bis jetzt bekannt, unser heimatlicher Erdtheil vier, der größere Theil unseres Vaterlandes zwei Arten beherbergt. Das Gebiß der Hufeisennasen besteht aus 32 Zähnen und zwar zwei durch eine Lücke getrennten, verkümmerten oberen Vorderzähnen, vier geschlossenen unteren Schneidezähnen, einem starken Eckzahne in allen Reihen, einem sehr kleinen und vier größeren Backenzähnen im Oberkiefer und sechs Backenzähnen in jedem Unterkiefer. Der zweite der letzteren ist ganz aus der Zahnreihe herausgerückt und wie der erste des Oberkiefers ungewöhnlich klein, häufig kaum mit bloßem Auge sichtbar; beide scheinen hin und wieder, obschon selten auszufallen. Der vollständige Nasenbesatz besteht aus drei Theilen: dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Ersteres beginnt vorn auf der Schnauzenspitze, umschließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Nasenlöcher und endet mit seinen Seitenästen vor den Augen. Der Längskamm erhebt sich in der Mitte des Hufeisens hinter den Nasenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derselben eine sattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in einer vorstehenden Spitze endet. Die zur Stirn querstehende Hautlanzette erhebt sich zwischen den Augen unter dem hinteren Ende der Hufeisenäste und hat jederseits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute von einander getrennt werden. Das Ohr ist weit einfacher; ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel ist nicht vorhanden. Die Hufeisennasen haben breite, verhältnismäßig kurze Flughäute; ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt.

Eine der gemeinsten Arten ist die Zwerghufeisennase (Rhinolophus Hipposideros, Vespertilio minutus, Rhinolophus Hippocrepis und bihastatus, Hipposideros bihastatus), eine der kleinsten unserer Fledermäuse. Ihre ganze Länge beträgt nur 6 Centim., ihre Flugbreite 22 Centim. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler als unten. Unter allen Blattnasen bringt die kleine Hufeisennase am weitesten nach Norden vor. Sie findet sich, laut Koch, in Europa von den Ufern der Nord- und Ostsee bis an die Küste des Mittelmeeres, von der Westküste Europa's bis in den Kaukasus, fehlt aber hier und da in Deutschland gänzlich, während sie an anderen Orten in großer Anzahl auftritt. Am Rhein, am Taunus und an der Lahn gibt es kaum eine alte Ruine mit unterirdischen Gewölben, wo sie nicht gefunden würde; ebenso ist sie in alten Kalksteinhöhlen und alten Bergwerken bis hoch in die Gebirge hinauf eine regelmäßige Erscheinung.

Gegen Klima und Witterung weniger empfindlich als ihre Sippschaftsverwandten, fliegt die Zwerg- oder kleine Hufeisennase ungezwungen doch nicht bei rauhem und nassem Wetter, sucht zu ihrem Aufenthalte immer ganz geschützte Stellen auf und geht dabei in Gruben und Höhlen mitunter in beträchtliche Tiefe hinab. Ihr Winterschlaf währt ziemlich lange; doch scheint die Dauer je nach den Umständen eine verschiedene zu sein. Man sieht mit den ersten Fledermäusen, welche ihre Winterherberge beziehen, auch solche Hufeisennasen im Winterschlafe und ebenso mit den letzten, welche ihre Schlupfwinkel verlassen. Dagegen gibt es aber viele, welche erst später die Winterherberge beziehen und früher munter werden. Diese Verschiedenheit in der Zeit des Anfangs und des Endes vom Winterschlafe scheint durch das Alter nicht, eher durch das Geschlecht beeinflußt zu werden, da Koch im Herbste meistens Männchen sehr früh und im Frühjahre meist Weibchen

Digitized by Google

noch sehr spät im Winterschlafe getroffen hat. Ebenso unterbrechen einzelne Hufeisennasen den Winterschlaf, andere nicht.

Während des Sommers hält sich die kleine Hufeisennase mit Vorliebe in unterirdischen Gewölben, alten, wenig betretenen Kellern, in Felsenhöhlen, alten Bergwerken, ebenso auch in unbewohnten Häusern auf. Sie lebt um diese Zeit ebenso gesellig wie im Winter, schart sich jedoch niemals so massenhaft zusammen wie andere Fledermäuse dies thun, hängt auch nicht in Klumpen, sondern einzeln neben einander, so daß eine die andere nicht berührt. Im Zustande der Ruhe hängt sie sich stets frei an die Hinterfüße und schlägt die Flughäute theilweise oder ganz um den Körper. Während des Winterschlafes hüllt sie sich so fest ein, daß man sie eher für einen Pilz als für eine Fledermaus hält. Im Sommer erwacht sie ungemein leicht, so daß man sie auch am hellen Tage, wenn sie ganz ruhig zu schlafen scheint, ohne Netz nicht leicht fangen kann, weil sie bei Annäherung eines Menschen sofort munter wird und wegfliegt. Wenn sie nicht schläft, bewegt sie den Kopf außerordentlich rasch hin und her, um zu wittern, leckt und putzt sich dabei, macht Jagd auf die zahlreichen Schmarotzer, welche ihren Pelz bewohnen, gehört überhaupt zu den munteren, niedlichsten und anziehendsten unserer einheimischen Fledermäuse, obgleich ihr Flug nur unbeholfen und langsam ist, und sie in der Regel nicht hoch über den Boden sich erhebt. Die Gefangenschaft hält sie leider nicht aus. Sie ist wie die meisten Glieder ihrer Familie sehr erregbar und bekommt, sobald man sie reizt, ja schon berührt, leicht heftiges Nasenbluten, welches in vielen Fällen ihren Tod herbeiführt.

Die Hauptnahrung der Hufeisennasen besteht in Kerbthieren, welche keine harten Theile haben, namentlich kleinen Nachtschmetterlingen, Fliegen ꝛc. Sie ist aber auch ein echter Blutsauger, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren fünfundvierzig Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt war, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann hing sie, um zu ruhen, irgendwo sich fest; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während die Hufeisennasen seinem Gesichte bis auf zwei Zoll Entfernung sich näherten, einige Augenblicke an einer Stelle flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herabflogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später unser Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden etwa noch bestehenden Zweifel. Dagegen bemerkte man aber auf den Flatterhäuten der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten diese Thiere sich dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzten. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Verwandten hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt, die Ohrenfledermäuse aber für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit sich gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen!

Digitized by Google

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennase herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die geschilderte Art ist die Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum, Vespertilio ferrum-equinum. Rhinolophus unihastatus). Ihre Leibeslänge

Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). ½ natürl. Größe.

beträgt 5,5, die des Schwanzes außerdem 3,5, die Flugweite 33 Centim. Die Nasenplatte ist sehr groß, das Ohr ziemlich groß, die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei dem Männchen oben aschgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterseite hellgrau, bei dem Weibchen oben licht röthlichbraun und unten röthlichgrau.

Die Hufeisennase kommt in dem größten Theile des gemäßigten und im südlichen Europa vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 2000 Meter in die Höhe. Sie lebt gern gesellig; doch gibt es andere Arten ihrer Familie, welche in weit größerer Anzahl als sie zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen Arten vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahre erscheint sie bald, im Winter nur selten des Abends erst ziemlich spät. Ihre Fluggewandtheit ist, entsprechend den breiten Fittigen, nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch. Kolenati glaubt, daß auch sie anderen Thieren Blut abzapft. Sie flattert des Nachts in den Schluchten umher, um Rehe und Gemsen anzusaugen, umschwärmt die Lager der Eichhörnchen und macht sich, obgleich ihr Vampirthum noch nicht erwiesen, desselben mindestens in hohem Grade verdächtig.

Digitized by Google

Zweite Reihe.

Die Krallenthiere.

Digitized by Google

Vierte Ordnung.

Raubthiere (Carnivora).

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreiches umfaßt bei verhältnismäßig gleicher Artenzahl einen größeren Gestaltenreichthum als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchststehenden der zweiten Reihe ansehen dürfen. Fast alle Leibesgrößen von der mittleren an bis zu der kleinsten herab, welche die ganze Klasse aufweist, sind in dieser Ordnung vertreten, die verschiedenartigsten Gestalten in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zum kleinen Wiesel herab — welche Zwischenstufen, welche Mannigfaltigkeit der Ausbildung einer und derselben Grundform! Kaum mag der Laie glauben, daß wirklich nur eine einzige Gestalt allen Raubthieren gemein ist; kaum ist er fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher, falls man so sagen darf, sich in jedem Raubthiere ausspricht: die Unterschiede in der Leibesbildung der Raubsäuger sind allzu groß. Hier die einhellig gebaute, anmuthige Katze, dort die plumpe Hiäne; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der kräftige, derbe Hund; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort der behende, schnelle, leichte Marder: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und wie können sie alle sich vereinigen lassen, sie, von denen diese auf dem Boden, jene auf Bäumen, die anderen im Wasser wohnen und leben? Und doch sind sie alle nicht bloß geistig, sondern auch leiblich innig verwandt.

Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung, und diese Gleichmäßigkeit gerade stempelt sie zu ebenso hochstehenden als innig sich verwandten Thieren. Schon die allen mehr oder weniger gemeinsamen Sitten, die gleiche Lebensweise und Nahrung deuten darauf hin, daß Wesen und Sein der betreffenden Thiere, der Bau der Gliedmaßen ebenso wohl wie der des Gebisses und der Verdauungswerkzeuge oder die geistigen Fähigkeiten wesentlich gleichartig sein müssen. Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen fast gänzlich unter den Raubthieren, und deshalb eben zeigen sie eine viel größere Einhelligkeit im Baue als die Affen, Halbaffen oder Flatterthiere.

Ihre Gliedmaßen stehen mit dem Leibe und unter sich in einhelligem Verhältnisse, haben sehr gleichartig fünf oder vier Zehen und sind ebenso übereinstimmend mit mehr oder minder kräftigen, scharfen oder abgestumpften, in Scheiden zurückziehbaren oder freiliegenden Krallen bewehrt. Alle Sinneswerkzeuge bekunden eine hohe Entwickelung, so verschiedenartig sie auch ausgeprägt zu sein scheinen. Das Gebiß, welches noch aus allen Zahnarten besteht, enthält kräftige, aber doch scharfe, oft schlanke, spitzige und scharfzackige, in und zwischen einander greifende Zähne, welche tief eingekeilt in mächtigen, von gewaltigen Muskeln bewegten Kiefern sitzen.

Digitized by Google

Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm immer kurz. Eigenthümlich sind die Afterdrüsen, welche hier und da vorkommen, stark riechende Flüssigkeiten absondern und ebenso wohl zur Vertheidigung gegen stärkere wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Schärfer gefaßt, sind ihre äußerlichen Merkmale folgende. Der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer scharfe Krallen tragen; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebiß finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne, zwei sehr starke, kegelförmige Eck- oder Fangzähne, hinter ihnen einige scharfgezackte Lückzähne, hierauf die unseren Thieren eigenthümlichen Fleischzähne, deren Kronen scharfe Zacken und stumpfhöckerige Ansätze zeigen, und endlich ein oder mehrere stumpfhöckerige Mahlzähne.

Zergliedern wir die Thiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubsäuger. Das Gerippe erscheint bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnismäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hirntheil steht mit dem Schnauzentheile ziemlich in gleichem Verhältnisse, d. h. keiner überwiegt den anderen besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbögen geben kräftigen Muskeln die erforderlichen Ansatzflächen; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt: die betreffenden Sinneswerkzeuge haben also Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig; die Anzahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend. Die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise mannigfaltig ab; immer aber ermöglicht ihr Bau zugleich Kraft und Beweglichkeit.

Bei vielen Raubthieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Arten werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalte im Wasser. Die Krallen sind entweder einziehbar, hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge dienen, oder aber stumpf und unbeweglich, können deshalb auch bloß zum Schutze des Fußes, zum Scharren oder Graben und höchstens zum Anklammern gebraucht werden. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Reißzähne ebenso ausgezeichnet wie durch die zackigen oder mehrspitzigen Kauzähne, ermöglicht daher einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Ausnahmsweise nur zeigt sich einer von ihnen verkümmert; dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß *ein* Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den einen ist der Geruch, bei den anderen das Gesicht, bei einzelnen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet, bei einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf, und zwar in den meisten Fällen Geruch und Gehör, in selteneren Gehör und Gesicht. Jedenfalls gibt es nur unter den Fledermäusen scharfsinnigere Thiere, als unsere Räuber es sind.

Die geistigen Fähigkeiten widersprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich

bald alle Liſt und Verſtellungskunſt aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke Muth und Selbſtbewußtſein, wie beides andere Thiere niemals erlangen können. Aber eben dieſe Eigenſchaften haben auch wieder ſolche im Gefolge, welche nicht ſehr für die ſonſt ſo herrlichen Geſchöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt zu ſiegen und eignen ſich deshalb bald mit der immer ſtärker werdenden Herrſchſucht Grauſamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordluſt, ja förmliche Blutgier an, in einem Grade, daß ſie ſogar als Sinnbilder für Menſchen angeſehen werden können.

Anlagen und Eigenſchaften des Leibes und Geiſtes bedingen Aufenthalt und Lebensweiſe. Die Raubthiere wohnen und herrſchen überall: auf dem Boden oder im Waſſer wie in den Kronen der Bäume, auf den Gebirgen wie in der Ebene, im Walde wie auf dem Felde, im Norden wie im Süden. Sie ſind ebenſo wohl vollendete Nacht- wie Tagthiere; ſie gehen ebenſo gut in der Dämmerung wie im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Die klügſten leben gewöhnlich geſellig, die weniger verſtändigen einſam; die flinken greifen offen an, die minder behenden ſtürzen aus einem Hinterhalte vor — ſie mögen ſo ſtark ſein, wie ſie wollen. Dieſe gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los; alle aber verbergen ſich ſo lange als möglich, einzig in der Abſicht, durch ihr Erſcheinen nicht vorzeitig zu ſchrecken, und nur wenige ſuchen, im Bewußtſein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, ſobald ſie irgend etwas verdächtiges bemerken. Je höher ſie leiblich begabt ſind, und je mehr ſie den Tag lieben, um ſo heiterer, lebendiger, fröhlicher und geſelliger zeigen ſie ſich; je niedriger ſie ſtehen, je mehr ſie Nachtthiere ſind, um ſo ſtumpfer, mürriſcher, mistrauiſcher, ſcheuer und ungeſelliger werden ſie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu weſentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geiſt oder ſtumpft deſſen Fähigkeiten.

Alle Raubſäuger nähren ſich von anderen Thieren, und ausnahmsweiſe nur verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenſtoffe. Man hat nach der verſchiedenen Nahrung zwei größere Gruppen benannt, Alles- und Fleiſchfreſſer nämlich; dieſe Namen ſind aber nicht ſtichhaltig: denn die Allesfreſſer bevorzugen ebenſo gut ein gediegenes Stück Fleiſch wie die größten und wildeſten Raubthiere. Sämmtliche Mitglieder unſerer Ordnung ſind vom Hauſe aus geborene Räuber und Mörder, gleichviel, ob ſie große oder kleine Thiere umbringen, und ſelbſt die, welche Pflanzenkoſt lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß ſie von der übrigen Geſellſchaft keine Ausnahme machen wollen, ſoweit es ſich um Raub und Mord handelt. Hinſichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsſtoffe oder, beſtimmter geſagt, ihrer Beute unterſcheiden ſich die Raubſäuger erklärlicherweiſe in demſelben Grade wie hinſichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweiſe. Kaum eine einzige aller Klaſſen des Thierreiches bleibt vor den Angriffen und Brandſchatzungen unſerer Raubritter geſichert. Die größten und ſtärkſten Glieder der Ordnung halten ſich zumeiſt an die ihnen zunächſtſtehende erſte Klaſſe, ohne jedoch deshalb tieferſtehende Thiere zu verſchmähen. Nicht einmal der Löwe nährt ſich ausſchließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen ſich noch weit weniger wähleriſch als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleiſchfreſſer, dehnen ihre Jagd ſchon weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche ſich ausſchließlich von Fiſchen oder gern von Lurchen nähren; die Bären ſind eben die „Allesfreſſer“ und laſſen ſich auch in der That Pflanzenkoſt ſo gut wie Thierfleiſch munden. Somit finden alſo die Wirbelthiere ebenſo gut ihre Liebhaber oder richtiger ihre Feinde wie die niederen Thiere. Und mögen die einen wie die anderen auf dem feſten Boden oder im Waſſer oder im Gezweige der Bäume ſich aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten ſie überall um ſich her, Rauben und Morden enden niemals.

Einige Raubſäugethiere führen, wie man annimmt, ein wirkliches Eheleben, kein einziges aber ein ſolches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen und Mardern leben während und nach der Paarungszeit beide Geſchlechter enger zuſammen als im Verlaufe des übrigen Jahres, ſtehen ſich auch wohl gegenſeitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beſchützen und zu vertheidigen: bei anderen

Digitized by Google

und zwar bei der größeren Anzahl pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. Die Anzahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals, mindestens bloß ausnahmsweise, bis auf Eins herab. Alle Jungen werden blind geboren und sind längere Zeit sehr hülflos, entwickeln sich dann aber verhältnismäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter ihre Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg.

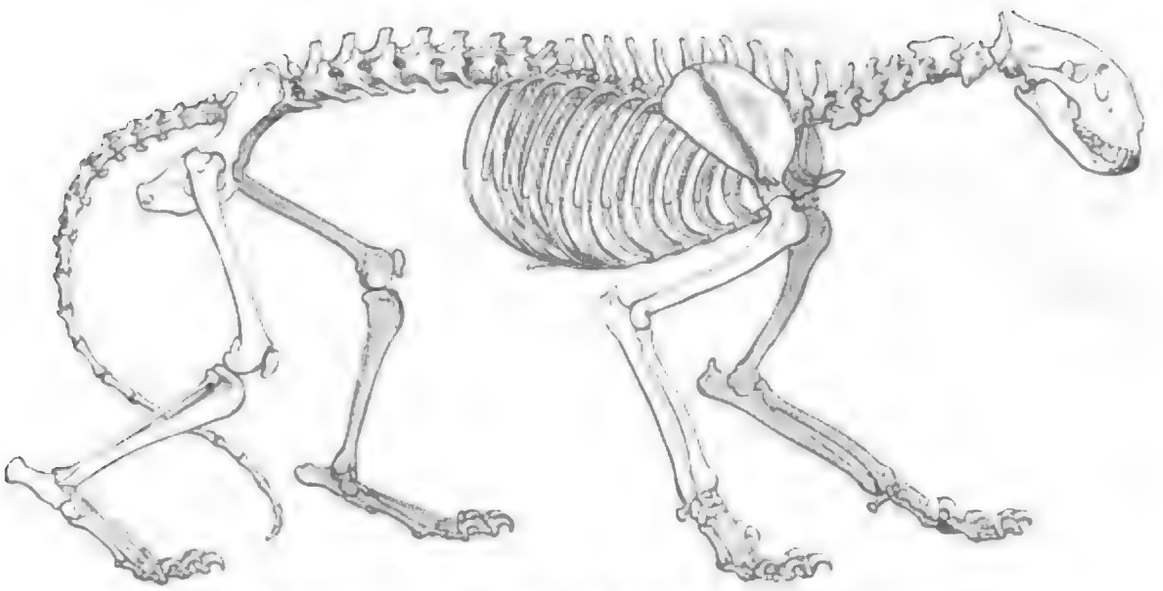
Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Höchst wenige von ihnen hat er durch Zähmung sich nutzbar zu machen gesucht, eines von ihnen freilich in einem Grade wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehen und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt, ein unverhältnismäßig kleiner Theil geschont. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der anderen zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl etwas einwenden; sehr unrecht aber ist es, daß auch die nicht bloß unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger studirt zu werden als bisher; denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes Hund, dessen geistiges Wesen einer anderen, weit werthvolleren Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der ersten Familie **die Katzen** (**Felidae**).

Unter den Krallenthieren nehmen die Katzen beinahe dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen unter den Handthieren zukommt. Sie sind nicht bloß die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues wie bei ihnen finden wir in der ersten Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Familie ist die Grundform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt, in keiner anderen Thiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Sippen und Arten so wenig von einander wie bei den Katzen. Alle Sippenkennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleiche zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gruppen und Arten anderer Familien aufweisen: der Löwe mit seiner Mähne oder der Luchs mit seinen Ohrpinseln und dem Stumpfschwanze bleiben ebenso gut Katzen, wie der Hinz oder der Leopard. Selbst dem Jagdpanther oder Gepard, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf auf die Finger sehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als Zwitter gleichsam von Katze und Hund. Eine so vollkommene Uebereinstimmung wird bloß bei Thieren gefunden, welche eine hohe Stellung einnehmen.

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden; denn der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung

Digitized by Google



Gerippe des Tigers (Tigris regalis). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

innig sich anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche Jedermann sich eingeprägt haben dürfte. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne, erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die dicke und fleischige, wegen ihrer feinen, hornigen, auf krausen Warzen sitzenden und nach hinten gerichteten Stacheln besonders merkwürdige Zunge im vollsten Einklange. Sie bewaffnet gleichsam noch einmal das Maul, ebenso wie bei manchen Schlangen und den raubgierigsten Fischen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge von jenen Gaumenzähnen genügend sich unterscheiden, haben sie doch immer noch Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermalmen der Speise aber als unbrauchbar sich erweisen. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zum sicheren Ergreifen und tödtlichen Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen besonders durch die verhältnismäßige Kürze sich aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und ermöglicht dadurch Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzigen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblicke der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam hernieder, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Tatze, welche es überhaupt geben kann. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind; das Leisetreten dagegen hat seinen Grund in den weichen, oft dicht behaarten Ballen an den Sohlen.

Um wo möglich allen Lesern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben. Die Wirbelsäule zählt 20 Brust- und Lendenwirbel, 2 bis 3 Kreuzbein- und 15 bis 29 Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus 30 Zähnen und zwar sechs Vorderzähnen und einem Reißzahne sowie je zwei Lückzähnen oben und unten, endlich zwei Backenzähnen im Oberkiefer und

Digitized by Google

einem im Unterkiefer. Die Knochen der Gliedmaßen ſind durchgehends ſehr kräftig, die Schulterbeine aber verkümmert. Die Vorderfüße haben fünf, die hinteren vier Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen ſtehen vier Zitzen am Bauche oder noch vier an der Bruſt.

Die Katzen ſind ſtarke und äußerſt gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeigt von ebenſo viel Kraft wie anmuthiger Behendigkeit. Faſt alle Arten der Familie ähneln ſich in ihren leiblichen wie in ihren geiſtigen Eigenſchaften, wenn auch dieſe oder jene Art etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu ſtehen ſcheint. Alle Katzen gehen gut, aber langſam, vorſichtig und geräuſchlos, laufen ſchnell und ſind fähig, wagerechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnismäßig um zehn bis fünfzehn Mal übertreffen. Nur höchſt wenige der größeren Arten ſind nicht im Stande, zu klettern, während dieſe Kunſt von der Mehrzahl mit vielem Geſchicke betrieben wird. Obgleich vom Hauſe aus große Feinde des Waſſers, ſchwimmen ſie doch recht gut, wenn es ſein muß; wenigſtens kommt keine einzige Art leicht im Waſſer um. Zudem verſtehen ſie ihren ſchmucken Leib zuſammenzudrücken oder zuſammenzurollen, gebrauchen ihre Tatzen mit großer Fertigkeit und wiſſen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelſt derſelben ein Thier ſelbſt in ſeinem Laufe oder Fluge zu erfaſſen. Hierzu kommt noch die verhältnismäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten ſtrecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer iſt als ſie ſelbſt, und ſchleppen ohne Mühe unglaubliche Laſten fort.

Unter den Sinnen ſtehen wohl Gehör und Geſicht obenan. Erſteres iſt unzweifelhaft das Werkzeug, welches ſie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräuſche auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und richtig zu beurtheilen, vernehmen den leiſeſten Fußtritt, das ſchwächſte Raſcheln im Sande und finden durch ihr Gehör ſelbſt nicht geſehene Beute auf. Dieſe Sinnesſchärfe ſcheint ſchon äußerlich angedeutet zu ſein; denn obſchon die Ohrmuſcheln faſt nirgends beſonders groß zu ſein pflegen, zeigen ſie doch hier und da beſondere Verzierungen oder Anhängſel durch ſteife Haare ꝛc., welche zwar weniger zur Auffangung des Schalles dienen, aber doch den hervorragendſten Sinn kennzeichnen dürften. Das Geſicht iſt weniger begünſtigt, obwohl keineswegs ſchwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrſcheinlich nicht in große Fernen, iſt aber für die Nähe vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund iſt und im Zorne ſich kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Geſtalt einer Ellipſe an und zeigt ſich dann einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen feinen Spalt ſich zuſammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit rundet er faſt bis zu einem vollen Kreiſe ſich aus. Auf das Geſicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen laſſen, welches ebenſo wohl als ausgebildete Taſtfähigkeit wie als Empfindungsvermögen ſich kund gibt. Zu Taſtwerkzeugen dienen hauptſächlich die Bartſchnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Pinſel am Ohre der Luchſe. Schneidet man einer Katze ihre Bartſchnurren weg, ſo verſetzt man ſie in eine höchſt ungemüthliche Lage; ſie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindeſten eine merkliche Unruhe und Ungewißheit, welche ſpäter, jedoch bloß nach dem Wiederwachſen jener Borſten, ſich verliert. Aber auch die Pfoten erſcheinen zum Taſten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit iſt über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen ſind höchſt empfänglich für Einflüſſe von außen und zeigen eine unverkennbare Misſtimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihr ſeidenweiches Haar ſtreichelt, wird man ſie ſtets in eine faſt freudige Aufregung verſetzen, während ſie, wenn dieſes Haar befeuchtet wird oder ſie ſonſtigen widerwärtigen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, großen Mismuth an den Tag legen. Geruch und Geſchmack dürften ſo ziemlich auf gleicher Stufe ſtehen; vielleicht iſt der Geſchmack noch beſſer als der Geruch. Die meiſten Katzen ſind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel ſehr empfänglich und erfreuen ſich beſonders an ſchwach geſalzenen und ſüßlichen Speiſen, vor allem an thieriſchen Flüſſigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem

Geruchswerkzeuge schon sehr starkriechende Dinge geboten werden müssen, wenn es sich befriedigt zeigen soll. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander, läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen hinter den Hunden zurück, jedoch nicht so weit, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Vergessen darf man nicht, daß wir bei Abwägung der Geisteskräfte beider Familien beständig an zwei kaum maßgebende Vorbilder denken: an den seit Jahrtausenden von uns erzogenen, geschulten, gebildeten, vermenschlichten Haushund und an die vernachlässigte, vorurtheilsvoll betrachtete und gewöhnlich mishandelte Hauskatze. Vergleichen wir wildlebende Arten beider Familien, beispielsweise Fuchs und Luchs, so stellt sich das Ergebnis schon ganz anders und zwar entschieden günstiger für die Katzen. Diese als geistig tief stehende Thiere zu betrachten, wie ausgesprochen oder nicht ausgesprochen noch häufig geschieht, ist ein grober Fehler. Bei der Mehrzahl der Arten treten allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weniger als die niederen hervor; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen der Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze gibt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von hohem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt von dem einmal feststehenden Urtheile über sie sich einnehmen und von selbständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist allerdings ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit; doch gibt es auch sehr edelstolze, muthige Katzen wie den Löwen, oder sanfte wie den Jagdleoparden. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose, kurz werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Thiere zu quälen oder zu mishandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen wie feuchte Niederungen, den Wald wie das Feld. Einige steigen selbst in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben sich auf freien, offenen, mit Gesträuchen bewachsenen Steppen oder in Wüsten umher; noch andere ziehen die schilfreichen Ufer von Flüssen, Bächen und Sümpfen vor: bei weitem der größte Theil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles erforderliche, namentlich vortreffliche Verstecke, in denen sie sich leicht verbergen können, ebenso wohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu solchen Verstecken dienen den kleineren Arten Felsspalten, hohle Bäume, verlassene Baue von anderen Säugethieren und dergleichen, während sich die größeren im Gebüsche zu verbergen pflegen. Obwohl die wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden bevorzugen, in denen der Mensch noch nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, kommen sie doch oft in unverschämt dreister Weise zu den Wohnungen des Menschen heran, um hier über ihn selbst herzufallen oder seinen Viehstand zu berauben. Zu diesem Behufe verlassen sie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und streifen nun entweder ziemlich weit umher oder legen sich an belebten Paßstraßen der Menschen und Thiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchst wenige auf Beute, und ebenso ziehen sie sich zu dieser Zeit feig zurück, wenn sie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit. Besonders gut gelegene Versteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die

Digitized by Google

Mehrzahl aber hat kein beſtimmtes Lager und wählt ſich, ſobald der Morgen ſie auf dem Streifzuge überraſcht, zum Verſtecke den erſten beſten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen die Katzen ſich aus allen Klaſſen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meiſten ausgeſetzt ſind. Einige Arten ſtellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren nebenbei das Fleiſch mancher Lurche, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen ſogar auf den Fiſchfang aus. Die wirbelloſen Thiere werden im ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt ſich dieſe oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbthier. Sämmtliche Katzen freſſen vorzugsweiſe Beute, welche ſie ſelbſt ſich erworben haben, nur ſehr wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch bloß auf ſolches, welches von ſelbſt gemachter Beute herrührt. Dabei bekunden einige unerſättlichen Blutdurſt: es gibt Arten, welche, wenn ſie es können, bloß von Blut ſich nähren und förmlich in dieſem „ganz beſonderen Safte“ berauſchen.

In der Art und Weiſe ihres Angriffes ähneln ſich alle Arten mehr oder weniger. Leiſen, unhörbaren Schrittes ſchleichen ſie äußerſt aufmerkſam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauſchen ſcharf nach allen Richtungen hin. Das geringſte Geräuſch erregt ihre Aufmerkſamkeit und bewegt ſie, der Urſache desſelben nachzugehen. Dabei gleiten ſie in geduckter Stellung vorſichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn ſie ſich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, ſchlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfaſſen es mit dem Maule und beißen einige Male ſchnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen ſie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu laſſen, beobachten es vielmehr ſcharf und beißen von neuem, ſowie noch ein Fünkchen Leben in ihm ſich regt. Viele ſtoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebenſo gut Behaglichkeit als Gier oder Zorn ausdrückt, und bewegen nebenbei die Spitze ihres Schwanzes. Die meiſten haben die abſcheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange zu quälen, indem ſie ihnen ſcheinbar etwas Freiheit gewähren und ſie oft auch wirklich ein Stückchen laufen laſſen, jederzeit aber im rechten Augenblicke wieder erfaſſen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen laſſen ꝛc., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten ſcheuen Thiere, von denen ſie bedeutenden Widerſtand erwarten, und greifen ſie bloß dann an, wenn ſie durch Erfahrung ſich überzeugt haben, daß ſie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbſt Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menſchen und gehen ihm faſt feig aus dem Wege; nachdem ſie aber gelernt haben, welch ſchwaches, wehrloſes Geſchöpf er iſt, werden ſie ſeine furchtbarſten Feinde, und es ſcheint faſt, als ob ſie dann das Menſchenfleiſch dem aller übrigen Säugethiere entſchieden vorziehen. Obgleich beinahe alle Katzen gute Läufer ſind, ſtehen ſie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffsſprung mislang. Nur an ſehr geſchützten Orten verzehren ſie eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich ſchleppen ſie das erfaßte Thier, nachdem ſie es getödtet oder wenigſtens widerſtandslos gemacht haben, an einen ſtillen, verſteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reich an Beute iſt, zeigen ſie ſich außerordentlich lecker und überlaſſen bei weitem den größten Theil der von ihnen erjagten Geſchöpfe anderen Thieren, den Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehrere, ausnahmsweiſe nur ein einziges Junge. Man kann ſagen, daß die Anzahl der letzteren zwiſchen Eins und Sechs ſchwankt; einige Arten ſollen noch mehr zur Welt bringen. Die Pflegerin der Jungen iſt die Mutter; der Vater bekümmert ſich bloß gelegentlich um ſie. Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchſt anziehendes Bild. Man ſieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört ſie in jedem Tone, welchen man vernimmt. Es liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte. Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit ſo viel Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie ſehr ihr

Digitized by Google

die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke die Reinlichkeitsliebe, zu welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend anhält. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmutz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung des eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei vielen Katzen muß die Mutter ihre Brut unter Umständen auch gegen den Vater schützen, weil dieser die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache; dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts anderes als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen: die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt durch solche Neckereien nicht im geringsten sich stören und fährt fort, ihrer inneren Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Gebrauche dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebenso gut wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des anderen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist, wollen aber ihre Kraft bald an etwas anderem versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine, oft noch halb, oft ganz lebendige Thiere zu. Diese werden frei gelassen, und es übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben wird. Schließlich nimmt die Alte sie mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, umherschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber; deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind; ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wiederkäuer und Nager hindernd in den Weg treten, und somit mittelbar auch uns nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns geradezu unentbehrlich geworden; aber auch die wildlebenden kleineren Katzenarten bringen viel mehr Nutzen als Schaden. Außerdem verwerthet der Mensch das Fell und hier und da selbst das Fleisch unserer Thiere. In China dient das Katzenfell als Standeszeichen; die übrigen Völker schätzen es mehr seiner Farbenschönheit als seiner wirklichen Güte wegen; denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Digitized by Google

Jagd und Fang der ſchädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es gibt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieſer Jagd das höchſte Vergnügen der Erde finden.

Zur Sonderung der verſchiedenen Katzenarten in kleinere Gruppen oder Sippen ſind, wie erwähnt, ziemlich nebenſächliche Merkmale maßgebend. Man ordnet die Thiere ſchon nach ihrer Färbung oder nach äußeren Haarwucherungen. Einzelne Arten bieten durch ihren ziemlich abweichenden Leibesbau, durch die ſtumpfkralligen Zehen oder den kurzen Schwanz beſſere Anhaltspunkte zur Unterſcheidung dar; aber auch dieſe Unterſchiede berechtigen kaum zur Trennung von den übrigen Arten. Gleichwohl folgen wir hier der hergebrachten Eintheilung und ſtellen den Löwen die einfarbigen Katzen Amerika's, den Tigern die Pardelkatzen, den Luchſen die Buſchkatzen und Hinze gegenüber, räumen dem Bindegliede zwiſchen Katze und Hund, dem Jagdleoparden oder Gepard, eine gewiſſe Selbſtändigkeit ein und geben allen dieſen Unterſcheidungsformen etwa den Werth der Sippen aus anderen Familien. Die nachſtehenden Blätter werden jedoch durch Wort und Bild beweiſen, daß das ganze künſtliche Gebäude der Syſtematik bei den Katzen auf ſehr ſchwachem Grunde fußt, und jeden Leſer alle Katzen der Erde als Geſchwiſterkinder erkennen laſſen.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck ſeines Geſichtes genügt, um der uralten Auffaſſung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, vom Grunde des Herzens beizuſtimmen. Der Löwe iſt der König der vierfüßigen Räuber, der Herrſcher im Reiche der Säugethiere. Und wenn auch der ordnende Thierkundige dieſe königliche Würde eben nicht achten will und in dem Löwen nur eine Katze von beſonders kräftigem Baue erkennen muß: der Geſammteindruck, welchen das herrliche Thier macht, wird auch den Forſcher zwingen, ihm unter allen ſeinen Verwandten die höchſte Stelle einzuräumen.

Die Löwen (Leo) ſind leicht von ſämmtlichen übrigen Katzen zu unterſcheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem ſtark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Geſichte, in dem Herrſchermantel, welcher ſich um ihre Schultern ſchlägt, und in der Quaſte, welche ihre Schwanzſpitze ziert. Beim Vergleiche mit anderen Katzen erſcheint der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper deshalb ſehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaſte verborgen, ſteckt ein horniger Nagel, den ſchon Ariſtoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforſcher leugneten. Die Augen ſind klein und haben einen runden Stern, die Schnurren ordnen ſich in ſechs bis acht Reihen. Vor allem iſt es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das ſtolze, königliche Anſehen verleiht.

„Ein Königsmantel, dicht und ſchön,
Umwallt des Löwen Bruſt und Mähn',
Eine Königskrone wunderbar,
Sträubt ſich der Stirne ſtraffes Haar."

Dieſe Mähne bekleidet in vollſter Ausbildung den Hals und die Vorderbruſt, ändert aber ſo verſchieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, und daß man nach ihr, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingeſtellt, mehrere Arten des Thieres unterſchieden hat. So iſt ſie beim perſiſchen Löwen lang, aus ſchwarzen und braunen Haaren zuſammengeſetzt, bei dem Löwen von Guzerate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei dieſem einfarbig, bei jenem gemiſcht. Ich will die verſchiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beſchreiben und darf es dann jedem meiner Leſer überlaſſen, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden: einſtweilen wenden wir unſere Aufmerkſamkeit der ſtolzeſten und königlichſten Art, dem Löwen der Berberei, zu; denn er iſt es, welcher ſeit den älteſten Zeiten ſeines Muthes, ſeiner Kühnheit und Kraft, Tapferkeit und Stärke, ſeines Heldenſinnes, Adels und ſeiner Großmuth, ſeines Ernſtes

Digitized by Google

und ſeiner Ruhe halber bekannt geworden iſt und den Namen König der Thiere erhalten hat. Er iſt in der That das ſtärkſte, muthigſte und berühmteſte aller Raubthiere, die gewaltigſte Katze, der gefährlichſte und wildeſte aller übrigen Löwen. Kraft, Selbſtvertrauen, kühler, ſicherer Muth und Siegesgewißheit im Kampfe ſpiegeln ſich in ſeinem Ausſehen. Hoch aufgerichtet iſt der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majeſtätiſch ſein Blick, würdevoll, achtunggebietend ſeine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel; jede Bewegung erſcheint gemeſſen und würdig; Körper und Geiſt ſtehen im vollſten Einklange.

Der Berberlöwe (Leo barbarus, Felis Leo) hat wie ſeine Verwandten ſtarken, gedrungenen Leibesbau; ſein Vorderleib iſt wegen der breiten Bruſt und der eingezogenen Weichen viel ſtärker als der Hinterleib. Der dicke, faſt viereckige Kopf verlängert ſich in eine breite und ſtumpfe Schnauze; die Ohren ſind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig, die Glieder gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnismäßig die größten, aller Katzen; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaſte bedeckt. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt Geſicht, Rücken, Seiten, Beine und Schwanz; hier und da endigen die Haare mit ſchwarzen Spitzen oder ſind völlig ſchwarz, und hierdurch entſteht eben jene gemiſchte Färbung. Kopf und Hals werden von einer ſtarken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, ſchlichten, in Strähnen herabfallenden, vorn bis zur Handwurzel und hinten faſt bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichenden Haaren beſteht. Auch der Unterleib trägt ſeiner ganzen Länge nach dichtgeſtellte, ſchlichte Haare; ſelbſt an den Elnbogen und den Vordertheilen der Schenkel ſtehen wenigſtens noch Büſchel von ihnen. Am Kopfe und am Halſe iſt die eigentlich fahlgelbe Mähne mit roſtſchwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemiſcht, auch in der mattſchwarzen Bauchmähne, in den ſchwarzen Haarbüſcheln an den Elnbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaſte ſich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachſenen Löwen, deſſen Höhe am Widerriſt 80 bis 90 Centim. bei 1,5 Meter Leibes- und 80 Centim. Schwanzlänge beträgt. Es ergibt ſich ſomit eine Geſammtlänge des Thieres, von der Schnauzenſpitze bis zum Schwanzende gerechnet, von 2,3 Meter. Neugeborene Löwen haben eine Länge von etwa 33 Centim., aber weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaſte, ſondern ſind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt, am Kopfe und an den Beinen ſchwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze mit kleinen, ſchwarzen Querſtrichen gebändert und auf der Firſte des Rückens ſchwarz gezeichnet. Schon im erſten Jahre verſchwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre iſt die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erſcheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngeren Thiere; namentlich der gleichlange oder nur äußerſt wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet ſie vor dem Männchen aus.

Sieht man in dem eben beſchriebenen Löwen eine beſondere Art, ſo hat man ihr Verbreitungsgebiet auf die Länder des Atlas zu beſchränken.

Von dem Löwen der Berberei unterſcheidet ſich der Senegallöwe (Leo senegalensis) durch ſeine am Vordertheile des Leibes wohl entwickelte, an der Unterſeite dagegen ſchwache oder gänzlich fehlende, lichte Mähne, während der Kaplöwe (Leo capensis), welcher auch in Habeſch vorzukommen ſcheint, durch ſeine bedeutende Größe ſich hervorthut und eine dunkle Mähne trägt. Beide ſind gewiß nur als Spielarten einer und derſelben Grundform anzuſehen. Den Perſerlöwen (Leo persicus), welcher eine aus braunen und ſchwarzen Haaren gemiſchte Mähne beſitzt, und ſich von Perſien bis Indien verbreitet, kennen wir noch zu wenig, als daß wir mit Beſtimmtheit ſagen könnten, ob er mit dem Senegallöwen oder dem mähnenloſen Verwandten aus Guzerate in Indien größere Aehnlichkeit hat, beziehentlich mit dieſem oder jenem vereinigt werden muß.

Digitized by Google

Das Verbreitungsgebiet des Senegallöwen umfaßt alle Länder Mittel- und Südafrikas, von der Weſt- bis zur Oſtküſte und vom 20. Grade nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. In den Nilländern kommt er gegenwärtig nicht diesſeit des 17. Breitengrades vor. Am Blauen und Weißen Nile und in Habeſch iſt er in waldigen Gegenden eine regelmäßige, in vielen Steppenländern Mittel- und Südafrikas eine häufige Erſcheinung.

Kaplöwe (Leo capensis). 1/14 natürl. Größe.

Der Guzeratlöwe, mähnenloſe Löwe, „Oediabagh" oder Kameltiger der Eingeborenen endlich (Leo goograténsis), welchen Smee zuerſt beſchrieb und als beſondere Art aufſtellte, iſt bedeutend kleiner als die aufgeführten Verwandten, bis auf die weiße Schwanzquaſte am ganzen Leibe röthlichfahlgelb gefärbt und wirklich beinahe mähnenlos, d. h. die bei den übrigen Arten oder Spielarten ſo bezeichnende Mähne bei ihm kaum mehr als angedeutet. Dieſe Mähnenloſigkeit erſcheint um ſo auffallender, als ſie nicht als Folge klimatiſcher Einflüſſe aufgefaßt werden kann, da in Indien, laut King, auch bemähnte Löwen erlegt worden ſind, im Gebiete der öſtlichen Zuflüſſe des Dſchumma ſogar regelmäßig vorzukommen ſcheinen.

Wie weit das Verbreitungsgebiet des Guzeratlöwen ſich erſtreckt, hat mit Sicherheit bisher noch nicht feſtgeſtellt werden können. Smee fand ihn in Guzerate namentlich in den Dſchungel-

waldungen längs der Flüsse und zwar so häufig auf, daß er in Zeit von einem Monate elf Stück erlegen konnte, obgleich die Eingeborenen nicht viel von dem ihre Herden in arger Weise heimsuchenden „Kameltiger" zu erzählen wußten, die von letzterem ausgeführten Ueberfälle gewöhnlich auch dem Tiger zuschrieben. Jedenfalls haben wir in dem Guzeratlöwen eine bereits den Alten bekannte Art oder Spielart wieder aufgefunden.

Es läßt sich schwer sagen, welche Ansicht man bei Beurtheilung oder Entscheidung der Frage, ob die erwähnten Löwen sammt und sonders Spielarten einer und derselben Art sind, oder

Senegallöwin (Leo senegalensis). 1/14 natürl. Größe.

aber, ob wenigstens Berber-, Senegal- und Guzeratlöwe als verschiedene Arten aufgefaßt werden dürfen, zu der seinigen machen soll.

Die Bemähnung ist auch innerhalb der engeren Artgrenzen unverkennbar einem gewissen Wechsel unterworfen und die Folgerung, daß die stärkere oder schwächere Wucherung der Mähnenhaare auf klimatische Ursachen zurückzuführen sei, hat unzweifelhaft eine gewisse Berechtigung. Und doch wird jeder im Vergleichen geübte Thiergärtner und jeder Thierhändler auf den ersten Blick mit Bestimmtheit sagen können, welche der drei beschriebenen Hauptformen er vor sich sieht, und jeder Thierkundige sich erinnern müssen, daß es noch andere Katzengruppen gibt, deren Arten, obschon sie unzweifelhaft als verschieden aufgefaßt werden müssen, mindestens in demselben Grade sich ähneln wie gedachte Löwen. Für unseren Zweck darf die vielfach beregte Frage übrigens

als ziemlich bedeutungslos erscheinen, da im wesentlichen alle Löwen in ihrer Lebensweise sich gleichen.

Die Zeiten, in denen man sechshundert Löwen zum Kampfe in der Arena zusammenbringen konnte, liegen um Jahrtausende hinter uns. Seitdem hat sich der König der Thiere vor dem Herrn der Erde stetig mehr und mehr zurückgezogen. Herodot erzählt uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Macedonien Löwen des Nachts über die das Gepäck tragenden Kamele herfielen, zu allgemeiner Verwunderung der Krieger, da man in dieser Gegend niemals vorher die stolzen Raubthiere gespürt hatte; Aristoteles gibt die Flüsse Nessus und Acheolus als die Grenze des Löwengebietes in Europa an und sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends weiter als hier Löwen gäbe. Wann diese in unserem Erdtheile ausgerottet wurden, läßt sich nicht feststellen; sicherlich aber ist mehr als ein Jahrtausend seitdem vergangen. Daß der Löwe, und zwar unzweifelhaft die persische Spielart, vormals in Syrien und Palästina lebte, wissen wir durch die Bibel; über die Zeit der Ausrottung in dem heiligen Lande aber haben wir keine Kunde. Wie hier oder dort ergeht es dem gefährlichen Feinde der Herden allerorten: der Mensch tritt überall nach besten Kräften gegen ihn in die Schranken und wird ihn ebenso stetig wie bisher zurückdrängen und endlich vernichten. Der Berberlöwe lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten nicht viel weniger häufig als in Tunis oder in Feß und Marokko; die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im unteren Nilthale und fast an der ganzen südlichen Küste des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages ist er in Algier und Marokko keine Seltenheit und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algier hat er stark abgenommen: die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die französischen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, seine Reihen sehr gelichtet. Für den Senegallöwen liegen die Verhältnisse günstiger: der meist mit der Lanze, seltener mit dem Giftpfeile und nur ausnahmsweise mit dem Feuergewehre bewaffnete Eingeborene Mittel- und Südafrika's vermag seinem schlimmsten Steuererheber wenig Abbruch zu thun. Und doch drängt auch der dunkelfarbige Mensch den Löwen mehr und mehr zurück. Noch vor fünfzig Jahren vernahmen Hemprich und Ehrenberg das Löwengebrüll in den Waldungen Südnubiens, unweit der Ortschaft Handakh: heutzutage gibt es dort keine Löwen mehr. In den unteren Nilländern sind diese schon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden; in den Steppen Takhas, Sennârs und Kordofâns, woselbst sie noch vorkommen, werden sie von Jahr zu Jahr seltener. Dasselbe gilt für die West- und Ostküste wie für den Süden des Erdtheils, insbesondere überall da, wo sich der Europäer ansiedelt. Dem Feuergewehre und dem kühnen Muthe des letzteren gegenüber vermag auch dieses Raubthier nicht Stand zu halten. Demungeachtet beherbergen die weiten Steppenländer Innerafrika's noch Löwen in ungezählter Menge und werden sie behalten, so lange neben den zahmen noch die wilden Herden, neben Hunderttausenden von Rindern noch Millionen von Antilopen jene weiten Gebiete durchstreifen.

Der Löwe lebt einzeln, und nur während der Brunstzeit hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Paarzeit bewohnt jeder Löwe sein eigenes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen. Nach Livingstone, dessen Berichte durchaus den Stempel der Wahrheit tragen, schweifen Trupps von sechs bis acht Stücken, wahrscheinlich zwei Löwinnen mit ihren Jungen, gemeinschaftlich jagend umher; Heuglins Leute sahen eines Morgens ihrer sechs oder sieben bei einander. Unter außergewöhnlichen Umständen gesellen sich, zumal im Süden Afrika's, noch zahlreichere Trupps. „Wenn die trockene Jahreszeit vorschreitet", schreibt mir Eduard Mohr, „also in den Monaten Mai bis September, verlassen zahllose Antilopen- und Quaggaherden die trockenen Einöden der Kalahariſteppe oder die einsamen Hochebenen des Transvaal und suchen jene weiten Grasebenen auf, welche um Lucia-Bai sich ausbreiten, unterwegs

Digitized by Google

oder hier zu unschätzbaren Scharen anwachsend. Solchen Wildherden folgt der Löwe mitunter in förmlichen Rudeln. Der mir innig befreundete Jäger John Dunn traf, wie er mir berichtete, mit seinem Gefährten Oswell im Jahre 1861 in der Anatonga-Einöde eine wandernde Blaugnuherde, vermischt mit Quaggas und Impallah-Antilopen, welche nach seiner Schätzung in einer Breite von dreiviertel Meilen (englisch) dahinzog und fünfunddreißig Minuten zum Vorübertraben gebrauchte. Dieser Herde folgten einige zwanzig große und kleine, zu einem Rudel vereinigte Löwen." Da auch Anderson von Löwenherden spricht, müssen wir zunächst wohl an die Wahrheit dieser Angaben glauben.

Während der Paarzeit bejagen Löwe und Löwin, nach der Brunstzeit gewöhnlich ihrer zwei oder drei, gemeinschaftlich ein je nach dem Wildstande mehr oder weniger ausgedehntes Gebiet, welches sie verlassen, wenn sie ihre Beute zu sehr gelichtet oder vertrieben haben. Jeder Löwe bedarf so viele Nahrung, daß eine größere Anzahl Seinesgleichen in einer Gegend nicht lange sich ernähren können würde. Breite waldige Thäler an Flüssen sind Lieblingsorte des Löwen; im Gebirge scheint es ihm weniger zu behagen; doch steigt er nach eigenen Erfahrungen immerhin bis zu 1500 Meter an den Bergen empor.

An irgend einem geschützten Orte, im Sudân gerne in den Gebüschen, im Süden Afrika's mit Vorliebe in den breiten Gürteln hochstengeliger Schilfgräser, welche die Betten der zeitweilig fließenden Ströme begrenzen, wählt sich der Löwe eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. In den größeren Waldungen bewohnt er oft lange ein und denselben Platz und verläßt ihn erst dann, wenn er hier seinen Wildstand gar zu sehr gemindert hat. Auf der Wanderung bleibt er liegen, wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, immer aber in den verborgensten Theilen des Dickichts.

Im ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen; doch weicht er in vielen Stücken nicht unwesentlich von denselben ab. Er ist träger als alle übrigen Mitglieder seiner Familie und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich. Deshalb folgt er z. B. im Ostsudân regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht, eine große Trägheit aber kann ihm nicht abgesprochen werden, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will. So brachte mir einer unserer Leute die Nachricht, daß er in der Mittagsstunde einen Löwen in dem von Mensah nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe sitzen sehen. Der Löwe betrachtete ihn und sein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Levaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten; allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn ein anderer Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügels liegen sahen, konnte offenbar nur die eine Absicht haben, sein Jagdgebiet zu überschauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am ehesten Beute liefern könne.

Digitized by Google

Digitized by Google

LÖWE IN DER SERIBA.

Digitized by Google

In die Nähe der Dörfer kommt er nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal", so sagen die Araber, „zeigt er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Ein Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensah vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltes das Dorf umschlich; dennoch vernahmen wir sein Gebrüll nur zweimal und zwar in weiter Ferne, während ich dasselbe früher in Kordofân nicht allein vor dem Dorfe, sondern mitten in demselben ertönen gehört hatte. Auch andere Beobachter erzählen, daß der Löwe sehr oft lautlos herbeigeschlichen kommt, „wie ein Dieb in der Nacht".

Und doch sagen die Araber nicht die Unwahrheit; sie deuten das Thatsächliche nur falsch. Fritsch hörte drei Löwen in nächster Nähe seines Wagens, an welchem die Zugochsen angebunden waren, bald brüllen, bald grunzen; ich selbst vernahm in Kordofân und in den Urwaldungen am Blauen Flusse den Donner aus des Löwen Brust bald nach Einbruch der Nacht mehr als hundert Male, habe in diesem Gebrülle aber nicht eine Warnung an die Beutethiere erkennen gelernt, bin vielmehr zu der Meinung geführt worden, daß es bezwecken soll, das Jagdgebiet aufzuregen, die Thiere zur Flucht zu veranlassen und dadurch einem oder dem anderen Löwen, wenn nicht dem brüllenden, so vielleicht dem gemeinschaftlich mit ihm jagenden, irgendwo auf der Lauer liegenden Gefährten ein Wild zuzuführen. Daß der Löwe angesichts eines Viehgeheges, heiße dasselbe nur Krâl oder Seriba, in der Absicht brüllt, das eingepferchte Vieh womöglich zum furchtblinden Ausbrechen zu verleiten, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Ich will versuchen, den Ueberfall eines solchen Geheges durch den Löwen aus eigener Erfahrung zu schildern.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sicheren Seriba eingehürdet, in jenem bis drei Meter hohen und etwa einem Meter dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet hell sie auf; im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgeläut: eine Hiäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt; der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. i. der Aufruhrerregende; denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eigenen Stärke

Digitized by Google

Digitized by Google

LÖWE IN DER SERIBA.

Digitized by Google

tized by Google

verzweifelnd, sie der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen, der es geschehen lassen muß, daß das Raubthier auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen „Sabaa", d. i. „Würger der Herden", bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die lebhaften Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier; mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebisse von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheuere Kraft ist erforderlich, um mit dem Rinde im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich selbst habe eine fast drei Meter hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rinde im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst habe den Eindruck wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der anderen Seite die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschleiftes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergibt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, welcher ihn fast ebenso arg brandschatzt als der Menschenkönig, unter dessen Botmäßigkeit er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen: es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad", d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen und diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt; denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen; dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller; gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hiäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke; der Leopard hört auf, zu grunzen; die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweige; die blökende Herde wird todtenstill; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn — kurz, zur vollen Wahrheit wird Freiligraths Schilderung:

Digitized by Google

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll".

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Male diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug ist dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. Livingstone freilich meint, daß das Geschrei des Straußes nicht minder laut sei als das Gebrüll des Löwen und doch Niemanden Furcht einflöße, und daß sich das Löwengebrüll von einem sicheren Hause oder vom Wagen aus recht gut anhöre, ist aber doch so ehrlich zuzugestehen, daß sich die Verhältnisse wesentlich ändern, wenn es sich gesellt zu dem furchtbaren Donner eines Gewitters Innerafrika's, dessen Blitze die dunkle Nacht nur noch schwärzer erscheinen lassen und dessen Regen das Feuer auslöscht, oder aber, wenn man sich einem Löwen gegenüber waffen- und wehrlos fühlt. Ich darf versichern, daß auch ich den Donner aus des Löwen Brust, welcher anfänglich einen gewaltigen Eindruck auf mich machte, später gern zu hören und als großartig schauerliche Nachtmusik des Urwaldes zu würdigen gelernt, daß ich aber doch gerade im Urwalde muthige Türken, welche Kugeln und Speeren ihrer Feinde ruhig entgegengetreten waren, vor diesen gewaltigen Lauten erbleichen gesehen habe.

Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen anderen Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn bloß wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß seine Gegenwart für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, umsoweniger als er bei seinen Ueberfällen einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit zeigt. „Wenn der Löwe zu alt wird, um auf die Jagd nach Wild zu gehen", meint Livingstone, „so kommt er in die Dörfer nach Ziegen, und wenn ihn hierbei ein Weib oder Kind in den Weg tritt, wird es ebenfalls seine Beute. Die Löwen, welche Menschen angreifen, sind immer alte, und die Eingeborenen sagen, wenn einer der gefährlichen Räuber erst einmal im Dorfe eingebrochen ist und Ziegen weggeholt hat: seine Zähne sind abgenutzt; er wird nun bald einen Menschen tödten." Auch ich glaube, daß nur alte, erfahrene Löwen in die Dörfer kommen, bin aber der Ansicht, daß ihre Zähne dann noch in vortrefflichem Stande sind. Der Mensch ist häufig genug der alleinige Ernährer des Löwen, und wenn dieser erst einmal die ihm innewohnende Scheu vor menschlichen Niederlassungen verloren und erprobt hat, wie leicht gerade hier sich Beute erlangen läßt, wird er immer dreister und kühner. Dann siedelt er sich in möglichster Nähe des Dorfes an und betreibt von hier aus seine Jagd so lange, als der Mensch ihm es gestattet. Einzelne werden, nach glaubwürdigen Mittheilungen, so kühn, daß sie auch bei Tage sich zeigen; ja, sie sollen, wie wiederholt behauptet worden ist, unter Umständen nicht einmal durch die Lagerfeuer sich zurückhalten lassen. Gegen diese Angabe spricht die feste Ueberzeugung aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, von der erwünschten Wirksamkeit des Feuers. Sie versichern, daß letzteres stets genüge, den Löwen abzuhalten, und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leorparden erzählen sie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran, und zwar keineswegs nur zur Nachtzeit, sondern auch angesichts der Sonne. „Eine kleine Herde von Zebras", so erzählt ein englischer Löwenjäger, „weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr sich näherte. Der Löwe

Digitized by Google

und die Löwin hatten einen ordentlichen Schlachtplan entworfen und ſtahlen ſich ſo ſacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß ſie der ſcharfen Aufmerkſamkeit der Thiere entgingen. So krochen ſie heran, bis ſie faſt zum Sprunge nahe waren; da bemerkte das Wachtthier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu ſpät. Mit einem einzigen Sprunge ſetzte der männliche Löwe über Gras und Büſche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht ſeines Leibes auf das eine Zebra, welches augenblicklich unter ihm zuſammenbrach. Die anderen ſtiebten angſterfüllt in alle Winde."

Dieſe Angabe ſtimmt mit dem, was ich im Sudân und in Habeſch erfuhr, recht gut überein. Trotzdem bilden ſolche Tagjagden immer Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich wartet der Löwe wenigſtens die Dämmerung ab, bevor er an ſeine Jagd denkt. Wie dem zahmen Vieh zieht er den wilden Herden nach, und wie andere Katzen legt er ſich in der Nähe der begangenſten Wechſel auf die Lauer. Waſſerplätze in den Steppen z. B., zu denen die Thiere der Wildnis kommen, um zu trinken, werden auch von ihm aufgeſucht, in der Abſicht, Beute zu machen.

Wenn der heiße Tag vorüber iſt und die kühle Nacht ſich allmählich herabſenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Giraſe, das geſtreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfriſchen. Vorſichtig nahen ſie ſich alle der Quelle oder der Lache; denn ſie wiſſen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiſte Labung bieten ſollen, für ſie die gefährlichſten ſind. Ohne Unterlaß witternd und lauſchend, ſcharf in die dunkle Nacht äugend, ſchreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne ſich zu verſichern, daß alles ſtill und ruhig ſei. Die Antilopen ſind meiſtens ſchlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und ſo bekommt das Leitthier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es ſtutzt, es lauſcht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es ſich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf ſchnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Buſch und Grasbüſchel ſetzen die Behenden dahin und ſind gerettet. So naht ſich auch das kluge Zebra, ſo naht ſich die Giraſe: aber wehe ihnen, wenn ſie dieſe Vorſicht verſäumen. Wehe der Giraſe, wenn ſie mit dem Winde zur umbuſchten Lache ſchreitet; wehe ihr, wenn ſie über der Begierde, die heiße, ſchlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichteriſche Beſchreibung faſt zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne,
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braun gefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hiäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen,
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraſe tragen;
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Digitized by Google

Ich ſage, dieſe Beſchreibung enthält faſt die volle Wahrheit! Den Geier muß der Forſcher aus ihr ſtreichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht, ſondern kommt bloß bei Tage, um die Ueberreſte der königlichen Tafel zu beanſpruchen. Im übrigen hat der Dichter ſchwerlich weſentlich übertrieben. Livingſtone behauptet freilich, daß es dem Löwen nicht möglich ſei, auf den Rücken einer Giraſe zu ſpringen oder einen Büffel niederzureißen und unterſtützt ſeine Angabe durch die Erzählung zweier Löwenjäger, welche ſahen, wie ſich drei Löwen längere Zeit vergeblich abmüheten, einen verwundeten Kafferbüffel niederzureißen: ich aber habe auf dem Aaſe eines Kameles, welches ein Löwe in der vorhergehenden Nacht niedergeſchlagen, Geier erlegt und ſehe nicht ein, warum der gewaltige Räuber ſeine Kraft und Gewandtheit nicht auch an einer Giraſe verſuchen ſollte. Ob es ihm öfters möglich wird, ein ſolches „Reitpferd zu beſteigen", iſt allerdings eine andere Frage.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier ſchon dem erſten Angriffe. Die gewaltige Laſt, welche plötzlich auf ſeine Schultern fällt, die Todesangſt, welche es erfaßt, und die Wunden, welche es im nächſten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraft- und muthlos bricht es zuſammen; ein Biß des Löwen genügt, die Halswirbelknochen zu zermalmen, den Nerv des Lebens abzuſchneiden. Und der Räuber liegt nun auf ſeiner Beute, wie ich es ſchon oben beſchrieb, grollend, mit dem Schwanze peitſchend, die Augen ſtarr auf ſie geheftet, jede Bewegung verfolgend und durch neue Biſſe noch das letzte Zucken beendend. Mislingt aber der Sprung, ſo verfolgt er ſeinen Raub nicht, ſondern kehrt, als echte Katze, faſt wie beſchämt nach ſeinem Hinterhalte zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmeſſen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre. Nach Livingſtone packt er ſeine Beute gewöhnlich am Halſe, ſonſt aber auch in den Weichen, wo er am liebſten zu freſſen beginnt. „Zuweilen trifft man auf eine Elandantilope, welche er vollſtändig ausgeweidet hat."

Ein erbeutetes Thier wird, wenn dies angeht, einem Verſtecke zugeſchleppt und erſt dort gefreſſen. Die ungeheuere Kraft des königlichen Thieres zeigt ſich wohl am beſten gerade bei dieſem Fortſchaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen hohen Zaun zu ſetzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Erwachſene Büffel und Kamele fortzuſchleppen, iſt er nicht im Stande, und die Behauptung, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt ſeines Sprunges niederzuwerfen, gehört in das Bereich der Fabel und läßt ſich höchſtens mit einer Erzählung der Araber vergleichen, welche die Stärke des Löwen zu beweiſen ſucht. „Ein Löwe ſprang auf ein zur Tränke gehendes Kamel und ſuchte es vom Ufer des Fluſſes weg nach dem Walde zu ziehen. Im gleichen Augenblicke aber ſchoß ein rieſiges Krokodil aus dem Waſſer hervor und packte dasſelbe Kamel am Halſe. Der Löwe zog nach oben, das Krokodil nach unten, keines ließ nach: da riß das Kamel mitten von einander." Iſt es nun auch nach meinen eigenen Beobachtungen begründet, daß das Krokodil wirklich einem Stier und alſo auch einem Kamele den Kopf abreißen kann, ſo erſcheint es doch nicht wahrſcheinlich, daß es ſich auf ein Kamel ſtürzt, welches eben von einem Löwen gepackt wird, und ſo gut als unmöglich, daß die beiden Thiere durch vereinigte Kraft ein Kamel mittendurchzureißen vermöchten. So viel übrigens iſt gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigſtens ein Stück weit fortzuſchleppen ſucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofân am Morgen nach der Tödtung des bereits erwähnten Kamels ſelbſt geſehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geſchleift worden. Mit einem ein- oder zweijährigen Kalbe ſoll ein ſtarker Löwe noch im Trabe davonlaufen: Thompſon verſichert, daß berittene Jäger einen ſo belaſteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht größere Thiere den kleineren unbedingt vor, obgleich er dieſe, wenn er ſie haben kann, auch nicht verſchmäht. Soll er doch, wie beſtimmt verſichert wird, bisweilen ſogar mit Heuſchrecken ſich begnügen. Nach Livingſtone ſoll er ſich, alt oder krank geworden, auf die Jagd von Mäuſen und anderen kleinen Nagern legen. Dies würde als ſeltene Ausnahme zu betrachten ſein; er erſcheint auch kaum geeignet, ſo kleines Wild zu erbeuten. Seine Jagd richtet ſich auf

Digitized by Google

große Beute, wie am besten daraus hervorgeht, daß er da am häufigsten auftritt, wo es viel Wild oder zahlreiches Großvieh gibt. Alle Herdenthiere des Menschen, die wilden Zebras, sämmtliche Antilopen sowie die Wildschweine sind und bleiben seine Hauptnahrung. „Im Süden Afrika's", bemerkt Mohr, „findet er sich nur in solchen Gegenden, in denen Großwild lebt, d. h. Büffel, Quaggas und die großen Antilopenarten vorkommen. Elefanten und Nashörner greift er nie an; dagegen stürzt er sich auf den Kafferbüffel, und zwar keineswegs ohne Erfolg, mindestens nicht ohne erhebliche Schädigung des gewaltigen und wehrhaften Wiederkäuers. Dies bewies mir ein alter Bulle, welchen ich am 15. Juli 1870 erlegte. Ein Löwe hatte kurz vorher einen Angriff auf diesen Steppenriesen gemacht und ihn furchtbar zugerichtet. Beide Ohren waren buchstäblich in Fetzen zerrissen und entsetzlich die Wunden, welche die Klauen des Räubers ihm im Halse und Nacken eingerissen hatten; eines der mächtigen Hörner war abgebrochen und blutete. Dennoch hatte der alte Bursche den Löwen abgeschüttelt." Gewöhnlich frißt dieser bloß selbsterlegte Beute; unter Umständen verschmäht er jedoch auch Aas nicht. „Wir trafen", fährt Mohr fort, „in der Nähe der Victoriafälle am Mabuebache einen todten Büffel an, welcher bereits zahllose Geier herbeigelockt hatte und Aasgeruch verbreitete. Gegen Mitternacht erschienen unter Gebrüll mehrere Löwen auf dem Aase, und am anderen Morgen fanden wir nur noch Reste desselben vor. John Dunn schoß eines Morgens am Zelinbache neben dem Leichname eines Tages zuvor erlegten Flußpferdes zwei Löwen nieder, und ich traf bei einem Tages zuvor getödteten Nashorn plötzlich auf zwei gemähnte Löwen, welche an dem riesigen Aase sich gütlich gethan hatten." Zu selbsterlegter Beute kehrt der Löwe in der nächstfolgenden Nacht, nicht aber ebenso in der dritten Nacht zurück, würde dann wohl auch vergeblich sich bemühen. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen. Die faule und feige Hiäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen anderen für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer an seinem Tische; es kommen vielmehr, wie bestimmt erwiesen, zuweilen ernste Raufereien vor. So feig auch die Hiänen dem Löwen ausweichen, wenn sie ihm begegnen, so tolldreist werden sie, wenn ihnen ein leckeres Mahl winkt. Einer meiner Jäger im Ostsudân beobachtete einmal bei hellem Tage zwischen einem Löwen und drei Hiänen einen Kampf, welchem eine derartige Ursache zu Grunde liegen mochte. Der Löwe saß nach Hundeart an einer Waldlichtung hart am Flußufer und erwartete mit der größten Seelenruhe drei gefleckte Hiänen, welche knurrend und kläffend ihm mehr und mehr sich näherten. Nach und nach wurden sie immer unverschämter und gingen näher und näher an den Gewaltigen heran. Endlich fiel es einer von ihnen ein, ihm beißend nach der Brust zu fahren. In demselben Augenblicke bekam sie einen Schlag mit der linken Pranke, daß sie augenblicklich auf den Rücken stürzte und wie leblos liegen blieb; die übrigen zogen sich in das Dickicht des Waldes zurück. Livingstone bemerkt, daß die Dreistigkeit eines der königlichen Tafel sich schnüffelnd nahenden Schakals oft mit einem augenblicklich tödtenden Tatzenschlage bestraft werde. Mohr ist zu der Ansicht gekommen, daß Hiänen und Schakals dem Löwen ebenso oft nützen als beeinträchtigen. Obgleich ursprünglich Schmarotzer, verhelfen sie ihm durch Aufnehmen und Verfolgen der Spur verwundeten Wildes wiederum zu mancher Beute. Daß der Löwe ihnen deshalb nicht Dank weiß, braucht besonders nicht erwähnt zu werden.

Andere Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entständen; Anderson will sogar erfahren haben, daß ein männlicher Löwe die von ihm getödtete Löwin zerfleischt und theilweise gefressen habe. Ich halte diese Angabe für unwahr, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich Tiger, durch das bloße Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wüthend mit einander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten.

Digitized by Google

Den Menschen greift der Löwe äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudân wenigstens, wo der „Aufruhrerregende" in manchen Gegenden häufig auftritt, sind so gut wie keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen und selbst den Hiänen mehr Menschen zum Opfer als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften geschieht es regelmäßig, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödtliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem anderen doch vorzuziehen sei, und nunmehr wird er ein „Mannesser", wie die Kaffern sich auszudrücken pflegen. Diese sind es, welche versichern, daß solche menschenfressende Löwen mitten zwischen die Lagerfeuer stürzen und einen der schlafenden Männer mit sich nehmen. Unter Eingeborenen wie unter Ansiedlern herrscht der Glaube, daß dunkelfarbige Menschen mehr seinen Angriffen ausgesetzt seien als der Weiße.

Man behauptet, der Löwe morde, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödte, den Menschen, welchen er überwältigt und unter sich in seinen Krallen hat, nicht alsogleich, sondern versetze ihm erst später und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödtlichen Schlag mit der Tatze auf die Brust. Livingstone, dessen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an sich tragen, ist Gewährsmann dieser Angabe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotsa in Ostafrika anstellte, waren die Löwen bald auf einem kleinen, bewaldeten Hügel umstellt. „Ich befand mich", so erzählt der muthige Reisende, „neben einem eingeborenen Schullehrer, Namens Mebalwe, als ich innerhalb des Jägerkreises einen Löwen gewahrte, welcher auf einem Felsstücke lag. Mebalwe feuerte auf ihn, und die Kugel traf den Felsen. Der Löwe biß auf die getroffene Stelle wie ein Hund in einen Stock, welcher nach ihm geworfen wird. Dann sprang er weg, durchbrach den Kreis und entkam unbeschädigt. Als der Kreis wieder geschlossen war, sahen wir zwei andere Löwen innerhalb desselben, und diese brachen ebenfalls durch. Darauf wandten wir uns nach dem Dorfe zurück. Unterwegs bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felsen, aber diesmal hatte er einen kleinen Busch vor sich. Da ich etwa dreißig Yards entfernt war, zielte ich gut auf seinen Körper hinter dem Busche und feuerte beide Läufe ab. „Er ist getroffen!" riefen einige der Leute und wollten zu ihm laufen. Ich sah den Schweif des Löwen hinter dem Busche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!" Als ich die Kugeln hinunterstieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriffe, auf mich zu springen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zusammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, schüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt. Diese Erschütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angst, obgleich ich mir alles dessen, was vorging, bewußt war. Ich suchte mich von der Last zu befreien und bemerkte, daß seine Augen auf Mebalwe gerichtet waren, welcher auf ihn zu schießen versuchte. Sein Gewehr versagte mit beiden Läufen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein anderer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel gestoßen wurde, versuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derselbe Mebalwe biß. Er verließ letzteren und packte diesen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblicke beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirksamkeit, und er fiel todt nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarms zerbissen, und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche aussahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenossen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahre wieder auf."

Digitized by Google

Fritsch erzählt etwas ähnliches. „Ein von einem Löwen furchtbar zerfleischter Bakalahari", wegen dessen man sich die ärztliche Hülfe unseres Reisenden erbat, „war mit mehreren anderen durch das Gebüsch gegangen, als plötzlich zwei Löwen über ihn herfielen, von denen jeder eine Schulter erfaßte; der Mann wurde zu Boden geworfen, während die Kameraden davonliefen. Auf sein erbärmliches Geschrei ließen ihn die feigen Raubthiere los und zogen sich etwas zurück. Thörichter Weise versuchte das Opfer sich aufzurichten und zu entfliehen, infolge dessen die Löwen sofort wieder auf ihn einstürzten und ihn aufs neue zu Boden rissen, wo er besinnungslos liegen blieb und endlich von den herankommenden Gefährten aufgenommen wurde." Als Fritsch den Verunglückten sah, waren bereits mehrere Wochen vergangen und die zahlreichen Wunden (gegen dreißig), welche die Zähne und Klauen gerissen hatten, befanden sich in verhältnismäßig gutem Zustande.

Ich habe nach allen im Sudân erhaltenen Nachrichten Ursache, daran zu zweifeln, daß sich der Löwe jedesmal vor seinem Angriffe in einer Entfernung von etwa drei oder vier Meter niederlege, um den Sprung abzumessen. Die Araber jener Gegenden versichern, daß der Mensch, welcher einen ruhenden Löwen treffe, denselben durch einen einzigen Steinwurf verscheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, sei unrettbar verloren. „Zweimal", so sagen sie, „weicht jeder Löwe dem Manne aus, weil er weiß, daß dieser das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen ist, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Mensch gegen die Gebote des Erhaltenden, welche bestimmen, daß Niemand sein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, so muß er sein Leben lassen."

Daß die Löwen vor dem Menschen wirklich zurückweichen, sagen fast alle glaubwürdigen Beobachter. „Ein Landmann, mit Namen Kock", so berichtet Sparrman in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, fehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin; nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Man behauptet, daß er selbst dann, nachdem er schon zum Sprunge sich niedergelegt, nicht wage, denselben auszuführen, wenn ihm der Mensch unbeweglich ins Auge sieht. Falls er den leichten Kampf mit einem Manne nicht schon einmal versucht hat, flößt ihm die hohe Gestalt desselben Furcht und Mistrauen in seine eigene Stärke ein, und eine ruhige Haltung des Körpers, ein muthiges Auge kräftigt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Seine Flucht vor dem ruhig dastehenden Menschen ist ein Beweis, daß er ebenso sich gefürchtet hat wie jener sich vor ihm. Wenn man in Südafrika einem Löwen begegnet, bemerkt Livingstone, bleibt dieser einige Augenblicke stehen, um den Menschen sich anzusehen, macht dann langsam Kehrt, legt einige Dutzend Schritte gemächlich zurück, einmal um das anderemal zurückblickend, beginnt sodann zu traben und flieht endlich mit Sprüngen wie ein Windhund dahin. Daß diese Angaben wahrheitsgetreu sind, erfuhr Fritsch beim Durchreiten eines Buschwaldes. Ein Thier sprang dicht neben unserem Forscher und seinem Freunde auf, wurde von letzterem für ein Eland angesehen und von beiden eifrig verfolgt. „Wir hatten", schildert Fritsch, „das Wild im Dickicht für einige Zeit aus den Augen verloren, als M'Cabe plötzlich, um einen Busch biegend, sein Pferd zurückriß und umkehrend den Schreckensruf ausstieß: „Bei Gott, es ist ein Löwe!" Im nächsten Augenblicke waren der Mochuane und ich selbst vom Pferde gesprungen, bereit, dem Löwen die Spitze zu bieten, welcher, der Jagd müde, stehen geblieben war und sich drohend umwandte. Der Schwarze ließ sich in seinem Eifer nicht zurückhalten und sandte, bevor ich feuern konnte, dem Raubthiere eine Kugel zu. Leider schoß er zu hoch, und der Löwe verschwand, von dem Schusse erschreckt, sofort in den Büschen."

Anders ist es freilich, wenn der Löwe schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist. Es kommt wirklich vor, daß er einen Menschen mit großer Hartnäckig-

Digitized by Google

keit verfolgt. „Am Kamiesberge im Lande der Namaken“, erzählt Barrow, „wollte ein Hottentott eine Herde Rindvieh zum Waſſer treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Herde, in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen als ihm nacheilen würde. Doch er irrte. Der Löwe brach durch die Herde und folgte dem Hottentotten, welcher jedoch noch ſo glücklich war, auf einen Aloëbaum zu klettern und ſich hier hinter einen Haufen Neſter des Sidelſperlings (Philetaerus socius) zu verſtecken. Der Löwe that einen Sprung nach ihm hinauf, verfehlte jedoch, ſank zurück und fiel zu Boden. In mürriſchem Schweigen ging er um den Baum, warf dann und wann einen ſchrecklichen Blick hinauf, legte ſich endlich nieder und ging nun vierundzwanzig Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um ſeinen Durſt zu ſtillen. Der Hottentott ſtieg herunter und lief nach ſeinem Hauſe, welches nur eine Viertelmeile entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber und kehrte erſt dreihundert Schritte vor dem Hauſe um.“

Unter allen Umſtänden bleibt es mislich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er iſt ſchnell genug zu Fuße. Man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger faſt eingeholt hätte, obgleich ſie auf guten Jagdpferden ſaßen. Wer bei einem Zuſammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig ſtehen zu bleiben, den greift er ſo leicht nicht an. Aber zu einem ſolchen Wagſtücke gehört ein beſonnener Mannesmuth, welcher eben nicht jedem gegeben iſt.

Beachtenswerth erſcheint, daß der Löwe, wie viele Beobachtungen dargethan haben, auch Kinder ſelten angreift. Man kennt Beiſpiele, daß das furchtbare Raubthier an die Häuſer heran kam, ohne dort irgend Jemandem etwas zu Leide zu thun. Lichtenſtein verbürgt einen ſolchen Fall. „Bei Rietrivierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewiſſen van Wyck. Indeſſen wir unſer Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thüre des Hauſes den Schatten ſuchten, begann van Wyck folgendermaßen: Es iſt etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier ſtehen, einen ſchweren Schuß gewagt habe. Hier im Hauſe, neben der Thüre, ſaß meine Frau. Die Kinder ſpielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauſes an meinem Wagen beſchäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erſchien und ruhig auf der Schwelle in den Schatten ſich legte. Die Frau, vor Schrecken erſtarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schoß. Ihr Geſchrei machte mich aufmerkſam; ich eilte nach der Thüre, und man denke ſich mein Erſtaunen, als ich den Zugang auf dieſe Weiſe verſperrt ſah. Obgleich das Thier mich nicht geſehen hatte, ſo ſchien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich faſt unwillkürlich nach der Seite des Hauſes zu dem Fenſter des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr ſtand. Glücklicherweiſe hatte ich es zufällig in die nächſte Ecke geſtellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinſteigen iſt, wie Sie ſehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thüre des Zimmers offen, ſo daß ich die drohende Scene ganz zu überſehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da beſann ich mich nicht länger, rief der Mutter leiſe Troſt zu und ſchoß hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er weiter nicht ſich regte.“

Wenn man auch annehmen will, daß dieſer Löwe ganz ſatt geweſen ſei, als er an jenes Haus herankam, darf man doch nicht vergeſſen, daß andere Katzenarten in ähnlichen Fällen ihrer Mordluſt ſelten widerſtehen können, und dies würde die althergebrachte Annahme vom Edelmuthe des Löwen unterſtützen. Livingſtone und andere Reiſende wollen ihm allerdings Größe des Charakters nicht zugeſtehen, ihm vielmehr nur die Eigenſchaften aller Katzen überhaupt zuſchreiben; ich aber möchte nach meinen eigenen Erfahrungen doch nicht ſolcher Herabſetzung des Weſens dieſes königlichen Thieres beiſtimmen.

Die Ehrfurcht einflößende Geſtalt des Löwen, ſeine gewaltige Kraft, ſein kühner Muth iſt von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überſchritten und dem Löwen Eigenſchaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht beſitzt: gänzlich

Digitized by Google

ungerechtfertigt iſt ſie nicht. Der Löwe erſcheint neben den übrigen Katzen und ſelbſt neben den meiſten wilden Hundearten ſtolz, großmüthig und edel. Er iſt bloß dann ein Räuber, wenn er es ſein muß, und nur dann ein Wütherich, wenn er ſelbſt zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert wird. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, daß „das Stolze und Edle ſeines Ausdrucks nichts anderes als ernſte und beſonnene Ueberlegung ſei", und mit dieſen Worten der allgemeinen Auffaſſung der Löwenſeele, welche Andere ausgeſprochen haben, entgegentreten will. In den von den geachtetſten Naturforſchern dem Löwen zuerkannten Eigenſchaften liegt meiner Anſicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und achten, wie nur jemals der Menſch ein Thier lieben und achten kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingsthiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde verſüßt und erheitert hat, und zunächſt nur bemerken, daß ich mich hinſichtlich der geiſtigen Fähigkeiten des Löwen zu der Anſicht von Scheitlin hinneige. Dieſer möge ſelbſt ſprechen:

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beſchreiben! Welch ein Thier voll des kräftigſten Selbſtbewußtſeins! Welche Geſtalt! Welche Majeſtät! Welcher Körper! Welche Bruſt! Welcher Leib! Welch ein Anblick der ſechshundert Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerſpiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!

„Der Löwe wird vollkommen ſo zahm wie ein guter Pudel. Sein Gedächtnis iſt wie das eines ſolchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Geſicht und ihren Blick nicht mehr, ſo erkennt er doch ſchnell und ſogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Menſch alte Bekannte länger an der Stimme als an dem Ausſehen erkennt. Beſonders gut iſt ſein Gedächtnis für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menſchen: „Undank iſt der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts unwahrſcheinliches an ſich, obgleich man ſie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa ſeine Großmuth herunterſetzen: kleine Schwache ſchonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig ſein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, ſo doch der vortrefflichere. Man ſagt, wahrer Großmuth ſei nur der Menſch fähig. Daß dieſe wahre Großmuth, deren manche Menſchen fähig ſind, höher ſteht als die der edelſten Löwen, verſteht ſich ſowohl von ſelbſt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, daß die des Löwen höher ſteht als die des Marders, falls dieſer etwas von dieſer Tugend hätte. Noch wird geſagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen ſei und er unerwartet ſeine Katzennatur hervorbrechen laſſe. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben ſelbſt die Menſchen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur ſind die Launen der Könige und des Starken gefährlich, die der Schwachen verlacht man. Eitel iſt der Löwe nicht, und zu Künſten läßt er ſich nicht abrichten. Er iſt zu ſtolz und zu ernſt. Er will nur, wann und wie er will. So ſind die Königsnaturen. Er wäre verſtändig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Beſitz der Zeit- und Raumkenntniſſe und deren Maße; denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau: aber er thut Niemandem etwas zu Gefallen. Man bezichtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe paſſen nie zuſammen. Ernſte ſind nie feig, und wenn der Löwe dem Menſchen weicht, ſo iſt es nicht Feigheit. Er fürchtet nichts und muß nichts fürchten. Selbſt in der Gefangenſchaft benimmt er ſich edler als der Tiger und andere Katzen.

„Löwe und Löwin mögen das muntere, liebende Necken, wie Hunde und Katzen, wohl leiden. Es macht ihnen kleinen Spaß, den ſie lieben. Auch liebkoſen und ſtreicheln laſſen ſie ſich gern wie alle vollkommeneren Thiere. Zupft man den Löwen am Barte, ſo macht er Geberden und Blicke wie die Katzen. Wir haben unzählige Bilder von Löwen, doch noch kein vollkommenes. Seine ernſte Seele hat noch kein Künſtler befriedigend dargeſtellt. Das Bild eines Schmetterlings iſt leicht

Digitized by Google

wiederzugeben, das eines Löwen ist vielleicht unmöglich. Gerade dies deutet auf seine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling seine Physiognomie, nur entgeht sie uns. Der Löwe muß in solcher Seelensphäre ganz wie der Mensch in der seinigen behandelt werden. Er ist ein Menschenthier, so gewiß es unter den Menschen noch Thiermenschen gibt."

Ich gebe zu, daß diese Beschreibung fast allzuviel von der großen Liebe Scheitlins zu den Thieren athmet und hier und da mit der trockenen Auffassung der zergliedernden Thierkundigen nicht übereinstimmen mag: im großen ganzen aber ist sie richtig, und Jeder, welcher den Löwen kennt, wird dies zugestehen müssen.

Die Zeit, in welcher sich der Löwe zu der Löwin findet, ist sehr verschieden nach den Gegenden, welche er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zusammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft zehn bis zwölf männliche Löwen einer Löwin, und es gibt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin ihren Gatten einmal sich erwählt, so ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zusammen. Die Brunst ist zwar minder heftig als bei anderen großen Katzen; die Begattung erfolgt jedoch ebenfalls unzählige Male nacheinander: nach den Beobachtungen meines Berufsgenossen Schöpff begattete sich ein Löwenpaar des Dresdener Thiergartens innerhalb acht Tagen dreihundertundsechszig Male. Der männliche Löwe bewahrt auch während der Brunst seine Würde und Ruhe; die Löwin zeigt sich begehrender. Sie ist es, welche schmeichelnd und liebkosend an den ernsten Gemahl heranzukommen pflegt und ihn aufzufordern scheint; erliegt gewöhnlich ruhig ihr gegenüber, die Augen starr auf sie gerichtet, und erhebt sich erst, wenn sie ihm sich naht. Die Begattung selbst erfolgt, indem die Löwin sich niederlegt und der Löwe sie übertritt und im Nacken packt. Ohne einiges Knurren und Fauchen von ihrer Seite geht es nicht ab; so toll und wüthend wie andere große Katzen aber geberdet sie sich nicht, theilt namentlich nicht so oft Tatzenschläge aus wie jene. Fünfzehn bis sechszehn Wochen oder hundert bis hundertundacht Tage nach der Begattung wirft die Löwin ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Zu ihrem Wochenbette sucht sich die Mutter gern ein Dickicht in möglichst großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müssen, wenn sie Beute machen will. Der Löwe soll ihr Nahrung herbeischaffen helfen und sie und ihre Jungen, wenn es Noth thut, mit eigener Aufopferung schützen. Die Löwin behandelt die Jungen gewöhnlich mit großer Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht ernsthaft zwar, aber doch mit unendlichem Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu. Man hat dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft. In einem gut eingerichteten und geleiteten Thiergarten züchtet man gegenwärtig Löwen fast ebenso sicher und regelmäßig wie Hunde; selbst in Thierschaubuden, wo die Thiere bekanntlich einen nur sehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und oft nicht einmal genügende Nahrung erhalten, werden solche geboren und großgezogen.

Der glücklichste Löwenzüchter der Jetztzeit ist, so viel mir bekannt, der Vorsteher des Dresdener Thiergartens, Schöpff. Eine von ihm gepflegte Löwin gebar binnen zwei Jahren acht, eine zweite im Laufe von sieben Jahren dreiundzwanzig Junge. Jene säugte ihre Kinder nicht, diese fraß zwar einige auf, behandelte die übrigen aber mit Liebe und Sorgfalt. Einmal wurden sechs, dreimal vier, ebenso oft drei und zweimal zwei Junge geboren. Aus den glücklich großgezogenen Jungen hat Schöpff über siebentausend Thaler erlöst und den Thiergarten außerdem noch um mehrere Löwen und Löwinnen im Werthe von dreitausend Thalern bereichert, würde aber wahrscheinlich noch bessere Erfolge erzielt haben, wäre er nicht wiederholt durch Eingriffe seitens einzelner Verwaltungsräthe des Thiergartens, welche beweisen wollten, daß Wohlhabenheit oder Reichthum auch ohne jegliches Verständnis zu höherer Weisheit befähigt, gehindert und ein glückliches Gelingen

Digitized by Google

der Löwenzucht, welche von dem Pfleger genaue Kenntnis der Thiere und Erfahrung verlangt, dadurch vereitelt worden. Mehrere Löwen wurden von Schöpff mittels einer Saugflasche genährt und zwei von ihnen großgezogen, andere, nachdem die Muttter sie vernachlässigt, Hündinnen in die Pflege gegeben und von diesen auch ohne sonderliche Umstände an Kindesstatt angenommen. In diesem Falle bildete sich zwischen Pflegemutter und Pflegekind ein Verhältnis gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit, welches auch nach der Geburt von Pflegegeschwistern seitens des Löwenpfleglings aufrecht erhalten wurde. Die junge Löwin, das Pflegekind, und die Hündin, die Pflegemutter, waren vor der Geburt der jungen Hunde durch ein Gitter getrennt worden. „Ich ließ", so berichtet Schöpff, „die Löwin am Tage nach der Geburt ihrer Pflegegeschwister zu der Pflegemutter, welche hierüber nicht nur keinen Aerger zeigte, sondern die Löwin liebkoste, wie diese ihrerseits die kleinen Hunde leckte. Dies wiederholte ich öfters, auch nachdem die Hündchen bereits fünf Wochen alt waren, und trotzdem sie die Löwin, welche sie für ihre Mutter halten mochten, oft empfindlich zupften, wenn sie das Gesäuge suchten. Um zu sehen, ob die Löwin wohl einen Unterschied zwischen Hund und Hund machen würde, hielt ich ihr einen ebenso großen, auch ähnlich aussehenden jungen Hund vor. Sofort ging sie grimmig auf diesen los, und ich mußte ihn, um ihn zu retten, schleunigst entfernen. Ein ihr vorgehaltenes Kaninchen wurde ohne weiteres von ihr gepackt, zerrissen und mit Haut und Haar verzehrt." Fortgesetzte Versuche ergaben, daß es nur in seltenen Fällen gelingt, einen jungen Löwen mittels der Saugflasche groß zu ziehen oder durch eine säugende Hündin erziehen zu lassen, während dies, wenn die Mutter selbst ihrer Kinder sich annimmt, kaum besondere Schwierigkeiten hat. — Auch in den Thiergärten zu Köln, Breslau und Berlin, von außerdeutschen abgesehen, werden neuerdings regelmäßig Löwen gezüchtet.

Junge Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich tölpisch und plump; aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa sechs Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher folgen sie ihrer Mutter, beziehentlich beiden Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht. Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen; bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterem ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder siebenten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältnis zu diesem langsamen Wachsthum. Man kennt Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebenzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborene Afrika's den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht einmal tagtäglich in die Hürden ein, sondern sucht sich auch im freien, großen Walde seine Nahrung; ja er wird durch seine Jagden einzelnen Volksstämmen sogar nützlich. „Die Buschmänner", schließt Mohr, „verdanken den nächtlichen Jagdzügen des Löwen oft ein saftiges Mahl. Ist des Nachts das Gebrüll des Raubthieres besonders lebhaft gewesen, und vermuthen sie, daß Großwild geschlagen wurde, so durchspüren sie früh am Morgen die Umgegend und eilen nach der Stelle, welcher die Geier zufliegen. Hier fallen ihnen oft noch bessere Beutestücke als saftige Marknochen, halbe Antilopen, Giraffen und Büffel in die Hände, welche der Löwe für sie erjagte. Meinen schwarzen Begleitern wurde so zweimal ein saftiges Mahl zu Theil." Aehnlich verhält es sich wohl überall, wo der Mensch nicht Viehzucht betreibt.

Digitized by Google

Aber auch manche Innerafrikaner, beispielsweise die Mensa, klagen wenig über die Verluste, welche sie durch den Löwen erleiden. Man spricht wohl von seinen Raubthaten, aber kaum mit Entrüstung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat oder zu erleiden fürchtet, nimmt diese vielmehr als eine Schickung, als etwas unvermeidliches hin. Ansiedler europäischer Abkunft haben andere Begriffe von dem Werthe des Eigenthums als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gerards verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes: ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechszig Löwen aufgehalten und zehntausend Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Inneren Afrika's ist der Schaden verhältnismäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird als in den Ländern, in denen der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Gleichwohl wird er noch immer empfindlich genug, und der arme Mittelafrikaner möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet. In seiner kindlichen Anschauung rechnet er gewöhnlich auf Hülfe von oben und wendet sich deshalb an die Vermittler zwischen ihm und seinem Gotte: an die Geistlichen. Von diesen erkauft er für schweres Geld einen Hedjâb oder ein Schriftstück, in welchem der Verfasser desselben die kräftig kernigen Worte des Khorân irgendwie gemisbraucht und mit seinen Zuthaten verwässert hat, wie es eben jener Pfaffen Weise ist. Dieser Schutzbrief wird vorn an der Seriba angebunden, und man lebt, im Sudân wenigstens, allgemein in dem guten Glauben, daß der Löwe, welcher als ein gerechtes Thier vor den Augen des Herrn angesehen wird, so viel Ehrfurcht vor den Worten des Gottgesandten, Mahammed, an den Tag legen werde, um von ferneren Besuchen einer derartig geschützten Hürde abzustehen. Wie wenig dies der Fall ist, sieht man alle Jahre unzählige Male. Allein die dortigen Fakie wissen die Hohlheit ihrer Behauptungen ebenso gut zu bemänteln wie die Pfaffen anderwärts, und die Demuth und Ungebildetheit der Sudânesen macht es ihnen leicht, dann doch noch immer wieder Glauben zu finden, wenn jene auch den schändlichsten Betrug ausüben sollten. Auf das Erkaufen solcher Schutzbriefe beschränkt sich fast im ganzen Ostsudân die Abwehr, welche der mahammedanische Afrikaner für nöthig erachtet. Die heidnischen Neger und die Kaffern sind freilich gescheiter und sehen ein, daß einem Löwen gegenüber ein muthiger Manneskampf mehr ausrichtet als jeder Misbrauch mit des Propheten Wort. Sie bedienen sich vor allem ihrer giftigen Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Mucheïref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Seribas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbie oder Marokkaner, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus, in welchem das Raubthier regelmäßig sich zu verstecken pflegte, wenn es Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbie zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen, jedoch nirgends tödtlich verwundet, stürzte sich deshalb auch sofort auf seine Angreifer. Zufälligerweise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er stehen; ein zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Willkommen. Die übrigen dachten schon an die feige Flucht und würden

ihre Gefährten dem nach und nach immer mehr wüthenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle Anderen beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabût genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, eh er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Gesell freilich gesiegt: er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser nicht mehr sich regte.

Ich selbst bin mehrere Male von den Eingeborenen aufgefordert worden, ihnen einen Löwen wegzuschießen, welcher in der Nacht vorher in ihrer Seriba geraubt hatte und, wie anzunehmen, regungslos und faul im Schatten lag, um zu verdauen. Selbstverständlich brannte ich vor Jagdbegierde und würde auch ganz entschieden diese Jagd ausgeführt haben, hätte mich nur ein einziger meiner Gefährten begleiten wollen. Bei denen war jedoch alles Zureden vergebens, weil ihre Furcht zu tief eingewurzelt. Nicht einmal meine europäischen Genossen wollten das Wagstück mit unternehmen helfen. Allein aber zum ersten Male auf eine Löwenjagd zu gehen, wäre doch tollkühn gewesen, und so mußte ich zu meinem innigen Bedauern die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, meine Jagden mit der edelsten aller zu krönen.

Auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch hatte ich Unglück. Van Arkel d'Ablaing und ich entdeckten bei hellem Tage in der Samchara, dem Wüstenstreifen an der Westküste des südlichen Rothen Meeres, einen Löwen, welcher von einem Hügel aus Umschau über sein Jagdgebiet hielt. Sofort machten wir Anstalt, den königlichen Recken von der Güte unserer Büchsen einen Beweis zu geben. Zur Aushülfe luden wir noch beide Läufe unserer Doppelgewehre mit Kugeln, gaben diese unseren beiden Dienern gespannt in die Hand und befahlen ihnen, dicht neben uns her zu gehen. Unter Beobachtung aller Jagdregeln nahten wir uns dem Hügel. Van Arkel, welcher sich zum ersten Male zu solcher Jagd anschickte, zeigte einen so kühlen Mannesmuth, daß mir das Herz vor Stolz und Freude schwoll; unsere afrikanischen Diener zitterten wie Espenlaub. Wir nahten uns langsam und höchst vorsichtig, weil die Oertlichkeit eine mehr als wünschenswerthe Annäherung bedingte. Wie Katzen schlichen wir an dem Hügel hinauf, die Büchsen erhoben, den Finger am Drücker. Das Jagdfeuer wollte fast übermächtig werden. Wir hatten uns aber umsonst gefreut — der edle Recke hatte feig den Platz verlassen und wahrscheinlich in dem nächsten, uns undurchdringlichen Buschdickicht eine Zuflucht gefunden.

Eine südafrikanische Löwenjagd schildert Fritsch. Drei junge Leute trafen in der Nähe von Shoshong, einer Mission im Inneren Südafrika's, mit zwei ganz außerordentlich kühnen und wüthenden Löwen zusammen. „Acht der Ochsen brachen am Abend, durch die Raubthiere erschreckt, los; die Leute gingen ihnen sofort nach, als aber die Löwen sich gegen sie wendeten, liefen sie schleunigst zurück, und der Führer der Gesellschaft hielt nach seiner eigenen Aussage nicht eher an, als bis er über die Deichsel seines Wagens fiel.

„Am Morgen fanden sie einen der Ochsen in der Nähe liegen, erschlagen von den Löwen, und da es sicher war, daß dieselben in der folgenden Nacht zu dem Aase zurückkehren würden, stellte man bei letzterem sowie bei einem zufällig gerade gestorbenen Pferde Gewehre. Dies geschieht so, daß man den Leichnam in geringer Entfernung mit einem Dornenkräl umgibt und nur eine Oeffnung übrig läßt, gegen die in angemessener Höhe ein Gewehr gerichtet wird, welches durch die Berührung eines dünnen, quer über den Eingang gespannten Strickes losgeht.

„Beide Gewehre entluden sich, und es fanden sich am anderen Tage starke Blutspuren bei denselben; das eine war aber in mehrere Stücke zerbrochen, welche deutlich Spuren der Zähne und Klauen des Löwen trugen. Zu ihrem Schrecken sah indessen die Gesellschaft das eine der Raubthiere am hellen Tage in der Nähe des Wagens wieder auftauchen, und die Herren hatten solche Achtung vor den ungebetenen Gästen bekommen, daß sie nicht wagten, einen Ausfall gegen den Belagerer zu unternehmen. Zeigte dieser sich auf der linken Seite des Wagens, so ließen sie ihre

Digitized by Google

übrigen ſechs Ochſen rechts weiden, worauf der Löwe in großen Bögen derſelben Gegend zuzukriechen pflegte und die Belagerten nöthigte, zeitweiſe den Weideplatz zu wechſeln.

„Es iſt ſchwer feſtzuſtellen, wie lange die Reiſenden in dieſer wenig behaglichen Lage geblieben wären, wenn nicht zufälligerweiſe einer der kühnſten Händler und Jäger des Landes, Chapman, mit ſeinem „Achterrijder" zu Pferde den Wagen vorausreitend, bei der Geſellſchaft eingetroffen wäre. Die unerhörte Kühnheit des Löwen veranlaßte den erfahrenen Jäger, die Richtigkeit der ganzen Erzählung in Frage zu ziehen, und die Verſicherung der Sulu's, daß das Thier unter einem beſtimmten Buſche in der Nähe verborgen läge, wurde mit einem: Bah, Unſinn! abgewieſen.

„Zur thatkräftigen Widerlegung der unglaublichen Angabe, machte ſich Chapman mit ſeinem Achterrijder ſofort auf, um den Ort zu unterſuchen. Er hatte ſich dem bezeichneten Buſche kaum genähert, als auch der Löwe aufſprang, ſeine Flanken mit dem Schweife ſchlagend und ein drohendes, tiefes Gebrüll ausſtoßend.

„Es folgte nun einer der bemerkenswertheſten Kämpfe, welche wohl jemals die menſchliche Verwegenheit gegenüber thieriſcher Wildheit und Kraft durchgeführt hat, und deſſen Wahrheit ich zu bezweifeln geneigt geweſen wäre, wenn nicht die einfache und ſchlichte Erzählung des kühnen Jägers mir durch ſo zahlreiche Augenzeugen beſtätigt wurde.

„Chapmans Waffe war eine kurze Doppelflinte, gegen zehn Pfund ſchwer, mit glatten Läufen, welche gehärtete Kugeln acht auf ein Pfund ſchoß und auf geringe Entfernungen vollſtändig genau trug. Der erſte Schuß, vom Sattel gefeuert, fehlte den Löwen, und auch die Kugel des Achterrijders ſchlug ſeitwärts. Der Löwe ſprang auf die Angreifer ein, welche gewandt umkehrten und fortſprengten, um Zeit zum Laden zu gewinnen. Als das Raubthier ſtehen blieb, machten ſie ebenfalls Front; die Jäger ſprangen aus den Sätteln und Chapmans Kugel, etwas tief geſetzt, brach die eine Vorderpranke, während die ſeines Begleiters quer durch die Flanken ſchlug. Der verwundete Löwe wendete ſich zum Angriffe; doch ſchnell waren die verwegenen Schützen wieder im Sattel, und die willigen Pferde hielten ſie außer Bereich der Gefahr, bis der Feind von der Verfolgung abließ. Dies war das Zeichen ebenfalls zu halten und ſchleunig zu laden. Aber vergeblich durchſuchte Chapman ſeine Taſchen nach Kupferhütchen: bei der ſo aus dem Stegreif unternommenen Jagd hatte der Herr ſich nicht gehörig verſorgt, und es blieb daher nichts übrig, als den Achterrijder zum nahen Lager zu ſchicken, um das Fehlende holen zu laſſen. In der Zwiſchenzeit ſetzte er indeſſen die Nachforſchungen fort und der Zufall wollte, daß ſich endlich noch zwei Hütchen vorfanden, worauf Chapman, ohne die Rückkehr des Anderen abzuwarten, ſofort den Kampf erneuerte.

„Bis auf dreißig Schritte herangeritten, ſprang er aus dem Sattel und ſchickte dem ſpitz ſtehenden Löwen eine wohlgezielte Kugel zu, welche gerade in den drohend geöffneten Rachen ſchlug, die Zähne zerſchmetternd, aber ohne eine tödtliche Verletzung zu verurſachen. Dies iſt der gefährlichſte Schuß, welchen man machen kann, da der unſinnige Schmerz das Raubthier zur höchſten Wuth ſteigert, und ich glaubte dem Erzählenden gern, als er den Erfolg mit den Worten beſchrieb: „Maar allermagtig, word die oû kerel da quaai!" (Aber, alle Welt, wird der alte Kerl da böſe!) Doch obgleich die Entfernung nur dreißig Schritt betrug, hatte der behende Reiter bereits ſeinen Sitz wieder gewonnen und ſich zur Flucht gewendet, bevor das raſende Thier ihn erreichen konnte.

„Als der Löwe, nachdem ſeine Wuth ſich gelegt hatte, ſtillſtand, war er ihm ſogleich wieder auf dem Pelz, und die nächſte Kugel faßte unmittelbar hinter der Schulter, ohne indeſſen dem Leben dieſes unglaublich zähen Thieres ein Ende zu machen; es waren im Gegentheile noch vier Kugeln nothwendig, welche alle hinter der Schulter ſaßen, bevor der Feind als unſchädlich betrachtet werden konnte.

„Ich bin im Beſitze der Decke eines Löwen, welchen derſelbe Herr etwas früher auf dem Anſitz bei einem von dem Raubthiere die Nacht zuvor getödteten Ochſen erlegt hatte. In dieſem Falle feuerte Chapman mit einem weißen Begleiter gleichzeitig auf ein gegebenes Zeichen, und obgleich

Digitized by Google

nur eine Kugel hinter der Schulter einſchlug, ſtürzte der Löwe doch nach wenigen Sätzen todt nieder, ſo daß alſo die oben erwähnte Zähigkeit nicht als Regel hingeſtellt werden kann. Der Grund dafür lag wohl in dem großen Alter des Thieres, welcher Umſtand auch die Verwegenheit theilweiſe erklärt, da alte Löwen durch den ſchlechten Zuſtand ihrer Zähne und ihre geringe Flüchtigkeit verhindert werden, Wild zu erlegen, und daher, durch die Noth gezwungen, an Menſchen und zahmen Vieh ſich vergreifen. Sind ſie in dieſem Handwerk für einige Zeit erfolgreich, ſo wächſt ihnen der Muth allmählich, und ihre Kühnheit kennt endlich keine Grenzen mehr.

„Der erwähnte Löwe hatte übrigens einen Streifſchuß am Kopfe, welcher erkennen ließ, daß er der Held war, welcher das Stellgewehr bearbeitet hatte, während ein nach Beendigung des Kampfes aufgefundener Schweif und einige Knochen erkennen ließen, daß das andere Gewehr ſeine Schuldigkeit gethan und den Räuber den Aasvögeln und Schakals überliefert hatte.“

Im Atlas wird der Löwe auf ſehr verſchiedene Weiſe gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenſtammes aufſucht, verbreitet ſich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter den ſonſt ſo muthigen Männern Klagen laut, bis ſie endlich doch ſich entſchließen, den läſtigen Nachbar zu tödten oder wenigſtens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man dem Löwen gegenüber eigene Kampfesweiſen erfunden. Sämmtliche waffenfähige Männer umringen das Gebüſch, in welchem ihr Hauptfeind ſich verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erſte beſtimmt iſt, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, verſucht man dies zunächſt durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du ſo tapfer biſt, wie du vorgibſt! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin haſt! Rüſte dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muths, Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!“ Helfen dieſe Schimpfworte nicht, ſo werden wohl auch einige Schüſſe nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, welche dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, deſſen Gleichmuth erſchöpft und ihn zum Aufſtehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüſche hervor. Wildes Geſchrei empfängt ihn. Gemeſſenen Schrittes, verwundert und zornig ſich umſchauend, ſieht er auf die Menge, welche ihrerſeits ſich bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erſte Reihe gibt Feuer. Der Löwe ſpringt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber ſofort die erſte ablöſen. Er verlangt tüchtige Schützen; denn nicht ſelten kommt es vor, daß er, obgleich von zwei oder mehreren Kugeln durchbohrt, noch muthig fortkämpft. Einzelne Araber ſuchen auf zuverläſſigen Fährten auch ganz allein den Löwen auf, ſchießen auf ihn, fliehen, ſchießen nochmals und tragen ſo zuletzt doch den Sieg davon. Ungeachtet der Menge von Leuten, welche zu ſolcher Jagd aufgeboten werden, bleibt ſie gefährlich. „Im März 1840“, berichtet Gerard, „rückten ſechszig Araber aus, um einer Löwin, während ſie abweſend war, die Jungen zu rauben. Sie kam aber zurück, gerade als die Leute abgezogen, und zerbiß einem Manne den linken Arm. Trotzdem ſchoß ihr der Muthige zwei Piſtolenkugeln in den Leib. Darauf ſtürzte ſie auf einen zweiten los, bekam von ihm einen Schuß in den Rachen, warf ihn nieder, riß ihm ein Stück von den Rippen und verendete dann über ihm.“

Gar nicht ſelten kommt es vor, daß ein einziger Löwe das ganze Araberheer in die Flucht ſchlägt. Gerard verſichert, daß im Jahre 1853 einmal ein Löwe zweihundert gut mit Feuergewehren bewaffnete Leute vertrieb. Er hatte dabei einen Mann getödtet und ihrer ſechs verwundet.

Auch auf dem Anſtande erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken ſie von oben feſt zu, ſo daß nur die Schießlöcher offen ſind, und werfen ein friſch getödtetes Wildſchwein davor; oder ſie ſetzen ſich auf Bäume und ſchießen von dort herab.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche zehn Meter tief und fünf Meter breit ſind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither alles zuſammen, und es entſteht ein entſetzlicher Lärm ringsum. Jeder ſchreit, ſchimpft und wirft

Digitized by Google

Steine hinunter. Am tollſten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt ſchießen die Männer das Thier zuſammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erſt wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man ſich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühſelig heraufwindet; denn der ausgewachſene männliche Löwe wiegt oft über vier Centner. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu eſſen, damit er muthig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuleten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei ſich trage, vom Zahne des Löwen verſchont bleibe.

Fallen aller Art meidet der Löwe mit äußerſter Vorſicht, bekundet überhaupt angeſichts verdächtiger Vorkehrungen oder auch nur ungewöhnlicher Erſcheinungen faſt unüberwindliches Mistrauen. Ein Pferd, welches ſich losgeriſſen, fern von ſeinem Gebieter aber mit der nachſchleppenden Leine wieder verſtrickt hatte, fand man, laut Livingſtone, nach zwei Tagen unbeſchädigt vor, obgleich zahlreiche Löwenſpuren bewieſen, daß es von den gewaltigen Räubern aufgefunden worden war, dieſe aber, aus Furcht in eine Falle zu gerathen, es nicht gewagt hatten, einen Angriff zu machen. Angebundene Ochſen oder Schafe werden äußerſt ſelten angegriffen, erſtere in Südafrika deshalb auch geradezu zur Sicherung der Reiſenden verwendet indem man ſie ſo an dem mächtigen Wagen anbindet, daß ihre Kraft bei dem Verſuche, gleichzeitig durchzubrechen, nach allen Seiten hin wirkſam wird, ſie alſo gegenſeitig aufhebt. Furcht oder doch Mistrauen iſt wohl auch der Hauptgrund, daß der Löwe, angeſichts des Kräls oder der Seriba brüllt und das Vieh zum Ausbrechen zu verleiten ſucht, anſtatt unmittelbar es anzugreifen.

Zur Vervollſtändigung vorſtehender Mittheilungen will ich meinen alten Reiſegefährten und Freund, Leo Buvry, noch einiges erzählen laſſen: „Es kommt nur noch ſelten vor, daß die Eingeborenen Algeriens frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in ſeinem Verſtecke aufſtören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geſchlecht der Araber, obwohl es ihm durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weiſe zu bekämpfen. Man ſpürt ſeine Fährte auf und gräbt zur Seite derſelben ein etwa zwei Meter tiefes Loch, welches nach oben zu ſich verengert und den Getreidegruben ähnlich iſt. In dieſes Loch verſteckt ſich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem ſeiner Streifzüge wieder einmal dieſen Weg aufnimmt. Iſt das Raubthier nahe genug am Verſtecke, ſo zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrſchenden Finſternis iſt der Schuß immer unſicher; denn verwundet der Jäger den Löwen bloß, ſo faßt dieſer alles Umſtehende „mit ſeinen grimmigen Tatzen:“ bricht er doch ziemlich ſtarke Bäume mit denſelben um! Gewöhnlich entfernt er ſich nicht ſobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, ſondern ſucht nach dem verborgenen Feinde und erhält ſodann die zweite nun tödtliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus ſeinem Verſtecke hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt ſich in ſeinen Burnus und bringt auf dieſe Weiſe den Reſt der Nacht zu. Iſt es indeß um die Brunſtzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, ſo zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befeſtigt aber nun an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, ſchlingt den Strick um einen Aſt und zieht ſeine Beute an demſelben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, um ſie der gefräßigen Bande der Schakale und Hiänen zu entziehen. Selbſtverſtändlich vermag er bloß mittelgroße Löwen auf dieſe Weiſe zu ſichern; denn die großen ſind, für einen Mann wenigſtens, viel zu ſchwer, als daß er ſie bewegen könnte.

„Bricht nun endlich der langerſehnte Morgen an, ſo macht unſer Araber ſich auf den Weg, um ſeinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeſchriebenen Waſchungen und das Dankgebet; dann eilt er ſo ſchnell als möglich weiter. Zu Hauſe angekommen, läßt er ſich kaum Zeit, mit Speiſe und Trank ſich zu erquicken, ſondern nimmt einen ſtarken Eſel und ſchafft mit ihm den Löwen nach der Stadt. Pferde und Maulthiere laſſen ſich nicht zum Fortſchaffen eines Raubthieres verwenden, weil ſie vor ſolcher

Digitized by Google

Bürde im höchſten Grade ſcheuen und vor lauter Zittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen ſind. Iſt der Löwe für die Kraft eines Eſels zu ſtark, ſo miethet der Araber ſich einen Karren und holt mit dieſem ſeine Beute herbei.

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwiſchen hat ſich die Nachricht von ſeiner That wie ein Laufſeuer verbreitet. Er fährt zuerſt nach ſeinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen ſeines Heldenmuthes zu beglückwünſchen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenſchüſſen ſein Wort mit reden, und eine „Diffa“ oder Freudenmahlzeit ſtärkt den Löwenbeſieger zu ſeiner Reiſe nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Ueberall, wo derſelbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preiſen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieſer und jener ſchließt ſich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, ſo daß derſelbe immer anſehnlicher wird, je mehr er ſich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desſelben die geſetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieſelbe betrug urſprünglich hundert Franken; ſeitdem aber die Jagd von den Einheimiſchen ſowohl als von den europäiſchen Anſiedlern regelrechter betrieben worden iſt, hat man ſie auf fünfzig Franken herabgeſetzt. Ebenſo verhält es ſich mit dem Schußgelde für den Leoparden. Nach Auszahlung des Schußgeldes begibt ſich der Zug vor die Wohnung des befehlshabenden Generals; dieſem wird meiſt, in der Hoffnung auf ein entſprechendes Gegengeſchenk, das Fell überlaſſen. Zeigt er keine Luſt, das Fell zu beſitzen, ſo begnügt ſich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf ſeine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von hundert bis hundertundfünfzig Franken zu einem Gerber, welcher ſie als Teppich verarbeitet und durchſchnittlich für vierhundert Franken an Durchreiſende oder Fremde verkauft. Das Fleiſch überläßt man dem Schlächter, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von dieſen gern gegeſſen.

„Auf ſolche Weiſe verdient der Jäger durch ſeinen Schuß ungefähr dreihundert Franken, — für einen Araber eine ungeheuere Summe. Gewöhnlich kauft er ſich ſogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln und kehrt ſodann freudigen Herzens in ſeinen Duar zurück. Aber an dieſem ſchnellen Verdienſte hat der Teufel ſeinen Antheil; denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unerſättliche Jagdluſt. Er vernachläſſigt fortan alle ſeine Geſchäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück iſt ſparſam mit ſeinen Gaben. Das wenige übriggebliebene Geld wird nach und nach verausgabt, das Pulver knapp, der neue Burnus gegen einen alten vertauſcht, die Pantoffeln zerreißen, die nackten Sohlen müſſen wieder den glühenden Sand empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals iſt wieder ein Bettler. Auf meinen Zügen habe ich viele ſolcher Löwenjäger kennen gelernt, welche außer ihren Lorbeeren ſo gut wie nichts beſaßen. Ein Schuß Pulver war für ſie der Inbegriff aller Wünſche, die erſte Staffel zur Erreichung ihrer hochfliegenden Pläne. Stundenlang, ja ganze Tage ſaßen ſie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten; der Endreim aller Erzählungen war immer ein Betteln um Pulver. Niemals ließen ſie ſich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen.

„Junge Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentſchaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit fünfzig bis hundertundfünfzig Franken. Die Araber fangen dieſelben entweder in Fallgruben, oder ſie folgen in dem friſchgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abweſenheit die Jungen. Daß ein ſolches Unternehmen nicht ohne Gefahr iſt, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und dieſe wirft ſich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger.

„Im allgemeinen iſt der Winter, beſonders wenn derſelbe von heftigen Schneefällen begleitet wird, die geeignetſte Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchſten

Digitized by Google

Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen, in die Niederungen hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zu folgen. Uebrigens sind reißende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hindernis auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe. Ist es um die Brunstzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in einen Duar eindringt, um ein Rind, Pferd oder Maulthier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet, bis ihr Gemahl zu ihr zurückkehrt; dieser soll sogar die Artigkeit so weit treiben, daß er ihr den ersten Antheil von der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber hermacht.

„In unserem gesitteten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im allgemeinen zu gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welchen außerordentlichen Vortheil eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf mag genügen.

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von fünfunddreißig Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutend. Man kann diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich sechstausend Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also über zweimalhunderttausend Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit fünfzig Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauche während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wurde aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken als einen so gezähmten Löwen, welcher seine Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum, vergessen hat und dem Menschen mit voller Seele sich hingibt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und ihr liebenswürdiges Wesen sowie viele Eigenheiten von ihr bereits ausführlich beschrieben, will aber doch einiges hier wiederholen.

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudân, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenke gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserem Hofe ein und durfte dort frei umherlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde bloß dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, nach Katzenart auf den Boden sich zu legen und einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel wie eine

Digitized by Google

Katze über die Maus, aber bloß in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie sogleich besänftigen.

Auf der Reise von Chartum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich stets zunächst ihres Unraths; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmutzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter anderem in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem zweiten einen kleinen Negerknaben; doch vermochte ich zum Glück den Bedrängten zu befreien, da sie gegen mich überhaupt nie widerspenstig sich zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spazieren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf, zur allgemeinen Freude der Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. Ich habe nach allem diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett.

Ueber wenige Thiere ist von jeher so viel gefabelt worden und wird noch heutigen Tages so viel gefabelt wie über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die altegyptischen Denkmäler stellen ihn in den verschiedensten Lagen seines Lebens dar und überzeugen uns, daß die alten Egypter ihn sehr gut gekannt, auch schon ganz richtig eingeordnet haben. „Die altegyptische Sprache", bemerkt Johannes Dümichen, welcher das Nachstehende für das „Thierleben" niederzuschreiben die Güte gehabt hat, „kennt für Löwe und Katze nur ein und dasselbe Wort. Die Gruppe, durch welche dieses in der Bilderschrift bezeichnet wird, hatte die Aussprache „Maau", ein Wort, in welchem die klangbildliche Grundlage nicht zu verkennen ist. Ob diese Gruppe in den Inschriften nun die eine oder die andere Bedeutung hat, entscheidet das Determinativ, d. h. dasjenige Bild, welches der voranstehenden Gruppe noch zur besonderen Erläuterung nachgestellt ist, in unserem Falle also das Bild eines Löwen oder das einer Katze. Außer „Maau" kommen noch vor die Worte „Ar" und „Tam", letzteres insbesondere zur Bezeichnung einer Sonnengottheit, welche in der im östlichen Delta gelegenen Stadt Tal, dem Zoan der Bibel und Tanis der Griechen, dem heutigen San, unter dem Bilde eines Löwen, als Schützer der Pforten des Ostens und siegreicher Kämpfer gegen den asiatischen Baal verehrt wurde. Daß die alten Egypter dem Löwen die erste Stelle unter allen Raubthieren einräumten, unterliegt aus dem Grunde keinen Zweifel, als das Wort „Maau" allgemein zur Bezeichnung der ganzen Ordnung gebraucht wurde. So heißt es in dem nach seinem Besitzer genannten Papyrus Harris: „O Herr der Götter, wolle abwehren von mir alle wilden Raubthiere (Maau-u) des Landes, die Krokodile in dem Strome und die Schlangen alle, welche stechen". In dem hieroglyphischen Schriftsystem, als ein Klangbild gebraucht, ist das Bild eines ruhenden Löwen der Vertreter des Lautes R oder L, welche in der egyptischen Sprache noch nicht getrennt waren, daher wir noch im Koptischen, der Tochter des Altegyptischen, dieselben Worte, in denen in den entsprechenden hieroglyphischen Gruppen das Zeichen des ruhenden Löwen als Vertreter des R oder L auftritt, bald mit R, bald mit L geschrieben finden.

„Auf Denkmälern aus fast allen Zeiten des egyptischen Reiches, auch schon auf solchen, denen wir ein Alter von mindestens viertausend Jahren zuschreiben müssen, wie z. B. in den Gräbern bei den Pyramiden von Sakhara, begegnen uns unter dem Bilderschmucke der Wände in Tempeln und

Digitized by Google

Grabkammern nicht selten Darstellungen freilebender und gezähmter Löwen, und zwar kommt, was Beachtung verdient, nicht bloß der afrikanische, sondern auch der asiatische Löwe vor, letzterer bald von asiatischen Völkerschaften als Tribut herbeigeführt, bald von den auf Kriegszügen in Asien weilenden Königen verfolgt. Die älteste mir bekannte Darstellung einer Löwenjagd weist eine Grabkammer bei Sakhara auf, deren Bilderschmuck unzweifelhaft zu den gelungensten Schöpfungen altegyptischer Kunst gehört und wegen der vielen Thierbilder den Thierkundigen empfohlen sein mag. Der Inhaber des Grabes, in den Inschriften Ptah-Hoteb genannt, ein hoher Würdenträger des Reiches unter König Tatkara-Assa, dem Tancheres der fünften manethonischen Dynastie, wahrscheinlich derselbe, welcher die unter dem genannten Könige so berühmt gewordenen Weisheitssprüche über den Umgang mit Menschen schrieb, beweist, daß er auch mit Thieren umzugehen und ihre Jagd auszuüben verstand. Im ersten Theile meiner „Resultate einer archäologischen Expedition" habe ich sämmtliche Darstellungen und Inschriften der vier Wände und unter ihnen auch die erwähnte Jagdscene wiedergegeben. Es ist hier nicht, wie auf anderen Bildern, ein Angriff auf den Löwen mit Speer und Lanze, sondern ein Ueberlisten des Raubthieres dargestellt. Dieses hat man herbeigelockt durch ein als Köder dienendes Rind, dessen Entsetzen der altegyptische Künstler in der naivsten Weise zum Ausdruck zu bringen gesucht hat, während eine noch zusammengekoppelte Meute edler Windhunde des Augenblickes harrt, von dem Jagdherrn losgelassen und zur Ueberwältigung des Löwen verwendet zu werden. Die andere Hälfte des großen Gemäldes zeigt uns einen schwach bemähnten Sennâr- oder Senegallöwen hinter Schloß und Riegel, in einem von mehreren Männern getragenen Käfige, zum Beweise, daß die Jagd geglückt, oder daß man schon in jener frühen Zeit im Stande war, das gewaltige Raubthier einzufangen. Doch dies nicht allein: die alten Egypter verstanden nicht bloß den Gepard, sondern sogar den Löwen zu zähmen und ihn zur Jagd sich dienstbar zu machen. Auf vielen Bildern sehen wir den Herrscher, wie er mit Speer und Lanze der Thiere König entgegentritt und vernehmen, daß Amenophis der Dritte sich rühmt, in den ersten zehn Jahren seiner Regierung nicht weniger als einhundertundzehn Löwen erlegt zu haben; auf anderen finden wir Darstellungen des Königs und eines Löwen, welcher gemeinschaftlich mit ihm gegen die andringenden Feinde kämpft. So z. B. ist der König Ramses der Große in den nubischen Felsentempeln von Derr und Abu Simbil abgebildet in Begleitung eines ihm zur Seite kämpfenden Löwen, und die über letzteren zur Erläuterung des Bildes dienende hieroglyphische Inschrift lautet: „Der Löwe, Begleiter Seiner Majestät, reißt in Stücke seine Feinde".

Die Bibel erwähnt den Löwen an vielen Stellen, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch saugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh oder Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich bloß einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. Schachal, der fünfte Name, ist so viel als Brüller, Schachaz der Hohe, Stolze oder sich Erhebende, Oten ein erwachsener Löwe, Labi eine Löwin, Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird, Würger der Herden, Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden. Die Bibel lehrt uns auch, daß früher Löwen in Palästina, namentlich am Libanon vorkamen und an einigen Orten sogar häufig waren.

Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von dem königlichen Thiere und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. Des Löwen Knochen sollen so hart sein, daß sie Feuer geben; er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen ꝛc.; die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den

Digitized by Google

PUMA

Digitized by Google

Tragſack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Ariſtoteles weiß, daß die Löwin mehrmals Junge wirft, und daß die jungen Löwen ſehr klein ſind und erſt im zweiten Monate gehen können, weiß ſogar, daß es zwei Arten Löwen gibt: kürzere mit krauſerer Mähne, welche die furchtſameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die ſtärkeren ſind. Plinius ſagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleiſchklumpen ſeien, nicht größer als ein Wieſel, daß ſie nach zwei Monaten kaum ſich rühren könnten und erſt nach dem ſechsten gehen lernten. Sie tränken ſelten, fräßen nur einen Tag um den anderen und könnten dann wohl drei Tage faſten, verſchlängen alles ganz, und zögen das, was der Magen nicht faſſen könne, mit den Klauen wieder aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren ſei der Löwe allein gnädig gegen Bittende, verſchone die, welche ſich vor ihm niederwerfen, und ließe ſeinen Grimm mehr gegen die Männer als gegen die Weiber, gegen die Kinder nur beim ärgſten Hunger aus. In Libyen glaube man, daß er das Bitten verſtehe; denn eine gefangene Frau erzählte, ſie ſei von vielen Löwen angefallen worden, habe ſie aber alle durch Zureden beſänftigt und immer geſagt, daß ſie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmüthigſten, über alle übrigen Thiere Befehlenden, eine Beute, welche ſeines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe ſie der Löwe gehen laſſen.

Den erſten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Diktator Sylla. Dieſer hatte ſchon hundert Löwen, Pompejus ließ aber ſechshundert und Julius Cäſar wenigſtens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böſe Arbeit und geſchah meiſtens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm ſeinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch ſo verblüfft, daß er ſich ruhig fangen ließ. Im Cirkus wurde dieſes Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharſaliſchen Schlacht mit einer Schauſpielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns ſchon bekannte Karthager, war der erſte, welcher einen gezähmten Löwen mit ſeinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus ſeinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß derjenige, welcher ſich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, auch die Menſchen ſich zu unterwerfen ſtrebe; Hadrian tödtete im Cirkus oft hundert Löwen auf einmal; Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erſchießen. Auf dieſe Weiſe wurden die Löwen ſo vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für die Kampfſpiele zu haben. Doch erſt mit der Erfindung des Feuergewehres ſchlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens.

*

Als den nächſten Verwandten des Löwen ſieht man einige große einfarbige Katzen Amerika's an. Ebenſo gut wie die Pardel kann man ſie in einer beſonderen Unterſippe vereinigen. Der ſchlanke Leib, der auffallend kleine, bart- oder mähnenloſe Kopf, die ſtarken Glieder und kräftigen Pranken, die gänzlich fehlenden Streifen, Ringel und Flecken und der runde Augenſtern würden als Merkmale dieſer Gruppe zu betrachten ſein.

Als die bekannteſte Art dieſer Gruppe iſt der Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Puma concolor, Felis concolor, F. Puma) anzuſehen. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Kreolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chileſen Papi, die Mexikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos Leon. Die Leibeslänge beträgt bis 1,2 Meter, die Schwanzlänge 65 Centim., die Höhe am Widerriſt 60 Centim. Die dichte, kurze und weiche Behaarung erſcheint am Bauche etwas reicher als auf der Oberſeite, verlängert ſich aber nirgends zu einer Mähne. Ihre vorherrſchende Färbung iſt dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelſten, weil hier die einzelnen Haare in ſchwarze Spitzen endigen, am Bauche röthlichweiß, auf der Innenſeite der Gliedmaßen und an der Bruſt heller, an der Kehle und Innenſeite der Ohren weiß, an deren Außenſeite ſchwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge ſteht ein

Digitized by Google

kleiner, weißer, vor dem Auge ein schwarzbrauner Flecken; die einen wie die anderen können jedoch auch fehlen. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Zwischen Männchen und Weibchen findet kein Unterschied in der Färbung statt; die Jungen dagegen tragen ein durchaus verschiedenes Kleid. — Je nach der Oertlichkeit ändert sich übrigens auch die Färbung der Alten: die aus dem Süden stammenden sind lichter, die in Mejiko und den Vereinigten Staaten lebenden dunkler röthlichgelb.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht bloß in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neugranada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Canada. In manchen Gegenden ist das Thier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet, war dies auch schon zu Zeiten Azara's (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma nach des Landes Beschaffenheit. In baumreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese bloß der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er lebt auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres, wo es gar keine Wälder gibt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern. Im Walde besteigt er die Bäume, wie Azara sagt, mit einem Satze, selbst solche mit senkrechten Stämmen und springt dann ebenso wieder von oben nach unten. Gerade hierdurch unterscheidet er sich von anderen Katzen, namentlich vom Jaguar, welcher nach Art unseres Hausgenossen Hinz klettert. Die Ufer der Ströme und Flüsse sowie Gegenden, welche öfters überschwemmt werden, scheint der Kuguar nicht zu lieben. Wie viele seiner Familienverwandten hat er weder ein Lager noch einen bestimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er schlafend auf Bäumen, im Gebüsche oder im hohen Grase zu; des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus. Bei seinen Streifereien legt er oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er erst Beute gemacht hat.

Alle Bewegungen des Puma sind leicht und kräftig: er soll Sprünge von sechs Meter und darüber ausführen können. Das Auge ist groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung sieht er besser als bei hellem Tage; doch scheint ihn das Sonnenlicht nicht eben sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen äußerst scharf. Nur in der höchsten Noth zeigt er Muth; sonst entflieht er stets vor den Menschen und vor Hunden. Bei Nahrungsmangel soll er, laut Hensel, zuweilen wirklich einen Menschen anfallen; jedenfalls aber muß er dann unter einem Nothstande gelitten haben, welcher ihn halb in Verzweiflung gebracht hat: in der Regel vergreift er sich nur an schwachem Wilde. Gegen wehrlose Thiere zeigt er sich höchst grausam, grausamer als alle übrigen Katzen der neuen Welt.

Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: Koatis, Agutis und Pakas, Rehe, Schafe, junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe wie den Boden. Nur sehr selten kann man ihn bei seinen Jagden beobachten. Sein scharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menschen, und er entflieht zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meistens erst des Nachts auf Raub aus, und dann ist es nicht gerathen, in seinem Gebiete sich umherzutreiben. Er beschleicht sein Wild nach Katzenart und erhascht es, wenn er sich genähert hat, durch einen Sprung. Verfehlt er seine Beute, so verfolgt er dieselbe, gegen Gewohnheit seiner Verwandten, in weiten Sprüngen, wenn auch nicht lange. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forscher aufmerksam, und er ergriff sein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengesellschaft ein krächzendes Geschrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit schwangen sich die Thiere von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; aber sie drückten durch ihre kläglichen Töne und

Digitized by Google

mehr noch dadurch, daß sie unaufhörlich ihren Koth fallen ließen, großes Entsetzen aus. Ein Kuguar verfolgte sie und setzte in Sprüngen von fünf bis sechs Meter von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Aeste, wagte sich auf denselben hinaus, bis sie sich niederbogen und nahm dann einen sicheren Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst das Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf; von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vorderen, und bedeckt das übrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas liegen. In Fäulnis übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr als das Fleisch; er begnügt sich daher nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Diese Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen bloß den Hals auf und trank ihr Blut. Am anderen Tage wurde er im nahen Walde erlegt: sein Magen strotzte noch von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn der Puma übermäßig Blut getrunken hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit nicht weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paragay und nach den Berichten Azara's soll er in einer Nacht manchmal bis fünfzig Schafe erwürgen. Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er selten an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreicht. Nur ungern bleibt er lange in demselben Gebiete. Gewöhnlich schweift er ruhelos umher. Doch schwimmt er nur im Nothfalle über Flüsse, obwohl er im Wasser sehr gut sich zu benehmen weiß.

Die Fortpflanzungsgeschichte des Puma war bis in die neuere Zeit noch so gut wie unbekannt. Durch die in Amerika wirkenden Forscher hatten wir erfahren, daß die sonst einsam, d. h. jedes für sich lebenden Geschlechter gegen die Brunstzeit hin, in Südamerika im März, sich vereinigen, das Weibchen nach ungefähr dreimonatlicher Tragzeit zwei, höchstens drei blindgeborene, gefleckte Junge wirft, sie im hohen Grase versteckt, gegen Menschen und Hunde nicht vertheidigt, ungestört dagegen die Kleinen bald mit auf die Jagd nimmt und nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich selbst überläßt. Hierauf beschränkte sich unsere Kenntnis. An gefangenen, welche ich pflegte, beobachtete ich mehr. Die Brunstzeit tritt wie bei den meisten großen Katzen, welche jahraus jahrein eine geordnete Pflege genießen, ziemlich regelmäßig und zwar zweimal im Laufe des Jahres ein, einmal im Winter, einmal im Sommer. Ein Pärchen, welches bis dahin in gutem Einvernehmen lebte, wird dann zärtlich. Das Weibchen nähert sich dem Männchen, leckt und schmeichelt es, bis dieses in gleicher Weise erwiedert. Sobald dies geschieht, legt es sich zu Boden und gibt sich, knurrend zwar aber doch ohne Abwehr, dem Männchen hin. Letzteres übertritt es der ganzen Länge des Leibes nach und hält sich fest, indem es die Haut des Oberhalses und Nackens mit dem Gebisse erfaßt. Das Weibchen scheint hiervon nicht eben angenehm berührt zu werden, weil es nicht selten Versuche macht, sich zu befreien, wie es überhaupt zur Unzeit, weil nachträglich, spröde zu thun pflegt. Das Ende der Begattung ist jedesmal dasselbe: Zähnefletschen, Fauchen, ingrimmiges Knurren und Austheilen sehr ernst gemeinter Tatzenschläge auf beiden Seiten. Unmittelbar darauf gibt das Weibchen wiederum freundschaftlicheren Gefühlen Raum und beginnt wie vorher mit dem Männchen zu kosen. Während der Höhezeit der Brunst erfolgt durchschnittlich alle fünf Minuten eine Begattung.

Digitized by Google

Nach sechsundneunzigtägiger Tragzeit kommen die Jungen zur Welt — wirklich reizende, von den Eltern hinsichtlich der Tracht durchaus verschiedene Thierchen. Sie haben ungefähr die Größe sechswöchentlicher Hauskatzen: ihre Gesammtlänge beträgt 25 bis 30, die Leibeslänge, von der Schnauzen- bis zur Schwanzspitze, 15 bis 18 Centim. Die Grundfärbung des feinen Pelzes ist ein lichtes Fahlgraubraun, welches auf dem Rücken am dunkelsten erscheint, auf der Unterseite in Lichtfahlgrau übergeht und auf der ganzen Außenseite durch schwarze rundliche Längs- und Querflecken gezeichnet wird. Auf der vorn weißen Oberlippe, am Nasenloche beginnend und bis zum hinteren Mundwinkel reichend, verläuft ein schwarzes, auf der Wange, vom hinteren Augenwinkel bis zum Ohre, ein zweites, innen weißes, außen schwarzes, licht gesäumtes Band, über den Hinterkopf endlich von einem Ohre zum anderen eine wenig deutliche Querbinde, welche drei über die Stirn sich ziehende Fleckenreihen nach hinten abschließt. Ueber jedem Auge stehen zwei schwarze Rund-, auf der Vorderschultergegend schwarze Quer-, auf dem Hinterleibe ebenso gefärbte Längsflecken, welche auf dem Rückgrate zu einer kaum unterbrochenen Längslinie zusammenlaufen. Der Schwanz ist abwechselnd braun und schwarz geringelt, die Kehle sieht grauschwarz aus; die Innenseite der Beine zeigt lichtgraue Flecken und Streifen.

Pumaweibchen, welche bereits mehr als einmal geboren haben, sind ebenso zärtliche Mütter wie andere Katzen, während sie die Jungen des ersten Wurfes manchmal todtbeißen und selbst auffressen. Letzteres geschieht bekanntlich bei sehr vielen Raubthieren, welche über ihre Mutterpflichten noch nicht klar geworden, beziehentlich, infolge der Schmerzen bei der Geburt, unzurechnungsfähig sind und erst durch Erfahrung lernen müssen, um was es sich den plötzlich erschienenen kleinen, unbehülflichen, aber doch krabbelnden Wesen gegenüber handelt. Wissen sie erst einmal, daß letztere „Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine" sind, so gestaltet sich ihr Betragen anders, und große und bewußte Zärtlichkeit tritt an die Stelle früherer Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Feindschaft und Mordlust. Die von mir beobachtete Pumamutter zog sich bereits einige Tage vor ihrer zweiten Niederkunft in eine ihr bereitete Wochenstube zurück, zeigte sich in der ersten Zeit nach der Geburt der Jungen nur auf Augenblicke, um ihre Nahrung zu nehmen oder sich zu entleeren, und verweilte die übrige Zeit bei ihren Kindern, beleckte und reinigte diese, spann sie nach Katzenart in den Schlaf und begrüßte sie von Zeit zu Zeit mit Lauten der Mutterliebe, welche denen unserer Hauskatze ähneln, nur etwas kräftiger sind und ungefähr wie „Mierr" klingen. Die Behandlung, welche sie ihren Kindern angedeihen ließ, war überhaupt die bei Hauskatzenmüttern übliche. Das Junge wurde wie ein Stück Fleisch hin und her geschleppt, mit der einen Pranke wie ein Spielball auf und nieder gerollt, im nächsten Augenblicke aber wieder höchst zärtlich beleckt und mit Schmeichellauten begrüßt, bei Kühle unter den zusammengelegten Beinen verborgen, gewärmt und behütet, dann wiederum anscheinend kaum beachtet. Doch duldete sie nicht, daß irgend Jemand mit den Kleinen sich beschäftigte, mochte es nicht einmal leiden, wenn man letztere beobachtete, und suchte dies dadurch zu verhindern, daß sie sich zwischen die Jungen und die Beschauer stellte oder legte. Und doch war ihr Betragen gegen den geliebten Gemahl und ihre Bekannten kaum ein anderes geworden: ersterem antwortete sie stets, gegen letztere bekundete sie dieselbe Anhänglichkeit wie früher, ließ sich auch noch berühren und streicheln und legte nur dann ein gewisses Unbehagen an den Tag, wenn man sich, mehr als ihr genehm, mit ihren Kindern beschäftigen wollte. Die Jungen öffnen am neunten oder zehnten Tage die Augen, beginnen bald darauf sich lebhafter zu bewegen, zeigen sich anfänglich höchst ungeschickt, wanken und tappeln beim Gehen, fallen oft über den Haufen und kriechen schwerfällig an der Alten herum. Dies aber ändert sich sehr bald. Schon nach Verlauf von fünf oder sechs Wochen spielen sie nach Art kleiner Kätzchen unter sich und mit der gefälligen Alten, mindestens mit deren Schwanze. Von der zehnten oder zwölften Woche an verblaßt die Fleckenzeichnung, und mit der ersten Härung im Herbste geht das Kleid in jenes ihrer Eltern über. Damit sind sie selbständig und mehr oder weniger tüchtige Räuber geworden.

Digitized by Google

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnismäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen; denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, wenn er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von Hunden aufgescheucht wird, auf Bäume klettert und in dem Gezweige seinen Weg mit größter Schnelligkeit weiter verfolgt. Nur im ersten Schlafe läßt er sich oft durch die Hunde überraschen. Zwar vertheidigt er sich gegen dieselben, erliegt ihnen jedoch regelmäßig, falls sie groß, stark und geübt sind. „Merkwürdig ist es", sagt Hensel, „daß die Hunde durchaus keinen Abscheu vor ihm verrathen und ihn mit demselben Eifer treiben und anpacken wie wehrlose Rehe und ähnliches Wild, und doch könnte sie der Kuguar fast ebenso leicht tödten wie der Jaguar. Schießt man jenen vom Baume herab, so stürzen sich sämmtliche Hunde, auch die furchtsamsten, auf ihn und suchen ihn trotz aller Gegenwehr von seiner Seite abzuwürgen." Im Nothfalle helfen ihnen freilich auch die Jäger, und stoßen dem von ihnen festgehaltenen Räuber ihre Lanze in das Herz oder jagen ihm eine Kugel durch den Kopf. Die Gauchos, jene tolldreisten Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in der Jagd des Puma, hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden und tödten ihn, nachdem letztere ihn gestellt haben, mit ihren Bolas oder Wurfkugeln oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, bringen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher in den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes, heiseres Gebrüll und fühlte beinah gleichzeitig sich berührt. Schnell die Decke von sich abschüttelnd, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm endlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche des Nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt. Er erfuhr, daß man diese Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuche der Hürden abzuhalten, gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen, zu pflanzen pflegte. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen von dem Pfahle herabzunehmen. Jene Leute haben den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde überfällt, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit wurde. Deshalb ist jedoch der Gaucho, welcher seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich, wird dies vielmehr erst, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der entdeckte Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars verschmähen zuweilen das Futter und opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und rückhaltslos zahm. Rengger versichert, daß man den Puma zum Hausthiere machen könne, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandele, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch

Digitized by Google

und gekochtem Fleiſche auf; Pflanzennahrung iſt ihm zuwider und muß wenigſtens mit Fleiſchbrühe gekocht werden, wenn er ſie genießen ſoll; auch erkrankt er bald, wenn man ihm kein Fleiſch gibt. Warmes Blut, ſeine Lieblingsſpeiſe, kann er, wie unſer Gewährsmann ſagt, in Mengen von fünf bis ſechs Pfund auf einmal ohne Nachtheil trinken. Das rohe Fleiſch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Freſſen hält er, wie unſere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er ſich zunächſt die Pfoten und einen Theil des Leibes; dann legt er ſich ſchlafen und bringt ſo einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüſſigkeiten reichen, beſonders im Sommer, weil ihm Blut das Waſſer nicht gänzlich erſetzen kann und er auch, wenn er durſtig iſt, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Waſſer verſorgt. Er lernt ſeine Hausgenoſſen, ſowohl Menſchen als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er ſich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen iſt er niemals im Stande, der Luſt zu widerſtehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. Nach Katzenart ſpielt er oft ſtundenlang mit beweglichen Gegenſtänden, zumal mit Kugeln.

Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hauſe herumlaufen. Sie ſuchen ihren Wärter auf, ſchmiegen ſich an ihn, belecken ihm die Hände und legen ſich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man ſie ſtreichelt, ſchnurren ſie in ähnlicher Weiſe wie Katzen. Dies thun ſie wohl auch ſonſt, wenn ſie ſich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben ſie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man niemals von ihnen vernommen. Zwei von mir gepflegte Pumas begrüßten ihre Bekannten ſtets durch ein nicht allzulautes, aber ſcharfes und dabei kurz ausgeſtoßenes Pfeifen, wie ich es von anderen Katzen nie hörte. Nur durch eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt ſich, wenn er ſeinen Herrn erſt liebgewonnen hat und gern mit ihm ſpielt, bei ſeiner Annäherung zu verſtecken und ſpringt dann unverſehens auf ihn los, gerade ſo, wie zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann ſich leicht denken, wie ungemüthlich ſolche, zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich nur ſpielend, ſeine Krallen und Zähne auf unangenehme Weiſe. Einzelne ſollen ſo zahm geworden ſein, daß man ſie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf dieſe Angabe wohl noch ſehr der Beſtätigung. Azara beſaß einen jung aufgezogenen Kuguar über vier Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatſachen auch noch, daß das Thier ſeinen Wärtern zum Fluß folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne ſich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulaſſen. Wenn er frei im Hofe herumlief, ſprang er zuweilen über die Umzäunung hinweg, luſtwandelte nach ſeinem Vergnügen in der Stadt umher und kehrte in das Haus zurück, ohne daß man ihn ſuchte. Das Fleiſch, welches er bekam, bedeckte er nicht ſelten mit Sand; ehe er es aber fraß, wuſch er es im Waſſer ab, und währenddem verzehrte er es. Wenn er es rein erhielt, legte er es hübſch auf ein Bret und fraß es hier nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkaute, ohne es zu zerſtückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paraguay nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man ſein Fleiſch, welches, laut Darwin, ſehr wohlſchmeckend und dem Kalbfleiſche ähnlich iſt; einzelne Pflanzer in Carolina halten es ſogar für einen Leckerbiſſen.

Der nächſte Verwandte des Puma iſt der Yaguarundi (Puma Yaguarundi, Felis Yaguarundi), Gato murisco der Braſilianer, ein ſchlankes, ſchmächtiges Thier, welches durch ſeinen gedehnten Körper und ſeinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf iſt klein, das Auge mittelgroß, das Ohr abgerundet, die Behaarung kurz, dicht und von ſchwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare aber ſind an der Wurzel tiefſchwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze ſchwarz, weshalb das Thier bald heller, bald dunkler erſcheint. Wenn der Yaguarundi im Zuſtande vollſter Ruhe ſich befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann

Digitized by Google

treten natürlich die schwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird also dunkler; erregt er sich aber, so sträubt sich sein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares sichtbar, die Gesammtfärbung also lichter. Pfoten und Lippen fallen mehr ins Grauliche; die Schnurren sehen braun aus. Bisweilen sind die Haare schwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer als die des Kuguars; denn die Länge des Leibes beträgt höchstens 55, die Länge des Schwanzes nur 32, die Höhe am Widerrist 34 Centim.

Der Yaguarundi bewohnt Südamerika von Paragay an nördlich bis Panama. In Paragay, wo ihn Rengger trefflich beobachtete, haust er in den Wäldern; doch liebt er den Saum derselben, dichtes Gesträuch und Hecken mehr als den eigentlichen tieferen Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsstunden gewöhnlich schlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch auch nicht selten bei Tage, geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln sowie aus kleinen und jungen Säugethieren, aus Mäusen, Agutis, Kaninchen, vielleicht sogar Kälbchen von den in Südamerika lebenden kleinen, kaum die Größe unseres Rehes erreichenden Hirschen. Doch erfuhr Azara auch, daß er auf größere Thiere sich stürze, nach Art des Luchses in deren Halse festbeiße und von dem geängstigten Opfer nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis dieses verendet sei. Bei weitem den größten Theil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete nicht nur seine Raubzüge, sondern gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher ein Yaguarundi sich aufhielt, band unser Forscher eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich sodann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er unbemerkt der Henne sich zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so vorsichtig, daß kaum die Grashalme sich bewegten. Als er seinem Schlachtopfer bis auf sechs oder acht Fuß sich genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. Hühnerarten scheinen überhaupt zu seinem Lieblingswilde zu gehören, und er soll dieselben, wie genannter Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tödtet er mehr als ein Thier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf Raub aus und holt sich wieder ein Stück, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und unternimmt von hier aus kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist: Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und December fällt, kommen natürlich mehrere Männchen zusammen; man hört sie dann in dem Bromeliengestrüppe sich herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa neun bis zehn Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen zwei bis drei Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüppe überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von ihren Jungen. Sie versorgt dieselben, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagethieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde, und niemals wagt sie, dieselben gegen Menschen oder Hunde zu vertheidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande oder fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er nur im äußersten Nothfalle sich widersetzt.

Digitized by Google

Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern zwischen den stacheligen Bromelien zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er oder springt selbst ins Wasser und sucht schwimmend sich zu retten.

Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm wie die sanfteste Hauskatze; ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause umherzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfige oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich gern streicheln, spielten mit der Hand, welche man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen oder durch Sprünge ihre Freude, wenn man ihnen sich näherte, zeigten jedoch für Niemanden insbesondere weder Anhänglichkeit noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie Geflügel zu erhaschen, wenn solches in ihre Nähe kam, und versteckten sich vorher listig zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte ihnen ihre Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, einen schon gemachten Raub fahren zu lassen. Rengger hob Yaguarundis, welche ein Küchlein im Maule hatten, beim Halsbande auf und schleuderte sie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß sie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denselben mit Gewalt, so bissen sie wüthend um sich und sprangen nach der Hand, welche ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleische gaben die Gefangenen vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkost fraßen sie bloß, wenn der wüthendste Hunger dazu sie zwang. Warf man ihnen ein Stück Fleisch vor, so suchten sie dasselbe zu verstecken, ehe sie es fraßen. Sie kauen wie unsere Hauskatze, halten dabei ihre Speise aber mit den Vorderpranken fest. Wenn sie gesättigt sind, belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen. Ist es kalt, so rollen sie sich zusammen und schlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, ist es aber warm, so strecken sie alle vier Beine und den Schwanz gerade von sich. Wenn man ihnen morgens nichts zu fressen gibt, bleiben sie fast den ganzen Tag wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden sie hingegen am Morgen gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den größten Theil der Nacht über.

Zwei Yaguarundis, welche man in ein und denselben Käfig einsperrt, leben in größter Eintracht mit einander. Sie belecken sich gegenseitig, spielen zusammen und legen sich gewöhnlich neben einander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Uebrigens kennt man bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, dies zu bewerkstelligen, blieben vergeblich.

Fast alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Thiere; die Eyra (Puma Eyra, Felis Eyra), Gato vermelho der Brasilianer, aber ist so lang gestreckt, daß sie gleichsam als Bindeglied zwischen Katzen und Mardern erscheint. Die Färbung ihres weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrhaare stehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 53, die des Schwanzes ungefähr 32 Centim. Das Vaterland theilt sie mit dem Yaguarundi.

Die Eyra bethätigt ihr vielversprechendes Aeußere nicht. Man möchte glauben, daß sie alle Eigenschaften der Katzen und Marder in sich vereinige; sie ist jedoch auch nicht gewandter als der Yaguarundi, und nur ihr unersättlicher Blutdurst, ihre Grausamkeit stellen sie, vom Raubthierstandpunkte betrachtet, über jenen und beweisen, daß die Marderähnlichkeit noch anderweitig begründet ist. Auch die Eyra lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete und hat so ziemlich dasselbe Betragen wie der Yaguarundi. Azara, ihr Entdecker, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubthier hinsichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse. Rengger hielt Eyras in der Gefangenschaft, ohne sie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch so klein, daß sie kaum auf den Beinen

Digitized by Google

ſich halten konnten, und griffen doch bereits Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, dasſelbe zu überwältigen; ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahne durch einen Sporenſchlag in den Hals getödtet. Der andere mußte wegen ſeiner unbezähmbaren Raubſucht immer eingeſperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er ohne Verzug mehrere junge Enten ab. Dieſe Raubſucht abgerechnet, war das Thier ſehr zahm, ſpielte in ſeiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war beſonders einem Affen zugethan, wahrſcheinlich, weil dieſer es von den läſtigen Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde die Eyra unfreundlicher gegen andere Thiere, blieb aber zutraulich und ſanft gegen Menſchen, falls letztere ſie nicht bei dem Freſſen ſtörten. Uebrigens machte ſie keinen Unterſchied zwiſchen ihren Wärtern und fremden Perſonen, zeigte auch weder Gedächtnis für empfangene Wohlthaten, noch für erlittene Beleidigungen.

Eyra (Felis Eyra). 1/6 natürl. Größe.

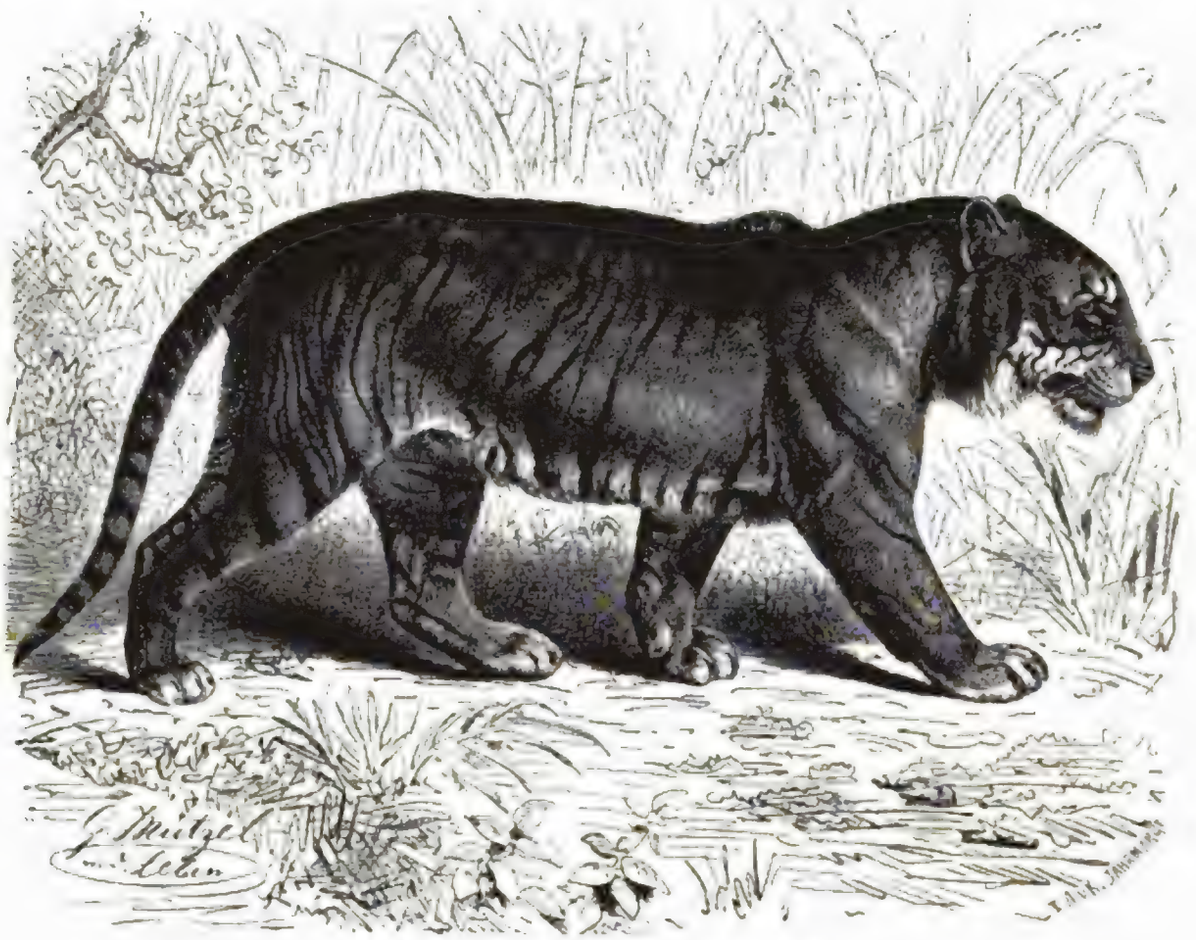
Vor wenigen Jahren kamen zwei dieſer ſchönen Katzen lebend nach London. Von ihnen nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

*

Eine andere Gruppe der Katzen, welcher man ebenfalls den Rang einer Sippe oder Unterſippe zugeſprochen hat, vertritt der Tiger, eins der vollkommenſten Glieder der geſammten Familie. Der Tiger iſt eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas ſtarkem Backenbart und mit Querſtreifen auf ſeinem bunten Felle. Aber er iſt die furchtbarſte aller Katzen, ein Räuber, welchem ſelbſt der Menſch bisher noch machtlos gegenüberſteht. Kein Raubſäugethier kann mit wahrhaft verführeriſcher Schönheit ſo viel Furchtbarkeit verbinden, keines die alte Fabel von der jungen naſeweiſen Maus, welche in der Katze ein ſchönes und liebenswürdiges Weſen bewundert, beſſer beſtätigen. Wollte man ſeine Gefährlichkeit als Maßſtab ſeiner Bedeutung anlegen, ſo müßte man ihn unbedingt als das erſte aller Säugethiere erklären; denn er hat, bisher wenigſtens, dem Herrſcher der Erde noch in einer Weiſe gegenübergeſtanden wie kein anderes Geſchöpf. Anſtatt vertrieben und zurückgeworfen worden zu ſein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menſchen, iſt er gerade hierdurch mehr zu dieſem hingezogen worden und hat ſtellenweiſe ihn verſcheucht. Er zieht ſich nicht ſo wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, ſondern geht ihr dreiſt oder liſtig

Digitized by Google

entgegen und ſtellt ſich muthig dem Menſchen als Feind gegenüber, aber als heimlicher, unvermuthet herbeiſchleichender und deshalb um ſo gefährlicherer Feind. Man hat ſeine Mordluſt und ſeinen Blutdurſt vielfach übertrieben oder wenigſtens mit ſehr grellen Farben geſchildert; wir dürfen uns jedoch hierüber nicht wundern: denn für diejenigen, welche ihn ſchildern konnten, iſt er allerdings der Inbegriff aller Grauſamkeit. Noch heutigen Tages bewohnen Indien eine furchterregende Anzahl von Tigern, und noch gegenwärtig müſſen dort tauſende von Menſchen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche ſonſt der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieſer ſchlimmſten aller Landplagen zu befreien.



Königstiger (Tigris regalis). 1/14 natürl. Größe.

Der Königstiger (Tigris regalis, Felis tigris) iſt eine herrliche, wunderſchön gezeichnete und gefärbte Katze. Höher, ſchlanker und leichter gebaut als der Löwe, ſteht der Tiger doch keineswegs hinter dieſem zurück. Seine Geſammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze beträgt 2,25 bis 2,6 Meter; es ſind aber einzelne ſehr alte Männchen erlegt worden, bei denen die in derſelben Weiſe gemeſſene Länge 2,9 Meter ergeben hat. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt 1,6 Meter, die Länge des Schwanzes 80 Centim., die Höhe am Widerriſte ungefähr ebenſoviel. Der Leib iſt etwas mehr verlängert und geſtreckt, der Kopf runder als der des Löwen, der Schwanz lang und quaſtenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen iſt kleiner und ſein Backenbart ſchwächer. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens ſind. Die Zeichnung zeigt die ſchönſte Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegenſatz zwiſchen der hellen, roſtgelben Grundfarbe und den dunkelen Streifen, welche über ſie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen iſt die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler,

TIGER

Digitized by Google

an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung etwas von vorn nach hinten, theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab. Einige dieser Streifen theilen sich, der größere Theil aber ist einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter als der Oberkörper, aber ebenfalls durch dunkle Ringe gezeichnet. Die Schnurren haben weiße Färbung. Das große rundsternige Auge sieht gelblichbraun aus. Die Jungen sind genau so gezeichnet wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas helleren Ton.

Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor: die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar weiß mit nebeligen Seitenstreifen. Eine ständige, d. h. regelmäßig in derselben Weise gestaltete und gezeichnete Abart, möglicherweise bestimmt verschiedene Art, bewohnt Java und Sumatra. Der Javatiger, wie diese Art oder Abart von Thiergärtnern und Händlern genannt wird, ist stets kleiner, aber verhältnismäßig kräftiger als der Tiger des Festlandes und unterscheidet sich außerdem, auch dem blöderen Auge unverkennbar, durch die schmäleren, dunkleren, dichter stehenden Streifen.

Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Thier schon von weitem allen Geschöpfen, denen es nachstrebt, auffallen müßte. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsorte übereinstimmt, und brauche deshalb hier bloß an die Dschungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüsche, in denen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, zu erinnern, um eine solche Meinung zu widerlegen. Selbst geübten Jägern geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher nahe vor ihnen liegt, vollständig übersehen.

Der Verbreitungskreis des Tigers ist sehr ausgedehnt; denn er beschränkt sich keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, bloß auf die heißen Länder Asiens, zumal Ostindien, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa an Ausdehnung bei weitem übertrifft. Vom 8. Grade südlicher Breite an bis zum 53. Grade nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt, wobei zu bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnismäßig kälteres Klima besitzt als unser Europa. Als die westlichen Grenzen des Verbreitungsgebietes unseres Raubthieres ist der Südrand des westlichen Kaukasus anzusehen; die östliche bildet das große Weltmeer bis zum unteren Amur, die südliche Java und Sumatra und die nördliche das südliche Sibirien oder etwa der Baikalsee und seine Breite. Ostindien und zwar ebenso wohl Vorder- als Hinterindien darf als seine bevorzugte Herberge angesehen werden; von hier verbreitet sich der Tiger über Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge, ebenso über die waldreiche und bergige Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspischen Meeres, reicht von hier um die Südspitze des Aralsee's südlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordosten an den Saisangsee in die Songarei, nach Osten hin aber vom Baikalsee durch die Mandschurei bis in die Amurländer. In China findet sich der Tiger fast überall, und nur in dem höheren Mongolenlande oder den waldlosen und dürftigen Ebenen von Afganistan ist er nicht zu treffen. Auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, scheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder versprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus: man hat solche auf der Westküste des Kaspischen Meeres, in den kirgisischen Steppen zwischen den Flüssen Irtisch und Ischim im Altai, ja selbst bei Irkutzk an der Lena gefunden. In den von Radde durchreisten Theilen Südostsibiriens kommt das überaus gefürchtete Raubthier fast allerorten ständig und hier und da so häufig vor, daß man seine Fährte öfter als Rehspuren bemerkt. Radde begegnete ihm im Laufe von achtzehn Monaten vierzehnmal, ohne seiner Spur jemals nachgegangen zu sein.

Digitized by Google

Ebenso wohl als in Dschungeln, rohr- und gestrüppreichen Graswäldern begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Waldungen bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens steigt er nicht empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die undurchdringlichen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht bloß sehr verflochten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche ihn ebenso gut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. In den baumarmen Steppen Südostsibiriens legt er sich, laut Radde, im Winkel vorspringender Felsen zur Tagesruhe nieder oder scharrt zwischen den Riedgrasbüschen einfach den Schnee weg, um auf so ungenügend erscheinendem Lager einen Theil des Tages zu verbringen. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältnisse zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind anmuthig wie die kleinerer Katzen und dabei ungemein rasch, gewandt und ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt über breite Ströme und zeigt dabei immer bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung. Nach Radde geht er häufiger, als er trabt, ist im Stande, über Bäche von fast fünf Faden oder annähernd neun Meter zu springen und beinahe mit derselben Kraft wie ein Hirsch über breite, stark strömende Gewässer zu schwimmen.

Als ausschließliches Nachtthier kann man den Tiger nicht bezeichnen. Er streift wie die meisten Katzen zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug gibt. An Tränkplätzen, Salzlecken, Landstraßen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer, am allerliebsten in dem Gebüsche an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden viele durch die Tiger getödtet. In Südostsibirien besucht er, laut Radde, während des Sommers allnächtlich die Stellen, auf denen Salz auswittert, weil er ebenso gut wie die eingeborenen Wildschützen weiß, daß hierher Hirsche zu kommen pflegen, um zu sülzen, trifft dann auch manchmal mit Jägern zusammen, welche den gleichen Zweck wie er verfolgen. Mit Ausnahme der stärksten Säugethiere, als da sind Elefant, Nashorn, Wildbüffel und vielleicht andere Raubthiere, ist kein Mitglied seiner Klasse vor ihm sicher: er überfällt die größten und begnügt sich mit den kleinsten. Abgesehen von allen Hausthieren, jagt er mit Vorliebe auf Wildschweine, Hirsche und Antilopen; wird ihm jedoch in den nördlichen Theilen seines Verbreitungsgebietes während des Winters die Nahrung knapp, so verschmäht er nicht einmal Mäuse: Radde hat wiederholt die unverkennbaren Anzeichen solcher unwürdigen Jagden gefunden. Auf Java, wo die Wildschweine geradezu zur Landplage werden, macht er sich als Vertilger derselben verdient, hebt aber freilich durch Räubereien an Pferden, Hunden und anderen Hausthieren solchen Nutzen reichlich wieder auf. Wahrscheinlich bedroht er auch größere Vögel, möglicherweise selbst Kriechthiere; jedenfalls kennen ihn die Pfauen, welche dieselben Dickichte bewohnen wie er, als gefährlichen Räuber. „Wenn der Pfau schreit, ist der Tiger nicht weit", sagten die Deutschen auf Java, um diese Ansicht auszudrücken. „Der Pfau", meinen die Javanen, „verkündet den Bewohnern der Wildnis die Stunde, zu welcher der Tiger seine Schlupfwinkel verläßt." Nicht mit Unrecht nimmt man an, daß Pfauen und Tiger stets zusammen vorkommen und keiner ohne den anderen lebt. „Obgleich

Digitized by Google

ich den Grund davon nicht anzugeben vermag", bemerkt Junghuhn, „habe ich doch dieſe Behauptung der Javanen überall beſtätigt gefunden. Sogar wo ausnahmsweiſe der Tiger noch in Höhen von 2500 Meter über dem Meere auftritt, wie im Ajanggebirge, wird auch der Pfau angetroffen." Der genannte Reiſende ſtellt die Frage, ob vielleicht das von den Mahlzeiten des Tigers übrigbleibende Aas, welches reichliche Entwickelung von Maden bedingt, für die Pfauen etwas verlockendes haben könne; ich möchte die Anſicht ausſprechen, daß einzig und allein die für beide Thiere in gleicher Weiſe nahrungverſprechenden Dickichte die Urſache ihres gemeinſamen Vorkommens bilden. Das Schreien der Pfauen beim Anblicke eines Tigers erklärt ſich von ſelbſt. Sie kennen den letzteren und wiſſen vielleicht aus Erfahrung, was es für alle waldbewohnenden Thiere zu bedeuten hat, wenn er umherzuwandeln beginnt. Gerade deshalb werden ſie oft zum Verräther des ſtill dahinſchleichenden Raubthieres, indem ſie entweder geräuſchvoll aufſliegen und Schutz vor ihm ſuchen oder, wenn ſie bereits gebäumt haben, ihre weittönende Stimme ausſtoßen, den übrigen Geſchöpfen gleichſam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft ſeine Jagd.

Der Tiger belauert und beſchleicht ſchlangenartig ſeine Beute, ſtürzt dann pfeilſchnell mit wenigen Sätzen auf dieſelbe los und haut die Krallen mit ſolcher Kraft in den Nacken ein, daß ſelbſt ein ſtarkes Thier ſofort zu Boden ſtürzt. Die Wunden, welche er ſchlägt, ſind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht bloß die Nägel, ſondern auch die Zehen dringen bei dem wuchtigen Schlage ein. Johnſon hat ſolche Wunden geſehen, welche 13 Centim. tief waren. Selbſt wenn die Verwundung eine verhältnismäßig leichte iſt, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich geriſſene Wunden ungleich gefahrvoller als durch ein ſcharfſchneidiges Werkzeug hervorgebrachte ſind. Kapitän Williamſon, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen geſammelt hat, verſichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe ſterben ſehen, ohne daß dieſer vorher von Starrkrämpfen befallen worden ſei, und fügt dem hinzu, daß auch die leichteſten Verwundungen, welche geheilt werden, bei der geringſten Veranlaſſung wieder aufſpringen. So leichte Wunden kommen aber nur äußerſt ſelten vor; denn gewöhnlich ſind die Schläge, welche das Raubthier ertheilt, tödtlich.

Ein Tiger, welcher bei dem Marſche eines Regiments ein Kamel angriff, brach dieſem mit einem Schlage den Schenkel; ein anderer ſoll ſogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirſche wagen gar keinen Widerſtand, ſondern ergeben ſich, wie der Menſch, ſchreckerfüllt in das Unvermeidliche. Pferde, welche den Tiger ſehen oder ſonſtwie wahrnehmen, zittern und beben am ganzen Leibe und ſind wie gelähmt. Bloß die muthigen männlichen Büffel gehen auf den Tiger los, wiſſen ihm auch mit ihren tüchtigen Hörnern erfolgreich zu begegnen. Deshalb betrachten ſich die indiſchen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für geſichert, während alle übrigen Reiter dies nicht ſind. Starke Büffel werden verhältnismäßig leicht mit der gewaltigen Katze fertig. „Im Jahre 1841", ſchreibt mir Haßkarl, „wurde in Bandongs Umgegend ein Tiger gefangen und getödtet, welcher viele Räubereien verübt hatte. Man wußte, daß er auch einen Büffel angegriffen hatte, indem er ihm, wie gewöhnlich den Hörnern ausweichend, auf den Rücken geſprungen war, um ihm ſo das Geſicht zu zerreißen, ihn zu blenden und ſeiner leichter Herr zu werden. Der Büffel aber rannte geſenkten Hauptes mit ſeiner Bürde ſo gewaltig gegen einen Baum an, daß der Tiger betäubt loslaſſen mußte und zu Boden ſtürzte. Alsbald fing ihn der muthige Wiederkäuer mit den Hörnern auf und ſchleuderte ihn, ehe er zur Beſinnung kommen konnte, wiederholt in die Luft, verſetzte ihm auch jedesmal einige Stöße und brachte ihm unter anderen eine wenigſtens 8 Centim. lange und 3 Centim. tiefe Wunde am Kopfe bei. Trotz dieſer ſchmählichen Niederlage hatte ſich das Raubthier, als es einige Wochen ſpäter gefangen wurde, gut erholt und ſah ſehr kräftig aus." Nach Angabe der Birar-Tungufen ſollen auch Tiger und Bär zuweilen in Streit gerathen, und es ſoll dann der Tiger, trotz ſeiner größeren Behendigkeit und Heftigkeit beim Angriffe, den Kürzeren ziehen.

Digitized by Google

Der Tiger iſt nicht bloß dreiſt, ſondern geradezu frech. Manche Engpäſſe durch waldreiche Schluchten ſind berüchtigt wegen ſeiner Raubthaten: Forbes verſichert, daß ohne die große Furcht des Thieres vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich ſein könne. Man reiſt in Indien, der Hitze wegen, gewöhnlich des Nachts, und dies erklärt es, daß der Tiger einen ſeiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, ſondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menſchenmenge, welche einen Reiſetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelſchläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräuſch zu ſchrecken ſuchen. Nicht einmal die Truppen ſind geſichert: Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von Tigern gefreſſen wurden. Nachzügler der Heere fallen ihnen oft zur Beute. Aus Dörfern holt ſich der Tiger zuweilen am hellen lichten Tage einen Menſchen weg und hat es hierdurch in einigen Gegenden wirklich dahin gebracht, daß die Bewohner ganzer Dörfer ausgewandert ſind oder andere bloß durch beſtändig brennende Feuer und hohe Dornenhecken ſich zu ſchützen vermögen. Aus einer einzigen Ortſchaft haben die Tiger, wie Buchanan berichtet, binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeſchleppt und aufgefreſſen. In anderen Niederlaſſungen hatten ſie noch ärger aufgeräumt, die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Raubthieren überlaſſen, welche jetzt ihr Lager dort aufſchlugen. Die Angriffe des Tigers geſchehen ſo ſchnell und ſo plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken iſt; die Uebrigbleibenden bemerken ihn gewöhnlich erſt in dem Augenblicke, in welchem er ſeine unrettbar verlorene Beute bereits gefaßt hat und wegſchleppt. Dann iſt das Nachſetzen meiſt vergeblich; denn wenn ihm auch hier und da ein Menſch oder ein Thier wieder abgejagt wird, ſind die Wunden, welche ſie empfangen, derart, daß ſie daran zu Grunde gehen. Man hat Beiſpiele, daß Leute, welche vom Pferde herabgeriſſen worden waren, ſelbſt von ihrem Räuber ſich befreiten. So ſprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelſtuhle, ſchleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht zu ſchießen, weil ſie befürchteten, anſtatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen, und mußten dieſen ſeinem Schickſale überlaſſen. Und dies geſchah zu deſſen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entſetzlichen Schrecken beſinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Geſicht blutig riſſen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geiſtesgegenwart genug, eine in ſeinem Gürtel ſteckende Piſtole hervorzuziehen und dieſe auf den Tiger abzuſchießen. Der Schuß ging fehl, und ſein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer ſeine Hoffnung nicht, ſondern zog eine zweite Piſtole und ſchoß dieſe auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweiſe traf die zweite Kugel das Herz und führte den augenblicklichen Tod des Tigers herbei. Die beiden Schüſſe hatten ſeine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackeren Kämpen halb beſinnungslos auf ſeinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beſte Pflege zu Theil werden laſſen, und ſo kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein iſt ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine verfehlte Beute nicht weiter, ſondern kehrt nach dem vergeblichen Sprunge in die Dſchungeln zurück und ſucht ſich einen neuen Platz zur Lauer aus. Man ſagt, daß bloß die ſchnellfüßigen Hirſche und die achtſamen Pferde oder Wildeſel zuweilen Gelegenheit finden, dieſe Thatſache zu erproben. Doch ſind wirklich einige Fälle bekannt, daß auch Menſchen vor einem auf ſie anſpringenden Tiger unverſehrt ſich gerettet haben.

Unter Umſtänden zieht ſich der Tiger vor dem Menſchen zurück, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Ueberſättigung und damit zuſammenhängende Faulheit oder aber Schrecken infolge plötzlicher Ueberraſchung ſind die gewöhnlichen Urſachen eines ſolchen Rückzuges. Tiger, welche zum erſten Male mit dem Menſchen zuſammenkommen, nehmen wahrſcheinlich immer Reißaus; andere laſſen ſich, wie Junghuhn behauptet, durch lautes Geſchrei aus der Faſſung bringen: die einen wie die anderen lernen jedoch ſehr bald in dem Menſchen ein leicht zu bewältigendes Wild

Digitized by Google

kennen und werden dann ſo gefährlich, daß man begreift, wie eingeborene Mütter, wenn ſie von Tigern ſich bedroht ſehen, ohne auf Hülfe rechnen zu können, ihre Kinder preisgeben, um ſich ſelbſt zu retten. Am allerſchlimmſten ſind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrage der Wälder leben müſſen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erſtere müſſen nicht nur in beſtändiger Sorge um ihre Herden, ſondern auch um ſich ſelbſt ſein, und von ihnen verliert bei weitem der größte Theil durch Tiger das Leben. Auch die Briefträger befinden ſich beſtändig in Gefahr. Forbes berichtet, daß die Poſtboten, welche nachts das Felleiſen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleite von Lanzen- und Fackelträgern ſowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beſtändig gerührt werden, nie ſicher ſeien, und ungeachtet dieſer Begleitung noch oft genug weggeholt würden. An den beſchwerlichen Uebergängen des Gumeaſtromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang dieſe Briefträger regelmäßig weggeſchleppt, einmal ſogar, anſtatt eines Menſchen, das Felleiſen. In dem Engpaſſe Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menſchen, unter denen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieſes eine Thier hatte allmählich faſt alle Verbindungen der Präſidentſchaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, ſo daß die Regierung ſich veranlaßt ſah, einen bedeutenden Preis auf ſeine Erlegung zu ſetzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte ſich an das Unthier wagen.

Auf der Inſel Singapore iſt nach Berthold Schumann die Anzahl der Tiger ſehr groß, und es vergeht kaum eine Woche, daß nicht mehrere Leute getödtet werden. Wallace, welcher Singapore in den Jahren 1854 bis 1862 wiederholt beſuchte, ſchätzt die Anzahl der Opfer noch weit höher. „Es gibt", ſagt er, „in der Nähe der Stadt ſtets einige Tiger, und ſie tödten durchſchnittlich täglich einen Chineſen, insbeſondere von jenen, welche im neugelichteten Dſchungel in den hier angelegten Gambirpflanzungen arbeiten." Jagor beſtätigt Wallace's Angaben in jeder Beziehung, ſchlägt auch die Anzahl der Chineſen, welche alljährlich von Tigern geraubt werden, ungefähr ebenſo hoch an, gegen vierhundert nämlich. „Wenn der Kuli", ſagt er, „faſt nackt im dichten Gebüſche hockt, um die Blätter zu pflücken, beſchleicht ihn der Tiger von hinten und tödtet ihn gewöhnlich durch einen Biß in den Nacken. Finden die Kameraden den Leichnam, ſo verſcharren ſie ihn ſo ſchnell als möglich; denn wenn die Polizei es erfährt, zwingt ſie die Leute, die vielleicht ſchon ſtark verweſte Leiche zur Stadt zu tragen, damit ſie vom Todtenbeſchauer beſichtigt werde. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn nur eine ſehr geringe Anzahl dieſer Todesfälle den Behörden zu Ohren kommt. Dennoch werden im Jahre durchſchnittlich fünfundſiebenzig Fälle gemeldet", ungefähr der fünfte Theil von denen, welche ſich ereignet haben. Noch zu Ende des Jahres 1866 wurden innerhalb vierzehn Tagen ſieben Leichen von Arbeitern auf Gambirpflanzungen aufgefunden, welche keinen Zweifel über die Urſache des Todes zuließen. Immer war nur ein kleiner Theil von ihnen verzehrt worden: es fehlte ein Bein, ein Arm, der Kopf. „Wollten die Tiger mehr verzehren, ſo würde dies ein großes Erſparnis an Menſchenleben ſein", fügt die Zeitung hinzu, welche letzteres berichtet. Auch auf Java und den „Außenbeſitzungen" der Holländer wurden im Jahre 1862 dreihundert Menſchen die Beute von Tigern. In den verrufenſten Tigergegenden der Inſel Singapore hat die Regierung die Wälder zu beiden Seiten der Straßen aushauen und an gewiſſen Ruheplätzen ringsum den Wald ausbrennen laſſen, um die Schlupfwinkel der Räuber zu zerſtören. Sobald aber dieſe Vorſichtsmaßregel zu erneuern vergeſſen wird und das hohe Gras wieder jene Stellen bedeckt, ſiedeln ſich die Tiger auch wieder an und rauben nach wie vor.

Daß Singapore nur durch Tiger, welche über die Meerenge ſchwimmen, fortdauernd neuen Zuzug erhält, unterliegt keinem Zweifel. Während der erſten Jahre nach Beſitznahme der Inſel befand ſich kein Tiger auf ihr; gegenwärtig nehmen ſie, trotz der eifrigſten Verfolgung und ungeachtet des Schußpreiſes von einhundert Dollars, welcher gezahlt wird, eher zu als ab, weil, durch reiche Beute gelockt, immer neue Zuzügler vom Feſtlande aus herüber kommen. Und

Digitized by Google

doch beträgt die Breite der Meerenge eine englische Meile. Der unumstößliche Beweis für das Ueberschwimmen der Meerenge ist übrigens erbracht worden. Eines Morgens fand man, laut Kameron, in Netzen, welche längs der Küste von Singapore aufgestellt waren, eine Tigerin verstrickt und fast ertrunken. Von Singapore konnte sie nicht gekommen sein, da ganze Reihen dem Lande näher aufgestellte Netze unversehrt waren.

Bei argem Hunger springt der Tiger mitten unter die Lagerfeuer und holt sich Menschen weg. Auf Java brach einer nachts durch das Dach einer Hütte ein, packte einen von den acht Javanen, welche um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreies der Uebrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort. Ebenso wenig als das Feuer ihn schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen. Mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie ein Tiger in Ströme sich stürzte und auf Kähne zuschwamm, um einen der Ruderer von dort herauszureißen. Möckern schiffte mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht; denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen ebenfalls vorzüglich verstand, suchte seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, so lang als möglich, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er mit Freuden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand. Ein anderer Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, schwamm ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist sehr groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht bloß einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel mit sich fort. „An der Südküste Bantams", berichtet Haßkarl weiter, „ließ kurz vor meiner Ankunft ein Häuptling ein eben gekauftes, sehr schönes Pferd durch vier Inländer bewachen. Um die dort häufigen Tiger fern zu halten, zündeten die Leute auf dem freien Platze vor den Ställen mehrere Feuer an. Plötzlich wurden sie durch Gebrüll in Schrecken gesetzt: ein Tiger war über die fast drei Meter hohe Bambushecke gesetzt, zwischen den schlafenden Wächtern und erlöschenden Feuern durchgeschlichen, hatte das kostbare Pferd überfallen und sofort niedergestreckt. Ehe die Wächter noch zur Besinnung gekommen, war er mit der Beute im Maule wieder über die Umzäunung gesprungen und bald darauf verschwunden." Wenn nun auch die javanischen Pferde nicht größer sind als die russischen, erfordert die Ausführung eines solchen Raubes doch eine außerordentliche Kraft.

Beim Fortschaffen der Beute bekundet der Tiger regelmäßig ebenso viel Klugheit als List. Höchst ungern schleift er ein gefangenes und getödtetes Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich, um nicht selbst sich zu verrathen. Dennoch kann er die Spuren, welche ein solcher Streifzug hinterläßt, nicht verdecken. Wenn er ein großes Thier angreift oder tödtet, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es hier bis zum Abend und frißt während der Nacht ungestört und ruhig, so viel er verzehren kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Währenddem geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Man versichert, daß er keineswegs ein Leckermaul sei, sondern alles fresse, was ihm vorkomme, das Fell und die Knochen eben-

Digitized by Google

falls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menſchenfleiſch gekoſtet haben, ſollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, Menſchenfreſſer genannt. Die Jagd auf den tölpiſchen und unbehülflichen Herrn der Erde behagt ihnen mehr als andere.

Nach einer ſehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtloſen Zuſtande. Er bewegt ſich bloß, um zu trinken, und gibt ſich mit einer gewiſſen Wolluſt der Verdauung hin. Die Inder behaupten, daß er zuweilen drei Tage an einer und derſelben Stelle liege, während andere verſichern, daß er am nächſten Morgen, ſpäteſtens am nächſten Abende wieder zu ſeiner früher gemachten Beute zurückkehre, um nochmals von ihr zu freſſen, falls er noch Ueberreſte finden ſollte; denn auch an ſeiner königlichen Tafel ſpeiſt das hungerige Bettelgeſindel wie an der Tafel des Löwen. Schakale, Füchſe und verwilderte Hunde, welche bei Nacht den Wald durchſtreifen, verfolgen die blutige Fährte des geſchleiften Thieres und thun ſich an den Ueberbleibſeln des Leichnams Genüge; bei Tage aber entdecken die Aasgeier bald die Leiche und kommen ſcharenweiſe herbeigeflogen: nicht ſelten entſteht ſogar noch Kampf und Streit auf ihr zwiſchen dieſen Thieren. Die vierfüßigen Schmarotzer ſind ſo regelmäßige Gäſte an der Tafel des Tigers, daß ſie, zumal die Schakale, als ſeine Boten und Kundſchafter angeſehen werden und wie die Pfauen oder Affen dazu dienen, ſeine Aufſuchung zu erleichtern.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäiſchen Bewohner des ſchönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entſetzlichen anſehen und ihn für ein Scheuſal halten, welches die Hölle ſelbſt ausgeſpieen. Damit ſteht nicht im Widerſpruche, daß das Ungeheuer in vielen Gegenden Indiens geradezu geſchont, ja in einigen ſogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverſtändigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. Der Inder ſucht eben aus jedem Thiere, welches ſich einigermaßen bemerklich macht, etwas beſonderes zu machen und ſieht in ſolchen, welche ſehr ſchädlich werden, eine Art von ſtrafendem Gott. Auch unter den Völkerſchaften Oſtſibiriens herrſchen, wie Radde berichtet, ähnliche Anſchauungen. Die Urjänchen benamſen den Tiger Menſchenthier, die Dauren Beamten- oder Herrſcherthier; die Birar-Tunguſen ſprechen ungern und nur leiſe von ihm, nennen ihn überhaupt nicht, ſondern glauben in der Bezeichnung Lawun einen Namen gefunden zu haben, welcher ihm unverſtändlich iſt und für den Sprecher nicht gefahrbringend wird. Wie die Dauern und Mandſchu ſind auch ſie der Meinung, daß der Tiger mit zunehmendem Alter zu höherem Range gelangt und demgemäß behandelt werden muß; es gibt in ihren Augen Tiger, denen ſogar der Rang eines Oberſtatthalters zukommt. Bei vielen Eingeborenen der Amurländer ſteigert ſich dieſe Ehrfurcht zu religiöſer Verehrung: Radde hörte, daß mit dem Worte Burchan, welches ſo viel als Gottheit bedeutet, auch der Tiger bezeichnet wurde. Die auf Furcht gegründete Verehrung des Raubthieres bildet bei den Birar-Tunguſen einen Haupttheil ihrer aus Schamanenthum und Buddhismus gemiſchten Religion, juſt wie bei uns zu Lande die Lehre vom Teufel. Die im Chingangebirge wohnenden Monjagern und Orotſchonen beobachten andere abergläubiſche Gebräuche, da ſie nicht allein das Thier, ſondern auch deſſen Fährte dermaßen fürchten, daß ſie bei zufälliger Begegnung derſelben die Hälfte ihrer Ausbeute, welche ſie gerade mit ſich führen, opfern, indem ſie dieſe auf die Spur legen. Wer einen Tiger tödtet, wird nach Meinung der Birar-Tunguſen unfehlbar von einem anderen gefreſſen. Auf Sumatra iſt man überzeugt, daß man im Tiger nur die Hülle eines verſtorbenen Menſchen zu erkennen hat und wagt deshalb gar nicht, ihn zu tödten. In Indien übt man die Gewohnheit, nach Art der in katholiſchen Ländern gebräuchlichen Unglücksbilder, an Orten, wo ein Menſch von einem Tiger getödtet worden iſt, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen und errichtet daneben auch gewöhnlich eine Hütte, in welcher die Reiſenden zum Gebete ſich verſammeln. Ereignet es ſich nun, daß an derſelben Stelle zum zweiten Male ein Menſch dem Tiger als Opfer fällt, ſo wird er als ein Sünder und ſein Tod als ein gottgerechter

Digitized by Google

betrachtet. Früher ging man noch weiter. In Siam fanden noch vor etwa sechszig Jahren Tigerproben zur Ermittelung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig. Dieser abscheuliche Aberglaube war natürlich nur geeignet, die Raubthiere zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung boten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt wurden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Regierung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigen Tages die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen, ganz unbekümmert darum, ob solchem Vergnügen Hunderte oder Tausende von ihren Unterthanen aufgeopfert werden oder nicht. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer über tausend Tiger erlegt werden konnten. Der Mensch ohne Feuerwaffen ist macht- und wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber; laufen doch selbst Wohlbewaffnete immer noch Gefahr. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer gibt es deren genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr siebenzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pfund Sterling verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viele britische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, hat man den Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossimbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male an einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Rasmus zurück; denn dieser hat während seines Lebens eigenhändig 360 Tiger erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten bloß die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde sehr wenig ausgerichtet. Noch heutigen Tages sendet der Kaiser von China viele Tausende von Jägern in die Wälder, um Tiger, Panther, Löwen, Wölfe ꝛc. zu erlegen; gleichwohl wurden in einem Jahre bei einem so gewaltigen Jagdzuge, an welchem 5000 Mann Theil genommen hatten, achtzig Menschen zerrissen. Im siebenzehnten Jahrhundert zog nach dem Berichte des Jesuiten Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Tong, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd wurden über tausend Hirsche, viele Bären, Wildschweine und sechszig Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden aus, ohne jedoch sonderliche Erfolge zu erzielen. Aehnliche Jagden werden von den indischen Fürsten noch heutigen Tages abgehalten, und für dieselben hegen und pflegen eben die Fürsten ihre Tiger, wie bei uns zu Lande hohe Herren die ihren Unterthanen ebenfalls sehr schädlichen Wildschweine oder Edelhirsche.

Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Seine Weiber saßen in bedeckten Wagen. Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier, Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck mit etwa zweihundert Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und Bellen im dichten Gebüsche, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern aber

Digitized by Google

unversehrt aus dem Gebüsche hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten ins Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpur eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleineren für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen hockten außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborene. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von vierzig Elefanten vorwärts bewegte, oft fünf bis sechs Meter hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von hundert Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt, auf vier bis fünf Meter Entfernung, hohe Bambusstangen mit großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden für die hohen Herren Gerüste errichtet und diese mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa vier Meter hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen in sich verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Thiere in dem begrenzten Theile der Dschungeln sich befinden, weil sie durch blindes Anrennen die Netze zerreißen und somit, trotz den längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle denkbaren Schreckmittel angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt ꝛc. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind ihm fürchterlich: er kann unmöglich einem solchen feuerigen Drachen, welcher mit so viel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen. Schon nach kurzer Zeit gewahrt man ein Bewegen der Dschungeln und sieht, wie das erschreckte Thier sich feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es sich wenden. Da erreicht es die Netze: sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu gefährlich, um den Versuch zu wagen, sie zu durchbrechen, die Stangen aber, an denen sie befestigt sind, viel zu leicht und biegsam, als daß der Flüchtende an ihnen emporklimmen könnte, und so sieht er sich genöthigt, längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat leider ein sehr ernstes Bedenken gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festtag gelten. Deshalb ist ihr Erfolg verhältnismäßig gering.

Digitized by Google

Weit ergiebiger, wenn auch weniger pomphaft als alle die großen Treiben, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehülfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwentödter, hat Ostindien seine Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Leutnant Rice einnehmen. Dieser muthige Mann hat unter dem Titel „Tiger Shooting in India" ein besonderes Werk herausgegeben und erzählt darin, daß er 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe. Da mir das Werk nicht zur Hand ist, folge ich Hartwigs Uebersetzung.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohlbezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Raubthieres beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links neben ihm schritten die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausche. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welch letztere fort und fort abgeschossen wurden. Mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnete Männer dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche über die Köpfe der vorderen hinweg beständig Steine in die Dschungeln warfen und damit noch besser als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er stets auszuweichen, und wenn er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht. Wird er verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; gehen diese aber in der eben angegebenen Weise durch die Dschungeln, so ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß das Leben der Treiber bei der Untersuchung eben keine große Gefahr läuft, die Rohrbestände mögen so dick sein, wie sie wollen. Am schwierigsten ist es, die Leute immer gehörig zusammenzuhalten, weil dieselben oft, von ihrem eigenen Muthe hingerissen, bei dem geringsten günstigen Erfolge geneigt sind, sich zu zerstreuen. So warf sich einer von Rice's Treibern, alle Geduld über einen Tiger verlierend, welchen weder der Lärm noch Steinwürfe noch Feuerbrände von seinem Lager aufjagen konnten, mit gezogenem Säbel ganz allein in das Dickicht; aber wenige Augenblicke später war er auch von dem Tiger ergriffen und gräßlich zerfleischt. Ohne sich zu bedenken, stürzten ihm seine Gefährten zur Hülfe nach und nöthigten den Tiger, ihn wieder fahren zu lassen. Die Wunden, obgleich schrecklich anzusehen, waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, und er machte noch manches Treiben mit.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem anderen Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei; doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchzogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet,

Digitized by Google

bis sie nach etwa dreihundert Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert: sie hatten weder in den Büschen noch im hohen Grase etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa zwanzig Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, welches nun, durch den Knall, den Rauch, und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, mit einem ungeheueren Satze auf den Jagdgefährten sich stürzt, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarme gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Raubthier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödtliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Tiger in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Zeitpunkt gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Raubthieres, welches sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein fernerer Schuß tödtete es vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewichte des furchtbaren Feindes.

Die Treiber waren in der größten Aufregung. Bei dem ersten Angriffe unwillkürlich zurückweichend, traten sie sehr bald muthig heran und baten den Leutnant um Erlaubnis, mit ihren Lanzen einen Angriff zu machen. Vor allen anderen machte sich Elliots Diener durch seine Verzweiflung bemerklich. Er schrie laut auf, daß sein Herr verloren sei, und schoß zu dessen großer Gefahr auf den Tiger. Zum Glück war Elliot nicht tödtlich verwundet; denn die Tatze des Räubers, welche nach seinem Kopfe gezielt hatte, war an der Büchse abgeglitten, und der Jäger kam mit einer schrecklichen Armverletzung davon. Der Schlag war so heftig gewesen, daß er den Kolben der Büchse tief eingefurcht und den Hahn derselben abgeplattet hatte.

Auf Java gebraucht man, laut Wallace, zur Tigerjagd nur die Lanze. Man umstellt mit Hunderten von Bewaffneten eine große Strecke Landes und zieht diese allmählich zusammen, bis das Raubthier in einen vollständigen Kessel eingeschlossen ist. Wenn der Tiger sieht, daß er nicht mehr entfliehen kann, springt er gegen seine Verfolger, wird aber regelmäßig mit einigen Speeren aufgefangen und meist augenblicklich erstochen.

Neben den geschilderten Jagdarten wendet man noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche an, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten Fallgruben gute Dienste. Diese ähneln, wie Wallace beschreibt, einem Schmelzofen, sind unten weiter als oben und fünf bis sieben Meter tief, so daß weder Mensch noch Thier ohne Hülfe aus ihnen herauskommen kann. Man legt sie auf den Wechseln des Tigers möglichst gut verborgen an und überdeckt sie sorgfältig mit biegsamen Stöcken und Laub, so daß sie kaum oder nicht bemerkt werden können. Früher wurde in ihrer Mitte ein nach oben scharf zugespitzter Pfahl in den Boden gerammt; seitdem aber ein unglücklicher Reisender dadurch beim Hineinfallen umgekommen, mußte, in der Nähe von Singapore wenigstens, dieser Brauch untersagt werden. Auf Singapore fürchten die Europäer, laut Jagor, diese Fallen mehr als die Tiger selbst. Ungeachtet der fast täglich vorkommenden Unglücksfälle ist man überzeugt, daß der Tiger wohl chinesische Kulis, nicht aber Europäer angreife, fährt und geht ungescheut auf Waldwegen umher, zu deren beiden Seiten Tiger leben und behandelt sie europäischerseits mit

Digitized by Google

Verachtung. Vor den Fallen dagegen nimmt sich Jedermann in Acht. Letztere leisten den Tigern gegenüber übrigens ausgezeichnete Dienste: am Tage vor Jagors Ankunft auf Singapore waren in einer solchen Grube zwei Tiger gefangen worden. Auf Java fertigt man, wie mir Haßkarl schreibt, große Fallen aus Baumstämmen und ködert sie durch ein angebundenes lebendes Zicklein, dessen Geschrei das Raubthier herbeizieht. Nach einigem Besinnen kriecht dieses in die Falle und versucht die Beute wegzunehmen, zieht dadurch aber eine Stellschnur ab und bewirkt das Zuschlagen der Fallthüre. So angstvoll die Javanen einem freien Tiger ausweichen, so muthprahlend ist ihr Gebaren dem gefangenen gegenüber. Wenn nicht besondere Befehle der Regierung vorliegen, lassen sie den in der Falle eingeschlossenen gehaßten Feind sicherlich nicht am Leben, durchbohren ihn vielmehr mit Hunderten von Lanzenstichen, obgleich sie das immerhin gut zu verwerthende Fell durch solche Heldenthat vollkommen unbrauchbar machen.

Von vortrefflicher Wirkung ist das Feuer. Man zündet von Zeit zu Zeit die Hauptverstecksplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man in der Nähe rasch eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Manche Jagdarten sind höchst sonderbar. So streut man in Ostindien auf häufig begangene Wechsel eine Menge von Blättern, welche mit Vogelleim bestrichen wurden. Der Tiger erscheint, tritt auf die klebrigen Blätter und hat sehr bald eine größere Anzahl dieser unangenehmen Anhängsel an den Füßen. Dies reizt seinen Zorn; er versucht, die Blätter loszumachen, bewegt sich heftiger und leimt sich im gleichen Verhältnisse immer mehr von ihnen an. Schließlich wird er so wüthend, daß er sich wälzt, und nun ist er natürlich in sehr kurzer Frist vollkommen mit den widerwärtigen Blättern bedeckt. Dabei geschieht es, daß er sich auch die Augen und Ohren beklebt und geradezu unfähig wird, nach Willkür sich weiterzubewegen. Jetzt erhebt er ein furchtbares Gebrüll und ruft damit seine Gegner herbei, welche nun leichtes Spiel haben.

Ein sehr gefährlich scheinender, in Wahrheit aber ungefährlicher Jagdplan besteht in Folgendem: Man baut einen Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den Wechsel des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein bewaffneter Mann und gibt sich sebst als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt den Menschen, wird auch wohl von diesem herbeigelockt, indem der Mann klagt und jammert oder anderes Geräusch hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kommt der Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er sich nothwendigerweise so stellen, daß seine Brust dem Manne sich zukehrt, und dieser benutzt den günstigsten Augenblick, um ihm seine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubthier fast regelmäßig mit dem ersten Stoße erlegt.

Bei allen Jagden gebrauchen die Schikaris die Vorsicht, eine besondere Kleidung anzulegen. Durch langjährige Erfahrung hat man gefunden, daß in den Tigergegenden kein Kleid bessere Dienste leistet als eines, welches den abgefallenen Blättern in der Färbung ähnelt. Ein solches steht so vollkommen im Einklange mit der Umgebung, daß der Jäger schon auf kurze Entfernung hin gänzlich zu verschwinden scheint und auch dem scharfen Auge eines Tigers weit weniger sichtbar ist, als wenn er in grellen und von der Umgebung abstechend gefärbten Kleidern in die Dschungeln dringen wollte.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger ist fast regelmäßig verloren. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier an den Rändern der Wunde abzulegen; es entstehen schon am zweiten Tage

Digitized by Google

die bösartigsten Geschwüre; Wundfieber stellt sich ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Daß auch der entgegengesetzte Fall stattfinden kann, beweist der erwähnte, von dem muthigen Büffel so arg zugerichtete Tiger, dessen alte Wunden Haßkarl voller Maden fand. Geübte Jäger sehen übrigens sofort nach dem Schusse, ob sie einen Tiger so verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er bloß leicht getroffen worden ist. Wenn die Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, streckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen aus, und diese hinterlassen eine auch dem Unkundigen auffallende Fährte, während er nach leichteren Verletzungen wie gewöhnlich auftritt, d. h. gar kein Merkmal zurückläßt. An den Blutspuren ist selten die Verwundung zu erkennen, ja in den meisten Fällen verlieren die durch die Brust geschossenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verschiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde und verwehrt den Austritt des Blutes.

Der Leichnam des Tigers soll, wie von Vielen versichert wird, außerordentlich leicht in Fäulnis übergehen. Man hütet sich deshalb sorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszusetzen oder auf einen von ihr beschienenen, freien Platz zu legen. Schon nach wenigen Minuten, so behauptet man, gehen, wenn diese Vorsicht verabsäumt wird, die Haare in großen Ballen aus, und bereits einige Stunden nach dem Tode macht sich die vollständigste Fäulnis bemerklich. Jeder getödtete Tiger wird deshalb sogleich mit einem dichten Haufen von belaubten Zweigen bedeckt und sobald als möglich abgestreift. Haßkarl bemerkt dem entgegen, daß man auf Java getödtete Tiger oft Tagereisen weit verführt, um von dem ersten Beamten der Provinz das zugesicherte Schußgeld zu erheben, und daß man dem ungeachtet nur ausnahmsweise einen auffallend raschen Verlauf der Verwesung wahrnimmt.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Theile des Tigers verwerthen. Hier und da wird auch das Fleisch gegessen, wenn auch vielleicht mehr um den Geschmack desselben zu erproben, denn um es als Nahrungsmittel zu verwenden. Doch versichert Jagor, daß es keineswegs schlecht sei. Bei einem Tigerstechen auf Java, auf welches ich zurückzukommen haben werde, bot der Regent unserem Reisenden die erstochenen Tiger zum Geschenke an. „Da jedoch", sagt Jagor, „die Felle zerfetzt waren, begnügte ich mich damit, die Eingeweidewürmer meiner Sammlung einzuverleiben und einige Tigerkoteletten mir braten zu lassen. Gegen Erwarten schmeckten sie gut, fast wie Rindfleisch, was die übrigen Gäste, welche vor dem Fleische einen gewissen Ekel empfanden, nicht glauben wollten. Der Resident bestätigte aber mein Urtheil. Er hatte früher in Banguwangi, wo Rindfleisch nur selten vorkam, den Rücken eines jungen Tigers in Form von Rinderbraten bereiten und einige in der Provinz ansässige Pflanzer zum Mittagessen einladen lassen. Das Fleisch schmeckte ihnen vorzüglich, und sie entdeckten den Verrath erst, als sie den Rest des Thieres in der Speisekammer hängen sahen." In Südostsibirien wird, laut Radde, der Genuß des Tigerfleisches nur Jägern, welche bereits Tiger erlegten, oder alten, erfahrenen Männern überhaupt gestattet; Weiber sind, wenigstens bei den Birar-Tungusen, von solcher Mahlzeit gänzlich ausgeschlossen. Nach dem festen Glauben der einfältigen Jäger ist solches Fleisch überaus wirksam und verleiht dem Genießenden Kraft und Muth. Auch als Arzneimittel thut es seine Dienste, obschon die Aerzte des himmlischen Reiches meinen, daß Tigerknochen noch kräftiger wirken als Tigerfleisch. Für einen vollständigen Tiger im Fleische bezahlen die Dauern als Zwischenhändler 18 bis 20 Lan oder 35 bis 40 Rubel Silber. Die Kniescheiben haben den größten Werth und werden allein mit 3 Lan Silber aufgewogen: nächstdem folgen die beiden ersten Rippen, welche etwas weniger werth sind ꝛc. In anderen Ländern schätzt man Zähne und Klauen, Fett und Leber höher als Fleisch und Knochen. Erstere gelten unter den Schikaris nicht bloß als besonders werthvolle Siegeszeichen, sondern zugleich als Schutzbriefe oder Amulete gegen Tigeranfälle, in vollster Würdigung des homöopathischen

Digitized by Google

Grundsatzes „Gleiches durch Gleiches". Zunge und Leber haben deshalb großen Werth, weil sie von den Arzneikünstlern Indiens unter mancherlei Schwindel, wie ihn die Heilkunde überhaupt verlangt, zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer theuer verhandelt werden. Das Fett gilt als das beste Mittel gegen gichtische Beschwerden und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt. Bei der Hitze der bevorzugten Tigerländer würde es in kurzer Zeit ranzig werden und dann verderben, verständen die Eingeborenen nicht, es nach ihrer Weise zu klären und dann für mehrere Jahre zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Sobald ein getödteter Tiger abgestreift wird, trennen die Jäger das Fett sorgfältig von dem Fleische und werfen es in besonders dazu bestimmte Flaschen, welche sie mit sich umhertragen und nachdem sie verkorkt worden sind, einen vollen Tag der Sonnenhitze aussetzen. Sobald der Inhalt einmal flüssig geworden ist, kann das Fett leicht geklärt und für spätere Zeiten aufbewahrt werden. Auch die Europäer benutzen es, aber freilich zu anderen Zwecken, zum Einschmieren ihrer Gewehre nämlich. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Man schätzt es weniger als das Pantherfell und verwendet es entweder zu Pferde-, Sattel- und Schlittendecken oder in China zu Polstern. In Europa ist es in der Neuzeit ganz aus dem Gebrauche gekommen; dagegen halten es die Kirgisen hoch, benutzen es zur Verzierung ihrer Köcher und bezahlen gewöhnlich ein Fell mit einem Pferde.

Die Paarungszeit des Tigers ist verschieden nach den Klimaten der betreffenden Heimatländer, tritt jedoch regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings ein. Während dieser Zeit hört man mehr als sonst das eigenthümlich dumpfe Gebrüll des Raubthieres, welches am besten durch die Silben „Ha-ub" ausgedrückt werden kann. Nicht allzu selten finden sich mehrere männliche Tiger bei einer Tigerin ein, obgleich behauptet wird, daß im ganzen die Tigerinnen häufiger seien als die Tiger. Man schreibt dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger unter einander führen sollen, während die wahre Ursache wohl darin zu suchen sein dürfte, daß weibliche Raubthiere überhaupt vorsichtiger sind als männliche. Hundertundfünf Tage nach der Begattung wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korintha. Die Thierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt; sobald jene aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Mutter bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, junge Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet. Findet sie die Spur der Fänger, so sucht sie dieselben auf, und nun heißt es auf der Hut sein, weil die gereizte Mutter keine Gefahr mehr kennt und sich tolldreist auf die Räuber ihrer Kinder stürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen durch ihr Geschrei selbst auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingeborenen einem englischen Kapitän gebracht wurden, heulten so laut und anhaltend, daß nicht bloß die Alte, sondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten das Geschrei der Jungen mit fürchterlichem Gebrülle. Aus Besorgnis vor einem Ueberfalle ließ der Engländer diese frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß sie von der Alten geholt und in das nahe Gebüsch gebracht worden waren. Daß der männliche Tiger bei dieser Entführung betheiligt gewesen ist, glaube ich nicht; Erfahrungen, welche wir an Gefangenen gemacht haben, sprechen dagegen. Eine Tigerin des Berliner Thiergartens, welche zwei Junge geboren und glücklich großgesäugt hatte, stürzte sich wüthend auf den Vater derselben, als dieser zum ersten Male wieder mit ihr zusammen gebracht wurde, mishandelte

Digitized by Google

ihn unter lautem Gebrülle mit heftigen Tatzenschlägen und zwang ihn zu schleunigem Rückzuge: offenbar einzig und allein aus Angst, daß er ihre Jungen gefährden könne, da sie doch früher im besten Einvernehmen mit dem Gemahl gelebt hatte.

Die Liebeswerbung geschieht ruhiger als bei anderen großen Katzen, und die Begattung erfolgt meist ohne die üblichen Tatzenschläge, obschon nicht gänzlich ohne Murren. Gegen die neugeborenen Jungen benimmt sich die Mutter, falls sie genügende Milch hat, außerordentlich zärtlich, geht ungemein sanft mit ihnen um, legt sie an das Gesäuge, schleppt sie auch stets an den Ort ihres Käfigs, welcher ihr die meiste Sicherheit zu bieten scheint. Manche Tigermütter betrachten die sonst geliebten Wärter von der Geburt ihrer Jungen an mit größtem Mistrauen und bethätigen ihr Uebelwollen verständlich genug; andere bleiben ihren Pflegern nach wie vor mit gleicher Anhänglichkeit und Liebe gewogen. Die blind geborenen oder doch nur blinzelnden Auges zur Welt gekommenen Jungen wachsen rasch heran, spielen bald mit der gefälligen Alten nach Kätzchenart, balgen sich weidlich unter einander, ziſchen und fauchen in kindlichem Uebermuth ihren Wärter an, werden endlich verständig, erkenntlich für gute Behandlung und allmählich zahm. Auch an Verwandte gewöhnen sie sich, schließen mit Hunden einen Freundschaftsbund und können, verbürgt scheinenden Angaben zufolge, mit anderen großen Katzen, beispielsweise mit Löwen, in ein so inniges Verhältnis treten, daß sie eine Paarung eingehen und Blendlinge erzeugen.

Man hat in neuester Zeit auch Tiger oft in hohem Grade gezähmt. Sehr häufig wagen die Thierbändiger, zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger sich denen, welche ihm schmeicheln, anhänglich und zugethan, erwiedert auch wohl Liebkosungen oder nimmt sie wenigstens ruhig hin; doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl bloß so lange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er von diesem sich mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie, nicht, weil man sich vor seiner Tücke, sondern weil man sich vor seiner selbstbewußten Kraft zu fürchten hat. Tückisch, hinterlistig und falsch ist er ebenso wenig wie unsere Hauskatze, läßt sich aber ebenso wenig mishandeln wie diese und setzt sich zur Wehre, wenn ihm die Behandlung, welche der Mensch ihm anzuthun beliebt, nicht behagt. Ein schönes Tigerpaar, welches ich pflegte, begrüßte mich, so oft ich mich zeigte, mit einem eigenthümlichen Schnauben und leckte zärtlich die Hand, welche ich durch das Gitter streckte, ohne jemals auch nur daran zu denken, mir weh zu thun. Die Thiere wußten, daß ich es gut mit ihnen meinte und bewiesen sich dankbar. Hierfür haben sie so viele Belege gegeben, daß wenigstens ich an ihrem Wesen nicht irre werden kann. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich zeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des ersteren ließ sich der Tiger das letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen. Auch an Hunde gewöhnt sich der gefangene Tiger: man kennt ebenso wie bei dem Löwen Beispiele, daß einer oder der andere einen Hund, welcher zu ihm in den Käfig geworfen wurde, plötzlich in Gnaden aufnahm, später sogar zärtlich lieben lernte. Freilich darf man von einem Raubthiere seiner Art nicht Unmögliches verlangen. Seine Raubluſt ist ebenso schwer einzudämmen oder zu unterdrücken wie die des zahmsten Löwen oder unserer seit altersgrauer Zeit unter der Zuchtruthe des Menschen stehenden Katze: sie gehört eben zu seinem Sein und Wesen, ist untrennbar von ihm. Auf sie sind die falschen Urtheile zurückzuführen, welche man vernimmt. Ich finde es sehr begreiflich, daß auch ein jung aufgezogener Tiger, wenn er freikommt, Haus- oder andere Thiere überfällt und tödtet: denn er vermag nicht, seinem ihm angeborenen, durch seine Gestalt und Ausrüstung bedingten Triebe zu widerstehen; ich finde es ebenso durchaus

Digitized by Google

in der Ordnung, daß er dem Menſchen, welchem er aus irgend einem Grunde zürnt und grollt, ſeine Uebermacht gelegentlich fühlen läßt. Ihn deshalb aber falſch, treulos, hinterliſtig, tückiſch und ſonſtwie zu nennen, iſt abgeſchmackt. Auch aus uns wird ſelbſt die beſte Erziehung immer nur einen Menſchen, nimmermehr aber einen ſogenannten Engel machen können.

Die indiſchen Fürſten ſcheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunſt verſtanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja ſogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tartarei", ſagt Marco Polo, „hat in ſeiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchſe, womit er jagt, desgleichen viele Löwen, welche größer ſind als die von Babylon, ſchöne Haare haben und ſchöne Farben, nämlich weiße, ſchwarze und rothe Striemen, und brauchbar ſind, wilde Schweine, Ochſen, wilde Eſel, Bären, Hirſche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es iſt wunderbar anzuſchauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt ſie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das ſie ſich gewöhnen. Man muß ſie in Käfigen führen, weil ſie ſonſt gar zu wüthend dem Wilde nachlaufen, ſo daß man ſie nicht halten könnte. Auch muß man ſie gegen den Wind bringen, weil ſonſt das Wild ſie riechen und fliehen würde. Der große Khan hat auch Adler, welche Rehe, Füchſe, Wölfe und Damhirſche fangen, und braucht oft zu einer einzigen Jagd 10,000 Menſchen, 500 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechſelnd auf zehn Elefanten und hat im Walde eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holze, inwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt. Seine Jäger, Aerzte und Sternkundigen tragen Kleider mit Hermelin und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden koſtet."

Noch heutigen Tages laſſen die indiſchen Fürſten gefangene Tiger mit anderen ſtarken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten und Büffeln. Tachard ſah einen ſolchen Kampf in Siam. In eine Umzäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, deren Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand ſich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und ſuchte ſich, als er den Elefanten ſah, zu drücken, bekam aber von ihm ſofort einige Schläge mit dem Rüſſel auf den Rücken, daß er umſtürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, ſprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte ſich nach dem Rüſſel des Elefanten ſtürzen. Dieſen aber hob der Rieſe in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er hoch emporgeſchleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, ſondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufſprang gegen die Zuſchauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und ſie verſetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und ſie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, die erboſten Dickhäuter würden ihn wahrſcheinlich todtgeſchlagen haben: ſo geſchah es wenigſtens in Paris, wo man einmal dem perſiſchen Geſandten ein ähnliches Vergnügen bereiten wollte. Man ſagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüſſel feſt zu faſſen; doch ſoll der kluge Rieſe ſich ſehr in Acht nehmen, dieſes wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtſeins ſeiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeſchoren, flieht ſogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von deſſen Freundſchaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

Kämpfe zwiſchen Büffeln und Tigern oder Lanzenträgern und unſeren Raubthieren ſcheinen zu den Lieblingsvergnügungen der ſüdaſiatiſchen, insbeſondere der javaniſchen Großen zu gehören. Eduard von Martens und Jagor ſchildern faſt übereinſtimmend ein ſolches Schauſpiel. „Die Straße", ſo erzählt der letztgenannte, „war mit Zügen von Lanzenträgern bedeckt, welche man zu einem „Rompok" oder Tigerſtechen entboten hatte. Am folgenden Morgen begaben ſich der Reſident nebſt dem Regenten, von allen anweſenden Europäern gefolgt, nach einem Pavillon, um einen Kampf zwiſchen Königstiger und Büffel mit anzuſehen. Ein etwa ſechs Meter hoher walzenförmiger Bambuskäfig enthielt einen bekränzten Büffel. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thüre geöffnet, welche zu einem daranſtoßenden, kleineren, den Tiger enthaltenden Käfig führte.

Digitized by Google

Alle warteten mit Spannung; der Tiger aber erſchien nicht. Erſt nachdem er ziemlich lange durch brennende Fackeln gepeinigt worden war, ſchlüpfte er aus dem kleinen in den großen Käfig, zeigte jedoch durchaus keine Kampfluſt. Er lief einige Male ängſtlich im Kreiſe herum, bis ihm der Büffel, welcher ihn anſcheinend mit dem Gleichmuthe eines Unbetheiligten betrachtet hatte, einen Stoß gab, worauf er vor Angſt an den Stäben in die Höhe kletterte. Durch kochendes Waſſer, Abſud von Pfeffer und Lanzenſtiche wurde er von dort vertrieben. Beide Thiere wurden unaufhörlich von den oben auf dem Käfige ſtehenden Leuten gereizt, bis der Tiger endlich einen Sprung that und in das rechte Ohr des Büffels feſt ſich einbiß, indem er ſeine Tatze zugleich in den Nacken ſeines Gegners tief einſchlug. Der Büffel verſuchte vergeblich ihn abzuſchütteln, brüllte laut vor Schmerz und ſchleifte ihn mehrmals auf dem Boden rings umher. Endlich ließ der Tiger los und erhielt ein paar ſo kräftige Stöße, daß er wie todt liegen blieb. Der Büffel beroch ihn; als aber der Tiger den Verſuch machte, nach ihm zu ſchnappen, erhielt er einen ſolchen Stoß, daß er wieder alle Viere von ſich ſtreckte. Die Zuſchauer waren jedoch noch lange nicht befriedigt und wendeten Pfeffer- und Stinkbrühen, Lanzen und brennende Fackeln an, um die erſchöpften Thiere noch einmal aneinander zu bringen. Vergeblich; die kleine Thüre wurde endlich wieder geöffnet, und der Tiger, durch Feuer zum Aufſtehen genöthigt, ſchlüpfte behend in ſeinen Käfig zurück.

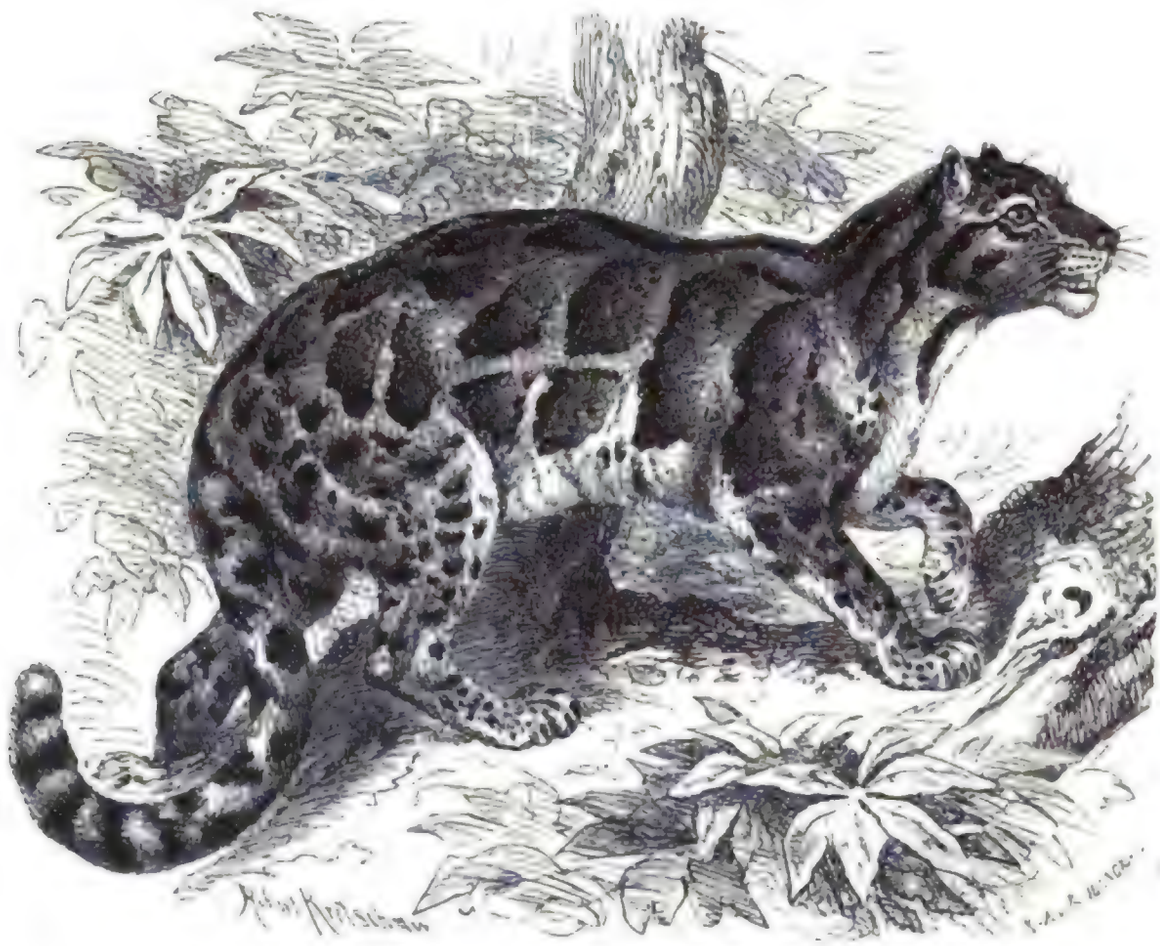
„Nachmittags um fünf Uhr fand auf dem Platze vor dem Hauſe des Regenten ein Rompok ſtatt. Der große viereckige Platz war mit mehreren Reihen von Lanzenträgern umgeben. Es mochten ihrer wohl über zweitauſend ſein. In der Mitte des Vierecks ſtanden zwei kleine, mit Stroh überſchüttete Käfige und ein dritter, höherer, in Form eines Daches. Die beiden erſten Käfige enthalten je einen Tiger. Ein dichter Kranz von Zuſchauern umgibt die Lanzenträger. Auf ein gegebenes Zeichen wird ein Käfig in Brand geſteckt; der Tiger aber will durchaus nicht erſcheinen. Es iſt dieſelbe arme Beſtie, welche ſchon heute Morgen vom Büffel ſo übel zugerichtet wurde. Schon fürchtete man, daß er verbrannt oder erſtickt ſei, als er endlich, mit dem Hintertheile zuerſt, zum Vorſcheine kommt. Kaum aber hat er ſich umgeſehen, ſo läuft er in den brennenden Käfig zurück, und es dauert abermals geraume Zeit, bis er zum zweiten Male heraustritt. Ohne ſich vom Platze zu rühren, muſtert er genau die Umgebung und ſpäht ängſtlich nach einem Schlupfwinkel. Da er keinen Schritt thut, ſetzt ſich das mit Bewaffneten angefüllte, dachförmige Geſtell, aus deſſen Oeffnungen die langen Lanzen hervorragen, in Bewegung und zwingt endlich das Thier, ſich zu erheben. Da der Tiger faſt immer gegen die Richtung des Windes läuft, ſo war die Windſeite am ſtärkſten bemannt worden; diesmal aber wich er mit richtigem Takte von ſeiner Gewohnheit ab, ſtürzte ſich plötzlich auf eine ſchwach bemannte Stelle in der Nähe unſeres Pavillons und machte einen verzweifelten Verſuch, durchzubrechen. Kaum hatte er die Stelle erreicht, als er von zwanzig Lanzen durchbohrt zu Boden ſank. Man ſteckt den zweiten Käfig in Brand. Der muthige Inſaſſe desſelben ſpringt mit einem Satze heraus, ſtutzt, muſtert ſeine Feinde, ſetzt ſich in Lauf und verſucht an der Windſeite einen Durchbruch. Dort zurückgedrängt, wiederholt er einige Schritte weiter denſelben Verſuch, wird aber ſogleich durchbohrt, indem alle Naheſtehenden, unfähig, ihre Leidenſchaft zu zügeln, ihm ihre Lanzen in den Leib ſtoßen.“

Martens ergänzt Jagors Schilderungen noch dahin, daß zwei, nur mit dem Kris bewaffnete Leute den Kaſten öffnen müſſen. „Es iſt heilige Sitte, daß ſie langſamen Schrittes, ohne umzuſchauen, ſich wieder entfernen, und nie ſoll es vorgekommen ſein, daß einer vom Tiger verletzt worden wäre.“ Dies ſcheint ſehr erklärlich; denn das Raubthier, durch die Gefangenſchaft niedergebeugt, fühlt angeſichts der zahlreichen Menſchen durchaus keine Luſt zum Angriffe, und deren ſicheres Auftreten beſtürzt ihn. Wahrſcheinlich wären die Männer eher in Gefahr, wenn ſie ängſtlich davon liefen.

Die Alten lernten den Tiger erſt ſehr ſpät kennen. In der Bibel ſcheint er nicht erwähnt zu werden, und auch die Griechen wiſſen noch ſehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell geſehen, nicht aber das Thier ſelbſt, von dem er durch die

Digitized by Google

Inder erfahren, daß es ſo groß wie das ſtärkſte Pferd ſei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geſchöpfe übertreffe. Erſt Strabo ſpricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war er bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als ſie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten dieſe auch Tiger und brachten ſie nach Rom. Plinius ſchreibt, daß zuerſt Scaurus im Jahre 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfige gezeigt habe. Claudius beſaß ihrer vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus ſpannte ſie ſogar vor ſeinen Wagen, um den Bacchus vorzuſtellen. Avitus endlich ließ in einem Schauſpiele ihrer fünf tödten, was früher nicht geſehen worden war.



Nebelparder (Neofelis macrocelis). 1/10 natürl. Größe.

Ebenſowenig wie der Löwe hat der Tiger Verwandte im engeren Sinne des Wortes; denn ſeine Sippſchaftsgenoſſen, von denen einer, der Höhlentiger, Mitteleuropa bewohnte, ſind ausgeſtorben. Eine ſüdaſiatiſche ſtreifenfleckige Katze, der Nebelparder oder Rinau Dahau (Neofelis macrocelis, Felis, Tigris macrocelis, F. Diardii, nebulosa, macroceloides), nähert ſich durch ſeinen langgeſtreckten Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, den kleinen, ſehr ſtumpfen Kopf mit den gerundeten Ohren und den langen, weichen Pelz noch am meiſten dem Königstiger, iſt jedoch nicht nur weit kleiner als dieſer, ſondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterſchieden. Die Grundfarbe ſeines Pelzes, ein ins Aſchgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, ſpielt an den Untertheilen ins Lohfarbene. Kopf, Füße und Unterleib ſind mit vollen, ſchwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderſeits

des Halſes verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden; über den Rücken ziehen ſich zwei ähnliche hinab; ſchmälere Binden finden ſich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesſeiten und Hüften liegen unregelmäßige, winkelig geſäumte ſchwarze Flecken, ebenſolche auch auf dem Schwanze. Die Mundränder ſind ſchwarz geſäumt, die Ohren außen ſchwarz mit grauen Flecken. Die Länge des Leibes beträgt ungefähr einen Meter, des Schwanzes 60 Centim.

Bis vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenſo ſelten in den Muſeen als in den Thiergärten, und erſt ſeit einiger Zeit ſieht man ihn in den größeren Anſtalten, doch noch immer ſehr einzeln. Die Eingeborenen der Inſel Sumatra, woſelbſt der eigentlich in Siam und auf Borneo heimiſche Nebelparder ebenfalls vorkommt, verſichern, daß er nichts weniger als wild ſei und ſich bloß von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Unter letztere müſſen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen er oft großen Schaden zufügt. Der auf Sumatra übliche Name deutet, wie man ſagt, auf das Baumleben des Nebelparders hin. Es wird behauptet, daß er den größten Theil ſeines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf ſeine Beute laure und als geſchickter Kletterer ſie hauptſächlich im Geäſte und Gezweige verfolge.

Allem Anſcheine nach iſt der Nebelparder ein ſo gemüthlicher Geſell, als dies ein Mitglied des Katzengeſchlechtes ſein kann. Hinſichtlich ſeiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, zeigt er ſich auffallend mild in ſeinem Weſen. Zwei Stück, welche Raffles beſaß, waren außerordentlich behagliche Thiere und zeigten beſonders viel Luſt zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche ſie ganz nach Art unſerer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetſcher ihrer Seelenſtimmung zu gebrauchen verſtanden, bildeten den Hauptgegenſtand ihrer gegenſeitigen Beluſtigung. Außerdem waren aber auch rollende oder ſchnell ſich bewegende Sachen für ſie der höchſten Theilnahme werthe Dinge. Man konnte ſie ſtreicheln und liebkoſen, ohne befürchten zu müſſen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden; ſie erwiederten im Gegentheile die Freundlichkeit, welche man ihnen ſpendete. Auch befreundeten ſie ſich mit anderen Thieren; einer von ihnen ſchloß, als er am Bord des Schiffes ſich befand, innige Freundſchaft mit einem Hündchen, ſeinem Mitreiſenden, und übte ſeine Spielluſt an dieſem kleinen Gefährten in höchſt rückſichtsvoller Weiſe aus, indem er ängſtlich beſorgt war, ihm durch ſeine bedeutende Stärke nicht zu ſchaden. Während er im Schiffe war, beſtand ſeine hauptſächlichſte Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, ſeine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verſpeiſen ſtürzte er ſich nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend geweſen wäre, biß es in den Hals und verſuchte, das Blut zu ſaugen. Manchmal ſpielte er ſtundenlang mit dem Vogel, gerade ſo, wie es die Katzen mit Mäuſen zu thun pflegen, und erſt, nachdem er eine geraume Zeit mit ihm ſich vergnügt hatte, ging er an das Freſſen.

Ein ſehr ſchöner und geſunder Nebelparder befindet ſich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und iſt beſtändig ein Gegenſtand der Anziehung und Theilnahme für alle Beſchauer. Er iſt ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht, wie mit einer gutmüthigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geiſtig verwandte Katze. Auf einem dicken Zweige, welcher in ſeinem Käfig aufgeſtellt iſt, nimmt er die allerſonderbarſten und zum Theil ſehr unbequeme Stellungen ein. Einmal ſah man ihn ſeiner vollen Länge nach auf einem faſt wagerechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Aſtes herabhängend, wie dies ſonſt nur noch Leoparden zu thun pflegen.

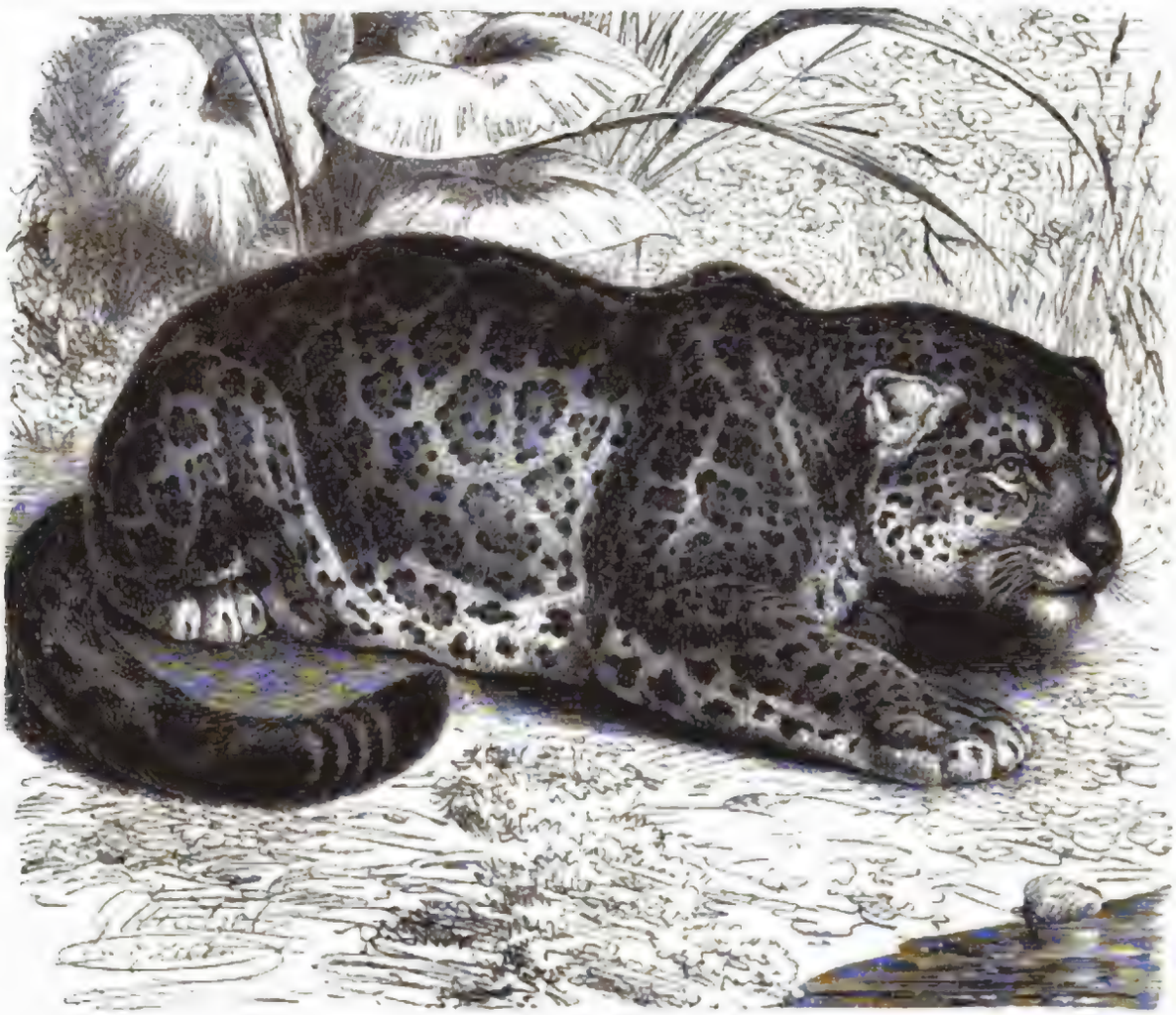
*

Die ſchönſten Mitglieder der ſchönen Katzenfamilie ſind die Pardel (Leopardus), große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, ſehr buntem, durch geſäumte, d. h. ringförmig einen Hof umſchließende oder durch volle Flecken gezeichneten Fell, ohne Mähne, Quaſten und Pinſel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und ſchönen großen, rundſternigen, leuchtenden Augen. Sie

Digitized by Google

bewohnen die alte und die neue Welt und ſtimmen in ihrem Leben, ihren Lebensverhältniſſen und Sitten im weſentlichen mit einander überein.

Unter ihnen ſteht das gefürchtetſte aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza, Felis onza, panthera), als das größte und ſtärkſte Mitglied der Gruppe obenan. Wir kennen ihn ſchon aus den erſten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen ſind; doch hat auch jetzt noch immer faſt jeder Reiſende etwas über ihn zu berichten.



Jaguar (Leopardus Onza). 1/10 natürl. Größe.

Daß bei den Beſchreibungen viele Fabeln unterlaufen, iſt leicht erklärlich: letztere beweiſen eben nur die Furchtbarkeit, oder beſſer noch das Anſehen, in welchem das Thier bei den einheimiſchen und eingewanderten Amerikanern ſteht. Durch Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor allem durch Rengger ſind wir mit ihm genau bekannt geworden.

Der Jaguar ſteht hinſichtlich ſeiner Größe wenig hinter dem Tiger zurück und übertrifft ſomit alle übrigen Mitglieder der Familie, ſelbſtverſtändlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Geſtalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit und erſcheint etwas ſchwerfällig. Der Körper iſt nicht ſo lang wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen ſind im Verhältnis zum Rumpfe kürzer als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachſener Jaguar mißt nach Rengger 1,45 Meter von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel und 68 Centim. von hier bis zur Schwanzſpitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindeſtens ebenſo groß wie der Königstiger waren. Am Wiederriſte wird die Unze etwa 80 Centim. hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz iſt kurz, dicht, glänzend und weich, an der Kehle, dem

Untertheile des Halſes, der Bruſt und dem Bauche länger als an dem übrigen Körper. Die Färbung ändert vielfach ab, ebenſo wohl was die Grundfarbe als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meiſten iſt jene röthlichgelb, ausgenommen im Inneren des Ohres, an der unteren Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterſeite ſowie an der Innenſeite der vier Beine, wo Weiß vorherrſcht. Das Fell iſt überall gezeichnet, theils mit kleineren ſchwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregelmäßig geſtalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen, welche gelblichroth und ſchwarz umrandet ſind und in ihrer Mitte einen oder zwei ſchwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden ſich beſonders am Kopfe, am Halſe, an der Unterſeite des Leibes und an den Gliedmaßen, ſind da, wo die Grundfarbe weiß iſt, ſpärlicher, aber größer und unregelmäßiger als an den übrigen Theilen und bilden zuweilen an der inneren Seite der Beine Querſtreifen. Auch an der hinteren Körperhälfte ſind ſie größer als an der vorderen, und am hinteren Dritttheile des Schwanzes, welches ſchwarz iſt, bilden ſie zwei bis drei volle, d. h. um den Ober- und Untertheil des Schwanzes ſich ziehende Ringe. Bei allen Abänderungen findet ſich immer ein ſchwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hinteren Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen, welche auf dem Kreuze ſich in zwei theilen, zuſammen; an den Seiten des Körpers bilden ſie mehr oder minder gleichlaufende Reihen. Etwas genaueres läßt ſich nicht ſagen, denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet ſind. Der weibliche Jaguar hat im allgemeinen etwas bläſſere Färbung als der männliche, auch weniger ringförmige Flecken am Halſe und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes. Eine ſchwarze Spielart iſt nicht allzuſelten. Das Fell hat bei ihr ſo dunkle Färbung, daß die ſchwarzen Flecken wenig ſich abheben. Ein allgemein verbreiteter Glaube ſchreibt, laut Henſel, ungerechtfertigter Weiſe ſolchen ſchwarzen Jaguars beſondere Wildheit zu.

Der Name Jaguar ſtammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette", d. h. „Körper des Hundes" nennen. Bei den Spaniern heißt er Tiger, bei den Portugieſen gemalte Onze oder Unze; und unter dieſem Namen wird er auch oft von den Reiſebeſchreibern erwähnt. Sein Verbreitungskreis reicht von Buenos-Ayres und Paragay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den ſüdweſtlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigſten findet er ſich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Panama, Paragay und Urugay, am ſeltenſten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig iſt er überall weit ſeltener, als er es früher war, auch ſchon weit ſeltener als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angibt, alljährlich noch zweitauſend Jaguarfelle nach Europa geſandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüſſe und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über zwei Meter hohe Gras- und Schilfarten wachſen. Auf offenem Felde und im Inneren der großen Wälder zeigt er ſich ſelten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Wo ihn die Sonne überraſcht, legt er ſich nieder, im Dickichte des Waldes oder im hohen Graſe, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er ſich, laut Azara, im hohen Graſe oder in den unterirdiſchen Höhlen, welche die dort ſich umhertreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen. Manchmal benutzt er eine verlaſſene Indianerhütte zeitweilig zu ſeiner Wohnung. „Ein Indianer", erzählt Humboldt, „fand, als er ſeine Hütte wieder aufſuchte, dieſelbe von einem Jaguarweibchen und deſſen beiden Jungen beſetzt. Die Thiere hatten ſeit mehreren Monaten ſich hier aufgehalten, und es gelang dem Eigenthümer erſt nach langem Kampfe ſie herauszubringen."

In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenſcheine, nie aber in der Mitte des Tages oder bei ſehr dunkler Nacht, geht der Jaguar auf Raub aus. Alle

Digitized by Google

größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden seine Nahrung. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind kann er im Falle der Noth sich bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet. Das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig, wild und scharf, das Gehör vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders entwickelt; doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So erscheint er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er ist kein Kostverächter. Azara fand in seinem Kothe die Stacheln eines Stachelschweins, Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und versteht Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß er sogar den Kaiman nicht verschont, obschon die nachstehende Angabe Hamiltons als ein albernes Märchen angesehen werden muß: „Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben in beständigem Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an Flucht oder Gegenwehr denkt. Gelingt es dagegen dem Alligator, den Feind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vortheile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, seine Ohnmacht im Wasser wohl erkennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß schwimmen will, zuvor am Ufer ein fürchterliches Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verscheuchen.“ Man braucht eben nicht Naturforscher zu sein, um die Abgeschmacktheit solcher Erzählungen zu erkennen und sie ohne weiteres zu widerlegen. Daß die Unze Kriechthiere verzehrt, ist nach den Beobachtungen von Humboldt, des Prinzen von Wied und Bates nicht in Abrede zu stellen. „Der Jaguar“, sagt Humboldt, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande und, um sie bequemer verzehren zu können, wendet er sie um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben mordet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheile. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden.“ Prinz von Wied bestätigt diese Angabe. „Die rein ausgeleerten Panzer der Waldschildkröte“, so erzählt er, „findet man häufig in den großen Wäldern, und die brasilianischen Jäger wenigstens behaupten, daß es die Unze gethan habe. Oefters waren diese Schalen der Schildkröte ausgeleert, wahrscheinlich mit den Klauen, und dabei übrigens nicht beschädigt, öfters aber ein Theil des Panzers weggebissen.“ Auch der Hamilton'schen Erzählung liegt ein Körnlein Wahrheit zu Grunde. Der glaubwürdige Bates sah bei einem Jagdausfluge eine frische Jaguarfährte an einem Tümpel mit sehr schlammigen, frisch aufgerührtem Wasser, hörte bald darauf das Rauschen der Gebüsche, in denen das gestörte Raubthier verschwand und fand einige Schritte weiter hin die Ueberreste eines bis auf den Kopf, das Vordertheil und die Panzerhaut aufgefressenen Alligators. Das Fleisch war noch ganz frisch und um den Leichnam herum die Fährte des Jaguar deutlich erkennbar; es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß der Alligator der Unze zum Frühstücke gedient hatte.

„Für einen geübten Jäger“, sagt Rengger, „ist es nichts seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann langsam und leisen Schrittes nach dem Ufer heranschleichen, wo er insbesondere den größeren Halbhufern oder Wasserschweinen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch

geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerschweinchen bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er demselben sich zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um diesem von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, ungesehen dem Wilde sich zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Fischer achten, wenn sie abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Wasserschweine wittern ihn von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will übrigens Jaguare gesehen haben, welche hinter den Thieren her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er dem Wilde nicht sich nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsche auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft versteckt er sich bloß in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Auf Bäumen lauert er niemals, obgleich er sehr gut klettert."

In Viehherden richtet der Jaguar bedeutenden Schaden an. Er stellt besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Thiere in ganz außergewöhnlicher Weise tödte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken oder an das Gehörn setze, mit der anderen die Spitze der Schnauze packe und den Kopf so schnell herumdrehe, daß er seiner Beute augenblicklich das Genick breche. Rengger hat dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil", fährt er fort, „habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Thier ist, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paragay hört man zuweilen sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sein. Die Kühe sogar vertheidigen ihr Junges mit Vortheil gegen den schlimmen Feind, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß sie bei dessen Annäherung sich in einen Kreis stellten und die Jungen in die Mitte nähmen, wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen; die ganze Herde zieht sich im Gegentheil sogleich ins offene Feld zurück, wenn ihr ein Jaguar naht, und bloß die Stiere und Ochsen bleiben unter Gebrüll, mit ihren Hörnern und Füßen die Erde aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden ihm zur leichten Beute, wenn sie den Wäldern sich nähern. Die ersteren suchen noch hier und da durch die Flucht sich zu retten; die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Thieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Wetter von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Bloß Hengste sollen durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar sich vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebenso wohl im Wasser wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. So soll er, um nur ein

Digitized by Google

Beiſpiel dieſer Fabelei anzuführen, die Fiſche durch den Schaum ſeines Speichels oder indem er mit ſeinem Schwanze auf die Oberfläche des Waſſers ſchlägt an ſich heranlocken. „Ein verſtändiger Jäger aber", ſagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rath für meine Reiſen verdanke, belehrte mich eines beſſeren, und eigene Beobachtungen beſtätigten mir ſpäter die Wahrheit ſeiner Ausſage. Als ich an einem ſchwülen Sommerabende von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hauſe fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demſelben und verſteckten uns hinter die überhängenden Weidenbäume, um ſein Treiben zu beobachten. Zuſammengekauert ſaß er an einem Vorſprunge des Ufers, wo das Waſſer einen etwas ſchnellen Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalte eines Raubfiſches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er ſeinen Blick aufs Waſſer, indem er ſich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe ſpähen wollte. Etwa nach einer Viertelſtunde ſah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Waſſer geben und einen großen Fiſch ans Land werfen. Er fiſcht alſo ganz auf gleiche Art wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, ſo zehrt er dasſelbe mit Haut und Knochen ſogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergleichen frißt er bloß einen Theil, ohne Vorliebe für dieſes oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er ſich in den Wald zurück, entfernt ſich aber in der Regel nicht weiter als eine Viertelſtunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt ſich dann dem Schlafe. Des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu ſeiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt nunmehr den Reſt den Geiern. Dieſe machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch ſchon während ſeiner Mahlzeiten die Beute ſtreitig. „Unweit San Fernando ſahen wir den größten Jaguar, der uns auf unſerer ganzen Reiſe vorkam. Das Thier lag im Schatten hingeſtreckt und ſtützte eine ſeiner Tatzen auf ein eben erlegtes Waſſerſchwein. Eine Menge Geier hatten ſich um dieſen amerikaniſchen Thierkönig verſammelt, um, wenn derſelbe etwas von ſeiner Mahlzeit übrig ließe, ſolches zu verzehren. Sie näherten ſich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeſte Bewegung desſelben ſchreckte ſie ſtets wieder zurück. Das Plätſchern unſerer Ruder bewog ihn, langſam aufzuſtehen und ſich in die Gebüſche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Waſſerſchwein zu verzehren; allein der Tiger ſprang mitten unter ſie und trug ſeine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald."

Mehr als zweimal frißt der Jaguar, nach Renggers Angabe, nicht von einem getödteten Thiere, noch weniger würde er ein Aas berühren. In der Regel kehrt er, nachdem er ſich geſättigt hat, überhaupt nicht wieder zum Raube zurück. Hat er ſeinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, ſo ſchleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch ſo ſchwer ſein, dem Gebüſche zu. Unter Umſtänden trägt er eine ſchwere Beute ſogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azara's Wohnung tödtete ein Jaguar ein Pferd, ſchleifte dasſelbe ſechszig Schritte über einen Brachacker hinweg, ſprang dann mit ihm in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der entgegengeſetzten Seite in Sicherheit. Andere Reiſende wollen beobachtet haben, daß er von zwei zuſammengekoppelten Mauleſeln oder Pferden eines getödtet und das todte Thier trotz dem Sträuben des lebenden eine große Strecke Wegs fortgeſchleppt habe. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterſcheidet ſich hierdurch ſehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten. Wahrſcheinlich iſt der Grund darin zu ſuchen, daß ſie das Fleiſch dem bloßen Blute vorzieht.

Ein Jaguar, welcher den Menſchen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, ehrfurchtsvoll aus oder ſieht ihn neugierig aus der Ferne an. „Nicht ſelten", ſagt Rengger, „ſtießen wir während unſerer Reiſe in die Wildnis des nördlichen Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder ſich am Saume niederſetzten und unſeren Zug kaltblütig von weitem betrachteten. Es iſt ohne Beiſpiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut geſammelt wird, ein Menſch von einem Jaguar zerriſſen worden iſt.

Digitized by Google

Diejenigen Unzen aber, welche in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, sich aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. Man hat jährlich der Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Der allgemeinen Sage nach sollen sie des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge sich gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödtlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menschen nur durch Unvorsichtigkeit ihr Leben ein: die Vorsichtigen wissen regelmäßig sich zu retten. So laufen die Besuche, welche die Raubthiere den Fischern abstatten, während sie bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil die Schiffer beim geringsten Geräusche an Bord sich flüchten. Sie überlassen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleisch, und dieser nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher." Humboldt erfuhr letzteres wiederholt. „Wir bemerkten zu unserer Ueberraschung", sagt er, „daß die Jaguare hier unsere Feuer nicht scheueten. Sie schwammen über den Flußarm, welcher uns vom Lande trennte, und am Morgen hörten wir sie ganz in unserer Nähe brüllen." An einer anderen Stelle seines Reisewerkes berichtet er, daß ein Jaguar den treuen Hund der Gesellschaft so zu sagen zwischen den Lagerfeuern herausholte und wegschleppte. Der Hund hatte abends, als er die Unze brüllen hörte, unter der Hängematte seines Gebieters Schutz gesucht und war am nächsten Morgen doch verschwunden.

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er nämlich nicht sich vertheidigen muß. Soviel aber ist richtig, daß er vorzugsweise den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht so weit, daß in Paraguay ein Weißer, welcher unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, sich für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Wahrscheinlich hat die starkriechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas anziehendes für ihn, wie für manche andere Raubthiere. Man erzählt in Paraguay, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar stießen, denselben durch lauten Zuruf oder durch unverwandtes und starres Anschauen zurückgeschreckt haben; die Angabe erscheint nach Beobachtungen an anderen großen Katzen auch durchaus nicht unglaubwürdig.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal besonders gute Laune zu haben. „In Altures", erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen dies sah, ergriff es einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden." Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katze mit Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder hatte ihm wohl die Vertraulichkeit eingeflößt.

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sich zutragen. In der Ebene von Maynas verstreicht, nach Pöppig, kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, weil auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In einem dort gelegenen Meierhofe durften sich die Bewohner nach Sonnenuntergang gar nicht mehr aus den Hütten wagen; kurz vor Pöppigs Ankunft war ein

Digitized by Google

Knabe lebensgefährlich verwundet worden, welcher sich zu nahe an den starken Pfahlzaun des Hauses gelegt und deshalb eine Unze veranlaßt hatte, ihre Tatze durch die Zwischenräume zu stecken und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel zu reißen. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust die Narben von den Zähnen eines Jaguars, welcher ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt, laut Tschudi, die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letzteren zu fürchten, stürzt sie sich auf einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Die Furcht der Indianer vor dem gefährlichen Räuber ist groß; doch soll es vorgekommen sein, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Unze sah, die sein Eigenthum bei dem Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweines ergriff und so lange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrülle zurückzog.

Der Jaguar bleibt an einem und demselben Aufenthaltsorte, so lange er hier etwas erbeuten kann und man ihn nicht gar zu sehr beunruhigt. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen, und raubt bei einzelnstehenden Hütten Pferde und Hunde weg, ohne sich viel um den Menschen zu kümmern. Alte Unzen nähern sich gern den Wohnungen, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß sie dort leichter Nahrung finden als in der Wildnis. In den deutschen Ansiedelungen, welche nahe am Walde liegen, rauben sie, laut Hensel, hauptsächlich Hunde und Schweine. „Letztere werden des warmen Klima's wegen gewöhnlich in Ställen aufbewahrt, welche aus dicken Stangen nach Art der Vogelbauer zusammengesetzt sind. Der Jaguar greift zwischen den Stangen hindurch, faßt das Schwein und tödtet es entweder im Stalle, oder während er es durch die Sprossen zieht. Die Hunde werden trotz ihrer Wachsamkeit unversehens überfallen und eine kleine Strecke in den Wald hineingeschleppt, wo sie der Jaguar meist erst zu tödten pflegt. In einigen Schädeln solcher Jaguare, welche längere Zeit hindurch Hunde und Schweine geraubt hatten, waren die Zähne so stark abgenutzt, daß wohl nur das hohe Alter und die damit verbundene Noth die Dreistigkeit der Thiere erklären konnten."

Auf seinen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem anderen schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den bei einer deutschen Meile breiten Parana. Wenn er aus dem Wasser steigt, sieht er sich um, schüttelt den Leib und nachher jede Pfote für sich und setzt erst hierauf seinen Weg weiter fort.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten; allein er ist auch im Wasser noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn so wie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war", erzählt Rengger, „im Jahre 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glücke bloß lächerlichen Auftrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paragayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von ein bis zwei Meter feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sichs die Schiffer versahen, den

Digitized by Google

Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann.

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa-Real wurde im Jahre 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corientes, Goya, Bajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in Santa Fé landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier in eine Stadt sich verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht.

„Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Tiefe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hülfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, mag man aus Folgendem sehen. Ein Indianer jagt am Ufer des Stromes, begegnet einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann kopfüber ins Wasser; im Augenblicke des Sprunges aber hat ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirt ihm den ganzen oberen Theil des Schädels, daß der Hautlappen in den Nacken herabhängt. Und doch besitzt der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen.“ Von einer anderen fürchterlichen Verwundung erzählt Schomburgk. Ein Neger war in Begleitung eines Indianers und drei seiner Hunde auf die Jagd gegangen. Da trieben die letzteren einen Jaguar aus seinem Lager auf, jagten ihn auf einen halbentwurzelten Baum und verbellten ihn dort. Der Neger nähert sich auf achtzig Schritte und feuert, trifft aber nicht tödtlich. Mit wenigen Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Weidmann unwillkürlich in den Rachen des blutgierigen Raubthieres gefahren sein; denn, als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm zu Hülfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Weidmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser dem schon mit dem Tode kämpfenden Neger noch das ganze Fleisch von den Schultern herabriß.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wann die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Sie lassen dann öfter als in jeder anderen Jahreszeit ihr Gebrüll ertönen, ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu“, welches wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetterveränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr oft halbe Nächte fortdauerndes Gebrüll den baldigen Eintritt des Südwindes an. Die Paragayer, welche bei Aenderung des Wetters viel an Gichtschmerzen leiden, glauben, daß dies auch bei dem Jaguar der Fall sei und sein Geschrei durch ähnliche Schmerzen erpreßt werde.

„Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Theil gewöhnlich von selbst zurückzieht.

Digitized by Google

Die Begattung geschieht unter fortwährendem eigenen Geschrei und wahrscheinlich nach längerem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Beide Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, bleiben sie sich doch den ganzen Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entre-Rios durch ein aus dem Busche hervorspringendes Männchen zerrissen, im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß.

„Die Tragzeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie von drei bis dreiundeinhalb Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei, selten drei der Sage nach blinde Junge, und zwar im undurchdringlichsten Dickichte des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein: sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander.“ In der Färbung unterscheiden sie sich von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich.

In Paraguay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen werden, weil sie sonst nicht mehr sich bändigen lassen. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzenkost vertragen sie nicht, rohes Fleisch macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn auf und zeigen Freude bei seinem Wiedersehen. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen zum Sprunge sich fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch bloß, so lange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn Jemand ihnen sich nähert. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücken davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen bloß die Gelenke. Nach der Mahlzeit legen sich zahme Jaguare gern in den Schatten und schlafen, und haben sie sich satt gefressen, so erzürnen sie sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihnen spielen; auch Hausthiere und Hausgeflügel, welches ihnen sonst nicht nahen darf, können dann unbeschadet an ihnen vorbeigehen. Man hält die gefangenen in Südamerika nicht in Käfigen, sondern bindet sie mit einem ledernen Seile im Haushofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaume an. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu nagen. Ihr Athem hat, wie bei fast allen Raubthieren, einen üblen Geruch, ebenso das frische Fell, das Fleisch und das Fett, der Harn und der Koth. Der Geruch des Fettes ist so durchdringend, daß man Füchse, Meerschweinchen und andere Thiere vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in deren Wohnkreise damit bestreicht. Auch selbst muthige Pferde springen scheu zurück, wenn man ihnen solches Fett unter die Nüstern hält.

Schon ganz junge Jaguare haben scharfe und spitze Zähne; im ersten Jahre werden dieselben gewechselt, nach zwei bis drei Jahren haben sie ihre volle Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre

Digitized by Google

Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten: sie können vermöge ihrer ungeheueren Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So sah Rengger einen zahmen und in dieser Weise verstümmelten Jaguar, auf welchen die Kinder des Hauses ohne Scheu sich zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, ein zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl ihm das Kind sogleich entrissen wurde, hatte er mit seiner zahnlosen Kinnlade doch schon einen Arm zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu sich kam. Weibliche Jaguare sind leichter zähmbar als männliche, und wenn man den letzteren durch Beschneidung einen Theil ihrer Wildheit zu nehmen sucht, werden sie fast noch tückischer als vorher, gehen auch, weil sie sehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. So lange sie noch jung sind, kann man sie durch Schläge bändigen; später hält es schwer, ihrer Meister zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit sind dem Jaguar fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

In den Käfigen unserer Thiergärten und Thierbuden benimmt sich der Jaguar wie seine Verwandten, die altweltlichen Pardel. Die von mir nach Beobachtung verschiedener Jaguare in Thiergärten gefaßte Meinung, daß er schwieriger als andere Pardel sich zähmen und kaum zum „Arbeiten" abrichten lasse, ist durch Kreuzberg, einem unserer erfahrensten und geschicktesten Thierbändiger, widerlegt worden. Gerade die wildesten Jaguare werden in der Regel die gelehrigsten Schüler eines Meisters dieser gefährlichen Kunst, müssen jedoch erst vollständig sich bewußt geworden sein, daß sie an dem Bändiger einen Herrn über sich haben, gegen dessen Willen jede Auflehnung vergeblich ist.

Gefangene Jaguare haben sich wiederholt fortgepflanzt, und zwar nicht allein in Thiergärten, sondern auch in Thierschaubuden. Ebenso paaren sich Jaguar und Leopard, Panther und Sundapanther und erzielen kräftige, fortpflanzungsfähige Blendlinge. Der von Fitzinger als eigene Art aufgestellte Grauparder (Leopardus poliopardus) war, nach der von Kreuzberg mir gegebenen Versicherung, der Sprößling eines Jaguars und eines schwarzen Sundapanthers. Beide Pardel, Jaguar und Sundapanther, haben verschiedene Male erfolgreich sich gepaart und jedesmal ähnliche Blendlinge erzeugt; und einer der letzteren warf, nachdem er mit einem Leoparden gekreuzt worden war, Junge, von denen das eine dem Vater Leopard, das andere der Mutter Grauparder in allen wesentlichen Stücken glich. Dies zur Vervollständigung und beziehentlich Berichtigung der in der ersten Auflage unseres Werkes enthaltenen Angaben.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er sein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er bloß in den einsamsten Wildnissen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerika's stirbt kaum eine Unze eines natürlichen Todes. Gleichwohl trifft man auch noch hier sehr alte Thiere an. So schoß ein Franzose nahe bei einem Landhause ein Weibchen, dessen Haut krätzig und dessen Gebiß ganz abgenutzt war; hier fehlten schon die hintersten oberen Backenzähne. Solche Fälle sind selten; die meisten Jaguare sterben in der Blüte ihrer Jahre durch die Kugel, den Giftpfeil oder das Messer. Ihre Jagd kann wegen der Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, zur Leidenschaft werden, obschon der Jäger gewöhnlich zuletzt sein Leben unter den Krallen eines Jaguars aushaucht. Die älteste Jagdart ist wohl die tückischste und sicherste. Aus einer riesigen Bambusart fertigt sich der Indianer seine uralte Waffe, ein Blasrohr, aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen als die Kugeln aus

Digitized by Google

der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem mörderischen Urarigift getränkt. Haben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stöbern das Raubthier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkte. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem anderen. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welche die Geschosse ihr beibringen, hält vielleicht das Pfeilchen bloß für einen Dorn, der sie verwundete, erfährt aber schon nach wenigen Minuten, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken: ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht, sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener als diese heimtückische Jagd ist folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Elnbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe wie unser Bär in die Höhe und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm vor und stößt ihm, mit dem Körper etwas nach rechts ausweichend, den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um so eher zu Boden, als es ihm schwer wird, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödtlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, welcher ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Bajada, welcher über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd doch das Leben ein. Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen seiner Jagden den Namen „Matador de Tigres“ (Tigertödter) erhalten hatte. Dieser kühne Mann hatte viele Jaguare ebenfalls mit dem Messer erlegt.

Wie man Rengger versicherte, gibt es tollkühne Jäger, welche bloß mit einer Keule den Jaguar angreifen. Auch sie sollen sich den linken Arm mit einem Schaffelle umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden seine Niederlage. „Diese zweite Art, den Jaguar zu jagen“, sagt Rengger, „habe ich nie selbst gesehen; jedoch scheinen mir die darüber erhaltenen Nachrichten nicht unglaubwürdig, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigstens für einige Tage, an den hinteren Gliedern lähmen kann.“ Nach Angabe desselben Beobachters wird die Unze in Paraguay meist auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Wenn dieser schon mehrmals gejagt worden ist, geht er auf das erste Anschlagen der Hunde davon; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch oft das Opfer ihres Muthes. Ohne sonderliche Anstrengung bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der besten Doggen können einen ausgewachsenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger des Jaguars ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Nach einem Treffschusse fallen die Hunde über ihren grimmig gehaßten Feind her und drücken ihn zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird.

Digitized by Google

Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrülle auf den Schützen los. Sobald er sich auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, welche ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird. Während des Kampfes suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenstich darf ja nicht von vorn gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist; es könnte demnach das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchgleiten. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier mit der Lanze an den Boden festnageln zu wollen; denn es ist ihm, obschon durchbohrt, ein leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seinen Gegner sehr übel zurichten. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sicheren Schuß auf ihn, wird jedoch nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er ihn fehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt er sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher zu überlegen, mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich dann mit Kolbenschlägen, Lanzenstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte; denn, ehe sichs der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, schlägt mit einer Tatze nach Kopf und Schultern und wendet mit der anderen die vorgehaltenen Waffen ab. In solchen Augenblicken verlassen oft die erprobtesten Jagdgefährten einander, und auch die beherztesten und geübtesten Männer laufen immer einige Gefahr; denn da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hindernisses, um den Stoß des Lanzenträgers unsicher zu machen.

Die Paragayer greifen den Jaguar übrigens auch bloß mit der Lanze an. Wenn er auf einen Baum geklettert ist, suchen sie ihre Schlinge, welche sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe vermittels einer oben eingekerbten Stange ihm anzulegen. Hiergegen scheint er wenig sich zu sträuben, muß aber bald sehen, wie unbedachtsam dies war; denn sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt wurde, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter ihm, falls er noch lebend und kräftig ist, eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise aber noch leichter erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft, weil er hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, es gar nicht wagt, sich zu vertheidigen, sondern in großen Sprüngen zu entfliehen sucht. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf das zurückkehrende Raubthier. Doch soll es vorgekommen sein, daß Jaguare, welche auf diese Weise leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus oder stellt bei einem vom Jaguar getödteten Opfer Selbstschüsse.

Eine der Erwähnung werthe Jagdgeschichte erzählt Tschudi nach Mittheilungen eines eingeborenen leidenschaftlichen Jägers. „Vor einigen Wochen wäre diesem seine Leidenschaft beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte vormittags im Walde gejagt und wollte später das erlegte

Digitized by Google

Wild abholen. Von einem kleinen Buben und ein Paar Hunden begleitet, begab er sich an die Stelle, wo er das erlegte Reh an einen Baum gehängt hatte. Eben im Begriffe es los zu lösen, erblickt er auf fünfzehn Schritte Entfernung eine mächtige Unze auf einem niedrigen Felsen sich sprungbereit machen. Der Bube schreit auf und klammert sich an seinen Vater. In demselben Augenblicke springt einer der Hunde, welcher das in der Höhe lauernde Raubthier nicht gewittert hatte, herbei, und dieses stürzt sich auf letzteren. Es gelingt dem Jäger, von seinem geängstigten Kinde sich losmachend, die Unze durch einen Schrotschuß auf kaum drei Schritte Entfernung zu erlegen. Es war ein Weibchen von seltener Größe, welches gewöhnlich in einer nah gelegenen Höhle hauste. Nach dem Schusse sah unser Nimrod zwei schon starke Junge in die Höhle sich flüchten; es war ihm jedoch nicht möglich, sie heraus zu bekommen, und er versetzte daher den Eingang mit Steinen. Zehn bis zwölf Tage später führte ihn sein Weg auf der Jagd wieder an dieser Stelle vorbei, und zu seiner Ueberraschung erblickt er die eine der jungen Unzen gierig an den Knochen ihrer Mutter nagen. Er erlegte sie. Sie war ganz ausgehungert und hatte wahrscheinlich mehrere Tage lang in der Höhle gelegen, bevor es ihr gelang durchzubrechen. Nur der größte Hunger konnte das Thier bewogen haben, diesen Fraß anzunehmen."

„Die meisten Hunde", berichtet Hensel, „haben solche Furcht vor ihrem Erbfeinde, daß sie bei der bloßen Witterung desselben die Haare sträuben und knurrend Schutz bei ihrem Herrn suchen. Besonders muthige Rüden nehmen die Fährte auf und treiben das Raubthier, ohne sich jedoch in seine unmittelbare Nähe zu wagen, und nur selten zeigt ein Hund so viel Kühnheit oder besser Frechheit, bis dicht an den Jaguar heranzugehen, während seine Jagdgenossen in einiger Entfernung zurückbleiben und ihn nur durch heftiges Bellen unterstützen."

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen bloß die Botokuden. Manche Indianer sollen auch das Fett genießen, trotz seines widrigen Geruches. Gewisse Theile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So meint man, daß das Fett gegen Wurmkrankheiten und die gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben dadurch ebenso stark und muthig zu werden wie das Raubthier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Ueberfällen bedrohen, werden, wenn sie getödtet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Thiere, sondern zauberhafte Wesen oder die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern ein noch heutigen Tages nicht ausgefochtener Streit, hinsichtlich der genauen Bestimmung dreier altweltlichen Katzen, welche man Leopard, Pardel oder Parder, Panther und Sundapanther genannt und bald als Abänderungen ein und desselben Thieres, bald als besondere Arten betrachtet hat. Zwei dieser Katzen, Leopard und Panther, wurden bereits von den Alten unterschieden, und darf man hierauf mehr Gewicht legen, als gemeiniglich geschieht. Uns möchte es schwer werden, auch nur halb so viele Felle zusammenzubringen, als die Römer lebende Leoparden und Panther bei einem einzigen ihrer Kampfspiele verwendeten; wir haben daher nicht das Recht, die von ihnen ausgesprochene Ansicht unbedingt in Abrede zu stellen. Sie zu widerlegen, dürfte nach unserer heutigen Kenntnis der lebenden Thiere unmöglich sein. Schlecht ausgestopfte Pardel wird man nur sehr schwer bestimmen können, lebende dagegen erkennen erfahrene Thiergärtner, Händler und Thierbändiger auf den ersten Blick. Ich habe mich seit geraumer Zeit angelegentlich mit den altweltlichen Pardeln beschäftigt und glaube die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß sie unter sich mindestens in demselben Grade von einander abweichen wie der Jaguar von ihnen, hoffe auch im Stande zu sein, diese Unterschiede durch nachstehende Beschreibungen, welche von lebenden Thieren entnommen wurden, genügend hervorzuheben.

Digitized by Google

Der Leopard (Leopardus antiquorum, Felis Leopardus, L. pardus) ähnelt im Bau, nicht aber auch in der Färbung und Zeichnung, dem Jaguar am meiſten. Seine Geſammtlänge beträgt ungefähr 2,4 Meter, wovon der Schwanz etwa ein Drittel wegnimmt. Der Kopf iſt groß und rundlich, die Schnauze wenig vorſpringend, der Hals ſehr kurz, der Leib kräftig, die Geſtalt überhaupt gedrungen; die Beine ſind mittelhoch und mäßig ſtark, die Pranken nicht beſonders groß; der Schwanz erreicht nicht die Länge des Rumpfes. Die Grundfärbung, ein blaſſes Röthlichgelb, dunkelt auf dem Rücken und geht in der Kehlgegend und auf der Vorderbruſt in Licht- oder

Leopard (Leopardus antiquorum). 1/12 natürl. Größe.

Weißgelb, auf der Unter- nebſt Innenſeite der Gliedmaßen in Gelblichweiß über, erſcheint aber, weil die Flecken klein ſind und ziemlich dicht ſtehen, verhältnismäßig dunkel. Ueber die Oberlippe verlaufen in wagerechter Richtung drei bis vier ziemlich breite ſchwarze Streifen; ein großer länglichrunder, ebenſo gerichteter Flecken zieht ſich um den Mundwinkel herum, ein kleiner ſenkrecht geſtellter findet ſich über jedem Auge; im übrigen ſind Geſicht, Scheitel, Nacken, Kopf- und Halsſeiten, Schultern, Ober- und Unterarme, Schenkel und Beine auf der Außenſeite, Kehle und Vorderbruſt mit kleinen, in der Größe zwiſchen einer Erbſe und einer Wallnuß ſchwankenden, ſchwarzen, vollen, runden und rundlichen Flecken dicht bedeckt. Einige von ihnen laufen in der Schlüſſelbeingegend zu ſchief ſtehenden Querbinden, andere, und zwar ihrer zwei oder drei auf den Schultern und Beinen, zu unregelmäßigen Tüpfeln zuſammen und werden hier durch ſchmale, netzartig zwiſchendurch ziehende Streifen der Grundfärbung getrennt. Hierdurch bilden ſich gebrochene, im weſentlichen von oben nach unten verlaufende Reihen, während die Tüpfelung des Kopfes und Halſes durchaus unregelmäßig erſcheint. Einige wenige Schulter- und Schenkelflecken ſind bereits zu geſäumten geworden, d. h. umſchließen einen kleinen Hof, wie dies bei allen Flecken des Oberrückens, der Rumpfſeiten und des Oberſchwanzes in der Wurzelgegend der Fall iſt. Der

Digitized by Google

Hof, welcher ſtets eine dunklere, in der Regel lichtrothgelbe Färbung hat, wird auf der Rückenmitte, über welche ſich zwei oder vier gleichlaufende Streifen ziehen, von einem ring- oder zwei, meiſt zuſammenfließenden halbmondförmigen Flecken eingefaßt, während ihn auf den Seiten, woſelbſt die Reihen eher nach der Quere als nach der Länge angeordnet ſind, drei bis vier, im letzteren Falle paarig ſtehende Mondflecken umgeben. Der Schwanz iſt in der Wurzelgegend mit in die Länge gezogenen Hof- und Vollflecken, gegen die Spitze hin nur mit letzteren ſehr unregelmäßig gezeichnet, an der Spitze unten aber faſt reinweiß. Die Zeichnung der Unter- und Innenſeite der Glieder endlich beſteht entweder aus einfachen oder doppelten Vollflecken. Das Ohr iſt außen grauſchwarz, ein großer Flecken nach der Spitze weißlich; das Auge hat grünlichgelbe Iris und runden Stern. Weder die Geſchlechter noch die Alten und ſelbſtändig gewordenen Jungen unterſcheiden ſich weſentlich von einander; wohl aber gibt es dunklere und ſelbſt ſchwarze Spielarten. Eine ſolche, in Habeſch Geſela genannt, wird wegen ihres glänzendbraunſchwarzen, nur im Sonnenglanze fleckig erſcheinenden, von den Abeſſiniern hochgeſchätzten Felles eifrig verfolgt.

Als Heimgebiet des Leoparden haben wir Afrika anzuſehen. Ob er auch in Aſien vorkommt, weiß ich nicht, halte es jedoch nicht für wahrſcheinlich. Noch gegenwärtig bewohnt er faſt alle Länder und Gegenden ſeines heimatlichen Erdtheils.

Der Panther (Leopardus Panthera, L. varius, Felis Panthera, F. varia) erinnert in der Fleckung, nicht aber im Bau an den Jaguar. Seine Geſammtlänge beträgt mindeſtens 2,8 Meter, wovon mehr als ein Drittel, ungefähr 85 Centim. auf den Schwanz kommen. Der Kopf iſt mäßig groß und länglichrund, die Schnauze deutlich vorſpringend, der Hals kurz, der Leib kräftig, aber doch geſtreckt, der Schwanz faſt ebenſo lang wie der Rumpf; die kräftigen Beine ſind verhältnismäßig ſehr ſtark, die Pranken groß. Die Grundfärbung, ein helles Ockergelb, geht auf dem Rücken in Dunkelröthlichgelb, auf der Unterſeite und den Innenſeiten der Glieder in Gelblichweiß über, wie bei dem Leoparden, tritt aber weit lebhafter hervor, weil die Fleckenzeichnung eine durchaus verſchiedene iſt. Die dunklen Streifen auf der Oberlippe ſind wenig ausgeprägt, theilweiſe nur angedeutet; der länglichrunde Fleck in dem Mundwinkel unterſcheidet ſich nicht von dem des Parders; die Fleckenzeichnung des Kopfes iſt ſpärlicher als bei dieſem, die Flecken ſelbſt ſind durchgehends etwas kleiner, und der Kopf erſcheint deshalb lichter. Außer dem Kopfe, dem Nacken, den Halsſeiten, der Gurgel und Oberbruſt, auf welcher mehrere Flecken ebenfalls zu zwei oder drei Streifen zuſammenfließen, zeigen nur die Vorderarme und Unterſchenkel meiſt aus zwei oder drei Einzelflecken zuſammengefloſſene Vollflecken, während Schultern und Oberſchenkel wie der Rücken und die Seiten mit geſäumten oder Hofflecken beſetzt ſind. Alle Hofflecken oder Roſetten unterſcheiden ſich von denen des Leoparden durch ihre bedeutende Größe: der weite Hof iſt lebhaft röthlichgelb, die ihn umgebenden Mondflecken ſind klein und ſchmal und gruppiren ſich zu zwei und drei, drei und vier, ausnahmsweiſe auch fünf um den Mittelfleck, ſo daß jeder Hof von fünf bis ſieben, beziehentlich acht Mondflecken umringt wird. Ueber die Mittellinie des Rückens ziehen ſich zwei gleichlaufende, neben ihnen zwei faſt gleichlaufende Roſettenreihen, erſtere meiſt aus geſchloſſenen, letztere aus theilweiſe unterbrochenen, im Vergleiche zu denen der Seiten kleinen Mondflecken beſtehend, während die Roſetten auf den Seiten ſich wie beim Parder in ziemlich regelrecht ſchief von oben und vorn nach unten und hinten verlaufende Reihen ordnen. Auf der Oberſeite des Schwanzes herrſcht bis gegen die Mitte eine aus großen Roſetten gebildete Zeichnung, nach Art der des Rückens, während die Unterſeite hier lichtere Mondflecken, und der Schwanz in der Endhälfte oben breite ſchwarze, durch ſchmale lichte Bänder getrennte Halbringe zeigt und unten einfarbig weiß iſt. Die gilblich- oder reinweiße Unter- und Innenſeite der Glieder endlich trägt große, länglichrunde, ſehr einzeln ſtehende ſchwarze Flecken. Färbung und Zeichnung des Ohres ſind wie beim Leoparden; die Iris aber ſieht in der Regel gelb aus. Eine ſchwarze Spielart des Thieres hat man auf Ceilon beobachtet. Weiter nach

Digitized by Google

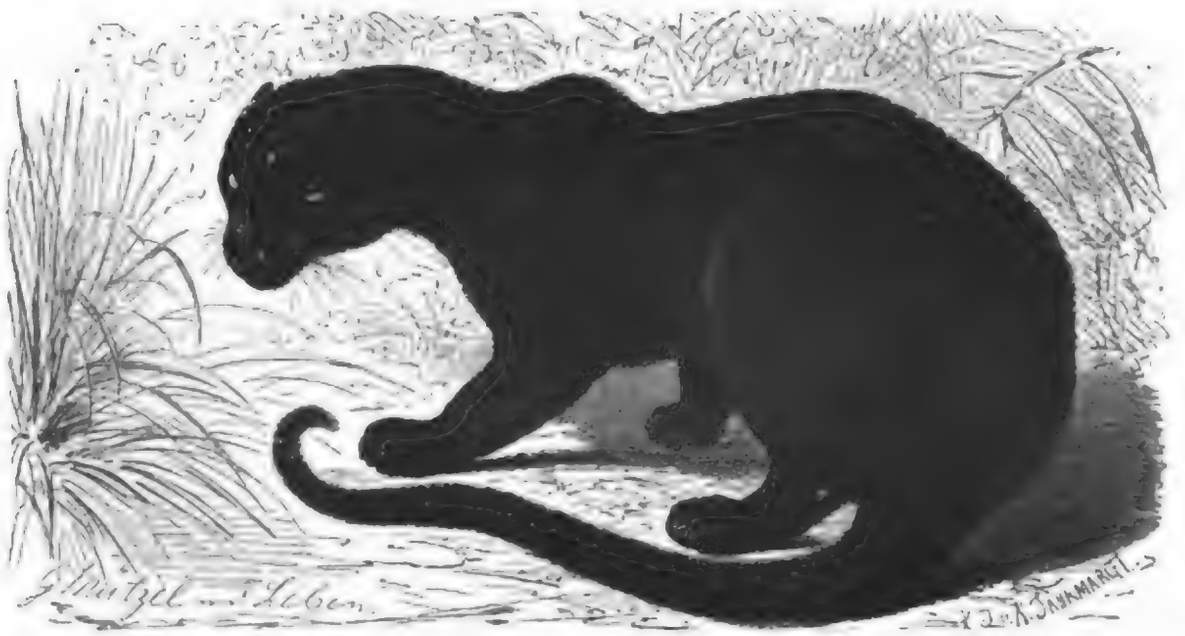
PANTHER

Digitized by Google

Digitized by Google

Oſten hin tritt eine andere Spielart des Panthers auf, welche Gray als beſondere Art (Leopardus japonicus) beſchrieben hat, weil das Fell, dem Klima entſprechend, viel dichter und namentlich der Schwanz buſchiger iſt. Dies aber kann kein Grund zur Trennung des einen und anderen ſein; denn genau dasſelbe finden wir auch bei den anderen Katzen.

Mit Beſtimmtheit kann ich angeben, daß der Panther auf dem Feſtlande Süd- und Oſtaſiens lebt. Von Indien aus habe ich ihn erhalten. Wie weit ſein Verbreitungskreis ſich erſtreckt, vermag ich nicht zu ſagen. Er dürfte es ſein, welcher in Paläſtina, Kleinaſien und am Kaukaſus auftritt, es ſtände ſolche Ausdehnung des Verbreitungskreiſes mindeſtens nicht im Widerſpruche mit dem, was wir von anderen Katzen beobachtet haben.



Sundapanther (Leopardus variegatus). Schwarze Spielart. 1/12 natürl. Größe.

Mit Leopard und Panther läßt ſich der Sunda- oder Langſchwanzpanther (Leopardus variegatus, Felis variegata und chalybeata, L. pantherinus, L. macrurus), ſtreng genommen, gar nicht verwechſeln. Ihn unterſcheiden: der kleine, lange Kopf, der längliche Hals, der ſehr geſtreckte Leib, der mindeſtens rumpflange Schwanz, die niedrigen, kräftigen, mit verhältnismäßig ſehr ſtarken Pranken ausgerüſteten Beine ſowie endlich die Fleckenzeichnung von beiden Verwandten. Abgeſehen von dieſer in allen Einzelnheiten von jener des Parders und Panthers verſchiedenen Geſtalt iſt ebenſo das Gepräge der Fleckung ein anderes, weil Flecken wie Roſetten viel kleiner und dunkler ſind, auch dichter ſtehen als bei den Verwandten. Das Fell erhält hierdurch einen ſchwarzblauen Schimmer, welcher deutlich hervortritt, wenn man den Blick längs desſelben ſtreifen läßt. Die Grundfärbung iſt dunkel lehmgelb, die der Höfe bräunlich dunkelgelb, die der Unter- und Innenſeite der Glieder graulich- oder gelblichweiß. Kopf, Nacken, Unterarme und Unterſchenkel ſind ſo dicht mit Tüpfelflecken gezeichnet, daß dieſe Theile faſt ſchwarz erſcheinen, die Halsringe ſehr ausgeſprochen, die Flecken der Schultern und Oberſchenkel mit wenigen Ausnahmen voll, die auffallend dichtſtehenden Roſetten aus drei bis fünf meiſt zuſammengefloſſenen Flecken gebildet, die Höfe immer klein, bei einzelnen Roſetten kaum ſichtbar, die Schwanzflecken ſehr in die Länge gezogen, unter ſich meiſt verbunden, ihre Höfe ebenfalls klein, die dunkeln Halbbinden der Schwanzſpitze nur durch ſehr ſchmale lichte Zwiſchenräume getrennt, die Längsflecken der unteren Schwanzſeite unregelmäßig. Der Ohrrand hat tiefſchwarze Färbung. Die Iris iſt grünlichgelb.

Der ſogenannte Schwarzpanther oder ſchwarze Leopard (Felis, Leopardus melas), welchen ich in der erſten Ausgabe dieſes Werkes als beſondere Art auffaſſen zu dürfen glaubte, iſt

Digitized by Google

nichts anderes als eine ſchwarze Spielart des Sundapanthers; denn er wird, wie bereits Reinwardt und Kuhl richtig bemerkten, und wie, laut Roſenberg, jeder Javane weiß, mit dem gelben Sundapanther in einem und demſelben Gewölfe gefunden. Dem Anſcheine nach ändert letzterer häufiger und regelmäßiger ab als ſeine Verwandten.

Das Wohngebiet des Sundapanthers dürfte ſich auf die großen Sundainſeln, insbeſondere Java und Sumatra beſchränken, wenn auch nicht ausgeſchloſſen erſcheint, daß er ebenſo auf dem benachbarten Feſtlande, vielleicht als Vertreter des Panthers, gefunden wird. Auf Java heißt er „Matjang tutul", d. i. gefleckter Tiger, und die ſchwarze Spielart wird meiſt nur durch den Beinamen „itum" (ſchwarz), ſeltener unter dem Namen „Matjang kombang" unterſchieden.

Alle Pardel ſtimmen in ihrer Lebensweiſe und ihrem Weſen ſo innig mit einander überein, daß man das von der einen Art Bekannte wohl auch auf die andere beziehen darf. Aus dieſem Grunde beſchränke ich mich im weſentlichen auf eine Lebensſchilderung der afrikaniſchen Art, deren Sitten und Gewohnheiten ich durch eigene Anſchauung wie durch Mittheilungen glaubwürdiger Berichterſtatter am genaueſten kennen gelernt habe, und füge nur hier und da einige Bemerkungen über die verwandten Pardelkatzen hinzu.

Der Leopard iſt unzweifelhaft die vollendetſte aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majeſtät des Löwen alle Achtung vor der geſammten Familie ein, wohl ſehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erſcheint uns der Tiger als der grauſamſte unter der grauſamen Geſellſchaft; wohl beſitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid als alle übrigen Pardel: hinſichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, der Schönheit der Fellzeichnung, der Kraft und Gewandtheit, Anmuth und Zierlichkeit der Bewegungen aber ſtehen ſie und alle übrigen Katzen hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt alles in ſich, was die einzelnen Katzen im beſonderen auszeichnet, weil er deren Eigenſchaften in leiblicher wie in geiſtiger Hinſicht in vollkommenſter Weiſe zur Geltung bringt. Seine ſammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unſeres Hinz: aber ſie birgt eine Klaue, welche mit jeder anderen ſich meſſen kann; ſein Gebiß iſt verhältnismäßig viel gewaltiger als das ſeines königlichen Verwandten. Ebenſo ſchön wie gewandt, ebenſo kräftig wie behend, ebenſo klug wie liſtig, ebenſo kühn wie verſchlagen zeigt er das Raubthier auf der höchſten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Auf den erſten Blick hin will es ſcheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verſtecken und Anſchleichen ſeine Beute gewinnen und vor dem ſcharfen Auge derſelben ſich decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verſchwinden. Wer Innerafrika aus eigener Erfahrung kennen lernte, erſtaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derſelben ein ſo farbenreiches Geſchöpf, ſelbſt in ſehr geringer Entfernung, überſehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Pflanzenüberzug des Bodens ſtimmen in ihrer Färbung auf das genaueſte überein.

Faſt ganz Afrika iſt die Heimat des Leoparden. Er findet ſich überall, wo es zuſammenhängende, wenn auch nur dünn beſtandene Waldungen gibt, und zwar in verhältnismäßig großer Menge. Unter den Waldungen behagen ihm beſonders diejenigen, welche zwiſchen den höheren Bäumen mit dichtem Unterholze beſtanden ſind. Graſige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs ſeltene Erſcheinung iſt. Sehr gern zieht er ſich in das Gebirge zurück, deſſen reichbewachſene Höhen ihm nicht nur treffliche Verſteckplätze, ſondern auch reichliche Beute gewähren. In Habeſch bietet ihm noch ein Höhengürtel von 2000 bis 3000 Meter über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er ſich wünſchen kann. Gar nicht ſelten ſucht er ſich ſeinen Aufenthaltsort nahe an den menſchlichen Wohnungen oder in dieſen ſelbſt und unternimmt von hier aus ſeine Raubzüge. So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hauſe der Stadt Adoa in Habeſch ſogar Junge warf. Unter allen Umſtänden aber wählt ſich der ſchlaue Räuber Plätze, welche ihn ſoviel wie möglich dem Auge entziehen. In den Wäldern weiß er ſich

Digitized by Google

so vortrefflich zu bergen, daß man gewöhnlich bloß an den Bäumen seine Spur auffindet: die eingekratzten Streifen, welche er beim Klettern in der Rinde zurückläßt. Seine Fährte sieht man nur äußerst selten, höchstens auf dem feuchten Sande in der Nähe seiner Tränkplätze, wo der leise aufgesetzte Fuß sich abdrückt; auf dem harten Waldboden dagegen nimmt auch das geübteste Jägerauge nicht eine Spur von dem Schleicher wahr. Wie seine Verwandten hat er keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern streift weit umher und verändert seinen Wohnsitz nach Umständen, verläßt auch eine Gegend vollständig, nachdem er sie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachstellungen erfahren hat.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem so lange ausweicht, wie es angeht. In allen Leibesübungen Meister und listiger als andere Raubthiere, versteht er es, selbst das flüchtigste oder scheueste Wild zu berücken. Sein Lauf ist nicht schnell, kann jedoch durch gewaltige Sprünge das ersetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern steht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen wie in einem Busche versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen, obgleich er sonst das Wasser scheut. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge. Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne, wenigstes nach unseren Anforderungen, nicht im Einklange. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr als er verdienen. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung; aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern in dem Gefelse nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er verhindert ein gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere: dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm gesichert; denn er legt sich, wie Jules Gerard in Algerien beobachtete, auf den Wechsel dieses Nagers, lauert mit der größten Geduld und faßt, wenn der wohlbewehrte Stachelheld nächtlich seines Weges geht, blitzschnell zu, gibt ihm einen Schlag auf die Nase und zermalmt ihm hierauf rasch den Kopf. Die Antilopen soll er, wie die Kaffern erzählen, durch einen eigenthümlichen Kunstgriff zu berücken versuchen, im Grase an sie heranschleichen und in einiger Entfernung absonderliche Bewegungen zu machen beginnen, um die Neugierde dieser Thiere zu erregen. Läßt es sich ein Stück des Rudels beikommen, dieser Neugierde Folge zu geben, so hat seine letzte Stunde geschlagen. Etwas ist jedenfalls an der Sache, wenn auch die Deutung jener Bewegung kaum die richtige sein dürfte.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet als der Löwe, welcher sich meist mit einem Wildpret begnügt. Den Hühnern schleicht er ohne Unterlaß nach, und Ziegen und Schafe haben ihren ärgsten Feind an ihm. Nach den Erfahrungen der Ansiedler im Kaplande zieht er Ziegen den Schafen vor. „Der Farmer", sagt Fritsch, „sieht es daher nicht ungern, wenn sein Hirt sich einige Ziegen hält, weil er weiß, daß, wenn Ziegen mit seinen Schafen weiden, der Leopard sicher die ersteren holen und sein Vieh

Digitized by Google

verſchonen wird.“ Aber nicht einmal der Menſch iſt vor ihm geſichert, und namentlich Kinder finden durch ihn häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein ſehr ſorgſam beobachtender Jäger, welcher länger als zwanzig Jahre in Habeſch gelebt hat, daß unſer, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Menſa allein acht Kinder weggetragen und verſpeiſt hatte.

Mit der Kühnheit, Raubluſt und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreiſt und unverſchämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja ſelbſt bis in die bewohnten Hütten hinein. Als ſich Rüppell in der abeſſiniſchen Provinz Simen befand, packte ein großer Leopard unfern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Eſel, wurde indeſſen noch zeitig genug durch das Geſchrei der Hirtenknaben verſcheucht. „Bei Gondar“, ſagt derſelbe Naturforſcher, „wurden wir durch das Geſchrei einer in unſerem Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte ſich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die ſchlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Piſtolenſchuß, der aber nicht traf, verſcheuchte das Raubthier aus dem Hofe, in welchem es die ſterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hof geſprungen und drang ſogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag! Als er uns aufſpringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage ſpäter wurden wir nachts durch das Jammergeſchrei unſerer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer ſchwebend hängenden Stange ſaßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Beſuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit geſpanntem Gewehre das Knurren einer dieſer Beſtien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauſchte, ſah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofes, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit leiſem, aber ſo ſicherem Tritte, daß ich darüber ganz erſtaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen ſicheren Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaſchen, ſo konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Beſuches gewiß ſein. Wirklich erſchienen ſie auch ſchon in der nächſten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelſäule zerſchmetterte.“

Von ſeiner kühnen Mordluſt lieferte der Leopard auch mir einen ſchlagenden Beweis. Wir ritten vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das ſtets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beſchloſſen ſofort, unſere Büchſen an ihnen zu erproben. Unſere Leute, unter denen ſich der egyptiſche Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale ſtehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langſam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich paſſenden Platz und feuerten von da aus nach den oben ſitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüſſen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derſelben brachen entweder zuſammen oder ſuchten verwundet das Weite. So ſahen wir einen uralten Mantelpavian, welcher leicht am Halſe verletzt worden war, taumelnd und unſicher den Felſen herabkommen und an uns vorüberſchwanken, mehr und mehr dem Thale ſich zuwendend, woſelbſt wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb nicht weiter, ſondern ließen ihn ruhig ſeines Weges ziehen und feuerten unſere Büchſen wieder nach anderen Hamadryaden ab, welche noch da oben ſaßen.

Urplötzlich entſtand ein wahrer Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden ſpäter ein wüſter Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor; grunzten, brummten, brüllten und ſchlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten ſich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige beſonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten ſchon, daß wir jetzt angegriffen werden ſollten, und beeilten uns etwas mehr als gewöhnlich mit dem Laden der Büchſen. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerkſam. Wir hörten unſere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: zu Hülfe! zu Hülfe! ein Leopard! An der Berg-

Digitized by Google

wand hinabſchauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unſeren Leuten zueilte, ſich aber bereits mit einem Gegenſtande beſchäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüſſe. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrloſen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hülfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ſtill.

Die ganze Geſchichte war ſo ſchnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, um was es ſich eigentlich handelte. Wir ſtiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unſere Leute in den verſchiedenſten Stellungen. Der Egypter hatte ſich auf einen Felsblock geſtellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchſe ſeines Herrn in der Hand und ſtarrte nach einem ziemlich dichten Buſche hin, vor welchem die Hunde, jedoch in achtungsvoller Entfernung, ſtanden; der eine Abeſſinier war noch immer beſchäftigt, die aufs äußerſte erregten Maulthiere zu beruhigen; der dritte Diener, ein junger Menſch von etwa fünfzehn Jahren, war an der anderen Thalſeite emporgeklettert und ſchien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, ſeine eigene Sicherheit natürlich nebenbei ebenfalls im Auge behaltend.

„Im Buſche liegt der Leopard", ſagte mir der Egypter; „ ich habe auf ihn geſchoſſen."

„Er iſt, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen", fügte der Abeſſinier hinzu; „gerade auf uns los kam er: wahrſcheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verſchlingen."

„Dicht an Euch iſt er vorüber gelaufen", ſchloß der dritte; „ich habe ihn ſchon oben auf dem Berge geſehen, als er auf den Affen ſprang."

Vorſichtig die geſpannte und abgeſtochene Büchſe in der Hand haltend, näherte ich mich dem Buſche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, ſo ſehr ich mich auch anſtrengte, noch immer nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben ſchien, ſeine Warte und deutete mit der Hand auf einen beſtimmten Fleck. Hier, dicht vor mir, ſah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas.

Nun klärte ſich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorübergegangen. Dann waren von uns etwa zehn Schüſſe abgefeuert worden, deren Knall ſtets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Der von uns verwundete Affe war, den Berg herunterkommend, jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Raubthieres vorübergehumpelt. Auf ihn hatte der Leopard ſich geſtürzt, ungeachtet der Menſchen, welche er geſehen und gehört, ungeachtet der alle Thiere ſchreckenden Schüſſe, ungeachtet des hellen, ſonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Roſſe ſitzend, war er auf dem Pavian in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückgeſchreckt. Der Koch unten, welcher mit den Anderen weniger für das Leben des Affen als für das eigene fürchtete, hatte, wie er zugeſtand, „in der Todesangſt" die zweite Büchſe ſeines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden glücklich eine Kugel mitten durch die Bruſt gejagt. Dann hatte er auch den Hamadryas erlegt, wahrſcheinlich ohne eigentlich zu wiſſen, in welcher Abſicht.

Wie ſich ſpäter ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn am Maule gepackt und hier tiefe Löcher eingeriſſen, mit den Hinterbeinen aber im Gefäße des Thieres feſt ſich einzuklammern verſucht oder ſie, ſtellenweiſe wenigſtens, nachſchleifen laſſen. Unbegreiflich war es uns, daß der Mantelpavian, trotz der früher erhaltenen Verwundung, von ſeinem furchtbaren Gebiſſe nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Bewohner Mittelafrika's und die Reiſenden wiſſen ähnliche Geſchichten zu erzählen. So kam ein Leopard an Gordon Cummings Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleiſch weg, und als die Hunde ihm nachſprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derſelben ſo fürchterlich, daß ſie bald nachher ſtarben.

Digitized by Google

In Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich diese tüchtig sich wehren. Genau dasselbe berichtet man vom Panther. Tennent erzählt, daß ein solcher einstmals einen Hund aus der Mitte seiner schlafenden Gebieter raubte, bemerkt auch, daß die Jäger auf Ceilon kein Raubthier mehr hassen als ihn, weil die Hunde auf der Jagd durch ihn aufs höchste gefährdet werden. In Abessinien kann man des Leoparden halber weder Hunde oder Katzen noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebenso gute Wohnungen herrichten als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der anderen Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können. Während ich mich in den Walddörfern Ostsudâns befand, kamen die Leoparden in einer Woche beinahe jede Nacht bis an das Dorf heran, wurden aber von den in sehr großer Anzahl vorhandenen und vortrefflich eingeschulten Windspielen jedesmal zurückgetrieben. In den Urwäldern am Blauen Flusse hörte ich die eigenthümlich grunzende Stimme des Thieres mit Beginn der Nacht fast regelmäßig, auch die Fährten der nächtlich jagenden Räuber bemerkte ich sehr oft bei Streifereien, hatte jedoch damals nie das Glück, einen Leoparden selbst zu sehen. Als ich den Arabern mein Befremden hierüber aussprach, erklärten sie mir die Sache nach ihrer Weise einfach durch die große Schlauheit des Thieres. Der Leopard, sagten sie, wisse sehr wohl, daß ich für ihn ein weit gefährlicherer Gegner sei als sie selbst und ihn todtschießen würde, wenn er sich mir zeigen wolle, während sie ihm mit ihren Lanzen nicht viel anhaben könnten, und er deshalb vor ihnen nicht sonderlich sich in Acht zu nehmen brauche. Mehrmals habe ich auf dem Anstande gelegen, und an solchen Orten, welche der Leopard nachts vorher besucht hatte, lebende Ziegen für ihn als Köder angebunden: allein immer lauerte ich vergebens. Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, daß er bei seinen Streifereien doch nicht so oft an denselben Ort zurückkehrt, als man gewöhnlich glaubt.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an: er ist zu klug, vielleicht auch zu feig, als daß er es auf einen Kampf mit dem ihm Ehrfurcht einflößenden Gegner ankommen lassen sollte. Als ich eines schönen Nachmittags mit Pater Fillipini unweit des Dorfes Mensa ein Dickicht durchstreifte, winkte mich mein Jagdgenosse zu sich heran und fragte mich leise, warum ich auf den Leoparden, welcher soeben kaum dreißig Schritte von mir vorübergelaufen sei, nicht geschossen habe; ihm selbst sei dies unmöglich gewesen, weil sein Zündhütchen abgefallen und er einige Augenblicke waffenlos gewesen wäre. Ich mußte bekennen, daß ich von dem schleichenden Räuber auch nicht das Geringste wahrgenommen hatte. Wir durchsuchten das nicht eben umfangreiche Dickicht sehr sorgfältig, jedoch vergeblich: die schlaue Katze hatte sich eiligst aus dem Staube gemacht. Aehnliche Begegnungen mögen oft genug vorkommen, ohne daß der eine Theil eine Ahnung davon hat. Ein noch näheres Zusammentreffen mit einem Panther schildert Skinner, ein Beamter in brittischen Diensten, welcher, Straßen anlegend und andere Bauten ausführend, Jahre lang die Waldungen Ceilons durchkreuzte. Durch ein leises Rascheln aufmerksam gemacht, sah er zu nicht geringem Schrecken in einer Entfernung von wenigen Fußen von sich, einen mächtigen Panther, welcher die Augen starr auf ihn gerichtet hatte und vielleicht mit sich zu Rathe ging, ob es gewagt werden dürfe, den Zweifüßler anstatt eines erwarteten Vierfüßlers anzuspringen. Skinner verlor die Geistesgegenwart nicht, blieb stehen und heftete seine Augen auf den Gegner, bis diesem die Lage unheimlich wurde und er sich zu unseres Mannes unsäglichem Vergnügen zur Flucht wandte.

Ganz anders zeigt sich der Leopard, wenn er angegriffen oder verwundet wurde. Unter solchen Umständen stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher einen Pardel nur verwundete, augenblicklich von ihm angesprungen, nieder-

Digitized by

geworfen und gräßlich zerfleiſcht, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil der Gegner den nächſten Augenblick ſchon ſeiner eigenen Wunde erlag. Der Diener des Geiſtlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geſchoſſen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beiſpiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu ſein, den Menſchen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeiſter der Kapſtadt unverſehens von einem Leoparden angeſprungen wurde. Dieſer ſchlug dem Manne die Klauen in den Kopf und fuhr mit dem Maule nach dem Halſe, um ihm die Schlagadern zu durchbeißen. Der Angegriffene aber wehrte ſich tapfer, rang mit ſeinem Gegner, und beide fielen zu Boden. Schon ermattet, ſtrengte der Mann ſeine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thiere den Kopf feſt auf den Boden, zog ſein Schnappmeſſer heraus und ſchnitt ihm den Hals ab; er ſelbſt aber hatte an ſeinen Wunden noch lange zu leiden. In Abeſſinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, d. h. auch erwachſene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht. Kinder gehören, wie bemerkt, unter das Wild, auf welches er geradezu Jagd macht.

Auch der Panther greift zuweilen Erwachſene an. Auf Ceilon wurden, laut Tennent, nach einander zwei Männer, welche auf Kanzeln in Baumkronen gegen die Elefanten Wache halten ſollten, von einem Panther weggeholt, welcher, ihnen unbemerkt, die luftige Höhe erklommen hatte; andere Eingeborene fielen der dreiſten Katze ſogar in der Veranda ihres Hauſes zum Opfer. Blatternkranke ſollen von Panthern arg gefährdet werden, wie man glaubt, wegen des widerlichen Blatterngeruches, welcher das Raubthier anzieht, richtiger wohl infolge ihrer hülfloſen Lage in den Krankenhütten, welche man, um Anſteckung zu verhüten, in den Waldungen anzulegen pflegt.

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann ſammeln ſich oft mehrere Männchen an einem Orte, ſchreien abſcheulich nach Art verliebter Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen ingrimmig unter einander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es ſind dies kleine, allerliebſte Geſchöpfe, ebenſo wohl was ihre ſchöne Zeichnung als ihr hübſches Betragen betrifft. Sie ſpielen luſtig, wie die Katzen, unter einander und mit ihrer Mutter, welche ſie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt. Freilebend verbirgt dieſe ihre Nachkommenſchaft in einer Felſenhöhle, unter den Wurzeln eines ſtarken Baumes, in dichten Gebüſchen oder in Baumhöhlen ſelbſt; ſobald die Kleinen aber einmal die Größe einer ſtarken Hauskatze erreicht haben, begleiten ſie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, Dank des guten Unterrichts, welchen ſie genießen, bald dahin, ſich ſelbſt ihre Nahrung zu erwerben. Eine ſäugende Alte wird zu einer Geiſel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, iſt aber dennoch vorſichtiger als je, und ſo kommt es, daß man nur in ſeltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann.

Uebrigens thun die Leoparden auch ſchon während ihrer Paarungszeit an ein und demſelben Orte viel Schaden, obſchon ſie, ſo lange ſie durch die Liebe beſchäftigt werden, weniger blutgierig und räuberiſch ſein ſollen. Man hat nicht ſelten ihrer ſechs bis acht zu gleicher Zeit bemerkt. Ein holländiſcher Kapbauer hatte das Vergnügen, gegen ſein Erwarten mit einer ſolchen Geſellſchaft zuſammenzukommen. Er reiſte in der im Lande gebräuchlichen Weiſe mit Ochſenwagen von einer Ortſchaft zur anderen. Während die Genoſſen in einem anmuthigen Thale ihr Lager aufſchlugen, ging er auf die Jagd hinaus, um ein Wildpret für die Küche zu erbeuten. Nach einem längeren, vergeblichen Streifzuge wollte er eben zum Lager zurückkehren, war auch bereits in deſſen Nähe angelangt: da erblickte er zu ſeinem nicht geringen Entſetzen plötzlich ſieben Leopardenköpfe zwiſchen dem zerklüfteten Geſteine und dem Riedgraſe eines Hügels. In der Ueberraſchung handelte er ſo albern wie er nur immer konnte: er ſchoß ſein einfaches Gewehr auf das Gerathewohl nach der Gruppe ab! Glücklicherweiſe machte ſich das Ende beſſer, als zu vermuthen geweſen wäre. Die Leoparden blieben ruhig; nur ein einziger ſprang auf und focht in der Luft umher, gleichſam, als

Digitized by Google

wolle er nach der Kugel fangen, welche wahrſcheinlich recht nahe an ihm vorbeigepfiffen war. Der Bauer ſchlich ſachte davon.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdarten ſind natürlich höchſt verſchieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle ſpielt; im allgemeinen aber iſt dieſes doch die einzige Waffe, welche den Jäger ſichert und ihm zugleich Erfolg verſpricht. Wer ſcharfe Hunde beſitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht ſich nicht vor ihm zu fürchten. Die Hunde, welche freilich im höchſten Grade gefährdet werden, beſchäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit aller Muße eine gute Ladung Rehpoſten oder eine ſichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Le Vaillant berichtet uns in ergötzlicher Weiſe von einer derartigen Jagd, bei welcher man mit vielen Hunden einen großen Buſch umſtellte und auf gut Glück hineinſchoß, bei jeder Bewegung des Parders zurückprallte und endlich doch noch zum Ziele kam, indem er, der Erzähler, einen guten Schuß anbringen konnte. Nur ſehr wenige Jäger ſind ſo tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln ſich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein ſcharfes, breites Dolchmeſſer bei ſich. Das Raubthier ſtürzt ſich, wenn es gefehlt wurde, ſofort auf den Angreifer, und dieſer hält ihm den geſchützten Arm entgegen. In demſelben Augenblicke, wo jener in den Fellen ſich verkrallt, ſtößt der Jäger ihm das breite Meſſer in das Herz.

Es verdient der Erwähnung, daß auch unter den einfachſten Naturkindern über ſolche Jagden die köſtlichſten Münchhauſiaden umlaufen. So erzählte mir ein Schech in Roſêres:

„In der Umgegend unſerer Stadt ſind die Leoparden zwar ſehr häufig, aber doch nicht gefürchtet, weil unſere Leute Söhne der Stärke ſind und mit Leichtigkeit jedes wilde Thier zu bewältigen verſtehen. Die Jagd des Leoparden iſt nun vollends eine Kleinigkeit. Wenn man weiß, wo er aufgebäumt hat, braucht man einfach in den Wald zu gehen und den Leoparden aufzufordern, vom Baume herabzukommen; dann ſticht man ihn todt.“

Ich ſprach meine Verwunderung über die Folgſamkeit des Thieres unverhohlen aus; mein Berichterſtatter blieb mir jedoch die Antwort nicht ſchuldig.

„Es iſt ganz leicht“, ſagte er, „einen Leoparden vom Baume herabzubringen. Er betrachtet nämlich ſeinen ſchönen Namen „Nimmr“ als eine Verhöhnung und entrüſtet ſich auf das äußerſte, wenn man ihn ſo ruft. Unſere vortrefflichen Knaben nun nehmen zwei ſcharfe Lanzen, gehen unter ſeinen Baum, halten beide Lanzen neben ſich über ihren Köpfen in die Höhe, ſo daß die Spitzen das Haupt decken, und rufen laut: „Komm herab, Nimmr, komm herab, du Sohn der Feigheit, du Fleckiger, du Schelm, komm, wenn du Muth haſt!“ Hierüber wird das Thier wüthend, vergißt alle Vorſicht und ſpringt blind auf den Angreifer, natürlich aber in beide Lanzen, welche ihm in das Herz dringen.“

Pater Fillipini hat während ſeines langjährigen Aufenthaltes in Habeſch und den Bogosländern viele Leoparden erlegt oder in den von ihm geſtellten Fallen getödtet. Unter allen Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich einer beſonders angeſprochen.

In Keren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholiſche Miſſion einen feſten Wohnſitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigſtens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Burſche von fünfzehn Jahren, ſchläft auf einer etwa anderthalb Meter über dem Boden erhöhten Lagerſtätte im Stalle.

In einer Regennacht vernimmt unſer in der nächſten Hütte ruhende Pater den lauten Angſtſchrei aller in dem Stalle eingepferchten Ziegen und die Hülferufe ihres Hirten. Er ſchließt ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen ſein müſſe, und eilt mit ſeinem treuerprobten Schweizerſtutzen an den gefährdeten Stall.

„Was iſt bei dir los, Knabe?“

„„O, Vater, ein Leopard iſt in dem Stalle! Er hat eine Ziege zuſammengewürgt und wird wahrſcheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.““

Digitized by Google

„Wie iſt er eingedrungen?“

„„Er hat die Wand mit ſeinen Tatzen aus einander geſchlagen und ſo eine Thüre ſich gebildet; auf der anderen Seite iſt ſie.““

Unſer Pater geht auf die andere Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt dieſen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! dir wird nichts geſchehen; zünde aber Licht an, damit ich ſehen kann.“

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!““

„Ich werde Dir ſolches bringen.“

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden. Der arme Burſche iſt durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres ſo erſchreckt, daß er unter ſeinen Fellen, welche er als ſchützende Decke über ſich ausgebreitet hat, nicht hervorkommt. Pater Filippini muß alſo ein zweites Loch öffnen, durch welches er die zweite Hand ſteckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigſtens die Hand zu reichen und die Kerze zu faſſen, ſtreicht Licht an, und einen Augenblick ſpäter iſt der nicht allzugroße Raum, wenn auch dürftig genug, erhellt.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und ſchleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, ſeinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Flüchten der geängſtigten Ziegen zeigt ſeine Bewegung dem Ohre unſeres Paters an, welcher mit der Büchſe in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloche ſteht.

„Leuchte mehr nach dieſer Seite, Talla!“

Es geſchieht; allein der Jäger ſieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu ſein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängſtlich und läßt ein leiſes Knurren vernehmen. Nun ſtrengt der Pater auch ſein Gehör an, um das Raubthier zu erſpähen. Da fällt ein Lichtſtrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: im Nu iſt die Büchſe an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entſetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erliſcht: dann wird es ſtill.

„Lebt der Leopard noch, Talla?“

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen aber ſind ruhig geworden.““

„Nun, dann iſt er auch getroffen“, ſagte der muthige Geiſtliche, ladet, holt ſich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit geſpannter Büchſe, in den Stall. An der gegenüberſtehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel iſt ihm zwiſchen den Augen in den Kopf gedrungen.

Bei weitem die wenigſten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verſchiedene Fallen ſind weit ergiebiger als das Feuergewehr. Wo Europäer hauſen, wendet man ſtarke Tellereiſen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleiſch in ziemlicher Höhe an einem Baumaſte auf und ſpickt den Boden darunter mit ziemlich langen, eiſernen Spitzen. Das Raubthier ſpringt nach dem Fleiſche, welches zu ſicherem Sprunge zu hoch hängt, und ſtürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. Pater Filippini hat gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche nach Art der Mäuſefallen eingerichtet, aber ſelbſtverſtändlich viel größer ſind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hinterſten Abtheilung der Falle als Köder ausgeſetzt. Früher oder ſpäter überwog die Raubluſt doch alle Schlauheit, und der Räuber ſaß im Kerker, wo ihn der Pater dann am anderen Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit todtſchoß. Einmal fing ſich auch ein Löwe in einer ſolchen Falle; für ihn aber war noch keine Kugel gegoſſen. Er ſchlug erzürnt mit einem Prankenſchlage die Fallthüre entzwei und entwich!

Genau dieſelbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es iſt für die ganze Umgegend ein Feſt, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber

Digitized by Google

in die Gewalt des Menschen gebracht hat. Drayson schildert in lebendiger Weise einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden besucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte eine so außerordentliche Freßlust, daß es geradezu unersättlich schien. Man baute also eine Falle und setzte eine alte Henne in den hintersten Theil des Käfigs. Der Leopard war zu schlau, als daß er bei der ersten Gelegenheit, welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre, kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde gefangen. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Einschließung ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen.

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich in eine Ecke. Wahrscheinlich war er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend.

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten: „O, du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser, bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Speer und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Speer", sagte ein anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsbande werden, und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!

„Man hatte sich vorgenommen, das Thier nach der Kapstadt zu bringen, um es nach Europa zu versenden; aber während der zweiten Nacht wäre es beinahe entkommen, und als mehrere Tage vergangen, ehe man einen zur Fortschaffung geeigneten Käfig fertig brachte, wurde es nothwendig, den jetzt sehr gedemüthigten Schelm zu erschießen."

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, gefangene Pardel durch Hunde todtbeißen zu lassen. „Einer von ihnen", so erzählt Lichtenstein, „fing einen großen, lebendigen Parder und machte dies allen seinen Freunden bekannt, welche sich nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittage in großer Anzahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von dem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangener guter Bewirtung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gemäuer ähnliche Felsen, den Eingang bildeten, übrigens in Hinsicht der Bauart ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur alles in sehr großem Verhältnis. Oben war die Falle mit rohem Gebälke bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte. Die Leute, welche es jetzt fesseln sollten, suchten erst eine Pfote nach der anderen in Schlingen zu fangen, dann zog man den Leoparden heraus und band ihm, trotz seines entsetzlichen Brüllens und vergeblichen Wüthens, die vier Beine an einander.

Digitized by Google

Hierauf begab ſich Jemand in die Grube und warf auch eine Schlinge über den Kopf, damit es möglich werde, ihm einen feſten Maulkorb anzulegen. Nun erſt war man im Stande, den Leoparden nach dem Werft — ſo heißt bei allen Anſiedlern ein großer, freier Platz zwiſchen dem Wohnhauſe und den Wirtſchaftsgebäuden — zu ſchaffen, woſelbſt jetzt der eine Hinterlauf, den man zwiſchen der Hackenſehne und dem Unterſchenkelbein durchſtach, vermittels eines Ringes an einer Kette befeſtigt ward, welche in einem freiſtehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach löſte man einen Riemen nach dem anderen und ließ das Thier endlich frei an der Kette ſich bewegen. Es erlangte bald ſeine ganze Kraft und Geſchmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechſel ſeiner wilden Sprünge und ſeiner behenden Seitenbewegungen in der That ein ſehr ſchönes Schauſpiel. Mehr kriechend als ſchleichend pflegt der Parder ſeiner Beute nachzuſtellen, drückt den Bauch dabei faſt auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwiſchen den Vordertatzen ausgeſtreckt. In dieſer Lage bewegte er ſich auch jetzt und, feſtgehalten von der Kette, ſtreckte er ſich ſo lang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor ſich zu ſehen glaubte. Dabei wandt ſich der Leib unaufhörlich ſeit- und aufwärts, ſo daß man ſeine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Feſt überzeugt, daß die vorher unterſuchte Kette nicht brechen könne, wagten ſich die Zuſchauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieſeln und andere Neckereien zum Aufſpringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathſchlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preisgeben ſollte, die inzwiſchen ſämmtlich in einem Stalle eingeſperrt waren, und eben gingen die Meiſten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem ſtarken Rucke der Ring ſich öffnete, und das nunmehr freie Raubthier auf den Landdroſt und nach denen, die ſich am vorwitzigſten genähert hatten, unbändig losſtürzte. Wir ergriffen in der erſten Beſtürzung die Flucht und hörten ſchon das glücklicherweiſe etwas abgemattete und ſeiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns ſchnauben, als unſere eigenen mitgebrachten Hunde an uns vorbeiſtürmten und es auch ſogleich an Ohren und Kehle packten. Den beſten von ihnen, welcher vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, ſchüttelte es leicht von den Ohren ab und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Biſſe nach dem Kopfe. Indeſſen kamen auch die übrigen Hunde herbei, welche den Parder deſto ſicherer packten, und von denen ſich zwei in die Gurgel ſo verbiſſen, daß er in weniger als einer Viertelſtunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er ſich verzweifelt mit ſeinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde ſo ſchwer, daß dieſer ebenfalls am anderen Tage ſtarb. Bei dem Zerlegen des Thieres fanden ſich alle Muskeln am Halſe und Nacken zerbiſſen, aber in dem Felle ſelbſt, welches äußerſt zäh und von dichten Haaren geſchützt iſt, war auch nicht das kleinſte Loch."

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthiere etwas mehr als das bunt gezeichnete Fell, welches ſeiner Schönheit halber überall in hohem Werthe ſteht, ſelbſt in Europa zu Schabrackendecken noch Verwendung findet und einen Preis von fünfzehn bis zwanzig Thaler hat. Auch im Sudân wird es ſehr geſchätzt und zwar mehr von den Negern als von den Mahammedanern, welche es höchſtens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne dies beſonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieſelben Anſichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher ſo glücklich geweſen iſt, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Er ſchmückt ſich ſtolz mit ſeinem Siegeszeichen, und Jeder, welcher nicht eine ähnliche Probe ſeines Muthes aufweiſen kann, betrachtet jenen mit Neid und Schelſucht. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weiſe mit Faden und Draht zuſammengeſchlungen und in Gemeinſchaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Bruſt des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft abſticht. Die Klauen verwendet man in ähnlicher Weiſe, das Fell endlich verarbeitet man zu dem Karroß oder Deckmantel. Die Schwanzenden werden aufgeſchnitten und an einer Schnur befeſtigt, welche ſich der Held um den Leib ſchlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn ſolcher Schwänze aufzuweiſen hat, welche rings um ſeinen Körper hängen, dünkt er ſich der Höchſten einer zu ſein und

Digitized by Google

blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche bloß, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche und unter den drei verwandten Arten jedenfalls die häufigste Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Er verlangt, wie alle Katzen, einen warmen und reinlichen Käfig und täglich etwas mehr als ein Kilogramm gutes Fleisch, ist aber im übrigen sehr anspruchslos. Bei besonders guter Laune springt er in eigenthümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich in seinem Käfige auf und ab, so schnell meist, daß das Auge seinen Bewegungen kaum folgen kann. Zur Ruhe wählt er, so lange er mit seiner Umgebung noch nicht sich befreundet hat, die dunkelste Ecke seines Käfigs, später mit Vorliebe einen erhöheten Baumast und dergleichen. Ungestört hält er einen mehrere Stunden währenden Mittagsschlaf; so fest er aber auch zu schlafen scheint, so sicher vernimmt er jedes Geräusch: die Ohren spitzen, die geschlossenen Augen öffnen sich, um nach der Ursache desselben zu forschen, und seine volle Aufmerksamkeit wird rege. Jedes Thier, welches an seinem Käfige vorübergeht, erweckt seine Raubluft: lautlos duckt er sich nieder, legt sich zum Sprunge zurecht und verfolgt alle Bewegungen der ersehnten Beute, auch wenn er durch unzählige Versuche erprobt hat, daß das Gitter des Käfigs jeden Raubversuch vereitelt. Seine Raubthiernatur macht sich eben geltend; er versucht wenigstens, einen Raub auszuführen. Gewährt man ihm mehr Freiheit, als er zeitweilig genoß, so macht sich der alte sündhafte Adam sofort wieder bemerklich, und man lernt jetzt in ihm das Raubthier kennen, wie es war und ist.

Während meines Aufenthaltes in Afrika hielt ich einen männlichen Parder geraume Zeit in Gefangenschaft, konnte es aber niemals zu einem erträglichen Verhältnisse zwischen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfige näherte, drückte er durch Grinsen und Zähnefletschen, wohl auch durch ein heiseres Fauchen seine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter als gewöhnlich näherte, durfte ich sicher darauf rechnen, daß er mit einer seiner Tatzen nach mir schlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mir am wenigsten versah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubthiere, welche ich bei mir führte, mittels einer langen Kette noch besonders fesseln lassen, und so durfte ich mir schon das Vergnügen gewähren, ihn zuweilen aus dem Käfige herauszulassen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu rasen, sprang wie toll empor, dehnte sich, zog Gesichter, fauchte und warf die wildesten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er Jedem, welcher sich ihm näherte, sofort zu Leibe und geberdete sich so sprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Jemehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um so toller wurden seine Bewegungen, um so mehr steigerte sich seine Wuth. Die ganze Wildheit des freilebenden Thieres, welche lange gewaltsam unterdrückt worden war, schien durchzubrechen, der Blutdurst regte sich, und seine Augen drohten der ganzen übrigen Thiergesellschaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den Wänden, Stöcken und Säulen empor, ängstlich meckerten die Ziegen, wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfige auf und nieder, grollend blickte der Löwe auf den rasenden Roland. Dieser versuchte auf alle nur mögliche Weise freizukommen, und mehrmals wurde es uns angst und bange bei diesen Beobachtungsproben. Das allerschwierigste war, den Leoparden wieder in seinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Das einfachste wäre gewesen, ihn an dem Stricke, bezüglich der Kette, wieder in den Käfig zu ziehen; allein dieser stand so, daß man in den Bereich seiner Sprünge hätte kommen müssen, wenn man die Kette erreichen wollte. Drohungen vermochten gar nichts über ihn: wenn wir ihm die Peitsche vorhielten, zeigte er uns dagegen seine Tatzen; wenn wir ihn anschrien, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er sich zum Sprunge zurecht. Es galt, seinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mishandeln; denn er war nicht mein Eigenthum, und ich mußte ihn schonen. Ich wagte nicht einmal, mich der

aus dem Felle des Nilpferdes geschnittenen Peitsche zu bedienen, welche bei anderen Thieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es auch im Grunde nicht, weil mir die Peitsche nicht lang genug erschien, und ich doch das Thier bis zum Käfige treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbesen und befestigte diesen an einer langen dünnen Stange: damit bekam er seine Prügel; aber sie fruchteten nichts, und ich mußte auf andere Mittel denken. Das beste von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Wasser zu begießen, und dabei leistete mir nun wieder eine große Spritze die vortrefflichsten Dienste. Sobald er einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, suchte er so schleunig als möglich in seinen Käfig zu kommen; und später brachte ich ihn so weit, daß ich ihm bloß die Spritze und den Besen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, seinen Schlupfwinkel zu suchen.

Und doch läßt der Leopard sich ebenfalls zähmen, fast ebenso gut wie Löwe oder Tiger, wenn auch in der Regel nicht in derselben Zeit. Ich habe bisher allerdings niemals einen wirklich zahmen Leoparden, sondern immer nur zahme Panther gesehen und gepflegt; Kreuzberg aber versicherte mir auf das bestimmteste, daß auch der Leopard sich abrichten lasse, ja, daß er kaum einen Unterschied zwischen ihm und einem Panther mache. Gerade die wildesten Stücke sollen oft, wenn auch nicht die zahmsten werden, so doch die gelehrigsten sein. Doch ist das Wesen der Thiere sehr verschieden geartet: einzelne lernen in acht bis vierzehn Tagen ihre sogenannten Kunststücke, andere nehmen keine Lehre an, werden deshalb von den Thierbändigern als „Dumme" bezeichnet und baldmöglichst abgeschafft. Panther, welche von Jugend auf mit verständigen Pflegern Umgang hatten, werden ebenso zahm wie andere große Katzen, nehmen gern Liebkosungen von bekannten Personen entgegen, schnurren dabei behaglich nach Katzenart und schmiegen sich, den gelenken Leib schlangenartig biegend, zärtlich an ihren Gebieter an oder reiben sich wenigstens behaglich an den Gittern ihres Käfigs. Ein Panther, welchen ich pflegte, antwortete durch ein absonderliches Schnauben auf den Anruf, sprang mir und anderen Bekannten freudig entgegen, langte mit der Tatze nach mir, in der Absicht, mich an sich heranzuziehen, ließ sich streicheln und liebkosen, und leckte mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals dachte er daran, von seinen Klauen Gebrauch zu machen: die gefährlichen Tatzen blieben in der Hand seines Freundes immer weich und sammetig. Kreuzberg besaß einen anderen Panther, welcher so artig war, daß man ihm gestatten durfte, mit der Familie das Zimmer zu theilen und mit den Kindern zu spielen. Eines der letzteren, ein vierjähriges Mädchen, stand in hoher Gunst bei dem Thiere und durfte mit ihm verkehren wie mit einem Hunde, beispielsweise auf seine Brust sich legen und in solcher Stellung einschlafen, ohne irgendwelche Tücke befürchten zu müssen. Daß Leoparden ebenso zahm werden können, erscheint mir, ungeachtet der mir fehlenden Belege, mindestens höchst wahrscheinlich zu sein; denn mit Hunden schließen sie unter Umständen ein nicht minder inniges Freundschaftsverhältnis, als Panther pflegen, und mit letzteren oder mit Ihresgleichen leben sie, kleine Scharmützel gelegentlich der Paarzeit oder angesichts des Futters abgerechnet, in Frieden. Volles Vertrauen aber erwirbt sich der Leopard wohl nur in den seltensten Fällen: sein unbändiges Wesen, sein Jähzorn und eine ihm kaum abzusprechende Tücke, welche klar und deutlich in dem Gesichte ausgedrückt ist, läßt stets einen hinterlistigen, bösen Streich befürchten.

Darstellungen des Leoparden finden sich häufig auf egyptischen Denkmälern. „Das älteste, mir bekannte Bild", belehrt mich Professor Dümichen, „gehört dem bei Besprechung des Löwen bereits erwähnten Grabe des Ptahhotep auf dem Pyramidenfelde an und stammt aus dem dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Unter den Darstellungen und Inschriften dieses Grabes, welche ich in meinen „Resultaten ꝛc." veröffentlicht habe, sieht man auf der einen Wand in der zweiten Reihe von oben einen Leoparden im Käfige, welcher von Männern getragen wird. Im Grabe des Nomarchen Nehera zu Beni Hassan ist an der einen Wandseite eine prächtige Jagdscene abgebildet: unter den dort dargestellten Thieren, auf welche Fürst Nehera und sein Sohn Necht ihre Pfeile abdrücken, erblicken wir auch den Leoparden. Dagegen sieht man in dem

Digitized by Google

unter der Thutmosis-Herrschaft im siebenzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung errichteten Terrassentempel von Deir-el-Bahheri, dessen hauptsächlichste Bilder ich in meiner „Flotte einer egyptischen Königin" veröffentlicht habe, mehrere wohlgelungene Abbildungen, welche, nach Ihrer Versicherung, ganz unverkennbar den Panther darstellen. Höchst bezeichnend für das mildere Wesen dieses Thieres ist, daß es von Männern am Stricke geführt wird. Ein an der linken Schulter befestigtes Leopardenfell war das besondere Abzeichen hoher priesterlicher Würde; aber auch die Göttin Safech, „die Herrin der Schrift und Vorsteherin der Bibliotheken", wie sie in den Inschriften genannt wird, trägt gewöhnlich das Fell des Pardels. Unter den Tributen aus südlichen Ländern, welche auf verschiedenen Denkmälern durch Bild und Schrift bezeichnet werden, gewahrt man wiederholt große Haufen von Fellen, welche in den begleitenden Inschriften „Felle von Pardeln des Südens" genannt werden. Geschichtliche Texte endlich, welche die Heldenthaten eines Königs erzählen, erwähnen nicht selten, daß Seine Majestät allerhöchst in Wuth geriethen „gleich einem Leoparden".

Von den Römern wurden Leopard und Panther vielfach zu den Kampfspielen in Rom benutzt. Letzterer war zu der Römer Zeiten in Kleinasien viel häufiger als gegenwärtig, und Caelius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Pardeln zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen". Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde 150 gescheckte Thiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Thiere" nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubnis, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtsschreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Hierauf bezieht sich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Thiere ziemlich gut kennt, aber sagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Panther mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und sich dann räche. Derselbe Naturforscher erzählt, daß die Parder durch ihre Witterung alle vierfüßigen Thiere anlocken, durch ihren garstigen Kopf aber wieder abschrecken; deshalb verstecken sie sich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. An einer anderen Stelle heißt es, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geschlechts rauhe Zungen haben wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ablecken. Daher werden auch die gezähmten wüthend, wenn sie bis auf das Blut gekommen sind. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis; Aristoteles spricht einige Male von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er gescheckt sei, daß er in Asien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Muth hätten als die Männchen, und daß sie sich zu heilen wüßten, wenn sie mit dem Kraute Pardalianches sich vergiftet hätten, da sie dann Menschenkoth suchten und dieser ihnen hälfe. Das Kraut tödte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menschenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weggehe; springe es darnach in die Höhe, so gehe es zu Grunde. Oppian unterscheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere (Panther), und kleinere (Leoparden), welche aber jenen an Stärke nichts nachgeben. Nach dem Dichter sind sie die Amme des Bacchus gewesen, und deshalb lieben sie auch den Wein.

Die Fabelei einzelner Schriftsteller des Alterthums findet noch bis zu Geßners Zeiten unbedingten Glauben. „Ein grausam, grimm, fräßig, geschwind thier", schildert unser alter Freund, „begirlich zu metzgen und blut vergießen. Wiewol etlich meinend der Leppard sölle sonderlich verstanden werden, ein thier so durch vermischung der Löuwin oder Löuwen, mit dem Pardo oder Pantherthier geboren wirdt, den Löuwen nit unänlich, allein sein brust und vorderleyb one schauppen oder haar, wonend gmeinklich bey den flüssen an orten so mit böumen oder dickem gesteud besetzt sind: belustigend sich mächtig deß weynß, sauffend sich voll: werdend zu zeyten also besoffen

Digitized by Google

vollen weynß gefangen: sy überfrißt sich auch zu zeyte, als dann legt sy sich in jr hüle schlaafen biß sy aufgetöuwt hat: so er gifft gefräſſen, so bringt er sich mit menschenkaat widerub zurecht.

„Mit wunderbarem list sol er die Affen bekriegen, als Elianus schreybt.

„Wo er die menge der Affen erfahren hat, spricht Elianus, so legt er sich noch bey jnen nider auff den boden, sterckt die bein von jm, spert den rachen und augen weyt auf, hält sich gleych als ob er tod seye, wann dann die Affen sölichs ersehend, habend sy grosse fröud darab, trauwend jm doch nit gantz wol, schickend zu ersten die frächest herab, dz spil zu erfaren, welche mit verzagtem hertzen, yetz nahet, dann widerkeert: der Leppard aber halt sich gantz still als tod. So nun die anderen Affen ersehend den ersten unverletzt um seinen feind härumb traben, stellend sy die forcht hinweg, lauffend all herzu, fröuwend sich, dantzend, springend auff und umb der todten feynd här als ob sy seinen spottend. So nun der Leppard sy müd, verdrossen, on sorg achtet, so das spil im besten ist, als dann junckt er unbewartet sach auf, ergreifft, zerreißt, zerzeert jren ein guten teil, braucht das beste und feißteſt zu seiner spyß und narung. Er verbirgt sich auch zu zeyten in die dickest der böume oder dicke gesteud, springt auf die, falt an die so fürgend, erwürgt was er ankommen mag. Das Pantherthier sol ein blinde frucht gebären gleich als auch die Katze, und die selbig mit grossem schmertzen, ein kleine frucht, gebirt fälten. Zu zeyten vermischt sich das Pantherthier mit dem Wolff, dannethär wirt geboren ein thier Thoes genannt, welche gestalt gefläcket ist, der kopff aber dem Wolff gleych: von sölchem wirt under den Wölffen geredt werden. Der Löuw vergleycht sich mit einem dapfferen, aufrechten, redlichen mann, der Leppard aber oder Pantherthier einem bösen, argedyklischen weyb, hat auch zu sölcher arglistigkeit, schalckheit mit forcht gemischt ein rechte form, gestalt, und glidmaß von natur überkommen. Ein wunderbarliche, grosse liebe söllend sy gegen jren jungen haben, von welcher Demetrius Physicus ein hübsche history schreybt, wie ein mann einen Lepparden in der straaß begegnet, und Leppard jm liebkoset als wann er etwas von jm begärte, der mann zuersten erschrocken, doch zuleſt dem Lepparden zu willen worden, welcher jn zu einer gruben geführt, in welche seine jungen gestürtzt warend, welche dann der mann heraufgezogen, und das thier jn mit vil schimpffs als ob er jm um solchen Dienst danckete, widerumb an sein statt gewisen. Zu zeyten wolt auch einer nit ab einem Gitze fräſſen so mit jm auferzogen und gespeyßt ward. Doch schreybend etlich, daß wie heimsch er yemer gemacht, gleych von jugend auferzogen werde, laß er doch seine Dyck nit, gleych den bösen weybern. Der Leppard ist allen thieren verhaßt, und fliehend jn fast alle thier, auch der Track. Es söllend vor wenig jahren nach dem tod des künigs Francisco, den Franzosen ein Leppard männlin und weyblin abkommen, entrunner, in die wäld kommen seyn, und bei Orliens vil der menschen erwürgt und ertödt haben, ein braut so yetz wolt hochzeyt haben auß der statt geraubet haben, und vil todtne körper und weyberen daselbſt gefunden, welchen sy allein die brüſt abgefreſſen habend. Das thier so Hyaena, Vilfraß oder Grabthier genannt wird, ist dem Lepparden auffetzig: es sol auch der Leppard ab sölcheſſe gesicht gräßlich erschräcken, dermaſſen daß sy jm kein widerstand begärt zu thun, und ob jr beider fäl bey einandern gehenkt werdend, so fließt dem fäl des Lepparden das haar aus. Auß welcher Ursach die Egyptier so sy bedeuten wöllend daß der edler, stärcker, gröſſer, von dem minderen überwunden seye, so malend sy solche zwey fäl zusammen. Esculapius schreybt, daß der Leppard ein todtenschädelen eines menschen ersähe, so neme er die flucht."

Wahrscheinlich schließt sich eine große Katze Innerasiens, der Irbis, am nächsten an die Pardel an. Gray will ihn als Vertreter einer besonderen Sippe (Uncia) angesehen wissen und hebt besonders die Kürze und Breite der Gesichtsknochen sowie das jäh aufsteigende Stirnbein als bezeichnende Merkmale hervor, zu denen außerdem noch die schlanken, einigermaßen an die des Gepard erinnernden Läufe und der allseitig lange und dichte, aus gekräuseltem, im Grunde wolligem Haare bestehende, nur am Bauche weiche und schlaffe Pelz hinzuzuzählen wären. Ob

Digitized by Google

dieſe Kennzeichen insgeſammt zur Trennung des Irbis von verwandten Katzen berechtigen, ſteht zunächſt noch dahin.

Der Irbis (Leopardus Irbis, Felis Uncia, tulliana und uncioides), von Buffon ungerechtfertigerweiſe Unze genannt, ſteht an Größe dem Panther kaum nach; ſeine Geſammtlänge beträgt 2,20 Meter, die Schwanzlänge 90 Centimeter. Die Grundfärbung des Pelzes iſt weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge, wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler und an der Unterſeite weiß. Die ſchwarzen Flecken, welche ſich deutlich abzeichnen, ſind auf dem Kopfe klein und voll, am Halſe größer und ringförmig, und am Rumpfe endlich zu einem Tüpfelringe mit dunkler Mitte ausgedehnt. Auf dem Rücken verläuft eine dunkle Linie, welche ſich auf dem mattſchwarz gefleckten Schwanze unterbrochen fortſetzt; auf der Unterſeite ſtehen Vollflecken. Die kurzen,

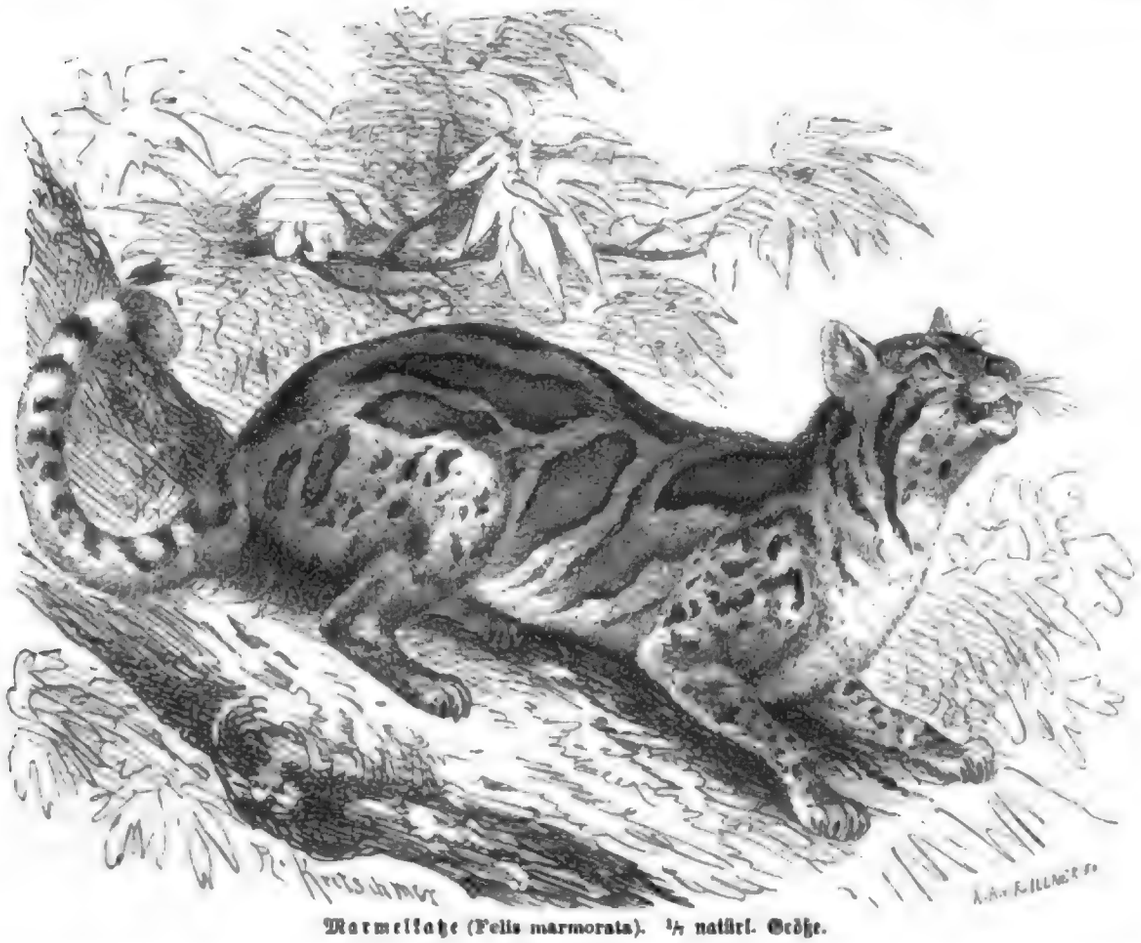
Irbis (Leopardus Irbis). 1/10 natürl. Größe.

ſtumpfen Ohren ſind am Grunde und an der Spitze ſchwarz, in der Mitte aber weiß, die in vier Reihen geordneten Schnurren theils weiß, theils ſchwarz.

Schon durch ſeine Bekleidung bekundet der Irbis, daß er in kälterer Gegend lebt als der Leopard. Seine Heimat iſt das mittlere Aſien bis nach Sibirien hinauf; er ſoll an den Quellen des Jeniſei und am Baikalſee nicht gerade ſelten, häufiger aber in Thibet und noch an den Küſten des Perſiſchen Golfs zu finden ſein. „Der Irbis", bemerkt Radde, „iſt ſelbſt in denjenigen Gegenden Südoſtſibiriens, in denen der Tiger häufig auftritt, ſehr ſelten. Ueber das Vorkommen desſelben im öſtlichen Sajan, den Baikalgebirgen und in Transbaikalien hat ſich während meiner Reiſe nichts ermitteln laſſen. Erſt bei den Birar-Tungusen gewannen die Erkundigungen ſolche Gewißheit, daß ich den Irbis als ein ſehr ſeltenes Thier der Fauna des Burejagebirges zuzählen darf. Er ſcheint demnach in Weſtſibirien in größerer Häufigkeit verbreitet zu ſein, da nach Leſſings mündlichen Mittheilungen er ſich einzeln ſogar in der Umgegend von Krasnajarsk zeigen und im ſüdlichen Altai nicht gar ſelten ſein ſoll. Die Birar-Tungusen weiſen ihm die hochgraſigen, ſteppenartigen Flächen am Sungari als eine Gegend an, wo er nicht ſelten lebt. Es war dieſen Leuten bekannt, daß der Irbis gern auf Bäume klettert und von ihnen aus die Beute überfällt, wie es der

Luchs auch thut; sie gaben aber sogleich zum Unterschiede von letzterem den langen Schwanz an. Von seiner List wußten sie manches Beispiel zu erzählen. Man fürchtet ihn bei weitem nicht so wie den Tiger und versichert, daß mehrere gute Hunde ihn auf einem Baume stellen."

Hierauf beschränkt sich das mir über das Freileben des Irbis Bekannte. Von seinem Betragen in Gefangenschaft weiß ich nichts zu berichten. Sicherem Vernehmen nach gelangten zwar im Jahre 1871 zwei lebende Irbis in den Thiergarten zu Moskau, wurden dort aber meines



Marmelkatze (Felis marmorata). 1/7 natürl. Größe.

Wissens nicht beobachtet, auch so erbärmlich behandelt, daß sie, wie der größte Theil aller dort lebenden Thiere überhaupt, binnen kurzem ihr Dasein endigten.

*

Luchskatzen (Catolynx) nennt Gray zwei indische Mitglieder unserer Familie und gibt zu deren Kennzeichnung folgende Merkmale an: Der Kopf ist rundlich, das Ohr abgerundet, der Augenstern länglich und aufrecht gestellt, der Schwanz sehr lang, das Nasenbein wie bei den Luchsen gebildet. Sonstige Eigenheiten des Schädels, welche Gray hervorhebt, darf ich übergehen, weil sie von dem allgemeinen Gepräge zu wenig abweichen. Nach meinem Dafürhalten darf man die Luchskatzen als ein Mittelglied zwischen Pardeln und Katzen ansehen. Letzteren ähneln sie mehr als ersteren, obgleich sie ihr eigenthümliches, von anderen Katzen abweichendes haben. An die Luchse haben mich die Gefangenen, welche ich sah und pflegte, durchaus nicht erinnert.

Die Marmelkatze (Felis marmorata, F. Diardii, Olgilbii, longicaudata, Leopardus und Catolynx marmoratus) kommt unserer Hauskatze an Größe annähernd gleich; ihre Gesammtlänge beträgt 1,1 Meter, wovon auf den Schwanz 52 Centim. gerechnet werden müssen. Die Hauptfärbung des Pelzes ist lehmgelb mit leichtröthlichem Anfluge, unterseits lichter und

Digitized by Google

selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen, hinten aber sich wieder theilen. Andere gewundene Fleckenstreifen ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab. Die Schultern sind mit hufeisenartigen Flecken, die Glieder mit runden schwarzen Tüpfeln bedeckt. Am Unterleibe finden sich drei Reihen runder dunkelbrauner Flecken, unter dem Halse Querbinden, über und unter den Augen je ein heller Fleck und auf den Wangen zwei schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der ziemlich buschige Schwanz ist graulich rostgelb und deutlich geringelt.

Die Marmelkatze bewohnt Gebirgsgegenden Südostasiens, einschließlich der Sundainseln Sumatra und Borneo, und lebt in den Waldungen. Ueber ihr Freileben ist mir kein Bericht bekannt; auch Gefangene sieht man äußerst selten in unseren Käfigen. Ein schöner Marmelkater, welchen ich geraume Zeit pflegte, nahm für gewöhnlich die Stellung einer sitzenden Hauskatze an. Der Kopf wurde hoch getragen, der sehr buschige Schwanz meist über die Vorderpranken geschlagen. Das faule Liegen der Leoparden beobachtete ich nie, obgleich die Katze sehr zahm war und sich vor dem Beobachter nicht scheuete, also gewiß voller Bequemlichkeit hingegeben haben würde, hätte sie solche im Liegen gefunden. Eine Stimme habe ich nicht vernommen, wohl aber gelegentlich das übliche Fauchen. Doch ließ sich das Thier nicht gerade leicht aus seiner Ruhe bringen, ähnelte in dieser Beziehung vielmehr dem Ozelot, mit welchem es überhaupt in seinem Gebaren vielfach übereinstimmte. Die Lieblingsnahrung bestand in Geflügel, demnächst in kleinen Säugethieren; Rindfleisch fraß die Marmelkatze ungern, und Pferdefleisch verschmähete sie gänzlich. Ungeachtet der sorgsamsten Pflege starb sie bald nach Eintritt der Kälte zum Leidwesen Aller, welche sie gekannt hatten.

*

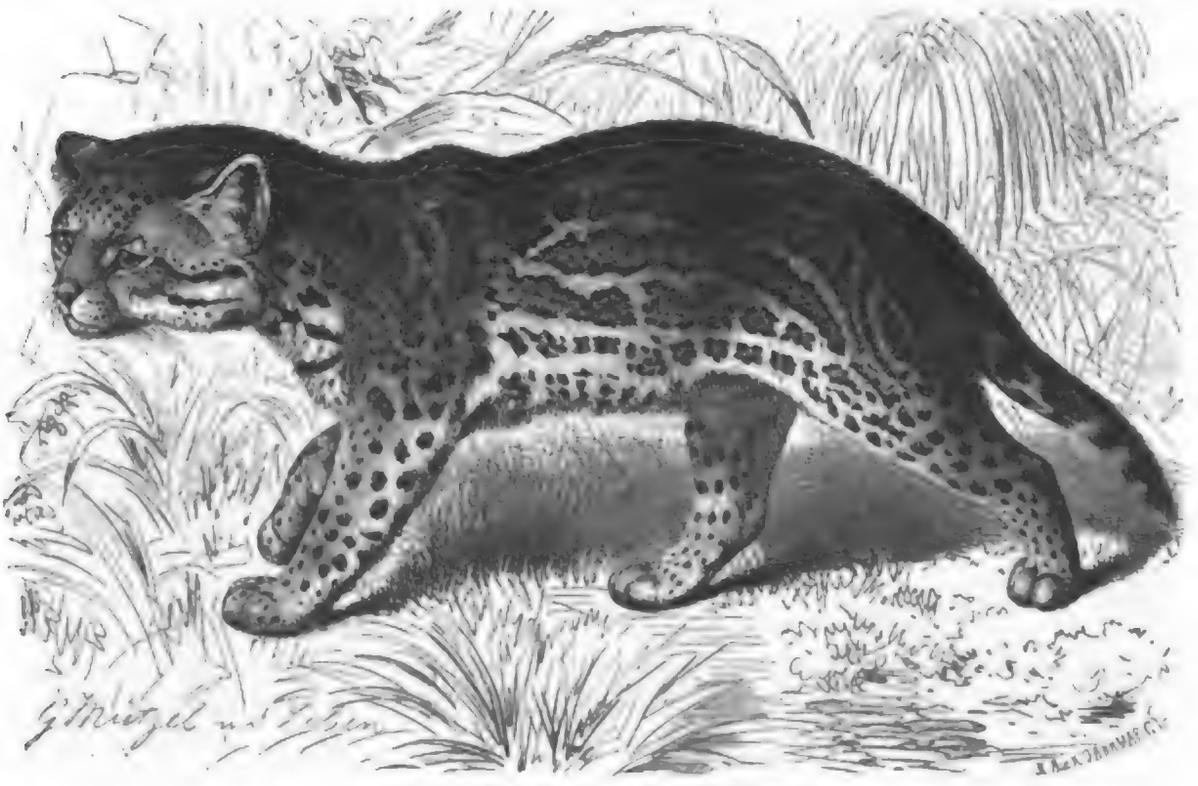
Katzen im engeren Sinne (Felis) heißen die kleineren Arten der Familie, welche im allgemeinen unserer Hauskatze ähneln. Ihr Leib ist mehr oder weniger schlank, der Kopf rundlich, das Ohr länglichrund, der Augenstern länglicheirund oder spaltförmig, der Schwanz mehr oder weniger lang und zugespitzt, das Fell ziemlich dicht, einfarbig, gefleckt oder gestreift. Ohrbüschel, Bart und Mähne fehlen den Gliedern dieser Gruppe oder Sippe, welche in mehrere Unterabtheilungen zerfällt worden ist.

An die Leoparden schließen sich die **Pardelkatzen** an, deren bekanntestes Mitglied der **Ozelot** oder die **Pardelkatze** (Felis pardalis, Leopardus pardalis) ist. Seine Länge beträgt 1,30 bis 1,40 Meter, wovon der Schwanz 40 bis 45 Centim. wegnimmt, die Höhe am Widerrist etwa 50 Centim.; das Thier kommt also unserem Luchs an Leibesumfang annähernd gleich, steht jedoch an Höhe weit hinter diesem zurück. Der Leib ist verhältnismäßig kräftig, der Kopf ziemlich groß, der gegen die Spitze verdünnte Schwanz mäßig lang, das Ohr kurz, breit und abgerundet, der Augenstern länglich eiförmig, der Pelz dicht, glänzend weich und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfärbung ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes zeigt kleine Tüpfel; auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif, über den Rücken mehrere Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen und lebhafter als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, oft auch in der Mitte dunkel punktirt sind. Den Unterleib und die Beine zeichnen volle Flecken, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übigens sehr ab: oft sind die schwarzen Längsstreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht getheilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen sich längs der Seiten entlang; bei anderen zertheilen sich

Digitized by Google

die Streifen in Flecke und auf den Wangen finden sich breite schwarze Tüpfel; noch andere sind am ganzen Unterleibe schwarz gestreift, der Schwanz ist vollständig geringelt ꝛc. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch schwächere Färbung der Flecken und kreisförmig gestellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Brasilien und anderseits bis Mejiko und Tejas und den südlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, wohl aber in Wäldern, in felsigen



Ozelot (Felis pardalis). ⅓ natürl. Größe.

und sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen in hohlen Bäumen oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerke beschattet sind; in der Morgen- und Abenddämmerung, besonders aber bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebenso gut in hellen, sternenklaren, wie in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten hat der Hofbesitzer es nöthig, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Pardelkatze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume, oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Pakas, Ratten, Mäusen ꝛc. Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiete eifrig nachstellen. Man hat auch hierüber das alte Märchen in Umlauf gesetzt, daß er bei seiner Jagd sich platt auf einen Ast lege und todt stelle, worauf dann die Affen erfreut herbeikämen, um sich an der Leiche ihres Todtfeindes zu weiden, plötzlich aber sehen müßten, wie bitter sie sich geirrt hätten.

Digitized by Google

„Diese sehr schön gezeichneten Thiere", bemerkt Armand, ein eifriger Jäger, welcher den Südwesten Nordamerika's jahrelang durchstreifte und Glaubwürdigkeit verdient, „sind dem Wildpret äußerst gefährlich; sie rauben, selbst wenn sie vollkommen gesättigt sind, nur des Blutes halber, und lassen nie eine Gelegenheit unbenutzt, um eine Beute zu erhaschen. Mit unglaublicher Gewandtheit und Ueberlegung sowie mit unendlicher Geduld schleichen sie sich an das Wild, springen mit Blitzesschnelle auf dasselbe und lassen es nicht eher wieder los, als bis es ihnen sein Blut gegeben hat." Rengger spricht sich günstiger über das Thier aus. „Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht", sagt er, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft stundenlang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Ueberreste ihrer Mahlzeit; gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf; diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum anderen, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Noth gezwungen, wagt sie sich durchs Wasser, z. B., wenn sie durch Ueberschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Ueberschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Theil des Paraguaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Assuncion erschießen.

„Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den anderen in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Walde an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen. Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Anzahl der Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einem hohlen Baume oder in dem Dickichte des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugethiere und Vögel zu."

Dem Menschen schadet der Ozelot verhältnismäßig wenig: er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er bevölkerten Gegenden sich nähern sollte. Bloß Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und sieht den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf Bäume und versteckt sich hier im dichtesten Laube der Krone. Doch gelingt es dann zuweilen, ihn zum Schusse zu bekommen, da ihn das Leuchten seiner Augen verräth. Am leichtesten fängt man ihn vermittels Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhne gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara versichert, daß man dasselbe Thier in derselben Falle und an der nämlichen Stelle wiederfangen könne; denn seine Begierde nach dem Huhne ist so groß, daß es die schon erprobte Gefahr gänzlich vergißt.

Ein angeschossener Ozelot vertheidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. „Verwundet oder stark bedrängt", sagt Armand, „greift er seinen Verfolger mit Wuth und viel Entschlossenheit an, und schon mancher Indianer ist von ihm unter solchen Umständen übel zugerichtet worden." Man jagt ihn übrigens weniger des Schadens wegen, den er anrichtet, als seines schönen Felles halber, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefeln verfertigen.

Digitized by Google

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verrathen die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hülfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht gibt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenngleich nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Thier beim Nacken, werfen es nieder, halten mit den Vorderpranken seine Vorderbeine, mit den Hinterpranken seine Hinterbeine fest und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genusse von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigenthümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Misbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Thiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen, ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und tödten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Theil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Koth verscharren sie nie, häufig aber legen sie denselben in ihrem Trinkgefäße ab, sie mögen nun in einem Käfige eingeschlossen sein oder frei im Hause umhergehen.

Den größten Theil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie unsere Hauskatzen es auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Solange er jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schnäuzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgültig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden in hohem Grade zahm. Gleich jungen Hauskatzen gaukeln sie mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm empor. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Früherer Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfige oder an einem Stricke angebunden.

In den Käfigen unserer Thiergärten spielt der Ozelot keine hervorragende Rolle. Er ist träge oder doch wenig lebhaft, sieht sich die Welt anscheinend mit unzerstörbarem Gleichmuthe an, begnügt sich mit jedem Raume und verlangt nichts weiter, als daß derselbe rein und warm sei und es an der erforderlichen Nahrung ihm nicht fehle. Die meisten Ozelots, welche nach Europa gelangen, kommen in bereits gezähmtem Zustande an und entsprechen dem vorstehenden Bilde; alt eingefangene, welche Wuthausbrüche gezeigt hätten, wie sie bei Leoparden an der Tagesordnung sind, habe ich nicht gesehen. Zu den häufigen Erscheinungen zählt der Ozelot übrigens nicht,

Digitized by Google

und deshalb hält es ſchwer, Paare zuſammenzubringen und Junge zu erzielen, wie es, ſo viel mir bekannt, einzig und allein im Londoner Thiergarten der Fall geweſen iſt.

Beſtimmt unterſchiedene Verwandte ſind zwei andere Katzen Amerikas: der Marguay und die Mbaracaya. Man hat beide oft als Spielarten von jenem angeſehen; ſie unterſcheiden ſich aber hinlänglich durch ihre Größe. Erſtgenannter, die Tigerkatze der Naturforſcher, Thiergärtner und Händler (Felis tigrina, F. Margay und Guigna, Leopardus tigrinus), erreicht höchſtens die Größe unſerer Hauskatze. Ihre Körperlänge beträgt 50, die des Schwanzes 30 Centim.

Tigerkatze (Felis tigrina). 1/6 natürl. Größe.

Der weiche und ſchöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und iſt unten, wie bei den meiſten übrigen Katzen, weiß. Ueber die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere vom Augenwinkel über den Kopf bis ins Genick. Hier ſchieben ſich nun noch andere ein, und ſo ziehen ſich über den Nacken ſechs derſelben, welche weiter hinten in breitere Flecken ſich auflöſen. An der Kehle ſtehen zwei ſchwarze Tupfflecke, vor der Bruſt breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein ununterbrochener Streifen und jederſeits daneben mehrere Reihen Vollflecken, von denen viele einen helleren Hof umſchließen. Die Beine und der Unterleib ſind gefleckt, die Ohren ſchwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz iſt an der Spitze buſchiger als an der Wurzel.

In ihrer Lebensweiſe ähnelt dieſe Katze dem Ozelot faſt in allen Stücken. Jung eingefangen und ordentlich gehalten, wird ſie zu einem höchſt gelehrigen und anhänglichen Thiere; alt eingefangen, beträgt ſie ſich allerdings ſehr wild und ungeſtüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewiſſen Grad von Zähmung an. Waterſon hatte in Guiana einen jungen Marguay mit großer Sorgfalt aufgezogen, welcher in kurzer Zeit mit ihm auf das innigſte befreundet wurde und ihm ſpäter wie ein Hund folgte. Gegen die Ratten und Mäuſe, welche das Haus in Maſſe bevölkerten, lag er in einem ewigen Streite und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an

Digitized by Google

mit angeerbter Kenntnis der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Während der letzten Stunden des Tages, seiner besten Jagdzeit, schlich er im ganzen Hause umher, vor jeder Oeffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend. Seine Hülfe wurde außerordentlich werthvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als zweiunddreißig Thüren zerfressen, und lustwandelten im ganzen Hause nach Belieben umher. Diesem Vergnügen that die Tigerkatze den gründlichsten Eintrag und gewann sich auch aus diesem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Gefangene Marguays gelangen zuweilen auch nach Europa, gehören jedoch in den Käfigen unserer Thiergärten immer zu den Seltenheiten. Diejenigen, welche ich sah und beziehentlich pflegte, waren stille, anscheinend friedliche Geschöpfe, als entschiedene Nachtthiere übertages aber auch langweilig, weil sie die meiste Zeit in sich zusammengerollt auf ihrem Lager liegen, ohne sich um die Außenwelt viel zu kümmern. Ihr sanftes Wesen, die Anmuth ihrer Bewegungen und die Schönheit ihres Felles machen sie übrigens doch dem Pfleger lieb und werth.

Der Mbaracaya oder Tschati — Chati — (Felis mitis, F. Chati und Maracaya, Leopardus Maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau mehr dem Jaguar als dem Ozelot, unterscheidet sich aber nicht nur durch seine Zeichnung, sondern ebenso durch seine weit geringere Größe von dem gefürchteten Räuber; auch ist der Kopf verhältnismäßig kleiner und der Schwanz verhältnismäßig kürzer. Der Tschati gehört aber immerhin noch zu den größeren Katzen; denn seine Körperlänge beträgt 80, die des Schwanzes 30 und die Schulterhöhe 40 Centim. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfelles ziemlich ähnlich, die Unterseite rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben sich einfache, schwarze Tüpfel ab, welche ebenso unregelmäßig in ihrer Gestalt wie in ihrer Anordnung, weil bald langgezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durch einander gestreut sind. Ein Flecken über dem Auge und die Backen sind rein weiß, die Ohren innen weiß, außen schwarz mit weißem oder gelbem Fleck. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei schwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes zeigt schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein struppigeres und streifig gflecktes Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beschaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab.

Der Tschati ist ein höchst eifriger Jäger und wagt sich schon an ziemlich große Thiere, beispielsweise kleine Hirsche. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe der Waldungen wohnen, ist er ein sehr unangenehmer und ungemüthlicher Nachbar, und Jeder, welcher Hühner hat, mag sich vor ihm in Acht nehmen; denn, wie es scheint, zieht er Geflügel allem übrigen Wilde vor und stattet deshalb den Hühnerhäusern häufig Besuche ab. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft schützt nicht gegen seine nächtlichen Besuche, weil er es ebenso gut versteht, durch die schmalsten Oeffnungen sich zu drängen, wie über hohe Umfassungen zu klettern. Dabei ist er äußerst vorsichtig bei seinen nächtlichen Ueberfällen, läßt gewöhnlich nicht das geringste Anzeichen von seinen Besuchen zurück und nur am nächsten Morgen durch einige Blutspuren oder zerstreute Federn oder mehr noch durch die fehlenden Hühner erkennen, daß er wieder einmal da gewesen sei. Innerhalb zweier Jahren wurden nicht weniger als achtzehn Tschatis von einem Landeigner um sein Gehöft herum gefangen; hieraus mag hervorgehen, daß sie an manchen Orten häufig genug sind.

Man sagt, daß er in Paaren lebe und jedes derselben einen besonderen Jagdgrund besitze, ohne daß jedoch die beiden Gatten bei der Jagd sich behülflich wären. Während des Tages liegen die Thiere sorgfältig verborgen in dem dunklen Schatten der Wälder und schlafen, bis die Sonne zur Rüste gegangen ist und die Dunkelheit über das Land sich senkt. In Mondscheinnächten verbleiben sie in ihren Wäldern, d. h. scheuen sich, an ein Gehöft heranzuschleichen; je dunkler und stürmischer aber die Nacht ist, umsomehr scheint sie dieser Katze geeignet, einen Ueberfall auf die

Digitized by Google

von den Menschen geschützten Thiere zu versuchen. In solchen Nächten mag der Bauer sich in Acht nehmen und gut nach seinen Thoren und Läden sehen oder aber erwarten, daß er am Morgen einen leeren Hühnerstall findet.

In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Wesen, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmuthigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbesitzer gefangen worden war, wurde so vollständig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch so liebenswürdig und umgänglich er auch gegen seinen Herrn sich bewiesen hatte, so mord- und raubluſtig zeigte er sich den Hühnern gegenüber. Seine Mordsucht war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß sie hätte ausgerottet werden können. Das Thier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft einen Ueberfall zu machen, und endete auf einem dieser Streifzüge durch den Speer eines erbosten Pächters sein Leben.

Langschwanzkatze (Felis macroura). ⅓ natürl. Größe.

In Brasilien jagt man den Tschati mit Hülfe der Hunde, vor denen er sofort bäumt, dem Jäger sodann zur leichten Beute werdend. Die Neger und selbst einige Urbewohner essen das Fleisch, obgleich der Tschati, laut Prinz von Wied, einen unangenehmen Geruch von sich gibt. Aus dem schönen Felle, welches für Pferdedecken zu klein ist, bereiteten die brasilianischen Jäger zu Zeiten der Reise des Prinzen Regenkappen für ihre Gewehrschlösser; ob man es auch gegenwärtig noch verwendet, weiß ich nicht.

Häufiger als die beiden letztgeschilderten Arten der Familie scheint in den brasilianischen Wäldern die Langschwanzkatze (Felis macroura, F. Wiedii, Leopardus tigrinoides) zu sein. Ihre Größe kommt der einer starken Hauskatze etwa gleich; ihre Pfoten sind jedoch viel stärker als bei letzterer. Die Gesammtlänge beträgt 90 bis 100 Centim., die Schulterhöhe 25 bis 30 Centim. Vom Tschati unterscheiden sie der längere Schwanz, der kleine Kopf, die großen Augen, die lanzettförmig abgerundeten Ohren und die stark gekrümmten, weißlichen Krallen. Ihre Grundfärbung ist röthlich braungrau, an den Seiten heller, unten weiß. Der ganze Leib ist unregelmäßig graubraun oder schwarzbraun gefleckt; einzelne Flecke umschließen einen lichteren Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf dunkle Längsstreifen, an der Stirne zwei schwarze Streifen, dazwischen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsstreifen, unter der Kehle ein dunkler Querstreifen. Die Fußsohlen sind graubraun.

„Die Langschwanzkatze", sagt Prinz Neuwied, „lebt in allen von mir bereisten Gegenden. Anfänglich wurde sie von mir für eine Mbaracaya gehalten, bis ich beide Thiere genauer verglich.

Digitized by Google

Von dem Marguay und dem Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem der Mbaracaya höchst übereinstimmend gezeichnet ist, machen sie zu einem der schönsten Thiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden sie an verschiedenen Orten, und ich kann deshalb sagen, daß sie fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist als die Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelnestern und erhascht und verzehrt dabei alle kleineren Thiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern wird sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

„Gewöhnlich fängt man sie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf diese Art in vierzehn Tagen drei solche Katzen. Eine vierte schoß einer meiner Jäger von einem Baume herab und wollte sie ergreifen, allein sie entsprang, da sie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher sie findet, treibt sie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man sie leicht herabschießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Besitz des schönen Thieres, weil man ihm auf seinen Streifzügen, welche es ebenso wohl bei Tage als bei Nacht übernimmt, nicht gut folgen kann."

Hensel, nach Prinz von Wied unstreitig einer der schärfsten Beobachter des brasilianischen Thierlebens, weiß Vorstehendem wenig hinzuzufügen. „Wie alle Katzen", bemerkt er, „lebt die Langschwanzkatze stets auf der Erde und besteigt die Bäume nur dann, wenn sie von den Hunden verfolgt wird, oder nach Regenwetter, wenn der Grund des Waldes zu naß geworden ist. Dann liegt sie ausgestreckt auf einem wagerechten Aste, um sich den wärmenden Strahlen der Sonne auszusetzen. Wie man an den Fährten sehen kann, besucht sie jede Nacht die Pflanzungen der Waldbewohner.

In der neueren Zeit kommt eine oder die andere dieser Katzen lebend zu uns herüber, immer selten und einzeln. Von denen, welche ich sah, hatte sich keine mit dem Menschen befreundet; alle waren im Gegentheile äußerst boshafte und wüthende Geschöpfe, welche zischten und fauchten, wenn man sich ihnen nahete. Richtete man den Blick fest auf sie, so knurrten sie ingrimmig und peitschten dabei höchst verständlich mit dem Schwanze; näherte man sich einen Schritt weiter, so fuhren sie fauchend bis an das Gitter heran und stellten sich trotzig zur Wehre, ganz nach Art unserer ebenfalls fast stets übelgelaunten Wildkatze. Im Zustande gemüthlicher Behaglichkeit, wie ihn Beckmann auf unserer Abbildung wiedergegeben, habe ich sie nie gesehen. Demungeachtet bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß sie unzähmbar seien.

Verwendet wird die erlegte Langschwanzkatze wie ihre Verwandten.

An unsere Wildkatze erinnert die Pampaskatze (Felis pajeros, Pajeros pampanus, Leopardus pajeros); sie ist jedoch höher gestellt, ihr Kopf kleiner, ihr Schwanz länger, das Haar endlich, zumal auf der Rückenmitte, länger, härter und straffer. Von dem vorherrschend schön silbergrau gefärbten Pelze heben sich blasser oder dunkler rostbraunrothe Streifen, welche über den Rumpf schief von vorn und oben nach hinten und unten verlaufen, lebhaft ab, umsomehr, als sie auch auf Kehle und Brust als Gürtelbänder, auf den Beinen als Ringbänder sich wiederholen. Die einzelnen Haare des Pelzes sind an der Wurzel grau, hierauf lichtgelb und an der Spitze silbergrau, die der Streifen aber hier blaßrostgelb. Auf der Rückenmitte mischen sich schwarze und dunkelrostrothe Haare; auf dem Kopfe sind sie fahlgrau, sodann schwarz und an der Spitze weiß. Ueber die fast einfarbig fahlgelben Wangen verläuft ein schmaler rostrother Streifen. Die Ohren sind außen hell-, am Rande dunkelrostbraun, innen fahlweiß gefärbt. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens und zeigt gegen die Spitze hin vier bis sechs dunklere Ringbinden; die

Digitized by Google

Beine ſind auf gilblichem Grunde ſechs- bis ſiebenmal breit und regelmäßig roſtroth, die Untertheile auf weißlich fahlgelbem Grunde unregelmäßig hellroſtgelbroth gebändert. Dieſe Färbung und Zeichnung macht die Pampaskatze, trotz der Stumpfheit der Farben, zu einer der ſchönſten Arten der Gruppe. Starke Kater erreichen eine Länge von einem Meter und darüber, bei 30 bis 35 Centim. Schulterhöhe.

Die Pampaskatze findet ſich in den Steppen Südamerikas, von Patagonien an bis zur Magellansſtraße herab, und iſt namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden. Sie lebt in unbewohnten Waldgegenden und Steppen, hier wie da hauptſächlich von kleinen Nagern, welche namentlich die Pampas in außerordentlicher Menge bevölkern, ſich ernährend. Man ſchildert ſie als ein harmloſes Thier, deſſen Nutzen anerkannt wird. Ueber ihr Gefangenleben weiß ich nichts

Pampaskatze (Felis pajeros). ⅓ natürl. Größe.

zu berichten. In die europäiſchen Thiergärten gelangt ſie äußerſt ſelten; ſo viel mir bekannt, hat man ſie bisher nur in London einmal gefangen gehalten.

Unter den altweltlichen Katzen geht uns die Wild- oder Waldkatze, der Waldkater, Kuder, Baumreiter (Felis catus, Catus ferus), am nächſten an, weil ſie die einzige Art ihrer Familie iſt, welche ſelbſt in unſerem Vaterlande noch nicht ausgerottet wurde. Lange Zeit hat ſie für die Stammart unſerer Hauskatze gegolten, und auch gegenwärtig wird ſie von einzelnen Naturforſchern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Unterſuchungen dieſe Anſicht nicht zu ſtützen vermögen. Die Wildkatze iſt bedeutend größer und kräftiger als die Hauskatze, ihr Kopf dicker, ihr Leib gedrungener und ihr Schwanz merklich ſtärker, aber auch viel kürzer als bei der Hauskatze; zudem unterſcheiden ſich beider Schwänze noch dadurch, daß der eine von ſeiner Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick erſcheint, der andere aber von der Wurzel bis zur Spitze allmählich ſich verdünnt. Eine erwachſene Wildkatze erreicht ungefähr die Größe des Fuchſes und iſt alſo um ein Drittheil größer als die Hauskatze. Von dieſer unterſcheidet ſie ſich auf den erſten Blick durch die ſtärkere Behaarung, den reichlicheren Schnurrbart, den wilderen Blick und das ſtärkere und ſchärfere Gebiß. Als beſonderes Kennzeichen gilt die ſchwarzgeringelte Ruthe und der gelblichweiße Fleck an der Kehle.

Die Körperlänge beträgt in der Regel 80, die Länge ihres Schwanzes 30, die Höhe am Widerriſte 35 bis 42 Centim., und ihr Gewicht 8 bis 9 Kilogr. Einzelne Kater werden unter beſonders günſtigen Umſtänden noch größer. Der Pelz iſt dicht und lang, beim Männchen fahlgrau, bisweilen ſchwarzgrau gefärbt, beim Weibchen gelblichgrau, das Geſicht rothgelb, das Ohr auf der Rückſeite roſtgrau, inwendig gelblichweiß. Von der Stirn ziehen ſich vier gleichlaufende ſchwarze

Wildkatze (Felis catus). ⅓ natürl. Größe.

Streifen zwiſchen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren auf dem Rücken ſich fortſetzen und, nachdem ſie ſich vereinigt haben, einen Mittelſtreifen bilden, welcher längs des Rückgrates und über die Oberſeite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele verwaſchene Querſtreifen aus, welche etwas dunkler als die anderen ſind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer iſt gelblich, mit einigen ſchwarzen Flecken betüpfelt; die Beine ſind mit wenigen ſchwarzen Querſtreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenſeite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz trägt Ringe, welche von der Wurzel nach der Spitze hin dunkler werden.

In der Weidmannsſprache heißen die Augen der Wildkatze **Seher**, die Ohren **Lauſcher**, die Eckzähne **Fänge**, die Krallen **Waffen**, die Beine **Läufe**, die Füße **Branten** (Pranken), der

Schwanz Ruthe, Standarte oder Lunte, das Fell Balg. Sie schnürt oder schränkt, wenn sie geht, raubt oder reißt ihr Wild, bäumt, wenn sie klettert, thut Sprünge, frißt im Gegensatze zum Wilde, welches äset, ranzt oder begehrt, wenn sie sich paart, bringt Junge, hat ein Lager ꝛc.

Noch heutzutage herbergt die Wildkatze in ganz Europa mit Ausnahme des höheren Nordens, namentlich Skandinaviens und Rußlands, woselbst der Luchs sie vertritt. In Deutschland bewohnt sie ständig, wennschon immer nur einzeln, alle waldreichen Mittelgebirge, insbesondere den Harz, Thüringer-, Franken-, Böhmer-, Hoch-, Oden- und Schwarzwald, das Erzgebirge, die Rhön, die rheinischen und oberhessischen Gebirge, streift von hier aus, von Wald zu Wald schweifend und unterwegs oft monatelang verweilend, weit in das Flachland hinaus und kann demgemäß in ausgedehnten Waldungen so ziemlich überall vorkommen, dürfte auch viel öfter in ihnen sich einstellen, als man anzunehmen pflegt. Weit häufiger als bei uns zu Lande trifft man sie im Süden, zumal im Südosten Europa's. In den bewaldeten Vorbergen der Alpen lebt sie überall und zwar in größerer Anzahl als in den Alpen selbst; in Südungarn, Slavonien, Kroatien, Bosnien, Serbien, den Donaufürstenthümern und wahrscheinlich auch der europäischen Türkei zählt sie zu den allbekannten Raubthieren. In Spanien ist sie noch häufig, in Frankreich stellenweise wenigstens nicht seltener als bei uns zu Lande; nicht einmal in Großbritannien hat man sie ausrotten können. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenzen Europa's hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger haust sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie Dachs- und Fuchsbauten oder große Höhlungen in starken Bäumen, und in Ermangelung von derartigen Schlupfwinkeln schlägt sie ihr Lager in Dickichten und auf trockenen Kaupen in Sümpfen und Brüchen auf. Zu Bau geht sie besonders in der kühleren Jahreszeit, während sie im Hochsommer, vorausgesetzt, daß sie nicht durch ihre Jungen an eine Höhlung gebunden wird, um den sie peinigenden Flöhen zu entrinnen, lieber ein freies Lager aufsucht oder nach hohlen Bäumen sich zurückzieht.

Nur während der Ranzzeit oder so lange die Jungen noch nicht selbständig sind, lebt die Wildkatze in Gesellschaft, außerdem stets einzeln. Auch die Jungen trennen sich bald von der Mutter, um auf eigene Hand dem Wilde nachzustreben. „Ich erinnere mich nicht", schreibt mir Oberjägermeister von Meyerinck, „gehört zu haben, daß man zwei Wildkatzen zusammen gesehen hätte. Die Katze wandert, besonders wenn sie trächtig geht, jedenfalls sehr weit umher. Mir sind zwei Fälle bekannt, daß eine Wildkatze in der Gegend von Neuhaldensleben gespürt wurde, und zwar erst im Frühjahre. Jedesmal in dem darauf folgenden Winter wurden in verschiedenen benachbarten Revieren vier Wildkatzen erlegt, ohne daß man von ihnen Kenntnis gehabt hatte." Bei diesen Wanderungen nimmt die Wildkatze so gut als ausschließlich von Fuchs- und Dachsbauten Besitz, verschläft und verträumt in ihnen den Tag und macht sich so weit weniger bemerklich als der Fuchs, auf dessen Rechnung ihre Unthaten nicht selten gebracht werden. „In der Letzlinger Heide", fährt von Meyerinck fort, „wollte ein Förster einen Fuchs ausgraben, den er im Bau ausgespürt zu haben glaubte, obgleich ihm die Fährte eigenthümlich vorgekommen war. Der eingelassene Dachshund lag fest im Baue vor; man schlug endlich durch und kam nach längerem Graben in der Tiefe von zwei Meter auf den Hund und das Ende der Röhre. Als man aber mittels des Fuchshakens Freund Reinecke herausholen wollte, kam eine weibliche Wildkatze zum Vorscheine, welche stärker als ein Fuchs war." Im Winter verläßt sie nicht allzuselten den Wald und nimmt in einzeln stehenden Gehöften Herberge: erst vor wenigen Jahren erlegte der Lehrer Schach in Rußdorf bei Krimmitzschau einen vollständig ausgewachsenen, sehr starken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieses Dorfes sich aufgehalten, aber noch wenig

Digitized by Google

Schaden gethan hatte. In Ungarn soll sie, wie Lenz angibt, im Winter vorzugsweise in Scheuern hausen.

Mit Eintritt der Dämmerung tritt die Wildkatze ihre Jagdzüge an. Ausgerüstet mit trefflichen Sinnen, vorsichtig und listig, unhörbar sich anschleichend und geduldig lauernd, wird sie kleinerem und mittelgroßem Gethier sehr gefährlich. „Im scharfen Aeugen selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln", sagt Dietrich aus dem Winckell, „in ebenso scharfen Wittern (?) und im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Thiere übertroffen", im unbemerklichen Anschleichen, beharrlichen Auflauern und sicheren Springen, füge ich hinzu, gewiß auch nicht. „Wer kennt nicht", so drückt sich entrüstet Winckell aus, „das spitzbübische Schleichen der zahmen Katze, wenn es ihr darauf ankommt, ein armes Vögelchen zu erhaschen? Genau ebenso benimmt sich auch die Wildkatze", wenn sie auf Beute ausgeht. Mit der allen Katzen eigenen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen vor seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: sie ist auch in dieser Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie soll thatsächlich Reh- und Hirschkälber überfallen, ist auch für solche Beute noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß solche mit großer Geschicklichkeit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in Gehegen, am schädlichsten wohl in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, die meisten Inwohner zu vernichten. In Hühnerställen und Taubenschlägen günstig für sie gelegener Walddörfer macht sie ebenfalls unliebsame Besuche, wie schon der alte Döbel berichtet: „gehen auch wohl in die Dörfer und holen den Bauern die Hühner weg". Erst im Jahre 1863 und zwar im Monat Mai wurde ein alter stumpfzahniger und stumpfklauiger Kater von einer handfesten, infolge wiederholter Hühnerdiebstähle mit gerechtem Zorne erfüllten Bäuerin des Dorfes Dörnberg unweit der Lahn elendiglich erschlagen. Im Verhältnisse zu ihrer Größe ist die Wildkatze überhaupt ein gefährliches Raubthier, zumal sie den Blutdurst der meisten ihrer Gattungsverwandten theilen und mehr Thiere, als sie verzehren kann, tödten soll. Aus diesem Grunde wird sie von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt; denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten mag, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Die Losung, welche Zelebor vor den von Wildkatzen bewohnten Bauen sammelte und untersuchte, enthielt größtentheils Knochenüberreste und Haare von Marder, Iltis, Hermelin und Wiesel, Hamster, Ratte, Wasser-, Feld- und Waldmäusen, Spitzmäusen und einige unbedeutende Reste von Eichhörnchen und Waldvögeln. Kleine Säugethiere also bilden den Hauptttheil der Beute unseres Raubthieres, und da unter diesen die Mäuse häufiger sind als alle übrigen, erscheint es sehr fraglich, ob der Schaden, welchen die Wildkatze verursacht, wirklich größer ist als der Nutzen, welchen sie bringt. Der Weidmann, dessen Gehege sie plündert, wird schwerlich jemals zu ihrem Beschützer werden; der Forstmann aber oder der Landwirth hat wahrscheinlich alle Ursache, ihr dankbar zu sein. Zelebor tritt mit Entschiedenheit sogar in einer Jagdzeitung für sie in die Schranken, und ich meinestheils schließe mich wenigstens bedingungsweise ihm an. Die Wildkatze schadet, so glaube ich zusammenfassen zu dürfen, zuweilen und nützt regelmäßig; sie vertilgt mehr schädliche Thiere als nützliche und macht sich dadurch, zwar nicht um unsere Jagd, wohl aber um unsere Wälder verdient.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt neun Wochen. In Gegenden, welche das Raubthier noch verhältnismäßig zahl-

Digitized by Google

reich bewohnt, soll, laut Winckell, der Lärmen, den die sich paarenden Katzen verursachen und welcher durch den ewigen Zank der Kater noch vermehrt wird, ebenso unausstehlich sein wie bei den zahmen Katzen in Dörfern und Städten. Es scheint erwiesen, daß auch Wild- und Hauskatzen sich paaren, obgleich beide nicht eben freundschaftlich gegen einander sich zu benehmen pflegen. Freilich ändert heftige Brunst auch in diesem Falle früher gehegte Gesinnungen. In der Nähe von Hildesheim wurde, wie Niemeyer berichtet, Mitte der sechsziger Jahre ein Wildkater in einem Förstereigarten geschossen, zur Zeit, als die Hauskatzen des Gehöftes ihre bekannte Paarungsmusik aufführten. Der Förster versicherte, daß der Kater dem Geschrei der Hauskatzen nachgegangen und sehr sorglos gegen die Umgebung gewesen sei. Auch sind schon wiederholt Katzen erlegt worden, welche wohl mit vollem Rechte als Blendlinge von beiden Arten angesprochen wurden. Die tragende Wildkatze wählt sich einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, eine Felsenkluft oder auch einen hohlen Baum zum Wochenbette und bringt hier fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und jungen Hauskätzchen ähneln. Wenn sie nicht mehr säugen, werden sie von der Mutter sorgfältig mit Mäusen und anderweitigen Nagern, Maulwürfen und Vögeln versehen. Nach kurzer Zeit schon erklettern sie mit Vorliebe niedere oder höhere Bäume, deren Aeste später ihren Spiel- und Tummelplatz sowie ihre Zuflucht bei herannahender Gefahr bilden. Einer solchen suchen sie in den meisten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß sie auf dicken Aesten sich niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit diesen vertrauen. Es gehört ein sehr geübter Blick dazu, sie hier zu entdecken; denn auch erwachsene Wildkatzen wissen, zumal im Sommer, wenn das Laub die Baumkronen verdichtet, dem Späherauge des Jägers in derselben Weise sich zu entziehen und bleiben, wie Winckell sich ausdrückt, „sicher unter zehn Malen neunmal unentdeckt. Selbst wenn man sie am Baume hinauffahren sieht, oder wenn der Hund sie unten verbellt, muß man jeden Ast von allen Seiten recht genau und einzeln ins Auge fassen, will man sie wahrnehmen". Die Alte scheint ihre Jungen nicht zu vertheidigen, verläßt sie wenigstens beim Herannahen des Menschen, vor welchem sie in der Regel große Furcht zeigt. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahre 1856 ging mein Zimmermann fünfhundert Schritte von meinem Hause an der Südseite des Hermannsteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor solche von mir zu haben gewünscht, und da ich keine besaß, so war er nun froh, hier selbst ein Nestchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er sie in seinen Ranzen gesteckt hatte und wegging, sah er die Alte in seiner Nähe mit gespitzten Lauschern umherschleichen; sie ging aber ganz leise und machte keine Miene, ihn anzugreifen; sie hatte die Größe eines tüchtigen Hasen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenso waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborene wilde Naturell dieser kleinen Bestien: sie kratzten, bissen und fauchten mit entsetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, sie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder fressen noch saufen und ärgerten und tobten sich zu Tode". Dieselbe Beobachtung haben Alle gemacht, welche junge Wildkatzen aufzuziehen versuchten. Es erfordert große Aufmerksamkeit und Sorgfalt, bereits eingewöhnte Wildkatzen bei guter Gesundheit oder am Leben zu erhalten, ungemein schwierig aber ist es, junge zum Fressen zu bringen; denn man hat kein Mittel, sie zu zwingen. Nehmen sie erst ein Mäuschen oder Vögelchen, so ist schon viel erreicht. Beim Anblicke eines Menschen geberden sie sich zwar immer noch wie unsinnig; wissen sie jedoch sich unbelauscht, so spielen sie lustig nach Art ihrer Verwandten. Beim geringsten Geräusche endet das Vergnügen, die Harmlosigkeit weicht dem Mistrauen, und dieses geht allgemach in den früheren Ingrimm über. „Die dreieckigen Ohren seit- und rückwärts gelegt"; so schildert Weinland sehr richtig, „mit einem Gesichtsausdruck, den man am gelindesten mit „Niemandes Freund" übersetzen kann, harren sie, knurrend und murrend, mitunter auch

Digitized by Google

schreiend auf ihrem Platze aus; die grüngelben Augen scheinen Blitze versenden zu wollen, das Haar ist gesträubt und die Pranke zum Schlage bereit." Nach und nach gewöhnen sie sich an den Pfleger, bleiben wenigstens sitzen, wenn er ihnen sich nähert, fauchen nicht mehr so greulich und lassen es schließlich, wenn auch in seltenen Fällen, geschehen, daß man sie berührt und streichelt. Es kommt eben alles darauf an, wie sie behandelt werden. Zelebor versichert, daß sogar alt gefangene Wildkatzen sich zähmen lassen. „Anfangs geberdeten sich die gefangenen Katzen außerordentlich scheu und unbändig, fauchten, trommelten oder besser „donnerten" mit geöffnetem Maule und sprangen mit gewaltigen Sätzen an das Gitter des Käfigs, sobald Mensch oder Thier demselben sich näherte; sie tobten derart, daß selbst muthige Jäger scheu zurückwichen; ja sie mordeten mit einem Pfotenschlage oder Bisse jedes zu ihnen in den Käfig geschobene Thier, von der Ratte angefangen bis zum Kaninchen, jeden Vogel, von der Größe eines Sperlings bis zu der eines Huhnes, ohne das Opfer weiter zu berühren. Bei liebevoller Behandlung legte sich jedoch allmählich diese Kampflust; sie wurden mit jedem Tage ruhiger und zutraulicher und nahmen nach Verlauf einer Woche das mittels eines Stockes dargereichte Futter und verzehrten es brummend." Eine alte, mit ihren Jungen gefangene Wildkatze nahm ein ihr von Zelebor untergeschobenes Kätzchen freundlich auf, liebkosete es und ließ es mit ihren zwei größeren Jungen säugen. Diese Waisenmutter wurde nach Verlauf einiger Wochen so zahm, daß sie unter gemüthlichem Schnurren zum Spielen mit Zelebors Hunde sich herbeiließ. Hinsichtlich ihrer Nahrung zeigen sich alte wie junge Wildkatzen äußerst wählerisch. Mäuse und kleine Vögel bevorzugen sie allem übrigen, Milch lecken sie ebenso gern wie Hauskatzen, Pferdefleisch verschmähen sie hartnäckig; selbst bei ausschließlicher Fütterung mit gutem Rindfleische gehen sie bald zu Grunde. Die Schwierigkeit ihrer Pflege erklärt es, daß man ihr nur sehr selten in einem Thiergarten begegnet und eher zehn Leoparden oder Löwen als eine Wildkatze erwerben kann.

Die Jagd der Wildkatze wird überall mit einer gewissen Leidenschaft betrieben: handelt es sich doch darum, ein dem Weidmann ungemein verhaßtes und dem Wilde schädliches Raubthier zu erbeuten. Bei uns zu Lande erlegt man sie gewöhnlich auf Treibjagden. „Sie läßt sich", bemerkt von Meyerinck noch, „sehr gut treiben und ist schneller bei den Schützen als der Fuchs. Ich selber schoß eine sehr starke Wildkatze im Harze beim Treiben auf Wildpret, und da es scharf gefroren hatte, hörte ich sie, gleich nachdem die Treiber vorwärts gegangen waren, im gefallenen Laube schon von fernher kommen, genau in derselben Weise wie ein Fuchs, welcher ruhig trabt und hin und wieder stehen bleibt, um nach dem Treiben zu horchen, sich nähert." Im Winter, nach einer Neue, wird sie abgespürt, bis zum Baue oder einem Baume verfolgt, mit Hülfe des Hundes ausgetrieben oder festgemacht und dann erlegt; außerdem kann man ihrer habhaft werden indem man sie durch Nachahmen des Geschreies einer Maus oder des Piepens eines Vogels reizt. Der Fang ist wenig ergiebig, obgleich die Wildkatze durch eine Witterung aus Mäuseholzschale, Fenchel- und Katzenkraut, Violenwurzel, welche in Fett oder Butter abgedämpft werden, sich ebenfalls bethören und ans Eisen bringen lassen soll. In Ungarn stöbert man sie mit Hunden auf und treibt sie zum Baue oder in einen hohlen Baum, welchen man dann einfach zu fällen pflegt, um sie zu erbeuten. „Am schwierigsten", sagt Zelebor, „ist es, eine wilde Katze lebend aus einem hohlen Baume herauszubringen. Zwei, drei der stärksten und muthigsten Männer haben, ungeachtet ihre Hände in derben Handschuhen stecken und noch mit Lappen umwickelt sind, nach Leibeskräften zu thun, die Katze herauszuziehen und in einen Sack zu stecken." Ich gestehe, daß mir diese Fangart nicht recht glaublich erscheinen will, da alle älteren Berichterstatter darin einig sind, daß mit einer erwachsenen Wildkatze nicht zu spaßen ist. Winckell räth dem Jäger an, vorsichtig mit ihr zu Werke zu gehen, einen zweiten Schuß nicht zu sparen, falls der erste nicht sofort tödtlich war, und ihr nur dann sich zu nähern, wenn sie nicht mehr fort kann, ihr aber auch jetzt noch mit einigen tüchtigen Hieben über die Nase den Garaus zu machen, bevor man sich weiter mit ihr befaßt. Verwundete Wildkatzen können, wenn man sie in die Enge treibt, sehr

Digitized by Google

gefährlich werden. „Nimm dich wohl in Acht, Schütze", so schildert Tschudi, „und faß die Bestie genau aufs Korn! Ist sie bloß angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wüthend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunter kommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Katze haut mit ihrer Kralle oft Risse, zielt gern nach den Augen des Hundes und vertheidigt sich mit der hartnäckigsten Wuth, solange noch ein Funke ihres höchst zähen Lebens in ihr ist. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen festgepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußersten Muth und die größte Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verräth, da er nur so der Hundebisse sich erwehren konnte. Ein starker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Bestie durch und durch bohrte, errettete die schwer verwundeten Thiere, welche sonst sämmtlich erlegen wären."

Man kennt andere Jagdgeschichten dieses Thieres, welche zum Theil ein sehr trauriges Ende haben; ich will bloß ihrer zwei mittheilen. „Als ich", so sagt Hohberg, „anno 1640 zu Parduwitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im dicken Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Kazenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Kazen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg ins Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ stracks von dem Hunde ab und schwung sich, also durchstochen, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige nothwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben."

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung die „wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu Theil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals noch ziemlich bedeutende Auslösung. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen hohlen Buche, auf welcher das Thier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es nicht zu sehen, es mußte also irgendwo im Inneren des Baumes verborgen sein. Unser Kreiser macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum dritten Male; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlag erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen im Nu die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr; er vergißt fast, sich zu vertheidigen und sucht bloß Hals und Gesicht vor den wüthenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er, laut um Hülfe rufend, seinem im Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch; ängstlicher wird sein Hülferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in

Digitized by Google

den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch auf ihm, die Nackenmuskeln ihm zerreißend. Er versucht das wüthende Thier wegzureißen, nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze ein; sie faucht, beißt aber immer wieder auf ihr Schlachtopfer los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt. Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzte. Inzwischen kommt der Zerschundene wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Der Arzt erscheint, und man wendet alle Mittel an; noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter entsetzlichen Schmerzen.

Von der eigentlichen Wildkatze sind die bloß verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. In der Zeichnung und an Bosheit und Wildheit ähneln sie durchaus der Wildkatze.

In felsigen Gegenden Südostsibiriens, der Tartarei und Mongolei vertritt der Manúl, die Stepnaja-Koschka oder Steppenkatze der Grenzkosaken Transbaikaliens, die Malá der Tungusen (Felis Manul, Catus Manul, Felis nigripectus), unsere in ganz Sibirien fehlende Wildkatze. Das Thier kommt dieser an Größe annähernd gleich, ist jedoch niedriger gestellt als sie. Ihr im Alter licht-, in der Jugend dunkelsilbergrauer, ungemein dichter Pelz besteht aus fahlgelben, weißlich gespitzten und aus dunkelbraunen Grannenhaaren, zwischen denen lichtschwarzes Wollhaar steht; der Scheitel ist fein schwarz gefleckt, das niedere, breite, abgerundete Ohr außen mit kurzen gelblichen, weiß gespitzten, innen mit langen weißen Haaren bekleidet; die verhältnismäßige lange buschige Standarte zeigt auf gelbgrauem Grunde in gleichen Abständen sechs schwarze Ringelbinden und eine schwarze, bei jüngeren Thieren graue Spitze. Nasenrücken und Oberlippe haben mattlehmfarbene, zwei unter den Augen beginnende, über die Wangen verlaufende, im Rauchgrau der Halsseiten verschwimmende Streifen und ebenso die Vorderbrust schwarze, die Schnurrhaare weiße Färbung.

Erst durch Radde's Forschungen haben wir einige Kunde über die Lebensverhältnisse der Manúlkatze erlangt. Der gebirgige Nordrand Hochasiens setzt, weniger durch seine Höhe als durch seine Waldungen, ihr wie dem Korsak eine scharf gezogene Grenze nach Norden hin. Im Gegensatze zum Luchse, einem Bewohner der dichtesten Nadelholzwälder, gehört der Manúl ausschließlich der Hochsteppe Mittelasiens an. Er findet sich nicht mehr an der Nordseite des Sajangebirges und ist dem Gebiete der mittleren Oka, dem Hochgebirge der Sojoten und dem Quellgebiete des Irkut fremd, soll dagegen im Lande der Darchaten und Urjänchen, und um dem Kossogolsee nicht selten sein. In sehr strengen Wintern soll er, wie der Korsak, familienweise von der Mongolei aus in die russischen Gebiete wandern. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in kleinen Nagethieren, beispielsweise Alpenhasen, und verschiedenen Steppenvögeln, zumal Feldhühnern. Pallas hält den Manúl, schwerlich mit Recht, für die Stammart der Angorakatze. Hierauf beschränken sich die mir bekannten Angaben.

Südlich und östlich von den Wohngebieten des Manúl tritt eine andere Art der Gruppe auf: die Zwergkatze oder der Kueruck (Felis undata oder F. minuta, javanensis und sumatrana). Sie ähnelt unserer Hauskatze in der Gestalt, ist aber merklich kleiner, nämlich nur 65 bis 70 Centim. lang, wovon 20 bis 23 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind. Ihre Grundfärbung ist oberseits bräunlichfahlgrau, mehr oder weniger ins Graue spielend, unterseits weiß, die Fleckung oben dunkelrostbraun, unten braunschwarz. Ein bezeichnendes Merkmal bilden vier Längsstreifen, von denen zwei über den Augen, zwei zwischen ihnen zu beiden Seiten der Nase beginnen, und welche sich gleichlaufend über Stirn, Scheitel und Nacken ziehen, auf der Stirn bei manchen Stücken noch einen kurzen undeutlicheren fünften zwischen sich aufnehmend. Die Augenstreifen wenden sich nach den Schultern zu, die Mittelstreifen folgen der Rückenmitte und nehmen

Digitized by Google

in der Schultergegend, wo alle in Flecken ſich auflöſen, eine längs des Rückens mit ihnen in annähernd gleichem Abſtande verlaufende, aus länglichen Tupfen beſtehende Fleckenreihe zwiſchen ſich auf. Hinter dem Ohre beginnt ein undeutlicher Streifen, welcher jene ſeitlich begrenzt, aber kaum bis zu den Schultern reicht. Vom Auge verläuft ein kürzerer Streifen nach dem Mittelhalſe, von der mittleren Wange ein anderer nach dem Kinnladenwinkel, woſelbſt er mit einer Kehlbinde Vförmig zuſammenfließt. Die Oberbruſt zeigt drei bis vier mehr oder weniger geſchloſſene dunkle Querbinden; die Leibesſeiten, Schultern und Schenkel ſind mit rundlichen, kleinen Tupfflecken gezeichnet; der Schwanz iſt oben ebenfalls getüpfelt, unten dagegen weißlich, an der Spitze dunkler; die Füße ſehen gelbgrau, die Zehen bräunlichgrau aus. Zur ferneren Kennzeichnung möge dienen,

Zwergkatze (Felis undata). 1/3 natürl. Größe.

daß der Naſenrücken und eine Schnurrbartbinde roſtbraun, ein Streifen jederſeits zwiſchen Auge und Naſe und ein anderer ſchmälerer unter jedem Auge weißgelb, die Ohren außen braunſchwarz, mit weißem Fleck gezeichnet, innen weißlich, die Augen endlich braun gefärbt ſind. Färbung und Zeichnung wechſeln übrigens vielfach ab.

Durch Schrencks und Radde's Forſchungen ſcheint feſtgeſtellt worden zu ſein, daß der Verbreitungskreis der Zwergkatze viel weiter ſich ausdehnt, als man bisher angenommen hatte. Man kannte unſer Thier als Bewohner des feſtländiſchen Indien und der Sundainſeln und vermuthete, daß es auch in Japan vorkomme; die genannten Forſcher aber glauben, eine im Amurlande gefundene Art ebenfalls als gleichartig mit ihm anſehen und ebenſo die chineſiſche Wildkatze als Zwergkatze beſtimmen zu dürfen. Ueber das Freileben dieſer iſt bis jetzt noch wenig bekannt. Nach Junghuhn tritt ſie in vielen Waldungen Javas ſehr häufig auf, lebt auf den bemooſten Zweigen der Bäume, 20 bis 30 Meter über dem Boden, und ſteigt faſt niemals aus dem Laubgewölbe zum Boden hernieder. „Sie übertrifft alle anderen Thiere (?) an Flüchtigkeit im Klettern und Springen, lebt hauptſächlich von Vögeln, welche ſie in ihren heimatlichen Wäldern im Ueberfluſſe erhaſcht, und wird von den Javanen beim Fällen der Bäume oft lebendig gefangen.“ Man ſagt, daß ſie zu den wildeſten, blutgierigſten Arten ihres Geſchlechtes zählt. Die Thatſache, daß man eine aus dem Amurlande ſtammende, als Kueruck angeſprochene Wildkatze in einem Schafſtalle, in welchem

Digitized by Google

sie bereits ein Lamm erwürgt hatte, überraschte und erschlug, spricht für jene Angabe, und auch Gefangene, welche ich in den Thiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wuth dieser Katze. Blindwüthend fauchte und zischte sie, sobald man ihrem Gefängnisse sich nahte. Auch der Wärter, welcher seine Thiere sehr gut behandelte, hatte nicht mit ihr sich befreunden können. Er mußte bei dem Füttern sehr sorgfältig sich in Acht nehmen; denn der Kueruck hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke sich zurückzuziehen, sträubte den Balg und knurrte und tobte mit wüthenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfige. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn Jedermann verhaßt, und sein Tod, welcher nach einem jähen Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns wenig Bedauern; denn wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wüthende Thier zu zähmen, vollständig entsagt.

Es würde unrichtig sein, vorstehend gegebenen Beobachtungen mehr als beziehentlichen Werth zuzusprechen. Bei allen klugen Thieren, welche in unsere Käfige gelangen, kommt, bei Beurtheilung ihres Betragens, wesentlich in Betracht, ob sie im Alter oder in der Jugend in Gefangenschaft geriethen, und wie sie in der Jugend behandelt wurden. Eine Katze mag wilder oder bösartiger sein als die andere: unzähmbar aber ist keine einzige von ihnen. Dies beweist auch die Zwergkatze. Junghuhn bemerkt zwar ebenfalls, daß die von ihm aufgezogenen Jungen wohl mit einander spielten wie Hauskatzen, wenn sie allein und unbemerkt zu sein glaubten, gegen den Menschen jedoch scheu blieben und ihr wildes Wesen nicht ablegten; Bodinus hingegen besaß eine solche, welche keineswegs in der geschilderten Weise sich geberdete, vielmehr verhältnismäßig zahm und zutraulich war. Schmidt ist auf die von ihm gepflegten wenigstens nicht schlecht zu sprechen. „Die Thierchen", sagt er, „welche wir geradenwegs von Java erhielten, klettern behende, gehen selbst auf dünnen Aesten sehr sicher, springen auch gut. Oft ziehen sie sich mit einem gewandten Satze auf einen an der Wand ihres Käfigs angebrachten Baumknorren zurück, wo sie dann stundenlang zu sitzen pflegen. Sie sind ruhig, aber weder zahm noch zutraulich, obwohl sie mit der Hand sich berühren lassen. Eine derartige Liebkosung scheint ihnen jedoch nicht eben angenehm zu sein, weil sie gewöhnlich ruhig weiter gehen. Zuweilen lassen sie einen Ton hören, welcher wie ein kurzes rauhes „Mau" klingt. Sie verbreiten einen starken Bisamgeruch."

Im Käfige geborene Zwergkatzen würden unzweifelhaft noch in weit höherem Grade zahm, die Nachkommen einiger Geschlechter möglicherweise bereits zu halben Hauskatzen werden. Die Stammmutter unseres Hinz steht, wie aus dem Nachfolgenden hervorgehen wird, an Wildheit und Bösartigkeit nicht hinter der Zwergkatze zurück, und hat uns doch eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Hausthiere geliefert.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß wir als diese Stammmutter die Falbkatze (Felis maniculata, Catus maniculatus, F. Rueppellii, F. pulchella) zu bezeichnen haben. Rüppell entdeckte sie in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol, in einer mir sehr wohlbekannten Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln; spätere Sammler haben sie im ganzen Sudân, in Habesch, im tiefsten Innern Afrika's und ebenso in Palästina aufgefunden. Ihre Länge beträgt 50 Centim., die des Schwanzes etwas über 25 Centim. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse der Hauskatze, aber doch solche, welche denen unseres Hinz ziemlich nahe kommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die Falbkatze manchen Spielarten der Hauskatze. Ihr Pelz ist oben mehr oder weniger fahlgelblich oder fahlgrau, auf dem Hinterkopfe und der Rückenfirste röthlicher, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Auf dem Rumpfe zeigen sich dunkle, schmale, verwaschene Querbinden, welche an den Beinen deutlich

Digitized by Google

hervortreten, am Oberkopfe und in dem Nacken acht schmälere Längsbinden. Gewisse Theile des Pelzes sind auch noch mit einer feinschwarzen Sprenkelung gezeichnet. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, endet in eine schwarze Spitze und hat vor ihr drei breite schwarze Ringe.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hier aus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere

Falbkatze (Felis maniculata). ⅓ natürl. Größe.

Verbreitung erlangt haben. Für mich erhalten diese Muthmaßungen besonderes Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Rothen Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung wie die Falbkatze, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Loos, wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es auch ihr selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen.

Besonderes Gewicht erhalten vorstehende Beobachtungen durch Vergleichungen, welche Dönitz an Schädeln der Hauskatze und an den durch Schweinfurth aus dem Inneren Afrikas mitgebrachten Falbkatzenschädeln angestellt hat. Diese Vergleichungen haben ergeben, daß letztere sich einzig und allein durch die dünneren Knochen von denen der Hauskatze unterscheiden lassen. Die Dünne der Knochen aber ist ein so bezeichnendes Merkmal wilder Thiere, daß man den Schädel einer Wildkatze durch bloße Wägung von dem einer Hauskatze bestimmt unterscheiden kann. Jedenfalls

Digitized by Google

nimmt man an den Schädeln unserer Wildkatzen häufig Verschiedenheiten von denen der Hauskatze wahr, während bei denen der Falbkatze solche Abweichungen nicht aufgefunden wurden.

Ich war eine Zeitlang im Besitze einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Thier war in den Steppen Ostsudâns alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfige gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubthier in ihm verwahre. Ich habe die Katze niemals aus diesem Käfige nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man ihr irgendwie sich näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Unheil anzurichten. Strafen fruchteten nichts. In unseren Thiergärten habe ich die Falbkatze nur ein einziges Mal gesehen und zwar in London. Die beiden Stücke, welche man dort geraume Zeit hielt, stammten aus Palästina und mochten wohl jung aus dem Lager genommen worden sein, weil sie so gesittet und ruhig sich betrugen, wie man dies von einer Wildkatze überhaupt erwarten kann. Außerordentlich wichtig zur Begründung der Ansicht, daß die Falbkatze die Stammmutter unserer Hauskatze ist, sind Beobachtungen, welche Schweinfurth im Lande der Njamnjam machte. Nach mündlichen Mittheilungen des berühmten Reisenden kommt die Falbkatze hier häufiger vor als in irgend einem bis jetzt bekannten Theile Afrika's, sodaß man also das tiefe Innere des Erdtheils als das eigentliche Vaterland oder den Kernpunkt des Verbreitungskreises unseres Thieres ansehen muß. Die Njamnjam nun besitzen die Hauskatze im eigentlichen Sinne des Wortes nicht; wohl aber dienen ihnen zu gleichem Zwecke wie letztere halb- oder ganzgezähmte Falbkatzen, welche die Knaben einfangen, in der Nähe der Hütten anbinden und binnen kurzer Zeit so weit zähmen, daß sie an die Wohnung sich gewöhnen und in der Nähe derselben dem Fange der überaus zahlreichen Mäuse mit Eifer obliegen.

„Die Katze", sagt Ebers in seiner „Egyptischen Königstochter", einem Romane, welcher nach dem Urtheile der maßgebenden Alterthumsforscher das Leben und Treiben der Bewohner Altegyptens in unübertrefflicher Weise schildert, „war wohl das heiligste von den vielen heiligen Thieren, welche die Egypter verehrten. Während andere Thiere nur beziehungsweise vergöttert wurden, war die Katze allen Unterthanen der Pharaonen heilig. Herodot erzählt, daß die Egypter, wenn ein Haus brenne, nicht eher ans Löschen dächten, bis ihre Katze gerettet sei, und daß sie die Haare als Zeichen der Trauer sich abschören, wenn ihnen eine Katze stürbe. Wer eines dieser Thiere tödtete, verfiel, mochte er mit Wollen oder aus Versehen der Mörder desselben geworden sein, unerbittlich dem Tode. Diodor war Augenzeuge, als die Egypter einen unglücklichen römischen Bürger, welcher eine Katze getödtet hatte, des Lebens beraubten, obgleich, um der gefürchteten Römer willen, von Seiten der Behörden alles mögliche geschah, um das Volk zu beruhigen. Die Leichen der Katzen wurden kunstvoll mumisirt und beigesetzt; von den vielen einbalsamirten Thieren wurden keine häufiger gefunden als die sorgfältig mit Leinenbinden umwickelten mumisirten Katzen.

„Die Göttin Pacht oder Bast, welche mit dem Katzenkopfe abgebildet wird, hatte zu Bubastis im östlichen Delta ihr vornehmlichstes Heiligthum. Dorthin brachte man gewöhnlich die Katzenmumien, welche aber auch an anderen Orten, namentlich sehr häufig beim Serapeum, gefunden worden sind. Die Göttin war nach Herodot gleich der griechischen Artemis und wurde die Bubastische genannt. Nach Stephanus von Byzanz soll die Katze auf Egyptisch „Bubastos" geheißen haben. Uebrigens nannte man die Thiere für gewöhnlich „Mau-Mie". In der Pacht scheint man auch die Beschützerin der Geburt und des Kindersegens verehrt zu haben, und ebenso scheint es nach der Veröffentlichung der Tempelinschriften von Dendera durch Dümichen keinem Zweifel zu unterliegen, daß man in der Bast gewisse Seiten der durch die Phönizier den Egyptern zugekommenen Astarte oder Venus Urania verehrte."

Während die Katze bei den alten Egyptern als heiliges Geschöpf angesehen wurde, erschien sie (oder richtiger die Wildkatze, beziehentlich der Luchs) den alten Deutschen als das Thier der Freia,

Digitized by Google

deren Wagen sie durch die Wolken zieht, und ging in der späteren Zeit, nachdem die nüchternen Verkündiger des Christenthums die dichterischen Göttersagen unserer Vorfahren verwischt oder zu wüsten Spuk umgestaltet hatten, allgemach in ein mehr oder weniger gespenstiges Wesen über, welches heutzutage noch im Aberglauben fortlebt. Die Katze ist, laut Wuttke, wahrsagend und hat Zauberkraft. Eine dreifarbige Katze schützt das Haus vor Feuer und anderem Unglück, die Menschen vor dem Fieber, löscht auch das Feuer, wenn man sie in dasselbe wirft und heißt deshalb „Feuerkatze". Wer sie ertränkt, hat kein Glück mehr oder ist sieben Jahre lang unglücklich; wer sie todtschlägt, hat ebenfalls fernerhin kein Glück; wer sie schlägt, muß es von hinten thun. Die Katze zieht Krankheiten an sich; ihre Leiche dagegen, unter Jemandes Thürschwelle vergraben, bringt dem Hause Unglück. Katzenfleisch ist gut gegen die Schwindsucht; wer aber ein Katzenhaar verschluckt, bekommt diese, und wenn es ein kleines Kind thut, wächst es nicht mehr. Schwarze Katzen dienen zum Geldzauber und zum Unsichtbarmachen, zum Schutze des Feldes und des Gartens, zur Heilung der Fallsucht und der Bräune, schwarze Kater insbesondere zu unheimlichem Zauber. Erreichen sie das Alter von sieben oder neun Jahren, so werden sie selbst zu Hexenwesen und gehen am Walpurgistage zur Hexenversammlung oder bewachen unterirdische Schätze. Wenn die Katze sich putzt oder einen krummen Buckel macht, bedeutet es Gäste:

„Wie die Katz auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil"

singt Voß. Fährt sie sich mit den Pfoten über die Ohren, so kommt vornehmer Besuch; macht sie die Hinterbeine lang, so kommt Jemand mit einem Stecken; wen sie aber ansieht, während sie sich wäscht, hat an demselben Tage noch eine Tracht Prügel zu gewärtigen. Wenn eine Katze vor dem Hause schreit, gibt es in demselben bald Zank oder Unheil, selbst Tod; wenn die Katzen in einer Freitagsnacht sich zanken, geht es bald darauf auch im Hause unfriedlich zu; wenn vor der Trauung eine Katze auf dem Altare sitzt, wird die Ehe unglücklich. Die weiße Gespenstkatze, welche außen am Fenster schnurrt, zeigt einen binnen zwei Stunden eintretenden Todesfall an. Nur hier und da urtheilt man milder über das zierliche Geschöpf, so in Süddeutschland und in den Rheinlanden, wo man den Aberglauben hegt, daß ein Mädchen, welches eine glückliche Ehe haben will, die Katze, das Thier der Freia oder Holda, gut füttern müsse, — eine Vorschrift, welche auch ich allen Mädchen und Hausfrauen bestens empfohlen haben will.

Auch im Sprichworte spielt die Katze eine bedeutende Rolle: „Falsch wie die Katze; einen Katzenbuckel machen; eine Katzenwäsche halten; zusammen leben wie Hund und Katze; Katzen und Herren fallen immer auf die Füße; wie die Katze gehen um den heißen Brei; die Katze in dem Sacke kaufen" ꝛc., sind Belege dafür.

Unsere bisherigen Forschungen lassen annehmen, daß die Katze zuerst von den alten Egyptern, nicht aber von den alten Indiern oder nordischen Völkerschaften gezähmt wurde. Die altegyptischen Denkmäler geben uns durch Bild und Schrift wie durch die Mumien bestimmte Kunde, die Geschichte anderer Völker nicht einmal zu Muthmaßungen Anhalt. Gerade der Umstand, daß man in den Grabstätten nicht allein Mumien der Hauskatze, sondern auch solche des Sumpfluchses findet, unterstützt, meiner Meinung nach, die eben ausgesprochene Ansicht, weil damit der Beweis geliefert ist, daß man zur Zeit der Blüte des altegyptischen Reiches noch fortdauernd mit dem Fange und, was wohl gleichbedeutend, der Zähmung von Wildkatzen sich beschäftigte. Vor der Zeit Herodot's finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie ganz allmählich von Egypten aus sich verbreitet hat. Von Egypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich; wir wissen unter anderem, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mahammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem zehnten Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt. Die Gesetz-

Digitized by Google

sammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, in welcher die Werthbestimmung der Hauskatzen sowie die Strafen, welche auf Mishandlung, Verstümmelung oder Tödtung derselben gesetzt waren, festgestellt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt, verkauft werden darf, und dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären, und daß das Thier aufs Mausen sich verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Dritttheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamme büßen oder so viel Weizen als Ersatz für sie geben, wie erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, weil es uns den Beweis liefert, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf; denn zu damaliger Zeit gab es auch in England so viele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen. Wir brauchen übrigens Beweise für die Artverschiedenheit der Wild- und Hauskatze gar nicht von so weit herbeizuziehen: die unmittelbare Vergleichung beider Thiere spricht entschieden für die Selbständigkeit der einen und anderen Art. Alle Verhältnisse sind verschiedene. Der Leib der Hauskatze ist um ein Dritttheil kleiner und minder kräftig, der am Ende verdünnte oder zugespitzte, nicht gleichmäßig verlaufende Schwanz länger und schlanker als bei der Wildkatze, der Kopf stärker abgeplattet, der Darm fünfmal, bei der Wildkatze nur dreimal so lang als der Leib. Im Gerippe und namentlich im Schädelbaue lassen die Unterschiede weniger leicht sich feststellen. Blasius hob zwar eine Anzahl von solchen hervor, Dönitz aber wies durch eine größere Reihe von Schädeln beider Arten die Unhaltbarkeit jener Merkmale überzeugend nach. Allerdings darf man bei derartigen Vergleichungen die Veränderungen, welche der Leib im einzelnen und ganzen durch die Zähmung und längere Gefangenschaft erleidet, nicht außer Acht lassen, muß aber doch auch nicht nach dem Fernen suchen, wenn das Näherliegende mehr verspricht. Gerade die Katze, das selbständigste unserer Hausthiere, hat unter den Folgen der Gefangenschaft weniger gelitten als der Hund, das Pferd, Rind oder Schaf: dies beweisen die Jahrtausende alten Mumien zur vollsten Ueberzeugung. Sie ist noch heute dieselbe wie im Alterthume und unzweifelhaft die nächste Verwandte der Falbkatze, deren Zähmung mit Rücksicht auf die überaus große Thierliebe der alten Egypter eigentlich ganz von selbst sich versteht. Gezähmte Wildkatzen hätten nur von Europa oder Kleinasien aus nach Egypten gelangen können, zu einer Zeit, in welcher in Europa sicherlich noch Niemand daran dachte, Einbürgerungsversuche mit Thieren anzustellen; die Falbkatze aber hatten die alten Egypter in ihrem Reiche, und ihrer scharfen Beobachtungsgabe entging es nicht, welch vortrefflicher Hausfreund aus ihr sich gewinnen ließ. Für mich ist die Frage der Abstammung unserer liebenswürdigen Miez erledigt, und denjenigen, welcher noch zweifeln sollte, dürfte eine im kaiserlichen Museum zu Wien aufgestellte, stark getigerte Falbkatze über die Arteinheit dieser und der Hauskatze überzeugend belehren.

Gegenwärtig findet sich die Katze mit Ausnahme des höchsten Nordens und, laut Tschudi, des höchsten Gürtels der Andes fast in allen Ländern, in denen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa trifft man sie überall; in Amerika wurde sie schon bald nach Entdeckung dieses Erdtheils verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Inneren des Erdtheils, wo sie in einzelnen Ländern gänzlich fehlen soll. Je höher ein Volk steht, je bestimmter es sich seßhaft gemacht hat, um so verbreiteter ist die Katze. In Europa

Digitized by Google

wird ſie von Deutſchen, Engländern und Franzoſen am meiſten geſchätzt und am beſten gepflegt; in ganz Indien, China und Japan, auch auf Java gehört ſie zu den gewöhnlichen Hausthieren; in China dient ſie, laut Huc, hier und da als Uhr, indem man nach der Enge ihres Augenſterns die Nähe des Mittags beurtheilt; in Egypten genießt ſie als Lieblingsthier des Propheten große Achtung, nimmt theil an Aufzügen, wird in Kairo auch öffentlich verpflegt, da Vermächtniſſe beſtehen, deren Zinſen man zu ihrer Fütterung verwendet; in Südamerika fehlt ſie in dem höchſten Gürtel der Andes, weil ſie Kälte und dünne Luft nicht verträgt, verkümmert auch, laut Henſel,

Hauskatze (Felis maniculata domestica). ⅓ natürl. Größe.

hier und da „wie jedes Hausthier unter der Pflege des Braſilianers, welcher ebenſo wie der Südamerikaner ſpaniſcher Abkunft vom Hauſe aus kein Thierfreund iſt und außerdem noch durch eine unüberwindliche Trägheit von jeder Bemühung im Gebiete der Thierzucht abgehalten wird", gedeiht aber in Städten, wo es, wie in Frankreich, Sitte iſt, ſie in den Läden als Feind der Ratten oder zum Staate zu halten, vortrefflich; auf Neuſeeland iſt ſie verwildert und wird gegenwärtig von den Anſiedlern mit demſelben Ingrimm gejagt wie ihre wildlebenden Verwandten. Wo man ſie in ihrem wahren Werthe erkannt hat, verbreitet man ſie mehr und mehr. Manche Völkerſchaften Aſiens, z. B. die Mandſchu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Sie geben den Giljaken junge Kater, niemals aber Miezen, erhalten ſich ſomit immer ihre alten Abſatzquellen offen. Die Käufer tauſchen ſolche Katzen mit Zobelfellen ein, und beide Theile machen ein ſehr gutes Geſchäft. Heutzutage hat, laut Radde, die Bevölkerung des Amurlandes den Mandſchu neue Abſatzquellen eröffnet, da die Menge der Ratten und Feldmäuſe in Häuſern und Speichern den neuen Anſiedlern die Gegenwart der Katze wünſchenswerth macht. Bei den wandernden und jagdtreibenden Hirtenvölkern des ſüdlichen Theiles von Oſtſibirien hat dieſe ſich noch nicht eingebürgert,

fehlt auch im Lande der Urjänchen am Koſſogol und in dem der Darchaten an den Quellen des Jeniſei. Erſt dort, wo die getauften Burjäten und Tungusen der cis- und transbaikaliſchen Gauen nach und nach an einen beſtändigen Wohnplatz ſich gewöhnen und Ackerwirtſchaft betreiben, wird ſie ein gewöhnliches Hausthier. Den Prieſtern der Buddhalehre, welche abwärts am mittleren Onon ihre Anſiedelungen haben, iſt ſie ein lieber, wohlgepflegter Hausgenoſſe. Ebenſo begegnet man ihr in der Aginskiſchen Steppe, wo das feſte Haus meiſt an die Stelle der leichtbeweglichen Jurte getreten iſt, in den ruſſiſch-transbaikaliſchen Beſitzungen, ſoweit dieſelben von einer feſtſitzenden Bevölkerung bewohnt werden. Von den Dörfern im Quellenlande des Amur gelangte ſie in den Jahren 1857 und 1858 in die Anſiedelungen im oberen und mittleren Laufe dieſes Stromes, während ſie an der Mündung desſelben, von der See aus eingeführt, ſchon ſeit 1853 vorhanden war. Im Winter des Jahres 1858 fehlte ſie im Burejagebirge noch gänzlich, hielt jedoch am oberen Ende bereits ihren Einzug. Auf Grönland kam ſie mit den däniſchen Frauen an und verbreitete ſich mit ihnen nach Süden und Norden hin, ſo daß ſie ſchon zu Zeiten des Naturforſchers Fabricius, Ende des vorigen Jahrhunderts, in allen Anſiedelungen gefunden wurde. So hat ſie nach und nach Heimrecht faſt auf der ganzen Erde ſich erworben, und erſcheint überall als ein lebendes Zeugnis des menſchlichen Fortſchrittes, der Seßhaftigkeit, der beginnenden Geſittung. Der Hund iſt wahllos Allerwelts- und Allermenſchenthier, die Katze Hausthier im beſten Sinne des Wortes; jener hat ſich von dem Zelte aus das feſtſtehende Haus erobert, ſie erſt in dieſem ſich eingebürgert und dem geſitteten Menſchen angeſchloſſen.

Gleichwohl bewahrt ſie ſich unter allen Umſtänden bis zu einem gewiſſen Grade ihre Selbſtändigkeit und unterwirft ſich dem Menſchen nur in ſoweit, als ſie es für gut befindet. Je mehr dieſer mit ihr ſich beſchäftigt, um ſo treuere Anhänglichkeit gewinnt ſie an die Familie, je mehr man aber eine Katze ſich ſelbſt überläßt, um ſo größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem ſie geboren wurde. Der Menſch beſtimmt immer den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird, kommt es nicht ſelten vor, daß ſie zur Zeit des Sommers ganz dem Hauſe entläuft und in die Wälder ſich begibt, in denen ſie unter Umſtänden vollſtändig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt ſie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche ſie während ihres Sommeraufenthaltes zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß ſie, auch wenn ſie zurückgekehrt iſt, faſt gar nicht mehr um den Menſchen ſich kümmert. Namentlich die Katzen in Paragay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbſtändigkeit. Sie folgen, zumal in den wenig bevölkerten Gegenden, ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und ſelbſt diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, ſtreifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher, ſtellen allen kleinen, wehrloſen Säugethieren nach, beſchleichen des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommen bloß bei regneriſchem oder ſtürmiſchem Wetter nach Hauſe. Man verſichert, daß auch diejenigen, welche ſorgfältig von Jugend auf behandelt worden ſind, mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Freiheit zeigen, und daß nur verſchnittene Männchen gute Mäuſejäger abgeben, welche wirklich im Hauſe bleiben und ihrer Aufgabe vollſtändig genügen. Gleichwohl iſt in Paragay die Hauskatze noch nicht vollſtändig verwildert; denn, ſowie die Regenzeit eintritt, nähert ſie ſich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringt dahin auch ihre Jungen mit. Letztere gehen regelmäßig zu Grunde, wenn ſie in der rauhen Witterung in den Wäldern gelaſſen werden, und ſelbſt die Alten ſcheinen den Regen nicht vertragen zu können. Jedenfalls findet man hier nirgends wirklich verwilderte Katzen dieſer Art in den Waldungen; ſie ſind ſogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verſchwunden, in denen ſie beim Abzuge der Weißen zurückgelaſſen wurden.

Unſere Hauskatze eignet ſich vortrefflich, ihre ganze Familie kennen zu lernen, eben weil Jedermann ſie beobachten kann. Sie iſt ein außerordentlich ſchmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geſchöpf, jede ihrer Bewegungen nett und angenehm, und ihre Gewandtheit wahrhaft

Digitized by Google

bewunderungswürdig. „Die Kaz", ſagt der alte Geßner, „iſt ein ſchnäll, bring vnd geſchwind thier mit ſteygen, lauffen, ſpringen, kräzen vnd dergleychen, auch ein ſchamhafft, hoffärtig, rein vnd ſchimpffig (ſpielluſtig) thier, dem menſchen gantz angenäm." Sie geht gemeſſen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen ſorgfältig eingezogen ſind, ſo leiſe auf, daß ihr Gang für den Menſchen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt ſich die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich iſt, verbunden mit größter Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn ſie von einem anderen Thiere verfolgt oder plötzlich erſchreckt wird, beſchleunigt ſie ihren Gang zu einem Laufe in ſchnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche ſie ziemlich raſch fördern und faſt regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil ſie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen leicht und geſchickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und iſt im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von zwei bis drei Meter zu gewinnen. Im freien Felde läuft ſie nicht eben raſch, wenigſtens wird ſie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt ſich namentlich bei Sprüngen, welche ſie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen wie ſie will, immer wird ſie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnismäßig ſanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir iſt es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tiſch oder über einen Stuhl hielt, ſo zu Falle zu bringen, daß ſie mit dem Rücken aufſchlug. Sie wendet ſich, ſobald man ſie freiläßt, blitzſchnell um und ſteht dann ganz harmlos und feſt auf allen vier Füßen. Wie ſie dies bei ſo kurzen Entfernungen anſtellt, iſt geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es ſich ſehr wohl erklären, weil ſie dann ihren gerade emporgeſtreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen verſteht ſie auch, macht aber von dieſer Fertigkeit bloß dann Gebrauch, wenn ſie in die unangenehme Lage kommt, aus dem Waſſer ſich retten zu müſſen. Freiwillig geht ſie niemals in das Waſſer, meidet ſogar den Regen mit förmlicher Aengſtlichkeit. Sie ſitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheile und ſtützt ſich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt ſie ſich zuſammen und legt ſich auf eine Seite. Dabei ſucht ſie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur ſelten vertragen, wenn ſie auch bedeckt wird. Vor allem anderen benutzt ſie das Heu zum Pfühl, wahrſcheinlich, weil ſie den Duft desſelben gut leiden mag. Von ſolchem Lager nimmt ihr Fell einen höchſt angenehmen Geruch an.

Bemerkenswerth iſt die Biegſamkeit der an und für ſich rauhen Stimme unſerer Hauskatze. „Mauwend auff mancherley weyß, anderſt ſo ſy etwas häuſchend, anders ſo ſy liebkoſend, anderſt ſo ſy ſich zu ſtreyt oder kampff ſtellend", ſagt ſchon Geßner ſehr richtig. Der Hund iſt nicht entfernt ſo ausdrucksfähig wie die Katze. Ihr „Miau" ändert in der verſchiedenſten Weiſe ab, wird bald kurz, bald lang, bald gedehnt, bald abgebrochen hervorgeſtoßen und damit bittend, klagend, verlangend, drohend; zu dem „Miau" treten aber auch noch andere Laute unnennbarer Art hinzu, welche unter Umſtänden ſich vereinigen können zu einem Liede,

„. . . das Stein erweichen,
Menſchen raſend machen kann",

weil nicht bloß miauende, ſondern auch knurrende, kreiſchende und dumpfbrüllende Laute und das abſonderliche, allen Katzen eigenthümliche Fauchen in ihm abwechſeln.

Unter den Sinnen der Katze ſind Gefühl, Geſicht und Gehör die ausgezeichnetſten. Am ſchlechteſten iſt wohl der Geruch, wie man ſich ſehr leicht ſelbſt überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung ſo vorlegt, daß ſie dieſelbe nur durch die Naſe ermitteln kann. Sie naht ſich dem Gegenſtande und wendet, wenn ſie in ſeine nächſte Nähe gekommen iſt, den Kopf ſo vielfach hin und her, daß man gleich an dieſen Bewegungen ſieht, wie wenig der Geruchſinn ſie leitet. Iſt ſie endlich nahe gekommen, ſo benutzt ſie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Taſtwerkzeuge ſind, noch immer weit mehr als die Naſe. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung verſteckt, ſchon nahe vorhalten, ehe ſie dieſelbe riecht. Weit feiner

Digitized by Google

ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen dies am besten; denn man darf bloß ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht. Sie sieht ebenso gut bei Tage wie bei Nacht, ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten, d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Und doch steht unter allen Sinnen das Gehör obenan. „Ich hatte mich", sagt Lenz, „bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schoß, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheuerer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busche zum anderen über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte: sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Das geistige Wesen der Katze wird gewöhnlich gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier, und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen sie und geberden sich bei ihrem Anblicke wie nervenschwache Weiber oder ungezogene Kinder. In der Regel vergleicht man sie mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden darf, und gibt sich, weil man in ihr nicht gleich dessen Eigenschaften findet, nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt nichts zu machen ist. Selbst Naturforscher fällen einseitige Urtheile über sie; Giebel z. B. läßt sich in einem seiner neueren Werke wie folgt vernehmen: „Die hervorragendsten Züge im Katzencharakter sind Falschheit und Naschhaftigkeit, demnächst Eitelkeit und Liebe zur Reinlichkeit, Entschiedenheit und Bequemlichkeit. Die sprichwörtliche Falschheit äußert sich bei jeder Gelegenheit, beim Spiele, bei der Liebkosung; eine unsanfte Berührung, ein hartes Wort wird sofort mit derben Pfötchenschlägen oder mit Kratzen erwidert .... Die Katze ist Hausthier und dem Menschen dienstbar, nur soweit sie dabei ein bequemes, angenehmes Leben, zusagende Kost, Schutz gegen Kälte und rauhes Wetter und Befriedigung ihrer Eitelkeit findet; allem aber, was ihr im Hause nicht gefällt, tritt sie entschieden entgegen oder weicht ihm aus, um sich einer gewaltsamen Unterordnung nicht zu beugen .... Nur in der Stube und Küche gehorcht sie den Befehlen und Drohungen des Herrn, draußen geht sie ihren eigenen Weg, kein Rufen, kein Locken, keine Schmeicheleien veranlassen sie, ihren Herrn über die Straße zu begleiten, seltene und vereinzelte Fälle ausgenommen. Sie folgt und ist gehorsam nur da, wo sie gepflegt wird, und nur dem, welchem sie zu Danke verpflichtet ist; außerhalb dieses Bereiches kennt sie keine Unterwürfigkeit und schleicht als nächtlicher, mehr auf List als auf Kraft sich verlassender Räuber scheu und ängstlich vor etwaigen Störungen und Angriffen ihren Weg fort. In der That hält sie sich nur an das Haus, weil und soweit sie gepflegt wird". Zwischen diesen Sätzen, welche ich herausgegriffen habe, kommen Schilderungen der Naschhaftigkeit unseres Hausfreundes, wie man sie von alten grämlichen Weibern vernimmt, und dergleichen mehr. Eine derartige Charakterzeichnung enthält wohl ein Körnlein Wahrheit, jedoch weit mehr Unrichtiges, und darf eher eine Verlästerung als eine Beschreibung der Katze genannt werden. Ich habe die Katze von Jugend auf mit Liebe beobachtet, und mich viel mit ihr beschäftigt, deshalb neige ich mich mehr der nachstehend wiedergegebenen Schilderung Scheitlins zu, welche auch vor der Giebelschen Auslassung jedenfalls Ursprünglichkeit, verständnisvolle Auffassung und gerechte Würdigung des Wesens der Katze voraus haben dürfte.

Digitized by Google

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles ist an ihr einhellig gebaut, kein Theil zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund, am schönsten die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann: kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirne hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können.

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf; selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrath verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erschreckt, ihre Haare gesträubt, so fängt sie an, sobald sie sich in Sicherheit weiß, dieselben am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt sich allen Schmutz ab; sie ist des Schweines Gegentheil.

„Sie hat körperlichen Höhesinn, welcher aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunterkönne. Sie hat auch ein bischen Furcht und bleibt zuweilen, bis sie hungert, droben und ruft um Hülfe; endlich wagt sie sich, aber nur rückwärts, herunter. Sie will immer das höchste, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob sie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der unteren Klassen der Fall ist. Will man sie herunterstoßen, so klauet und klammert sie sich fest an.

„Sie kennt den Raum und die Entfernungen sowie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau; sie schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geschicklichkeit und prüft sich selbst. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat sie ihn einmal gemacht und ist er gelungen, so ist er auf immer gemacht; gelang er nicht, so versucht sie ihn später mit vorwärts geschrittener Kraft und Geschicklichkeit wieder. Minder gut beurtheilt sie die Zeit. Daß sie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn sie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freieren Lebens auf den Höhen und ihren Nachtaugen bedarf sie mehr Raum- und Ort- als Zeit- und Stundensinn. Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehöre nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtnis und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann.

„Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältnis in Bezug auf Größe und Stärke sei. Sobald sie einen Hund wahrnimmt,

Digitized by Google

krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thüre hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen wie Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich sich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil und erklettern schnell eine nahe Höhe. Dann sitzen sie droben und sehen in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge auf die Feinde, als wenn sie dächten, wer seinen sichern Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niederen Welt ganz ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher und entspringt; ihn fürchtet sie mehr.

„In freiem Felde verfolgte Katzen kehren, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht. Manche Katzen springen aus unbedingtem Hasse gegen alle Hunde, hängen sich am Kopfe fest und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es gibt Katzen, welche nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund einen Augenblick lang in der Küche; in dieser wollen sie Herren sein!

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Raufluft, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht dies schon aus ihrem Hange zum Spielen und ihrem Muthwillen hervor: sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich auch bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch, mit einander sich windend und kugelnd, über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft raufend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopfe und zerzaustem Kleide heim; dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt seine Wunden, so schnell als sie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hause in seiner grenzenlosen Freiheitssphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorscheine. Die Miez hat viel mehr Hausſinn, Neſtſinn, wie alle Thierarten. Nicht immer sind die Raufer die stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde; es gibt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen sich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, soweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann.

„Mit ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, so wie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Muth; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt sie todtenstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listigen, und kennt den richtigen Augenblick.

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur in schwachem Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden,

Digitized by Google

so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstücke auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an.

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe wie möglich und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermuthet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Nothwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund solches nicht, der Hund aber ist ein guter Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden gibt, wenn schon allerdings noch viel seltener. „Falscher Hund" ist doch für den Mann, wie „falsche Katze" fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falsch.

„Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild, die Weiber, welche ihn aufsuchen, sitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt seinen tiefen Baß hinzu, die Weiber singen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Koncert wird immer wilder. Zwischeninnen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Er muß alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger als die wildesten Nachtbuben."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre, zuerst Ende Februars oder Anfangs März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nach der Paarung wirft sie fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende Aprils oder Anfangs Mai, der zweite Anfangs August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen so lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, wenn er sie entdeckt. Merkt sie Gefahr, so trägt sie die Thierchen im Maule nach einem anderen Orte; raubt man ihr die geliebten Kleinen, so sucht sie lange umher, in der Hoffnung, sie wieder aufzufinden. „Einmal", so schreibt mir ein Freund der Katze, „hatten wir alle Jungen unserer Mieze zu einem Tagelöhner gegeben, welcher wohl an tausend Schritte von unserem Hause entfernt wohnte. Am anderen Morgen befanden sich alle Jungen wieder auf dem alten Platze im Hause. Mieze war mit ihnen durch den oberen Fensterflügel des fremden Hauses auf die Straße gesprungen, hatte mit der Last im Maule den reißenden Bach überschritten und sich durch ein Fenster unseres Hauses Eingang zu verschaffen gewußt. So geschah es noch zweimal, obgleich wir die Jungen jedesmal an einen anderen Ort gebracht hatten." Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Thierchen. „Ihre erste Stimme", bemerkt Scheitlin noch, „ist auffallend zart; sie deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhig, wie sie sind, kriechen sie zuweilen noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und sie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es ist der erste Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er so lang gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann; sie beißen auch hinein und merken zuerst nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, sowie das Menschenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es sie für etwas ihm Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge und die artigsten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem sie

Digitized by Google

ſich wie Kinder und als Kinder ſelbſt unausſprechlich wohlgefallen, kann ſie und die ihnen wohlwollenden Menſchen ſtundenlang beſchäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan ſind, können ſie auch gutes und böſes, d. h. Freund und Feind, unterſcheiden. Geht ein Hund ſie bellend an, ſo machen ſie ſchon einen Buckel und ſpeien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren."

Der Mutter Liebe zu den Jungen iſt großartig. Sie bereitet den noch Ungeborenen ein Neſt und trägt ſie augenblicklich von einem Orte zum anderen, ſowie ſie Gefahr für ſie fürchtet; dabei faßt ſie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genicke an und trägt ſie ſo ſanft dahin, daß die Miezchen davon kaum etwas merken. Während ſie ſäugt, verläßt ſie die Kinder bloß, um für ſich und ſie Nahrung zu holen. Manche Katzen wiſſen mit ihren erſten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menſchen oder von alten Katzen erſt förmlich gezeigt werden, wie ſie ſich zu benehmen haben. Mir hat ein glaubwürdiger Mann verſichert, daß er ſelbſt geſehen habe, wie eine alte Katze einer jüngeren während ihrer erſten Geburt behülflich war, indem ſie die Nabelſchnuren der Jungen abbiß und anſtatt der unkundigen Mutter ſie auch gleich beleckte und erwärmte. Eine andere Katze hatte ſich gewöhnt, die Mäuschen, welche ſie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte dieſe Art der Fortſchaffung ſpäter auch bei den erſten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht ſo gut wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten ſich am Boden feſt und verhinderten ſo die Alte, ſie fortzuſchaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie ſie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff dies augenblicklich und trug ſpäter ihre Kleinen immer, wie andere Mütter ſie tragen. Daß alle Katzen mit der Zeit viel beſſer lernen, wie ſie ihre Kinder zu behandeln haben, iſt eine ausgemachte Thatſache.

Wenn ſich einer ſäugenden Katze ein fremder Hund oder eine andere Katze nähert, geht ſie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und ſelbſt ihren Herrn läßt ſie nicht gern ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt ſie zu derſelben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beiſpiele, daß ſäugende Katzen kleine Hündchen, Füchschen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja ſogar Mäuſe ſäugten und groß zogen, und ich ſelbſt habe als Knabe mit meiner Katze derartige Verſuche gemacht und beſtätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als ſie das erſte Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurfe, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geſchwiſter des kleinen netten Nagers waren unter unſerer Pflege geſtorben, und deshalb beſchloſſen wir, zu verſuchen, ob nicht unſere Katze ſich der Waiſe annehmen werde. Und ſie erfüllte das in ſie geſetzte Vertrauen. Mit Zärtlichkeit nahm ſie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beſte und behandelte es gleich vom Anfange an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit ſeinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem dieſe ſchon weggegeben waren, noch bei ſeiner Pflegemutter. Nunmehr ſchien dieſe das Geſchöpf mit doppelter Liebe anzuſehen. Es bildete ſich ein Verhältnis aus, ſo innig, als es nur immer ſein konnte. Mutter und Pflegekind verſtanden ſich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald lief es ſeiner Pflegerin durch das ganze Haus und ſpäter auch in den Garten nach. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte das Eichhörnchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenſcheinlich höchſt verwundert über die bereits ſo frühzeitig ausgebildete Geſchicklichkeit des Grünſchnabels, und kratzte wohl auch ſchwerfällig hinter ihm drein. Beide Thiere ſpielten mit einander, und wenn auch Hörnchen ſich etwas täppiſch benahm, der gegenſeitigen Zärtlichkeit that dies keinen Eintrag, und die geduldige Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Es würde zu weit führen, wenn ich das ganze Verhältnis zwiſchen beiden genau ſchildern wollte; außerdem habe ich den Fall auch bereits in der „Gartenlaube" mitgetheilt. So mag es genügen, wenn ich ſage, daß das Hörnchen durch einen unglücklichen Zufall leider bald ſein Leben verlor, die Katze aber ihre Liebe zu Pfleglingen trotzdem beibehielt. Sie ſäugte ſpäter junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten ſich der trefflichen Mutter

Digitized by Google

vollkommen würdig, indem sie ebenfalls zu Pflegerinnen anderer verwaister Geschöpfe sich hergaben. In meinem Aufsatze in der Gartenlaube habe ich auch noch eine anziehende Geschichte mitgetheilt. Eine säugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese geriethen somit in Gefahr, zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stieflinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchsten Freude fand sie diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste.

Giebel erklärt solche Beweise der Mutterliebe und Pflegelust wie folgt. „Die Mieze legt in dieser Zeit", d. h. wenn sie Junge hat, „ihre Blutgier ganz ab und säugt sogar Ratten, Mäuse, Kaninchen, Hasen und Hunde auf, wenn dieselben an ihre Zitzen gelegt werden. Auch darin darf man, obwohl die Anhänglichkeit an die Pfleglinge noch lange sich äußert, keine eigentliche Liebe erkennen wollen, sie nimmt die fremde Brut nur an, um den Reiz in ihren Milchdrüsen und Zitzen zu stillen." Ich habe nichts einzuwenden gegen eine materialistische Deutung der Geistesthätigkeit, sobald jene mir begründet erscheint, könnte mich vielleicht auch mit der eben gegebenen Erklärung der Mütterlichkeit befriedigen lassen, hätte Giebel nur gesagt, was man unter „eigentlicher Liebe" zu verstehen habe. Daß Katzenmütter, denen man, unmittelbar nachdem sie geworfen haben, ihre sämmtlichen Jungen nimmt, infolge des Reizes ihrer strotzenden Milchdrüsen selbst darauf ausgehen, sich andere Säuglinge zu verschaffen, ältere Junge wieder saugen lassen, junge Hündchen, Häschen, Ratten und dergleichen herbeischleppen und diese an ihr Gesäuge legen, ist mir durch verbürgte Mittheilungen thatsächlich beobachteter Fälle wohl bekannt; solche Fälle erscheinen mir jedoch aus dem Grunde nicht maßgebend zu sein, weil säugende Katzen, auch wenn man ihnen ihre Jungen läßt, andersartige hülflose Thierchen an- und aufnehmen. Hier handelt es sich nicht mehr einzig und allein um Stillung des durch die überfüllten Milchdrüsen verursachten Reizes, sondern um eine Pflegelust, welche keineswegs in dem „Ablegen der Blutgier", wohl aber in der durch die Liebe zu den eigenen Kindern wachgerufenen Gutmüthigkeit, um nicht zu sagen Barmherzigkeit, Erklärung findet. Von einem Ablegen der Blutgier kann nicht gesprochen werden; denn die Mieze raubt, während sie Junge hat, nach wie vor, ja sogar eifriger als je; wohl aber darf man an zarte Neigungen und Empfindungen der Katze gegen Unmündige glauben. Wenn es, meine ich, ein Thier gibt, bei welchem sich das, was wir Mutterliebe nennen, in der unverkennbarsten Weise bekundet, so ist es die Katze. Hieran zu zweifeln oder auch nur zu deuteln, zeigt gänzlichen Mangel an Verständnis der geistigen Aeußerungen des Thieres. Man beobachte nur eine Katzenmutter mit ihren Kindern, und man wird sicherlich zu anderen Anschauungen gelangen.

Keine Menschenmutter kann mit größerer Zärtlichkeit und Hingebung der Pflege ihrer Kinderchen sich widmen als die Katze. In jeder Bewegung, in jedem Laute der Stimme, in dem ganzen Gebaren gibt sich Innigkeit, Sorgsamkeit, Liebe und Rücksichtsnahme nicht allein auf die Bedürfnisse, sondern auch auf die Wünsche der Kinderchen kund. So lange diese klein und unbehülflich sind, beschäftigt sich die Alte hauptsächlich nur mit ihrer Ernährung und Reinigung. Behutsam nähert sie sich dem Lager, vorsichtig setzt sie ihre Füße zwischen die krabbelnde Gesellschaft, leckend holt sie eines der Kätzchen nach dem anderen herbei, um es an das Gesäuge zu bringen, ununterbrochen bestrebt sie sich, jedes Härchen glatt zu legen, Augen und Ohren, selbst den After rein zu halten. Noch äußert sich ihre Liebe ohne Laute: sie liegt stumm neben den Kleinen, spinnt höchstens dann und wann, gleichsam um sich die Zeit, welche sie den Kinderchen widmen muß, zu kürzen. Scheint es ihr nöthig zu sein, das Lager zu wechseln, so faßt sie eines der Kätzchen mit zartester Behutsamkeit an dem faltigen Felle der Genickgegend, mehr mit den Lippen als mit den scharfen

Digitized by Google

Zähnen zugreifend, und trägt es, ohne daß ihm auch nur Unbehagen erwächst, einem ihr sicherer dünkenden Orte zu, die Geschwister eilig nachholend. Ist sie sich der Freundlichkeit ihres Herrn bewußt, so läßt sie es gern geschehen, wenn dieser sie bei solcher Umlegung der Jungen unterstützt, fügt sich seinem Ermessen oder geht, bittend miauend, ihm voraus, um das ihr erwünschte Plätzchen zu zeigen. Die Jungen wachsen heran, und die Mutter ändert im vollsten Einklange mit dem fortschreitenden Wachsthume allgemach ihr Benehmen gegen sie. Sobald die Aeuglein der Kleinen sich geöffnet haben, beginnt der Unterricht. Noch starren diese Aeuglein blöde ins weite; bald aber richten sie sich entschieden auf einen Gegenstand: die ernährende Mutter. Sie beginnt jetzt, mit ihren Sprößlingen zu reden. Ihre sonst nicht eben angenehm ins Ohr fallende Stimme gewinnt einen Wohlklang, welchen man ihr nie zugetraut hätte; das „Miau" verwandelt sich in ein „Mie", in welchem alle Zärtlichkeit, alle Hingebung, alle Liebe einer Mutter liegt; aus dem sonst Zufriedenheit und Wohlbehagen, oder auch Bitte ausdrückendem „Murr" wird ein Laut, so sanft, so sprechend, daß man ihn verstehen muß als den Ausdruck der innigsten Herzensliebe zu der Kinderschar. Bald auch lernt diese begreifen, was der sanfte Anruf sagen will: sie lauscht, sie achtet auf denselben und kommt schwerfällig, mehr humpelnd als gehend, herbeigekrochen, wenn die Mutter ihn vernehmen läßt. Die ungefügen Glieder werden gelenker, Muskeln, Sehnen und Knochen fügen sich allgemach dem erwachenden und rasch erstarkenden Willen: ein dritter Abschnitt des Kinderlebens, die Spielzeit, der Katze beginnt. „Goppend mit mancherley Ding so ihnen fürgeworffen oder nachgeschleipfft wirt, treybend wundbarlich holdsälig vnd lieblich schimpffbossen", sagt schon der alte Geßner, und fügt hinzu: „So schimpffig ist sy, daß sy auch zu Zeyten mit jrem eigenen schatten, bildtnuß vor einem spiegel oder wasser, auch mit jrem schwantz goppet." Diese Spielseligkeit der Katze macht sich schon in frühester Jugend bemerklich, und die Alte thut ihrerseits alles, sie zu unterstützen. Sie wird zum Kinde mit den Kindern, aus Liebe zu ihnen, genau ebenso, wie die Menschenmutter sich herbeiläßt, mit ihren Sprößlingen zu tändeln. Mit scheinbarem Ernste sitzt sie mitten unter den Kätzchen, bewegt aber bedeutsam den Schwanz, in welchem schon Geßner den Zeiger der Seelenstimmung erkannte: „anderst synd sy gesinnet, so sy den schwantz henckend, anderst so sy jn grad herauff streckend oder krümmend". Die Kleinen verstehen zwar diese Sprache ohne Worte noch nicht, werden aber gereizt durch die Bewegung. Ihre Aeuglein gewinnen Ausdruck, ihre Ohren strecken sich. Plump täppisch häkelt das eine und andere nach der sich bewegenden Schwanzspitze; dieses kommt von vorn, jenes von hinten herbei, eines versucht über den Rücken wegzuklettern und schlägt einen Purzelbaum, ein anderes hat eine Bewegung der Ohren der Mutter erspäht und macht sich damit zu schaffen, ein fünftes liegt noch unachtsam am Gesäuge. Die gefällige Alte läßt, mit mancher Menschenmutter zu empfehlenden Seelenruhe, alles über sich ergehen. Kein Laut des Unwillens, höchstens gemüthliches Spinnen macht sich hörbar. So lange noch eines der Jungen saugt, wird es verständnisvoll bevorzugt; sobald aber auch dieses sich genügt hat, sucht sie selbst die kindischen Possen, zu denen bisher nur die sich bewegende Schwanzspitze aufforderte, nach Kräften zu unterstützen. Ihre wundervolle Beweglichkeit und Gewandtheit zu Gunsten der täppischen Kleinen beschränkend, ordnet und regelt nun sie das bis jetzt ziellos gewesene Spiel. Bald liegt sie auf dem Rücken und spielt mit Vorder- und Hinterfüßen, die Jungen wie Fangbälle umherwerfend; bald sitzt sie mitten unter der sich balgenden Gesellschaft, stürzt mit einem Tatzenschlage das eine Junge um, häkelt das andere zu sich heran, und lehrt durch unfehlbare Griffe der trotz aller Unruhe achtsamen Kinderschar sachgemäßen Gebrauch der krallenbewehrten Pranken; bald wieder erhebt sie sich, rennt eiligen Laufes eine Strecke weit weg und lockt dadurch das Völkchen nach sich, offenbar in der Absicht, ihm Gelenkigkeit und Behendigkeit beizubringen. Nach wenigen Lehrstunden haben die Kätzchen überraschende Fortschritte gemacht. Von ihren gespreizten Stellungen, ihrem wankenden Gange, ihren täppischen Bewegungen ist wenig mehr zu bemerken. Im Häkeln mit den Pfötchen, im Fangen sich bewegender Gegenstände bekunden sie bereits merkliches Geschick. Nur das Klettern verursacht noch Mühe,

Digitized by Google

wird jedoch in fortgesetztem Spiele binnen kurzem ebenfalls erlernt. Nunmehr scheint der Alten die Zeit gekommen zu sein, auch das in den Kinderchen noch schlummernde Raubthier zu wecken. Anstatt des Spielzeuges, zu welchem jeder leicht bewegliche Gegenstand dienen muß, anstatt der Steinchen, Kugeln, Wollflecken, Papierfetzen und dergleichen, bringt sie eine von ihr gefangene, noch lebende und möglich wenig verletzte Maus oder ein erbeutetes, mit derselben Vorsicht behandeltes Vögelchen, nöthigenfalls eine Heuschrecke, in das Kinderzimmer. Allgemeines Erstaunen der kleinen Gesellschaft, doch nur einen Augenblick. Bald regt sich die Spielsucht mächtig, kurz darauf auch die Raubluft. Solcher Gegenstand ist denn doch zu verlockend für das bereits wohlgeübte Raubzeug. Er bewegt sich nicht bloß, sondern leistet auch Widerstand. Hier muß derb zugegriffen und festgehalten werden: so viel ergibt sich schon bei den ersten Versuchen; denn die Maus entschlüpfte Murnerchen, welcher sie doch sicher gefaßt zu haben vermeinte, überraschend schnell und konnte nur durch die achtsame Mutter an ihrer Flucht gehindert werden. Der nächste Fangversuch fällt schon besser aus, bringt aber einen empfindlichen Biß ein: Miezchen schüttelt bedenklich das verletzte Pfötchen. Doch schon hat Hinzchen die Unbill gerächt und den Nager so fest gepackt, daß kein Entrinnen mehr möglich: das Raubthier ist fertig geworden.

Genau in derselben Weise wie ihre eigenen Jungen behandelt die Katze ihre Pflegekinder. Sie reinigt diese mit derselben Sorgfalt, bemuttert sie mit derselben Zärtlichkeit, versucht, sie mit demselben Eifer zu unterrichten, führt und leitet sie noch lange Zeit. Und dies alles geschieht bloß deshalb, weil sie die strotzenden Milchdrüsen drücken? Das nehme als Ergebnis eingehender Beobachtungen an, wer da will und mag; ich meinestheils halte es für den Ausdruck „eigentlicher Liebe".

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei, thut ihr damit aber großes Unrecht. Sie bekundet, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, innige Zuneigung zu dem Menschen. Es gibt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr werth sei als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht so viel wie alle Hunde, aber doch ebenso viel wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald: ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, zehn bis fünfzehn Minuten weit mitgingen, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt viele Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichworte gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her trug; von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden.

Manche Katzen liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit. Solche von echten Vogelliebhabern werden nicht selten soweit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das geringste zu Leide thun. Giebel beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren

Digitized by Google

Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast und scheinbarer Wuth auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend und brummend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien, bemerkt aber gleichzeitig eine fremde Katze, welche zufällig in das Zimmer gekommen ist, und erkennt erst jetzt Miezchens gutes Herz. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie doch nicht recht trauen mochte, schützen wollen.

Es gibt noch weitere Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach zehn bis zwölf Tagen entdeckt werden. Als dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe, ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thüre, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, kommt über der Treppe zum Vorscheine, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder gleicher Weise herab, trägt es aber bloß einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung sich zu befassen, und erst als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr, und klug genug, wie sie war, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, brachte also ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Dieselbe Katze bekundete eine Anhänglichkeit an meinen Vater, welche von der des treuesten Hundes nicht hätte übertroffen werden können. Sie wußte, daß sie dieses ausgezeichneten Thierkenners und Thierfreundes Liebling war, und bemühete sich, dankbar zu sein. Jeden Vogel, welchen sie gefangen hatte, brachte sie, und zwar kaum oder nicht verletzt, ihrem Herrn, es ihm gleichsam anheimgebend, ob derselbe wiederum in Freiheit gesetzt oder für die Sammlung verwendet werden sollte; niemals aber vergriff sie sich, was andere Katzen nicht selten thun, an den ausgestopften Stücken der Sammlung, durfte deshalb auch unbedenklich im Zimmer gelassen werden, wenn alle Tische und Schränke voller Bälge lagen. Auf den ersten Ruf meines Vaters erschien sie sofort, schmeichelnd oder bettelnd, je nachdem sie erkannt hatte, ob sie bloß zur Gesellschaft dienen oder einen ihr aufgesparten Bissen erhalten sollte. Schrieb oder las mein Vater, so saß sie in der Regel, behaglich spinnend, auf seiner Schulter; verließ er das Haus, gab sie ihm das Geleite. Während der letzten Krankheit ihres Gebieters, dessen reger Geist bis zum letzten Augenblicke thätig war, besuchte sie ihn täglich stundenlang, versuchte auch noch außerdem, ihm Freude zu bereiten. In den mit Vogelbälgen angefüllten Kistchen und Schachteln fanden wir fast täglich frisch gefangene und getödtete Vögel, welche sie zu den ausgestopften gelegt hatte. Nenne man dies Eitelkeit, sage man, daß sie dafür gelobt sein wollte: Verständnis für die Wünsche ihres Herrn und guten Willen, letztere zu erfüllen, wird man solchen Handlungen nebenbei doch zusprechen müssen. Ich will es als einen Zufall gelten lassen, daß dieses treffliche Thier von der Leiche und

Digitized by Google

von dem Sarge meines Vaters gutwillig nicht weichen wollte und, weggenommen, immer wieder zurückkehrte; erwähnenswerth ſcheint mir die Thatſache aber doch zu ſein.

Auch Lenz erzählt mehrere hübſche Geſchichten, welche den Verſtand der Katze beweiſen. Ein Herr in Waltershauſen beſaß einen Kater, welcher gewöhnt war, nie etwas vom Tiſche zu nehmen. Einſt kam ein neuer Hund ins Haus, der gern naſchte und zu dieſem Zwecke auch auf Stühle und Tiſche ſprang. Der Kater ſah einige Male mit verdrießlichem Geſichte zu, dann ſetzte er ſich nahe an den Tiſch und war, ſowie der Hund auf den Stuhl ſprang, ſchon auf dem Tiſche und gab dem Näſcher eine tüchtige Maulſchelle. Eine andere Katze, welche der Forſtrath Salzmann beſaß, war durch einige gelinde Schläge und Drohungen vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige in dem Fenſter ſtanden, in Ruhe zu laſſen. Eines ihrer Jungen, welches bei ihr blieb, zeigte bald ein Gelüſte nach den Vögeln. Es ſprang auf den Stuhl, von da ins Fenſter und wollte eben einen Braten aus dem Käfige holen, als es von einer menſchlichen Hand bei dem Kopfe genommen, durch einige Hiebe eines beſſeren belehrt und auf den Boden geſetzt wurde. Die Alte hatte den Verſuch zum böſen und die Abſtrafung mit angeſehen, war beim Nothgeſchrei herbeigeeilt und leckte jetzt ihrem Schoßkindchen mitleidig die Hiebe ab. Dasſelbe geſchah noch zweimal; doch das Kätzchen wollte ſeine Begierde nicht zügeln und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus dem Auge, ſondern ſprang jedesmal, wenn es zum Fenſter wollte, auf den Stuhl und gab dem unbeſonnenen Dinge gehörige Schläge. Da erſah ſich das Kätzchen einen anderen Weg, kroch auf ein Pult, welches nahe am Fenſter ſtand, und ging von da gerade auf die Vögel los. Die Alte aber, welche das verwegene Unternehmen bemerkt hatte, war mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen ſo richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb!

„Vor ſehr kurzer Zeit“, ſo erzählt eine Katzenfreundin in Wood's „Natural History“ „ſtarb eine der ausgezeichnetſten und vortrefflichſten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte ſaß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübſchchen), und ſie trug dieſen Namen mit vollſter Berechtigung; denn ſie war ebenſo ſchön von Farbe als ſeidenweich von Haar. Sie war die klügſte, liebenswürdigſte, lebendigſte Katze, welche mir jemals meinen Weg gekreuzt hat. Als ſie noch ſehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, ſuchte mich und ſetzte ſich ſo lange an die Thüre des Krankenzimmers, bis ſie Gelegenheit fand, durch dieſelbe zu ſchlüpfen. Hier that ſie nun ihr beſtes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da ſie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte ſpielen können, ſetzte ſie ſich an meine Seite und ſchwang ſich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenig Menſchen dürften im Stande geweſen ſein, es ihr in ihrer Wachſamkeit gleich zu thun oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, wie ſchnell ſie die verſchiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte ſie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur beſtimmten Zeit dadurch auf, daß ſie dieſelbe ſanft in die Naſe biß. Auf alles, was mir geſchah, gab ſie genau Achtung, und ſobald ich mich nach ihr umſah, erſchien ſie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das allerwunderbarſte war unbedingt der Umſtand, daß ſie kaum um fünf Minuten in ihren Berechnungen ſich irrte, es mochte Tag oder Nacht ſein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine ſchlagende Uhr, und gleichwohl wußte ſie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten.

„Ich bezweifle, daß irgend ein anderes Thier ſo ſehr verlangt geliebt zu werden, wie die Katze, oder ſo fähig iſt, die ihr erwieſene Liebe zu erwidern. Pret war groß in ihrer Liebe, und ihr Haß galt nur wenigen. Das grollende Rollen des Donners erfüllte ſie mit Schreck, die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln haßte ſie von Herzen. Bei Gewittern eilte ſie zitternd in meinen Schoß, um ſich dort Hülfe zu erbitten, oder verſteckte ſich auch wohl unter den Kleidern. Die Muſik liebte ſie nicht, am allerwenigſten aber die Drehorgel; doch iſt es

Digitized by Google

möglich, daß mehr die schlechte Kleidung der Leute ihr Auge verletzte als die abscheulichen Töne ihr Ohr. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und sobald sich Jemand nahte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an.

„Ihre Klugheit bekundete sich auch bei anderen Gelegenheiten. Während ihrer Kindheit lebte ein zweites Kätzchen mit ihr in demselben Hause und ärgerte Pret beständig dadurch, daß es in ihr Zimmer kam und ihr das für sie bestimmte Futter wegfraß. Pret merkte bald, daß mit dem kleinen Geschöpfe nichts anzufangen sei, und war viel zu gutmüthig, um Gewalt zu gebrauchen. Deshalb leerte sie, sobald ihr Speise vorgesetzt wurde, rasch ihren Teller ab und verbarg die besten Bissen unter dem Tische. Einiges ließ sie aber immer auf dem Tische liegen, jedenfalls, um dem anderen Kätzchen glauben zu machen, daß dies alles sei, was übrig geblieben. Dann bewachte sie ihre verborgenen Schätze und erlaubte dem Kätzchen, ruhig die Reste auf dem Teller zu verzehren. Sobald jenes aber seinen Hunger gestillt hatte, trug sie alles, was sie versteckt hatte, wieder auf den Teller und verzehrte es dort in Frieden. Zuweilen bedeckte sie den Teller sogar mit Papier, Tüchern oder dergleichen. Gegen manche Thiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahne (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie bloß dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Aus all dem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, sowie daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und misliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze besagen will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengelebt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Nager geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Hausthiere ist und deshalb nicht bloß größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubthier mit den nachts unheimlich leuchtenden Augen, das furchtbare Geschöpf, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein; sie ziehen daher vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Mäuse verschiedener Art, namentlich Haus- und Feldmäuse bilden das bevorzugte Jagdwild der Katze. An Ratten wagt sich nicht jede, aber doch die große Mehrzahl; Spitzmäuse fängt und tödtet sie, wenigstens so lange sie jung und unerfahren ist, frißt sie aber nicht, weil ihr der Moschusgeruch zuwider sein mag, läßt sie, älter geworden, auch unbehelligt laufen; Eidechsen, Schlangen und Frösche, Maikäfer, Heuschrecken und andere Kerbthiere verzehrt sie zur Abwechslung. Bei ihrer Jagd bekundet jede Katze ebenso viel Ausdauer als Geschicklichkeit. „Ich habe sie", schildert Lenz, „öfters beobachtet, wenn sie so auf der Lauer sitzt, daß sie mehrere zusammengehörige Mäuselöcher um sich hat. Sie könnte sich gerade vor ein am Rande des Ganzen stehendes hinsetzen und so alle leicht überschauen; das thut sie aber nicht. Setzte sie sich vor das Loch, so würde auch das Mäuschen sie leichter bemerken und entweder gar nicht herausgehen oder doch schnell zurückzucken. Sie setzt sich also mitten zwischen die Eingänge und wendet Auge und Ohr

Digitized by Google

dem zu, in dessen Nähe sich unter der Erde etwas rührt, wobei sie so sitzt, daß das herauskommende Geschöpf ihr den Rücken kehren muß und desto sicherer gepackt wird. Sie sitzt so unbeweglich, daß selbst die sonst so regsame Schwanzspitze sich nicht rührt: es könnten auch durch ihre Bewegungen die Mäuschen, welche nach hinten heraus wollen, eingeschüchtert werden. Kommt vor der Katze ein Mäuschen zu Tage, so ist es im Augenblicke gepackt; kommt eins hinter ihr heraus, so ist es ebenso schnell ergriffen. Sie hat nicht bloß gehört, daß es heraus ist, sondern auch so genau, als ob sie sähe, wo es ist, wirft sie sich blitzschnell herum und hat es nie fehlend unter ihren Krallen." Als zünftiges Raubthier läßt sie sich freilich auch Uebergriffe zu Schulden kommen. Sie nimmt manches Vögelchen weg, so lange es noch jung und unbehülflich ist, wagt sich an ziemlich große Hasen und fast erwachsene oder ermattete Rebhühner, lauert auch wohl den Küchlein der Haushühner auf und legt sich unter Umständen sogar auf den Fischfang. Der Köchin verursacht sie viel Aerger, da sie ihre Zugehörigkeit zum Hause dadurch bethätigt, daß sie den Speiseschrank plündert, wann immer sie kann. Ihre Nützlichkeit wegen all dem aber „eine sehr bedingte" zu nennen, wie Giebel es gethan, ist widersinnig. Die Summe des Nutzens entscheidet, und sie überwiegt in diesem Falle allen erdenklichen Schaden bei weitem.

Es ist erstaunlich, was eine Katze in der Vertilgung der Ratten und Mäuse zu thun vermag. Zahlen beweisen; deshalb will ich das Ergebnis der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mäusevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mäusereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie achtundvierzig Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder vier bis zehn Mäuse, welche sie jedesmal rein auffraßen. Als sie sechsundfünfzig Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen vierzehn ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit ..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mäusefresser entlassen waren, in denselben Stall abends neun Uhr ein dreifarbiges fünfundeinhalb Monate altes Halbangorakätzchen und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war, weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von vierzig Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke neun Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie zweiundzwanzig Mäuse gefressen, wovon elf ganz erwachsen, elf halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl ..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mäusefang und Mäusefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde acht Mäuse, die ich ihr extra vorwarf ..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitt täglich 20 Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten ..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, welche man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheuerer Menge ohne Schaden verschluckt werden".

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen, wie bemerkt, nicht allein schädliche Kerbthiere, sondern tödten auch Giftschlangen, nicht bloß Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen", sagt Rengger, „daß die Katzen in Paragay auf sandigem und grasfreiem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht

Digitized by Google

an, sondern gehen um sie herum, bis sie müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen sogleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit letzterem zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Hier und da, beispielsweise in Belgien und im Schwarzwalde, züchtet man die Katze hauptsächlich ihres Felles wegen. Die Schwarzwälder Bauern halten, nach Weinland, besonders einfarbig schwarze und einfarbig graue („blaue") Katzen, tödten sie im Winter und verkaufen die Felle an herumziehende Händler zu guten Preisen. In Belgien sollen sich Dienstboten beim Antritte ihres Dienstes ausbedingen, eine Anzahl von Katzen zu gleichem Zwecke halten zu dürfen. Die Felle sind namentlich bei Südländern sehr beliebt. Selbst das Fleisch kann Verwendung finden, soll sogar recht gut sein. „Der Katzenziemer", berichtet mein werther Freund Geoffroy Saint Hilaire gelegentlich der Schilderung eines Mittagsessen während der Belagerung von Paris, „war sehr köstlich. Dieses weiße Fleisch hat ein angenehmes Ansehen, ist zart und erinnert im Geschmacke einigermaßen an kaltes Kalbfleisch." Auch in dieser Hinsicht also nützt die Katze.

Ich denke nach vorstehendem im Rechte zu sein, wenn ich für das so oft ungerecht behandelte Thier ein gutes Wort einlege. „Wer eine Katze hat", sagt Lenz, „welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie je eher je lieber erschlägt, erschießt oder ersäuft. Besitzt aber Jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt."

Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie ansteckt und oft tödtlich wird. Nach Lenz heilt man sie mit Schwefelblumen, welche auf ein recht fettes Butterstädchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelstädchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Abfud von Kussoblüten.

Die Katze (Felis maniculata domestica) hat wenig Spielarten. Bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunklen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein; doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen haben dunkelgraue oder schwarzbraune Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen, welche an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, fast ausnahmslos weiblichen Geschlechtes sind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können so viele verschiedene Färbungen vertreten sein, als Junge sind. Daher haben diese Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Als Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes faßt man allgemein die Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis) auf, eine der schönsten Katzen, welche es gibt, ausgezeichnet durch Größe und langes seidenweiches Haar, von rein weißer, gelblicher, graulicher oder auch gemischter Färbung, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen.

Es wurde bereits erwähnt, daß Pallas geneigt zu sein scheint, den Manúl als Stammvater der Angorakatze anzusehen, obgleich letztere in ihrer Gestalt wesentlich sich unterscheidet. Fitzinger,

Digitized by Google

welcher Pallas beitreten möchte, erklärt ſie als Erzeugnis einer Kreuzung zwiſchen Manúl und Hauskatze, ohne jedoch dafür irgend welche Unterſtützung beibringen zu können. Mir erſcheint es am wahrſcheinlichſten, daß ſie nichts anderes iſt als eine aus Gebirgsgegenden herrührende Zuchtraſſe, welche ſich, infolge klimatiſcher Einwirkung, nach und nach herausbildete und ihre Merkmale vererbte. Radde ſah im Süden Sibiriens immer nur ſchön graue oder blaugraue Angorakatzen. Die erſten traf er bereits in dem Städtchen Tjumen, wenig öſtlich vom Oſtabhange des Ural, andere kamen ihm in den ruſſiſchen Anſiedelungen zu Geſicht; doch waren die Thiere auch hier ſeltener als die gewöhnlichen Hauskatzen. Ob jene wirklich aus Angora ſtammen, wie man annimmt, laſſe ich dahin geſtellt ſein; meines Wiſſens fehlt über das eigentliche Vaterland noch jede Kunde.

Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis). ¼ natürl. Größe.

Im Vergleiche zur Hauskatze gilt die Angorakatze als faul und träge, aber auch als beſonders klug und anhänglich: inwiefern letzteres begründet iſt, weiß ich nicht.

Von der Inſel Man ſtammt eine andere Abart — Raſſe kann man kaum ſagen — der Hauskatze, die Stummelſchwanz- oder Mankatze (Felis maniculata domestica ecaudata), ein keineswegs hübſches, wegen ſeiner hohen, hinten unverhältnismäßig entwickelten Beine und des Fehlen des Schwanzes bemerkenswerthes Thier, von verſchiedener Färbung.

Möglicherweiſe hat Fitzinger Recht, wenn er annimmt, daß die Schwanzloſigkeit eine Folge künſtlicher Verſtümmelung iſt, welche ſich vererbte und zu einem ſtändigen Merkmale ausbildete. Als einen urſprünglichen Mangel darf man das Fehlen des Schwanzes jedenfalls nicht auffaſſen; denn die erſte Kreuzung mit einer gewöhnlichen Hauskatze erzielt Junge mit Schwänzen. Weinland und Schmidt berichten von einer Stummelſchwanzkatze des Frankfurter Thiergartens, welche, nachdem ſie mit einem geſchwänzten gelben Kater ſich gepaart, Junge warf, von denen einige hoch geſtellt und ſchwanzlos waren wie die Mutter, andere niedrige Beine und lange Schwänze hatten wie der Vater. Ein Wurf beſtand aus drei Jungen mit langen, einem mit mittellangem und zwei mit Stummelſchwanze, ein anderer aus drei Langſchwänzen und einem Kurzſchwanze, ein

dritter aus drei Langschwänzen ꝛc. „Eine anfänglich aufgetauchte Vermuthung", sagt Schmidt, „daß das Mutterthier den geschwänzten Jungen die Schwänze abbeiße, bestätigte sich bei genauerer Untersuchung der Sache nicht." Auf den Sundainseln und in Japan sah Martens Katzen mit verschiedenen Schwanzabstufungen, und Kessel erzählte Weinland, daß dort, insbesondere auf Sumatra, allen Katzen, bevor sie erwachsen sind, die ursprünglich vorhandenen Schwänze absterben. Besonderes Gewicht darf also auch auf die Schwanzlosigkeit der Katze nicht gelegt werden.

Von der Mankatze bemerkt Weinland, daß sie eine unermüdliche Baumkletterin ist, vermöge der hohen Hinterbeine ganz außerordentliche Sätze von Ast zu Ast ausführen kann und dadurch den Vögeln viel gefährlicher wird als die Hauskatze gewöhnlichen Schlages. „Daraus folgt, daß es nichts weniger als wünschenswerth ist, diese ungeschwänzte Katze auch in Deutschland einzuführen."

Angora- und Stummelschwanzkatze sind die bekanntesten Rassen unseres Hinz. Außerdem spricht man noch von der Karthäuserkatze, welche sich durch langes, weiches, fast wolliges Haar

Tüpfelkatze (Felis viverrina). ⅓ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet, und von der ihr ähnlichen Khoraſſankatze aus Persien. Weniger bekannt sind: die kumanische Katze aus dem Kaukasus, die rothe Tobolsker Katze aus Sibirien, die rothe und blaue Katze vom Kap der guten Hoffnung, die chinesische Katze, welche langes, seidenweiches Haar und hängende Ohren wie ein Dachshund hat, von den Einwohnern gemästet und gegessen wird und, wie ich oben berichtete, dieselbe ist, welche als Tauschwaare zu den Kiliaken geht ꝛc. Möglich, daß einzelne dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit dem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

Eine schlanke Katze Indiens vertritt nach der Ansicht Gray's eine besondere Sippe, deren Namen Viverriceps mit Marderkatze übersetzt werden mag, obwohl wir unter Viverra bekanntlich nicht die Marder, sondern die Schleichkatzen verstehen. Der verlängerte Kopf, die runden, pinsellosen Ohren, der spaltförmige Augenstern, der mittellange, zugespitzte Schwanz gelten als die äußerlichen, einige nicht eben erhebliche Eigenthümlichkeiten des Schädels als die anatomischen

Digitized by Google

Kennzeichen der Gruppe, welche wir unbedenklich den Katzen im engeren Sinne einreihen dürfen, weil die Abweichungen von dem allgemeinen Katzengepräge keineswegs größer erscheinen als bei anderen Arten dieser in so hohem Grade übereinstimmenden Familie.

Die Tüpfel- oder Wagatikatze, Tarai der Indier (Felis viverrina, F. viverriceps, bengalensis, himalayana und celidogaster, Viverriceps viverrina), erreicht kaum die Größe unserer Wildkatze; ihre Leibeslänge beträgt ungefähr 1 Meter, wovon 20 bis 22 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind. Im Vergleiche zur letztgenannten erscheint sie gestreckter gebaut und merklich niedriger gestellt, auch kleinköpfiger und schmächtiger. Die Grundfärbung ist ein schwer zu bestimmendes Gelblichgrau, welches bald mehr ins Grauliche, bald mehr ins Bräunliche spielt, je nachdem die Mittelfärbung der an der Wurzel dunkelgrauen, in der Mitte gelblichen, an der Spitze bräunlichen oder schwarzen Haare mehr oder minder zur Geltung gelangt. Ueber die Stirn verlaufen zwei aus dichtstehenden Flecken gebildete Seiten- und drei weniger unterbrochene Mittellängsstreifen, welche sich im Nacken in länglichrunde Tüpfelflecken auflösen, über die Wangen, welche weißlich aussehen wie die Oberlippe, Kehle und Unterseite, zwei ununterbrochene Seitenstreifen. Die ganze Oberseite nebst Armen und Schenkeln trägt länglichrunde dunkelbraune bis braunschwarze Flecken; die Beine zeigen aus Flecken gebildete Querbinden; der Schwanz ist acht bis neunmal, unterseits meist unterbrochen geringelt. Das Auge hat erzgelbe, das Ohr, mit Ausnahme eines eiförmigen hellen Mittelfleckens, schwarze, innen weißliche Färbung. Vielfache Abänderungen der Grundfärbung und Zeichnung haben verleitet, Spielarten unserer Katze als besondere Arten zu beschreiben.

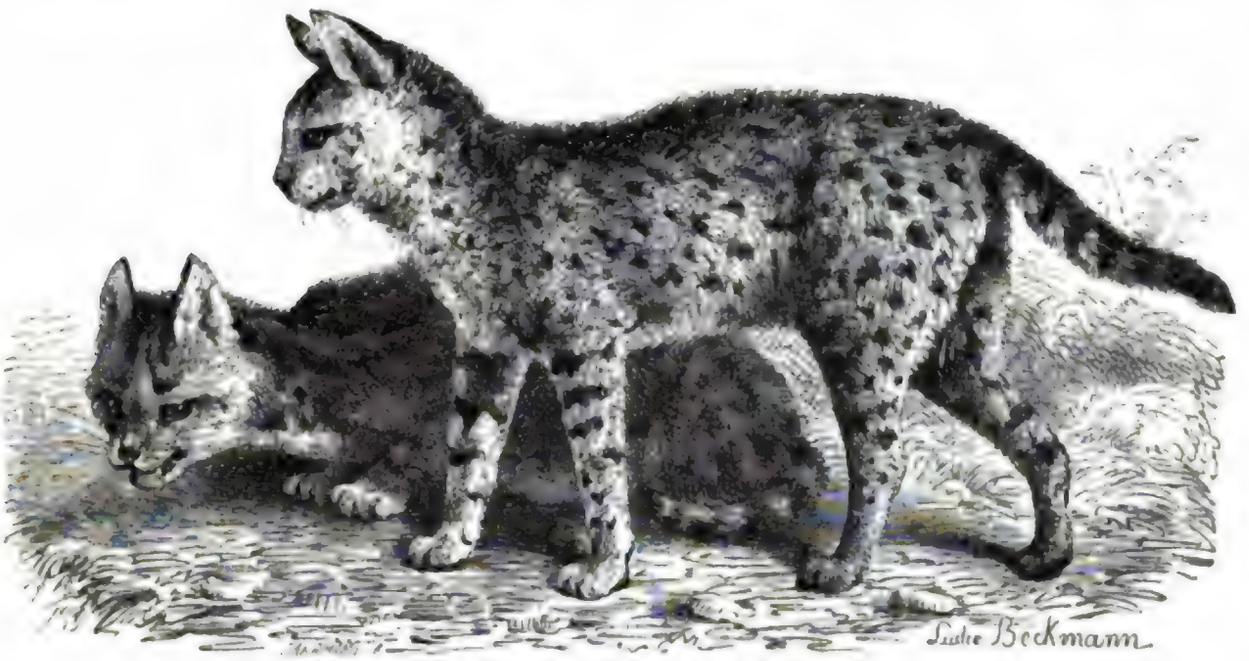
Durch die neueren Forschungen ist festgestellt worden, daß die Tüpfelkatze ein weites Gebiet bewohnt: ihr Verbreitungskreis dehnt sich über ganz Ostindien mit Ceilon, Nepal, Burma, Malakka aus und reicht bis Formosa. In Tenasserim ist sie gemein, in den übrigen Ländern wenigstens nicht selten; nur in Formosa begegnet man ihr, laut Swinhoe, weil ihr eifrig nachgestellt wird, nicht eben oft. Ueber ihr Freileben mangelt genauere Kunde; doch scheint es, daß sich dasselbe von dem Thun und Treiben anderer Wildkatzen nicht wesentlich unterscheidet. Gefangene, welche im Londoner Thiergarten gepflegt wurden, waren scheu und unfreundlich, auch ebenso schwer zu behandeln und zu erhalten wie andere Wildkatzen, von denen sie übrigens durch eine höchst unangenehme Ausdünstung, welche ihre Beobachtung und Pflege äußerst unbehaglich machte, sehr zu ihrem Nachtheile sich unterschieden. Auf Formosa wird das weiche, hübsche Fell der Tüpfelkatze zu Halskragen und Aufschlägen verwendet und verhältnismäßig theuer, mit vier bis fünf Mark nämlich, bezahlt, sie eben deshalb ununterbrochen verfolgt und mehr und mehr ausgerottet, wenigstens in allen bebauten Gegenden, während ihr die Waldungen des Inneren, ebenso gut wie unsere Gebirgswälder der Wildkatze, noch auf lange hin Zuflucht gewähren mögen.

Eher als die Tüpfelkatze könnte man den Serwal als Vertreter einer besonderen Sippe gelten lassen, hat ihn auch zu solchem erhoben, schließlich jedoch immer wieder mit den übrigen Katzen vereinigt. Gestalt und Wesen stempeln ihn zu einem Verbindungsgliede zwischen Katzen und Luchsen. Er ist im ganzen schmächtig gebaut, aber hoch gestellt, sein Kopf länglich, seitlich zusammengedrückt, wegen der auffallend großen, an der Wurzel breiten, an der Spitze eiförmig zugerundeten Ohren absonderlich hoch erscheinend, sein Schwanz mittellang, so daß er höchstens die Ferse erreicht, das Auge klein, merklich schief gerichtet, der Stern länglichrund, die Behaarung ziemlich lang, dicht und rauh.

Der Serwal, die Buschkatze der Ansiedler am Vorgebirge, Tschui der Suaheli (Felis Serval, F. capensis und galeopardus, Serval galeopardus, Chaus servalina), erreicht bei 50 Centim. Höhe am Widerrist eine Gesammtlänge von 1,35 Meter, wovon etwa 30 bis 35 Centim. auf den Schwanz kommen, und ist auf gelblichfahlgrauem, bald lichterem, bald dunklerem Grunde tüpfelig gefleckt, die Nasenspitze und der Nasenrücken schwarz, der untere Augenrand und

Digitized by Google

ein schmaler kurzer Streifen zwischen Auge und Nase hellgelb, ein kurzer schmaler Längsfleck vom inneren Augenrande zur Wange weiß, das Ohr an der Wurzel fahlgelb, übrigens, den ebenso gefärbten Mittellängsfleck ausgenommen, schwarz, das Auge hellgelb. Ueber jedem Auge beginnt eine aus kleinen runden Flecken gebildete Reihe, welche über die Stirn verläuft und auf Scheitel und Nacken sich fortsetzt, verbreitert und in größere, weiter auseinanderstehende Flecken auflöst; dazwischen schieben sich zwei schmälere Streifen ein, welche die Mittellinie halten, ebenfalls bald in Flecken sich zertheilen und mit den übrigen schief über den Rücken laufen. Mit der spärlichen Tüpfelung der Wangen beginnen andere Fleckenreihen, welche die Leibesseiten bedecken und mit den unregelmäßigen längsrunden Flecken der Schenkel und Beine die Zeichnung des Leibes herstellen. Kehle, Gurgel



Serval (Felis Serval). 1/10 natürl. Größe.

und Oberbrust sind bei einzelnen Stücken ungefleckt, bei anderen durch Querbinden gezeichnet; der Schwanz ist an der Wurzel längsgefleckt, gegen die Spitze hin bei einzelnen Stücken nur drei- bis viermal, bei anderen sechs- bis achtmal geringelt, wie überhaupt die Zeichnung vielfach abändert.

Obgleich der Serval unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr wohl bekannt ist, fehlt uns doch noch eine genauere Lebensbeschreibung. Wir wissen, daß er nicht bloß in Südafrika ziemlich häufig auftritt, sondern auch im Westen und Osten sich weit verbreitet. Höchst wahrscheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas vor: in Algier z. B. findet er sich gewiß. In unmittelbarer Nähe der Kapstadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf dem mit Buschholz bedeckten Bergen im Inneren des Landes. Nach Heuglin bewohnt er am oberen Weißen Nile auch felsige Gegenden, deren Spalten und Höhlungen ihm bei Tage gute Aufenthaltsorte gewähren. Er jagt und würgt Hasen, junge Antilopen, Lämmer ꝛc., namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Meiereien, um in schlecht verwahrten Hühnerställen seinen Besuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er sich verborgen und schläft. Erst mit der Dämmerung beginnt er seine Raubzüge. Dabei soll er sich als echte Katze zeigen und wie diese alle List und Schlauheit anwenden, um seinen Raub zu beschleichen und durch plötzliche Sprünge in seine Gewalt zu bringen. Man sieht ihn sehr selten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen. Die Häuptlinge ostafrikanischer Stämme tragen sein Fell als Abzeichen königlicher Würde; der

Sultan von Sanſibar ſtellt ihn als Sinnbild ſeiner Macht und Größe lebend zur Schau, verſchenkt ihn aber auch an Würdenträger ſeines Reiches oder an Europäer, denen er einen Beweis ſeiner Gnade geben will. Das Fleiſch des Thieres wird in Oſtafrika wohl nur von den Mahammedanern verſchmäht, während alle heidniſchen Stämme es gern genießen: Speke erhielt von einem Eingeborenen Unigoro's einen jungen Serwal unter der Bedingung zum Geſchenke, die Katze, falls ſie ſterben ſollte, als Leiche ihrem früheren Eigner zurückzugeben, weil dieſer nicht um ein gutes Mittagsmahl kommen wolle.

Jung eingefangene Serwals werden, entſprechend behandelt, bald ſehr zahm; alt eingefangene dagegen behalten, laut Kerſten, längere Zeit die volle Unbändigkeit ihres Geſchlechtes bei, toben wie unſinnig im Käfige umher, fauchen und ziſchen, ſobald ſie einen Menſchen gewahren, und ſind jederzeit gerüſtet, im gelegenen Augenblicke einen wohlgezielten Prankenſchlag zu verſetzen. Doch auch über ſolche Wildlinge trägt zweckmäßige Behandlung ſchließlich den Sieg davon, da das Weſen des Thieres ein verhältnismäßig gutartiges iſt. Ein wirklich zahmer Serwal zählt zu den liebenswürdigſten Katzen, zeigt ſich dankbar gegen ſeinen Pfleger, folgt ihm nach, ſchmiegt ſich an ihn an, ſtreift an ſeinen Kleidern hin und ſchnurrt dabei wie unſere Hauskatze, ſpielt gern mit Menſchen oder mit Seinesgleichen, auch mit ſich ſelbſt und kann ſich ſtundenlang mit Kugeln beſchäftigen, die man ihm zuwirft, oder ſich durch Spielen mit ſeinem eigenen Schwanze vergnügen. Dabei ſcheint er in ſeiner großen Beweglichkeit und Geſchmeidigkeit ſich zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eigenem Antriebe die ſonderbarſten Sprünge. Mit rohem Fleiſche läßt er ſich lange erhalten, ja man kann ihn ſogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verſchaffen. Vor Erkältung muß man ihn ſehr in Acht nehmen. Ein von mir gepflegter, welcher ſchon ſo zahm geworden war, daß er alle Beſchauer aufs höchſte erfreute, ſtarb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechſels, welcher den Wärmemeſſer um 15 Grade herabſtimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am anderen Morgen eine Leiche. Das Fell des Serwal kommt unter dem Namen „afrikaniſche Tigerkatze" in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt, hält aber ſeiner Rauheit wegen mit anderen Katzenfellen keinen Vergleich aus und ſteht deshalb niedrig im Preiſe.

*

Faſt alle Naturforſcher ſtimmen darin überein, daß man die Luchſe (Lynx) als eine von den übrigen Katzen wohl unterſchiedene Sippe betrachten und demgemäß geſondert aufführen darf. Sie kennzeichnet der mäßig große Kopf mit bepinſelten Ohren und, bei den meiſten Arten, ſtarkem Backenbarte, der ſeitlich verſchmächtigte, aber kräftige Leib, welcher auf hohen Beinen ruht, ſowie der kurze, bei der Mehrzahl ſtummelhafte Schwanz. Auch iſt der letzte Unterbackenzahn nicht dreiſpitzig, wie bei den Katzen, ſondern zweiſpitzig.

Alle Erdtheile, mit Ausnahme des katzenloſen Neuholland, beherbergen Luchſe, Europa allein zwei wohl unterſchiedene Arten. Sie bewohnen vorzugsweiſe geſchloſſene Waldungen und in ihnen die am ſchwerſten zugänglichen Orte, finden ſich jedoch auch in Steppen und Wüſten und kommen ſelbſt in angebauten Gegenden vor. Alle ohne Ausnahme dürfen als hochentwickelte Katzen angeſehen werden, ſind ebenſo raubluſtig und blutdürſtig wie Leopard und Panther, dabei ernſt wie Löwe und Tiger, gefährden den Beſtand des Wildes und der Hausthiere in hohem Grade und müſſen als Raubthiere, welche mehr Schaden als Nutzen bringen, bezeichnet werden. Ihre Lebensweiſe, die Art, in welcher ſie zur Jagd ausgehen und rauben, unterſcheidet ſich, genau entſprechend ihrer Ausrüſtung und ihren Begabungen, in mancher Hinſicht nicht unweſentlich von dem Gebaren der bis jetzt geſchilderten Verwandten, wie überhaupt ihr ganzes Auftreten etwas abſonderliches hat. Dank der Angaben neuerer Beobachter kennen wir die Lebensweiſe der hervorragendſten Arten ziemlich genau und ſind daher im Stande, die Naturgeſchichte dieſer ſo theilnahmswerthen Katzen von allerlei Wuſt zu ſäubern, welcher ihr von früherher anhaftete.

Digitized by Google

Katzenluchse (Chaus) nennt Gray zwei kleine, niedrig gestellte Luchse, deren Ohrbinsel nur angedeutet ist, und deren Schwanz bis zu den Fersen herabreicht. Die eine dieser Arten (Lynx Chaus), welche möglicherweise in zwei zerfällt werden darf, bewohnt Afrika, die andere (Lynx ornatus) Ostindien. Ueber die Lebensweise der ersterwähnten habe ich selbst Beobachtungen gemacht; über das Freileben der zweiten wissen wir zur Zeit noch nicht das geringste.

Der Sumpfluchs (Lynx Chaus, Felis Chaus, lybica, catolynx, affinis, dongolensis, Jacquemontii, Katas, Ruepellii, marginata und caligata) erreicht ungefähr die Größe unserer Wildkatze, 90 bis 100 Centim. Länge nämlich, wovon 20 bis 25 Centim. auf den Schwanz

Sumpfluchs (Lynx Chaus). 1/7 natürl. Größe.

kommen. Der ziemlich reiche Pelz hat eine schwer zu bestimmende bräunlichfahlgraue Grundfärbung; die einzelnen Haare sind an der Wurzel ockergelb, in der Mitte schwarzbraun geringelt, an der Spitze weiß oder grauweiß und hin und wieder schwarz gefärbt. Die Zeichnung besteht aus dunkleren Streifen, welche besonders am Vorderhalse, an den Seiten und Beinen deutlicher hervortreten, so, wie auf unserer Abbildung ersichtlich wird. Ueber die Stirnmitte verläuft ein kurzer, ziemlich breiter Streifen, welcher zu beiden Seiten von schmäleren und kürzeren begleitet wird; über und neben den Augen bemerkt man andere Schmitzstreifen. Den Schwanz zeichnen oben sechs bis neun dunkle Halbringe und die schwarze Spitze. Die Ohren sind außen graugelb, innen röthlichgelb, die Füße braunröthlich, die Untertheile hellockergelb gefärbt. Der Augenstern sieht grünlichgelb aus.

Bis in die Neuzeit unterschied man Sumpf- und Stiefelluchs (Lynx caligatus); nach Gray's Untersuchungen erscheint es jedoch wahrscheinlich, daß beide nur Abänderungen einer und derselben Art darstellen.

Der Sumpfluchs hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt den größten Theil Afrikas und Süd- und Westasien, insbesondere Süd- und Ostafrika, Nubien, Egypten, Persien, Syrien, die Länder um das Kaspische Meer und Indien. Den alten Egyptern war er wohl bekannt, wurde

Digitized by Google

auch wie die Hauskatze einbalſamirt und ſein Leichnam an heiligen Orten beigeſetzt. Einzelne Naturforſcher neigen zu der Meinung, daß man in ihm einen der Stammväter unſerer Hauskatze zu erkennen habe, und wollen gewiſſe Farbenſpielarten unſeres Hinz als Kreuzungserzeugniſſe von ihm und der Haus- oder aber der Urmutter Falbkatze ſelbſt abgeleitet wiſſen. Daß der Sumpfluchs in Indien und Egypten oder Syrien zuweilen mit der Hauskatze ſich paart, dürfte nach den an der Wildkatze geſammelten Erfahrungen kaum in Abrede geſtellt werden können; gegen eine unmittelbare Abſtammung der Hauskatze von unſerem Luchſe aber ſprechen gewichtige Gründe, vor allem die bereits genügend hervorgehobene Aehnlichkeit von Falbkatze und Hinz. Auf die Verehrung, welche die alten Egypter dem Sumpfluchſe angedeihen ließen, wird, betreffs der Abſtammungsfrage unſerer Hauskatze, beſonderes Gewicht nicht gelegt werden können; ihre Katzenfreundlichkeit beſchränkte ſich wohl kaum auf die eine Art, ſondern erſtreckte ſich über alle kleineren, ihnen bekannten Verwandten des als heilig erachteten Thieres.

Ich bin dem Sumpfluchſe im Nilthale mehrere Male begegnet. Er iſt in Egypten eben keine ſeltene Erſcheinung; man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in denen ein Raubthier ſich verbergen könnte, faſt gänzlich, und dieſes iſt deshalb auf andere Schlupfwinkel angewieſen. Wie die Hiäne, welche eigentlich zwiſchen dem Geklüfte der Wüſte ihre Höhle hat, oft lange Zeit im Röhricht lebt, wie Schakal und Fuchs Riedgras und Getreide bewohnen, ſo lebt auch der Sumpfluchs ruhig an ähnlichen Orten, ohne befürchten zu müſſen, leicht aufgeſtört zu werden. Die ausgedehnten Getreidefelder, welche auf dem vom überwogenden Nile getränkten Erdreiche angelegt wurden, alſo nicht zeitweilig künſtlich überrieſelt werden, ſind vorzugsweiſe ſein Aufenthalt. Außerdem aber bewohnt er die großen Flächen, welche dichter oder dünner mit einem ziemlich hohen, ſcharfſchneidigen Riedgraſe, der Halfa (Poa cynosuroides), bedeckt ſind, und endlich bieten ihm die trockenen Stellen im Röhricht oder auch ſchon die Rohrdickichte, welche an den Ufern der Kanäle ſich hinziehen und manche Felder umzäunen, erwünſchte Aufenthaltsorte. Als ich einmal nahe bei der Stadt Esneh durch einen Garten ſchlenderte, fiel mir eine in dem dichten Graſe dahinſchleichende Katze nur ihres großen Kopfes wegen auf; denn der übrige Körper war in dem ſchoſſenden Getreide verſteckt. Mehr, um zu unterſuchen als in der Meinung, eine wilde Katze vor mir zu haben, ſchoß ich auf das Thier, welches mich ſeiner Beachtung nicht würdig hielt. Es verendete nach wenigen, verzweiflungsvollen Sätzen, und ich fand zu meiner Ueberraſchung, daß ich den Sumpfluchs, und zwar ein ziemlich ausgewachſenes Männchen erlegt hatte. Von nun an wurde ich aufmerkſam und bemerkte deshalb unſer Raubthier öfter. Einen großen Luchs fand ich ruhig ſich ſonnend in einem Rohrgebüſche liegen; er entkam mir aber trotz einer ſtarken Verwundung, welche ich ihm beigebracht hatte. Die übrigen, welche ich bemerkte, entflohen regelmäßig, noch ehe ich in Schußweite an ſie herangekommen war.

Der Sumpfluchs ſchleicht an den beſchriebenen Orten ebenſo wohl bei Tag als bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreiſt bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derſelben ſcheinen ihm ſogar beſondere Lieblingsplätze zu ſein. Um ihn oder wenigſtens ſeine Spuren zu bemerken, braucht man eben nicht lange auf der Jagd herumzuſtreifen. Wenn man an den Rändern von Getreidefeldern, auf Rainen und Wegen, welche durch dieſelben führen, Acht haben will, gewahrt man ihn häufig genug. Er ſchleicht nach echter Katzenart leiſe und unhörbar zwiſchen den Pflanzen dahin, welche ihn gewöhnlich zum größten Theile verſtecken. Von Zeit zu Zeit bleibt er ſtehen und lauſcht. Dabei bewegt er, wie unſere Hauskatzen, die Ohren nach allen Richtungen hin, beſchreibt mit dem Schwanze die verſchiedenen Biegungen und Windungen, welche die Seelenſtimmung einer jagenden Katze bezeichnen, und äugt mit jenem ruhigen, faſt ſtarren Blick, welcher unſerem Hinze eigen iſt, faſt träumeriſch gerade vor ſich hin. Der Gehörſinn ſcheint ihn bei Tage jedenfalls mehr zu leiten als ſein Geſicht: denn die Lauſcher ſind auch bei der größten Ruhe in beſtändiger Bewegung. Das geringſte Geräuſch ändert dieſes träumeriſche Dahinſchleichen: der Sumpfluchs erhebt den Kopf, die Lauſcher richten ſich nach

Digitized by Google

kurzer, ſchneller Bewegung der bezeichneten Stelle zu, der ganze Leib duckt ſich, verſchwindet vollkommen im Graſe, und ſchlangenartig kriecht das Thier auf dem Bauche an ſeine Beute heran, welche wohl in den meiſten Fällen in ſeine Gewalt fällt. Bisweilen ſieht man auch aus dem ſcheinbar ganz unbelebten Riedgraſe heraus mit einem gewaltigen Satze ein Thier in die Höhe ſpringen und im nächſten Augenblicke wieder verſchwinden: der Sumpfluchs hat einen Luftſprung nach irgend einem Vogel gemacht, welchen er aufgejagt hatte. Seine Beute beſteht zumeiſt aus Mäuſen und Ratten, ſodann aber aus kleinen Erd- und Schilfvögeln aller Art, namentlich Wüſtenhühnern, Lerchen, Regenpfeifern, Schilf- oder Riedgrasſängern ꝛc. In den Gärten ſtiehlt er den Bauern ihre Hühner und Tauben, in den Fruchtfeldern ſchleicht er den Haſen und an den Wüſtenrändern den Springmäuſen nach. Größere Thiere greift er niemals an; wenigſtens hat mir davon kein einziger Fellah etwas erzählt; auch dem Menſchen weicht er immer furchtſam aus, ſobald er ihn bemerkt, und ſelbſt derjenige, welchen ich verwundete, wagte nicht, mich anzuſpringen. Gleichwohl wird er von den Arabern als ein ſehr böſes Thier gefürchtet, und dieſe Furcht hat ſich, was das Lächerlichſte iſt, auch auf die Europäer übertragen. Mein Diener erdreiſtete ſich nicht, auf einen ſehr ſchönen Sumpfluchs zu ſchießen, den er im Getreide auftrieb, und ein nadelkundiger Reiſegefährte des bekannten Schriftſtellers Bogumil Goltz glaubte nun gar einen jungen Löwen in unſerem „Tſchaus" zu erblicken, als er ihm auf der Jagd einmal begegnete. Angeſchoſſen und in die Enge getrieben, weiß freilich auch der Sumpfluchs kräftig ſich zu vertheidigen. Dies erfuhr unter anderen ein Diener Dümichens, welcher einen Tſchaus mit zwei ſchlecht gezielten Schüſſen bedacht hatte und das verwundete Thier greifen wollte. Letzteres wartete die Ankunft ſeines Feindes gar nicht ab, ſondern ſprang ohne weiteres auf den Mann los, krallte ſich an ihm feſt und zerfleiſchte ihm den Arm derartig, daß der ſchlechte Schütze monatelang an den Folgen der verfehlten Luchsjagd zu leiden hatte. Demungeachtet behaupte ich, daß der Sumpfluchs ein ganz harmloſer Räuber iſt, glaube auch annehmen zu dürfen, daß er ebenſo viel Nutzen ſtiftet wie Schaden anrichtet.

Gefangene Sumpfluchſe ſind ſelten in unſeren Thiergärten; ich habe bisher höchſtens fünf von ihnen geſehen. Sie benehmen ſich nach Art anderer Wildkatzen, unfreundlich und wüthend, wenn ſie alt in Gefangenſchaft geriethen oder aber ſchlecht behandelt wurden, ruhig und gemüthlich dagegen, wenn ſie als Junge unter die Botmäßigkeit des Menſchen kamen und eine liebevolle Pflege erfuhren. Daß ſie ſolcher zugänglich und ihrem Pfleger in hohem Grade dankbar ſein können, beweiſt die nachſtehende Mittheilung meines verehrten Freundes Dümichen. „Eines Tages, im Tempel von Denderah mit der Abnahme von Inſchriften beſchäftigt, hörte ich in einem der hinteren Räume des Tempels das Bellen meines Hundes. Demſelben lauſchend, erkannte ich, daß es aus einem unterhalb des Fußbodens befindlichen Raume herkam; der Tempel mußte alſo an dieſer Stelle ein Kellergeſchoß haben, welches ich noch nicht kannte. Dem Bellen nachgehend, war ich ſo glücklich, durch eine halb verſchüttete Oeffnung in einen unterirdiſchen Gang und am Ende desſelben in den Raum zu gelangen, in welchem der Hund ſich mit einer Katze beſchäftigte, mehr mit ihr ſpielend als ſie angreifend. Freilich ſchien das Thier auch durchaus nicht fähig, dem Hunde Widerſtand entgegenzuſetzen, vielmehr im Verſcheiden zu ſein. Bei genauerer Beſichtigung fand ſich, daß ich keine Hauskatze, ſondern einen jungen Sumpfluchs vor mir hatte, was mich auch keineswegs Wunder nahm, da ich letzterem bei meinen Streifereien in dem anſtoßenden Wüſtengebirge ſehr oft begegnet war und ihn wiederholt in Tempelruinen mit dem Fangen von Fledermäuſen beſchäftigt geſehen hatte. Einer ſolchen Jagd war jedenfalls auch dieſer „Tſchaus" nachgegangen, durch eine Oeffnung in den unterirdiſchen Raum des Tempels gelangt und nicht mehr im Stande geweſen, an den glatten Mauern die bedeutende Höhe zu gewinnen. Selbſt ich mußte, um wieder ans Tageslicht zu kommen, mehrere große Steine herbeitragen und meinen Hund zu der Oeffnung emporheben, um ihm die Freiheit zu verſchaffen. Der halbverhungerte Sumpfluchs erregte mein Mitleiden, wurde deshalb von mir mitgenommen und baldmöglichſt mit Milch und Fleiſch

Digitized by Google

bewirtet. Infolge dieser Erlabung, vielleicht auch der Wirksamkeit der freien Luft, erholte er sich zu meiner Freude und zum ersichtlichen Vergnügen des Hundes, welcher jeder Bewegung des geretteten und gewonnenen Freundes mit Theilnahme folgte und sein Wohlwollen gegen denselben durch fortgesetzte Versuche, mit ihm zu spielen, äußerte. Der Luchs hatte, als ich ihn ergriff, keine Versuche gemacht, sich widerspenstig zu zeigen, vielmehr alles über sich ergehen lassen, war heißhungerig über die ihm gereichte Nahrung hergefallen und gestattete es, daß ich ihn aufnahm und liebkoste. In vollstem Verständnisse des ihm erzeigten Dienstes, blieb er von jetzt an mein unzertrennlicher Begleiter, folgte mir auf Schritt und Tritt, wohin ich mich auch wenden mochte, sprang zu mir aufs Kamel, wenn ich eine Reise antrat, durchwanderte so mit mir gemeinschaftlich den größten Theil Nubiens und hielt sich, wenn ich stundenlang Inschriften abnahm, ununterbrochen in meiner Nähe. Auch mit dem Hunde blieb er freundschaftlich verbunden: Zank und Streit zwischen den beiden kamen nie vor, wohl aber spielten sie täglich stundenlang in der liebenswürdigsten Weise zusammen."

Ebenso wie den Tschaus hat man den **Wüstenluchs** oder **Karakal** (Lynx caracal, Felis caracal, Caracal melanotis), ein schönes Thier von 65 Centim. Leibes- und 25 Centim. Schwanzlänge, unter dem Namen Caracal zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben. Ihn unterscheiden von anderen Luchsen die schlanke Gestalt, die hohen Läufe, die langen, schmalen, zugespitzten Ohren, welche wie bei den nordischen Arten der Sippe starke Pinsel tragen, und das enganliegende Wüstenkleid: alle diese Unterschiede erscheinen jedoch zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtiger, namentlich schlanker als die seiner nordischen Verwandten, seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen, die Lauscher verhältnismäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet, die Färbung endlich ist die eines Wüstenkleides, d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen schwarzen Fleck sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Je nach der Gegend, aus welcher der Karakal kommt, dunkelt oder lichtet sich seine Färbung, wahrscheinlich im Einklange mit der Farbe des Bodens, sodaß man vom Isabellgelb an bis zu Braunroth alle Schattirungen des Wüstenkleides an ihm wahrnehmen kann. Dieselbe Gleichfarbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt jener der Stämme und Aeste sowie jener der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seines Wohnkreises; denn ein gefleckes Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahin schleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungkreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebenso wohl wie die Steppen, soll aber Waldungen gänzlich meiden. Ueber sein Freileben wissen wir noch sehr wenig; Beobachtungen von Europäern liegen, meines Wissens wenigstens, hierüber nicht vor. Thevenot erzählt, daß man den Karakal nur in denjenigen Ländern finde, in denen auch der Löwe vorkomme, da er nicht allein Führer, sondern auch Kundschafter des letzteren sei, für ihn Beute aufsuche und von der durch den Löwen erlegten seinen Antheil erhalte; Sparrmann will in Erfahrung gebracht haben, daß er bei Tage in

Digitized by Google

WÜSTENLUCHS.

Rudeln auf größere Thiere Jagd mache und des Nachts Vögeln nachschleiche: der einen wie der anderen Angabe mangelt jedoch jede Begründung. Nach der Versicherung der von mir befragten Steppenbewohner Südnubiens, von denen ich erlegte Karakals erhielt, lebt unser Wüstenluchs, ihre „Khut el Chala" oder Katze der Einöde, einzeln und begnügt sich in der Regel mit der Jagd kleiner Wüstensäugethiere und Wüstenvögel, lauert jedoch auch kleineren Antilopen auf und weiß diese ohne sonderliche Anstrengung durch Zerbeißen ihrer Halsschlagadern zu bewältigen; nach Angabe Tristrams ist er in den Oasen der nördlichen Sahara ein unwillkommener Besucher der Hühnerställe und raubt und mordet hier unter Umständen in verheerender Weise. Er gilt in den Augen aller Jäger Ostsudâns als ein äußerst bösartiges Geschöpf und wird deshalb, wenn auch nicht gefürchtet, so doch mit Vorsicht behandelt. An gefangenen gemachte Wahrnehmungen widersprechen der Ansicht der Araber in keiner Weise; denn der Karakal scheint, im Verhältnis zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie zu sein. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und gepflegt, niemals aber von seiner liebenswürdigen Seite kennen gelernt. Man braucht sich bloß dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, als ob er ihn mit seinen scharfen Tatzen zerreißen wolle, oder aber legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende Geschöpf zu zähmen; man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu treten. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängnis. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an, biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der muthvollsten und kräftigsten Vertheidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Ungeachtet solcher Schandthaten und aller Bösartigkeit seines Wesens ist der Karakal der Zähmung nicht unzugänglich. Ob die alten Egypter, welche ihn sehr wohl gekannt, auf ihren Denkmälern vortrefflich dargestellt und ebenfalls einbalsamirt haben, ihn zähmten, bleibt fraglich; aus verschiedenen Berichten älterer Reisender dagegen scheint hervorzugehen, daß die Asiaten von Alters her neben dem Gepard auch den Karakal zur Jagd abrichten. „Der künig der Tartaren sol heimische Löuwparden vend Lüchß haben, welche er zu dem gejegt braucht", bemerkt der alte Geßner, wohl Marco Polo's Angaben wiedergebend. Nach dem, was wir neuerdings von unserem Luchse erfuhren, läßt sich kaum bezweifeln, daß jene Mittheilungen richtig sind; jedenfalls liegt kein Grund vor, einem so klugen und leidenschaftlichen Thiere die Zähmbarkeit abzusprechen. Es kommt auch in diesem Falle auf die Behandlung an, welche man dem Wüstenluchse in frühester Jugend angedeihen läßt.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung hielt man noch im vorigen Jahrhundert das Fell des Karakal in hohem Werthe, weil man ihm Heilkräfte gegen Gliederschmerzen und Fußgicht zuschrieb. Solche Felle wurden auch nach Europa verhandelt und hier ebenfalls gut bezahlt. Gegenwärtig ist dieser Gegenstand fast gänzlich von unserem Markte verschwunden.

Unter den übrigen Mitgliedern der Sippe, welche sich durch starken Bart und kurzen, stummelhaften Schwanz auszeichnen, steht der Luchs oder Thierwolf (Lynx vulgaris, L. borealis, cervarius, lupulinus, Felis lynx und lupulina) an Schönheit, Stärke und Kraft oben an. Erst durch das Museum von Christiania bin ich über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Thiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso stark, nur etwas kürzer und hochbeiniger als die Leoparden, welche wir in unseren Thierschaubuden zu sehen bekommen.

Digitized by Google

Die Länge ſeines Leibes beträgt reichlich 1 Meter und kann wohl auch bis zu 1,3 Meter ſteigen, der Schwanz iſt 15 bis 20 Centim. lang, die Höhe am Widerriſte beträgt bis 75 Centim. An Gewicht kann der Luchskater bis 30, ja, wie man mir in Norwegen ſagte, ſogar bis 45 Kilogr. erreichen. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau, ſtämmige Glieder und mächtige, an die des Tigers oder Leoparden erinnernde Pranken, verräth daher auf den erſten Blick ſeine große Kraft und Stärke. Die Ohren ſind ziemlich lang und zugeſpitzt und enden in einen pinſelförmigen Büſchel von vier Centimeter langen, ſchwarzen, dichtgeſtellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe ſtehen mehrere Reihen ſteifer und langer Schnurren. Ein dichter,

Luchs (Lynx vulgaris). 1/10 natürl. Größe.

weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert ſich im Geſichte zu einem Barte, welcher zweiſpitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Vereine mit den Ohrbüſcheln dem Luchsgeſichte ein ganz ſeltſames Gepräge gibt. Die Färbung des Pelzes iſt oben röthlichgrau und weißlich gemiſcht, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet; die Unterſeite des Körpers, die Innenſeite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreiſe ſind weiß. Das Geſicht iſt röthlich, das Ohr inwendig weiß, auf der Rückſeite braun und ſchwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleich dick behaart iſt, hat eine breite, ſchwarze Spitze, welche faſt die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte iſt undeutlich geringelt, mit verwiſchten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer iſt der Balg kurzhaarig und mehr röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung verändert ſich in der mannigfaltigſten Weiſe, und auch die Flecken wechſeln bei verſchiedenen Thieren erheblich ab. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchſen annehmen wollen, ſich jedoch in der Neuzeit überzeugt, daß dies unthunlich iſt; denn es ſind in einem Gewölfe Junge von allen Farbenſchattirungen, Veränderungen und Zeichnungen gefunden worden. Das Weibchen ſcheint regelmäßig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen ſich zu unterſcheiden; die neugeborenen Jungen ſind weißlich.

Zwei sehr schöne Luchse des Berliner Thiergartens tragen ein Sommerkleid von fahlzimmetbrauner, unterseits durch Schmutzigaschgrau in Weiß übergehender Färbung, mit einer aus geflammten, schwach dunkler gesäumten, innen röthlichen Flecken, Fleckenstreifen und schwarzbraunen bis schwarzen Tüpfeln gebildeten Zeichnung. Kinn, Kehle und Unterseite sind rein weiß, die erzgelben Augen weiß umrandet, die Ränder unten schwarz gesäumt, die Ohrränder, welche einen unregelmäßig dreieckigen weißgrauen Mittelfleck umgeben, und die Ohrpinsel schwarz, die Innenhaare der Lauscher weißgrau, die Schnurren weiß. Ueber die Stirn verlaufen vier bis fünf undeutliche dunklere Fleckenstreifen, über den Nacken und die Halsseiten drei (einer über die Halsmitte und je einer vom Ohre zur Schulter) breite, mit dem übrigen Fell verglichen, etwas dunklere Bandstreifen, über die Rückenmitte drei aus sehr verlängerten Flecken gebildete Fleckenstreifen, welche weiter hinten sich theilen, so daß hier zwei mittlere und je zwei seitliche Fleckenreihen sichtbar werden; auf den Seiten stehen geflammte, d. h. sehr verlängerte, dunkel umrandete Hoffflecken, auf Oberarm und Schenkel bis zu den einfarbig rehbraun gefärbten Handwurzeln und Zehen herab verschieden große braune bis schwarzbraune Tüpfelflecken; den Schwanz zeichnen in der Wurzelhälfte oben schwärzliche Tüpfel, während die Spitzenhälfte schwarz aussieht. Vom Augenwinkel zieht sich ein schwarzer Streifen über die Wangen und durch die Mitte des graulichweißen Bartes; ein zweiter, gleichlaufender, entspringt unter dem Auge. Lippen und Jochbogengegend sind fein dunkelbraun getüpfelt; der Mundrand ist schwarz, ein hellerer Fleck am Mundwinkel nicht vorhanden. Auf der Oberbrust steht ein fast geschlossenes dunkles Querband; Innen- und Unterseite zeigen ziemlich große, unregelmäßig und verschieden gestaltete Tupfen.

Dieses Kleid tragen übereinstimmend zwei ältere und ein sehr junger Luchs, obwohl sie aus verschiedenen Ländern, jene aus Skandinavien, dieser aus Livland, stammen. Im Winterkleide wird die bräunliche Färbung durch Grau verdeckt, indem die im Spätherbste rasch wachsenden Grannenhaare an den Spitzen verbleichen und diese mehr und mehr zur Geltung kommen, je weiter ihre Verfärbung nach der Wurzel zu vorrückt.

Der Luchs war den Alten bekannt, wurde in Rom aber doch weit seltener gezeigt als Löwe und Leopard, weil es schon damals viel schwerer hielt, ihn lebend zu erlangen als einen der erwähnten Verwandten zu bekommen. Den, welcher unter Pompejus gezeigt wurde, hatte man aus Gallien eingeführt. Ueber sein Freileben scheint man nichts gewußt zu haben, deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. „Kein thier ist", sagt der alte Geßner, Schilderungen der Alten wiedergebend, „daß so ein scharpffe gesicht habe als ein Luchß, dann nach der sag der Poeten söllend sy auch mit jren augen durchtringen, die Ding so sunst durchscheynbar nit sind, als wänd, mauren, holtz, stein und dergleychen. Dargegen so jnen durch scheynbare Ding fürgehalten werdend, so hassend sy jr gesicht und sterbend daruon." In der Götterlehre der alten Germanen spielte der Luchs ungefähr dieselbe Rolle wie die Katze; denn wahrscheinlich ist er es und nicht seine Verwandte, welcher als Thier der Freya aufgefaßt werden muß und deren Wagen zieht.

Noch im Mittelalter bewohnte er ständig alle größeren Waldungen Deutschlands und ward allgemein gehaßt, auch nachdrücklichst verfolgt. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts galt er, laut Schmitt, in Pommern als das schlimmste Raubthier. „Den Luchs", so heißt es in Petersdorps Verordnung, „wiel he de aergste ist, moth man flitig by Wintertieden nahstellen, em mit Netten fangen, scheten." Von dieser Zeit an hat er in Deutschland stetig abgenommen und kann gegenwärtig hier als ausgerottet gelten. In Bayern, dem an sein Wohngebiet, die Alpen, angrenzenden Lande Süddeutschlands, war er noch zu Ende des vorigen und zu Anfange unseres Jahrhunderts eine zünftigen Jägern wohlbekannte Erscheinung. Laut Kobell, dem wir so viele anziehende Jagdbilder verdanken, wurden in den Jahren 1820 bis 1821 allein im Ettaler Gebirge siebenzehn Luchse erlegt und gefangen; im Jahre 1826 fing man im Riß ihrer fünf, bis 1831 noch ihrer sechs. Im Forstamte Partenkirchen erbeutete man 1829 bis 1830 in dem einen Reviere Garmisch drei, in Eschenloch fünf, in der Vorderriß ebenfalls fünf Luchse. Zwei bayerische Jäger, Vater und Sohn,

Digitized by Google

fingen in achtundvierzig Jahren, von 1790 bis 1838, dreißig Stück der gehaßten Raubthiere. Der letzte Luchs wurde im Jahre 1838 im Rottenſchwanger Reviere erbeutet; ſeitdem hat man noch im Jahre 1850 auf der Zipfelsalpe ihrer zwei geſpürt, und wahrſcheinlich ſind auch in den letzten zwanzig Jahren noch einzelne aus Tirol herübergeſtreift, ohne wahrgenommen worden zu ſein. Im Thüringer Walde wurden zwiſchen den Jahren 1773 bis 1796 noch fünf Luchſe erlegt, in dieſem Jahrhundert meines Wiſſens nur ihrer zwei, einer im Jahre 1819 auf dem Gothaer Reviere Stutzhaus und einer im Jahre 1843 auf Dörenberger Revier, letzterer nach langen vergeblichen Jagden. In Weſtfalen endete der letzte Luchs erweislich im Jahre 1745 ſein Leben; auf dem Harze erlegte man die letzten beiden in den Jahren 1817 und 1818, in Deutſchland, mit Ausnahme der an Rußland grenzenden Theile überhaupt, im Jahre 1846, worüber ich ſpäter ausführlicher berichten werde. Anders verhält es ſich in den deutſch-öſterreichiſchen Ländern und in den an Rußland grenzenden Theilen Preußens. Hier wird faſt alljährlich noch ein oder der andere Luchs geſpürt; dort hat man noch in der Neuzeit ſo viele erlegt, daß von einer Ausrottung desſelben noch nicht geſprochen werden darf. In der Schweiz wird er, laut Tſchudi, nicht häufiger gefunden als die Wildkatze, war aber noch vor dreißig Jahren keine Seltenheit, ſo daß allein in Bünden in einem Jahre ſieben bis acht Stück getödtet wurden. Gegenwärtig iſt er auch hier recht ſelten geworden, obſchon die Hochwälder der Walliſer-, Teſſiner- und Bernergebirge, die Urner-, Glarner-, Oeſcher- und Vöxeralpen ihn noch beherbergen. Ueber ſein Vorkommen in Tirol fehlt mir die Kunde; von dem öſtlichen Theile der Alpen dagegen weiß ich zu ſagen, daß er ſchon in Krain noch regelmäßig und in Kärnthen dann und wann einmal auftritt. So wurden in Roſenbach, einem Reviere des Fürſten Friedrich von und zu Liechtenſtein, an der Krainer Grenze, im Jahre 1846 und im Jahre 1858 noch Luchſe geſpürt und beziehentlich gefangen. Nach Oſten hin beginnt mit den Karpathen das derzeitige Wohngebiet unſeres Raubthieres; von hier und der preußiſchen Grenze aus nach Norden und Oſten findet man es regelmäßig, in ganz Rußland und ebenſo in Skandinavien noch ziemlich häufig, hier vom Süden des Landes an, ſoweit geſchloſſene Waldungen nach Norden hinaufreichen. Außerdem aber bewohnt der Luchs, laut Radde, ganz Oſtſibirien, wo das Land gebirgig und waldbedeckt iſt und wird hier alljährlich noch in namhafter Menge erbeutet.

Bedingung für ſtändigen Aufenthalt dieſes Raubthieres ſind weite geſchloſſene, an Dickungen oder überhaupt ſchwer zugänglichen Theilen reiche, mit Wild der verſchiedenſten Art bevölkerte Waldungen. In dünn beſtandenen Wäldern zeigt ſich der Luchs, laut Nolcken, dem wir die beſte Lebensſchilderung des Thieres verdanken, nur ausnahmsweiſe, namentlich im Winter, wenn es ſich für ihn darum handelt, einen ſolchen Wald nach Haſen abzuſuchen, oder aber, wenn ihn ein allgemeiner Nothſtand, ein Waldbrand z. B., zum Auswandern zwingt. Unter ſolchen Umſtänden kann es vorkommen, daß er, wie es im Jahre 1868 im Petersburger Gouvernement geſchah, bis in die Obſtgärten der Dörfer ſich flüchtet. Im Gegenſatze zum Wolfe, welcher faſt jahraus, jahrein ein unſtätes Leben führt, hält ſich der Luchs oft längere Zeit in einem und demſelben Gebiete auf, durchſtreift dasſelbe aber nach allen Richtungen, wandert in einer Nacht meilenweit, nicht ſelten ohne alle Scheu befahrene Wege annehmend, bis in die Nähe der Dörfer ſich wagend und ſelbſt einſam liegende Gehöfte beſuchend, kehrt auch nach mehreren Tagen wieder in eine und dieſelbe Gegend zurück, um ſie von neuem abzuſpüren. Der eine von den beiden Luchſen, welcher ſich in dem fürſtlich Liechtenſtein'ſchen Gebiete aufhielt, wurde zwei volle Jahre in einem und demſelben Reviere geſpürt, war zwar manchmal zwei bis drei Wochen abweſend, kam dann aber zurück und verſchwand wiederum für geraume Zeit. Von anderen Luchſen hat man dasſelbe beobachtet, ſo daß es oft wochen- und monatelanger Verfolgung bedurfte, um das Gebiet von dem unliebſamen Gaſte zu ſäubern.

In der Regel lebt der Luchs nach Art ſeiner Verwandten ungeſellig, da wo er häufiger auftritt, wie in Livland, ſo vertheilt, daß ein Gebiet von zehntauſend Morgen etwa vier oder fünf Stücke beherbergt. Nolcken behauptet geradezu, daß man ihn immer nur einzeln finde, ſpricht aber

Digitized by Google

auch ausschließlich von seinen eigenen Wahrnehmungen, während wir durch andere Mittheilungen glaubwürdiger Beobachter wissen, daß unter Umständen auch das Gegentheil der Fall sein kann. So wurden, laut einem Berichte der Jagdzeitung, im Jahre 1862 in Galizien vier Luchse hinter einander erlegt, am ersten Tage die beiden Alten, am zweiten deren zwei Junge, und ebenso sah ein Jäger in Galizien bei einem Treiben drei Luchse an sich vorübergehen. Auch Frauenfeld spürte einmal die Fährten von vier Luchsen ab, welche gemeinschaftlich zur Jagd ausgezogen waren. Indessen mögen solche Fälle immerhin zu den Seltenheiten gehören und Nolckens Angaben als die Regel gelten.

An Begabung leiblicher und geistiger Art scheint der Luchs hinter keiner einzigen anderen Katze zurückzustehen. Der trotz der hohen Läufe ungemein kräftige Leib und die ausgezeichneten Sinne kennzeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht trefflich ausgerüsteten Räuber. Er geht sehr ausdauernd, so lange es die Noth nicht fordert, nur im Schritt oder im Katzentrabe, niemals satzweise, springt, wenn es sein muß, ganz ausgezeichnet in wahrhaft erstaunlichen Sätzen dahin, klettert ziemlich gut und scheint auch mit Leichtigkeit Gewässer durchschwimmen zu können. Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör obenan, und der Pinsel auf seinen Ohren darf demnach als eine wohlberechtigte Zierde gelten. Kaum weniger vorzüglich mag das Gesicht sein, wenn auch die neuzeitlichen Beobachter keine unmittelbaren Belege für die Entstehung der alten Sage gegeben haben. Der Geruchsinn aber ist, wie bei allen Katzen, entschieden schwach; der Luchs vermag wenigstens nicht auf größere Entfernungen hin zu wittern und sicherlich nicht durch seinen Geruch irgend ein Wild auszukundschaften. Daß er Geschmack besitzt, beweist er durch seine Leckerhaftigkeit zur Genüge, und was Tastsinn und Empfindungsvermögen anlangt, so bekunden Gefangene deutlich genug, daß sie hierin den Verwandten nicht nachstehen. Als Tastsinn offenbart sich sein feines Gefühl bei jeder Bewegung, und jedenfalls auch beim Aufspüren und Aufnehmen einer bereits erkundeten und getödteten Beute. Wie allen Katzen sind ihm die Schnurrhaare im Gesichte geradezu unentbehrlich; mit ihnen muß er alles betasten, mit dem er sich näher befassen will. Die geistigen Eigenschaften unseres Raubthieres sind niemals unterschätzt worden: „Ist sunst ein röubig thier gleich dem Wolff, doch vil listiger", sagt der alte Geßner und scheint vollständig Recht zu haben, da auch alle neueren Beobachter, welche mit dem Luchse verkehrten, ihn als ein außerordentlich vorsichtiges, überlegendes und listiges Thier schildern, welches niemals seine Geistesgegenwart verliert und in jeder Lage noch bestmöglichst seinen Vortheil wahrzunehmen sucht und wahrzunehmen weiß. Macht sich dies schon bei dem freilebenden Luchse bemerklich, so tritt es, wie wir später kennen lernen werden, bei gefangenen nur um so schärfer hervor, so daß wir jedenfalls berechtigt sind, ihn den klügsten Katzen beizuzählen.

Frühere Beobachter vergleichen die Stimme des Luchses mit dem Geheule eines Hundes, bezeichnen sie damit aber sehr unrichtig. Ich habe nur Gefangene schreien hören und muß sagen, daß die Stimme sehr schwer beschrieben werden kann. Sie ist laut, kreischend, hochtönig, der verliebter Katzen entfernt ähnlich. Oskar von Loewis, welcher die Güte gehabt hat, mir verschiedene Mittheilungen zu Gunsten der Bearbeitung der zweiten Auflage des Thierlebens zu machen, kann genaueres mittheilen. „Ich habe nicht nur", sagt er, „meine gezähmte Luchskatze, sondern auch wilde Luchse zur Nachtzeit in einsamen Wäldern schreien zu hören vielfach Gelegenheit gehabt. Aber niemals erlaubte die Stimme des Luchses auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der des Hundes herauszufinden. Sein Geschrei ist vielmehr ein plärrend und brüllend hervorgestoßener Ton, welcher hoch und fein anhebt und dumpf und tief endet, im Klange eher dem Gebrülle des Bären gleichend. Ursachen des Geschreies waren bei meinem gezähmten und frei umherlaufenden Luchse Hunger und Langeweile. Das Knurren und Fauchen bei hochgekrümmtem Rücken war stets ein Zeichen der Wuth, der kampfbereiten Vertheidigung. Ein leises, feines, katzenartiges, unendlich sehnsüchtiges Miauen ließ meine Luchskatze bei lüsternem, mordlustigem Beobachten der Tauben und Hühner oder bei schmiegsamem Anschleichen zum Wilde hören. Das anhaltende

Digitized by Google

Spinnen und Schnurren während Wohlbefindens, beziehentlich Streichelns mit der Hand, war ganz katzenartig, nur gröber, derber als das der Hauskatze."

Der Luchs iſt, laut Nolcken, ein durchaus nächtliches Raubthier, verſteckt ſich mit Tagesanbruch und liegt, wenn er nicht geſtört wird, bis zur Dunkelheit, wodurch er vom Wolfe, welcher meiſt ſchon gegen Mittag wieder zu wandern beginnt, weſentlich ſich unterſcheidet. Zu ſeinem Lagerplatze wählt er eine Felſenkluft oder ein Dickicht, unter Umſtänden vielleicht auch eine größere Höhlung, ſelbſt einen Fuchs- oder Dachsbau. Wenn er ſich decken oder lagern will, geht er gern auf irgend einem Wege in die Nähe der Dickung, welche er ausgewählt hat und ſetzt in mehreren weiten Sprüngen in das Gehölz. Geht der Weg hart an einem Dickichte vorbei, ſo wirft er ſich manchmal ſo weit in dieſes hinein, daß man die Spur von außen gar nicht ſieht. Immer und unfehlbar wählt er die allerdichteſten Schonungen, junges Nadeldickicht und dergleichen, ohne ſich dabei im übrigen viel um etwa ſtattfindenden Verkehr zu kümmern. Falls es geſtattet iſt, von dem Betragen des gefangenen Luchſes auf das des freilebenden zu ſchließen, darf man annehmen, daß er den Tag über möglichſt auf einer und derſelben Stelle liegen bleibt. Er gibt ſich einem Halbſchlummer hin, nach Art unſerer Hauskatze, welche in gleicher Weiſe halbe Stunden zu verträumen pflegt, aber doch auf alles achtet, was um ſie her vorgeht. Seine feinen Sinne ſchützen ihn auch während ſolcher Träumerei vor etwaigen Ueberraſchungen. Ich habe mich an dem Gefangenen, welchen ich pflegte, wiederholt überzeugt, daß gerade der Sinn des Gehöres auch dann in voller Thätigkeit war, wenn der Luchs im tiefſten Schlafe zu liegen ſchien. Das leiſeſte Raſcheln verurſachte bei ihm ein Drehen und Wenden nach der verdächtigen Gegend, und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich augenblicklich, wenn das Geräuſch ſtärker wurde. Am tiefſten ſcheint er in den Früh- und Mittagsſtunden zu ſchlafen; nachmittags reckt er ſich gern, wenn ihm dies möglich iſt, im Strahle der Sonne, legt ſich dabei auch, falls er es haben kann, ſtundenlang auf den Rücken wie ein fauler Hund. Bei eintretender Dämmerung wird er munter und lebendig. Während des Tages ſchien er zur Bildſäule erſtarrt zu ſein, mit Einbruch des Abends bekommt er Leben und Bewegung, erſt in der Nacht aber macht er ſich zur Jagd auf, bleibt jedoch, laut Nolcken, häufig ſtehen, um zu ſichern, wie eine Katze, wenn ſie über einen freien Platz will, welcher ihr unſicher erſcheint. Soviel als möglich hält er dabei ſeinen Wechſel ein. Im Winter ſcheint er dies, nach den Angaben Frauenfelds, Nolckens und Radde's, regelmäßig und zwar in der Weiſe zu thun, daß er ſtets auf das genaueſte in ſeine Spur wieder eintritt. Ein Verwechſeln ſeiner Fährte mit der eines anderen Thieres kann wohl nur dem Unkundigſten geſchehen; denn die Spur iſt, nach Nolcken, ſehr groß, im Einklange mit den unverhältnismäßig ſtarken Pranken größer als die eines ſtarken Wolfes, auffallend rund und, weil der Abdruck der Nägel fehlt, vorn ſtumpf, der Schritt verhältnismäßig kurz. So bildet die Spur eine Perlenſchnur, welche Jeder, der ſie nur einmal geſehen, leicht wieder erkennen muß. Beim Wechſeln nun tritt der Luchs auf dem Hin- und Rückwege in die Spur ein, ja es thun dies in der Regel mehrere, welche gemeinſchaftlich zur Jagd ausgehen. Frauenfeld, welcher, wie bemerkt, einmal vier Luchſe ſpürte, ſagt hierüber Folgendes: „Bei der erſten Entdeckung der Spur dieſer Thiere waren nur zwei Fährten ſichtbar, ſodaß wir anfangs auch bloß zwei Luchſe beiſammen vermutheten, ja ſpäter zeigte ſich gar nur eine einzige Spur, in der ſie alle vier einer in des anderen Fußſtapfen traten. Auf einer Wieſe im Walde, wo ſie nach Raub ausgeſpäht zu haben ſchienen, ehe ſie auf dieſelbe heraustraten, zeigte ſich die Spur von dreien, und erſt auf einer lichten Stelle im Walde, wo ſie ein Reh überraſchten, fanden wir, natürlich mit immer größerem Erſtaunen, daß ihrer vier beiſammen waren; denn erſt dort hatten ſie ſich alle getrennt, und der eine, unzweifelhaft der vorderſte, hatte dieſes Reh in zwei gewaltigen Sprüngen erreicht. Unmittelbar nach dem übrigens verunglückten Jagdverſuche waren die Luchſe mit ſchwach geſchränkten Schritten wieder ruhig und nach einer kurzen Strecke abermals in einer einzigen Spur fortgezogen". Bei weiterem Abſpüren am nächſten Tage fand Frauenfeld, daß die vier Luchſe nicht nur ganz denſelben Weg, ſondern auch, wenige ſchwierige Stellen

Digitized by Google

abgerechnet, in der nämlichen Fährte zurückgekehrt waren, welche sie auf dem Herwege gebildet hatten, „sodaß, nachdem sie alle vier hin und zurück, also achtmal, die Stelle berührt hatten, doch auf lange Strecken nur eine einzige Spur sichtbar war. In Bezug auf diese besondere Eigenthümlichkeit erinnere ich mich einer Erzählung, daß in dem Reviere der dortigen Gegend der betreffende Jäger im Winter eine Luchsfährte da antraf, wo mehrere Wildwechsel mit Prügelfallen vorgerichtet waren, und daß diese Spur gerade einer solchen zuführte. Der Luchs lag richtig todt in der Falle. Zu seinem größten Erstaunen aber bemerkte der Jäger, daß die Fährte darüber weg sich noch weiter spürte. Er folgte dieser mit erhöhter Theilnahme und fand, daß in einer nicht weit davon entfernten zweiten Falle noch ein anderer Luchs sich gefangen hatte. Beide waren daher vielleicht vereint, vielleicht unabhängig von einander, so genau einer in des anderen Spur eingetreten, daß der Jäger nicht im entferntesten diese zwei Thiere vermuthet hätte, wenn nicht der Fang beider ihn auf die überraschendste Weise überzeugt hätte".

Die eigenthümliche Gestalt des Luchses läßt jede seiner Bewegungen auffallend, im gewissen Sinne sogar plump erscheinen. Man ist gewöhnt, in der Katze ein niedrig gebautes, langgeschwänztes Säugethier zu sehen und Bewegungen wahrzunehmen, welche den kurzen Läufen entsprechen, d. h. welche gleichmäßig, nicht ungestüm, weich und deshalb wenig bemerklich sind. Beim Luchse ist dies anders. Er tritt scheinbar derb auf und schreitet im Vergleiche zu anderen Katzen merklich weit aus. Fehlt ihm nun aber auch die Anmuth seiner Verwandten, so steht er diesen an Gewandtheit durchaus nicht nach und übertrifft sie, obgleich er keineswegs zu den ausgezeichnetsten Läufern zählt, doch in der Schnelligkeit und Ausdauer seiner Bewegungen. Was er leisten kann, sieht man bei frisch gefallenem Schnee am deutlichsten, da wo er auf eine Beute gesprungen ist. In dem ziemlich ausführlichen Jagdberichte, welcher gelegentlich der Erlegung des letzten Harzer Luchses veröffentlicht wurde, heißt es: „Am merkwürdigsten erschien der in der Nacht auf den 17. März erfolgte Fang eines Hasen, welcher durch die hintere Spur vollkommen deutlich wurde. Der Hase hatte am Rande einer jungen Tannendichtung, welche an eine große Blöße stieß, gesessen. Der Luchs war in dem Dickichte, wahrscheinlich unter Wind, an ihn herangeschlichen; der Hase aber mußte solches noch zu früh bemerkt haben und war möglichst flüchtig über die Blöße dahingerannt. Demungeachtet hatte ihn der Luchs ereilt und zwar durch neun ungeheuere Sprünge von durchschnittlich je dreizehn Fuß Weite. Das Raubthier hatte also sein Wild förmlich gehetzt und diesem, wie aus der Fährte ersichtlich, alles Hackenschlagen, sein gewöhnliches Rettungsmittel, nichts genützt. Man fand nur die Hintertheile des armen Lampe noch vor". Auch Frauenfeld erfuhr aus eigener Anschauung, welch ungeheuere Sprünge der Luchs machen kann. „Ein Hase, auf den die vier erwähnten Luchse stießen, mußte von einem derselben schon weit wahrgenommen worden sein; denn wohl an hundert Schritte sah man keine einzelnen Tritte, sondern war nur eine breite, gezogene Furche sichtbar, welche der vorderste, vielleicht vorausgeeilte, beim tief gedrückten Schleichen im Schnee gebildet haben mochte. Zwischen ihm und dem Hasen war ein mehr als meterhohes Gehege, und noch beiläufig zwölf Schritte von diesem Hage entfernt, wagte er den Sprung darüber hinweg nach dem Hasen, den er jedoch nicht erreichte, da sein Sprung, obwohl gut zwanzig Schritte weit, beinahe eine Klafter zu kurz war." Daß der Luchs mit mehreren Sprüngen ein Wild verfolgt, ist übrigens eine große Ausnahme: bei beiden Raubanfällen, welche Frauenfeld abspürte, war der Räuber seiner Beute nicht weiter gefolgt, sondern unmittelbar nach verunglücktem Sprunge ruhig, als wäre nichts geschehen, weiter gegangen. Auch Nolcken, dem es mehrmals vergönnt war, Stellen zu finden, wo der Luchs geraubt hatte, und von wo aus er auf seine Beute angesprungen war, beobachtete nie, daß jener mehr als drei oder vier weite Sätze gemacht hätte, und bemerkt ausdrücklich, daß der Luchs seine entgangene Beute niemals verfolge. „Sonderbarerweise", fügt unser Gewährsmann noch hinzu, „habe ich noch nie eine Stelle gesehen, wo ihm sein Fang geglückt wäre. Es scheint demnach, als ob auch im Leben des Luchses Jagdunglück nicht ganz selten sei."

Digitized by Google

Nach den gegebenen Mittheilungen kann man ſich von der Jagd des Luchſes ein ziemlich richtiges Bild machen. Möglichſt gut ſich deckend, jeden hierzu dienenden Gegenſtand benutzend und alles Geräuſch vermeidend, ſchleicht er, unter Umſtänden tief gebückt, an ſein Wild heran, ſpringt mit einem oder mit mehreren gewaltigen Sätzen auf dasſelbe zu, faßt glücklichenfalls die Beute, ſich einbeißend, im Genicke, ſchlägt ſeine Krallen tief ein, hält ſich ſo feſt und beißt nun mit ſeinen ſcharfen Zähnen die Schlagadern des Halſes durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm ſitzen; ja man kennt ein Beiſpiel, daß ein ſolcher furchtbarer Reiter wider ſeinen Willen mit ſeinem Reitthiere und Schlachtopfer weiter getragen worden iſt, als ihm lieb war. Eine norwegiſche Zeitung berichtete, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchſter Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf ſeinem Rücken einen jungen Luchs, welcher ſeine Klauen ſo tief und feſt in den Hals der Ziege eingeſchlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angſt hin und her, bis es den inzwiſchen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbeſitzers gelang, das Raubthier zu erſchießen, ohne die Ziege zu verletzen.

Als Beuteſtück ſcheint dem Luchſe jedes Thier zu gelten, welches er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Vom kleinſten Säugethiere oder Vogel an bis zum Reh und Elch oder Auerhahn und Trappen hinauf iſt ſchwerlich ein lebendes Weſen vor ihm geſichert. Größeres Wild zieht er kleinerem entſchieden vor; mit Mäuſefangen z. B. ſcheint er ſich nicht zu befaſſen: Rolcken wenigſtens hat aus ſeiner einförmigen, geſchnürten Spur nie erſehen können, daß er ſich mit Mauſen abgegeben hätte. Demungeachtet glaube ich, daß auch ein Mäuschen, welches ſeinen Weg kreuzt, ihm nicht entgeht. Um die Gewandtheit der Luchſe zu erproben, habe ich den von mir gepflegten wiederholt lebende Sperlinge, Ratten und Mäuſe vorgeworfen, in keinem Falle aber beobachtet, daß eines dieſer Thiere raſch genug geweſen wäre, der Klaue des Räubers zu entſchlüpfen. Der fliegende Sperling wird mit ebenſo großer Sicherheit aus der Luft geholt, wie die im Bewußtſein der Gefahr eiligſt dem Käfiggitter zuflüchtende Ratte gefangen. Der Luchs ſtürzt ſich mit einem einzigen Satze auf die Beute und ſchlägt höchſt ſelten mehr als einmal nach ihr. Gewöhnlich hängt ſie nach dem Schlage feſt, iſt im Nu auch mit den Zähnen gepackt und einige Augenblicke ſpäter bereits eine Leiche. Nunmehr beginnt das Spiel mit der Beute nach Katzenart. Die Ratte oder der Vogel wird vergnügt betrachtet, ſorgfältig berochen und mit einer Pranke hin- und hergeworfen. Im Verlaufe des Spielens führt der Luchs dabei verſchiedene Sprünge und Sätze aus, wie man ſie ſonſt nicht von ihm bemerkt, ſchnuppert behaglich und wedelt fortwährend mit dem kurzen Schwanzſtummel, welcher auch bei ihm ſeine Gefühle ausdrücken hilft. An das Freſſen denkt er erſt ſpäter, ſelbſt in dem Falle, daß er ſehr hungerig iſt.

In dem an Hochwild armen, an Niederwild reichen Norden verurſacht der Luchs verhältnismäßig wenig Schaden; in gemäßigten Landſtrichen dagegen macht er ſich dem Jäger wie dem Hirten gleich verhaßt, weil er nicht allein weit mehr erwürgt, als er zur Nahrung braucht, ſondern auch von einer Beute nur das Blut aufleckt und die leckerſten Biſſen frißt, das übrige aber liegen läßt, Wölfen oder Füchſen zur Beute. Hier kehrt er höchſt ſelten zum Luder zurück, während er, laut Rolcken, in dem wildarmen Livland dieſes ſehr gern annimmt und ſogar derartig darauf verſeſſen iſt, daß er ſich für einige Zeit in der Nähe desſelben feſtlegt und die Jagd ſo ziemlich an den Nagel zu hängen ſcheint. Auch dem Viehſtande fügt er in Livland wenig Schaden zu, wobei freilich zu berückſichtigen, daß alles Vieh vor Abend hereingetrieben und ihm ſomit keine Gelegenheit geboten wird, aus zahmen Herden Beute zu gewinnen. Ganz anders macht er in wild- und herdenreichen Gegenden ſich bemerklich. In den Schweizer Alpen lauert er, laut Schinz, Dachſen, Murmelthieren, Haſen, Kaninchen und Mäuſen auf, ſchleicht den Rehen in den Waldungen, den Gemſen auf den Alpen nach, berückt Auer-, Birk-, Haſel- und Schneehühner und fällt räuberiſch unter die Schaf-, Ziegen- und Kälberherden. Der beſte Rehſtand wird von einem Luchſe, welcher dem rächenden Blei des Jägers geraume Zeit ſich zu entziehen weiß, vernichtet, die zahlreichſte

Digitized by Google

Schaf- oder Ziegenherde mehr als gezehntelt. Jener Luchs, welcher vom Förster Wimmer im Liechtenstein'schen Forste bei Rosenbach gefangen wurde, hatte sich hauptsächlich von Rehen und Schneehasen ernährt, aber auch die Gemsen sehr beunruhigt und in einer Nacht einmal sieben Schafe gerissen, sodaß man zuerst nicht auf ihn, sondern auf den Bären Verdacht warf, bis der weidgerechte Jäger an der Art des Risses ihn erkannte. Einmal riß er acht Schafe, ohne das geringste von ihnen zu fressen. Solche Fälle stehen keineswegs vereinzelt da. Nach Bechstein tödtete ein Luchs in einer Nacht dreißig Schafe, nach Schinz ein anderer in geringer Zeit deren dreißig bis vierzig Stück, nach Tschudi ein dritter, welcher im Sommer des Jahres 1814 in den Gebirgen des Sunthales sein Unwesen trieb, mehr als hundertundsechszig Schafe und Ziegen. Kein Wunder daher, daß Jäger und Hirt gleichmäßig bemüht sind, eines Luchses baldmöglichst habhaft zu werden.

Ueber die Fortpflanzung unseres Raubthieres fehlt noch genügende Kunde. Im Januar und Februar sollen die Geschlechter sich zusammenfinden, mehrere Luchskater oft unter lautem Geschrei um die Luchskatze kämpfen und diese zehn Wochen nach der Paarung in einer tief verborgenen Höhle, einem erweiteten Dachs- oder Fuchsbau unter einem überhängenden Felsen, einer passenden Baumwurzel und an ähnlichen versteckten Orten zwei, höchstens drei Junge bringen, welche eine Zeitlang blind liegen, später mit Mäusen und kleinen Vögeln ernährt, sodann von der Alten im Fange unterrichtet und für ihr späteres Räuberleben gebührend vorbereitet werden. So ungefähr steht es in Jagdbüchern und Naturgeschichten; nirgends aber finde ich eine Angabe von einem glaubwürdigen Augenzeugen. Selbst diejenigen Beobachter, welche alljährlich mit dem Luchse zusammenkommen, bekennen ihre Unkunde hinsichtlich der Fortpflanzung. „Obgleich ich", sagt ein Berichterstatter der Jagdzeitung, „in Galizien jedes Jahr mit Luchsen zusammentreffe, obschon in der Gegend, in welcher ich zu jagen pflege, fleißig Aufsicht gehalten wird, ist doch nie daselbst ein Lagernest oder auch nur die Spur eines Ortes, in welchem die Luchskatze wölft, entdeckt worden. Es scheint mir also dieser Umstand den Beweis zu liefern, daß das Fortpflanzungsgeschäft bloß in den undurchdringlichen Karpathenurwäldern vor sich geht, und daß junge Luchse, mit denen der Jäger in den Ausläufern dieses Gebirges zusammentrifft, bloß um Raubausflüge zu unternehmen, sich herauswagen." Gleichlautend spricht sich Nolcken aus: „Ueber die Vermehrung des Luchses ist mir nichts bekannt, da ich noch nie von einem gefundenen Gehecke dieser Thiere gehört habe. Dieses ist um so merkwürdiger, als unser Landmann im Mai und Juni mit Leidenschaft und in Masse dem Aufsuchen von Wolfsgehecken sich hingibt. Die Wälder werden bei dieser Gelegenheit auf das genaueste und häufig mit Erfolg durchstöbert. Ich schenke daher der Meinung, die Luchse erziehen ihre Jungen in alten Fuchs- oder Dachsbauen, allen Glauben, denke jedoch, daß auch so manches Gehecke in den unzugänglichsten Stellen der morastigen Urwälder, wie es deren noch so manche in meiner engeren Heimat gibt, jeder Nachsuche spotten mag". Demungeachtet muß es doch dann und wann gelingen, ein solches Gehecke aufzufinden, da wir jung eingefangene Luchse erhalten und zwar in letzterer Zeit, wenn auch immer ungleich seltener als alle großen Katzen Afrika's, Südasiens und Amerika's, so doch fast alljährlich in einzelnen Stücken.

Gefangene Thiere dieser Art zählen unbedingt zu den anziehendsten aller Katzen. Gelangen sie in den Besitz eines Pflegers, ohne in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, so zeigen sie sich zwar nicht immer von ihrer liebenswürdigsten Seite, verfehlen aber nie, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich habe wiederholt Luchse gepflegt und einmal auch die beiden nächstverwandten Arten, unseren und den kanadischen Luchs, zusammengehalten, mehrere andere in verschiedenen Thiergärten beobachtet und kann somit aus eigener Erfahrung sprechen. „Sie erscheinen", so habe ich mich in meinen „Thieren des Waldes" ausgedrückt, „im Vergleiche zu ihren Familiengenossen mürrisch, eigensinnig und faul, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Aste und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Lichter und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht Theil nimmt, sondern ohne Unterlaß

Digitized by Google

beschäftigt ist.“ Jede Handlung führen sie mit würdigem Ernste, verständiger Ueberlegung und eiserner Ruhe aus. Niemals denken sie daran, wie die übrigen Katzen, gierig nach einer Beute zu schauen oder zu springen, fassen vielmehr das ihnen vorgeworfene Fleischstück ruhig und fest ins Auge, nähern sich langsam, greifen blitzschnell zu, wedeln dabei rasch und kräftig mit der stummelhaften Lunte und fressen scheinbar ebenso mäßig und gelassen, wie ein wohlerzogener Mensch, nicht mehr und nicht weniger, als sie bedürfen, dem übrigbleibenden verächtlich den Rücken kehrend. Ganz anders ist ihr Gebaren, wenn sie ein lebendes Thier an sich vorübergehen sehen. Jeder an ihrem Käfige vorüberschleichende Hund, jeder vorüberfliegende Vogel, ja selbst jede dahinhuschende Maus erregt ihre Aufmerksamkeit aufs höchste. Die Augen heften sich augenblicklich auf die durch das feine Gehör erspähte Stelle, von welcher ein leises Rascheln wahrnehmbar war; sie nehmen eine malerische Stellung an und gewähren ein Bild des achtsamen Raubthieres, wie man ein schöneres kaum sich denken kann. Entfernt sich ein großes Beutestück von ihnen, so wird die Ungeduld ihrer Herr, und sie führen dann wie andere gefangene große Katzen die zierlichsten und gewandtesten Sätze aus, drehen und wenden sich in ihrem Käfige mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, springen übereinander weg, ohne daß man die geringste Anstrengung bemerkt, nehmen von neuem eine lauernde Stellung an ꝛc. Jetzt sind sie ganz und vollständig bei der Sache und lassen sich durch den Beobachter dicht vor ihrem Käfige nicht im geringsten stören. All ihr Sinnen und Trachten beschäftigt sich ausschließlich mit dem verlockenden Wilde.

Zum Kummer aller Thiergärtner zählen sie nicht zu den Katzenarten, welche sich gut in Gefangenschaft halten, verlangen vielmehr die allersorgfältigste Pflege. Rauhe Witterung ficht sie allerdings wenig an, vorausgesetzt, daß sie einen allzeit trockenen Lagerplatz haben und vor dem Zuge geschützt sind; dagegen stellen sie weit höhere Ansprüche an die Nahrung als andere Katzen ihrer Größe, nehmen nur das beste Fleisch und verlangen einen Wechsel in dem ihnen dargereichten Futter, sollen sie dauernd sich wohl befinden. Auch bei sehr sorgsamer Behandlung erliegen sie oft plötzlichen Krankheiten, von denen man durch ihr verändertes Betragen vielleicht erst wenige Stunden vorher Kunde bekam, und gelten deshalb bei allen erfahrenen Thiergärtnern als höchst empfindliche und hinfällige Thiere. Ganz das Gegentheil scheint der Fall zu sein, wenn dem gefangenen Luchse größere Freiheit gewährt werden kann. Wir verdanken Loewis einen ausgezeichneten, ebenso anziehend geschriebenen als lehrreichen Bericht über eine von ihm gefangen gehaltene Luchskatze. „Namentlich dreierlei“, sagt unser Gewährsmann, „ist es, was ich mir als einer Erwähnung werth zu erachten erlaube: zuvörderst, daß der herrschenden Annahme zuwider auch ein katzenartiges Thier wie der Luchs in Bezug auf geistige Befähigung eine hervorragende Stellung unter den Raubsäugethieren einzunehmen berechtigt ist; zweitens, daß die Gesundheit eines gefangenen, an menschliche Behandlung gewöhnten Luchses nicht, wie man allgemein anzunehmen leider so oft gezwungen wurde, immer zart und schwer zu erhalten ist, und endlich, daß es keinen größeren Feind für die Hauskatzen gibt als den Luchs, was vielleicht das Nichtvorkommen des Luchses und der Wildkatze in gleichen Jagdgebieten und Bezirken erklärlich machen dürfte.

„Wenige Monate genügten, meinem jungen Luchse seinen Namen Lucy genau unterscheiden zu lehren. Unter vielen Hundenamen, welche auf der Jagd von mir genannt wurden, fand er den seinen stets heraus und leistete mit musterhaftem Gehorsame dem Aufrufe Folge. Seine Abrichtung war ohne alle Mühe eine so feine geworden, daß er in der wildesten, leidenschaftlichsten, aber verbotenen Jagd nach Hasen, Geflügel oder Schafen inne hielt, falls mein drohender Zuruf ihn erreichte, beschämt sich zu Boden warf und nach Art der Hunde Gnade für Recht erwartete. Die Bedeutung des Flintenschusses für Befriedigung seines Appetits lernte er rasch kennen. War er zu weit fort, um die rufende Stimme zu hören, so genügte das Knallen des Gewehres, ihn in angestrengter Eile herbeizuführen. Besonders wesentlich für Anerkennung seines Denkvermögens war mir auch die Art seiner thatkräftigen Jagd nach Hasen und Tauben, deren Fleisch als Kenner er gar wohl zu würdigen wußte.

Digitized by Google

„Lucy machte freiwillig, sogar mit Liebhaberei, mir auf dem Fuße folgend, alle Herbstjagden mit. Stand ein armer Hase vor uns auf, oder gelangte sonst ein von der Meute verfolgter in die Nähe, so begann die hitzigste Jagd; und trotz seiner unbeschreiblichen Aufregung bei solcher Gelegenheit behielt er stets so viel Ueberlegung bei, um das Verhältnis seiner Geschwindigkeit und Ausdauer zu der des Hasen, scheinbar wenigstens, zutreffend abzuschätzen. Denn nur, wenn letzterer ihm entschieden überlegen war, folgte er der so oft beschriebenen, den Katzenarten eigenthümlichen, abweichenden Weise des Jagens, welche bekanntlich in nur wenigen, aber gewaltigen Sprungsätzen besteht. Waren aber die Kräfte gleichartig, dann jagte er durch Dick und Dünn, über Zäune und Hecken fort, wie ein Windhund dem Wilde folgend, und das Ergebnis war sodann oftmals ein günstiges. Nachdem er häufig bei mordlustigen Sprüngen nach am Boden sitzenden Tauben leer ausgegangen war, änderte er wohlweislich den Angriffsplan und sprang nicht mehr dem Sitzplatze des beflügelten Zieles zu, sondern fing nunmehr, durch einen tüchtigen Satz in die Höhe sich werfend, mit richtig eintreffender Berechnung die Taube auf ihrem luftigen Fluchtwege mit scharfen Krallen ab.

„Gewöhnlich spricht man den Katzen die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit ab, an bestimmte Personen sich zu gewöhnen, von denselben Befehle anzunehmen, ihnen Gehorsam zu zollen. Mit welchem Rechte solches von der Hauskatze gilt, kommt hier nicht in Betracht; daß aber der Luchs dem Menschen gegenüber anders sich verhält, hat der von mir bezeichnete, jung aufgezogene genügend dargethan. Er hörte nur auf meines Bruders oder meine Stimme und bewies Zurückhaltung und Achtung auch nur uns gegenüber. Fuhren wir beide auf einen Tag in die Nachbarschaft, so konnte Niemand Lucy bändigen; dann Wehe jedem unbedachten Huhne, jeder sorglosen Ente oder Gans! Beim Dunkelwerden kletterte er auf das Dach des Wohnhauses, wo er, an einen Schornstein gelehnt, seine Ruhe hielt. Rollte spät abends oder in der Nacht der Wagen vor die Haustreppe, so war das Thier in einigen Sätzen vom Hausdache hinab auf das der Treppe gesprungen; rief ich nun seinen Namen, so schwang sich das anhängliche Geschöpf eilig an den Säulen hinab und flog in weiten Bogensätzen mir an die Brust, seine starken Vorderbeine um meinen Hals schlagend, laut schnurrend, mit dem Kopfe nach Art der Katzen an mich sich stoßend und reibend, und folgte uns sodann in die Stube, um auf dem Sopha, dem Bette oder am Ofen sein Nachtlager aufzuschlagen. Mehrere Male theilte er mit uns das Lager und verursachte einmal seinem Herrn, quer über dessen Hals liegend, beunruhigende Träume und Alpdrücken.

„Einst mußten mein Bruder und ich eine ganze Woche abwesend sein. Der Luchs ward unterdessen menschenscheu, suchte uns laut schreiend mit großer Unruhe und wählte, schon am zweiten Tage auswandernd, einen nahe gelegenen Birkenwald zu seinem Aufenthalte, ohne Nahrung aus der Küche zu erhalten. Nur des Nachts kehrte er noch auf seinen gewohnten Platz am Schornsteine des Hauses zurück. Seine Freude bei unserer nächtlichen Rückkehr nach so langer Trennung kannte keine Grenzen. Wie ein Blitz flog er vom Dache hernieder an meinen Hals, bald meinen Bruder, bald mich mit seinen innigen Liebkosungen fast erdrückend. Von Stunde an kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und gab abends wieder, hinter dem Rücken meiner uns vorlesenden Mutter, auf dem Sopha lang ausgestreckt, gemüthlich schnurrend, gähnend oder tüchtig schnarchend, allen Gästen ein seltenes, äußerst fesselndes Schauspiel ab.

„Sein Ehr- und Schamgefühl war ebenfalls nicht unbedeutend entwickelt. Aus den Fenstern des Gutsgebäudes beobachtete ich eine eigenthümliche, das Gesagte darthuende Scene. Der große Teich war im November mit einer Eisdecke belegt, nur in der Mitte war für die Gänseherde ein Loch ausgehauen worden und von der schnatternden Schar dicht besetzt. Mein Luchs erblickte dies mit lüsternen Augen. Platt auf die Eisdecke gedrückt, schiebt er sich nur rutschend weiter heran, mit seinem Schwänzchen vor Begierde hastig hin- und herwedelnd. Die wachsamen Nachkommen der Kapitolserretter werden unruhig und recken die Hälse bei der drohend nahenden Gefahr. Jetzt duckt sich unser Jagdliebhaber, und wie ein Schleudergeschoß fliegt mit gespreizten Pranken

Digitized by Google

im Bogen mitten in die erſchreckte Sippe der grimme Feind, nicht ahnend, auf welch trügeriſchem Elemente die heißerſehnte Beute ruht. Statt mit jeder Tatze eine Gans zu erfaſſen, klatſcht der Luchs ins kühle Naß; denn alles Federvieh war raſch zum Loche hinausgeſprungen oder geſchwind untergetaucht. Jetzt gab ich die auf dem ſpiegelhellen Eiſe verwirrten Gänſe als verloren auf; aber ſtatt nun leicht Herr über die armen Vögel zu werden, ſchlich triefend, mit geſenktem Kopfe, Scham in jeder Bewegung zeigend, nicht rechts und links ſchauend, mitten durch die Wehrloſen der Luchs ſich fort und verbarg ſich auf viele Stunden an einem einſamen Platze. Hunger, Jagdluſt und angeborene Blutgier konnten die Beſchämung über den verfehlten Angriff nicht unterdrücken.

„Bei der dieſem Luchſe ſtets gewährten freien Bewegung war er immer munter, ausdauernd und zum Spielen aufgelegt. Durchaus Feinſchmecker, nahm er gern nur friſches Schlachtfleiſch, Wildpret und Geflügel entgegen. Ob auch unregelmäßig genug gefüttert wurde, da auf dem Lande friſches Fleiſch zuweilen mangelt, und er nach Tagen, deren Ordnung oft Hunger und Prügel für loſe Streiche war, nicht immer Leckerbiſſen erhielt, ſo war ſeine Geſundheit dennoch dermaßen in gutem Stande, daß, als er einſt im Winter ſtark geſalzenes, gebratenes Schweinefleiſch reichlich genoſſen, die Nacht darauf bei 10 bis 12 Grad Kälte auf dem Dache geſchlafen und dadurch einen ſehr heftigen, bei gefangenen Wildthieren ſonſt tödtlich wirkenden Darmkatarrh ſich zugezogen hatte, er ohne alle Arzneien in kurzer Zeit wieder hergeſtellt war, ohne ſpäter je Folgen dieſer gefährlichen Krankheitserſcheinung zu verſpüren.

„Der eigenthümlichſte Zug an Luch war der glühende Haß gegen die verwandte Hauskatze. Bis Wintersanfang waren alle Katzen auf dem Panten'ſchen Gehöfte ausgerottet. Mit gräßlicher Wuth wurden ſie zerfleiſcht. Eine einzige, ſehr beliebte Katze blieb, von den Hofleuten in der Geſindeherberge ſorgfältig geſchützt, längere Zeit unverſehrt. Der Luchs durfte nie dorthin, und die Katze wurde nie herausgelaſſen. Eines Tages bemerkte ich Luch unweit des Hauſes auf einem großen Haufen von Findlingsblöcken zuſammengekauert liegen. Kein Rufen, kein Locken konnte das ſonſt ſo gehorſame, gern geſellige Thier entfernen. Mit einer Geduld und Ausdauer, welche man an dem ſtets unruhigen, beweglichen Geſchöpfe ſonſt nicht wahrgenommen, verharrte dasſelbe auf ſeinem Poſten. Schon fürchtete ich ein Unwohlſein, da auch ein ſchwacher, ſonſt ſehr gemiedener Regen den Luchs nicht zur Veränderung ſeiner Stellung brachte, und legte mich auf das Beobachten, als er plötzlich nach ſtundenlangem Lauern wie ein Blitz herniederfuhr. Ich hörte ein entſetzliches Geſchrei, und hinzu eilend, fand ich die letzte der verhaßten Katzen zerriſſen, unter des Luchſes furchtbaren Krallen zuckend. Ob er den Feind unter den Steinen gewittert oder denſelben hatte hineinkriechen ſehen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Nur einmal wagte ich es, Luch zu einem Beſuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Wir waren kaum eine Stunde dort, ſo meldete ſchon der Diener, daß die weißbunte Katze ſoeben vom Luchſe erwürgt worden ſei. Auch auf Bauernhöfen war immer ſein erſtes Geſchäft das Aufſuchen und Tödten der Katzen, welche inſtinktiv einen ärgeren Abſcheu und größere Furcht vor ihm als vor dem biſſigſten Jagdhunde zeigten, dem ſie niemals ohne heftige Gegenwehr unterlagen, während der Luchs mit allerdings größerer Gewandtheit widerſtandslos ohne Unterſchied des Geſchlechtes und der Größe alle Katzen augenblicklich zerriß.

„Nachdem ich dieſen Luchs dem damaligen Bürgermeiſter zu Walk, einem großen Thierfreunde, geſchenkt hatte, konnte ich ihn nicht mehr ſelbſt beobachten; doch brachte ich noch Nachſtehendes in Erfahrung. Unſere Luchſin begehrte während des vierjährigen Aufenthaltes in der Stadt kein einziges Mal. Die Ranzzeit ging in der Gefangenſchaft ſcheinbar ſpurlos an ihr vorüber. Wildheit oder Bosheit traten niemals hervor. Durch den ſehr hohen Preis verlockt, hatte der Bürgermeiſter, welcher leider auch Kaufmann war, unbegreiflicher Weiſe das ſchöne Thier ſchließlich an eine durchziehende Thierbude unter der Bedingung verkauft, es einige Wochen ſpäter zur Empfangnahme nachzuſchicken. In den Holzkäfig geſetzt, erhielt der arme Luchs auf dem ſchnee-

Digitized by Google

überfüllten löcherreichen Wege einige durch Rütteln verursachte, scheinbar unbedeutende Stöße, infolge deren er noch vor Erreichung des Reisezieles mit Tode abging."

Nicht allein des großen Schadens halber, welchen der Luchs in wohlgepflegten Wildgehegen oder auf herdenreichen Alpen anrichtet, sondern auch um des Vergnügens willen, welches solches Weidwerk jedem günstigen Jäger bereitet, wird der Luchs aller Orten, wo er vorkommt, eifrigst gejagt. Wenn man in den Schweizeralpen einen Luchs spürt, bietet man, laut Tschudi, alles auf, des gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch finden regelmäßige Luchsjagden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht statt, und in der Regel ist es der glückliche Zufall, welcher dem Schützen die Beute liefert. Anders verhält es sich in zugänglicheren, leichter jagdbaren Gegenden, insbesondere im Norden, wo allwinterlich regelmäßig Luchsjagden angestellt werden. Man erbeutet das Raubthier auf viererlei Weise: durch gestellte, gut geköderte Eisen, vermittels der Reize, auf Treibjagden und mit Hülfe der Koppelhunde. Mit dem Stellen von Eisen ist es ein misliches Ding; denn der Luchs streift, so sicher er auch einen passenden Wechsel einhält, im ganzen doch zu weit umher, als daß man auf sicheren Erfolg rechnen könnte, vermeidet auch oft, wie der im fürstlich Liechtenstein'schen Reviere Rosenbach hausende allen Jägern zum Ueberdrusse bewies, Fallen sehr vorsichtig, nimmt sogar den Köder vom Eisen weg, ohne sich zu fangen, bis er es im günstigen Falle endlich doch einmal versieht. Gefangen verfällt er in beispiellose Wuth, ja in förmliche Raserei. „Diejenigen", sagt Kobell, „welche lebende Luchse im Schlageisen getroffen haben, sind oft Zeuge ihrer Wildheit gewesen, besonders wenn das Eisen nur eine Vorderpranke gefaßt hatte. Kam der Jäger dazu, so zog der Luchs, rückwärts kriechend, das Eisen, welches immer mittels einer Kette an einem starken Baume oder einer Latschenwurzel befestigt ist, mit sich, soweit er konnte und richtete, furchtbar grinsend, seine wüthenden Blicke auf den Herannahenden. Glaubte er, den Feind erhaschen zu können, so versuchte er es, wenn er dessen noch fähig, mit einem so gewaltigen Satze, daß es gräulich zu schauen war. Meist hatte er sich die Krallen an einer freien Pranke von der gewaltigen Anstrengung, sich zu befreien, ausgerissen und die Fänge gebrochen. Und dennoch hat der Jäger Maier vom Oberwinkel einige gefangene Luchse lebend aus dem Eisen gelöst und geknebelt im Rucksacke nach Tegernsee getragen. Er führte es in der Art aus, daß er eine gefällte junge Tannenstange über dem Luchse unter die Baumwurzel steckte, welche das Eisen hielt, den Luchs dann damit auf den Boden niederdrückte, und, indem er sich auf die Stange legte, gegen ihn hinrutschte. Dann fing er die Pranken mit starken Schlingen und steckte ihm einen Knebel in den Rachen. Ein so gebändigter Luchs wurde einmal bis München getragen, wo ihn König Maximilian I. besah." Sicherer dürfte die Reize zum Ziele führen, obgleich sie im Norden, laut Nolcken, niemals angewendet wird. Daß aber der Luchs auf den nachgeahmten Ruf eines Rehes, Hasens oder Kaninchens herbeikommt und einem gut verborgenen Jäger zur Beute werden kann, unterliegt, nach dem was von seinem Verwandten, dem Pardelluchs, uns bekannt geworden, keinem Zweifel, wird auch durch Kobell unmittelbar bestätigt; denn dem noch Ausgang der fünfziger Jahre lebenden Jäger Agerer kam im Jahre 1820 auf den Rehruf eine Luchsin mit drei Jungen zum Schuß. Ueber Treibjagden berichtet neuerdings Nolcken in ebenso eingehender wie sachgemäßer Weise. „In den meisten Fällen", sagt er, „ist es leicht, den Luchs zu kreisen; doch hat dies auch manchmal seine Schwierigkeiten. Er schleicht gern auf stark zertretenen Hasenwechseln, wo seine Spur oft nur schwer zu erkennen ist, liebt befahrene Wege zu begehen und wirft sich, wie schon bemerkt, von ihnen aus mit gewaltigen Sprüngen in ein Dickicht hinein, sodaß man seine Spur plötzlich verliert. Beim Treiben selbst hat man ganz anders zu verfahren als beim Fuchstreiben. Nur wenige Thiere lassen sich selbst durch eine geringe Treibwehr leichter treiben als der Fuchs, kein einziges aber schwerer als der Luchs. Dies begründet sich auf das durchaus verschiedene Wesen beider Thiere. Der Luchs ist ein scheues und vorsichtiges Raubthier, besitzt aber in hohem Grade jene Ruhe und jene besonnene Geistesgegenwart, welche allen Katzenarten eigen zu sein scheint. Er meidet den Menschen, fürchtet jedoch keinen Lärm. Daher kommt es, daß er sein

Digitized by Google

Lager häufig hart an einem viel befahrenen Wege aufschlägt. Man kann daher, wenn man nur vermeidet in die Dickung einzudringen, alle lichten Theile getrost abschneiden, denn man macht ihn durch solche Kleinigkeiten gewiß nicht rege. Aber man muß über eine große Menge Treiber verfügen, sonst nimmt das Versteckenspielen kein Ende, und wen man nicht zu Gesicht bekommt, ist der Luchs. Selbstverständlich hängt dies von der Oertlichkeit ab. Befinden sich Dickungen im Rücken der Schützen, hängen dieselben vollends durch einen mehr oder weniger breiten Streifen, in welchem dann unfehlbar der Wechsel zu suchen ist, mit dem Dickichte des Treibens zusammen, so ist Hoffnung da. Ist letzteres dagegen inselartig von lichtem Walde umgeben oder gar von Flächen umschlossen, so ist meist alle Mühe vergebens. Der Luchs läßt die Treibwehr sehr nahe heran, merkt sich die Zwischenräume und bleibt häufig ruhig liegen. Muß er aber heraus, so eilt er durchaus nicht schnurstracks davon, sondern überlegt, horcht, vermeidet den einzelnen Treiber, duckt sich in einen der Zwischenräume und läßt die Treiber vorbei. Man muß daher nach mislungenem Treiben mit bereit gehaltenem Schlitten so rasch als möglich wieder kreisen; denn der Luchs geht am Tage nicht weit und kann gekreiset und getrieben werden, so lange es hell ist. Ein zweiter oder dritter Trieb bietet manchmal mehr Aussicht als der erste, indem der Luchs seine Rothschlupfwinkel leichter verläßt als seine Lagerplätze. Die Schützen müssen besonders aufmerksam sein, wenn die Treibwehr schon beinahe durch ist; denn kommt der Luchs, so erscheint er meist so spät als möglich. Er kommt im Dickichte fast immer im Schritte, katzenartig geschlichen, gewöhnlich unhörbar und schlägt sehr leicht und blitzschnell um. Bemerkt er den Jäger, oder hat er sonst Mistrauen, so springt er so unvermuthet und blitzschnell über den Schußraum, daß man nicht zum Schusse kommt, geht dann aber bald darauf, wenn er den gefährlichen Uebergang bewerkstelligt hat, meist wieder langsamer und minder vorsichtig seines Weges fort. Die Jagd mit dem Koppelhunde ist anziehender und sicherer als die Treibjagd. Der dazu nothwendige Hund muß ein guter, möglichst starker und rascher Hasenhund sein; besitzt er noch dazu die Eigenschaft, dazwischen still zu jagen, so erfüllt er alle zur Luchsjagd nöthigen Bedingungen. Hauptsache ist jedoch die Schnelligkeit; denn mit einem langsamen Schnüffler ist nicht viel zu machen. Ein guter Hund, welcher einige Male den Luchs gejagt hat, wird so fest, daß er sich durch keine Hasenspur mehr stören läßt. Hat man nun einen Luchs gekreist, so besetzt man die muthmaßlichen Wechsel mit Schützen, läßt den Hund an der Leine bis zum Lager führen und dort frei jagen. Es kann sodann der Luchs dem Schützen auf dem Wechsel vor den Lauf kommen, sich irgendwo dem Hunde stellen oder zu Baum gehen, und in beiden letzteren Fällen dem Jäger verhältnismäßig leicht zur Beute werden, da ihn der heisere, wüthende Standlaut des Hundes verräth. Bei strenger Kälte oder wenn der Schnee sehr trocken ist, jagt übrigens der Hund schlecht und verliert häufig die Spur. Doch auch bei günstigen Verhältnissen geht die Jagd nicht immer gleich gut. Der Luchs versteht sich auf Haken, Widergänge und Absprünge, läuft auf den Stämmen halb umgestürzter Bäume dahin, die ganze Länge des Baumes durchmessend und schließlich mit gewaltigem Satze seitwärts in die Büsche sich schlagend, und wendet noch unzählige andere Kunststückchen an, um den Hund zu täuschen. Einem langsamen Rüden gegenüber gelingt ihm dies in den meisten Fällen, auch wenn er selbst nicht eben rasch ausschreitet. Letzteres thut er überhaupt nur, wenn ihm ein rascher Hund auf den Fersen ist und ihn sehr beschäftigt; denn vor einem langsamen beeilt er sich durchaus nicht: ist er sich doch seiner überlegenen Kraft und seiner furchtbaren Waffen wohl bewußt und vermeidet den Hund eigentlich nur des lieben Friedens willen. Bloß vor einem raschen Hunde entschließt er sich in der Regel, die Dickungen zu verlassen. Hört man den Hund Standlaut geben, so beeilt man sich, birscht sich aber vorsichtig an ihn an, um ihn nicht zu verscheuchen, falls er sich auf den Boden gestellt haben sollte. Hat er gebäumt, so fängt man vor allen den Hund ein und schießt erst dann, um den Hund zu verhindern, den vielleicht noch nicht ganz todten Feind anzupacken und sich größerer Gefahr auszusetzen." Nolcken räth, immer nur mit einem Hunde zu jagen, weil dieser allein schwerlich dazu sich entschließen wird, den Luchs anzupacken, eine Meute hingegen das Raubthier angreift und

Digitized by Google

gewöhnlich empfindlichen Verluſt erleidet. Wie einer der Bedienſteten des genannten trefflichen Jägers beobachtete, wirft ſich der Luchs bei Vertheidigung gegen die Hunde auf den Rücken und gebraucht dann alle vier Pranken mit ſtaunenswerther Sicherheit und oft verhängnisvollem Erfolge.

Wie wenig der Luchs aus dem Jagdlärmen ſich macht, geht aus einem Geſchehnis hervor, deſſen Wahrheit Nolcken verbürgt. „Der Höllenlärm der Treiber war bereits ganz nahe zu hören, als ein Luchs erſchien. Noch war er etwas zu weit entfernt von den Schützen, um eine Ladung zu erhalten, als ein weißer Haſe, gleichfalls durch die Treiber gehoben, ſchräg zwiſchen ihm und den Schützen hindurch rutſchte. Unbeirrt durch all den Lärm konnte der Luchs nicht ſich enthalten, auf denſelben zu fahnden und that ſeine gewohnten drei bis vier Sätze. Er bekam den Haſen zwar nicht, wohl aber eine wohlgezielte Poſtenladung, wie er es auch verdiente."

In der Regel vermeidet der Luchs es ängſtlich, mit dem Menſchen näher ſich einzulaſſen; verwundet oder in die Enge getrieben aber greift er denſelben tapfer oder verzweiflungsvoll an und wird dann zu einem keineswegs zu verachtenden Gegner. „Es war in den letzten Tagen des Februar", ſchildert der Schwede Aberg, „als ich eine Luchsſpur fand. Da die Gegend ſtark von Wölfen beſucht wurde, ſo hatte ich dem Hunde das Stachelkleid angelegt. Nach einer Jagd von zwei bis drei Stunden wurde der Luchs endlich müde und ſtellte ſich unweit einer Birke, wo der Hund Standlaut gab, bis ich hinzukommen und ſchießen konnte. Wohl mochte indeß die Entfernung zu groß ſein; denn der Schuß hatte nicht gleich die entſcheidende Wirkung, und mit dem anderen Laufe zu ſchießen war unmöglich, indem der Luchs mit einem Satze auf den Hund ſich warf. Nun entſtand ein heftiger Kampf, welchen ich durch meine Dazwiſchenkunft abzubrechen ſuchte. Dies gelang auch inſofern, als der Luchs zwar den Hund losließ, dafür aber mit ſeinen Klauen auf der Stelle in eine meiner Lenden ſich vergriff. Da ich die Klauen ſehr ſcharf und unbehaglich fand, machte ich einen kräftigen Verſuch, mich dem Luchſe zu entreißen, was aber nicht beſſer gelang, als daß ich mit dem Geſichte in den Schnee fiel. Dabei bekam ich das Thier, welches ſeinen Fang nicht fahren laſſen wollte, auf mich; der Hund aber, welcher ſich frei und ledig fand, befreite mich von dem ungebetenen Gaſte und ſetzte den Kampf ſo lange fort, bis der Luchs endlich die Segel ſtreichen mußte. Der Hund iſt übel zugerichtet, und hätte ihm nicht das Stachelkleid Leib und Hals geſchützt, ſo würde er den Kampf gewiß nicht überlebt haben." Eine andere Geſchichte ähnlicher Art erzählt die Jagdzeitung. Ein Hirt in Galizien wurde durch den Angſtſchrei ſeines Viehes aufmerkſam gemacht und ſah, daß ein ihm unbekanntes Raubthier in die Herde gerathen und aus deren Mitte ein Schaf ſich ausgeſucht hatte. Nur mit einem Knittel bewaffnet, ſtürzte er auf den Räuber los, wähnend, es ſei ein feiger Wolf, wie er ſolchem ſchon oft den Schädel mit dem Knüppel geſtreichelt. Diesmal aber gings nicht ſo. Als das Raubthier den Hirten herankommen ſah, ließ es raſch das Schaf zur Erde fallen, nahm den Mann mit einigen Sätzen an und umfaßte ihn ſo unſanft mit den Vorderkrallen beim Oberleibe, daß der Hirt, welcher ſeinen Irrthum hinſichtlich des Wolfes erkannt hatte, laut um Hülfe zu rufen begann. Einige in der Nähe beſchäftigte Arbeiter eilten herbei und fanden Hirt und Luchs noch immer in der früheren Stellung. Sie hieben ſofort mit Knüppeln auf den Räuber los, bis dieſer endlich von ſeinem Opfer ſich trennte und halb todt zu Boden ſank, wo ihm einige Dutzend Hiebe den Garaus machten."

Um den letzten Luchs, welcher in Deutſchland erlegt wurde, nicht der Vergeſſenheit anheimfallen zu laſſen, will ich ſeine Jagdgeſchichte hier folgen laſſen, ſo wie ſie mir der glückliche Jäger, Förſter Marx aus Wieſenſteig in Würtemberg, mitgetheilt hat. „Der Winter von 1845 auf 1846 war gelinde und ſchneearm; dennoch hauſte zur Zeit in den würtembergiſchen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen „Abd el Kader" bei den Forſtleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieſer Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenſtein eine Stelle, wo ein Reh zerriſſen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein

Digitized by Google

größeres Raubthier schließen. Natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Reviere nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubthier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es an dem nahgelegenen Bergabhange gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Heide geäßt und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa fünf Meter Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubthier hatte es dann getödtet und weiter geschleppt.

„Die Fährte war mir räthselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrühre. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Thauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens; nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Thier in der Bergwand von der Neidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteig liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren; doch entdeckten wir die Fährte, welche infolge des Sturmes verweht und theilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen. Es war ein Stück schwerer Weidmannsarbeit.

„Ich schickte nun nach Neidlingen nach Schützen; diese aber antworteten mir, sie würden nicht mit gehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubthier in der fraglichen Bergwand steckte, allein es war schon nachmittags drei Uhr, und so blieb mir nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen; ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos; im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubthier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte, und zwar bloß am Hindertheile, doch war mir dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Ruthe viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau; allein das Thier mochte mich wohl auch gesehen haben, denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich weiter bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker männlicher Luchs von der Größe eines mittleren Hühnerhundes und sehr schöner Färbung, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebisse nach höchstens vier bis fünf Jahre alt; sein Gewicht betrug achtundvierzig Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen.

„Erst später konnte ich im Schnee noch ausspüren, daß der Luchs auf der nordwestlichen Ecke der Ruine in einer kleinen Felsenhöhle sein Lager hatte. Dasselbe war vortrefflich gewählt; denn das Thier lag versteckt und ganz trocken."

Der Balg des Luchses gehört zu dem schönsten und theuersten Pelzwerke, obwohl die Haare spröde sind und nach längerem Gebrauche springen. Ein Balg kostet 45 bis 60 Mark, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit 6 bis 16 Rubeln bezahlt, weil die reichen Jakuten sehr gern damit ihr Kleid verzieren. Dabei sind die Häute der Vorderläufe noch nicht einmal mitgerechnet; denn diese werden abgenommen

Digitized by Google

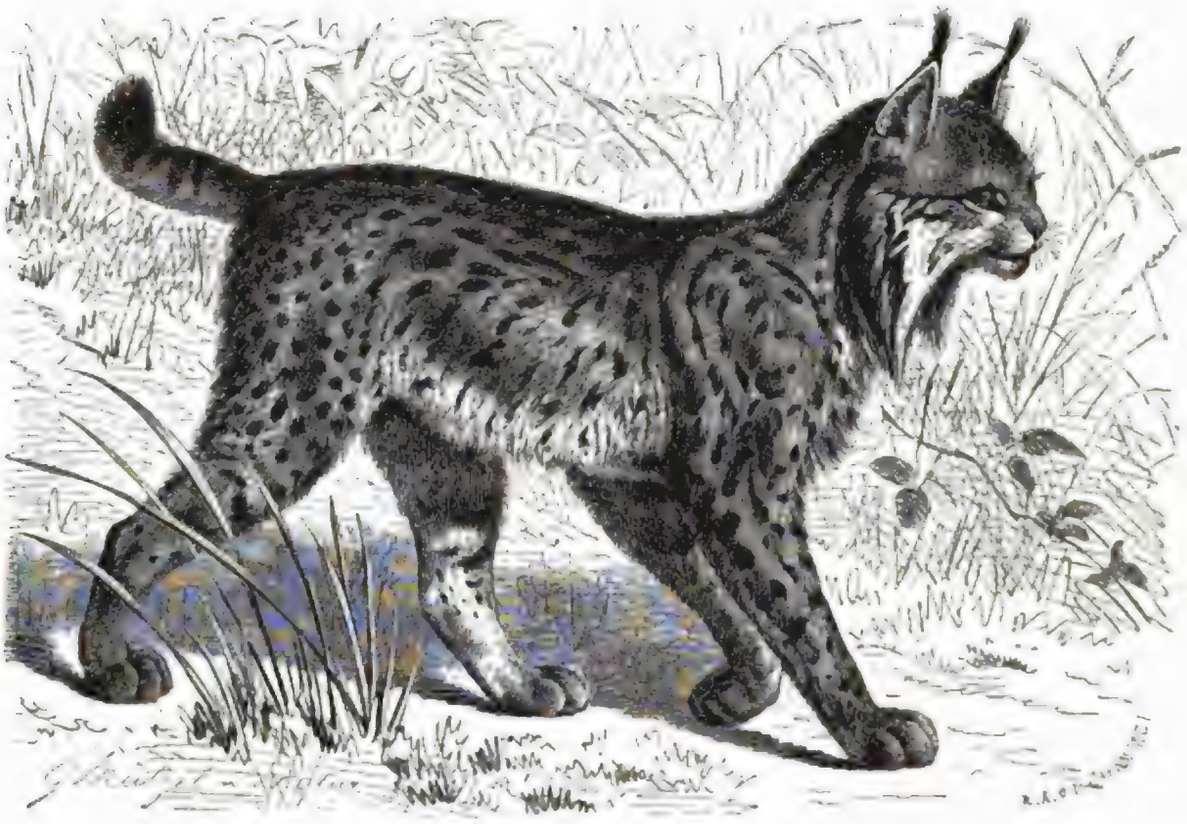
und mit 4¼ bis 3¼ Rubel das Paar bezahlt. Ein Fell des Luchſes wird dort drei Zobelfellen (ohne Schnauze) oder ſechs Wolfs-, zwölf Fuchs- und hundert Eichhornfellen im Werthe gleichgeſtellt. Die Luchſe des öſtlichen Sibiriens kommen, laut Radde, ausſchließlich in den chineſiſchen Handel und werden von den mongoliſchen Grenzvölkern beſonders begehrt. Man tauſchte noch vor etwa zwanzig Jahren bei den Grenzwachen am Onon vorzüglich die hellen Felle vortheilhaft ein und trieb deren Werth bis auf 25 und 30 Rubel Silber oder 60 bis 70 Ziegel Thee. Rothe Luchſe ſind viel billiger, werden aber immer noch mit 4 bis 7 Rubel Silber bezahlt. Nach Ausſage der Dauren kaufen nur die hohen chineſiſchen Beamten derartige Felle. Lomer gibt an, daß alljährlich aus Sibirien 15,000, aus Rußland und Skandinavien 9000 Luchsfelle in den Handel kommen.

Luchsfleiſch galt und gilt überall als ſchmackhaftes Wildpret. Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſandte Graf Georg Ernſt von Henneberg, laut Landau, zwei von ſeinen Jägern erlegte Luchskatzen nach Kaſſel an Landgraf Wilhelm. „Als thun wir Euer Liebden", ſchreibt er, „dieſelbigen wohl verwahrt und in dem Verhoffen, daß ſie Euer Liebden nach Gelegenheit dieſer noch währenden Winterszeit friſch zugebracht werden können, überſchicken. Freundlich bittend, daß Euer Liebden wolle ſolche für lieb und gut annehmen und deroſelben neben Ihrer Gemahlin und junger Herrſchaft in Fröhlichkeit und guter Geſundheit genießen und wohlſchmecken laſſen." Kobell, deſſen Wildanger ich dieſe Angabe entnehme, bemerkt auch, daß noch zur Fürſtenverſammlung zu Wien im Jahre 1814 öfters Luchsbraten auf die Tafel der Herrſcher gebracht wurde, ſowie daß im Jahre 1819 Auftrag gegeben wurde, einen Luchs zu fangen, da deſſen Wildpret dem König von Bayern als ein Mittel gegen den Schwindel dienen ſollte. „Auch in Livland", ſchreibt mir Oskar von Loewis, „wird das Luchsfleiſch von vielen Leuten, nicht nur der arbeitenden Klaſſen, ſondern auch der beſſeren Stände, gern gegeſſen und ſogar geſchätzt. Es iſt zart und hellfarbig, dem beſten Kalbfleiſche ähnlich und hat keinen unangenehmen Wildbeigeſchmack, läßt ſich vielmehr etwa mit dem der Auerhühner vergleichen. Die Amur-Eingeborenen ſowohl wie alle zu ihnen kommenden mongoliſchen und mandſchuriſchen Kaufleute erklären es, laut Radde, für beſonders ſchmackhaft, und auch die Weiber ſind von dem Genuſſe dieſes Fleiſches nicht ausgeſchloſſen, wie dies beim Tigerfleiſche der Fall iſt.

Im Süden Europa's wird der Luchs durch einen etwas ſchwächeren Verwandten, dem Pardelluchs (Lynx pardinus, Felis pardina), vertreten. Ein von meinem Bruder Reinhold, Arzt der Geſandtſchaften in Madrid, erlegtes ſchönes Männchen hat eine Länge von reichlich 1 Meter, wovon 15 Centim. auf den Schwanz kommen. Die Grundfärbung iſt ein ziemlich lebhaftes Rothbräunlichfahl; die Zeichnung beſteht aus ſchwarzen Streifen und Fleckenreihen; die einzelnen Haare ſehen an der Wurzel grau, in der Mitte roſtbräunlich und an der Spitze blaßfahlgelb, die der ſchwarzen Flecken und Streifen an der Wurzel dunkelgrau, an der Spitze mattſchwarz aus. Der untere Theil der Wangen, Kinn und Kehle ſind trübweiß, Naſenrücken und Mundſeiten lichtgrau, zwei Streifen zwiſchen Naſe und Auge lichtbraun, zwei Flecken vor und über dem Auge gilblichweiß, Stirn und Jochbogengegend fahlgrau, die ſtark entwickelten Barthaare oben bräunlichgrau, in der Mitte ſchwarz, unten fahlweiß, die Ohren an der Wurzel und an der Spitze ſchwarz, in der Mitte weißgrau, im langen Ohrbüſchel tiefſchwarz gefärbt. Ueber jedem Auge beginnt eine ſchmale, dunkle, auf der Oberſtirn ſich verzweigende, bis zum hinteren Ohrrande ſich erſtreckende Binde, dazwiſchen finden ſich vier Längsbinden, welche gleichlaufend über den Nacken ſich herabziehen, und von denen zwei noch über die Schultergegend ſich fortſetzen, während die übrigen in Fleckenreihen ſich auflöſen. Am Seitenhalſe tritt jederſeits eine neue Binde dazu, ſodaß der obere Theil des Halſes ſieben deutliche Binden trägt. Der ſeitliche und hintere Leib iſt mit Flecken bedeckt, von denen die längs des Rückens verlaufenden ſich in die Länge dehnen und theilweiſe zu Binden verlängern, während die ſeitlichen rundlich und diejenigen, welche

Digitized by Google

auf Schenkeln und Schultern ſowie auf den Beinen ſich finden, klein und faſt vollſtändig rund, die auf den Vorderläufen zu Tüpfeln geworden ſind. Der Zehentheil der Vorder- und Hinterläufe zeigt keine Flecken, die Innenſeite der Beine Querbinden, die Vorderbruſt undeutliche Ringel, die Unterſeite wiederum verwiſchte Flecken. Auf der Oberſeite des Schwanzes ſtehen an der Wurzel kleine Tüpfelflecken, in den letzten zwei Dritteln drei bis vier Halbbinden, welche wie die Spitze ſchwarze Färbung haben, während der untere Theil des Schwanzes einfarbig, in der Mitte gilblichweiß, ſeitlich fahlgelb iſt. Hinſichtlich der Geſammtfärbung und Zeichnung ähnelt der Pardelluchs dem Serwal mehr als unſerem Luchſe.



Pardelluchs (Lynx pardinus). ⅛ natürl. Größe.

Bis jetzt hat man das Verbreitungsgebiet des Pardelluchſes noch nicht mit vollſter Beſtimmtheit begrenzen können. Nach den Angaben einiger Beobachter ſoll es ſich über den ganzen Süden Europas erſtrecken, alſo alle drei ſüdlichen Halbinſeln in ſich begreifen. Beſonders häufig tritt unſer Thier, der Lince oder „Lobo cerval“ der Spanier, auf der Pyrenäiſchen Halbinſel auf. „Hier“, ſchreibt mir mein Bruder, „findet er ſich überall, wo es zuſammenhängende Waldungen gibt, am liebſten da, wo Rosmarin oder immergrünes Eichengebüſch als Unterwuchs Dickichte bildet, in denen er möglichſt ungeſehen und ungehört ſeiner Jagd nachgehen kann. Nach meinen Erfahrungen bewohnt er am häufigſten Eſtramadura, das Scheidegebirge zwiſchen Alt- und Neukaſtilien, alſo die Sierra de Gata, Venjao, de Francia, Sierra de Guyaga, de Gredos und Guadarrama, deren Fortſetzungen nach Arragonien hin, die ſüdlichen Pyrenäen und deren Ausläufer, Aſturien und die baskiſchen Provinzen, findet ſich aber auch in Südſpanien, beiſpielsweiſe auf der Sierra Nevada und Sierra Morena und kommt ſelbſt in den ſchwach belebten Bergen Murcias und Valencias einzeln noch vor. Sein Gebiet erſtreckt ſich bis vor die Thore Madrids und anderer Städte. In der Nähe der Hauptſtadt hat er ſich in dem königlichen Luſtgarten Pardo, einem wohlgepflegten Wildgehege, angeſiedelt und dehnt ſeine Raubzüge gar nicht ſelten bis in die unmittelbarſte Nachbarſchaft der Stadt aus. Im Escorial beſucht er die Gärten des Kloſters, obwohl er

der hohen Mauer wegen nur durch die Wasserabzüge sich einstehlen kann und deshalb in hier gestellten Tellereisen dann und wann gefangen wird.

„Wenn gleich der Pardelluchs im allgemeinen einzeln lebt, so findet man doch zuweilen auf einem kleinen Gebiete mehrere zusammen und zwar, was Beachtung verdient, unter Umständen ein paar ältere mit seinen Jungen, woraus also hervorgehen würde, daß der Vater auch außer der Paarzeit mindestens dann und wann sich zu seiner Familie hält. Bei einer Jagd, welche von uns im Herbste des Jahres 1871 angestellt wurde, erlegten wir fünf Luchse, die beiden Alten und drei Junge.

„In seinem Auftreten scheint der Pardelluchs ein treues Spiegelbild seines nordischen Verwandten zu sein. Wie dieser, weiß er ausgezeichnet sich zu verbergen und bei der geringsten Gefahr so sorgfältig gedeckt fortzustehlen, daß ein ungeübter Beobachter oder Jäger ihn selten oder nicht zu sehen bekommt. Die günstigen Umstände, unter denen er lebt, gestatten es ihm, auch in nächster Nähe des Menschen sein Wesen zu treiben, ohne diesen unmittelbar zur Rache aufzufordern. Seine hauptsächlichste Nahrung besteht nämlich in wilden Kaninchen, an denen Spanien bekanntlich reicher ist als irgend ein anderes Land Europa's, und nur höchst selten gestattet er sich Angriffe auf Hausthiere der verschiedensten Art, sowie man auch nicht darüber klagen hört, daß er dem größeren Wilde merklichen Schaden thäte. So lange er Kaninchen hat, findet er es am bequemsten, diesen nachzugehen und um andere Beute sich nicht zu kümmern. Hat er ein Gebiet ausgeraubt, so begibt er sich in ein anderes, wie daraus hervorgeht, daß er regelmäßig da sich einzustellen pflegt, wo man Kaninchen hegt und auch bald dort einfindet, wo man diese Thiere aussetzt, um ein Revier mit ihnen zu bevölkern.

„Anfangs März wirft die Pardelluchsin drei bis vier Junge, gewöhnlich in einer schwer zugänglichen, tiefen Felsspalte. Wird dieses Lager von einem Menschen entdeckt oder auch nur die Nähe desselben beunruhigt, so trägt die Mutter die Jungen nach einem anderen verborgenen Orte. Jäger, welche junge Luchse aufgefunden, aber aus Furcht, mit der Alten in Berührung zu kommen, sich nicht getraut hatten, sie sogleich mitzunehmen, und später in Gemeinschaft anderer Schützen nach dem Platze zurückkehrten, fanden, wie sie mir selbst erzählten, das Nest leer. Die selbständig und raubfähig gewordenen Jungen bleiben jedenfalls bis zum nächsten Herbste in Gemeinschaft der Mutter und trennen sich von ihr wahrscheinlich erst bei der nächsten Ranzzeit.

„Die meisten Pardelluchse werden auf Treibjagden geschossen, einzelne auch gelegentlich der Jagd auf Kaninchen, andere, und zwar meist mit sehr gutem Erfolge, indem man sie reizt. Bei Treibjagden hat der Jäger dem erwarteten Raubthiere seine vollste Aufmerksamkeit zu widmen. Der Luchs erscheint bald, nachdem das Treiben angegangen ist, vor der Schützenlinie, weiß sich aber auch hier noch ausgezeichnet zu verbergen und so zu sagen unter den Augen der Schützen durchzustehlen. Freie Plätze oder breite Wege vermeidet er stets, versucht vielmehr lieber dicht neben dem Jäger vorüberzuschleichen, als auch nur auf Augenblicke frei sich zu zeigen. Sein ausgezeichnetes Gehör unterrichtet ihn jederzeit genau über den Stand des Treibens, weshalb auch ein Schütze, welcher sich nicht vollkommen laut- und bewegungslos verhält, vergeblich auf ihn wartet. Noch unterhaltender als diese Jagd ist es, den Pardelluchs zu reizen. Dies geschieht mittels einer Pfeife, welche den Schrei des Kaninchens täuschend nachahmt. Der Jäger begibt sich in ein Kaninchengehege, in welchem er den Luchs vermuthet, wählt sich hier eine felsige oder dicht mit Büschen bestandene Stelle und nimmt die Zeit wahr, in welcher die Landleute Siesta halten, es also auf weithin möglichst ruhig ist. Hinter Steinen oder im Gebüsche wohl verborgen, läßt er jetzt in Zwischenräumen sein Pfeifchen ertönen, wenn sich ein Luchs in der Nähe befindet, selten vergeblich. Denn schon nach der ersten Reizung erhebt sich das Raubthier von seinem Lager und kommt, Lauscher und Seher in beständiger Bewegung, lautlos herbeigeschlichen, in der Absicht, das vermeintliche Wild zu erbeuten.

„Das Fleisch gilt in ganz Spanien als großer Leckerbissen und zwar keineswegs unter dem gemeinen Volke allein, sondern auch unter Gebildeten, ist von blendend weißer Farbe und soll dem

Digitized by Google

Kalbfleische ähnlich schmecken. Ich habe es nie über mich vermocht, es zu versuchen. Das Fell wird vielfach verwendet und am meisten zu Jacken und Mützen verbraucht, besonders von Stierfechtern und deren Freunden, den Kutschern der Stellwagen, Zigeunern und anderen Leuten, welche sich mit Pferden beschäftigen. Nach Madrid allein kommen jährlich noch immer zwei- bis dreihundert Felle von Pardelluchsen, welche in den benachbarten Gebirgen erlegt wurden."

„In einigen Theilen der Staaten Maine und Neubraunschweig", so erzählt Audubon, „gibt es Landstrecken, welche früher mit großen Bäumen bestanden waren, theilweise aber durch Feuer verheert wurden und einen überaus traurigen Anblick gewähren. Soweit das Auge reicht, trifft es nach jeder Richtung hin auf hohe, geschwärzte, aufrechtstehende Stämme, von denen nur einzelne noch einen oder mehrere ihrer dicken Aeste in die Luft strecken, während die größere Masse des Gezweiges, halb verbrannt und verkohlt, halb verfault und vermodert, den Boden deckt. Zwischen diesen Ueberbleibseln vergangener Tage ist eine neue Pflanzenwelt aufgeschossen; die Natur hat wieder begonnen, das Vernichtete zu ersetzen und auf Strecken hin bereits ein dichtes Unterholz gebildet. Der Mann, welcher solchen Wald betritt, muß seinen Weg mühsam sich bahnen, bald über Stämme klettern, bald unter ihnen wegkriechen oder auf einem der gefallenen dahin gehen, um allen den verschiedenen Hindernissen auszuweichen, welche sich finden. In solchen Wäldern geschieht es, daß der Jäger, dessen Aufmerksamkeit bisher höchstens durch Wildhühner und andere Vögel beansprucht wurde, langsam und unhörbar ein großes Säugethier sich bewegen sieht, welches bestrebt ist, vor dem unwillkommenen Störenfriede sich zu verbergen. Der Kundige erkennt in ihm den Luchs, welcher listig genug ist, vor seinem gefährlichsten Feinde so rasch als möglich sich zurückzuziehen. Ebenso oft mag es vorkommen, daß dasselbe Thier auf einem starken Zweige gelagert und von dichtem Laube verhüllt, den Jäger an sich vorbeigehen läßt, ohne sich zu regen oder überhaupt ein Zeichen von seinem Vorhandensein zu geben. Auge und Ohr scharf auf den Feind gerichtet, nimmt es jede Bewegung desselben wahr, prüft und beurtheilt jede seiner Handlungen, und auch nicht das leiseste Zucken verräth die gespannte Aufmerksamkeit des listigen Geschöpfes."

Die Art der Gruppe, welche der malerische Schriftsteller mit vorstehenden Worten uns vorstellt, ist der Polarluchs oder Pischu (Lynx canadensis, Felis canadensis, F. und Lynx borealis), eines der wichtigeren Pelzthiere Amerika's, unter den dortigen Luchsen der größte. Ein vollkommen ausgewachsenes Männchen erreicht eine Gesammtlänge von 1,15 Meter, wovon etwa 13 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen, bei einer Schulterhöhe von etwa 55 Centim., steht also unserem Luchse etwas nach. Der Pelz ist länger und dicker als bei dem europäischen Verwandten, der Bart wie der Ohrpinsel mehr entwickelt, das einzelne Haar weich und an der Spitze anders gefärbt als am Grunde. Ein bräunliches Silbergrau ist die vorherrschende Färbung, die Fleckenzeichnung macht auf dem Rücken fast gar nicht, an den Seiten nur wenig sich bemerklich. Letztere und die Läufe sind gewellt, jedoch so schwach, daß man die verschiedenen Farben nur in der Nähe wahrnehmen kann; bei einiger Entfernung verschmelzen sie dem Auge zu einem einzigen Farbentone. Auf den Außenseiten der Läufe tritt die bandartige Zeichnung etwas deutlicher hervor, wirkliche Flecken aber zeigen sich nur auf der Innenseite der Vorderläufe in der Gegend der Elnbogen. Die Färbung der Oberseite geht ohne merkliche Abstufung in die der fleckenlosen, schmutzig-, am Bauche dunkelgrauen Unterseite über. Die Nase ist fleischfarbig, die Lippe gelbbraun, der Lippenrand dunkelbraun, das Gesicht lichtgrau, die Stirn etwas dunkler, der Länge nach deutlich gestreift, das Ohr am Grunde graubräunlich, am Rande schwarzbraun, in der Mitte durch einen großen weißen Fleck gezeichnet, auf der Innenseite mit langen gelblichweißen Haaren besetzt, der Bart bis auf einen ziemlich großen schwarzen Fleck, welcher jederseits unterhalb der Kinnlade steht, lichtgrau, der Schwanz auf der Oberseite röthlich- und gelblichweiß gebändert, an der Spitze schwarz, auf der Unterseite gleichfarbig lichtgelb. Das einzelne Haar hat gelblichbraune

Digitized by Google

Färbung an der Wurzel, hierauf einen dunkleren und ſodann einen graugelblichen Ring und entweder ſchwarze oder graue Spitzen. Von den Schnurrhaaren ſind die meiſten weiß, einige wenige aber ſchwarz. Im Sommer ſpielt die Färbung mehr ins Röthliche, im Winter mehr ins Silberweiße.

Das Verbreitungsgebiet des Polarluchſes erſtreckt ſich über den Norden Amerikas, nach Süden hin bis zu den großen Seen, nach Oſten bis hin zu dem Felſengebirge. Waldige Gegenden bilden ſeine Wohngebiete. Im allgemeinen ſtimmt ſeine Lebensweiſe mit der unſeres Luchſes überein;

Polarluchs (Lynx canadensis). ¼ natürl. Größe.

wenigſtens vermag ich nicht, aus den mir bekannten Beſchreibungen der amerikaniſchen Forſcher etwas herauszufinden, was dem widerſprechen ſollte. Nach der Schilderung von Richardſon iſt der Piſchu erbärmlich feig und wagt ſich nicht einmal an größere Säugethiere, ſondern jagt bloß auf Haſen und kleine Nagethiere oder kleine Vögel. Vor dem Menſchen und den Hunden flieht er ſtets; wird er geſtellt, ſo ſträubt er im Angriffe, wie alle Katzen, ſein Haar, droht und faucht, läßt ſich aber doch leicht beſiegen, ſogar mit einem Stocke erſchlagen. Wegen dieſer Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er ſehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Thier ausführlicher beſchreibt, hält Richardſons Angaben theilweiſe für irrthümlich. Er ſchildert auch dieſen Luchs als ein ſtarkes, wehrhaftes Thier, welches ſich ſeiner Haut zu wehren weiß. Ein Gefangener, welchen ich pflegte, beſtätigt ſeine Anſicht; mit ihm war durchaus nicht zu ſcherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von meiner Seite hat er nie ſich entſchließen können, ein freundſchaftliches Verhältnis mit mir einzugehen. Er war ernſt-ruhig, aber unfreundlich, faſt mürriſch, jede ſeiner Bewegungen iſt kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage lag er ſtundenlang regungslos auf ſeinem Baumaſte,

nachts wanderte er gemächsam im Käfige auf und nieder. Niemals sah man ihn ohne Noth umherspringen, wie die meisten übrigen Katzen dies thun; er war träger als seine sämmtlichen Verwandten.

Der Polarluchs ist neben dem ebenfalls in Amerika heimischen Rothluchs (Lynx rufus) die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von diesem Luchse kommen alljährlich etwa 25,000 Felle in den Handel, welche dann von unseren Kürschnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verschiedene Sorten geschieden und mit mancherlei Namen belegt werden. Das Wildpret wird in Amerika gegessen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umständen lieber wäre als Luchsfleisch, es möge zubereitet sein, wie es wolle.

*

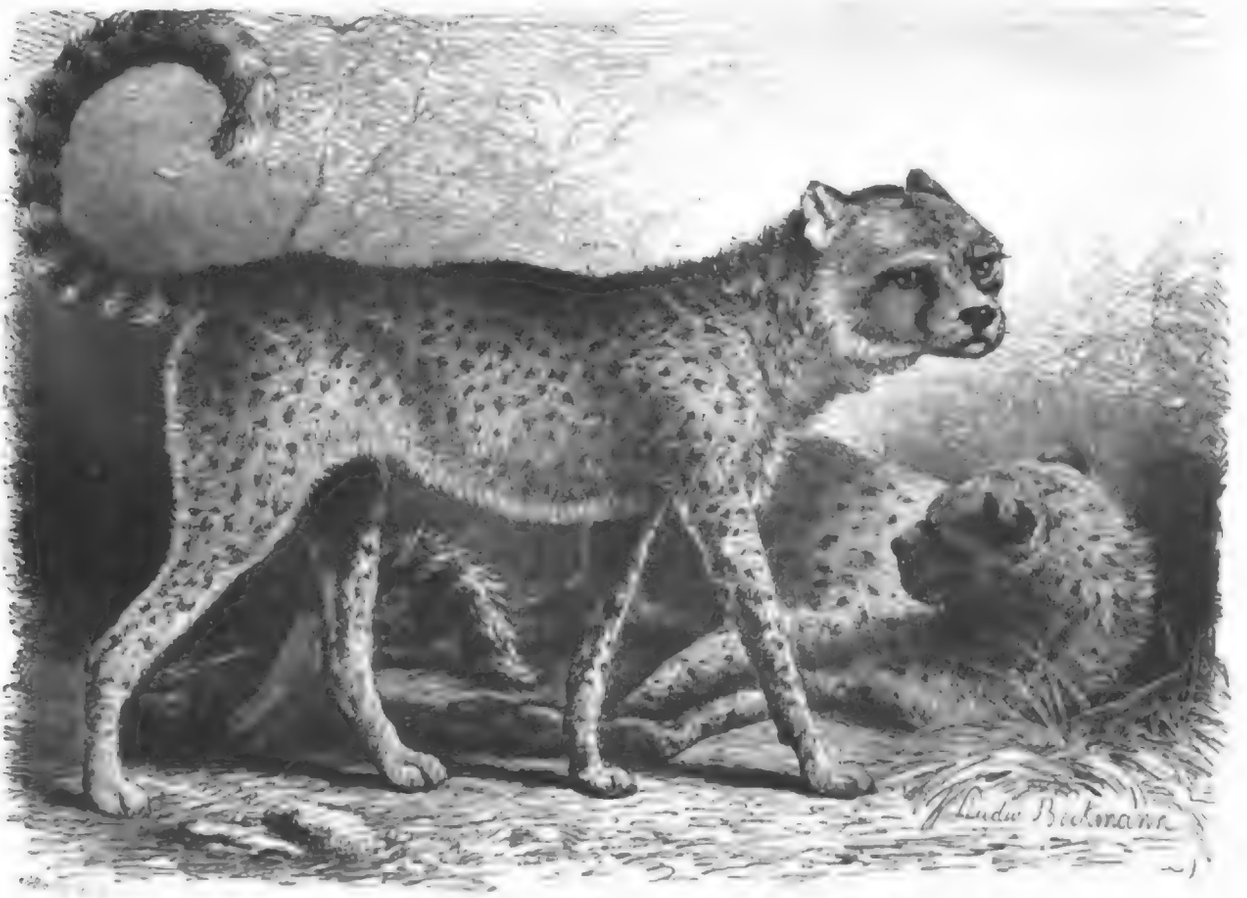
Auf die Luchse lassen wir ein eigenthümliches Bindeglied zwischen Katzen und Hunden, die Jagdleoparden oder Gepards folgen. Die Gepards tragen ihren Sippennamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem Rechte; denn sie sind wirklich halb Katzen und halb Hunde. Katzenartig ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz, hundeartig aber der ganze übrige Körper, hundeartig zumal erscheinen die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb wie bei den Hunden durch Abnutzung gestumpft werden. Das Gebiß gleicht im wesentlichen dem anderer Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Dieser Zwischenstellung entspricht das geistige Wesen unserer Thiere: ihr Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich; aber die Hundegemüthlichkeit spricht schon aus den Augen hervor, welche Sanftmuth und Gutmüthigkeit beurkunden.

Der derzeitige Stand unserer Kenntnisse berechtigt uns noch nicht, zu entscheiden, ob die Sippe der Gepards mehr als eine Art zählt. Einige Forscher nehmen unbedenklich an, daß die afrikanischen und asiatischen Jagdleoparden gleichartig sind, andere unterscheiden mindestens zwei, einige sogar drei Arten und zwar den Tschita oder asiatischen Gepard (Cynailurus jubatus, Felis und Guepardа jubata), den Fahhad oder afrikanischen Jagdleopard (Cynailurus guttatus, Felis und Guepardа guttata, venatica) und den Tüpfelgepard (Cynailurus Soemmerringii). Die Entscheidung dieser Streitfragen hat für uns keine Bedeutung, da Lebensweise, Sitten und Betragen aller Arten oder Spielarten im wesentlichen dieselben zu sein scheinen. Der Tschita ist sehr schlank und schmächtig, auch viel hochbeiniger als die eigentlichen Katzen, der Kopf klein und mehr hundeartig gestreckt, als katzenartig gerundet, das Ohr breit und niedrig, das Auge durch seinen runden Stern ausgezeichnet, der Balg ziemlich lang und struppig, namentlich auf dem Rücken, die Grundfärbung des Pelzes ein sehr lichtes Gelblichgrau, auf welchem schwarze und braune Flecken stehen, die auf dem Rücken dicht gedrängt sind, ja fast zusammenfließen, auch an dem Bauche sich fortsetzen und selbst den Schwanz noch theilweise bedecken, da sie nur gegen das Ende hin zu Ringeln sich verbinden. Die Leibeslänge des Tschita beträgt 1 Meter, die Länge des Schwanzes 65 Centim., die Höhe am Widerrist ebenso viel. Dem Fahhad fehlt die Nackenmähne fast gänzlich; die Grundfarbe seines Pelzes ist fast orangengelb, der Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken sind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes ist weiß, anstatt schwarz. Der Tüpfelgepard unterscheidet sich vom Fahhad nur durch etwas dunklere Grundfärbung und kleinere Fleckung.

Der Tschita findet sich im ganzen südwestlichen Asien und ist, wie Färbung und Gestalt anzeigen, ein echtes Steppenthier, welches seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft, als durch seine Behendigkeit sich erwerben muß. Entsprechend seiner Zwittergestalt zwischen Hund und Katze bewegt sich der Gepard in einer von den Katzen nicht unwesentlich verschiedenen Weise. Zwar ver-

Digitized by Google

ſteht auch er es noch, dicht an den Boden geſchmiegt, die langen Beine förmlich zuſammengeknickt, zu ſchleichen; doch geſchieht dies eher nach Art eines Fuchſes oder Wolfes als nach Art der Katze. Mit dieſer verglichen, tritt der Gepard derb auf und ſchreitet weit aus; beſchleunigt er ſeine Bewegung, ſo läuft er nach Art eines Windhundes dahin, und an dieſen erinnert er auch, wenn er weitere Sprünge ausführt, da er nicht bloß wenig Sätze macht und dann vom Weiterlaufen abſteht, ſondern unter Umſtänden größere Strecken mit gewaltigen Sprüngen durchmißt. Eine Fähigkeit der meiſten Katzen geht ihm gänzlich ab: er iſt nicht im Stande zu klettern und muß, wenn er



Gepard oder Fahhad (Cynailurus guttatus). 1/10 natürl. Größe.

einen höheren Gegenſtand erreichen will, mit einem gewaltigen Sprunge, welcher ihn allerdings in verhältnismäßig bedeutende Höhen bringt, ſich behelfen. Ob er auch zu ſchwimmen verſteht, vermag ich nicht zu ſagen. Auch ſeine Stimme hat etwas durchaus eigenthümliches. Der Gepard ſpinnt, und zwar mit großer Ausdauer, wie unſere Hauskatze, nur etwas gröber und tiefer, faucht, gereizt, wie ſeine Verwandten, fletſcht auch ebenſo ingrimmig die Zähne, und läßt dabei ein dumpfes, unausgeſprochenes Knurren hören, außerdem aber ganz eigenthümliche Laute vernehmen. Der eine von dieſen iſt ein langgezogenes Pfeifen, der andere ein aus zwei Lauten beſtehender Ruf, welcher dem Namen Tſchita ſo ähnelt, daß man letzteren ſofort als Klangbild dieſer Stimmlaute erkennen muß.

Die Nahrung der Jagdleoparden beſteht hauptſächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in ſeinem Gebiete leben, und ihrer weiß er ſich mit vielem Geſchicke zu bemächtigen. Seine Schnelligkeit und Ausdauer ſind nicht eben groß, und eine von ihm verfolgte Antilope würde ihn ſchon nach kurzem Laufe weit hinter ihren Ferſen zurücklaſſen, gebrauchte der Tſchita nicht Schlauheit und Liſt, um zu ſeiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirſche bemerkt, drückt er ſich auf die Erde und kriecht nun ſchlangengleich, leiſe, aber behende auf dem Boden hin, um ſich vor den wachſamen Augen des Wildes zu verbergen.

Digitized by Google

Dabei berückſichtigt er alle Eigenthümlichkeiten des letzteren und kommt z. B. niemals über dem Winde angeſchlichen, liegt auch ſtill und regungslos, ſobald das Leitthier des Rudels ſeinen Kopf erhebt, um zu ſichern. So ſtiehlt er ſich bis auf etwa zwanzig Meter heran, ſucht das beſtgeſtellte Thier aus und ſpringt nun mit wenigen Sätzen zu ihm heran, ſchlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genicke. Nach kurzem Widerſtande, wobei er jedoch immerhin mehrere hundert Schritte mit fortgeſchleppt werden kann, hat er ſein Opfer bewältigt und trinkt gierig das rauchende Blut.

Solche angeborene Liſt und Jagdfähigkeit mußte den achtſamen Bewohnern ſeiner Heimat auffallen und ſie zu dem Verſuche reizen, die Jagdkunſt des Thieres für ſich zu benutzen. Durch einfache Abrichtung iſt der Jagdleopard zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in ſeiner Art dem beſten Edelfalken kaum nachſteht. In ganz Oſtindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehülfen. Der Schah von Perſien läßt ihn ſich aus Arabien kommen und hält ihn mit einer Menge Hunde in einem eigenen Hauſe. Joſeph Barbaro ſah im Jahre 1474 bei dem Fürſten von Armenien hundert Stück Jagdleoparden, Orlich fand das Thier noch 1842 bei einem indiſchen Fürſten, und Prinz Waldemar von Preußen wohnte bei Delhi einer ſolchen Jagd bei. Auch in Europa iſt der Gepard als Jagdthier benutzt worden. Der „hochgeleert Doktor Kunrat Geßner" hat es von Einem vernommen, „ſo es mit augen geſehen hat, daß der künig von Franckreych zweyerley Lepparden erziehe. Die einen werden zu zeyten herauß gefürt, dem künig zu einem ſchauwſpil, von dem ſo ſy verhütet und ſpeyſet, hinden auff dem Pfärdt auff einem küſſe gefürt an einer ketten gebunden: alsdann jm ein Haſen fürgelaſſen lauffen, er abgelaſſen, welchen er mit etlichen großen ſprüngen geſchwind ergreyffe, ertödte vnd zeſtücken reyſſe. Der jeger aber ſo er den Lepparden wider anbinden wölle, gange er gegne jm mit umbgekertem leyb, damit er nit von angeſicht geſehen, auch von jm angegriffen werde, biete jm ein ſtückle fleiſch zwüſchend den beinen herdurch, mache jn alſo widerumb milt, binde jn an die ketten, ſtreichle jn, füre jn zu dem Pfärdt, welcher one arbeit von jm ſelber auf das Roſſz an ſein platz ſpringe." Daß dieſe Schilderung ſich nur auf den Gepard beziehen kann, unterliegt keinem Zweifel. Auch Leopold der Erſte, Kaiſer von Deutſchland, erhielt vom türkiſchen Sultan zwei abgerichtete Tſchitas, mit denen er oftmals jagte. Die Herrſcher der Mongolen trieben ſo großen Luxus mit unſeren Thieren, daß ſie oft gegen tauſend Stück mit auf die großen Jagdzüge nahmen. Noch heutigen Tages ſollen die Meuten dieſer Katzenhunde bei einigen einheimiſchen Fürſten Indiens einen nicht geringen Aufwand erfordern. Ihre Abrichtung muß von beſonderen Leuten beſorgt werden, und auch ihr Jagdgebrauch ſetzt die Begleitung ſehr geübter Jäger voraus, welche ungefähr die geachtete Stellung unſerer früheren Falkner bekleiden: man kann ſich alſo denken, daß dieſes Jagdvergnügen eben nicht billig iſt.

Heuglin beſtätigt neuerdings die Angabe älterer Reiſenden, daß der Gepard in früherer Zeit auch in Abeſſinien zur Jagd abgerichtet wurde, und Hartmann gedenkt einer Abbildung, welche einen Beduinen Algiers mit ſeinem gezähmten Gepard darſtellt, im Begriffe, letzteren auf ein in der Ferne weidendes Gazellenrudel loszulaſſen. Auch von der Decken verſicherte mir, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeſchulte Jagdleoparden geſehen zu haben. In Nordoſtafrika wird das Thier nach meinen und anderer Reiſenden Erfahrungen gegenwärtig nicht mehr zur Erbeutung von Wild benutzt.

Behufs ſolcher Jagd wird der Gepard behaubt und auf einen ſehr leichten, zweiräderigen Karren geſetzt, wie ſie dem Lande eigenthümlich ſind; einzelne Jäger nehmen ihn wohl auch hinter ſich auf das Pferd. Man zieht nach den Wildplätzen hinaus und ſucht einem Rudel Wild ſoviel als möglich ſich zu nähern. Wie überall, läßt auch das ſcheueſte aſiatiſche Wild einen Karren weit näher an ſich herankommen als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Gepard bis auf zwei- oder dreihundert Schritte an das Rudel heranfahren. Sobald die Jäger nahe genug ſind, enthauben ſie den Tſchita und machen ihn durch ſehr ausdrucksvolle Winke und leiſe Aufmunterungen auf ſeine Beute aufmerkſam.

Digitized by Google

Kaum hat das vortreffliche Thier dieſe erſehen, ſo erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all ſeine natürliche Liſt und Schlauheit gelangt zur Geltung. Zierlich, ungeſehen und ungehört ſchlüpft er von dem Wagen, ſchleicht in der angegebenen Weiſe vorſichtig an das Rudel heran und reißt ein Stück von ihm zu Boden. Ein Augenzeuge ſchildert eine ſolche Jagd mit folgenden Worten:

„Kurz bevor wir unſer Jagdgebiet berührten, meldete uns der Kameltreiber (denn deren bedient man ſich gewöhnlich zum Aufſuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdluſt), daß eine halbe Meile von unſerem Stande eine Herde Gazellen weide, und wir beſchloſſen ſogleich, ſie mit unſeren Gepards zu verfolgen. Jeder derſelben befand ſich auf einem offenen, mit zwei Ochſen beſpannten Karren ohne Leitern, und jeder hatte ein Gefolge von zwei Männern. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karren gebunden und wurden von den Beileuten noch an einem Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich ſcheu ſind, ſo iſt die beſte Weiſe an ſie zu kommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens ſitzt, und man baut auch darum letzteren ſo wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt ſind, ſo daß man ſich ihnen auf hundert bis zweihundert Schritte nähern kann. Diesmal hatten wir drei Gepards bei uns und rückten auf die Stelle, wo die Gazellen geſehen worden waren, in einer Linie vor, in welcher jeder einhundert Schritte vom anderen entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen, und mein Kutſcher bemühte ſich, bis auf hundert Schritte an ſie zu kommen. Schnell wurden dem Gepard die Kappe und die Feſſeln abgenommen, und kaum erblickte er das Wild, als er ſich nach der entgegengeſetzten Richtung, mit dem Bauche gänzlich zur Erde gedrückt, äußerſt langſam und ſchmiegſam, hinter jedem im Wege liegenden Hinderniſſe ſich verbergend, fortſchlich; ſobald er indeſſen vermuthete, bemerkt zu werden, beflügelte er ſeine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte, nachdem er dieſes gepackt, gegen zweihundert Schritte weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um, und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der anderen Gepards war zu derſelben Zeit losgelaſſen worden; nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und ſetzte ſich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden war, lief einer vom Gefolge hin, ſetzte dem Gepard ſeine Kappe auf und ſchnitt der Gazelle die Kehle ab, ſammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Naſe. Die Gazelle wurde fortgeſchleppt und in ein Behältnis unter dem Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres ſein Wildrecht gegeben wurde".

Sehr auffallend muß es erſcheinen, daß man von dem Freileben dieſer ſo oft gezähmten Katze noch überaus wenig weiß. Auf meinem Jagdausfluge nach Habeſch erlegte mein Gefährte, van Arkel d'Ablaing, einen Gepard, welcher bei hellem Tage einer angeſchoſſenen Gazelle nachgeſchlichen war; aber er ſah das Raubthier eben auch nur, ohne es länger beobachten zu können. Ueber die Fortpflanzung des Jagdleoparden iſt gar nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika ſogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; dieſe Leute, welche das Thier ganz genau kennen, konnten mir eben bloß ſagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz ſeiner urſprünglichen Wildheit binnen kurzer Zeit zähmt. Daß die Zähmung ſo gut wie gar keine Schwierigkeiten macht, wird Jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenſchaft geſehen hat. Ich glaube nicht zuviel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein ſo gemüthliches Geſchöpf gibt wie unſeren Jagdleoparden und bezweifle, daß irgend eine Wildkatze ſo zahm wird wie er. Gemüthlichkeit iſt der Grundzug des Weſens unſeres Thieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefeſſelt hat. Er denkt nie daran, dem etwas zu Leide zu thun, welcher ſich mit ihm beſchäftigt, und man darf ohne Bedenken dreiſt zu ihm hingehen und ihn ſtreicheln und liebkoſen. Scheinbar gleich-

Digitized by Google

müthig nimmt er ſolche Liebkoſungen an, und das Höchſte, was man erlangen kann, iſt, daß er etwas beſchleunigter ſpinnt als gewöhnlich. Solange er nämlich wach iſt, ſchnurrt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft ſteht er ſtundenlang unbeweglich da, ſieht träumeriſch ſtarr nach einer Richtung und ſpinnt dabei höchſt behaglich. In ſolchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt ſie kaum eines Blickes. Nur andere Raubthiere ſtören ſeine „ungeheuere Heiterkeit" und Gemüthlichkeit. Ein vorüberſchleichender Hund regt ihn ſichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich, er äugt ſcharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, ſpitzt die Ohren und verſucht wohl auch, einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen. Ich beſaß einen Gepard, welcher ſo zahm war, daß ich ihn wie einen Hund am Stricke herumführen und es dreiſt wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu luſtwandeln. Solange er es bloß mit Menſchen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine ſo große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu verſuchen, was er denn thun würde, wenn er wenigſtens beſchränkt frei wäre. Ich band ihn alſo an eine Leine von ungefähr fünfzehn oder zwanzig Meter Länge, wickelte mir dieſe leicht um Hand und Elnbogen und führte ihn ſpazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, ſo hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte ſein gemüthliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, ſo daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er ſich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beſchriebenen Weiſe an die Hunde heran, welche ihrerſeits verdutzt und verwundert das ſonderbare Weſen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um ſo aufgeregter, aber zugleich auch vorſichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden dahin. Endlich glaubte er nahe genug zu ſein, und nun ſtürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieſer die Flucht ergriff, und ſchlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geſchah in ganz abſonderlicher Weiſe. Er hieb ſeine Krallen nicht ein, ſondern er prügelte bloß mit ſeinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieſer zu Boden fiel. Der arme Köter bekam Todtenangſt, als er das Katzengeſicht über ſich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen; ſämmtliche Hunde der Straße geriethen in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufen ſammelte ſich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu ſein, d. h. ohne geſehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranſtaltete ich in unſerem Hofe einen großen Thierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande muß ich es ſagen, das Ergötzlichſte iſt, was ich ſehen kann. Ich beſaß zu derſelben Zeit einen faſt erwachſenen Leoparden, ein raſendes, wüthendes Thier ohne Gleichen, ich möchte faſt ſagen, einen Teufel in Katzengeſtalt — doch ich habe ihn ja ſchon beſchrieben. Die Kette des Leoparden wurde alſo durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus ſeinem Käfige heraus in den Hof gelaſſen. Der Gepard ſeinerſeits war ungefeſſelt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder abbrechen. Er befand ſich gerade in höchſt gemüthlicher Stimmung und ſchnurrte beſonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber erſah er ſeinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verſchwand, ſondern auch ſein ganzes Ausſehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne ſträubte ſich, er fauchte ſogar, was ich ſonſt niemals vernommen hatte, und ſtürzte ſich muthig auf ſeinen Gegner los. Dieſer hielt ihm Stand, und ſo begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angſt und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mishandelte jenen mit ſeinen vier Tatzen; Jack aber achtete der Schmerzen nicht, ſondern biß muthig auf den heimtückiſchen Vetter los und würde ihn jedenfalls beſiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Waſſer, welche ich über die wüthenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide ſahen ſich höchſt verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihm höchſt verhaßten Waſſerbäder plötzlich ſich erinnernd, trotz aller Wuth

Digitized by Google

und alles Fauchens doch für das Beſte, ſo ſchnell als möglich ſeinen Käfig zu ſuchen, welcher dann auch ſofort verſchloſſen wurde. Jack war ſchon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der alte: er leckte, reinigte und putzte ſich und begann wieder zu ſpinnen, als ob nichts geſchehen wäre.

Wie zahm, gemüthlich und liebenswürdig mein Jack war, mag aus Folgendem hervorgehen. Einige deutſche Damen, welche ſich gerade in Alexandrien befanden, waren gekommen, um meine Thierſammlung anzuſehen, hatten mich aber nicht zu Hauſe gefunden und ſomit ihrem Wunſche auch nicht genügen können. Ich verſprach ihnen, wenigſtens einige von meinen Thieren zu ihnen zu bringen, und führte dieſen Scherz auch wirklich einmal aus, als ich erfahren hatte, daß die Damen juſt zuſammen waren. Ich konnte mich auf Jack vollſtändig verlaſſen und durfte ſchon etwas wagen. Ihn an der Leine hinter mir fortführend, betrat ich alſo das betreffende Haus, beſchwichtigte die entſetzten Diener, welche mich mit dem fürchterlichen Raubthiere hatten kommen ſehen und Lärm ſchlagen wollten, und ſtieg nun ruhig nach dem zweiten Stockwerke des Hauſes empor. An dem rechten Zimmer angelangt, öffnete ich die Thüre zur Hälfte und bat um Erlaubnis, eintreten, zugleich aber auch meinen Hund mitbringen zu dürfen. Dies wurde zugeſtanden, und Jack trat gemächlich ein. Ein lauter Aufſchrei begrüßte den Harmloſen und ſetzte ihn in höchſte Verwunderung. Die geängſtigten Frauen ſuchten ſich ſo gut wie möglich zu retten und ſprangen in ihrer Verzweiflung auf einen großen, runden Tiſch, welcher mitten im Zimmer ſtand. Dies aber diente bloß dazu, Jack zu dem Gleichen aufzufordern, und ehe ſich die Armen beſannen, ſtand er mitten unter ihnen, ſpann höchſt gemüthlich und ſchmiegte ſich traulich bald an dieſe, bald an jene an. Da war denn freilich die Furcht bald verſchwunden. Die beherzteſte Frau begann den hübſchen Burſchen zu liebkoſen, und bald folgten alle übrigen ihrem Beiſpiele. Jack wurde der erklärte Liebling und ſchien nicht wenig ſtolz zu ſein auf die ihm gewordene Auszeichnung.

Schlegel erzählt von einem Gepard, welcher über Tages frei umherlaufen durfte und nur des Nachts angebunden wurde. Sein Lieblingsplatz im Zimmer war, ſo lange geheizt wurde, die Nähe des Ofens; er verließ dieſen Ort oft halbe Tage lang nicht, ſodaß er nöthigenfalls weggezogen oder weggetragen werden mußte. Bei kalter oder auch nur kühler Witterung vermied er es ſorgſam, das Zimmer und den wärmenden Ofen zu verlaſſen, oder es geſchah höchſtens auf ſo lange nur, als nöthig war, um das Zimmer nicht zu verunreinigen, eine Rückſicht, welche er ſtets nahm und auch auf die übrigen Räume des Hauſes ausdehnte. Kam der Abend heran, ſo ließ er ſich gutwillig an die Kette legen, ja ſteckte ſelbſt den Kopf in das vorgehaltene Halsband. Stets hörte er auf ſeinen Namen „Betty“, ſpäter auch auf einen anderen ihm von den Kindern beigelegten. Kindern war er beſonders zugethan, am meiſten einem Mädchen von fünf Jahren, über welches er im Spiele oft hinwegſprang, und zwar mit ſolcher Leichtigkeit, daß er, ohne eigentlich auszuholen, ſich niederduckend und kurz zuſammenziehend, oft in ziemlicher Höhe über die Kleine ſetzte. In ſeinem Umgange mit Erwachſenen zeigte er ſich ernſter, gemeſſener; mit anderen Thieren, Hunden und Katzen z. B. gab er ſich gar nicht ab. Im Sommer lag er gern auf der Sonnenſeite des Gartens; bei Spaziergängen, zu denen ihn ſein Gebieter mitnahm, rannte er nach Hundeart eine Strecke voraus, kam zurück, um wieder fortzueilen, bekundete aber keine Luſt, zu jagen und ließ Thiere, welche ihm begegneten, in Ruhe. Ins Waſſer ging er nie; benetzte man ihn, ſo zitterte er wie vor Froſt. Er hielt ſich ſtets reinlich, leckte ſich fleißig und war immer frei von Ungeziefer. Seine Nahrung beſtand in gekochtem Fleiſche und Milchbrod.

Aelter geworden und durch unverſtändig neckende Leute gereizt, zog er ſich mehr von den Menſchen zurück, ließ anſtatt des gemüthlichen Schnurrens ein ärgerliches Knurren hören, wenn eine ihm unangenehme Perſon ſich ihm näherte, ſprang, um ſich zurückzuziehen, auf einen erhöhten Sitz, manchmal, ohne etwas umzuſtoßen, bis auf ein Pult, wurde auch gegen Thiere bösartig, biß Hunde und Katzen, erſtere nicht ohne ſelbſt Wunden davonzutragen, zerriß dem Dienſtmädchen den Rock, biß ſogar nach ſeinem Herrn und wurde deshalb weggegeben. Ungeſchickte Behandlung hatte ihn verdorben.

Digitized by Google

In unſeren Thiergärten und Thierbuden hält ſich der Gepard ſelten längere Zeit. Er ſtellt an die Nahrung zwar nicht höhere Anſprüche, iſt aber zärtlicher und hinfälliger als Familienverwandte gleicher Größe. Bei rauher Witterung leidet er ſehr, in einem kleinen Käfige nicht minder. Wärme und die Möglichkeit, ſich frei zu bewegen, ſind Bedingungen für ſein Wohlbefinden, welche in gedachten Anſtalten nicht erfüllt werden können. So verkümmert er unter den ihm ſo ungünſtigen Verhältniſſen meiſt in kurzer Zeit. Fortgepflanzt hat er ſich meines Wiſſens in Europa noch nicht.

*

Pollens und Schlegels Unterſuchungen ergaben, daß ein bisher unter dem Namen Beutelfrett in der Familie der Schleichkatzen eingereihtes Thier zu den Katzen zählt, aber als ein Bindeglied zwiſchen dieſen und den Schleichkatzen angeſehen werden darf. Bennet, der erſte Beſchreiber, hatte allerdings nur ein junges „Beutelfrett" für ſeine Unterſuchungen zu ſeiner Verfügung, und mag es möglich ſein, daß ſolches zur Feſtſtellung der Familienangehörigkeit nicht ausreicht, während Pollen von einem alten Männchen ſagen konnte, daß das Thier zwar eine abweichende, aber doch nichts anderes als eine Katze iſt, welche hinſichtlich der Geſtalt zunächſt an den Yaguarundi, hinſichtlich der Färbung an den Puma ſich anſchließt. Von den Katzen hat die Foſſa den Geſammtbau, den Geſichtsausdruck, die ziemlich weit zurückziehbaren Krallen und den Zahnbau, von den Schleichkatzen die geſtreckte Geſtalt, die niedrigen Beine, die kurzen, eiförmig geſtalteten Ohren, die langen Schnurren, eine merklich entwickelte Drüſentaſche in der Aftergegend, die nackten Sohlen und andere Merkmale. Der Schädel iſt geſtreckter und minder breit als der der Katzen, der Unterkiefer weniger kräftig, der Raum zwiſchen Reiß- und Backenzähnen im Oberkiefer wie der erſte Backenzahn größer als bei den Katzen; auch ſind im Unterkiefer anſtatt drei vier Backenzähne vorhanden. Im übrigen bietet das Gebiß keine merklichen Unterſchiede mit dem anderer Katzen.

Die Foſſa der Malgaſchen oder Frettkatze, wie wir ſie nennen können (Cryptoprocta ferox), erreicht eine Geſammtlänge von 1,5 Meter, wovon der Schwanz 68 Centim. wegnimmt, iſt aber ſehr niedrig geſtellt, da die Beine nur 15 Centim. Höhe haben. Der aus kurzen, aber dichtſtehenden, etwas derben, auf dem Kopfe und an den Füßen wie abgeſchoren erſcheinenden Haaren beſtehende Pelz hat röthlichgelbe Färbung, dunkelt aber auf der Oberſeite, weil hier die einzelnen Haare braun und blaßgelb geringelt ſind; die Ohren tragen innen und außen hellere Haare; die Schnurren ſind theils ſchwarz, theils weiß gefärbt; der Augenſtern, welcher graugrünlichgelb ausſieht, ähnelt dem der Hauskatze.

Das Vaterland der Frettkatze iſt die Inſel Madagaskar. Man kennt ſie hier allgemein, fürchtet ſie in geradezu lächerlicher Weiſe, bezichtigt ſie, ſogar den Menſchen anzugreifen, und erzählt eine Menge von Fabeln, in denen ſie eine bedeutende Rolle ſpielt. Ueber ihr Freileben fehlt uns genügende Kunde; denn kein Europäer hat ſie bis jetzt genau beobachtet und auch Pollen hauptſächlich Erzählungen der Eingeborenen wiedergegeben. Nach Angabe der Malgaſchen lebt die Foſſa außer der Paarzeit einzeln in den Waldungen, beſucht, um Hühner zu ſtehlen, fleißig die Gehöfte, und zeichnet ſich durch ebenſo viel Kraft wie Blutgier aus. Für gewöhnlich auf dem Boden lebend, ſoll ſie doch zuweilen den Halbaffen auf die Bäume nachſteigen und ſie hier eifrig verfolgen, weil ſie das Fleiſch dieſer Thiere beſonders gern frißt. Während der Paarungszeit, welche die Malgaſchen Volamposa, zu deutſch etwa Foſſamond, nennen, ſoll man vier bis acht Frettkatzen zuſammen antreffen, welche dann, nach der zu den entſchiedenſten Zweifeln herausfordernden Behauptung der Eingeborenen, ohne weiteres Menſchen angreifen. Das ſich zuſammengefundene Paar begattet ſich nach Art der Hunde, und bleibt geraume Zeit auf das innigſte vereinigt. Außerdem ſagt man, daß die Foſſa durch Kratzen mit den Füßen die Feuer verlöſche, daß ſie, um

Digitized by Google

Hühner zu rauben, rings um die Hühnerſtälle einen hölliſchen Geſtank verbreite, welcher die Hühner umbringe, und dergleichen mehr. Ein gefährlicher Hühnerräuber iſt ſie jedenfalls; denn das von Pollen getödtete Männchen, „ein Mörder erſten Ranges", hatte in kurzer Friſt einen Truthahn, drei Gänſe und etwa zwanzig Hühner weggeſchleppt. Nach Verſicherung des betrübten Eigenthümers von beſagtem Federvieh ſoll die Foſſa nicht einmal mit derartiger Beute ſich begnügen, ſondern unter Umſtänden auch junge Schweine und andere Hausthiere überfallen und morden. Kein Wunder daher, daß ſie von den Malgaſchen ingrimmig gehaßt und möglichſt ausgerottet und ſelbſt vor dem Tode gequält wird.

Frettkatze (Cryptoprocta ferox). ¼ natürl. Größe.

Die Jagd iſt nicht beſonders ſchwierig. Pollen wurde, als er einigen malgaſchiſchen Jägern ſeine Abſicht, eine Foſſa zu erlegen, kund gegeben hatte, von dieſen vor Aufgang des Mondes nach einem Dickichte in der Nähe des kurz vorher beraubten Dorfes geführt, und die Foſſa mit Hülfe eines Hahnes, welchen man durch Anziehen einer ihm an das Bein gebundenen Schnur zum Krähen oder durch Gackern zu bewegen wußte, aus ſeinem Verſtecke herbeigelockt. Nach Verlauf einer halben Stunde, welche der Hahn durch ſein Geſchrei ausfüllte, vernahm man von fern ein Knurren nach Art des Hundes, und ſah bald darauf zwei Schattengeſtalten durch das Gras huſchen oder gleiten. Etwas näher gekommen, blieben die Raubthiere unbeweglich ſtehen, um zu ſichern, ſo daß ſich Pollen entſchließen mußte, ſeinerſeits an ſie heranzuſchleichen, um zu Schuſſe zu kommen.

Von der lächerlichen Furcht der Malgaſchen vor der Foſſa erzählt unſer Gewährsmann eine ergötzliche Geſchichte. Zudſe, der eingeborene Jäger Pollens, begegnet einer Foſſa, welche bei ſeinem Erſcheinen ihre Ueberraſchung fauchend zu erkennen gibt. Anſtatt dem gehaßten Feinde entgegenzurücken, wirft der muthloſe Schütze, am ganzen Leibe zitternd, ſein Gewehr weg, erklettert einen Baum und verweilt in dem ſicheren Gezweige, bis die Frettkatze im nächſten Gebüſche verſchwunden iſt.

Das Fleiſch der Foſſa wird von den Eingeborenen gegeſſen und wegen ſeiner Schmackhaftigkeit beſonders geſchätzt.

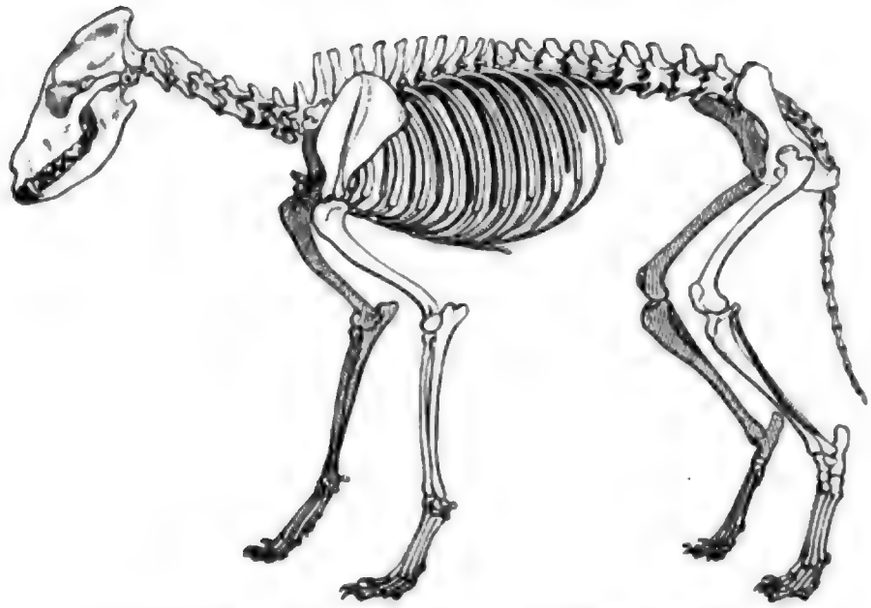
Digitized by Google

In der zweiten Familie der Raubthiere vereinigen wir die Hunde (Canidae). Ihre Hochgeistigkeit, nicht ihre leibliche Begabung bestimmt uns, sie den Katzen anzureihen, obgleich nicht sie, sondern Schleichkatzen und Marder als die nächsten Verwandten von jenen angesprochen werden dürften. Leiblich stehen die Hunde ziemlich weit hinter den Katzen zurück, geistig übertreffen sie ihre Ordnungsverwandten entschieden.

Die Hunde bilden eine nach außen hin ziemlich streng abgeschlossene Familie. Es ist bereits hervorgehoben worden, daß sie in ihrem Leibesbaue nicht so sehr von den Katzen verschieden sind, als man auf eine flüchtige Betrachtung hin wohl annehmen möchte. So bestimmt sie auch ihr eigenthümliches Gepräge im äußeren wie im inneren Bau und ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise wie in ihren Sitten festhalten, so viele übereinstimmende Merkmale beider Familien lassen sich nachweisen. In der Größe stehen sie sämmtlich hinter den größeren Arten der vorigen Familie zurück und besitzen demgemäß auch nicht die Stärke und Furchtbarkeit jener vollendetsten Räuber. Ihre Gestalt ist mager, der Kopf klein, die Schnauze spitz, die stumpfe Nase vorstehend, der Hals ziemlich schwach, der Rumpf, welcher auf dünnen oder hohen Beinen mit kleinen Pfoten ruht, in den Weichen eingezogen, der Schwanz kurz und oft buschig behaart. An den Vorderfüßen finden sich regelmäßig fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche starke, immer aber stumpfspitzige und nicht zurückziehbare Krallen tragen. Die Augen sind groß und hellem Lichte zugänglicher als die Katzenaugen, die Ohren meist spitziger und größer als bei der vorigen Familie, die Zitzen an Brust und Bauch zahlreicher. In dem kräftigen Gebisse, welches durch 40 bis 44, regelmäßig 42, und zwar sechs Schneide-, je einen Reiß-, oben drei, unten vier Lück- und je drei Backenzähne gebildet wird, sind die Schneidezähne, zumal die der oberen Kinnlade, verhältnismäßig groß, die äußeren Zähne fast eckzahnartig vergrößert, die Reißzähne schlank und etwas gekrümmt, die Lückzähne weniger scharf gezackt als bei den Katzen, die Kauzähne ziemlich stumpfe Mahlzähne, welche die Speise ordentlich zermalmen. Der Schädel ist gestreckt, namentlich die Kiefer sind verlängert. Zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und 18 bis 22 Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule. Den Brustkasten umgeben 13, neun wahre und vier falsche Rippenpaare. Das Schlüsselbein ist noch verkümmert, das Schulterblatt schmal, das Becken kräftig. Der Darmschlauch zeichnet sich durch einen rundlichen Magen aus; der eigentliche Darm hat vier- bis siebenfache Körperlänge.

In ihrer ganzen Anlage zeigen die Hunde, daß sie nicht ausschließlich auf rein thierische Nahrung angewiesen sind, und lassen den Schluß zu, daß sie demgemäß auch weniger mordlustig und blutgierig sein werden als die Katzen. In der That unterscheiden sie sich gerade hierin wesentlich von jenen. Sie stehen an Wildheit, Mordlust und Blutgier unbedingt hinter den Katzen zurück, bekunden vielmehr alle eine mehr oder minder ausgesprochene Gutmüthigkeit. Das Hundegesicht spricht uns in der Regel freundlich an und läßt niemals das trotzige Selbstvertrauen und die Wildheit, welche sich im Katzengesichte ausdrücken, besonders bemerklich werden.

Schon in der Vorzeit waren die Hunde wenigstens in Europa weit verbreitete Säugethiere; es steht auch unzweifelhaft fest, daß sie sehr früh auf der Erdoberfläche erschienen. Gegenwärtig verbreiten sie sich über die ganze bewohnte Erde und treten in den meisten Gegenden häufig auf. Einsame, stille Gegenden und Wildnisse, dieselben mögen gebirgig oder eben sein, ausgedehnte düstere Wälder, Dickichte, Steppen und Wüsten bilden ihre Aufenthaltsorte. Einige schweifen fast beständig umher und halten sich höchstens so lange an einem Orte auf, als sie durch ihre noch unmündige Nachkommenschaft an ihn festgehalten werden, andere graben sich Höhlen in die Erde oder benutzen bereits gegrabene Baue zu festen Wohnungen. Die einen sind rein nächtliche, die anderen bloß halbnächtliche Thiere, manche vollkommen Tagfreunde. Jene verbergen sich während des Tages in ihren Bauen oder in einsamen und geschützten Schlupfwinkeln, im Gebüsche, im Schilfe oder hohen Getreide, zwischen öden und dunklen Felsen, und streifen zur Nachtzeit entweder einzeln oder in Gesellschaften durch das Land, durchwandern dabei unter Umständen viele Meilen,



Gerippe des Wolfes. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

jagen während der Wanderung, besuchen dabei sogar größere Dörfer und Städte und ziehen sich bei Anbruch des Tages in den ersten passenden Schlupfwinkel zurück, den sie auffinden; diese sind bei Tage kaum weniger thätig als bei Nacht. Wenige leben einzeln oder paarweise; denn selbst diejenigen Arten, bei denen Männchen und Weibchen zeitweilig zusammenhalten, schlagen sich unter Umständen in stärkere Meuten zusammen, und man kann wohl behaupten, daß alle Hunde ohne Ausnahme gesellige Thiere sind.

Hinsichtlich der Beweglichkeit geben die Hunde den Katzen wenig nach. Ihre stumpfen Krallen erlauben ihnen nicht, zu klettern, und sie sind deshalb auf den Boden gebannt; auch verstehen sie nicht, so hohe und weite Sprünge auszuführen wie die Katzen: im übrigen aber übertreffen sie diese eher, als sie ihnen nachstehen. Sie sind vortreffliche Läufer und besitzen unglaubliche Ausdauer, schwimmen ohne Ausnahme und zum Theil meisterhaft; ja wir finden bei ihnen bereits förmliche Wasserthiere, d. h. Hunde, welche sich mit wahrer Wonne in den Wellen herumtummeln. Beim Gehen treten sie bloß mit den Zehen auf, wie die Katzen; ihr Gang aber ist eigenthümlich schief, weil sie die Beine nicht gerade vor sich hinzusetzen pflegen.

Alle Hunde haben hochentwickelte Sinne. Das Gehör steht dem der Katzen kaum nach, der Geruch dagegen ist zu einer bewunderungswürdigen Schärfe ausgebildet, und auch vom Gesichte darf man behaupten, daß es besser als bei den Katzen ist; denn die Nachthunde stehen den Katzen gleich und die Taghunde übertreffen sie entschieden.

Noch viel ausgezeichneter sind die geistigen Fähigkeiten der Hunde. Die tiefstehenden Arten bekunden eine bemerkenswerthe List und Schlauheit, zum Theil sogar auf Kosten des Muthes, welchen andere in hohem Grade besitzen; die höher stehenden Hunde aber und namentlich diejenigen, welche mit dem Menschen verkehren oder, besser gesagt, sich ihm hingegeben haben mit Leib und Seele, beweisen tagtäglich, daß ihre Geistesfähigkeiten eine Ausbildung erlangt haben wie die keines anderen Thieres. Der zahme Hund und der wilde Fuchs handeln mit vernünftiger Ueberlegung und führen sorgfältig durchdachte Pläne aus, deren Ergebnis sie mit größtmöglicher Sicherheit im voraus abschätzen. Dieser Verstand hat die Hunde auf das innigste mit den Menschen verbunden und stellt sie über alle übrigen Thiere; denn man muß dabei immer bedenken, daß der Hund ein Raubthier ist, gewöhnt, über andere Geschöpfe zu herrschen, und trotzdem seinen Verstand bereitwillig und aus wirklich vernünftigen Gründen dem höheren Menschengeiste unterordnet. Auch bei den ganz wild lebenden Arten zeigt sich dieser hohe Verstand in der großen Vorsicht,

Digitized by Google

Behutſamkeit und dem Argwohne, mit welchem ſie alle Handlungen verrichten. Nur der wüthendſte Hunger vermag ſolches Betragen zuweilen in das entgegengeſetzte zu verwandeln. Dabei ſind die Hunde gemüthliche Burſchen, aufgelegt zu Spiel und Scherz, heiter und luſtig, gutmüthig und verhältnismäßig ſanft, wenngleich nicht ſich leugnen läßt, daß es, wie überall, ſo auch bei ihnen Ausnahmen gibt.

Die Nahrung beſteht hauptſächlich aus thieriſchen Stoffen, zumal aus Säugethieren und Vögeln. Sie freſſen friſch erlegte Beute nicht lieber als Aas, für welches alle Arten ſogar eine gewiſſe Vorliebe zu haben ſcheinen. Einzelne verzehren auch ſehr gern Knochen, und andere finden ſelbſt in den ſchmutzigſten Auswurfsſtoffen des menſchlichen Leibes noch eine erwünſchte Speiſe. Außerdem genießen ſie Lurche, Fiſche, Schalthiere, Krebſe, Kerbthiere oder Honig, Obſt, Feld- und Gartenfrüchte, ja ſogar Baumknospen, Pflanzenſproſſen, Wurzeln, Gras und Moos. Manche ſind ſehr gefräßig und tödten mehr, als ſie verzehren können; doch zeigt ſich der Blutdurſt niemals in der abſchreckenden Geſtalt wie bei einzelnen Katzen oder Mardern, und keinen einzigen Hund gibt es, welcher ſich im Blute der von ihm getödteten Schlachtopfer mit Luſt berauſcht.

Die Fruchtbarkeit der Hunde iſt größer als die der Katzen; ja die Zahl ihrer Jungen erreicht zuweilen die äußerſten Grenzen der Erzeugungsfähigkeit der Säugethiere überhaupt. Im Mittel darf man annehmen, daß die Hunde zwiſchen vier bis neun Junge werfen; doch ſind Ausnahmsfälle bekannt, in denen eine Mutter auf einen Wurf ihrer achtzehn und ſelbſt dreiundzwanzig zur Welt brachte. Es kommt vor, daß der Vater ſeine Sprößlinge oder daß ein anderer männlicher Hund die junge Nachkommenſchaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrißt, wenn er es thun kann: zumal geſchieht dies bei den Wölfen und Füchſen, welche unter Umſtänden auch Ihresgleichen nicht verſchonen. Bei den meiſten Arten macht ſich die Geſelligkeit auch dem jungen Gewölfe gegenüber geltend. Die Mütter ſorgen ſtets in wahrhaft aufopfernder Weiſe für dieſes.

Wegen der großen Anzahl, in welcher manche Hundearten auftreten, iſt der Schaden, den die ganze Familie durchſchnittlich anrichtet, ein ziemlich bedeutender, und die den Menſchen beeinträchtigenden Arten werden deshalb überall unbarmherzig verfolgt. Dagegen leiſten die kleineren Arten durch Wegfangen ſchädlicher Nage- und Kerbthiere oder durch das Aufzehren von Aas und anderem Unrathe gute Dienſte und liefern zudem noch ihren Balg, ihre Haut und ihre Zähne zur Benutzung. Und wenn man Schaden und Nutzen, den die ganze Familie bringt, gegen einander abwägen will, kann man gar nicht in Zweifel bleiben, welcher von beiden der überwiegende iſt; denn die eine Gruppe oder, wenn man lieber will, die eine Art der Hunde, unſere treueſten Hausfreunde, leiſten dem Menſchen ſo viele unberechenbare und unerſetzbare Dienſte, daß der Schaden, welchen die übrigen Mitglieder anrichten, dieſem Nutzen gegenüber kaum in Betracht zu ziehen iſt.

Man kann die Hunde in fünf Abtheilungen bringen und einzelne von dieſen wieder in kleinere Gruppen zerfällen. Dieſe Abtheilungen begreifen die **Wölfe** oder Wildhunde mit rundem Augenſtern und mit kurzem Schwanze, die **Füchſe** mit ſpaltenförmigem Augenſtern und mit langem, buſchigem Schwanze, die **Schleichkatzenhunde**, Mittelglieder zwiſchen beiden Familien, deren Namen ſie tragen, die **Ohrenhunde**, fuchsähnliche, großöhrige Wüſtenhunde, mit abweichendem, ſehr zahnreichem Gebiſſe, und die **Hiänenhunde**, Verbindungsglieder der Hunde und Hiänen.

*

Um den Hund und ſeine zahlloſen Raſſen richtig zu beurtheilen, iſt es unbedingt erforderlich, ſeine wildlebenden Verwandten, unter denen man ſeine Ahnen oder Vorfahren zu vermuthen hat, kennen zu lernen. Ohne dieſe Kunde würde ein guter Theil des Nachfolgenden zunächſt unverſtändlich ſein. Auch erſcheint es folgerichtig, von den freilebenden Hunden zu den gezähmten überzugehen. Jene lehren uns, was der Hund war, bevor er ſich dem Menſchen zu eigen gab; in ihnen

ſehen wir noch das urſprüngliche, in den gezähmten das veränderte und, wohl darf man dies ſagen, das vermenſchlichte Thier.

Gray zerfällt die Familie und ſo auch die Wölfe in viele Unterabtheilungen, denen er den Rang von Sippen beilegt. Unter ihnen ſtellt er eine Gruppe obenan, welche er Urhunde (Cuon) nennt und wegen ihres, aus nur 40 Zähnen beſtehenden Gebiſſes in einer beſonderen Sippe vereinigt. Die hierher gehörigen Arten mögen hundeartige Wölfe genannt werden. Ihr Kopf iſt verhältnismäßig breit, die Schnauze kurz, das aufrecht ſtehende Ohr hoch, unten breit, oben zugeſpitzt, der Augenſtern rund, der Leib kräftig, in den Weichen eingezogen, der Schwanz buſchig und hängend, das Bein ſtämmig, die langbehaarte Pfote kräftig. Im Verhältnis zu ihrer mäßigen Größe ſind alle hierher zu zählenden Arten oder, was keineswegs undenkbar, nach Murie's Unterſuchungen ſogar als kaum zweifelhaft angenommen werden muß, Spielarten einer und derſelben Art, ſehr jagdluſtige und jagdtüchtige Thiere.

Oberſt Sykes beſchrieb einen längſt bekannten Wildhund Indiens, den Kolſum oder Dole (Canis dukhunensis, Cuon dukhunensis, Canis dhola), in welchem er den Stammvater aller Haushunde zu erkennen meinte. Das Thier, welches, nach ſeiner Angabe, größere Aehnlichkeit mit dem Windſpiele als mit dem Wolfe oder Schakal haben ſoll, beſitzt ungefähr die Verhältniſſe eines mittelgroßen Windhundes, bei 1,2 Meter Geſammt- und 20 Centim. Schwanzlänge, 45 bis 50 Centim. Höhe am Widerriſt, und iſt bekleidet mit einem gleichmäßig dichten, aus ziemlich kurzen, nur an der Ruthe verlängerten Haaren beſtehenden Pelze von ſchön braunrother, unterſeits lichterer, auf der Schnauze, den Ohren, an den Füßen und der Schwanzſpitze dunklerer Färbung.

Der Kolſum bewohnt Indien, insbeſondere Dekan, die Gebirge Nilgiri, Balaghat, Hyderabad und die öſtlich der Küſte Coromandel gelegenen Waldgegenden; in anderen Theilen des großen Reiches ſcheint er nicht vorzukommen. Auch in Gegenden, welche er bevorzugt, iſt er nicht eben eine häufige Erſcheinung; viele Beſucher Indiens haben ihn daher als ein fabelhaftes Weſen, als ein Märchen der Eingeborenen angeſehen. Als ein ſehr ſcheues Thier hält er ſich fern von dem Menſchen und ſeinen Wohnungen, dafür jene dunklen Rohrwaldungen vorziehend, welche uns unter dem Namen von Dſchungeln bekannt ſind, jene Dickichte, welche ſich über Hunderte von Meilen ausdehnen und dem Menſchen nur hier und da Zutritt geſtatten.

In ſeinen Sitten und Gewohnheiten zeigt der Kolſum viel eigenthümliches. Er ſchlägt ſich wie ſeine Sippſchaftsverwandten in ſtärkere oder ſchwächere Meuten, deren durchſchnittliche Anzahl aber doch fünfzig bis ſechszig ſein ſoll, jagt, abweichend von den anderen Hunden, ganz ſtill oder läßt wenigſtens nur in großen Zwiſchenräumen ſeine Stimme ertönen. Dieſe iſt kein Bellen, ſondern eher ein ängſtliches Wimmern, welches dem Geheule des Haushundes ähnelt. Alle Berichte ſtimmen überein, daß er ein außerordentlich geſchickter Jäger iſt. Williamſon, welcher ihn mehrmals bei der Verfolgung einer Beute beobachtet hat, glaubt, daß kein einziges Thier bei einer längeren Jagd dieſem Urhunde entkommen könne. Hinſichtlich der Jagd ähnelt er im ganzen dem Wolfe, unterſcheidet ſich von ihm aber durch ſeinen ungewöhnlichen Muth und ſein freundſchaftliches Zuſammenhalten. Sobald die Meute ein Thier aufgeſtöbert hat, jagt ſie ihm mit der größten Ausdauer nach, theilt ſich auch wohl, um ihm den Weg nach allen Seiten hin abzuſchneiden. Dann packt es der eine an der Kehle, reißt es nieder, und alle ſtürzen über den Leichnam her und freſſen ihn in wenigen Minuten auf. Mit Ausnahme des Elefanten und des Nashorn ſoll es, wie man ſagt, kaum ein einziges indiſches Thier geben, welches mit dem Kolſum es aufnehmen könne. Der wüthende Eber fällt ihm zum Opfer, trotz ſeines gewaltigen Gewehres, der ſchnellfüßige Hirſch iſt nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Am beſten ſoll noch der Leopard daran ſein, weil die Meute des Kolſum ihm nicht in die Zweige folgen kann, welche er augenblicklich aufſucht, ſowie er ſich angegriffen ſieht; wird ihm aber ſein Zufluchtsort in den Baumkronen abgeſchnitten, ſo iſt auch er ein Kind des Todes, trotz aller Gegenwehr. Man verſichert, daß es der Meute voll-

Digitized by Google

kommen gleichgültig ſei, wenn ihre muthigſten Genoſſen bei einem Angriffe auf ein gefährliches Thier, wie es der Tiger oder der Bär iſt, gelichtet würden: es können zehn und mehr unter den Tatzenſchlägen des Tigers verbluten oder an der Bärenbruſt erdrückt werden, die übrigen verlieren den Muth nicht, ſondern ſtürzen ſich immer von neuem mit ſolcher Kühnheit und ſolchem Geſchick auf ihren Gegner, daß ſie ihn zuletzt doch ermüden und dann ſicher noch erwürgen. Dieſen blutigen Kämpfen zwiſchen größeren Raubthieren und dem Kolſum ſchreibt man die Seltenheit des Thieres

Buanſu (Canis primaevus). ⅛ natürl. Größe.

zu; außerdem dürfte dieſe Hundeart, ſo glaubt man, in einer Weiſe ſich vermehren, daß es in Indien bald gar keine Jagd mehr geben würde. Den Menſchen ſoll unſer Wildhund niemals angreifen, ihm vielmehr, ſo lange er kann, ängſtlich aus dem Wege gehen; wird er aber angegriffen, dann beweiſt er ſeinen Muth auch dem Menſchen gegenüber und iſt kein zu verachtender Gegner.

Ebenſo wie im Kolſum glaubte man auch in dem Buanſu oder Buanſua, Ramhun der Bewohner Kaſchmirs (Canis primaevus, Cuon primaevus, Canis himalayanus), den wilden Urhund zu finden. In Geſtalt, Färbung, Weſen und Sitten hat er die größte Aehnlichkeit mit jenem. Seine Geſammtlänge wird zu 1,5 Meter, die Schwanzlänge zu 35, die Höhe am Widerriſte zu 53 Centim. angegeben; der ziemlich lange und dichte Pelz iſt ebenfalls dunkel roſtroth, auf dem Rücken ſchwarz geſprenkelt, weil hier die einzelnen, an der Wurzel lichten Haare ſchwarz und roſtroth geringelt ſind, unterſeits röthlichgelb, der Schwanz an der Wurzel blaßroſtfarben, an der Spitze ſchwarz, die Iris rothbraun.

Der Buanſu iſt ebenſo ſcheu und hält ſich ebenſo zurückgezogen wie der Kolſum. Die dichteſten und unzugänglichſten Wälder und andere Dickichte, mit welchen die ſo reiche Pflanzenwelt den dortigen Boden deckt, zieht er jedem anderen Aufenthalte vor. „Obſchon nicht eben ſelten im Höhengürtel des weſtlichen Himalaya", ſagt Adams, „wird der Ramhun doch ſelten geſehen. So liſtig und ſpitzbübiſch iſt ſein Auftreten, daß ſelbſt eingeborene, mit dem von ihm angerichteten Verheerungen wohl vertraute Jäger ihn niemals zu Geſicht bekommen haben. In den Pinjalbergen bin ich ſeinen Spuren meilenweit gefolgt, habe auch Lager gefunden, in denen wenige Stunden vorher ganze Meuten gelegen hatten, niemals aber war ich ſo glücklich, mit ihnen zuſammenzutreffen. Wie es ſcheint, liegen ſie über Tages in Löchern oder Höhlen und jagen nur in den frühen Morgen- und Abendſtunden. Die Erzählungen der Eingeborenen ſind ſehr verſchieden und oft ſich widerſprechend." Bekannt iſt etwa das Nachſtehende:

Der Buanſu jagt ebenfalls in Meuten, unterſcheidet ſich aber bei ſeiner Jagd von dem vorigen hauptſächlich dadurch, daß er ununterbrochen Laute von ſich gibt, während er läuft, und zwar ſtößt er ein ſonderbares Gebrüll aus, welches von der Stimme des Haushundes ganz verſchieden iſt und ebenſo wenig etwas gemein hat mit dem langen Geheule der Wölfe, des Schakals oder des Fuchſes. Die Anzahl der Mitglieder einer Meute iſt nicht groß, ſondern beträgt höchſtens acht bis zwölf. Nach allen Beobachtungen wird das jagende Thier durch ſeinen vorzüglichen Geruch geleitet; wenigſtens folgt es der Naſe entſchieden mehr als dem Auge. Wie geſagt wird, theilt der Buanſu mit dem Hiänenhunde, welchen wir ſpäter kennen lernen werden, die Luſt, gefährliche Raubthiere anzugreifen und zu tödten oder wenigſtens zu vertreiben, fällt aber lieber Hirſche, Steinböcke, Schafe und Ziegen an und iſt deshalb ein höchſt verhaßter Beſucher der Gehöfte und Hürden. Ein Freund von Adams ſah eine Meute unſeres Urhundes ein Rudel Hirſche eifrigſt verfolgen, und Eingeborene Kaſchmirs erzählten, daß das Raubthier überhaupt nur wenige größere Vierfüßler verſchone.

Jung eingefangene Buanſus werden ſehr zahm, zeigen bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, und laſſen ſich, wenn dieſer es verſteht, zu trefflichen Jagdgehülfen abrichten. Leider ſcheint der Buanſu bloß ſeinem Herrn unterthan ſein zu wollen: er iſt für andere Jäger nicht nur unbrauchbar, ſondern wegen ſeines ſcharfen Gebiſſes ſogar gefährlich.

Wahrſcheinlich ſtimmt der Urhund der Sundainſeln und Japans, dort Andjingadjag, hier Jamainu genannt (Canis sumatrensis oder Cuon rutilans, hadophylax und hippophylax), mit einer der beiden beſchriebenen feſtländiſchen Arten überein; möglicherweiſe bildet er eine ſelbſtändige Art: beſtimmtes dürfte erſt zu ſagen ſein, wenn man Kolſum, Buanſu und Adjag oder Jamainu lebend nebeneinander geſehen und verglichen haben wird. In der Größe und Färbung ſcheint ſich der letztgenannte wenig von den beſchriebenen Verwandten zu unterſcheiden; im Gebiſſe aller drei laſſen ſich, nach mündlichen Mittheilungen Henſels und den Angaben Murie's, durchgreifende Unterſchiede nicht nachweiſen. Auch der Adjag ſteht dem Wolfe an Stärke merklich nach und trägt einen gelblichfuchsrothen, unten lichteren Pelz.

Die großen Sundainſeln und Japan bilden die Heimat des Adjag; auf erſteren kommt er bis zu tauſend Meter unbedingter Höhe über dem Meere vor. „Als ich", ſchildert Junghuhn, „am 14. Mai 1846 aus dem Küſtengebüſche des Tandjung-Sodong hervortrat und über das breite Sandgeſtade hinſah, bis zur jenſeitigen Landzunge Pangarok oder Schildkrötenkrieg, glaubte ich ein Schlachtfeld vor mir zu erblicken. Hunderte von Gerippen der ungeheuer großen Schildkröten lagen auf dem Sande umher zerſtreut. Einige ſchon in der Sonne gebleichte beſtanden nur aus glatten Knochen, andere waren zum Theil noch von faulenden, ſtinkenden Eingeweiden erfüllt und wieder andere noch friſch und blutend: aber alle lagen auf dem Rücken. Hier iſt der Ort, wo die Schildkröten auf ihrer nächtlichen Wanderung vom Saume des Meeres bis zu den Dünen und von da zurück zum Meere von den Wildhunden angefallen werden. Dieſe kommen in Trupps

Digitized by Google

von zwanzig bis dreißig Stücken, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Theilen ihres umpanzerten Leibes, zerren an den Füßen, am Kopfe, am After, und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Thier, ungeachtet seiner ungeheueren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich herschleppend, glücklich das Meer. Auch eine erlangte Beute verzehren die Hunde nicht immer in Ruhe. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildnis, der Königstiger, aus dem Walde hervorbricht, einen Augenblick stille hält, stutzt, mit funkelnden Augen den Strand überspäht, dann leise heranschleicht und endlich mit einem Satze, unter dumpfschnaufendem Geknurre unter die Hunde springt, welche nun nach allen Seiten auseinander stieben und in wilder Flucht dem Walde zueilen. Ein abgebrochener, mehr pfeifender als knurrender Laut begleitet ihren Abzug. So führen sie in Wahrheit einen Kampf mit Bewohnern des Weltmeeres an einem Orte, außerordentlich wüst und schauervoll, welcher niemals von Javanen besucht wird, dem Wanderer aber, welcher die Wildnis durchirrt, schon aus der Ferne erkenntlich ist an der Menge von Raubvögeln, welche hoch in der Luft darüber kreisen."

Aber auch in bevölkerten Gegenden, bis hoch ins Gebirge hinauf, betreibt der Adjag seine wilde Jagd. Wie Junghuhn im Jahre 1844 erfuhr, durchzieht er zuweilen in Meuten von einem Dutzend und darüber die halbbebauten Gauen eines Höhengürtels von ungefähr tausend Meter über dem Meere, überfällt nachts Ziegen und selbst Pferde, welche man auf der Weide gelassen oder in der Nähe der Dörfer im Freien an einen Pfahl gebunden hat, greift sie gemeinschaftlich und gleichzeitig an, beißt sich am After und den Geschlechtstheilen fest, reißt ihnen die Augen aus und die weichen Theile des Bauches auf und weiß sie so zu bewältigen. Nach Versicherung der Javanen vergehen nach solchem Ueberfalle Jahre, in denen keine Spur von den wüsten Gästen bemerkt wird, ein Beweis, daß sie wie unser Wolf weit im Lande umherschweifen.

Ich sah einen Adjag im Thiergarten von Amsterdam, wohin er von Cheribon gebracht worden war. In mancher Hinsicht ähnelt er dem zahmen Hunde. Er läuft, sitzt, liegt zusammengekauert wie dieser,

„Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt — alles Hundebrauch". —

Aber der erste Blick auf ihn genügt, um in ihm ein von unserem Hunde durchaus verschiedenes Thier zu erkennen. Allerdings läßt sich nicht so leicht beschreiben, worin der Unterschied liegt; allein der vergleichende Blick eines Naturkundigen, welcher lebende Thiere zu beobachten gewohnt ist, will meiner Ansicht nach mehr sagen, als etwaige Maßunterschiede oder ein kleines Höckerchen mehr oder weniger auf einem beliebigen Zahne. Dem Adjag schaut der Wildhund so klar aus dem Gesichte heraus, daß man gar nicht zweifeln kann, weß Geistes Kind man vor sich hat. Kein einziger Haushund hat einen solchen Gesichtsausdruck wie irgend ein wilder; selbst der Hund der Eskimo's ist, wenn man ihm ins Gesicht schaut, vom Wolfe zu unterscheiden: der Adjag aber sieht so wild aus wie nur irgend einer seiner freilebenden Verwandten.

Der Gefangene in Amsterdam wurde nur mit Fleisch gefüttert; andere Stoffe rührte er nicht an. Gegen seine Wärter zeigte er nicht die geringste Anhänglichkeit. Er lebte in Feindschaft mit Menschen und Thieren. Bei Tage schlief er fast immer, nachts war er lebendig und raste oft wie unsinnig im Käfige umher. Mehr habe ich leider nicht erfahren können.

Als Vierter im Bunde tritt in den Gebirgsländern Ost- und Mittelasiens der Alpenhund oder Alpenwolf, Subri der Sojoten und Burjäten, Dscherkul der Tungusen (Canis alpinus, Cuon alpinus) auf. Giebel verurtheilt ihn zu einer Spielart unseres Wolfes, mit welchem er schon wegen der merklich geringeren Größe und abweichenden Behaarung und Färbung kaum

Digitized by Google

verglichen werden kann; Gray findet durch Vergleichung seines und des Schädels vom Buansu, daß er mit diesem große Aehnlichkeit hat; Murie will ihn höchstens als sibirische Abart der südasiatischen Urhunde gelten lassen. Ein schönes Stück des Berliner Museums ähnelt einem sehr großen zottigen Schäferhunde, hat breiten Kopf mit abgestumpfter Schnauze, mäßig großen Augen und mittelhohen, oben abgerundeten, außen und innen dicht behaarten Ohren, kräftige Glieder und langen, bis zum Boden herabreichenden Schwanz, ist 1,3 Meter lang, wovon der Schwanz 35 Centim. wegnimmt, und 45 Centim. hoch; der Pelz sehr lang, straff und hart, das zwischen den Grannen stehende Woll-

Alpenwolf (Canis alpinus). ⅛ natürl. Größe.

haar dicht, weich und lang, die Fahne außerordentlich weich und buschig, das Haar der Oberseite an der Wurzel dunkel röthlichgrau, in der Mitte rostroth, an der Spitze schwarz oder weiß, wodurch hier eine fahlrosträthliche Färbung hervorgebracht wird, während die Unter- und Innenseite sowie der Pfotentheil der Läufe blaßisabellgelb aussehen. Abgegrenzte Farbenfelder bemerkt man nur am Vordertheile der Beine, wo das allgemeine Rostfahlroth oder Rostfahlgelb der Oberseite neben dem Lichtisabellgelb der Unterseite als länglicher Flecken sich zeigt. Der Schwanz ist merklich dunkler als der Oberkörper, etwa fahlgrau. Das Ohr trägt außen röthlichgelbe, innen weißliche Behaarung.

Ueber Verbreitung und Sitten des Thieres berichtet Radde. Der Alpenwolf tritt in den Gebirgen, denen die östlichen Quellzuströme des Jenisei entspringen, strichweise häufig auf, wird aber ebensowohl von den Burjäten und Sojoten wie von den russischen Jägern nicht gejagt, sondern nur beiläufig erbeutet. Mehr der geringe Werth seines groben Pelzes als die Furcht vor ihm ist Ursache, daß man ihm nicht besonders nachstellt. Sein Vorkommen scheint an gewisse Oertlichkeiten geknüpft zu sein, an solche, welche zu den wildesten Gebirgsgegenden gehören und von den Hirschen besonders gerne als Standorte gewählt werden. So ist er im Jagdgebiete der

Digitized by Google

Karagassen westlich vom mittleren Okalaufe noch in Trupps von zehn bis fünfzehn Stücken vorhanden und geht dort den Hirschen, ganz besonders den Hirschkühen und Kälbern nach. Vereinzelter lebt er im Gebiete der Sojoten, namentlich am schwarzen Irkut, wo er vornehmlich an Steinböcke sich hält. Im oberen Irkutthale hatte er im Jahre 1859 die Hirsche dergestalt versprengt, daß die Jagden auf sie erfolglos blieben. Im südlichen Apfelgebirge erkundigte sich Radde vergeblich nach ihm, erfuhr dagegen in den Hochsteppen Dauriens, daß der Dscherkul hier zuweilen vorkomme. In den Gebirgen des unteren Amur ist er häufig.

Von den Jägern im Amurthale wird der Alpenwolf gefürchtet. Die von ihm gebildeten Meuten umzingeln ihre Beute und fällen sie sicher. Dem Jäger, welcher diese Raubthiere in größerer Anzahl antrifft, bleibt nichts übrig, als sich auf einen Baum zu flüchten. Hirsche und Steinböcke werden von den Alpenhunden zu Felsabstürzen getrieben, angeschossene Stücke verfolgt und sehr bald niedergerissen. Angesichts der Beute lassen sie einen pfeifend zischenden Laut vernehmen und stürzen sich so gierig auf den Fraß, daß man sich ihnen sehr gut nähern kann. Ein Radde bekannter Birar-Tunguse erlegte von vier Alpenhunden, welche ihm einen eben angeschossenen Hirsch streitig machten, drei nach einander, ohne daß die überlebenden durch das Zusammenstürzen der getödteten bei ihrer Mahlzeit sich hätten stören lassen. Von den kundigen Eingeborenen werden sie übrigens als sehr schlaue und schnelle Thiere geschildert. Starke, alte Männchen führen die Meute, und zwar nehmen gewöhnlich ihrer mehrere die Spitze. Erfahrene Jagdhunde folgen der Spur ihrer Verwandten nicht, kehren vielmehr wie nach erkannter Tigerspur furchtsam, mit gesträubtem Rückenhaare, zum Herrn zurück.

Das Fleisch wird von den Birar-Tungusen nicht gegessen, das Fell von den russischen Kaufleuten nicht begehrt. Von Radde verlangte man freilich sechs bis zehn Rubel, aber nur, weil man merkte, wie viel ihm an einem vollständigen Balge gelegen war.

*

Den Urhunden reihen wir die Wölfe (Lupus) als nächste Verwandte an. Sie unterscheiden von jenen, nach Gray, der mäßig große, ziemlich spitzschnauzige Kopf und nicht eben erhebliche Abweichungen des Gebisses, welches aus 42 Zähnen besteht, da in der Unterkinnlade anstatt eines zwei Höckerzähne vorhanden sind.

Der Wolf (Canis lupus, Lupus vulgaris und L. silvestris, Canis lycaon) hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, welcher den Schwanz hängen läßt, anstatt ihn aufgerollt zu tragen. Bei schärferer Vergleichung zeigen sich die Unterschiede namentlich in Folgendem: Der Leib ist hager, der Bauch eingezogen; die Läufe sind klapperdürr und schmalpfotig; die langhaarige Lunte hängt bis auf die Ferse herab; die Schnauze erscheint im Verhältnis zu dem dicken Kopfe gestreckt und spitzig; die breite Stirn fällt schief ab; die Seher stehen schief, die Lauscher immer aufrecht. Der Pelz ändert ab nach dem Klima der Länder, welche der Wolf bewohnt, ebensowohl hinsichtlich des Haarwuchses wie bezüglich der Färbung. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleibe und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten, in südlichen Gegenden im allgemeinen kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr in das Röthliche, im Winter mehr in das Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr in das Weiße, in südlichen mehr in das Schwärzliche. Die Stirne ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer aber mit Schwarz gemischt; die Lippen sind weißlich, die Wangen gelblich und zuweilen undeutlich schwarz gestreift, die dichten Wollhaare fahlgrau.

Hier und da kommt eine schwarze Spielart des Wolfes vor, welche man als besondere Art (Canis lycaon) aufzustellen versucht, jedoch ebensowohl wie andere als bloße Abänderung aufzufassen hat. Gebirgswölfe sind im allgemeinen groß und stark, Wölfe der Ebenen merklich kleiner und

Digitized by Google

ſchwächer, keineswegs aber auch minder raub- oder angriffsluſtig. In Ungarn und Galizien unterſcheidet man ganz allgemein den Rohr- und Waldwolf. Erſterer iſt röthlichgrau, nicht ſtärker als ein mittelgroßer Vorſtehhund, lebt meiſtens in zahlreichen Rotten beiſammen und liebt ebene, ſumpfige, nicht ſehr waldreiche Gegenden; letzterer hat aſchgraue Färbung, erreicht eine viel bedeutendere Größe als der Rohrwolf, ſchlägt ſich nur während der Ranzzeit in größere Meuten zuſammen, bildet außerdem Trupps von zwei bis fünf Stück und bevorzugt zuſammenhängende Waldungen. Beide können wohl nur als Spielarten aufgefaßt werden, ebenſo wie der in China

Wolf (Canis lupus). 1/6 natürl. Größe.

hauſende Tſchango (Lupus Chango) ſchwerlich als beſondere Art ſich bewähren dürfte. Gray, ſein Beſchreiber, gibt an, daß er etwas kurzbeiniger als der Wolf, und an den Ohren, den Leibesſeiten, den Außenſeiten der Glieder mit kurzen blaßgelblichen, unterſeits mit weißen Haaren bekleidet iſt. Ein ausgewachſener Wolf erreicht 1,6 Meter Leibeslänge, wovon 45 Centim. auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerriſte beträgt etwa 85 Centim. Die Wölfin unterſcheidet ſich von dem Wolfe durch etwas ſchwächeren Körperbau, ſpitzere Schnauze und dünneren Schwanz.

Noch heutigen Tages iſt der Wolf weit verbreitet, ſo ſehr auch ſein Gebiet gegen frühere Zeiten beſchränkt wurde. Er findet ſich gegenwärtig noch faſt in ganz Europa, wenn auch in den bevölkertſten Ländern dieſes Erdtheils nur in den Hochgebirgen. In Spanien iſt er in allen Gebirgen und ſelbſt in den größeren Ebenen eine ſtändige Erſcheinung, in Griechenland, Italien und Frankreich häufig genug, in der Schweiz ſeltener, im mittleren und nördlichen Deutſchland wie in Großbritannien gänzlich ausgerottet worden, im Oſten Europas gemein. Ungarn und Galizien, Kroatien, Krain, Serbien, Bosnien, die Donaufürſtenthümer, Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland ſind diejenigen Länder, in denen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Auf Island und den Inſeln des Mittelmeeres ſcheint er niemals vorgekommen, in den

Atlasländern dagegen ebenfalls vorhanden zu sein. Außerdem verbreitet er sich über ganz Nordost- und Mittelasien und wird in Nordamerika durch einen ihm so nahestehenden Verwandten ersetzt, daß man auch den Westen der Erde in seinen Verbreitungskreis gezogen hat.

Die Alten kannten den Wolf genau. Viele griechische und römische Schriftsteller sprechen von ihm, einige nicht allein mit dem vollen Abscheu, welchen Isegrimm von jeher erregt hat, sondern auch bereits mit geheimer Furcht vor ungeheuerlichen oder gespenstigen Eigenschaften des Thieres. Oppian unterscheidet fünf Abarten, welche Geßners Uebersetzer bezeichnet als Schützwolf, „so genennet von seiner schnälle wegen", Raubwolf „der allerschnälleſt, trit mit grosser vngestüme morgens frü auff das gejegt, dann er stets Hunger leydet", Guldie „von der farb wägen, schöne vnd glantz seiner haren" und Booßwolf, „der viert und fünft, diweyl jre grind vnd hälß so kurtz vnd dick etwas gleyche mit dem Amboß habend". In der altgermanischen Götterſage wird der Wolf, das Thier Wodans, eher geachtet als verabscheut; letzteres geschieht erst viel später, nachdem die christlichen Pfaffen die hochdichterische Götterlehre unserer Vorfahren durch ihre abgeschmackten Teufelsgeschichten zu verdrängen gewußt hatten. Sie verwandelten Wodan in den teuflischen „wilden Jäger" und seine Wölfe in dessen Hunde, bis zuletzt aus diesen der gespenstige Werwolf wird: eine der ungenießbarsten Früchte des Aberglaubens, ein Ungeheuer, zeitweilig Wolf, zeitweilig Mensch, Blindgläubigen ein Entsetzen. Noch heutigen Tages spukt die Werwolfsfabel in verdüsterten Köpfen und flüstert das Volk sich zu, durch welche Mittel das gespenstige Ungeheuer zu bannen und unschädlich zu machen sei.

Der Wolf wird zwar allmählich mehr und mehr zurückgedrängt; doch ist der letzte Tag seines Auftretens im gesitteten Europa anscheinend noch fern. Im vorigen Jahrhundert fehlte das schädliche Raubthier keinem größeren Waldgebiete unseres Vaterlandes, und auch in diesem Jahrhundert sind hier nach amtlichen Angaben immerhin noch Tausende erlegt worden. Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch eintausendundachtzig Stück geschossen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundertundachtzehn Stück, 1801 hundertundneun Stück, 1802 hundertundzwei, 1803 sechsundachtzig, 1804 hundertundzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 sechsundsiebenzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreiundvierzig. Sie wurden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor: im Kösliner Regierungsbezirk wurden im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreiundfünfzig Stück ausgelöst. Gegenwärtig sind sie sehr selten geworden; doch verlaufen sich alljährlich noch einzelne Wölfe aus Rußland, Frankreich und Belgien nach Ost- und Westpreußen, Posen, den Rheinlanden, in strengen Wintern auch nach Oberschlesien, unter Umständen bis tief in das Land. So trieben, laut Pagenstecher, im Jahre 1866 Wölfe im Odenwalde ihr Unwesen, bis es nach vielen vergeblichen Jagden endlich gelang, ihrer habhaft zu werden. Im ganzen Südosten Oesterreichs, zumal Ungarns und den dazu gehörigen slavischen Ländern, muß man allwinterlich mehr oder minder großartige Jagden veranstalten und sonstige Vertilgungsmittel anwenden, um den Wölfen zu steuern, hat aber in waldigen, dünnbevölkerten Gegenden bis heutigen Tages noch herzlich wenig auszurichten vermocht. Die Anzahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland erlegt und von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt, jedenfalls aber eine sehr erhebliche Menge. Dasselbe ist in Schweden und Norwegen der Fall. In diesen drei nördlichen Reichen gelten die Wölfe als die hauptsächlichsten Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und bringen jährlich ungeheueren Schaden: — ich will weiter unten darüber ausführlicher reden.

Der Wolf bewohnt einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen, und im Süden die Steppen. In Mitteleuropa findet er sich nur in den Hochgebirgen; im Süden, Osten und Norden haust er in Waldungen aller Höhengürtel, selbst in nicht allzu großen Buschdickichten, auf Kaupen in Brüchen und Sümpfen, in Rohrwäldern, Maisfeldern, in Spanien sogar in Getreidefeldern, oft in geringer Nähe der

Digitized by Google

Ortſchaften. Dieſe meidet er überhaupt viel weniger, als man gewöhnlich annimmt, hütet ſich nur, ſo lange der Hunger ihm irgendwie es geſtattet, ſich ſehr bemerklich zu machen. Wenn er nicht durch das Fortpflanzungsgeſchäft gebunden wird, hält er ſich ſelten längere Zeit an einem und demſelben Orte auf, ſchweift vielmehr weit umher, verläßt eine Gegend tage- und wochenlang und kehrt dann wieder nach dem früheren Aufenthaltsorte zurück, um ihn von neuem abzujagen. In dicht bevölkerten Gegenden zeigt er ſich nur ausnahmsweiſe vor Einbruch der Dämmerung, in einſamen Wäldern dagegen wird er, wie der Fuchs unter ähnlichen Umſtänden, ſchon in den Nachmittagsſtunden rege, ſchleicht und lungert umher und ſieht, ob nichts für ſeinen ewig bellenden Magen abfalle. Während des Frühjahrs und Sommers lebt er einzeln, zu zweien, zu dreien, im Herbſte in Familien, im Winter in mehr oder minder zahlreichen Meuten, je nachdem die Gegend ein Zuſammenſcharen größerer Rudel begünſtigt oder nicht. Trifft man ihn zu zweien an, ſo hat man es in der Regel, im Frühjahre faſt ausnahmslos, mit einem Paare zu thun; bei größeren Trupps pflegen männliche Wölfe zu überwiegen. Einmal geſchart, treibt er alle Tagesgeſchäfte gemeinſchaftlich, unterſtützt ſeine Mitwölfe und ruft dieſe nöthigenfalls durch Geheul herbei. Geſellſchaftlich treibt er ſein Umherſchweifen ebenſo gut, als wenn er einzeln lebt, folgt Gebirgszügen mehr als fünfzig Meilen weit, wandert über Ebenen von mehr als hundert Meilen Durchmeſſer, durchreiſt, von einem Walde zum anderen ſich wendend, ganze Provinzen und tritt deshalb zuweilen urplötzlich in Gegenden auf, in denen man ihn längere Zeit, vielleicht Jahre nach einander, nicht beobachtete. Während andauernder Kriege zieht er den Heeren nach: ſo folgten in den Jahren 1812 und 1813 die vierbeinigen Raubmörder den Franzoſen von Rußland her bis in die Rheinländer. Erwieſenermaßen durchmißt er bei ſeinen Jagd- und Wanderzügen Strecken von ſechs bis zehn Meilen in einer einzigen Nacht. Nicht ſelten, im Winter bei tiefem Schnee ziemlich regelmäßig, bilden Wolfsgeſellſchaften lange Rotten, indem die einzelnen Thiere, wie die Indianer auf ihrem Kriegspfade, dicht hinter einander herlaufen und möglichſt in dieſelbe Spur treten, ſodaß es ſelbſt für den Kundigen ſchwer wird, zu erkennen, aus wie vielen Stücken eine Meute beſteht. Gegen Morgen bietet irgend ein dichter Waldestheil der wandernden Räubergeſellſchaft Zuflucht; in der nächſten Nacht geht es weiter, bisweilen auch wieder zurück. Gegen das Frühjahr hin, nach der Ranzzeit, vereinzeln ſich die Rudel, und die trächtige Wölfin ſucht, nach beſtimmten Verſicherungen glaubwürdiger Jäger, meiſt in Geſellſchaft eines Wolfes, ihren früheren oder einen ähnlichen Standort wieder auf, um zu wölfen und ihre Jungen zu erziehen.

Die Beweglichkeit des Wolfes bedingt großen Aufwand von Kraft, raſchen Stoffwechſel und unverhältnismäßig bedeutenden Nahrungsverbrauch; der gefährliche Räuber fügt daher allerorten, wo er auftritt, dem ihm erreichbaren Gethier empfindliche Verluſte zu. Sein Lieblingswild bilden Haus- und größere Jagdthiere aller Arten, behaarte wie befiederte; doch begnügt er ſich mit Kleingethier aller fünf Wirbelthierklaſſen, frißt ſelbſt Kerbthiere und verſchmäht ebenſo verſchiedene Pflanzenſtoffe nicht. Der Schaden, welchen er durch ſeine Jagd anrichtet, würde, obſchon immer bedeutend, ſo doch vielleicht zu ertragen ſein, ließe er ſich von ſeinem ungeſtümen Jagdeifer und ungezügelten Blutdurſt nicht hinreißen, mehr zu würgen, als er zu ſeiner Ernährung bedarf. Hierdurch erſt wird er zur Geiſel für den Hirten und Jagdbeſitzer, zum ingrimmig oder geradezu maßlos gehaßten Feinde von Jedermann. Während des Sommers ſchadet er weniger als im Winter. Der Wald bietet ihm neben dem Wilde noch mancherlei andere Speiſe: Füchſe, Igel, Mäuſe, verſchiedene Vögel und Kriechthiere, auch Pflanzenſtoffe; von Hausthieren fällt ihm daher jetzt höchſtens Kleinvieh, welches in der Nähe ſeines Aufenthaltsortes unbeaufſichtigt weidet, zur Beute. Unter dem Wilde räumt er entſetzlich auf, reißt und verſprengt Elche, Hirſche, Damhirſche, Rehe, und vernichtet faſt alle Haſen ſeines Gebietes, greift dagegen größeres Hausvieh doch nur ausnahmsweiſe an. Manchmal begnügt er ſich längere Zeit mit Ausübung der niederſten Jagd, folgt, wie Islawin berichtet, den Zügen der Lemminge durch Hunderte von Werſten und nährt ſich dann einzig und allein von dieſen Wühlmäuſen, ſucht Eidechſen, Nattern und Fröſche, und lieſt

Digitized by Google

ſich Maikäfer auf. Aas liebt er leidenſchaftlich und macht da, wo er mit Vetter Luchs zuſammenhauſt, reinen Tiſch auf deſſen Schlachtplätzen. Nach einem Berichterſtatter der Jagdzeitung frißt er auch Mais, Melonen, Kürbiſſe, Gurken, Kartoffeln und ſonſtige Feldfrüchte. Ganz anders tritt er im Herbſte und Winter auf. Jetzt umſchleicht er das draußen weidende Vieh ununterbrochen und ſchont weder große noch kleine Herdenthiere, die wehrhaften Pferde, Rinder und Schweine nur dann, wenn ſie in geſchloſſenen Herden zuſammengehen und er ſich noch nicht in Meuten geſchart hat. Mit Beginn des Winters nähert er ſich den Ortſchaften mehr und mehr, kommt bis an die letzten Häuſer von St. Petersburg, Moskau und anderer ruſſiſchen Städte, dringt in die ungariſchen und kroatiſchen Ortſchaften ein, durchläuft ſelbſt Städte von der Größe Agrams und treibt in kleineren Flecken und Dörfern regelrechte Jagd, zumal auf Hunde, welche ein ihm ſehr beliebtes Wild und im Winter die einzige in der Nähe der Dörfer leicht zu erlangende Beute ſind. Zwar verabſäumt er, wie ich in Kroatien erfuhr und in der „Gartenlaube" bereits mitgetheilt habe, keineswegs, auch eine andere Gelegenheit ſich zu Nutze zu machen, ſchleicht ſich ohne Bedenken in einen Stall ein, deſſen Thüre der Beſitzer nicht gehörig verſchloſſen, ſpringt ſogar durch ein offenſtehendes Fenſter oder eine ihm erreichbare Luke in denſelben und würgt, wenn er ſeinen Rückzug gedeckt ſieht, alles vorhandene Kleinvieh ohne Gnade und Barmherzigkeit, in gleichſam blinder, unüberlegter Mordgier wie ein Tiger hauſend; doch gehören Einbrüche des frechen Räubers in Viehſtälle immerhin zu den Seltenheiten, während alle Dorfbewohner der von ihm heimgeſuchten Gegenden allwinterlich einen guten Theil ihrer Hunde einbüßen, ebenſo wie der Wolfsjäger regelmäßig im Laufe des Sommers mehrere von ſeinen treuen Jagdgenoſſen verliert. Jagt der Wolf in Meuten, ſo greift er auch Pferde und Rinder an, obgleich dieſe ihrer Haut ſich zu wehren wiſſen. In Rußland erzählt man ſich, wie Loewis mir mittheilt, daß hungerige Wolfsmeuten ſogar den Bären anfallen und nach heftigem Kampfe ſchließlich bewältigen ſollen: ob etwas Wahres an dieſer unglaublich ſcheinenden Erzählung iſt, laſſe ich billig dahin geſtellt ſein. So viel iſt ſicher, daß der Wolf auf alles Lebende Jagd macht, welches er bewältigen zu können glaubt. Immer und überall aber hütet er ſich ſo lange wie irgend möglich, mit dem Menſchen ſich einzulaſſen. Die ſchauerlichen Geſchichten, welche in unſeren Büchern erzählt und von unſerer Einbildungskraft beſtens ausgeſchmückt werden, beruhen zum allergeringſten Theile auf Wahrheit Daß eine vom Hunger gepeinigte, blindwüthende Wolfsmeute auch einen Menſchen überfällt, niederreißt, tödtet und auffrißt, kann leider nicht in Abrede geſtellt werden; ſo ſchlimm aber wie man ſich die Gefahren vorſtellt, welche den Menſchen in von Wölfen bewohnten Ländern bedrohen, iſt die Sache bei weitem nicht. Ein wehrloſes Kind, ein Weib, welches zur Unzeit vor das Dorf ſich wagt, mag in der Regel gefährdet ſein; ein Mann, und wenn er auch nur mit einem Knüppel bewaffnet wäre, iſt es nur in ſeltenen, durch Zuſammentreffen ungünſtiger Umſtände herbeigeführten Fällen. Einzelne Wölfe wagen ſich ſchwerlich jemals an einen Erwachſenen, Trupps ſchon eher; vom Hunger gepeinigte Meuten können gefährlich werden.

Bei ſeinen Jagden verfährt der Wolf mit der Liſt und Schlauheit des Fuchſes, von deſſen Eigenſchaften er gelegentlich auch noch eine andere, die Frechheit, an den Tag legt. Er nähert ſich einer auserſehenen Beute mit äußerſter Vorſicht, unter ſorgfältiger Beobachtung aller Jagdregeln, ſchleicht lautlos bis in möglichſte Nähe an das Opfer heran, ſpringt ihm mit einem geſchickten Satze an die Kehle und reißt es nieder. An Wechſeln lauert er ſtundenlang auf das Wild, gleichviel ob dasſelbe ein Hirſch oder Reh oder in Dauriens Steppen ein in den Bau geſchlüpftes Murmelthier iſt; einer Fährte folgt er mit untrüglicher Sicherheit. Bei gemeinſchaftlichen Jagden handelt er im Einverſtändniſſe mit der übrigen Meute, indem ein Theil die Beute verfolgt, der andere ihr den Weg abzuſchneiden und zu verlegen ſucht. „Begegnen Wölfe", ſchreibt mir Loewis, „in der Ebene einem Fuchſe, ſo theilen ſie ſich ſofort und ſuchen ihn zu umzingeln, während einige die Hetze aufnehmen. Meiſter Reineke iſt dann gewöhnlich verloren, wird ſchnell gefaßt, noch ſchneller zerriſſen und verſchlungen." Angeſichts einer Herde bemühen ſie ſich, wie ſchon die Alten

Digitized by Google

wußten, die Hunde wegzulocken, und fallen dann über die Schafe her: „So der Wölffen vil vnd Hund oder hirten bey der härd sind, so greyfft ein theil die hut an, der ander die härd Schaaff", sagt schon der alte Geßner. Gejagt, erhebt sich der Wolf, beim ersten Lautwerden der Rüden, um sich fortzustehlen, gibt aber genau darauf Acht, wie viele Hunde ihm folgen, überfällt, wenn ein einzelner durch das Jagdfeuer verlockt wurde, von den übrigen sich zu trennen, diesen ohne weiteres, erwürgt ihn und frißt ihn während der Jagd auf. So erzählte mir Baron von Branyczany, ein leidenschaftlicher Wolfsjäger in Kroatien, und fügte nachstehende Geschichte hinzu, um zu beweisen, daß der Wolf mit ausgesuchter und schändlicher List verfährt, um einen Hund zu übertölpeln.

Pfarrer Kaliman, nach Versicherung Branyczany's ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann, sah einmal an einem Bergabhange drei Wölfe lauernd stehen und auf das Gekläff einiger Hunde lauschen, welche sie wahrgenommen hatten. Nach einiger Zeit zogen sich zwei von den Wölfen in das nahe Dickicht zurück, während der eine den drei oder vier Hunden, mittelgroßen Braken, entgegenging und sie förmlich herausforderte, ihn zu verfolgen. Die Hunde stürmten ohne Besinnen auf den verhaßten Gegner los und folgten ihm mit um so größerem Eifer, als er sich bei ihrem Erscheinen sofort wandte und auf die Flucht machte. Kaum hatten sie die Stelle, von welcher aus die beiden anderen Wölfe weggelaufen waren, übersprungen, als diese wieder erschienen, die Fährte ihres Jagdgenossen und der Hunde aufnahmen und nun ihrerseits letztere verfolgten. Von diesen kam kein einziger in das Dorf zurück. Aehnliche Ränke und Listen mögen die Wölfe im Winter auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer oder im Dorfe selbst anwenden, um die Hunde aus dem sicheren Schutze des Hauses wegzulocken; denn gar nicht selten geschieht es, daß ein Dorfhund abends in voller Angst in das Innere eines Hauses stürzt, um in der Nähe des sichernden Feuers Schutz zu suchen, und daß man bald darauf das langgezogene Heulen Isegrims vernimmt.

Aus vorstehenden Angaben geht zur Genüge hervor, wie schädlich der Wolf wird. Bei den Nomadenvölkern oder allen denen, welche Viehzucht treiben, ist er entschieden der schlimmste aller Feinde. Es kommt vor, daß er die Viehzucht wirklich unmöglich macht. So wurde ein Versuch, das so nützliche Ren auch auf den südlichen Gebirgen Norwegens zu züchten oder in Herden zu halten, durch die Wölfe vereitelt. Man hatte Renthiere aus Lappland gebracht und der Obhut einiger Lappen übergeben, welche ihrem Amte so gut vorstanden, daß nach wenigen Jahren die Herden von Hunderten auf Tausende gewachsen waren. Mit der Vermehrung der Renthiere nahm aber die Zahl der Wölfe derart überhand, daß man zuletzt gezwungen wurde, die Renthiere theils zu tödten, theils verwildern zu lassen, um nur die Plage wieder loszuwerden. In der russischen Provinz Livland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänse und Hühner. Im Großherzogthum Posen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachsene und Kinder zerrissen, und doch hatte die preußische Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Ein einziger Wolf, welcher sich, laut Kobell, bevor er getödtet wurde, neun Jahre in der Gegend von Schliersee und Tegernsee umhertrieb, hat nach amtlichen Erhebungen während dieser Zeit gegen 1000 Schafe und viel Wildpret gerissen, so daß der von ihm verursachte Schaden auf 8000 bis 10,000 Gulden geschätzt wurde. Im Jagdwalde bei Temeswar, welcher eine Achtelmeile von der Festung entfernt liegt, rissen die Wölfe in einem Winter über 70 Rehe, in einem walachischen Grenzdorfe binnen zwei Monaten 31 Rinder und 3 Pferde, in der kroatischen Ortschaft Basma in einer Nacht 35 Schafe. Im Dorfe Suhaj in Kroatien trieb, laut mir gewordenem Berichte, am 8. December 1871 der Hirt eine Herde Schafe auf die Weide und wurde hier von etwa sechszig Wölfen überfallen, welche ihm 24 Schafe zerrissen und auffraßen; die übrigen zerstoben in alle Winde und nur ein Lamm kehrte zurück. Aehnliches geschieht aller Orten, wo diese Raubthiere hausen. In Lappland ist das Wort Friede gleichbedeutend mit Ruhe vor den

Digitized by Google

Wölfen. Man kennt bloß einen Krieg, und dieser gilt gedachten Raubthieren, welche das lebendige Besitzthum der armen Nomaden des Nordens oft in der empfindlichsten Weise schädigen. Auch in Spanien verursachen die Wölfe bedeutende Verluste. Während meiner Anwesenheit daselbst, im Winter von 1856 zu 1857, fand man einmal zwei jener muthigen Sicherheitsbeamten, welche Spanien eine Zeitlang von menschlichen Räubern befreit hatten, todt inmitten einer Schar von durch sie erlegten Wölfen. Die tapferen Männer hatten gekämpft, solange Pulver und Blei vorhanden gewesen war, und selbst dann noch mit dem Bayonnet sich vertheidigt, waren aber endlich doch unterlegen, vielleicht mehr der Ermattung und der Kälte als den hungerigen Wölfen.

Es ist kein Wunder, wenn die gefährlichen Thiere, zumal da, wo sie in Menge auftreten, nicht bloß unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren Angst und Schrecken verursachen. Die Pferde werden in hohem Grade unruhig, sobald sie einen Wolf wittern, die übrigen Hausthiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn sie nur die geringste Wahrnehmung von ihrem Hauptfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber scheint es kein größeres Vergnügen zu geben als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde dadurch sich auszeichnen, daß sie gerade die gefährlichste Jagd am liebsten betreiben. Schwer begreiflich oder doch merkwürdig ist, daß der Haß zwischen zwei so nahen Verwandten, wie es der Hund und Wolf sind, eine so unbeschreibliche Höhe erreichen kann. Ein Hund, welcher auf eine Wolfsfährte gesetzt wird, vergißt alles, geräth in die namenloseste Wuth und ruht nicht eher, als bis er seinen Feind am Kragen hat. Dann achtet er keine Verwundung, nicht einmal den Tod seiner Gefährten. Noch sterbend sucht er an dem Wolfe sich festzubeißen. Doch nehmen keineswegs alle Hunde eine Wolfsfährte auf; viele kehren im Gegentheile sofort um, wenn sie den verhaßten Wolf wittern. Die Größe der Rüden kommt weniger in Betracht als die Rasse oder Abstammung und die Schule, welche sie durchgemacht haben. Kleine Kläffer sind nicht selten viel erbittertere Gegner des Raubthieres als große, nicht von dem nöthigen Muthe beseelte Beißer.

Auch andere Hausthiere wissen sich gegen den Wolf zu vertheidigen. „In den südrussischen Steppen", sagt Kohl, „wohnen die Wölfe in selbst gegrabenen Höhlen, die oft klaftertief sind. Kaum sind sie irgendwo häufiger als in den waldigen und buschigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menschliche Wohnung ist dort eine wahre Festung gegen die Wölfe, und mit vier bis fünf Meter hohen Dornmauern umgeben. Diese Thiere umschleichen in der Nacht immerfort die Herden der russischen Steppen. Den Pferdeherden nahen sie sich mit Vorsicht, suchen einzelne Füllen wegzuschnappen, welche sich zu weit von der Herde weggewagt haben, oder beschleichen auch einzelne Pferde, springen ihnen an die Gurgel und reißen sie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, so gehen sie ohne weiteres auf ihn zu und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengste packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf schon auf den ersten Schlag erlegt, oft aber macht er eine schnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es zu Boden. Auch viele zugleich erscheinende Wölfe sind nicht im Stande, eine Pferdeherde zum Weichen zu bringen, kommen im Gegentheile, wenn sie sich nicht bald zurückziehen, in Gefahr, umringt und erschlagen zu werden." In ebenso misliche Lage geräth Isegrim, wenn er versucht, in den Waldungen Spaniens oder Kroatiens einen Schweinebraten sich zu holen. Ein vereinzeltes Schwein wird ihm vielleicht zur Beute; eine größere, geschlossene Herde dagegen bleibt, wie man mir in Spanien und Kroatien übereinstimmend versicherte, regelmäßig von Wölfen verschont, wird von diesen sogar ängstlich gemieden. Die tapferen Borstenträger stehen muthig ein für das Wohl der Gesammtheit, alle für einen, und bearbeiten den bösen Wolf, welcher sich erfrechen sollte, unter ihnen einzufallen, mit den Hauzähnen so wacker, daß er alle Räubergelüste vergißt und nur daran denkt, sein aufs höchste bedrohtes Leben in Sicherheit zu bringen. Versäumt er den rechten Augenblick, so wird er von den erbosten Schweinen unbarmherzig niedergemacht und dann mit demselben Behagen verzehrt, welches ein Schweinebraten bei ihm erwecken mag. So erklärt es sich, daß man da, wo Schweine im Walde weiden, fast nie einen Wolf spürt, und anderer-

ſeits wird es verſtändlich, daß der Jäger, welcher mit ſeinen Hunden zufällig in die Nähe einer Schweineherde geräth, nicht minder ernſte Gefahr läuft als die Wölfe. Denn die Schweine ſehen in den Hunden ſo nahe Verwandte der von ihnen gefürchteten Raubthiere, daß ſie ſich ebenſo gut auf jene ſtürzen wie auf dieſe und, einmal wüthend geworden, auch den zum Schutze ſeiner treuen Gehülfen herbeieilenden Jäger nicht ſchonen. Selbſt einzelne Schweine kämpfen auf Leben und Tod, ehe ſie ſich dem Wolfe ergeben. In den Waldungen Andaluſiens fand man, wie man mir an Ort und Stelle erzählte, eine ſtarke Bache verendet zwiſchen zwei von ihr erlegten Wölfen. Nur die Schafe fügen ſich mit der gläubigen Seelen eigenen Ergebung willenlos in das Unvermeidliche. „Hat der Wolf bemerkt", ſchildert Kohl weiter, „daß Schäfer und Hunde nicht zur Hand ſind, ſo packt er das erſte, beſte Schaf und reißt es nieder. Die übrigen fliehen zwei- bis dreihundert Schritte weit, drängen ſich dicht zuſammen und gaffen mit den dümmſten Augen der Welt nach dem Wolfe hin, bis er kommt und ſich noch eins holt. Nun reißen ſie wieder einige hundert Schritte aus und erwarten ihn abermals." An die Rindviehherden wagt ſich gewöhnlich kein Wolf, weil der ganze Schwarm ſich gleich über ihn hermacht und ihn mit den Hörnern zu ſpießen ſucht. Er trachtet nur darnach, abgeſonderte Kälber oder auch erwachſene Rinder zu erlegen, und ſpringt dieſen ebenſo an die Kehle wie dem Pferde. Schwächere Hausthiere ſind verloren, wenn ſie nicht rechtzeitig einen ſicheren Zufluchtsort erreichen können, und der Wolf folgt ihnen auf ſeiner Jagd durch Sumpf und Moor, ja ſelbſt durch das Waſſer.

Der Wolf beſitzt alle Begabungen und Eigenſchaften des Hundes: dieſelbe Kraft und Ausdauer, dieſelbe Sinnesſchärfe und denſelben Verſtand. Aber er iſt einſeitiger und erſcheint weit unedler als der Hund, unzweifelhaft einzig und allein deshalb, weil ihm der erziehende Menſch fehlt. Sein Muth ſteht in gar keinem Verhältniſſe zu ſeiner Kraft. So lange er nicht Hunger fühlt, iſt er eines der feigſten und furchtſamſten Thiere, welche es gibt. Er flieht dann nicht bloß vor Menſchen und Hunden, vor einer Kuh oder einem Ziegenbocke, ſondern auch vor einer Herde Schafe, ſobald die Thiere ſich zuſammenrotten und ihre Köpfe gegen ihn richten. Hörnerklang und anderes Geräuſch, das Klirren einer Kette, lautes Schreien ꝛc. vertreibt ihn regelmäßig. In der Thierfabel wird er als tölpelhafter, täppiſcher Geſell dargeſtellt, welcher ſich von Vetter Reineke fortwährend überliſten und betrügen läßt: dieſes Bild entſpricht der Wirklichkeit jedoch durchaus nicht. Der Wolf gibt dem Fuchſe an Schlauheit, Liſt, Verſchlagenheit und Vorſicht nicht das geringſte nach, übertrifft ihn womöglich noch in allen dieſen Stücken. In der Regel benimmt er ſich den Umſtänden angemeſſen, überlegt, bevor er handelt und weiß auch in bedrängter Lage noch den rechten Ausweg zu finden. Eine Beute beſchleicht er mit ebenſo viel Vorſicht wie Liſt; ſelbſt gejagt, kommt er äußerſt bedachtſam herangetrabt. Seine Sinne ſind ebenſo ſcharf wie die des zahmen Hundes, Geruch, Gehör und Geſicht gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht bloß ſpüre, ſondern auch auf große Strecken hin wittere. Daß er leiſes Geräuſch in bedeutender Entfernung vernimmt und zu deuten weiß, iſt ſicher. Ebenſo verſteht er genau, welchem Thiere eine Fährte angehört, die er zufällig auf ſeinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieſer dann, ohne ſich um andere zu bekümmern. Seine elende Feigheit, ſeine Liſt und die Schärfe ſeiner Sinne zeigt ſich bei ſeinen Ueberfällen. Er iſt dabei überaus vorſichtig und behutſam, um ja ſeine Freiheit und ſein Leben nicht aufs Spiel zu ſetzen. Niemals verläßt er ſeinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgeſpürt zu haben, daß er auch ſicher ſei. Mit größter Vorſicht vermeidet er jedes Geräuſch bei ſeinem Zuge. Sein Argwohn ſieht in jedem Stricke, jeder Oeffnung, in jedem unbekannten Gegenſtande eine Schlinge, eine Falle oder einen Hinterhalt. Deshalb vermeidet er es immer, durch ein offenes Thor in einen Hof einzudringen, falls er irgendwie über die Einfriedigung ſpringen kann. Angebundene Thiere greift er ebenfalls nur im äußerſten Nothfalle an, jedenfalls weil er glaubt, daß ſie als Köder für ihn hingeſtellt worden ſind. Sieht er ein, daß ihm der Rückzug verſchloſſen iſt, ſo kauert er ſich ſelbſt im Schafſtalle feige in eine Ecke, ohne dem Vieh etwas zu Leide zu thun, und wartet angſterfüllt der Dinge, die da kommen ſollen. Ganz ebenſo iſt ſein Gebaren in anderen

Digitized by Google

unangenehmen Lagen seines Lebens, beispielsweise in Fallgruben, welche seinen eifrigen Jagden ein jähes Ende bereiteten. Er denkt hier nicht an Raub und Mord, vielmehr einzig und allein an Rettung. Der alte Geßner gibt nachstehenden Bericht Justinus Geblers mit folgenden Worten wieder:

„Es hat sich begäben als sein vatter, aus sonderbarem lust so er zu jagen hat, etliche gräben, gruben vnd löcher in seinem acker bereitet hat, allerley gewild darinn zu fahen, daß auff ein nacht drey vngleyche, widerwertige thier in sölchen graben gefallen. Erstlich ein alt weyb, so auß dem garten auff den abendt kraut, zibel, rüben hat wöllen holen: Ein Fuchs, Ein Wolff. Als nun ein yedes daz ort vnd statt behielt, dahin es gefallen, sich ein yedes die gantze nacht still hielt, one zweyfel auß forcht, obgleych der Wolff das grimmest vnder jenen war, hielt er sich doch in forcht still, thet niemants kein schaden, allein daß das weyb von forcht wägen, gantz graw, krafftloß vnd halb todt worden. Als morgens frü der vatter nach seiner gewonheit die gräben besichtiget, auß begird so er nach dem gewild hat, ersicht er den wunderbarlichen fang, erstaunet darab, spricht der frouwen zu, welche garnach todt, ein wenig zu jren selber kommen, springt als ein mannlicher, geherzter mann in den graben, erstticht den Wolff, schlecht den Fuchs zu todt, tregt die frouwen halber todt mit hilff einer leiteren auff seinen armen auß dem graben, bringt sie widerumb zu hauß, verwunderet sich, daß söllich frässig, schädlich thier der frouwen vnd anderem gewild verschonet hat". An diese alte heitere Geschichte erinnerte auch eine andere, welche mir in Kroatien erzählt wurde. Der Bauer Fundec im Dorfe Gratschetz fand mitten im Sommer zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Wolf in der von ihm im Winter errichteten Wolfsgrube auf dem Boden sitzend. Ohne Waffen, wie er war, versuchte er das Raubthier mit einem rasch herbeigeholten Knüppel zu erschlagen, verlor dabei das Gleichgewicht, stürzte in die Grube hinab und kam hier auf Hände und Füße zu liegen. Noch ehe er sich aufgerichtet, hatte Isegrim den günstigen Augenblick ersehen, nicht um ihm an die Kehle, sondern um auf seinen Rücken zu springen und so das Freie zu gewinnen, während der Bauer lange Zeit sich abmühen mußte und nur mit Hülfe des besagten Knüppels überhaupt im Stande war, aus der Grube herauszukommen.

Anders benimmt sich der Wolf, wenn ihn der quälende Hunger zur Jagd treibt. Dieser verändert das Betragen und läßt ihn Vorsicht und List ganz vergessen, stachelt aber auch seinen Muth an. Der hungerige Wolf ist geradezu tollkühn und fürchtet sich vor nichts mehr: es gibt für ihn kein Schreckmittel.

Bei älteren Wölfen beginnt die Ranzzeit Ende Decembers und währt bis Mitte Januars; bei jüngeren tritt sie erst Ende Januars ein und währt bis Mitte Februars. Die liebesbrünstigen Männchen kämpfen dann unter einander auf Tod und Leben um die Weibchen. Nach einer Trächtigkeitsdauer von drei- oder vierundsechszig Tagen, welche also der unserer größeren Hunderassen genau entspricht, bringt die Wölfin an einem geschützten Plätzchen im tiefen Walde drei bis neun, gewöhnlich vier bis sechs Junge. In Kurland wählt sie, nach einer brieflichen Mittheilung des Kreisförsters Kade, zu ihrem Wochenbette erhabene, dicht mit Holz bestandene Stellen in den großen Moräſten, welche nicht leicht von Menschen oder Weidevieh betreten und von den Jägern Traden, d. h. Aufenthaltsorte der Wölfe, genannt werden; im Süden Europa's wölft sie in selbstgegrabenen Löchern unter Baumwurzeln oder auch wohl in einem erweiterten Fuchs- und Dachsbaue. Die Jungen bleiben auffallend lange, nach den von Schöpff im Thiergarten zu Dresden gemachten Beobachtungen, einundzwanzig Tage, blind, wachsen anfänglich langsam, später sehr rasch, betragen sich ganz nach Art junger Hunde, spielen lustig mit einander und katzbalgen zuweilen unter lautem, auf weithin hörbarem Geheul und Gekläff. Die Wölfin behandelt sie mit aller Zärtlichkeit einer guten Hundemutter, beleckt und reinigt sie, säugt sie sehr lange, schafft reichliche, dem jeweiligen Stande des Wachsthums entsprechende Nahrung für sie herbei, ist fortwährend ängstlich bestrebt, sie nicht zu verrathen und trägt sie, wenn ihr Mistrauen erregt wurde oder Gefahr droht, im Maule nach einem anderen ihr sicher dünkenden Orte. „In

Digitized by Google

der Nähe seiner Traben", schreibt mir Kade, „raubt der Wolf nie, weshalb Rehe und junge Wölfe harmlos in einem und demselben Treiben erwachsen. Bei den meisten Wolfsjagden habe ich in demselben Treiben junge Wölfe und junge Rehe erlegt und erlegen sehen. Diesen niedlichen Thieren kann aber die Nähe der Wölfe unmöglich unbekannt bleiben, da letztere schon Ende Juli's zu heulen beginnen." Daß die Wölfin ihre Jungen verschleppt, hat man vielfach beobachtet. Aber nicht allein sie, sondern auch der Wolf nimmt sich, laut Kade, der letzteren an. Die wiederholte Angabe, daß er seine Jungen auffresse, wo er sie finde, scheint nur bedingungsweise richtig zu sein. „Abgesehen davon", schreibt Kade, „daß es einer Wölfin wohl ganz unmöglich wäre, ihr Gewölfe vor des Alten Spürnase zu verbergen und vor seinen Zähnen zu retten, möchte ich fragen: warum frißt kein Wolf die Leichen der auf einer Jagd erlegten und hingeworfenen Wölfe, welche noch dazu abgefellt sind? Als junger Mann habe ich, das furchtbare, wehklagende Heulen der alten Wölfe an den Leichnamen ihrer Jungen einmal gehört und das Verfahren der älteren Jäger verdammt, auch nicht nachgeahmt." Dieser Mittheilung stehen andere entgegen: Junge Wölfe, deren Mutter man getödtet hatte, verschwanden spurlos und fanden höchst wahrscheinlich in den Magen älterer Artgenossen ihr Grab. Wenn junge Wölfe im Baue oder Lager von älteren nicht behelligt werden, so dürfte dies wohl mehr der mistrauischen Vorsicht der Mutter als der Vaterliebe des Wolfes zu danken sein. Kade scheint die Meinung zu hegen, daß letzterer zur Ernährung der Jungen mit beitragen helfe, unterstützt seine Ansicht jedoch nicht durch überzeugende Belege, sodaß ich auch diesen Punkt noch keineswegs als erledigt betrachte. Erst später, nachdem die Jungen bereits den älteren Wölfen zugeführt worden sind, nehmen diese ihrer sich an, beantworten mindestens gewissenhaft ihr ungefüges Geplärr mit schulgerechtem Geheul, warnen und leiten sie bei Gefahr und klagen erbärmlich über ihren Verlust. Die Jungen wachsen bis ins dritte Jahr und werden in diesem fortpflanzungsfähig. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, dürfte sich auf zwölf bis fünfzehn Jahre belaufen. Viele mögen dem Hungertode erliegen; andere sterben an den vielen Krankheiten, denen die Hunde überhaupt ausgesetzt sind.

Durch vielfache Versuche ist es zur Genüge festgestellt, daß durch Paarung des Wolfes mit der Hündin oder des Hundes mit der Wölfin Blendlinge entstehen, welche wiederum fruchtbare Junge erzeugen. Diese Bastarde halten nicht immer die Mitte zwischen Wolf und Hund, und auch die Jungen eines Wurfes sind sehr verschieden. In der Regel ähneln sie mehr dem Wolfe als dem Hunde, obwohl ebenso hundähnliche vorkommen. Ungeachtet aller Abneigung, welche zwischen Wolf und Hund besteht, paaren sich beide, und zwar ebensowohl in der Gefangenschaft wie im Freien, ohne Zuthun des Menschen. In galizischen Walddörfern stellt sich zuweilen ein Wolf als Mitbewerber bei einer läufischen Hündin ein, und ebenso sollen Hunde manchmal brünstigen Wölfinnen nachgehen. Die Wolfsähnlichkeit vieler Haushunde in Ungarn, Siebenbürgen, Rußland und Sibirien wird gegenwärtig von allen Forschern, welche infolge der überzeugenden Lehren Darwins älteren Anschauungen entsagt haben, auf derartige Kreuzungen zurückgeführt.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Wölfe werden sehr zahm und zeigen innige Anhänglichkeit zu ihrem Herrn. Cuvier berichtet von einem Wolfe, welcher wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach erlangtem Wachsthume von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. „Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich vollkommen gleichgültig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu denen, welche um ihn waren und mit ihm sich beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge und überließ sich, nachdem man ihn in Freiheit gesetzt hatte, Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt, und von neuem war er wie das erste Mal tiefbetrübt. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr abermals nach Paris. Es war gegen Abend und der Käfig des Wolfes völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb seines

Digitized by Google

Kerkers vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ängstliches Geheul aus, und sobald man die Thüre des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene, seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängnis zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähte alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer gefährlich für einen Fremden, ihm sich zu nähern."

Aehnliches wird in der schwedischen „Zeitschrift für Jäger und Naturforscher" von einer Jagdfreundin, Katharine Bedoire, erzählt: „Bei Gysinge kaufte mein Mann im Jahre 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen, zu sehen, erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „Ihr Hündchen!" kamen sie mit Geberden von Freude und Zuthulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer von Uhr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Da dasjenige, welches wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm es seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte es mir und meinem Gatten. Sonderbar war es, wie dieser Wolf zutraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruheten, aber nicht duldete, daß irgend Jemand sich uns auf mehr als zwanzig Schritte nahete. Kam Jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. Sowie ich nun auf ihn schalt, leckte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche uns sich nähern wollte. Er ging in den Zimmern und in der Küche umher wie ein Hund, war den Kindern sehr zugethan, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Dies dauerte fort, bis er fünf Monate alt und bereits groß und stark war, und mein Mann beschloß, ihn anzubinden, aus Furcht, daß er bei seinem Spielen mit den Kindern dieselben mit seinen scharfen Klauen ritzen oder sie einmal blutend finden und dann Lust bekommen könnte, schlimmer mit ihnen zu verfahren. Indeß ging er auch nachher noch oftmals mit mir, wenn ich einen Spaziergang machte. Er hatte seine Hütte bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauern hinauf, wedelte mit dem Schwanze und schrie laut, bis sie herzukamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden dies so gewohnt, daß sie sich damit beschäftigten, Brodbissen bloß zu dem Zwecke in ihre Rocktaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Dies verstand er denn auch recht gut, und er verzehrte alles, was man ihm gab. Außerdem fraß er täglich drei Eimer Futter. Bemerkenswerth war es auch, daß unsere Hunde anfingen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Thier und wollte die Speise mit ihm theilen, so wurde er wie unsinnig vor Zorn. Jedesmal, wenn er mich im Hofe zu sehen bekam, trieb er ein arges Wesen, und sobald ich zur Hütte kam, richtete er sich auf die Hinterläufe empor, legte die Vorderpfoten auf meine Schultern und wollte mich in seiner Freude belecken. Sowie ich wieder von ihm ging, heulte er vor Leidwesen darüber. Wir hatten ihn ein Jahr lang; da er aber, als er ausgewachsen war, des Nachts arg heulte, so beschloß Bedoire, ihn todtschießen zu lassen. — Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer von Uhr erhielt, ereignete sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich, dasselbe ganz aufzuzehren, sondern trug es in die Hütte zum Wolfe, welcher ihm dabei alle Zeit mit freundlicher Geberde entgegenkam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte."

Ich habe diese Geschichten ausführlich mitgetheilt, weil mir Wölfe, welche ich gepflegt und beobachtet, Belege für die Wahrheit jener Mittheilungen gegeben haben. Ein Wolf im Breslauer

Digitized by Google

Thiergarten ist ebenso zahm wie mancher Hund, begrüßt meinen Berufsgenossen Schlegel auf das freundlichste, sobald er ihn sieht, leckt ihm die Hände, welche sein Gebieter ihm ohne Scheu durch das Gitter streckt, und benimmt sich auch anderen Bekannten gegenüber stets artig und liebenswürdig; sein Käfiggenosse dagegen lebt mit Schlegel in einem absonderlichen Verhältnisse, streckt auf Verlangen seinen Schwanz durch das Gitter, knurrt und zürnt jedoch, sobald dieser berührt wird, und klappt das Gebiß laut hörbar zusammen, ohne damit übrigens den Eindruck eines Terzerolschusses hervorzubringen, wie der gefühlsüberschwengliche Masius gutmüthigen Lesern glauben machen will. Aller Zorn gedachten Wolfes ist aber nichts anderes als Schein und Heuchelei. Denn wüthend fällt der sonderbare Gesell über seinen Gefährten her, wenn Schlegel, scheinbar entrüstet über das unwirsche Gebaren, jenem schmeichelt und ihn ferner nicht berücksichtigt, und wahrhaft zudringlich streckt er nunmehr die Lunte zwischen den Eisenstäben hindurch, um sich bemerklich zu machen. Er will beachtet sein, selbst eine Neckerei ertragen, nur nicht vernachlässigt werden. So viel läßt sich nicht bezweifeln: der Wolf ist der Erziehung fähig und der Zähmung, d. h. des Umgangs mit vorurtheilsfreien Menschen, nicht unwürdig. Wer mit ihm zu verkehren versteht, kann aus ihm ein Thier bilden, welches dem Haushunde im wesentlichen ähnelt. Ein freies Thier muß aber freilich anders behandelt werden als ein seit undenklichen Zeiten unter Botmäßigkeit des Menschen stehender Sklave.

„Wiewol der Wolff", sagt der alte Geßner, „nit one etwas nutzbarkeit gefangen vnd getödet wirdt, so ist doch der schad, so er bey läben leut vnd vech thut vil gröſſer, auß welcher vrsach jm one verzug wo er gemerckt, von menclichem nachgehalten, verletzt, geschedigt vnd getödt wirt, mit etlichen instrumenten, gruben, gifft vnd aatz, Wölfffallen, angel, strick, garn vnd Hünden, geschoß vnd dergleychen." Kürzer und bündiger kann man den Vernichtungskrieg, welcher gegen Isegrim geführt wird und von jeher geführt wurde, nicht darstellen.

„Wolffen und Beeren, an den brichet nyemand keynen Frid", so lautet das Gesetz Karls des Großen, deutsch übersetzt in der zu Straßburg 1507 erschienenen Ausgabe des „Sachsenspiegels". Wer einen zahmen Wolf oder Hirsch oder Bären oder einen bissigen Hund hielt, mußte nach demselben Gesetze den Schaden, welchen ein solches Thier anrichtete, bezahlen: „Wer behaltet einen anfelligen Hund oder einen czamen Wolff oder Hirß, oder Beeren, wa sig icht schaden thund, das soll der gelten (bezahlen), des sy seind".

Zur Vertilgung des Wolfes gelten alle Mittel, Pulver und Blei ebenso gut wie das tückisch gestellte Gift, die verrätherische Schlinge und Falle, der Knüppel und jede andere Waffe. Die meisten Wölfe werden gegenwärtig wohl mit Brechnuß und in der neueren Zeit hauptsächlich mit Strychnin, bekanntlich dem eigentlichen wirksamen Bestandtheile der Brechnuß, getödtet. Wenn im Winter die Nahrung zu mangeln beginnt, bereitet man ein getödtetes Schaf zu und legt es aus. Das Thier wird abgestreift und das Gift in kleinen Mengen überall in das aufgeschnittene Fleisch eingestreut. Dann zieht man die Haut wieder darüber und wirft den Köder auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe aus. Die Wirkung ist furchtbar. Kein Wolf frißt sich an einem derartig vergifteten Thiere satt, sondern bezahlt gewöhnlich schon in den ersten Minuten seine Freßgier mit dem Tode. Sobald er die Wirkung des Giftes verspürt, läßt er das Fleisch liegen und sucht sich durch die Flucht zu retten. Allein schon nach wenigen Schritten versagen die Glieder ihren Dienst. Furchtbare Krämpfe werfen ihn zu Boden. Der Kopf wird von den Zuckungen in das Genick zurückgeworfen, der Rachen weit aufgerissen, und in einem solchen Anfalle endet das Thier sein Leben. Diese Vertilgungsart ist wohl die ergiebigste, weil der Wolf mit blinder Gier auf solches Fleisch stürzt; Strychnin soll jedoch, wie man in Kroatien behauptet, das Fell mehr oder weniger unbrauchbar machen, weil alle Haare lockern. Vortheilhaft sind auch die Fallgruben, etwa 3 Meter tiefe Löcher von ungefähr 2,5 Meter Durchmesser. Man überdeckt sie mit einem leichten Dache aus schmalen, biegsamen Zweigen, Moos und dergleichen, und bindet in ihrer Mitte einen Köder an. Damit der Wolf nicht Zeit habe, vorher lange Untersuchungen zu machen und ein des

Weges kommender Mensch gesichert sei, wird die Grube mit einem hohen Zaune umgeben, über welchen jener, um zur Beute zu gelangen, mit einem Satze wegspringen muß. Am Tarainor wendet man Fallgruben vielfach an. „Zuerst", schildert Radde, „kommen Raben und Rabenkrähen zum Köder, und diesen, welche ihn umfliegen, folgt der Wolf. Er ist aber meist gewitzigt genug, um nicht ohne weiteres zum Köder zu laufen und dabei zu verunglücken, legt sich vielmehr an den Rand der ihm verderblichen Grube, scharrt mit den Pfoten das Verdeck derselben weg und wird erst mit der Zeit lüsterner nach dem Köder, welchen die Vögel schon tüchtig bearbeiten. Endlich entschließt er sich zum gewagten Sprunge und fällt in die Grube. In dieser, so erzählen glaubwürdige Jäger, stellen sich alle Wölfe sehr listig an. Zwar toben und heulen sie zuerst viel, verstummen aber, wenn am nächsten Morgen der berittene Jäger, ihnen auf weithin vernehmbar, sich naht, suchen eine Ecke auf und stellen in ihr liegend sich todt. Auf sie geworfene Erde, Steinchen ꝛc. lassen sie unbeachtet, und erst, wenn sie mit dem Arkan, einer zum Einfangen einzelner Pferde der Herden dienenden Stange mit Riemenschlingen, berührt werden, beginnt das Rasen, Beißen und Heulen wieder.

In volkreichen Gegenden bietet man die Mannschaft zu großartigen Treibjagden auf. Die Auffindung einer Wolfsspur war und ist das Zeichen zum Aufbruch ganzer Gemeinden. Die Schweizer Chronik erzählt: „Sobald man einen Wolf gewahr wird, schlecht man Sturm über ihn, alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er umgebracht oder vertrieben ist". Jeder waffenfähige Mann war verpflichtet, und übte gern diese Pflicht, an der Wolfsjagd Theil zu nehmen. In den größeren Förstereien Polens, Posens, Ostpreußens, Lithauens ꝛc. hat man eigens zur Wolfsjagd breite Schneißen durch den Wald gehauen und diesen dadurch in kleinere Vierecke abgetheilt. Die drei Seiten eines solchen Vierecks, welche unter dem Winde liegen, werden, sobald Wölfe gespürt worden sind, mit Schützen bestellt und auf der anderen Seite die Treiber hineingeschickt. Gewöhnlich erscheint der Wolf schon nach dem ersten Lärm äußerst vorsichtig, meist langsam trabend, an der Schützenlinie, wo ihm ein schlimmer Empfang bereitet wird. Bei solchen Jagden gebrauchen bloß die ausgezeichnetsten Schützen die Kugel, die meisten anderen Jäger laden ihre Doppelgewehre mit großen Schroten, sogenannten Posten, welche man in Norwegen Wolfsschrote nennt, und schießen ihn damit, wenn sie ordentlich gezielt haben, regelmäßig zusammen. Ich habe in Kroatien einer Wolfsjagd beigewohnt und muß sagen, daß das Schauspiel viel großartiger war als der Erfolg. Man hatte die Mannschaft von mehreren Ortschaften aufgeboten und in einem Dorfe unweit des zu bejagenden Waldes versammelt. Mehrere Hundert Treiber waren erschienen und zogen nun in geordneten Haufen, geleitet und beaufsichtigt durch die Waldhüter unseres Jagdherrn, einem in der Ebene gelegenen Walde zu, um dort sich aufzustellen. Wir folgten bald darauf in Gesellschaft der von Agram herbeigekommenen und aus den benachbarten Dörfern zusammengeströmten Schützen. Mitten im Walde wurde, ganz wie bei unserem Fuchstreiben, eine Kette gebildet, nur daß sie fast eine halbe Meile weit sich ausdehnte. So lautlos, wie ich erwartet, ging es bei dem Treiben nicht zu; auch hatten einzelne Treiber es sich nicht nehmen lassen, dem Verbote entgegen, im Walde Feuer anzuzünden; auf dem Wege, längs dessen unsere Schützenlinie sich hinzog, verkehrten Bauern nach wie vor, und aus dem Walde tönten uns die Schläge der Holzfäller entgegen. Drei Schüsse gaben das Zeichen zum Beginne des Treibens. Wir standen lange Zeit, laut- und regungslos, wie es guten, erfahrenen Jägern geziemt, ehe wir von dem Treiben etwas vernahmen. Erst dumpf und verhallend, dann deutlicher und endlich vollkommen klar vernehmlich kamen sie heran, rufend, schreiend, jauchzend, heulend, auf Pfeifen blasend und die Trommeln rührend. Letztere verliehen dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz. Die taktmäßigen Schläge der Trommel, welche der Wolf mehr fürchten soll als alles Schreien, belebten das Treiben in außerordentlicher Weise: es war, als ob ein Regiment zum Sturme heranrückte. Da warnte eine Amsel, für mich verständlich genug. Jetzt mußte er kommen. Und in der That vernahm ich bald darauf die Schritte eines größeren Thieres, welches gerade auf mich los-

Digitized by Google

zugehen ſchien. Lange harrte ich vergebens, nur ein Fuchs erſchien: der Wolf war zurückgegangen und kam erſt ſpäter einem tüchtigen Schützen vor das Rohr. Drei andere Wölfe hatten die Treiberlinie geſprengt, ein vierter war angeſchoſſen worden. Dem erlegten band man die Läufe mittels Weidenruthen zuſammen, hing ihn an einer Stange auf und trug ihn im Triumphe nach dem Dorfe.

In ganz anderer Weiſe jagen die Bewohner der ruſſiſchen Steppen. Ihnen erſcheint das Gewehr geradezu als Nebenſache. Der aufgetriebene Wolf wird von den berittenen Jägern ſo lange verfolgt, bis er nicht mehr laufen kann, und dann todtgeſchlagen. Schon nach einer Jagd von ein paar Stunden verſagen ihm die Kräfte. Er ſtürzt, rafft ſich von neuem zu verzweifelten Sätzen auf, ſchießt noch eine Strecke weiter vorwärts und gibt ſich endlich verzweiflungsvoll ſeinen Verfolgern preis. Man kann ſich keinen ſcheußlicheren Anblick denken, als den des mattgehetzten Wolfes. Die dürr gewordene Zunge hängt ihm lang aus dem geifernden Maule, der weißgelbe, zottige Pelz ſteht vom Körper ab, und ein abſcheulicher Geruch ſtrömt von ihm aus. Mit eingeknickten Hinterläufen macht er Kehrt gegen die Verfolger. Dieſe aber, welche ihren Gegner genau kennen, ſteigen vom Pferde und ſchlagen ihn entweder todt oder ſchieben ihm einen Lappen, einen alten Hut in den Rachen und packen ihn am Genicke, knebeln ihn und nehmen ihn mit ſich nach Hauſe. So berichtet Hamm, welcher die Steppen Rußlands mehrfach durchreiſte. Kohl erzählt, daß die Pferdehirten eine außerordentliche Geſchicklichkeit in der Wolfsjagd beſitzen. Ihre ganze Waffe beſteht aus einem Stocke mit eiſernem Knopfe. Dieſen werfen ſie dem gejagten Wolfe, ſelbſt wenn ihr Pferd im ſchnellſten Laufe begriffen iſt, mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit auf den Pelz, daß der Feind regelmäßig ſchwer getroffen niederſinkt.

In eigenthümlicher Weiſe jagen die Lappen. Wie ich oben bemerkte, iſt der Wolf für ſie der Schrecken aller Schrecken, ich möchte ſagen ihr einziger Feind. Und wirklich bringt ihnen kein anderes Geſchöpf ſo vielen Schaden wie er. Während des Sommers und auch mitten im Winter ſind ihre Renthiere den Angriffen des Raubthieres preisgegeben, ohne daß ſie viel dagegen thun könnten. Die meiſten beſitzen zwar das Feuergewehr und wiſſen es auch recht gut zu gebrauchen; allein die Jagd mit dieſem iſt bei weitem nicht ſo erfolgreich als eine andere, welche ſie ausüben. Sobald nämlich der erſte Schnee gefallen iſt und noch nicht jene feſte Kruſte erhalten hat, welche er im Winter regelmäßig bekommt, machen ſich die Männer zur Wolfsjagd auf. Ihre einzige Waffe beſteht in einem langen Stocke, an welchem oben ein ſcharfſchneidiges Meſſer angefügt wurde, ſo daß der Stock hierdurch zu einem Speere umgewandelt wird. An die Füße ſchnallen ſie ſich die langen Schneeſchuhe, welche ihnen ein ſehr ſchnelles Fortkommen ermöglichen. Jetzt ſuchen ſie den Wolf auf und verfolgen ihn laufend. Er muß bis an den Leib im Schnee waten, ermüdet bald und kann einem Skyläufer nicht entkommen. Der Verfolger nähert ſich ihm mehr und mehr, und wenn er auf eine waldloſe Ebene herausläuft, iſt er verloren. Das Meſſer war anfänglich mit einer Hornſcheide überdeckt; dieſe ſitzt aber ſo locker auf, daß ein einziger Schlag auf das Fell des Wolfes genügt, ſie abzuwerfen. Nunmehr bekommt das Raubthier ſo viele Stiche, als erforderlich ſind, ihm ſeine Raubluſt für immer zu verleiden. Bei weitem die meiſten Wolfsfelle, welche aus Norwegen kommen, rühren von den Lappen her und wurden auf dieſe Weiſe erlangt.

Im waadtländiſchen Jura ſteht die Wolfsjagd, laut Tſchudi, einer beſtimmten Geſellſchaft zu, welche ihre Beamten, Sitzungen und Gerichtsbarkeit hat. Poſaunen verkünden den Tod eines Wolfes im Dorfe; ſodann folgt auf Koſten ſeines Pelzes ein großes Feſt, und dabei wird derjenige, welcher den Befehlen des Führers zuwider gehandelt hat, mit Waſſertrinken beſtraft und mit ſtrohernen Ketten gebunden. Da man nur dann Mitglied der Geſellſchaft werden kann, wenn man bereits drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Väter ſchon kleine Kinder auf dem Arme zur Wolfsjagd mitzunehmen.

Der größte Nutzen, welchen wir vom Wolfe ziehen können, beſteht in Erbeutung ſeines Winterfelles, welches, wie bekannt, als gutes Pelzwerk vielfach angewendet wird. Die ſchönſten Felle

Digitized by Google

kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit 18 bis 20 Mark bezahlt. Außerdem gewähren alle Regierungen noch ein besonderes Schußgeld für den getödteten Wolf, gleichviel ob derselbe erschossen, erschlagen, gefangen oder vergiftet worden ist. In Norwegen z. B. beträgt dies heute noch beinahe ebenso viel, als das Fell werth ist. Die Felle werden umsomehr geschätzt, je weißer sie sind, und deshalb gelten die nördlichen immer mehr als die aus südlichen Ländern. Außer dem Pelze verwendet man aber auch die Haut hier und da zu Handschuhen, Pauken- und Trommelfellen. Das grobe Fleisch, welches nicht einmal die Hunde fressen wollen, wird bloß von den Kalmücken und Tungusen gegessen.

In Spanien, wo das Fell, wie erklärlich, keinen großen Werth hat, macht sich der Jäger auf andere Weise bezahlt. Sobald er nämlich einen Wolf erlegt hat, ladet er denselben auf ein Maulthier und zieht nun mit diesem von Dorf zu Dorf, zunächst zu den größeren Herdenbesitzern, später aber, nachdem der Wolf vielleicht bereits ausgestopft worden ist, auch von Haus zu Haus, zum größten Entzücken der lieben Jugend. Die größeren Herdenbesitzer bezahlen bedeutende Summen für einen erlegten Wolf: und somit kann es kommen, daß der Jäger von einem erlegten Wolfe einen Gewinn zieht, welcher 60 Mark unseres Geldes übersteigt.

Eher als Rohrwolf und Tschango scheint sich der über die ganze Nordhälfte Amerika's verbreitete Wechselwolf (Canis [Lupus] occidentalis, Canis griseus, albus, rufus, ater, variabilis, gigas, nubilus, mexicanus) als eine besondere Art herauszustellen, obschon dies noch keineswegs erwiesen ist. Das Thier soll stämmiger gebaut sein, eine dickere und stumpfere Schnauze, größeren und rundlicheren Kopf, kürzere und spitzere Ohren haben, und mit dichteren, längeren und weicheren Haaren bekleidet sein als unser Wolf; alles dies aber sind Unterscheidungsmerkmale von zweifelhaftem Werthe. Die Färbung des Pelzes durchläuft wie bei unserem Wolfe alle Schattirungen von Falbweiß durch Fahlroth bis zu Schwarz: ich habe deshalb den ihm vom Prinzen Max von Wied beigelegten Namen (variabilis) zu seiner deutschen Benennung gewählt.

Der Wechselwolf ähnelt seinem östlichen Verwandten in jeder Hinsicht, bekundet dasselbe Wesen, dieselbe Kraft, Frechheit und Feigheit wie jener. Im Käfige macht er die sonderbarsten Bewegungen und flüchtet sich gewöhnlich furchtsam in die Ecken, wagt auch nie, seinen Wärter anzugreifen. Dieses Betragen zeigt er am ersten Tage seiner Einkerkerung. Ein Landwirt, so erzählt Audubon als Augenzeuge, welcher sehr viel von diesen Strolchen auszustehen gehabt hatte, legte endlich mehrere Gruben um seine Besitzungen an. In eine derselben waren eines Tages drei große Wölfe gefallen, zwei schwarze und ein gefleckter. Zum nicht geringen Erstaunen Aller ging der Pächter ruhig in die Grube, packte die Wölfe an den Hinterläufen, als sie zitternd auf dem Boden lagen, durchschnitt mit seinem Messer die Achillessehnen, um die Thiere an der Flucht zu hindern, und tödtete sie erst dann mit größter Ruhe. Die Eskimos fangen die amerikanischen Wölfe in eigenthümlichen Fallen, welche eigentlich nichts anderes als vergrößerte Mäusefallen sind. Das Innere wird mit einem Köder versehen, zu welchem der Wolf nur mühsam gelangen kann. Sobald er sich gefangen hat, wird er von außen mit Speeren zusammengestochen.

Nordostafrika beherbergt den Schakalwolf oder „Abu el Hossein" der Araber (Canis [Lupus] lupaster, Canis Anthus, variegatus?). Er ist bedeutend kleiner als unser Isegrim, diesem aber in Gestalt und Verhältnissen ähnlich. Der breite, spitzschnauzige Kopf trägt große, breite und hohe, oben zugespitzte Ohren; der Leib ist kräftig, aber verhältnismäßig hoch gestellt; der buschige Schwanz reicht bis über die Ferse herab, wird meist hängend, zuweilen jedoch auch in großem Bogen aufwärts getragen; der nicht besonders dichte, gleichmäßige Pelz hat dunkelfahlbraune Färbung, das einzelne Haar gelbliche Wurzel und schwarze Spitze.

Nach Hartmann ändert auch der Schakalwolf nicht unerheblich ab, ist in höher gelegenen, kühleren Gegenden kräftiger gebaut und voller behaart als in heißen Tiefebenen, wo er auch dunkler gefärbt erscheint, zeigt zuweilen schwärzliche Flecken und Streifen auf seinem Felle ꝛc.

Digitized by Google

Ehrenberg fand den Schakalwolf, welchen die alten Egypter sehr wohl gekannt und auf ihren Tempelbauten bildlich dargestellt haben, in Nordostafrika wieder auf; spätere Reisende beobachteten ihn im ganzen Norden, Nordosten und Nordwesten Afrika's. Schon in den Wüsten des unteren Nilthales ist er keine Seltenheit, obgleich man immer nur einzelnen begegnet. „Da, wo das bewachsene, beziehentlich bebaute Nilthal", sagt Hartmann, „nur schmale Streifen bildet, hält sich der Schakalwolf über Tages in schwer zugänglichen Klüften des wüsten, den Strom begrenzenden Landes versteckt, streift aber bei Abend und bei Nacht, selten dagegen noch bei hellem Sonnenscheine umher, löscht am Wasser seinen Durst und beraubt die Ansiedelungen, wo es angeht." In den südlicheren Ländern des Nilgebietes bilden, wie ich bereits in meinen „Ergebnissen einer Reise nach Habesch" mitgetheilt habe, dichtere Gebüsche oder auch der Graswald der Steppe seinen Aufenthalt. In der Steppe soll er sich Höhlen graben oder die großröhrigen, tiefen Bauten des Erdferkels zum Tagesverstecke benutzen: so wenigstens berichteten mir die Bewohner Kordofâns.

In seinem Wesen erinnert unser Wildhund mehr an den Wolf als an den Schakal. Wenn Giebel ihn mit letzteren zusammen-, also nur als Spielart des Schakals hinstellt, beweist er nichts weiter, als daß er ihn nie gesehen hat. Einen Wolf wird Jeder in ihm erkennen müssen; von dem Schakal unterscheidet er sich selbst dem ungeübtesten Auge. Wolfartig ist auch sein Auftreten. In der Regel hält er sich in einem ziemlich eng begrenzten Gebiete auf und treibt hier Niederjagd auf allerlei Kleinwild, Zwergantilopen, Hasen, Mäuse, Wild- und Haushühner und dergleichen, nebenbei allerlei Früchte auflesend und verzehrend; zuweilen aber, namentlich während der Regenzeit, schlägt er sich in Meuten zusammen, unternimmt größere Wanderungen, überfällt Schaf- und Ziegenherden, reißt mehr nieder, als er verzehrt, zersprengt die Herden und ängstigt die Hirten in arger Weise. Ueber ein Aas stürzt sich solche Bande mit der Gier einer Wolfsmeute, und wenn der bellende Magen zwingt, vergreift sie sich, laut Hartmann, auch wohl an allerlei ungenießbaren Stoffen.

In den Steppen Innerafrika's jagt man den Schakalwolf mit den dortigen ausgezeichneten Windhunden, welche ihren Verwandten trotz lebhafter Gegenwehr niederreißen oder so lange festhalten, bis die Jäger herbeikommen und ihn mit Lanzen erstechen. In Gefangenschaft hält man ihn ebensowenig wie andere Wildhunde.

Die ersten gefangenen Schakalwölfe sah ich in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn; später erhielt ich ein Paar, welches ich geraume Zeit gepflegt und beobachtet habe. Ihr Betragen ist das des Wolfes. Wie dieser anfänglich scheu, ängstlich und reizbar, gewöhnen sie sich doch in nicht allzulanger Zeit an den Pfleger, kommen auf den Anruf herbei und geben sich zuletzt Liebkosungen hin. In das Geheul verwandter Wildhunde stimmen sie getreulich ein; sonst vernimmt man selten einen Laut von ihnen. Das von mir gepflegte Paar begattete sich am 10. März, und am 12. Mai, also nach einer Trächtigkeitszeit von genau dreiundsechszig Tagen, wölfte das Weibchen. Die Jungen wurden mit größter Zärtlichkeit behandelt, gediehen vortrefflich, spielten bereits Ende Juni's wie junge Hunde, wuchsen ungemein rasch und berechtigten zu den besten Hoffnungen, gingen jedoch an der Staupe zu Grunde.

Der von Rüppell in Habesch entdeckte Kaberu, Walke, Gees, Kontsal oder Boharja (Canis simensis), scheint sich vom Schakalwolfe nicht allein äußerlich, sondern auch im Schädelbau zu unterscheiden, da Gray hierauf eine besondere Sippe (Simenia) begründet hat. Ein auffallend schlank, windhundähnlich gebautes Thier ist der Kaberu allerdings, keineswegs aber ein verwilderter Haushund, wie Giebel belehren will, schwerlich auch eine klimatische Abart des Schakals, wie Hartmann für möglich hält. Die Schlankheit dieses Wolfes spricht sich besonders in dem fuchsartig gebauten Kopfe, mit verlängerter Schnauze und ausgezogener Nase aus. Die Ohren sind ziemlich hoch und zugespitzt, Hals und Rumpf gestreckt, die Beine hoch; der dickbuschig behaarte Schwanz reicht bis auf die Fersen herab. In der Größe kommt der Kaberu einem

Digitized by Google

ſtarken Schäferhunde annähernd gleich: ſeine Geſammtlänge beträgt etwa 1,3 Meter, die Schwanzlänge 30 bis 35 Centim., die Höhe am Widerriſt 45 bis 50 Centim. Kopf, Rücken und Seiten ſind braunroth, Bruſt und Bauch weiß, die letzten fünf Achtel des Schwanzes ſchwarz gefärbt.

Der Kaberu iſt weiter verbreitet, als man glaubt. Man brachte mir ihn einmal in Kordofân und zwar ganz im weſtlichſten Theile des Landes, hart an der Grenze von Dahr el Fûr, woraus hervorgehen dürfte, daß er in einem großen Theile der inneren Länder Afrika's zu finden iſt. Rüppell fand ihn in den meiſten Gegenden Abeſſiniens, hauptſächlich aber in der Kulla, d. i. im heißen Tieflande der afrikaniſchen Schweiz. Seine Nahrung beſteht vorzugsweiſe in Herdenthieren, zumal in Schafen; er thut deshalb den Eingeborenen großen Schaden. Außerdem mag er wohl auch Antilopen jagen und niederreißen und wie andere wilden oder halbwilden Hunde und Hiänen Aas und Kerbthiere freſſen. Dem Menſchen wird er nicht gefährlich. Wie andere Verwandten ſchlägt er ſich in Meuten und jagt geſellſchaftlich. Die Bewohner Kordofâns kennen ihn unter dem Namen Kelb el Chala oder Hund der Wildnis, Hund der Steppen, und fürchten ihn als argen Feind ihrer Herden noch weit mehr als den ebenfalls dort heimiſchen Simr oder Hiänenhund. Keinem der ſcharf und gut beobachtenden Nomaden fällt es ein, in dieſem Thiere einen verwilderten Hund zu erblicken; ſie halten ſich einfach an das Leben und Weſen des Geſchöpfes und ſind frei von aller Schulweisheit.

Ein ähnlich gebauter, aber merklich kleinerer und anders gefärbter Wildhund iſt der Streifenwolf (Canis adustus, C. lateralis), ein Mittelglied zwiſchen Wolf und Schakal. Der Leib iſt geſtreckt, der Kopf nach der Schnauze hin kegelförmig zugeſpitzt, die ſehr ſpitze Schnauze auch ſeitlich wenig oder nicht abgeſetzt, daher der unſeres Fuchſes nicht unähnlich; die Augen, welche hellbraune Regenbogenhaut und länglichrunden Stern haben, ſind ſchief geſtellt, die wie beim Schakal weit getrennten Ohren, deren Länge über ein Viertel und weniger als ein Dritttheil der Kopflänge beträgt, an der Spitze ſanft gerundet, die Läufe auffallend hoch und ſchlank; die nicht beſonders buſchige Lunte reicht ungeachtet der hohen Läufe bis auf den Boden herab. Der Balg beſteht aus langen, locker aufliegenden, ſtraffen Grannen, welche das dünne Wollhaar vollſtändig bedecken.

Sundevall, der erſte Beſchreiber des ſeltenen Streifenwolfes, gibt deſſen Geſammtlänge zu 1,1 Meter, die Schwanzlänge zu 33 Centim., die Höhe am Widerriſt zu 45 Centim. an; dieſe Maße ſtimmen mit denen einer Streifenwölfin, welche ich pflegte, im großen und ganzen überein. Die allgemeine Färbung, ein bräunliches Hellgrau, geht auf den Seiten in Dunkel- oder Schwärzlichgrau, auf den Rücken ins Rothbraune, auf der Bruſt ins Fahle, auf Kehle und Bauch ins Lichtgelbe über; der Kopf iſt röthlichfahl mit lichterem, durch die weißlichen Haarſpitzen hervorgebrachten Schimmer, die Stirne fahlbräunlich, die Oberlippe ſeitlich dunkelgrau, der Lippenrand weiß, ein von ihm aus nach den Ohren verlaufender, verwiſchter Streifen dunkelgrau, ein die Bruſt in der Schlüſſelbeingegend umgebendes Band und ein dreieckiger Flecken zwiſchen den Vorderläufen ſchwärzlich, ein über die Seite ſich ziehender breiter Längsſtreifen gelblichfahl, unten ſchwarz geſäumt, ein von hinten und oben nach vorn und unten über den Hinterſchenkel verlaufender Streifen tiefſchwarz; die Läufe ſehen bis auf einen vorn längs der Vorderläufe hervortretenden dunklen Streifen lebhaft roſtroth aus; der Schwanz hat an der Wurzel graue, ſeitlich fahle, an der Spitze rein weiße, übrigens ſchwarze Färbung.

Vom Kaffernlande aus verbreitet ſich der Streifenwolf über einen großen Theil Afrika's. Ich erhielt die Wölfin, von welcher vorſtehende Beſchreibung entnommen wurde, aus Sanſibar, der Thiergarten zu London einen anderen lebenden, genau ebenſo gefärbten Streifenwolf vom Fernado-Vapfluſſe, ſüdlich vom Gabon in Weſtafrika. Wahrſcheinlich iſt unſer Wolf derſelbe Wildhund, welchen Du Chaillu mit dem Namen Mboyo bezeichnet, und von dem er erzählt, daß er ein ſehr ſcheues, jagdluſtiges und jagdtüchtiges Raubthier ſei. „Ich habe", ſagt er, „oft zugeſehen, wenn dieſe

Digitized by Google

Wölfe Kleinwild jagten. Sie laufen in geſchloſſenen Meuten, kreiſen nach allen Richtungen, ſpüren ſo raſch eine Beute auf, verfolgen und fangen jedes Wild von mäßiger Ausdauer." Jedenfalls beſitzen die Streifenwölfe die Jagd- und Raubluſt ihrer Verwandtſchaft in vollem Maße. Meine Gefangene folgte jedem von ihrem Käfige aus ſichtbaren Wilde mit größter Theilnahme, gleichſam mit verklärtem Auge. Ein vorüberfliegender Vogel, ein am Käfige vorbeiſpazierendes Huhn beſchäftigten ſie auf das lebhafteſte.

Streifenwolf (Canis adustus). ⅛ natürl. Größe.

Das Betragen meiner Streifenwölfin war übrigens im weſentlichen dasſelbe wie das der Schakale und anderer Wölfe ähnlicher Größe. Auch ſie zeigte ſich Menſchen und größeren Thieren gegenüber ſcheu und furchtſam, obgleich ſie ihrer Haut ſich zu wehren wußte. Anfangs ſetzte ſie meinen Liebkoſungen Mißtrauen entgegen, allgemach aber verlor ſich ihre übergroße Vorſicht, und nach einigen Wochen hatte ich ihr Vertrauen wirklich gewonnen. Sie kam auf meinen Ruf herbei und geſtattete, daß ich ſie berührte, und wenn auch anfangs bedenkliches Naſenrümpfen zur Vorſicht mahnte, erreichte ich endlich doch meinen Zweck und durfte ſie ſtreicheln. Später wurde ſie zahm und freundlich, mir jedenfalls ſehr zugethan, obgleich ſie ihr Mißtrauen niemals vollſtändig überwinden konnte. Mit den Genoſſen ihres Käfigs hielt ſie ihrerſeits Frieden; Zudringlichkeiten derſelben wies ſie entſchieden zurück. Eine Stimme habe ich nicht von ihr vernommen. Auf kleine Thiere, z. B. Ratten und Sperlinge, war ſie ſehr gierig, nicht minder gern fraß ſie Früchte: Pflaumen, Kirſchen, Birnen und Milchbrod gehörten zu ihren ganz beſonderen Leckereien. Gegen die rauhe Witterung unſeres Nordens ſchien ſie höchſt empfindlich zu ſein, lag an kalten Tagen, nach Hundeart zuſammengerollt, regungslos und erhob ſich dann, auch wenn man ſie rief, nur ungern, während ſie ſonſt augenblicklich ans Gitter kam. Am lebendigſten war ſie an warmen Sommerabenden.

Der Schakal (Canis aureus, Lupus aureus, Canis barbarus, indicus, micrurus) iſt dasſelbe Thier, welches die Alten Thos und Goldwolf nannten, und wahrſcheinlich der bei dem Bubenſtreiche Simſons erwähnte „Fuchs", welchen jener edle Recke benutzte, um den Philiſtern ihr Getreide anzuzünden. Sein Name rührt von dem perſiſchen Worte Sjechal her, welches die Türken in Schikal umgewandelt haben. Bei den Arabern heißt er Dieb oder Dib, der Heuler, — und einen beſſeren Namen könnten auch wir ihm nicht geben. Man kennt ihn im Morgenlande überall und ſpricht von ſeinen Thaten mit demſelben Wohlgefallen, mit welchem wir des Fuchſes

Schakal (Canis aureus). 1/5 natürl. Größe.

gedenken. Nordafrika und Weſt- und Südaſien bilden ſeine Heimat; nach neueren Beobachtungen kommt er aber auch in Europa und zwar in Dalmatien und Griechenland vor.

Der Schakal erreicht bei 90 bis 95 Centim. Geſammt- oder 65 bis 70 Centim. Leibes- und 30 Centim. Schwanzlänge 45 bis 50 Centim. Höhe am Widerriſte, iſt kräftig gebaut, hochbeinig und kurzſchwänzig, ſeine Schnauze ſpitzer als die des Wolfes, aber ſtumpfer als die des Fuchſes; die buſchige Standarte hängt bis zu dem Ferſengelenk herab. Die Ohren ſind kurz, erreichen höchſtens ein Viertel der Kopflänge und ſtehen weit von einander ab; die lichtbraunen Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger, rauher Balg von ſchwer beſchreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe iſt ein ſchmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, bisweilen auch ſchwarz gewellt erſcheint oder durch dunkle, unregelmäßig verlaufende Streifen über den Schultern gezeichnet wird. Dieſe Färbung ſetzt ſich ſcharf ab von den Seiten, Schenkeln und Läufen, welche wie die Kopfſeiten und der Hals fahlroth ausſehen. Die Stirnmitte pflegt dunkler zu ſein, weil hier die Haare ſchwärzliche Spitzen haben; die Ohren ſind äußerlich dicht mit rothgelben, innen ſpärlicher mit längeren lichtgelben Haaren bekleidet. Das Fahlgelb der Unterſeite geht an der Kehle und am Bauche in Weißlich-, an der

Bruſt in Röthlichgelb, am Unterhalſe in Grau über; in der Schlüſſelbeingegend machen ſich undeutliche dunklere Querbänder bemerklich, ohne daß eine regelmäßige Zeichnung ausgeſprochen wäre. In die dunkle, an der Spitze ſchwarze Behaarung des Schwanzes miſcht ſich Fahlgelb ein.

Als das Heimatsgebiet des Schakals muß Aſien angeſehen werden. Er verbreitet ſich von Indien mit Ceilon aus über den Weſten und Nordweſten des Erdtheils, die Euphratländer, Arabien, Perſien, Paläſtina und Kleinaſien, tritt aber auch in Nordafrika und in Morea, der Türkei ſowie in einigen Gegenden Dalmatiens auf. In Nordindien und Nepal lebt eine andere Art, vielleicht nur Spielart von ihm: der Landjak (Canis [Lupus] pallipes, Saccalius indicus), ein mir aus eigener Anſchauung nicht bekanntes Thier.

In ſeiner Lebensweiſe ſtellt ſich der Schakal als Bindeglied zwiſchen Wolf und Fuchs dar. Dem letzteren ähnelt er mehr als dem erſteren. Bei Tage hält er ſich zurückgezogen; gegen Abend begibt er ſich auf ſeine Jagdzüge, heult laut, um andere ſeiner Art herbeizulocken, und ſtreift nun mit dieſen umher. Er liebt die Geſelligkeit ſehr, obwohl er auch einzeln zur Jagd zieht. Vielleicht darf man ihn den dreiſteſten und zudringlichſten aller Wildhunde nennen. Er ſcheut ſich nicht im geringſten vor menſchlichen Niederlaſſungen, dringt vielmehr frech in das Innere der Dörfer, ja ſelbſt der Gehöfte und Wohnungen ein und nimmt dort weg, was er gerade findet. Durch dieſe Zudringlichkeit wird er weit unangenehmer und läſtiger als durch ſeinen berühmten Nachtgeſang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen iſt, vernimmt man ein vielſtimmiges, im höchſten Grade klägliches Geheul, welches dem unſerer Hunde ähnelt, aber durch größere Vielſeitigkeit ſich auszeichnet. Wahrſcheinlich dient dieſes Geheul hauptſächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen ſich gegenſeitig zuſammen. Jedenfalls iſt es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth der lieben Thiere anzuſehen; denn die Schakale heulen auch bei reichlicher Mahlzeit, in der Nähe eines großen Aaſes z. B., gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, ſie hätten ſeit wenigſtens acht Tagen keinen Biſſen zu ſich genommen. Sobald der eine ſeine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und ſo kann es kommen, daß man von einzelnliegenden Gehöften aus zuweilen die wunderlichſte Muſik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windroſe heranſchallen. Unter Umſtänden wird man erſchreckt durch das Geheul; denn es ähnelt manchmal Hülferufen oder Schmerzenslauten eines Menſchen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgeſänge vortragen, können ſie unerträglich werden; ſie verderben, zumal wenn man im Freien ſchläft, oft die Nachtruhe vollſtändig. Somit kann man es den Morgenländern nicht verdenken, wenn ſie die überall häufigen Thiere haſſen und dieſem Haſſe durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Haſſe berechtigen übrigens auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen ſie bringen, ſteht mit dem Schaden, den ſie verurſachen, in gar keinem Verhältniſſe. Nützlich werden ſie durch Wegräumen des Aaſes und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptſächlich durch Mäuſefang, ſchädlich wegen ihrer unverſchämten Spitzbübereien. Sie freſſen nicht nur alles Genießbare weg, ſondern ſtehlen noch allerhand Ungenießbares aus Haus und Hof, Zelt und Zimmer, Stall und Küche und nehmen mit, was ihnen gerade paßt. Ihre Freude am Diebſtahl iſt vielleicht ebenſo groß wie ihre Gefräßigkeit. Im Hühnerhofe ſpielen ſie die Rolle unſeres Reineke, morden mit der Gier des Marders und rauben, wenn auch nicht mit der Liſt, ſo doch mit der Frechheit des Fuchſes. Unter Umſtänden machen ſie ſich übrigens auch über ein vereinzeltes Herdenthier, über Lämmer und Ziegen her, verfolgen ein kleines Wild oder plündern die Obſtgärten und Weinberge. An der Meeresküſte nähren ſie ſich von todten Fiſchen, Weichthieren und dergleichen. Größeren Raubthieren folgen ſie in Rudeln nach, um alle Ueberreſte ihrer Mahlzeit zu vertilgen; Reiſezüge begleiten ſie oft Tage lang, drängen ſich bei jeder Gelegenheit ins Lager und ſtehlen und plündern hier nach Herzensluſt. Bei ihren Raubzügen gehen ſie anfangs langſam, in Abſätzen, heulen dazwiſchen einmal, wittern, lauſchen, äugen und folgen dann,

sowie sie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn sie nahe genug sind, plötzlich über ihre Beute her und würgen sie ab. Tritt ihnen bei solchen Jagdzügen ein Mensch in den Weg, so weichen sie ihm zwar aus und zerstreuen sich nach rechts und links, finden sich aber bald wieder zusammen und verfolgen ihren Weg wie früher. Die Morgenländer sagen ihnen nach, daß sie unter Umständen auch Menschen angreifen, zwar nicht den Erwachsenen und Gesunden, wohl aber Kinder und Kranke. Jedenfalls richten sie Unfug genug an, um die Abwehr des Menschen hervorzurufen. In manchen Gegenden werden sie buchstäblich zur Landplage. Nur ihre nahen Verwandten, die Hunde, vermögen sie im Zaume zu halten, und diese sind denn auch ihretwegen in allen Dörfern massenhaft vorhanden, stürmen, sobald ihnen das Geheul der Schakale deren Ankunft verkündet, denselben entgegen und treiben sie in die Flucht.

In den nördlichen Theilen der Insel Ceilon, wo der sandige Boden von Buschwerk und einzelnen Baumgruppen nur dünn bedeckt wird, sind sie, laut Tennent, ungemein häufig. Sie jagen hier regelmäßig in Meuten, welche von einem Leithunde angeführt werden und eine kaum glaubliche Kühnheit an den Tag legen. Nicht allein Hasen und andere Nager, sondern auch größere Thiere, selbst Hirsche, fallen ihnen zur Beute. Sehen sie, daß gegen Abend oder mit Eintritt der Dunkelheit ein Hase oder anderes Wild in einem jener Dickichte Zuflucht sucht, so umringen sie die ihnen winkende Beute von allen Seiten, versäumen auch nie die Wechsel zu besetzen; der Leithund gibt durch ein langgedehntes, wie „Okäe" klingendes Geheul das Zeichen zum Angriffe, alle wiederholen die widerwärtigen Laute, und rennen gleichzeitig in das Dickicht, um das Opfer heraus und in die sorgfältig gelegten Hinterhalte zu treiben. Nach Tennent gewordenen Mittheilungen eines Augenzeugen ist es ihre erste Sorge, ein niedergerissenes Wild wo möglich in das nächstgelegene Dickicht zu schleppen, aus welchem sie sodann mit der gleichgültigsten Miene wieder heraustreten, um zu erspähen, ob nicht etwa ein stärkeres Thier, welches sie ihrer Beute berauben könnte, in der Nähe sich umhertreibe. Ist die Luft rein, so kehren sie zu dem verborgenen Leichnam zurück und schaffen ihn weg oder verzehren ihn auf der Stelle. Angesichts eines Menschen oder stärkeren Raubthieres sollen sie, wie der Berichterstatter Tennents versichert und dieser für wahr hält, irgend einen Gegenstand ins Maul nehmen und eilig davon rennen, als wären sie begierig, die vermeintliche Beute zu sichern, gelegenerer Zeit aber zu dem wirklichen Raube zurückkehren. Jedenfalls gelten sie bei allen Singalesen, genau ebenso wie Reineke bei uns, als Sinnbilder der List und Verschlagenheit, und haben einen wahren Schatz von Sagen und Geschichten ins Leben gerufen.

An den Schädeln einzelner Schakale findet sich eine von außen meist durch einen Haarbusch kenntliche Knochenwucherung, das Schakalhorn, „Narrik-Kombu" der Singalesen, welchem diese wunderbare Kräfte zuschreiben. Ihrer Meinung nach entwächst es nur dem Schädel des Leithundes und ist deshalb besonders schwer zu erhalten, verbürgt dem glücklichen Besitzer aber Erfüllung aller Wünsche, kehrt auch, wenn es gestohlen wurde, von selbst wieder in seinen Besitz zurück, ist überhaupt ein Talisman ersten Ranges, welcher den bei unseren Gläubigen so hoch beliebten Heiligenknochen bei weitem vorgezogen werden muß, schon weil es unter den Singalesen ungleich weniger Zweifler an Knochenwundern gibt als bei uns zu Lande. Mittels des „Narrik-Kombu" treibt man zwar nicht Teufel aus, heilt auch keinerlei Krankheiten und Gebresten, schützt sein Haus aber vor Dieben und Räubern, gewinnt Rechtsstreitigkeiten, kommt zu Geld, Vermögen und Ehren, schließlich wohl auch ins Paradies. Man ersieht aus dieser Mittheilung, daß die Knochen auch unter halbgesitteten Völkerschaften ihre Rolle spielen.

Die Ranzzeit des Schakals fällt in den Frühling und gibt den verliebten Männchen zu den allergroßartigsten Heulereien Grund und Ursache. Neun Wochen später wölft die Schakalhündin fünf bis acht Junge auf ein wohl verborgenes Lager, ernährt, schützt und unterrichtet diese nach Wolfs- oder Fuchsart im Gewerbe und zieht nach ungefähr zwei Monaten mit ihnen in das Land hinaus. Die hoffnungsvollen Sprossen haben sich um diese Zeit schon fast alle Fertigkeiten der Alten erworben, verstehen das Heulen meisterhaft, und lernen das Stehlen rasch genug.

Digitized by Google

Jung eingefangene Schakale werden bald ſehr zahm, jedenfalls weit zahmer als Füchſe. Sie gewöhnen ſich gänzlich an den Herrn, folgen ihm wie ein Hund, laſſen ſich liebkoſen oder verlangen Liebkoſungen wie dieſer, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanze, wenn ſie geſtreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbſt alt gefangene unterwerfen ſich mit der Zeit dem Menſchen, ſo biſſig ſie auch anfänglich ſich zeigen. Paarweiſe gehaltene pflanzen ohne alle Umſtände in der Gefangenſchaft ſich fort, begatten ſich auch leicht mit paſſenden Haushunden. Adams ſah in Indien Haushunde, welche dem Schakal vollſtändig glichen, und nimmt an, daß ſie aus einer Vermiſchung von beiden hervorgegangen ſind.

Die fürchterlichſte Krankheit der Hunde, Waſſerſcheu, ſucht auch den Schakal heim. Man hat auf Ceilon wiederholt erfahren müſſen, daß wuthkranke Schakale in die Dörfer kamen und Hausthiere biſſen, welche an den Folgen der Uebertragung des Wuthgiftes elendiglich zu Grunde gingen.

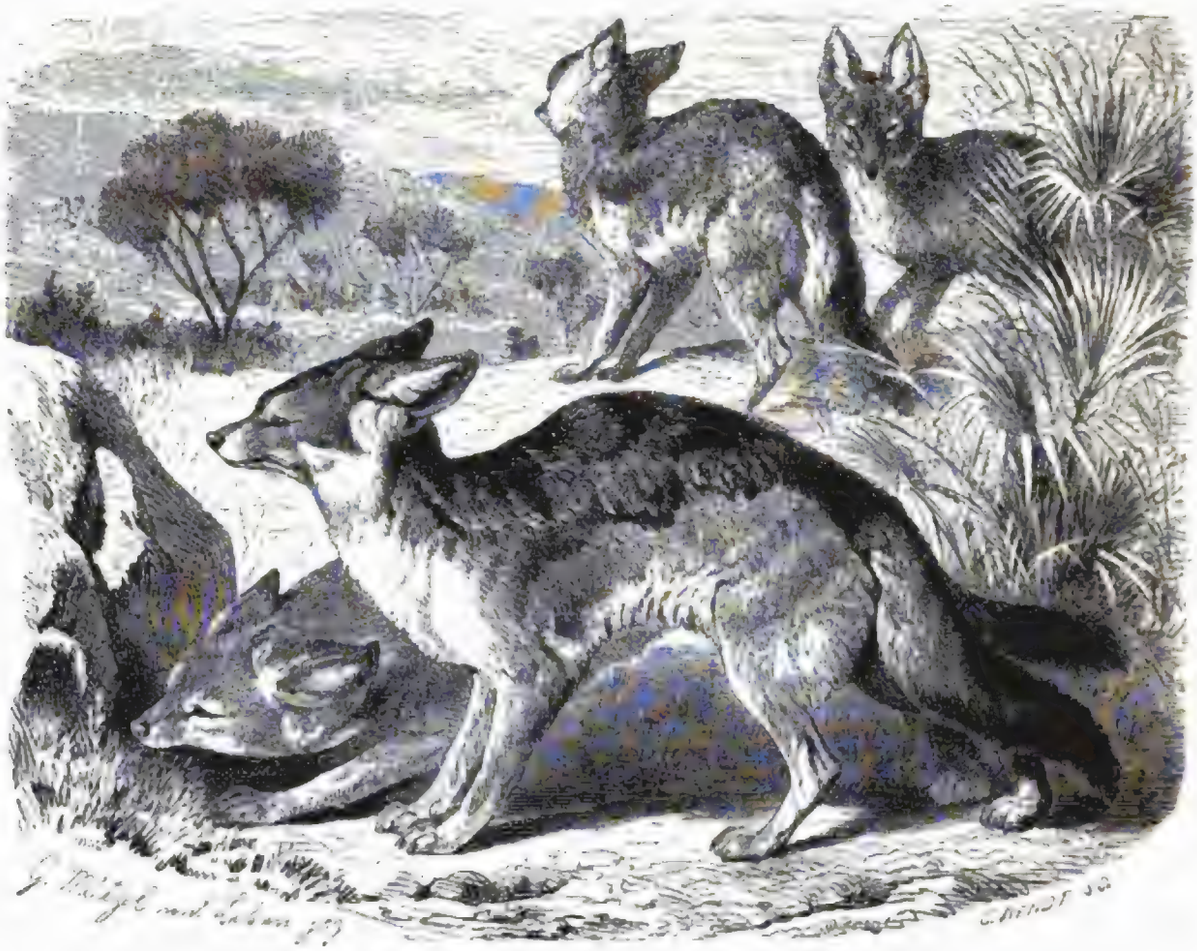
Schwer begreiflich erſcheint es, daß man fortwährend einen gegenwärtig in allen größeren Thiergärten und Muſeen ausgeſtellten Wildhund des inneren und ſüdlichen Afrika, den Schabrakenſchakal mit dem Schakal als gleichartig erklärt; denn erſterer hat mindeſtens ebenſo viele Aehnlichkeit mit dem Fuchſe wie mit dem Schakal und bildet gewiſſermaßen ein Uebergangsglied zwiſchen beiden. Gray führt ihn als beſondere Art unter den Füchſen auf und iſt hierzu jedenfalls mehr berechtigt als Giebel, welcher ihn wahrſcheinlich nie geſehen hat, trotzdem aber mit dem Schakal- und Streifenwolf als Spielart des Schakals erklärt.

Der Schabrakenſchakal (Canis mesomelas, Vulpes mesomelas, Canis variegatus) iſt ſehr niedrig geſtellt und von allen übrigen Schakalen ſchon hierdurch, mehr noch aber durch die Bildung ſeines Kopfes unterſchieden. Dieſer hat den Bau des Fuchskopfes und zeichnet ſich beſonders aus durch die ſehr großen, am Grunde breiten, oben ſpitzig zulaufenden, ein gleichmäßiges, unten etwas verſchmälertes Dreieck bildenden, dicht nebeneinanderſtehenden Ohren, welche eher an die des Fenek als an die des Schakals erinnern. Die großen braunen Augen haben runden Stern. Der Schwanz reicht bis zum Boden herab, wird jedoch gewöhnlich aufrecht gekrümmt getragen. Das Fell iſt dick, fein und kurzhaarig. Die Färbung, ein ſchönes Roſtroth, geht nach unten zu in Gelblichweiß über. Die ganze Oberſeite deckt eine ſeitlich ſcharf begrenzte Schabrake von ſchwarzer Färbung mit weißlicher Fleckenzeichnung. Auf dem Halſe wird dieſe Schabrake durch eine nach hinten zu undeutliche weiße Linie eingefaßt. Die Fleckenzeichnung ändert ſich, je nach der Lage der Haare, da ſie überhaupt nur durch das Zuſammenfallen einer Menge von Haarſpitzen entſteht, welche ſämmtlich lichte Färbung haben. Kehle, Bruſt und Bauch ſind weiß oder lichtgelb. An den Innenſeiten der Läufe dunkelt dieſe Färbung, und zwiſchen den Vorderläufen geht ſie in Grau über. Das Kinn iſt röthlich, aber ſehr hell, wenig von der lichteren Kehle abſtechend. Auf dem Kopfe miſcht ſich Grau unter die allgemeine roſtrothe Färbung. Der Rücken der ſehr ſpitzen, fuchsartigen Schnauze iſt ſchwarz, während die Lippen ſehr licht, faſt weiß erſcheinen. Die Ohren ſind außen und am Rande lebhaft roſtroth, innen mit gilblichen Haaren beſetzt. Vor ihnen ſteht jederſeits ein gelber Fleck, und ein ähnlich gefärbter umrandet auch das Auge, unter dem ſich dann noch ein dunklerer Streifen hinzieht. Ein dunkles Halsband, wie es die meiſten übrigen Hunde und namentlich die Schakale zeigen, fehlt dem Schrabrakenſchakal gänzlich. Der Schwanz iſt an der Wurzel roſtfarben wie der übrige Leib, ſodann aber, in den letzten zwei Dritteln der Länge, ſchwarz. An Länge übertrifft der Schabrakenſchakal ſeinen Verwandten, an Höhe ſteht er ihm nach.

Nach meinen Erfahrungen beginnt das Wohngebiet des Schabrakenſchakals in Mittelnubien. Von hier aus reicht es längs der Oſtküſte Afrika's bis zum Kap und wahrſcheinlich auch quer durch den ganzen Erdtheil bis zur Weſtküſte. Unſer Schakal findet ſich ebenſowohl in der Steppe wie in den Wäldern, vorzugsweiſe jedoch in Gebirgsländern. Am Kap und in Habeſch iſt er ſehr häufig. An der Oſtküſte des Rothen Meeres breitet ſich eine ſchmale Wüſtenſteppe, die

Digitized by Google

Samhara, aus, welche vielfach von Regenſtrombetten durchfurcht iſt, deren Ufer gewöhnlich üppige Dickichte bilden. Hier darf man ihn regelmäßig vermuthen; denn dieſe Dickichte ſind reich an Haſen und Frankolinen und gewähren ihm ſomit vielfache Gelegenheit, Beute zu machen. Er iſt frecher und zudringlicher als jeder andere Wildhund. Seine eigentliche Jagdzeit iſt zwar die Nacht, doch ſieht man ihn auch bei Tag häufig genug umherlungern, ſelbſt unmittelbar in der Nähe der Dörfer. In den Frühſtunden begegnet man ihm überall, im Gebüſche ebenſowohl wie in der pflanzenleeren Ebene. Erſt in den Vormittagsſtunden trabt er ſeinem Lager zu. Nachts iſt er



Schabrakenſchakal (Canis mesomelas). ⅓ natürl. Größe.

ein regelmäßiger Gaſt in den Dörfern und ſelbſt in der Mitte des Lagerplatzes; denn nicht einmal das Feuer ſcheint ihn auf ſeinen Diebeszügen zu hindern. Ich habe ihn wiederholt zwiſchen den Gepäckſtücken und den lagernden Kamelen umherſtreifen ſehen; auf meiner erſten Reiſe in Afrika hat er mir ſogar auf dem nur vermittels eines Bretes mit dem Lande verbundenen Schiffe einen Beſuch gemacht. Die Eingeborenen Afrikas haſſen ihn, weil er alle nur denkbaren Sachen aus den Hütten wegſchleppt und unter dem Hausgeflügel, ſogar unter den kleinen Herdenthieren manchmal arge Verheerungen anrichtet. Die Somali verſichern, daß er ihren Schafen die Fettſchwänze abfreſſe; im Sudân weiß man davon zwar nichts, kennt ihn aber als ſehr eifrigen Jäger der kleinen Antilopen, der Mäuſe, Erdeichhörnchen und anderer Nager. Bei dem Aaſe iſt er ein regelmäßiger Gaſt; er ſcheint ſolche Speiſe leidenſchaftlich gern zu freſſen. Wie Burton berichtet, betrachten die Somali das Geheul des Schabrakenſchakals als ein Vorzeichen des kommenden Tages und ſchließen von ihm aus auf gutes oder ſchlechtes Wetter; in Abeſſinien oder im Sudân beachtet man dieſe Muſik nicht, obgleich man ſie oft genug zu hören bekommt. Ich meinestheils muß geſtehen, daß mir das Geheul dieſer Schakale niemals läſtig geworden iſt, ſondern immer eine ergötzliche Unterhaltung gewährt hat.

Ueber die Fortpflanzung unseres Wildhundes fehlen zur Zeit noch genügende Beobachtungen. Mir wurde erzählt, daß die Anzahl des Gewölfes vier bis fünf betrage, und daß man die Jungen zu Anfang der großen Regenzeit finde. Im Innern Afrika's fällt es Niemand ein, das wirklich nette Thier zu zähmen; wir erhalten deshalb auch nur aus dem Kaplande ab und zu einen dieser Schakale lebendig. Wenn man sich viel mit einem solchen Gefangenen beschäftigt, gewinnt man bald sein Vertrauen. Der Schabrakenschakal ist im Grunde ein gutmüthiger, verträglicher Bursche, welcher jedenfalls mehr als der Fuchs zur Geselligkeit und zum Frieden neigt. So scheu und wild er anfänglich sich geberdet, so rasch erkennt er liebevolle Behandlung an und sucht sie durch dankbare Anhänglichkeit zu vergelten. Ein fast ausgewachsenes Männchen, welches ich in London ankaufte, war anfänglich im höchsten Grade scheu und bissig, tobte beim bloßen Erscheinen des Wärters wie unsinnig im Käfige umher, machte Sprünge von ein bis zwei Meter Höhe und suchte ängstlich vor dem Menschen sich zu verbergen oder ihm zu entkommen, bekundete aber auch ähnliche Furcht vor verwandten Wildhunden, mit denen es zusammen gehalten wurde, sodaß es oftmals eben dieser Scheu und Furchtsamkeit wegen zu argen Beißereien unter der sehr gemischten Gesellschaft kam. Dies alles aber verlor sich bald. Der Schabrakenschakal erkannte das Vergebliche seines Sträubens und befliß sich fortan eines anständigen Betragens. Schon nach wenig Wochen nahm er, vielleicht durch das gute Beispiel seiner Mitgefangenen ermuntert, dem Wärter das ihm vorgehaltene Fleisch oder Brod aus der Hand; nach etwa Monatsfrist hatte sich seine Scheu soweit verloren, daß er traulich auf den Ruf herbeikam und die dargebotene Hand liebevoll beleckte. Auch zu seinen Mitgefangenen faßte er allgemach Vertrauen, und mit dem Vertrauen stellte sich eine gewisse Freundschaft ein, welche freilich durch einen vorgehaltenen fetten Bissen zuweilen kleine Unterbrechungen erhielt, im ganzen aber doch thatsächlich bestand.

Während des Haarwechsels, welcher im September vor sich ging, hatte gedachter Schakal vorübergehend ein ganz eigenthümliches Aussehen. Seine schwarze Schabrake verlor sich in kurzer Zeit bis auf spärliche Ueberbleibsel; das neue Grannenhaar wuchs aber sehr rasch wieder heran, und bereits nach vier Wochen hatte er sein neues, schöneres Kleid angelegt.

In einem Käfige zusammengehaltene Paare des Schabrakenschakals pflanzen sich leicht fort. Ob ihre Trächtigkeitszeit von der anderer Wölfe abweicht, vermag ich nicht zu sagen. Ein Paar, welches unter der Pflege Kjärböllings mehrere Jahre nacheinander Junge brachte, begattete sich in einem Jahre am 16. Januar, trotz der herrschenden 12° R. Kälte, und bekam — wann ist nicht gesagt — vier Junge, welche vortrefflich gediehen. In den beiden folgenden Jahren wölfte das Weibchen wieder, einmal am 4. März, fraß gelegentlich auch einen seiner Sprossen, obgleich es dieselben sonst gut behandelte.

*

Werfen wir nach dieser fast vollständigen Uebersicht der altweltlichen Wildhunde einen Blick auf andere, in Amerika hausenden Glieder der Familie, so stoßen uns zunächst zwei wolfähnliche Arten auf, welche Hamilton Smith Goldwölfe (Chrysocyon) nennt und Gray in einer besonderen Sippe vereinigt wissen will. Als Merkmale der letzteren gibt dieser Forscher den sehr langen, dünnnasigen Kopf und kurzen Schwanz sowie unerhebliche Eigenthümlichkeiten des Schädels und Gebisses an. Unter sich sind die beiden „Goldwölfe" übrigens wesentlich verschieden.

Der Mähnenwolf, rothe Wolf der Ansiedler, Guará der Eingeborenen (Canis jubatus, Chrysocyon jubatus, Canis campestris), hat, laut Burmeister, zwar die unverkennbarste Aehnlichkeit mit dem Wolfe, ist jedoch verhältnismäßig schwächlicher gebaut und viel hochbeiniger als dieser, die Schnauze enger, die Brust schmäler, der Schwanz kürzer. „Eigentlich", sagt Hensel, „ist das Thier eine Misgestalt. Sein Rumpf erscheint unverhältnismäßig kurz, während die Beine, namentlich durch Verlängerung der Mittelhand und des Mittelfußes, eine für

Digitized by Google

unser Gefühl unnatürliche Länge besitzen." Der Pelz hat ebenfalls sein eigenthümliches. Im Gesicht und an den Pfoten sind die Haare, nach Burmeisters Beschreibung, kurz anliegend, weiterhin, an den Beinen ganz allmählich, werden sie länger und erreichen ihre größte Länge im Nacken und längs des Rücken, wo sie eine starke aufrichtbare Mähne bilden und gegen 13 Centim. Länge haben. Ihre Färbung, ein klares reines Zimmetrothbraun, wird gegen die Mitte des Rückens etwas dunkler, gegen den Bauch hin heller, gelblicher; die Schnauze ist braun, die nackte Nase ganz schwarz, das Gesicht heller, das Ohr außen rothbraun, innen weißgelb; den Nacken ziert ein großer schwarzbrauner Fleck, welcher sich nach dem Rücken hinabzieht; die Pfoten sind auf der Vorderseite schwarz, hinten braun, die Innenseiten der Beine fast weiß; der Schwanz hat oben rothbraune, unten gelbliche Färbung. Bei 1,25 bis 1,3 Meter Leibes- und 40 Centim. Schwanzlänge beträgt die Höhe 70 Centim. und darüber.

Noch heutigen Tages wissen wir über das Leben dieses in allen Sammlungen seltenen Thieres außerordentlich wenig. Der Mähnenwolf hat zwar eine weite Verbreitung über Südamerika, kommt auch an geeigneten Oertlichkeiten Brasiliens, Paragay's, der Plataſtaaten einzeln überall vor, wird aber wegen seines scheuen, vorsichtigen und furchtsamen Wesens, welches ihn den menschlichen Ansiedelungen fern hält, stets selten gesehen und noch seltener erlangt. Burmeister betrachtet es als eine besondere „Gunst des Schicksals", daß während seiner Anwesenheit in Lagoasanta ein Stück aufgebracht wurde und er dadurch Gelegenheit erhielt, das Thier beschreiben zu können. Aus der Ferne blickt der Mähnenwolf den Menschen neugierig an, geht dann aber schleunigst ab, wird überhaupt niemals zudringlich, greift nur ausnahmsweise das Herdenvieh, unter keinen Umständen aber den Menschen an und nährt sich schlecht und recht von kleinen Säugethieren und allerlei Früchten. Henſel, welcher bemerkt, daß auch er aus eigener Anschauung nichts zur Kenntnis der noch immer in Dunkel gehüllten Lebensweise des Mähnenwolfs beitragen könne, hörte auf der Hochebene der Serra geral am häufigsten von ihm erzählen. Er stellt hier den Schafherden nach und könnte somit schädlich werden, wenn er häufiger vorkäme. Ueber Tages hält er sich, nach Angabe des Prinzen von Wied, in den zerstreuten Gebüschen der offenen, heideartigen Gegenden des inneren Landes auf, ängstlich sich verbergend; des Nachts, in unbewohnten Gegenden wohl auch in den Nachmittagsstunden, trabt er nach Nahrung umher und läßt dann seine laute, weitschallende Stimme vernehmen. Gegen Abend soll man ihn, laut Henſel, zuweilen in den sumpfigen mit hohen Grasbüscheln bewachsenen Niederungen sehen, wie er sich mit der Jagd der Apereas oder wilden Meerschweinchen beschäftigt. Diese Thiere huschen mit so großer Schnelligkeit zwischen den Grasbüscheln umher, daß sie kein Jagdhund fangen kann; der Mähnenwolf aber greift sie doch. Seine hohen Läufe befähigen ihn, das Jagdgebiet auf weithin zu übersehen und so gewaltige Sätze zu machen, daß ihm gedachtes Kleinwild nicht immer entgeht. Ob er auch zu andauerndem Laufe geschickt ist, konnte Henſel nicht in Erfahrung bringen. Man möchte dies vermuthen, obgleich er zuweilen von Hunden eingeholt werden soll. In Brasilien verschmäht man das Fleisch eines erlegten Guará durchaus nicht. Burmeister, welchem es als Hirschbraten vorgesetzt wurde, fand es zwar etwas zähe aber wohlschmeckend und erfuhr erst durch seinen Gastgeber, daß er einen Wolfsschenkel anstatt eines Wildschlegels verzehrt hatte.

Die zweite Art der Gruppe im Sinne Gray's, nach Anderer Ansicht aber Vertreter der Unterſippe der Aktäonwölfe (Lyciscus), der Heul- oder Steppenwolf, Prairiewolf, Coyote (Canis latrans, Chrysocyon latrans, Lyciscus cayotis, Canis frustor), erscheint ebenfalls als Mittelglied zwischen Wölfen und Füchsen, wenn auch der Wolf in ihm sich nicht verkennen läßt. Von ersteren hat er Leib und Schwanz sowie die kräftigen Läufe, von letzteren die zugespitzte Schnauze. Sein kräftiger Leib erscheint wegen des ungewöhnlich reichen Balges noch dicker als es in Wirklichkeit der Fall, der Hals ist kurz und kräftig, der Kopf schlanker als der des Wolfes, oben breit, an der Schnauze zugespitzt, das Ohr ziemlich groß, unten breit, oben aber

Digitized by Google

nicht gerundet. Das lichtbraune Auge hat einen runden Stern. Die Färbung des Balges ist ein schmutziges Gelblichgrau, welches auf Ohr und Nasenrücken in das Rostfarbene, auf Oberhals und Rücken aber in das Schwärzliche übergeht, weil hier alle Haare in schwarzen Spitzen endigen; die Seiten des Halses, der Vorderblätter, der Hinterschenkel und die Läufe an ihrer äußeren Seite sind hellrostroth oder hellgelb, Unter- und Innenseite der Beine weißlich, die Lauscher rostfarben, hier und da mit schwärzlichen Haarspitzen, innen mit weißlichen Haaren dicht bedeckt. Der Lippenrand ist weißlich, die Umgebung der Augen hellfahl oder bräunlichgrau mit weißen Haarspitzen.

Heulwolf (Canis latrans). 1/8 natürl. Größe.

Ueber das Handgelenk zieht sich ein schmaler, schwarzer Streifen; der Schwanz ist an der Wurzel fahl und schwarz gemischt, an der Spitze tiefschwarz. Auf dem Rücken werden die Haare im Winter über zehn Centimeter lang. Sie sind an ihrer Wurzel aschgrau, hierauf gelbroth, dann schwarzbraun geringelt, hierauf weißlich und an der Spitze wieder schwarzbraun. Verschiedene Abänderungen kommen vor. Erwachsene Heulwölfe erreichen eine Länge von 1,4 Meter, wovon auf den Schwanz 40 Centim. gerechnet werden müssen, dabei aber kaum über 55 Centim. Höhe am Widerriste.

Der Prairiewolf ist weit über das Innere Nordamerikas, nach Süden hin bis Mejiko verbreitet und besonders gemein in den Ebenen des Missouri, in Kalifornien und Kolumbien Englische Naturforscher behaupten, daß er in großen Rudeln lebe und dem Wilde sehr gefährlich werde, namentlich den Bisonherden folge und mit unverschämter Frechheit über jeden kranken, ermatteten oder verwundeten Stier herfalle, um ihn aufzufressen; Prinz Max von Wied, dem wir, neben Audubon, die beste Beschreibung verdanken, dagegen sagt, daß er nur einzeln oder paarweise vorkommt und nach Art unserer europäischen Wölfe lebt. Er raubt alles, was er bezwingen kann, und gleicht auch hinsichtlich der Schlauheit vollständig unseren Wölfen und Füchsen. Des Nachts kommt er oft bis in die indianischen Dörfer hinein, und im Winter sieht

man ihn auch nicht selten am Tage umhertraben, wie den Wolf bei tiefem Schnee und Kälte. In der Ranzzeit bewohnt er selbstgegrabene Baue oder Höhlen, und hier soll im April die Wölfin ihre sechs bis zehn Jungen werfen. Die Ranzzeit fällt in den Januar und Februar und erregt die Heulwölfe wie alle Hunde auf das höchste. Um diese Zeit vernimmt man ihre Stimme in der Prairie: ein sonderbares, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches dem Lautgeben unserer Füchse ähnelt. Viele indianische Hunde gleichen den Prairiewölfen in der Gestalt nicht wenig; es ist also zu vermuthen, daß Vermischungen zwischen beiden Thieren vorkommen.

In die Falle geht der Prairiewolf weit seltener als der Wolf oder Fuchs, und wenn er es thut, geschieht es nicht zu der Freude des Jägers, weil der Pelz keinen Werth hat und von den Pelzhändlern nicht beachtet wird.

Ueber das Gefangenleben kann ich aus eigener Anschauung berichten. Ich pflegte geraume Zeit einen Prairiewolf, welcher im Zimmer aufgezogen worden und ebenso artig war wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hatte ganz das Wesen des Haushundes. Bei dem Anblicke seiner Freunde sprang er vor Freuden hoch auf, wedelte mit dem Schwanze und kam an das Gitter heran, um sich liebkosen zu lassen. Die ihm schmeichelnde Hand leckte er jedoch nicht, sondern beroch sie höchstens. Wenn er allein war, langweilte er sich und fing an, jämmerlich zu heulen. Gab man ihm aber Gesellschaft, so mishandelte er diese, falls er es nicht mit besseren Beißern zu thun hatte, als er einer war. Aus Raummangel mußte er mit einem Wolfshunde, einem Schabrakenschakal und einem indischen Schakal zusammengesperrt werden. Da gab es anfangs arge Raufereien. Später zeigte er sich übellaunisch gegen seine Genossen, hielt sich auch immer zurückgezogen. Einen Nasenbär, welcher den Nebenkäfig bewohnte, erwischte er einmal am Schwanze, biß diesen in der Mitte seiner Länge ab und verspeiste ihn ohne Umstände. Lebende Thiere, welche an seinem Käfige vorübergingen, versetzten ihn stets in Aufregung, Hühnern namentlich folgte er mit der größten Begierde, so lange er sie sehen konnte. Er war an Hausmannskost gewöhnt worden und zog Brod entschieden dem Fleische vor, verachtete aber auch dieses nicht. Kleine Säugethiere und Vögel schlang er mit Haut und Haar oder Federn hinab. Dabei war er so gierig, daß er sich leicht überfraß und dann die Speise wieder erbrach; er fraß das Ausgebrochene aber, wie es die Hunde zu thun pflegen, unter Umständen auch wieder auf. Reichte man ihm mehr Nahrung, als er wirklich zu sich nehmen konnte, so verscharrte er diese geschwind in einer Ecke seines Käfigs und hütete solche Vorräthe dann mit Argusaugen, jeden seiner Kameraden mit Knurren bedrohend, sobald dieser dem Winkel nur halbwegs zu nahe kam.

Höchst empfänglich zeigte er sich für die Klagen anderer Thiere. In das Geheul der Wölfe stimmte er stets mit ein, und selbst das Gebrüll oder Gebrumm der Bären beantwortete er. Redete man ihn mit klagender Stimme an, ihn gleichsam bedauernd, so heulte und winselte er, wie manch,er Haushund unter gleichen Umständen zu thun pflegt. Er zeigte, ganz wie ein Hund, ungemeines Verständnis für die Betonung verschiedener Laute und bezüglich Worte, fürchtete sich, wenn man ihn hart anredete, verstand Schmeicheleien und ließ sich durch klagende oder bedauernde Worte zur tiefsten Wehmuth hinreißen. Auch die Musik preßte ihm stets laute Klagen aus; doch war es mit seiner Heulerei nicht so ernsthaft gemeint. Er ließ sich förmlich zureden und beendete seine Klagen sofort, wenn man die Stimme veränderte und ernsthaft ruhig mit ihm sprach. Sein Gedächtnis war bewundernswürdig. Er vergaß ebenso wenig Liebkosungen als Beleidigungen. Gegen letztere suchte er sich zu rächen, auch nach längerer Zeit, erstere nahm er mit größtem Danke entgegen. Sein Wärter mußte ihn einmal von einem Käfig in den anderen bringen und dazu natürlich fangen. Dies nahm er übel und biß plötzlich nach dem sonst sehr geliebten Manne. Hierauf wurde er von Rechtswegen bestraft. Seit dieser Zeit hegte er einen tiefen Groll gegen den Wärter, obgleich dieser ihn fortan gut und freundlich behandelte und regelmäßig fütterte. Mir dagegen blieb er, obgleich ich ihm nur selten etwas zu fressen reichte, in hohem Grade zugethan, und niemals dachte er daran, nach mir zu beißen. Seinen alten Herrn liebte er noch immer,

Digitized by Google

obwohl dieſer ihn ſehr ſelten beſuchte. Er erkannte mich von weitem und begrüßte mich regelmäßig durch ein äußerſt freundliches Geſicht und einladendes Schwanzwedeln, ſobald ich mich zeigte. Wenn ich ihn mit der Hand ſtreichelte, legte er ſich gern auf den Rücken, wie Hunde dies thun, und ich durfte dann mit ihm ſpielen, ihm die Hand zwiſchen das kräftige Gebiß ſchieben, ja ihn ſelbſt an dem Felle zauſen, ohne daß er ſolches jemals übelgenommen hätte.

*

Nach Anſicht der neueren Thierkundigen vertreten auch andere ſüdamerikaniſche Wildhunde beſondere Sippen oder Unterſippen, ſo der für unſere Darſtellung wichtige Maikong und ein ihm nahe ſtehender Verwandter die Gruppe der Halbwölfe, wie ich ſie nennen will, um den klaſſiſchen Namen Thous ſinnentſprechend wiederzugeben. Zur Kennzeichnung dieſer Unterabtheilung bemerkt Gray, daß in dem aus 44 Zähnen beſtehenden Gebiſſe oben jederſeits zwei, unterſeits drei höckerige Backenzähne ſich finden, deren beide hinterſte kreisrund ſind und deren letzter durch ſeine ſehr geringe Größe auffällt. Andere Merkmale ergeben ſich aus der Beſchreibung der zu ſchildernden Art.

Der Maikong oder Karaſiſſi, Savannenhund der Anſiedler (Canis cancrivorus, C. brasiliensis, Thous und Lycalopex cancrivorus), iſt, nach dem, was ich an einem lebenden Stücke geſehen habe, ein ſchakalähnlicher, ſchlank gebauter, hochläufiger Wildhund, mit kurzem, breitem, ſtumpfſchnauzigem Kopfe, mittelgroßen, am Grunde weit von einander abſtehenden, oben gerundeten Ohren, ſchiefgeſtellten, rothbraunen, eirundſternigen Augen und faſt bis zum Boden herabhängendem Schwanze, von ungefähr 90 Centim. Geſammt- oder 65 Centim. Leibes- und 28 Centim. Schwanzlänge und etwa 55 Centim. Schulterhöhe. Der Balg beſteht aus mittellangen, rauhen Grannen, welche das ſpärliche Wollhaar vollſtändig bedecken. Seine Geſammtfärbung iſt ein ziemlich gleichmäßiges Fahlgrau, welches auf dem Rücken, zumal in der Schultergegend, wegen der hier ſchwarz endenden Haare dunkelt und nach unten durch Fahlgrau in Gelblichweiß und Reinweiß übergeht. Die Augengegend iſt lichter, gelblichweiß; die Ohren ſind außen am Grunde röthlichfahl, an der Spitze braunſchwarz, innen mit gelbweißen Haaren beſetzt und licht gerandet. Sehr dunkle Färbung haben auch die Lippen und die Schnauzenſpitze, ein Kinnfleck und die Läufe bis zum Hand- oder Ferſengelenke herab, licht, d. h. gelblichweiß, ſehen außer den ſchon genannten Theilen ein vollſtändiges Kreuz in der Schlüſſelbeingegend aus, welches von der Kehle an bis zur Oberbruſt herabreicht und ſeitlich in ziemlich breiten Streifen bis gegen die Achſeln hin ſich fortſetzt. Die einzelnen Haare ſind gelblich oder weißlich an der Wurzel, ſodann grau und endlich dunkel zugeſpitzt.

Schon die Spanier ſollen dieſen Wildhund auf den Antillen als Hausthier vorgefunden haben. Seitdem iſt er von dort verſchwunden; noch gegenwärtig aber wird er, falls Schomburgks Angabe begründet iſt, von vielen Indianern wenigſtens als halbes Hausthier benutzt. „Bergreiche Gegenden", ſagt genannter Forſcher, „mit dazwiſchen geſtreuten waldigen Steppen ſowie die Umſäumung der Savannenflüſſe ſcheinen der Lieblingsaufenthalt des ſchlauen und klugen Thieres zu ſein. Dort lebt und jagt es in ganzen Koppeln. In der offenen Savanne ſcheinen dieſe Hunde ihre Jagdbeute mehr mit den Augen als mit der Naſe auszuſpähen; im Walde iſt das Gegentheil der Fall: hier verfolgen ſie auch ihre Beute jedesmal unter lautem Gebell. Gelingt es einer Koppel, eine Niederung zu beſchleichen und unbemerkt in dieſe einzudringen, ſo entgehen ihr nur einige der auf den Dächern und nahen Geſträuchen ſchlafenden Hühner und Papageien. Ein ſolcher Ueberfall des Federviehſtandes und die ihn begleitende Würgerei unter demſelben geſchieht ſo geräuſchlos, daß die beraubten Beſitzer meiſt erſt ihren Verluſt mit anbrechendem Morgen kennen lernen. Die Beute verzehren die Räuber niemals an dem Orte, wo ſie dieſelbe gewürgt, ſondern immer

Digitized by Google

erſt im Walde oder in einem ſonſtigen Schlupfwinkel. Indianer verſicherten, daß ſie ſelbſt Rehe und Nachzügler der Waſſerſchweinherden jagen, um das endlich ermattete Thier niederzureißen.

„Für die Indianer hat der Maikong namentlich aus dem Grunde beſonderen Werth, weil aus der Kreuzung desſelben mit ihren Hunden ſehr geſuchte Jagdhunde hervorgehen. Die Baſtarde ſchlagen in ihrer Geſtalt mehr nach dem Hunde als nach dem Maikong. Sie ſind ungemein ſchlank, tragen die Ohren immer aufgerichtet und übertreffen in Bezug auf Ausdauer, Fertigkeit und Gewandtheit im Aufſuchen und Jagen des Wildes jeden anderen Hund. In der Anſiedlung wird ein

Maikong (Canis cancrivorus). ⅛ natürl. Größe.

ſolcher Blendling, welcher zur Jagd auf Rehe, Waſſerſchweine und Tapire abgerichtet iſt, gewöhnlich mit zehn bis zwölf Thalern bezahlt. Der Beſitz eines gezähmten Maikong gehört daher zu den beſonderen Reichthümern der Indianer. Doch muß das Thier fortwährend an Stricken gehalten werden, da ihm keine Abrichtung ſeine Raubgelüſte abgewöhnen kann. Schrankenloſe Verwirrung bringt er unter dem Federvieh ſeines Herrn hervor, ſobald ihm die Nachläſſigkeit des Beſitzers den Strick nicht feſtgebunden. Gekochtes Fleiſch, Fiſche und Früchte ſind das Futter, womit ihn der Indianer erhält.“

Ich habe hier einzuſchalten, daß Henſel die Angabe Schomburgks, jene Hunde ſeien Blendlinge vom Maikong und dem Haushunde, bezweifelt. „Eine ſolche Behauptung“, ſagt er „iſt in hohem Grade unwahrſcheinlich. Ohne Zweifel ſtimmen die Hunde der Indianer Guianas mit den braſilianiſchen Rehhunden überein. Hätte eine Kreuzung ſtattgefunden, ſo müßte dies an dem Schädel der Blendlinge augenblicklich zu erkennen ſein, da der Maikong an Schädel und Gebiß ſehr leicht von den Füchſen, mehr aber noch von dem Haushunde zu unterſcheiden iſt. Man ſollte alſo Bedenken tragen, die Anſicht Schomburgks wiſſenſchaftlich zu verwerthen, bevor nicht die Thatſache thierkundlich nachgewieſen iſt.“

Digitized by Google

„Der von mir auf das Schießen oder Fangen des Maikongs eingesetzte Preis", fährt Schomburgk fort, „trieb die versammelten Indianer fast täglich zu allgemeinen Treibjagden in die Niederungen und Thäler am Torong und Pauwise, bei denen jedesmal das Gras des Gebietes, welches abgejagt werden sollte, in Brand gesetzt wurde. Hatte das prachtvolle Schauspiel für uns auch schon seit längerer Zeit den Reiz der Neuheit verloren, so wurde dieser hier doch immer wieder durch die wunderbare Beleuchtung erneuert, welche es über die lieblichen Thäler und Felsenschluchten warf, wenn die Feuersäule sich in ununterbrochenem Wechsel über Hügel und Berge, durch Thäler und Schluchten wälzte."

Ein gefangener Maikong, welchen ich pflegte, erinnerte durch sein Wesen und Betragen so vollständig an den altweltlichen Schakal, daß ich wenigstens keinen Unterschied herauszufinden vermochte. Er nährte sich nach anderer Wildhunde Art von allerlei Futter, obwohl er das Fleisch jeder anderen Nahrung vorzuziehen schien; doch fraß er auch Früchte und Milchbrod sehr gern. Uns gegenüber zeigte er sich anfänglich scheu und mistrauisch wie der Schabrakenschakal, später in gleicher Weise freundlicher und liebenswürdiger, je größeres Zutrauen er gewann.

*

Die letzte Gruppe, mit welcher wir uns vor einem näheren Eingehen auf die Haushunde befassen müssen, hat Burmeister mit dem Namen Schakalfüchse (Lycalopex) bezeichnet. „Zu dieser Gruppe", sagt genannter Forscher, „gehören wahrscheinlich alle übrigen südamerikanischen Wildhunde; wenigstens darf man diejenigen, deren Schädel bekannt ist, hierher ziehen, insofern als die Augenhöhlendecken des Stirnbeins stets stark gewölbt und mit der Spitze herabgebogen sind: ein Charakter, welcher den echten Füchsen abgeht." Ein erhabener Scheitelkamm ist nicht vorhanden. Im Gebisse hat man ebenfalls einige wenig belangreiche Absonderlichkeiten aufgefunden: am vierten unteren Lückzahn fehlt der hintere Zacken; der obere Fleischzahn ist kürzer als die beiden Höckerzähne zusammen. Der Augenstern ist rund oder eirund. Der Schwanz hängt bis zum Boden herab.

Burmeister zählt zwar auch den Maikong dieser Gruppe zu, begründet sie aber auf den Aguarachay der Guaraner, Atoj oder „brasilianischen Fuchs" (Canis Azarae, C. melanostomus und melampus, Vulpes, Pseudalopex und Lycalopex Azarae), ein wirkliches Mittelglied zwischen Schakal und Fuchs. Seine Gesammtlänge beträgt 90 bis 100 Centim., wovon 35 Centim. auf den ziemlich langen Schwanz kommen. Die Färbung ändert vielfach ab. Gewöhnlich sind Nacken und Rücken schwarz, Scheitel und Kopfseiten grau, die Seiten dunkelgrau, weil aus schwarzen und weißen Haaren gemischt, Brust und Bauch schmutzigisabellgelb, die Läufe vorn braun, hinten schwarz, die Pfoten braun. Eine weiße Bläße im Gesicht, ein hellgelber Augenring, ein ockergelber Ohrfleck und die gleichgefärbte Gurgel stechen von jener Färbung ab. Die langen Borsten im Gesicht, eine Augenbinde und alle nackten Theile sind schwarz. Der Pelz besteht aus weichem Wollhaar und etwas gekräuselten, ziemlich rauhen Grannen, welche abweichend geringelt sind und an den verschiedenen Körpertheilen die betreffende Färbung durch ihre helleren oder dunkleren Spitzen hervorbringen. Mannigfaltige Abänderungen in der Färbung und Zeichnung erschweren es, diese Art immer zu erkennen; auch sind die Forscher noch verschiedener Ansicht: die einen vereinigen, die anderen trennen die Abarten.

Das Vaterland des Aguarachay (sprich Agaratschai) ist ganz Südamerika, vom Stillen bis zum Atlantischen Weltmeere, vom Gleicher bis zur Südspitze Patagoniens. Er findet sich in der Höhe wie in der Tiefe, scheint aber gemäßigte Landstriche den heißen Gegenden vorzuziehen. In den Andes steigt er bis zu fünftausend Meter über die Meeresfläche empor; in Paragay bewohnt er das offene Gestrüpp und meidet ebensowohl die großen Waldungen wie die offenen Stellen, obgleich er beide auf seinen Jagdzügen besucht. Er ist überall häufig, hält sich in einem bestimmten Gebiete auf, lebt im Sommer und Herbste allein, im Winter und Frühling paarweise, verschläft den

Digitized by Google

Tag und zieht abends aus, um Agutis, Pakas, Kaninchen, junge Rehkälber, wildes und zahmes Geflügel zu berücken, ſoll auch dem Jaguar als Bettler und Schmarotzer folgen, verſchmäht ſelbſt Fröſche und Eidechſen nicht, fängt Krebſe und Krabben und wird ſeiner Häufigkeit, Raubgier und Dieberei wegen zur Landplage.

Wir verdanken Azara, Rengger und Tſchudi treffliche Lebensbeſchreibungen des Thieres; die beſte hat Rengger gegeben: „Ich habe", ſagt er, „zuweilen auf meinen Reiſen, wenn ich die

Aguarachay (Canis Azarae). ⅓ natürl. Größe.

Nacht im Freien zubrachte, auf Augenblicke dieſen Wildhund im Mondſcheine beobachten können. War ich bei einer Hütte gelagert, wo Biſamenten gehalten wurden, ſo ſah ich ihn ſich mit der größten Vorſicht nähern, immer unter dem Winde, damit er Menſchen und Hunde ſchon von weitem wittern konnte. Mit leiſen, gänzlich unvernehmbaren Tritten ſchlich er längs der Umzäunung oder durch das Gras, machte oft große Umwege, bis er in die Nähe der Enten kam, ſprang dann plötzlich auf eine derſelben los, ergriff ſie mit den Zähnen beim Halſe, ſo daß ſie kaum einen Laut von ſich geben konnte und entfernte ſich ſchnell mit ſeinem Raube, ihn hoch empor haltend, um im Laufe nicht gehindert zu werden. Erſt in einiger Entfernung, wenn er ſich geſichert glaubte, verzehrte er die Beute, wie man an den zurückgelaſſenen Federn und Knochen wahrnehmen konnte. Wurde er durch Geräuſch geſtört, ſo zog er ſich ſogleich in das dichteſte Gebüſch zurück, kam aber ſpäter von einer anderen Seite wieder und verſuchte von neuem. Manchmal erſchien er vier- bis fünfmal in der Nähe einer Hütte, bis er den günſtigſten Augenblick wahrgenommen hatte. Gelingt ihm der Fang nicht in einer Nacht, ſo macht er in der folgenden neue Verſuche. Ich hatte einem

welcher mir eine Ente geraubt hatte, mehrere Nächte hinter einander auflauern lassen. Er zeigte sich aber nicht, obschon wir jeden Morgen die frische Fährte in der Nähe fanden. Die erste Nacht hingegen, wo er Niemanden auf der Lauer bemerkte, besuchte er den Hühnerhof.

„Im Walde und auf offenem Felde ist der Aguarachay in der Verfolgung der Beute minder behutsam, weil er hier weniger Feinde zu befürchten hat und die kleinen Säugethiere, welche er nicht unversehens überfallen kann, bald einholt. Bei der Verfolgung hält er, wie die Jagdhunde, die Nase nahe am Boden, spürt auf der Fährte hin und windet dann mit emporgehaltener Nase von Zeit zu Zeit. Sind die Zuckerrohre ihrer Reife nahe, so besucht er die Pflanzung, und zwar nicht allein der vielen dort lebenden Mäuse, sondern auch des Zuckerrohres selbst wegen. Er frißt nur einen kleinen Theil der Pflanzen, denjenigen nämlich, der sich gleich über der Wurzel findet und den meisten Zucker enthält, beißt aber jedesmal zehn und mehr Pflanzen an oder ab und richtet bedeutenden Schaden an."

In weniger bewohnten Gegenden wird der Aguarachay oder die Zorra der spanischen Südamerikaner oft außerordentlich frech. Göring erzählte mir, daß er unseren Wildhund auch bei Tage in der Nähe der Gehöfte gesehen habe. Das Thier besitzt ein ganz vortreffliches Gedächtnis und merkt es sich genau, wo es einmal Beute gemacht hat. Auf dem Hühnerhofe, welchem es einen Besuch abstattete, mag man die Hühner gut hüten: sonst kommt die Zorra sicherlich so lange, wie noch ein Huhn zu finden ist, wieder.

Wo sich der Schakalfuchs ungestört weiß, treibt er sich überhaupt ebensoviel bei Tage, wie bei Nacht umher. In den Sümpfen weiß er mit großer Geschicklichkeit Wege zu finden. Dort stellt er eifrig dem Wasser- und Sumpfgeflügel, namentlich den Enten, Rallen, Wasserhühnchen und Wehrvögeln (Palamedea) nach und weiß immer eins oder das andere der tölpischen Jungen, ja selbst die Alten zu berücken. Die Gauchos, welche ihn vortrefflich kennen, erzählten Göring, daß er sich gerade dann nach den Sümpfen verfüge, wenn Jäger dort wären, weil er so klug sei, zu wissen, daß die Jäger doch einen oder den anderen Vogel für ihn erlegen würden.

Einzelnen Reitern gegenüber zeigt er sich oft sehr neugierig: er kommt, wenn er den Tritt eines Pferdes vernimmt, aus dem Gebüsche hervor, stellt sich offen mitten auf die Straße und schaut Reiter und Pferd unverwandt an, läßt auch beide manchmal bis auf fünfzig Schritte und noch näher an sich herankommen, bevor er sich zurückzieht. Ein solcher Rückzug geschieht keineswegs mit großer Eile, sondern langsam, Schritt für Schritt. Der Schakalfuchs trollt in aller Gemüthlichkeit davon und schaut sich noch viele Male nach der ihn fesselnden Erscheinung um, fast als wolle er Roß und Reiter verhöhnen. Merkt er dagegen, daß man Miene macht, ihn zu verfolgen, so sucht er so eilig wie möglich sein Heil in der Flucht und ist dann in kürzester Frist im dichten Gestrüpp verschwunden.

„Im Winter, zur Zeit der Begattung", fährt Rengger fort, „suchen sich beide Geschlechter auf und lassen dann häufig abends und bei Nacht den Laut A-gua-a vernehmen, welchen man sonst nur hört, wenn eine Wetterveränderung bevorsteht. Männchen und Weibchen bauen sich nun ein gemeinschaftliches Lager im Gebüsche, unter losen Baumwurzeln, in den verlassenen Höhlen des Tatu ꝛc. Einen eigenen Bau graben sie nicht. Im Frühjahre, d. h. im Weinmonat, wirft das Weibchen hier drei bis fünf Junge, welche es in den ersten Wochen nur selten verläßt. Das Männchen trägt ihnen Raub zu. Sobald die Jungen fressen können, gehen beide Alten auf die Jagd aus und versorgen ihre Brut gemeinschaftlich. Gegen Ende des Christmonds trifft man schon junge Aguarachays an, welche der Mutter auf ihren Streifereien folgen. Um diese Zeit trennt sich der Hund von der Familie, und später verläßt auch das Weibchen die Jungen.

„Der Aguarachay wird in Paragay sehr häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Geschieht das letztere mit Sorgfalt, so kann er zum Hausthier gemacht werden. Ich sah ihrer zwei, welche fast so zahm waren wie Haushunde, obgleich nicht so folgsam. Beide waren ganz jung einer säugenden Hündin angelegt und mit deren Gewölfe aufgezogen worden. Ihren Herrn lernten

Digitized by Google

ſie bald kennen, kamen auf ſeinen Ruf zu ihm, ſuchten ihn zuweilen von ſelbſt auf, ſpielten mit ihm und beleckten ſeine Hände. Gegen unbekannte Perſonen waren ſie gleichgültig. Mit ihren Stiefgeſchwiſtern hatten ſie ſich gut vertragen; beim Anblick fremder Hunde ſträubten ſie ihr Haar und fingen an zu kläffen. Sie liefen frei umher, ohne daß ſie zu entfliehen ſuchten, obgleich ſie oft ganze Nächte hindurch vom Hauſe abweſend waren. Durch Schläge konnten ſie von einer Handlung abgehalten, aber weder durch Güte noch durch Gewalt zu etwas gezwungen werden. Die Gefangenſchaft hatte ihre angeſtammte Lebensweiſe nur wenig verändert. Sie ſchliefen den größten Theil des Tages hindurch, wachten gegen Abend auf, liefen dann einige Zeit im Hauſe herum und ſuchten ſich ihre Nahrung auf oder ſpielten mit ihrem Herrn. Mit einbrechender Nacht verließen ſie das Haus und jagten wie die wilden in Wald und Feld oder ſtahlen von den benachbarten Hütten Hühner und Enten weg; gegen Morgen kehrten ſie nach Hauſe zurück. Allein auch da war das zahme Geflügel nichts weniger als ſicher vor ihnen, falls ſie dasſelbe unbemerkt rauben konnten; ſowie ſie ſich aber beobachtet glaubten, warfen ſie keinen Blick auf die Hühner.

„Da beide Thiere ihren Stiefgeſchwiſtern ſehr zugethan waren, begleiteten ſie dieſelben gewöhnlich, wenn ihr Herr mit ihnen auf die Jagd ritt, und halfen das Wild aufſuchen und verfolgen. Ich ſelbſt habe mit dieſen Schakalfüchſen mehrere Male gejagt und war erſtaunt über ihren äußerſt feinen Geruch, indem ſie im Aufſuchen und Verfolgen einer Fährte die beſten Hunde übertrafen. War ein Wild aufgeſtoßen, ſo verloren ſie nie die Spur, dieſelbe mochte auch noch ſo oft durch andere gekreuzt ſein. Am liebſten jagten ſie Rebhühner, Agutis, Tatus und junge Feldhirſche, alles Thiere, welchen ſie auf ihren nächtlichen Streifereien nachzuſtellen gewöhnt waren. Auch große Hirſche, Pekaris und ſelbſt den Jaguar halfen ſie jagen. Währte aber die Jagd mehrere Stunden fort, ſo ermüdeten ſie viel früher als die Hunde und kehrten dann nach Hauſe zurück, ohne auf das Zurufen ihres Herrn zu achten.

„Bei dieſer Gelegenheit beobachtete ich eine ſonderbare Gewohnheit des Aguarachay, von welcher mir ſchon mehrere Jäger geſprochen hatten. Wenn er nämlich ein Stück Leder oder einen Lappen Tuch oder ſonſt einen ihm unbekannten Gegenſtand auf ſeinem Wege antrifft, ergreift er denſelben mit den Zähnen, trägt ihn eine Strecke weit und verſteckt ihn dann in einem Gebüſche oder im hohen Graſe, worauf er ſeinen Lauf fortſetzt, ohne ſpäter zu der Stelle zurückzukehren. Dieſer Sitte wegen müſſen die Reiſenden, welche die Nächte unter freiem Himmel zubringen, ihre Zäume, Sättel und Gurte gut verwahren, ſonſt werden ſie ihnen leicht von dem Aguarachay weggetragen, nicht aber, wie Azara behauptet, gefreſſen. Mir wurde auf meiner Reiſe ein Zaum, einem meiner Reiſegefährten ein Schnupftuch entwendet: beides fanden wir am anderen Morgen in einiger Entfernung von unſerem Lager unverſehrt im dichten Geſtrüppe wieder.“ Tſchudi fand in einer Höhle des Thieres ein Stück Steigbügel, einen Sporen und ein Meſſer, welche ebenfalls von dem Aguarachay herbeigeſchleppt worden waren.

Der Balg des Aguarachay wird nur ſelten, das Fleiſch aber, ſeines widrigen Geruches und Geſchmackes wegen, niemals von den Eingeborenen Paragay's benutzt. Dennoch ſtellt man ihm des Schadens wegen, den er anrichtet, mit Eifer nach, fängt ihn in Fallen oder ſchießt ihn abends auf der Lauer oder hetzt ihn mit Hunden zu Tode. Zu dieſem Ende ſucht man ihn aus dem Gebüſche, in welchem er ſich verſteckt hat, ins Freie zu treiben, damit ihn die berittenen Jäger zugleich mit den Hunden verfolgen können. Anfangs läuft er ſehr ſchnell, ſo daß ihn die Reiter beinahe aus den Augen verlieren. Nach einer Viertelſtunde aber fängt er an, müde zu werden, und wird nun bald eingeholt. Gegen die Hunde ſucht er ſich zu vertheidigen, wird aber ſogleich von ihnen in Stücke zerriſſen. Es hält übrigens ſchwer genug, einen Aguarachay aus ſeinem Schlupfwinkel hinaus ins Freie zu treiben, indem ihm die Hunde in der Gewandtheit durch das verſchlungene Gebüſch und die ſtachlichen Bromelien durchzuſchlüpfen weit nachſtehen. In Peru zahlt der Gutsbeſitzer für jeden Schakalfuchs, welcher ihm abgeliefert wird, ein Schaf. Die Indianer ſtellen deshalb dem Aguarachay, welcher dort Atoj heißt, eifrig nach, und die Herdenbeſitzer ihrerſeits

Digitized by Google

ſuchen eine Ehre darin, ihre Gebäude mit möglichſt vielen ausgeſtopften Fuchsbälgen zu verzieren. Außer dem Menſchen mag der Aguarachay keinem anderen Feinde unterliegen. Sein ſcharfes Gehör und ſeine äußerſt feine Naſe ſichern ihn vor jedem unverſehenen Ueberfall, und der Verfolgung entgeht er dann leicht durch ſeine Schnelligkeit.

*

„Durch den Verſtand des Hundes beſteht die Welt.“ So ſteht im Vendidad, dem älteſten und echteſten Theile des Zend-Aveſta, eines der älteſten Bücher der Menſchheit.

Für die erſte Bildungsſtufe des Menſchengeſchlechts waren und ſind noch heute dieſe Worte eine goldene Wahrheit. Der wilde, rohe, ungeſittete Menſch iſt undenkbar ohne den Hund, der gebildete, geſittete Bewohner des angebauteſten Theiles der Erde kaum minder. Menſch und Hund ergänzen ſich hundert- und tauſendfach; Menſch und der Hund ſind die treueſten aller Genoſſen. Kein einziges Thier der ganzen Erde iſt der vollſten und ungetheilteſten Achtung, der Freundſchaft und Liebe des Menſchen würdiger als der Hund. Er iſt ein Theil des Menſchen ſelbſt, zu deſſen Gedeihen, zu deſſen Wohlfahrt unentbehrlich.

„Der Hund“, ſagt Friedrich Cuvier, „iſt die merkwürdigſte, vollendetſte und nützlichſte Eroberung, welche der Menſch jemals gemacht hat. Die ganze Art iſt unſer Eigenthum geworden; jedes Einzelweſen derſelben gehört dem Menſchen, ſeinem Herrn, gänzlich an, richtet ſich nach ſeinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt deſſen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieſes entſpringt weder aus Noth noch aus Furcht, ſondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben für den Menſchen aus ihm einen mächtigen Gehülfen gemacht, und vielleicht iſt er ſogar nothwendig zum Beſtande der Geſellſchaft des Menſchenvereins. Der Hund iſt das einzige Thier, welches dem Menſchen über den ganzen Erdboden gefolgt iſt.“

Der Hund iſt wohl würdig, daß ich ihn ausführlich behandle, und trotz ſeiner ſcheinbaren Allbekanntſchaft hier ſehr mit Luſt und Liebe ſeiner gedenke. Jedermann glaubt ihn zu kennen, gründlich und hinlänglich zu kennen, und nur der Naturforſcher geſteht zu, daß er, trotz aller Nachforſchungen und Vergleichungen, eigentlich noch äußerſt wenig und kaum irgend etwas ſicheres über den Hund weiß.

Der Hund hat ſich mit dem Menſchen über die ganze Erde verbreitet. Soweit ſich das Menſchengeſchlecht ausgedehnt hat, findet man auch ihn, und ſelbſt die armſeligſten, ungeſittetſten und ungebildetſten Völker haben ihn zu ihrem Genoſſen, Freunde und Vertheidiger. Aber in keinem Lande der Erde wird er noch wild, überall vielmehr nur gezähmt, in Geſellſchaft des Menſchen, höchſtens verwildert gefunden. Weder die dunkelſte Sage noch die ſorgfältigſte Forſchung hat uns bisher über ſeine Vorfahren genügenden Aufſchluß gegeben: über die Abſtammung des wichtigſten aller Hausthiere liegt ein ſcheinbar undurchdringliches Dunkel. Es gibt kein anderes Thier weiter, über welches ſo viele Muthmaßungen, ſo viele Annahmen herrſchen wie über den Hund. Nach der Anſicht der einen gehören alle Hunde der ganzen Erde nur zu einer einzigen Art, die anderen nehmen mehrere Stammeltern an; die erſteren betrachten alle Hunde als Abkömmlinge vom Wolf, vom Schakal, vom Dingo, vom Dole und Buanſu: die anderen glauben, daß er ein Erzeugnis mehrfacher Kreuzungen zwiſchen dieſen oder jenen der genannten, ein Blendling verſchiedener wilder Hunde ſei.

„Will man den Haushund“, ſagt Blaſius, „als Art von den übrigen Wölfen trennen, ſo gibt es noch jetzt keine beſſeren Merkmale, als der links gekrümmte Schwanz, wie es Linné angibt.

„Das naturgeſchichtliche Schickſal des Hundes gleicht dem des Menſchen. Daß der Hund ſich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, iſt von Folgen geweſen, wie wir ihresgleichen in der Thierwelt nicht finden. Das Vorhandenſein des Hundes iſt mit dem des Menſchen ſo eng verſchmolzen; der Hund hat ſich, wie der Menſch, den mannigfaltigſten und gegenſätzlichſten

Digitized by Google

Natureinflüſſen in einem ſolchen Maße unterwerfen müſſen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrſchen zu helfen, daß von ſeinem urſprünglichen Naturzuſtande wie von dem des Menſchen nur willkürliche Vermuthungen uns Kunde geben können. Doch gilt dies bloß von ſeinen leiblichen Eigenthümlichkeiten. Ueber ſein geiſtiges Weſen können die Stimmen nicht getheilt ſein.

„Der Hund iſt nach ſeinem Gerippe, nach Schädel und nach Gebiß ein Wolf; doch iſt es nach Schädel noch nach Gebiß weder möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten ſcharf zu trennen. Unſere europäiſchen Hunde ſchwanken in ihren Schädeleigenthümlichkeiten zwiſchen denen des Wolfes und des Schakals, doch ſo, daß ſich die Eigenthümlichkeiten mannigfaltigſt kreuzen, verbinden und abändern. Doch wenn auch der Schädel Aehnlichkeit mit dem des Wolfes und Schakals hat, ſogar entfernt an den des Fuchſes erinnert, hält er doch immer etwas eigenthümliches feſt. Die Stirn tritt in der Regel etwas ſtärker über dem Scheitel und dem Naſenrücken hervor als beim Wolf und Schakal; doch darin zeigen ſich erſt recht gegenſätzliche Abweichungen bei den verſchiedenen Hunderaſſen. Es verſteht ſich, daß in dieſen Eigenthümlichkeiten nur Schädel von ungefähr gleichem Alter mit einander erfolgreich verglichen werden können.

„Die Amerikaner haben Hunde gehabt, ehe durch die Spanier der europäiſche Hund nach Amerika gebracht wurde. In Mejiko fanden die Spanier ſtumme Hunde vor. Humboldt führt an, daß von den Indianern von Jauja und Huanca, ehe ſie der Inka Pachacutec zum Sonnendienſte bekehrte, die Hunde göttlich verehrt wurden. Ihre Prieſter blieſen auf ſkelettirten Hundeköpfen, und Hundeſchädel und Hundemumien fanden ſich in den peruaniſchen Grabmälern der älteſten Zeit. Tſchudi hat dieſe Schädel unterſucht, hält ſie für verſchieden von denen der europäiſchen Hunde und glaubt, daß ſie von einer eigenen Art herrühren, die er Canis Ingae nennt; auch werden die einheimiſchen Hunde im Peruaniſchen mit dem Namen Runa-allco bezeichnet, um ſie von den europäiſchen, die verwildert in Südamerika vorkommen, zu unterſcheiden. Dieſe Hunde ſollen beſonders gegen Europäer feindlich geſinnt ſein.

„Merkwürdig iſt es, daß da, wo keine Vertreter der Wölfe wild vorkommen, auch der Haushund gefehlt zu haben ſcheint, obwohl, ſoweit die Geſchichte des Menſchen in der Vorzeit und ſeine Verbreitung über den Erdkreis reicht, der Hund dem Menſchen durchgängig als Geſellſchafter treu gefolgt iſt. Ritter macht darauf aufmerkſam, daß, wie Grawford bezeugt, in allen Gleicherländern oſtwärts von Bengalen, in Hinterindien und ſeinen umliegenden Inſeln nicht einmal irgend eine Art der ganzen Hundefamilie aufgefunden worden iſt. Es ſcheint demnach, daß, ungeachtet der Einwirkung des Menſchen, die Verbreitung der Hunde mit den wilden Wolfsarten in einem genaueren Zuſammenhange ſteht.

„Wenn es ſchon auffallend erſcheint, daß die eingeborenen Hundearten ſich in dem Schädelbau den wilden Wolfsarten nähern, ſo iſt es noch auffallender, daß ſie auch im Aeußeren wieder den wilden Formen nahe rücken, wenn ſie in den Zuſtand der Verwilderung übergegangen ſind. Das gilt nicht allein von der Färbung, ſondern auch von der Form des Thieres, den aufrechtſtehenden, ſpitzen Ohren, der Behaarung und dergleichen. Schon Olivier bemerkte, daß die Hunde in der Umgebung von Konſtantinopel ſchakalähnlich ſind. Im ſüdlichen und öſtlichen Rußland gibt es zahlloſe, halbverwilderte, in ganzen Geſellſchaften umherlaufende Hunde, welche dem Schakal in Farbe und Geſtalt des Körpers und der Ohren häufig täuſchend ähnlich ſind. Die Beobachtung von Pallas, daß die Hunde mit dem Schakal in entſchiedener Freundſchaft leben, iſt bei dieſen äußeren Aehnlichkeiten leicht zu begreifen.

„Es iſt bekannt, daß vom Hund und Wolf Baſtarde in jeder Art der Kreuzung nachgewieſen ſind. Baſtarde zwiſchen Hund und Schakal ſind nach Naturbeobachtungen keine Seltenheit. Pallas erwähnt ſogar, daß unter den Ruſſen Baſtarde von Hund und Fuchs als eine bekannte Sache angenommen werden; doch gründet er dieſe Behauptung offenbar nicht auf eigene Beobachtungen.

„Fragt man sich nun nach diesen Andeutungen, ob der Hund eine Art, eine selbständige und getrennte Art ist, wie der Wolf, Schakal und Fuchs, so hält es schwer, die Frage zu bejahen. Kein einziges wildes Thier zeigt solche Abweichungen im Schädel, im ganzen Körperbau, in den Verhältnissen der absoluten Größe. Aber auch die Hausthiere, bei denen wir annehmen müssen, daß die Art an und für sich noch unverfälscht erhalten, nur durch Zähmung und Kultur verändert ist, wie Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schwein, haben solche Gegensätze nicht aufzuweisen, und noch weniger läßt sich sagen, daß mehrere Arten unter dieser großen Mannigfaltigkeit von Formen enthalten wären. Ebenso willkürlich, wie die Aufstellung verschiedener Menschenarten, würde es bleiben, mehrere Hundearten unterscheiden zu wollen. Es liegt offenbar hier eine Thatsache vor, welche mit den sonst in der Natur und Kultur beobachteten nicht gleichlaufend ist.

„Daß in dem Sinne, wie beim Pferde und bei der Ziege, von einer Stammart des Hundes nicht die Rede sein kann, wird aus allem wohl klar. Nach folgerichtigem Schlusse ist kein Thier im wilden Zustande wahrscheinlich, welches gezähmt eine solche Mannigfaltigkeit der Formen hervorbringen könnte. Aber auch von allem unwesentlichen, der Kultur unterworfenen abgesehen, gibt es in der Natur kein Thier, welches ganz mit dem Hunde übereinstimmte. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Stamm eines solchen Thieres über die ganze Erdoberfläche hätte aussterben können. Es wird jetzt nicht einmal möglich sein, die in verschiedenen Gegenden der Erdoberfläche verwildert vorkommenden Hunde, es würde in früheren Zeiten noch viel schwerer geworden sein, die ursprünglich wilden Stämme an allen Orten auszurotten. Es ist ebenso nicht wahrscheinlich, daß eine solche Stammart bis jetzt unbeachtet und unentdeckt geblieben wäre.

„Und so bleibt darin, so lange man diese Fragpunkte auf dem Gebiete der Naturforschung erhalten will, kaum ein anderer Ausweg, als sich zu der Ansicht zu bekennen, welcher Pallas huldigt: daß in der Zähmung und Vermischung der in verschiedenen Ländern ursprünglichen Wolfsarten der Ursprung des Haushundes zu suchen sei. Diese Ansicht ist natürlich wie jede andere über diesen Punkt nur eine Annahme, aber es wird, wenn sie in der Natur begründet ist, möglich sein, sie durch unmittelbare Vergleichung der Hunde- und Wolfsschädel bis zur vollen Ueberzeugung zu erheben. Man hat keine Veranlassung mehr, in solcher Auffassung durch die Lehren und Annahmen von Buffon sich beirren zu lassen. Daß sich gleichzeitig die unbeschränkte Kreuzung der Hundearten unter sich und des Hundes mit Wolf und Schakal am besten mit dieser Ansicht verträgt, liegt auf der Hand. Daß auch die große Mannigfaltigkeit der Hunde in Gestalt und Größe allein dadurch eine Analogie erhielt, z. B. in den verschiedenartigen, zwitterhaften Pflanzen, sogar im Thierreiche unter den Hühnern, ist auch nicht ohne Gewicht. Ebenso ist die große Verwandtschaft der verwilderten Hunde in Gestalt und Farbe mit dem Schakal und der Annäherung und Freundschaft beider von großer Bedeutung. Auch die verwilderten Pferde nähern sich ursprünglich den wilden wieder. Ziegen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht den größten Theil des Jahres frei im Gebirge umhertreiben, wie in Dalmatien und manchen Gegenden Italiens geschieht, gleichen sehr der wilden Bezoarziege; bunte Kaninchen, welche im Freien ausgesetzt werden, haben im Verlaufe von einigen Jahren Junge, die von wilden nicht zu unterscheiden und vollkommen wild sind.

„Daß im ganzen der Schakal in dieser Angelegenheit am meisten betheiligt sein muß, scheint mir aus der Bildung des Hundeschädels hervorzugehen, und es mag schließlich wohl nicht von bloß zufälliger Bedeutung sein, daß die alten Bildungsländer der Menschheit von Indien bis zum Mittelländischen Meere mit der Heimat des Schakals fast gänzlich übereinstimmen."

Darwin gelangt zu derselben Annahme wie Blasius. „Einige Thierkundige", sagt er, „glauben, daß alle gezähmten Spielarten des Hundes vom Wolfe oder dem Schakal oder einer unbekannten und ausgestorbenen Art abstammen; andere wiederum meinen, daß sie ebensowohl von mehreren ausgestorbenen wie jetzt lebenden Arten, welche sich mehr oder weniger mit einander vermischt haben, herrühren. Wahrscheinlich werden wir niemals im Stande sein, ihren Ursprung

Digitized by Google

mit Sicherheit zu bestimmen. Die Vorweltskunde wirft nicht viel Licht auf diese Frage. Einerseits hängt dies von der großen Aehnlichkeit der Schädel der ausgestorbenen und lebenden Wölfe und Schakale, andererseits von der großen Unähnlichkeit der Schädel der verschiedenen Rassen gezähmter Hunde ab. Man scheint auch in den neuen Tertiärlagern Ueberreste gefunden zu haben, welche mehr einem großen Hunde als einem Wolfe angehört haben dürften. Dies unterstützt die Ansicht Blainville's, daß unsere Hunde die Nachkommen einer einzigen ausgestorbenen Art sind. Einige gehen soweit, zu behaupten, daß jede Hauptrasse ihren wilden Stammvater gehabt haben müsse, diese letztere Ansicht ist jedoch außerordentlich unwahrscheinlich; denn sie läßt der Abänderung keinen Spielraum, das fast misgebildete Gepräge einiger Zuchten unberücksichtigt und nimmt beinahe mit Nothwendigkeit an, daß eine große Anzahl von Arten seit der Zeit, in welcher der Mensch den Hund zähmte, ausgestorben sind: lebte doch noch im Jahre 1710 der Wolf auf einer so kleinen Insel wie Irland ist.

„Die Gründe, welche verschiedene Schriftsteller zu der Annahme geführt haben, daß unsere Hunde von mehr als einer wilden Art abstammen, sind erstens die großen Verschiedenheiten zwischen den Rassen und zweitens die Thatsache, daß in den ältesten bekannten geschichtlichen Zeiten mehrere Hunderassen lebten, welche einander sehr unähnlich, jetzt lebenden aber sehr ähnlich sind oder mit diesen zusammenfallen. Zwischen dem vierzehnten Jahrhundert und der römischen Zeit sind die Urkunden auffallend mangelhaft. Im frühesten Zeitabschnitt gab es verschiedene Rassen; doch ist es unmöglich, die Mehrzahl derselben mit irgend einer Sicherheit wieder zu erkennen. Youatt gibt eine Zeichnung von der Villa des Antonius, auf welcher zwei junge Windspiele dargestellt sind. Auf einem assyrischen Denkmal, ungefähr 640 v. Chr., ist eine ungeheuere Dogge dargestellt, wie solche, laut Rawlinson, noch jetzt dort eingeführt werden. Auf den egyptischen Denkmälern der vierten bis zwölften Dynastie, das ist von ungefähr 3400 bis 2100 v. Chr., werden, wie ich aus den Prachtwerken von Lepsius und Rosellini ersehe, verschiedene Hunderassen dargestellt, von denen die meisten den Windspielen verwandt sind. Später tritt ein dem Parforcehund ähnlicher Hund mit hängenden Ohren, aber mit längerem Rücken und spitzigerem Kopfe dazu, und ebenso findet sich ein der jetzt lebenden Spielart sehr ähnlicher Dachshund mit kurzen krummen Beinen. Diese Art Misbildung ist bei verschiedenen Thieren aber so häufig, daß es Vorurtheil sein würde, den Hund der egyptischen Denkmäler als den Stammvater aller unserer Dachshunde zu betrachten, umsomehr als Sykes einen indischen Pariahund beschrieben hat, welcher denselben Charakter zeigt. Der älteste auf den egyptischen Denkmälern abgebildete Hund, einer der sonderbarsten von allen, gleicht einem Windspiele, hat aber lange, spitze Ohren und einen kurzen, gekrümmten Schwanz. Eine nahe verwandte Spielart lebt noch jetzt in Nordafrika, der arabische Eberhund, von welchem Harcourt angibt, daß er ein ausgezeichnet hieroglyphisches Thier sei, ein solches, mit dem einst Cheops jagte und einigermaßen dem zottigen schottischen Hirschhunde gleiche. Mit dieser ältesten Spielart lebte gleichzeitig ein dem Pariahunde ähnliches Thier. Wir sehen hieraus, daß vor vier- bis fünfhundert Jahren verschiedene Rassen von Hunden lebten und zwar Pariahunde, Windspiele, gewöhnliche Parforcehunde, Doggen, Haus-, Schoß- und Dachshunde, welche mehr oder weniger unseren jetzigen Rassen glichen. Doch haben wir keinen hinreichenden Beweis, anzunehmen, daß irgend einer dieser alten Hunde mit den unserigen vollkommen gleichartig sei. Solange man annahm, daß der Mensch nur etwa sechstausend Jahre auf der Erde lebte, war diese Thatsache von der großen Verschiedenheit der Rassen in einer so frühen Zeit ein wichtiger Beweis dafür, daß dieselben von verschiedenen wilden Stammeltern herrührten; seitdem wir aber wissen, daß der Mensch eine unvergleichlich längere Zeit gelebt hat, und indem wir im Auge behalten, daß selbst die ungesittetsten Völkerschaften Haushunde besitzen, verliert dieser Beweis viel an Gewicht.

„In Europa wurde der Hund lange vor der Zeit irgend welcher geschichtlichen Urkunde gefangen gehalten. Die Knochen eines hundeartigen Thieres, welche in den dänischen Küchenabfällen der neueren Steinzeit gefunden wurden, gehörten, nach Steenstrup, wahrscheinlich einem

Digitized by Google

Haushunde an. Diesem alten Hunde folgten während der Bronzezeit eine größere, etwas verschiedene und letzterem wiederum während der Eisenzeit eine noch größere Art oder Rasse. Ein in der Schweiz während der neuen Steinzeit lebender, mittelgroßer gezähmter Hund stand, wie Rütimeyer angibt, nach seinem Schädel zu schließen, ziemlich gleichweit von dem Wolfe und Schakal entfernt und zeigte gewisse Kennzeichen unserer Jagd- und Wachtelhunde. Während der Bronzezeit erschien ein großer Hund, welcher, nach seinen Kinnladen zu urtheilen, einem Hunde von demselben Alter in Dänemark glich. Schmerling fand Ueberbleibsel von zwei merklich verschiedenen Hunderassen in einer Höhle, kann aber das Alter derselben nicht bestimmen.

„Man nimmt an, daß die Aufeinanderfolge verschiedener Hunderassen in der Schweiz und in Dänemark von der Einwanderung erobernder Stämme herrühre, welche ihre Hunde mitbrachten, und diese Ansicht stimmt auch mit der Meinung überein, daß verschiedene wilde, hundeartige Thiere in verschiedenen Gegenden gezähmt worden seien. Unabhängig von der Einwanderung neuer Stämme sehen wir aus dem weitverbreiteten Vorkommen von Bronze, daß viel Verkehr in Europa bestanden haben muß, und dürfen schließen, daß wahrscheinlich auch Hunde mit vertauscht worden sind. In der Jetztzeit gelten die Taruma-Indianer unter den wilden Stämmen des Innern von Guiana für die besten Hundezüchter. Sie besitzen eine große Rasse, welche sie zu hohen Preisen anderen Stämmen vertauschen.

„Der wichtigste Beweisgrund zu Gunsten der Ansicht, daß die verschiedenen Rassen des Hundes von bestimmten wilden Stämmen herrühren, ist die Aehnlichkeit, welche dieselben in verschiedenen Gegenden mit den hier noch wild lebenden Arten besitzen. Zwar muß man zugeben, daß die Vergleichung zwischen den wilden und gezähmten Hunden nur in wenigen Fällen mit hinreichender Genauigkeit gemacht worden ist; doch hat man auch von vornherein keine Schwierigkeit anzunehmen, verschiedene Hundearten seien gezähmt worden. Glieder der Hundefamilie bewohnen fast die ganze Erde, und mehrere Arten stimmen in Bau und Lebensart mit unseren verschiedenen gezähmten Hunden ziemlich überein. Wilde halten und zähmen Thiere aller Art, gesellig lebende Thiere wie die Hunde selbstverständlich am leichtesten. In einer früheren Zeit, in welcher der Mensch zuerst das Land betrat, hatten die dort lebenden Thiere keine angeborene oder ererbte Furcht vor ihm und ließen sich folglich wahrscheinlich bei weitem leichter als jetzt zähmen. Als die Falklandinseln zuerst von Menschen besucht wurden, kam der große Falklandswolf (Canis antarcticus) ohne Furcht zu Byrons Matrosen, welche die Neugier für Wildheit hielten und flohen. Selbst in der Neuzeit kann ein Mensch, welcher in der einen Hand ein Stück Fleisch, in der anderen ein Messer hält, gedachte Wölfe noch zuweilen erstechen. Auf den Schildkröteninseln stieß ich mit der Spitze meiner Flinte Falken von einem Zweige herunter und hielt einen Eimer Wasser anderen Vögeln hin, welche sich darauf setzten und tranken. Von großer Bedeutung ist ferner, daß verschiedene Arten von Hunden keinen Widerwillen haben oder Schwierigkeiten darbieten, in Gefangenschaft sich fortzupflanzen. Gerade die Unfähigkeit aber, in der Gefangenschaft sich fortzupflanzen, ist eines der bedeutsamsten Hindernisse für die Zähmung. Die Wilden legen Hunden außerordentlichen Werth bei, und selbst halbgezähmte Thiere sind ihnen von großem Nutzen. Indianer Nordamerika's kreuzen ihre halbwilden Hunde mit Wölfen, um sie zwar noch wilder als vorher, aber auch kühner zu machen. Die Wilden von Guiana fangen die Jungen von zwei wilden Hundearten, um sie einigermaßen zu zähmen und zu benutzen, wie es die Eingeborenen Australiens mit denen des verwilderten Dingo thun. King theilte mir mit, daß er einmal einen jungen wilden Dingo abrichtete, Rindvieh zu hüten und das Thier sehr nützlich fand. Aus diesen verschiedenen Angaben geht hervor, daß man dreist annehmen darf, der Mensch habe in verschiedenen Ländern verschiedene Arten von Hunden gezähmt. Es würde sogar eine eigenthümliche Erscheinung sein, wenn auf der ganzen Erde nur eine einzige Art gezähmt worden wäre.

„Gehen wir nun auf Einzelheiten ein. Der genau beobachtende und scharfsinnige Richardson bemerkt, daß die Aehnlichkeit zwischen den Wechsel- oder Falbwölfen und den Haushunden der

Digitized by Google

Indianer ungemein groß sei, und nur die Größe und Stärke des Wolfes der einzige Unterschied zu sein scheine. „Mehr als einmal", sagt er, „habe ich ein Rudel Wölfe für die Hunde eines Trupps Indianer gehalten; denn auch das Geheul der Thiere beider Arten wird so genau mit denselben Lauten hervorgebracht, daß selbst das geübte Ohr der Indianer zuweilen sich täuschen läßt." Richardson fügt hinzu, daß die nördlicheren Eskimohunde nicht bloß dem grauen Wolfe des Polarkreises in Form und Farbe außerordentlich ähneln, sondern ihnen auch in der Größe beinahe gleichen. Kane hat in dem Gespann seiner Schlittenhunde öfter das schräge Auge, ein Merkmal, auf welches einige Thierkundige viel Gewicht legen, den herabhängenden Schwanz und den scheuen Blick des Wolfes gesehen. Nach Hayes weichen die Eskimohunde wenig von den Wölfen ab, sind keiner Anhänglichkeit an den Menschen fähig und so wild, daß sie bei argem Hunger selbst ihren Herrn anfallen. Sie verwildern leicht, und ihre Verwandtschaft mit den Wölfen ist eine so innige, daß sie oft mit ihnen sich kreuzen; auch nehmen die Indianer junge Wölfe, um die Zucht ihrer Hunde zu verbessern. Solche Falbwölfe können zuweilen, wenn auch selten, gezähmt werden. Vor dem zweiten oder dritten Geschlecht geschieht dies nie. Hayes meint von diesen Hunden, daß sie ohne Zweifel verbesserte Wölfe seien. Jedenfalls bekunden die angeführten Thatsachen, daß Eskimohunde und Wölfe sich fruchtbar kreuzen müssen; denn sonst würde man letztere nicht brauchen können, um die Zucht zu verbessern. Der Hund der Hasenindianer, welcher in vieler Beziehung vom Eskimohunde abweicht, steht nach Richardson in derselben Beziehung zum Heul- oder Prairiewolfe wie der Eskimohund zum Falbwolfe, sodaß gedachter Forscher keine ausgesprochene Verschiedenheit zwischen ihnen auffinden konnte. Die von beiden genannten Stämmen herrührenden Hunde kreuzen sich untereinander ebensowohl wie mit den wilden Wölfen oder mit europäischen Hunden; der schwarze Wolfshund der Indianer in Florida weicht, laut Bertram, von den Wölfen dieses Landes nur dadurch ab, daß er bellt. Im südlichen Theile des neuen Festlandes fand Columbus zwei Hundearten in Westindien, und Fernandez beschreibt ihrer drei in Mejiko. Einige dieser eingeborenen Hunde waren stumm, d. h. bellten nicht. Seit der Zeit Buffons weiß man, daß die Eingeborenen von Guiana ihre Hunde mit einer wilden Art, wie es scheint dem Maikong oder Karasissi, kreuzen. Schomburgk, welcher diese Länder sorgfältig durchforscht hat, schreibt mir darüber: „Arawaak-Indianer, welche in der Nähe der Küste wohnen, haben mir wiederholt erzählt, daß sie ihre Hunde zur Verbesserung der Zucht mit einem der wilden Arten kreuzen, und einzelne Hunde sind mir gezeigt worden, welche sicher dem Maikong viel mehr glichen als der gewöhnlichen Rasse. Selten aber halten die Indianer letztere für häusliche Zwecke.

„Auch der Ai, eine andere Art Wildhund, wahrscheinlich Canis silvestris, wird von den Arekuas jetzt nicht viel zum Jagen benutzt. Die Hunde der Taruma-Indianer sind ganz verschieden und gleichen Buffons Windspielen von St. Domingo. Es scheint also, daß die Eingeborenen von Guiana zwei wilde Hunde zum Theil gezähmt haben und ihre Haushunde noch mit ihnen kreuzen. Beide Arten gehören einer von den nordamerikanischen und europäischen Wölfen verschiedenen Gruppe an. Rengger begründet die Ansicht, daß man nur haarlose Hunde zähmte, als Amerika zuerst von Europäern besucht wurde, und einige dieser Hunde, von denen Tschudi sagt, daß sie in den Cordilleren von der Kälte leiden, sind noch stumm. Gleichwohl ist dieser nackte Hund gänzlich von dem verschieden, welchen Tschudi unter dem Namen Inkahund beschreibt, und von dem er anführt, daß er ebensowohl Kälte ertrage als auch belle. Man weiß nicht, ob diese zwei verschiedenen Hunderassen Abkömmlinge eingeborener Arten sind und könnte annehmen, daß der ursprünglich einwandernde Mensch vom asiatischen Festlande Hunde mitbrachte, welche nicht bellen konnten; diese Ansicht scheint jedoch aus dem Grunde unwahrscheinlich, als die Eingeborenen auf dem Wege ihrer Einwanderung vom Norden her wenigstens zwei nordamerikanische Wildhunde zähmten.

„Wenden wir uns zur alten Welt zurück, so finden wir, daß mehrere europäische Hunde sehr dem Wolfe ähneln, so der Schäferhund der ungarischen Ebene in so hohem Grade, daß ein Ungar

Digitized by Google

nach Pagets Erzählung einen Wolf für einen seiner eigenen Hunde halten konnte. Die Schäferhunde in Italien müssen früher den Wölfen sehr ähnlich gewesen sein, denn Columella gibt den Rath, weiße Hunde zu halten und fügt hinzu: „Pastor album probat, ne pro lupe canem feriat". Daß sich Hunde und Wölfe von selbst kreuzen, wird von den Alten oft erzählt, von Plinius sogar behauptet, die Gallier hätten ihre Hündinnen in den Wäldern angebunden, damit sie sich mit Wölfen kreuzen."

Ich will an dieser Stelle eine von Darwin wie es scheint übersehene Bemerkung Radde's einschalten, welche mit vorstehenden Angaben übereinstimmt. „Bei sehr vielen Hunden", sagt der treffliche Erforscher Sibiriens, „namentlich der gebirgigeren Gegenden des Ostens läßt sich das Wolf- und Fuchsgepräge durchaus nicht verkennen, und nicht selten findet man besonders solche Thiere, welche bis auf die Größe vollkommen den Wölfen ähneln. Ich selbst besaß einen solchen Jagdhund, welcher, dem Schingangebirge entstammend, mit zum mittleren Amur gekommen und hier bald bei Eingeborenen und späteren Ansiedlern durch seine ausgezeichneten Begabungen bekannt wurde. Solche, den Wölfen sehr ähnliche Hunde, welche möglicherweise eine Kreuzungsform sind, haben einen mehr gedrungenen Körper und kürzere Schnauze als der Wolf; die Färbung aber sowohl als auch die eigenthümliche Straffheit des Haares und seine Dichtigkeit, namentlich auf dem Schwanze, sind ganz wie beim Wolfe. Gewöhnlich tragen sie den Schwanz nicht aufrecht, sondern schleifen ihn gesenkt nach. Nur beim Stellen des Wildes, beim Anschlagen oder Wedeln heben sie ihn im Bogen nach oben. Mit solchen Hunden, welche niemals eine Abrichtung erhalten, werden alle die großen, oft gefährlichen und sehr viel Ausdauer erfordernden Jagden betrieben. Ganz verschieden von solchen Hunden sind die der nomadisirenden Mongolenstämme der hohen Gobi, welche auch hier und da bei den Burjäten Transbaikaliens angetroffen werden und ebensowohl als Spürhunde wie auch zum Bewachen der Jurten dienen. Sie haben wohl die Länge, aber nicht die Höhe eines Wolfes. Ihr ganzer Körper ist mit glänzend schwarzen, langen und wenig über dem Rücken zu den Seiten hinab gekräuselten Haaren bedeckt. Auch die Innenseite der Vorderfüße sowie die Knie der Hinterfüße sind sammt dem Kopfe ebenfalls lang und schwarz behaart, und die kurzen Stumpfschwänze nur bleiben mit dem Nasenrücken kurzhaarig schwarz. Die Oberlippe hängt lefzenartig abwärts, auf dem Auge ist ein kreisrunder, hellrother oder brauner Flecken immer zu bemerken. Die Kopfform ist mehr breit als lang, das Ohr halb hängend, der Schwanz buschig, aber nicht spindelförmig in seiner Gesammtform, sondern durch Bezottung, die seitwärts hängt, entstellt. Diese Hunde, welche stiller, aber sehr böse sind, werden in den mongolischen Jurten in großer Anzahl als Wächter gehalten. Grenzkosaken tauschen sie gern ein, und so findet man sie auch noch im mittleren Amurlaufe. Hier, wo sich ihnen die Wolfs- und Fuchstypen, sowie die gewöhnlichen stämmigen Hofhunde zugesellen, erhält sich ihre Nachkommenschaft in den charakteristischen Abzeichen und der Form des Körpers nicht, und werden sie immer durch neue bei den Mongolen eingetauschte Thiere ersetzt."

„Der europäische Wolf", fährt Darwin fort, „weicht in geringem Grade von dem nordamerikanischen ab und wird von vielen Thierkundigen für eine verschiedene Art gehalten, ebenso der Wolf Indiens, und hier finden wir wieder eine ausgesprochene Aehnlichkeit zwischen den Pariahunden gewisser Gegenden von Indien und diesem indischen Wolfe. In Bezug auf die Schakale sagt Isidore Geoffroy St. Hilaire, daß man nicht einen beständigen Unterschied zwischen ihrem Bau und dem der kleineren Hunderassen aufweisen könnte. Diese wie jene stimmen auch in ihrer Lebensweise innig überein. Ehrenberg führt an, daß die Haushunde Unteregyptens und gewisse einbalsamirte Hunde im Schakalwolfe ihr Vorbild hätten, wie andererseits Haushunde Nubiens und andere als Mumien vorhandene Rassen mit dem Schakal eng verwandt sind. Pallas behauptet, daß Schakal und Haushund im Morgenlande zuweilen sich kreuzen. Ein hierauf bezüglicher Fall ist auch aus Algerien bekannt geworden. Die Haushunde an der Küste von Guinea sind fuchsartige Thiere und stumm. An der Ostküste von Afrika, zwischen dem 4. und 6. Grade

Digitized by Google

nördlicher Breite, und ungefähr zehn Tagereisen nach dem Inneren, wird, wie Erhardt mittheilt, ein halbgezähmter Hund gehalten, welcher nach Behauptung der Eingeborenen von einem ähnlichen wilden Thiere abstammt. Lichtenstein sagt, daß die Hunde der Buschmänner eine auffallende Aehnlichkeit selbst in der Färbung mit dem Schabrakenschakal darbieten; Layard dagegen theilt mir mit, daß er einen Kaffernhund gesehen habe, welcher einem Eskimohunde sehr ähnlich war. In Australien findet sich der Dingo ebensowohl gezähmt als wild, und wenn er auch ursprünglich von Menschen eingeführt worden sein mag, darf er doch als eine einheimische Form angesehen werden; denn seine Ueberbleibsel sind mit denen eines ausgestorbenen Thieres in einem ähnlichen Zustande von Erhaltung gefunden worden, sodaß seine Einführung sehr alt sein muß. Diese Aehnlichkeit der halbgezähmten Hunde verschiedener Länder mit denen in ihnen noch lebenden wilden Arten, nach der Leichtigkeit, mit welcher beide oft noch gekreuzt werden können, der Werth, welchen Wilde selbst halbgezähmten Thieren beilegen und andere bereits erwähnte Umstände, welche ihre Zähmung begünstigen, machen es sehr wahrscheinlich, daß die gezähmten Hunde der Erde von zwei Wolfsarten, dem Wolfe und dem Heulwolfe, zwei oder drei anderen zweifelhaften Arten von Wölfen, dem europäischen, indischen und nordamerikanischen Wolfe nämlich, ferner von wenigstens einer oder zwei südamerikanischen Hundearten, dann von mehreren Schakalarten und vielleicht von einer oder mehreren ausgestorbenen Arten abstammen. Diejenigen Schriftsteller, welche der Einwirkung des Klima's großen Einfluß zuschreiben, können hiernach die Aehnlichkeit gezähmter mit eingeborenen Thieren derselben Länder erklären. Ich kenne aber keine Thatsachen, welche den Glauben an eine so mächtige Einwirkung des Klima's unterstützen.

„Gegen die Ansicht, daß mehrere Hundearten in alter Zeit gezähmt wurden, kann man nicht einwenden, daß sie schwierig zu zähmen sind. Junge, von Hodgson gezähmte Buansus wurden für Liebkosungen ebenso empfänglich und zeigten so viel Verstand wie irgend ein Hund desselben Alters. Wie bereits erwähnt, besteht zwischen der Lebensweise der Haushunde der nordamerikanischen Indianer und der Wölfe dieses Landes oder zwischen dem morgenländischen Pariahunde und dem Schakal oder zwischen den in verschiedenen Gegenden verwilderten Hunden und den natürlichen Arten dieser Familie kein großer Unterschied. Die Gewohnheit zu bellen jedoch, welche bei gezähmten Hunden fast allgemein ist, scheint eine Ausnahme zu bilden; diese Gewohnheit aber geht leicht verloren und wird leicht wieder erlangt. Es ist schon oft angeführt worden, daß die verwilderten Hunde auf der Insel Juan Fernandez stumm geworden sind, und man hat Grund zur Annahme, daß die Stummheit in dem Verlaufe von dreiunddreißig Jahren eintrat. Andererseits erlangten Hunde, welche Ulloa von dieser Insel mitnahm, nach und nach die Gewohnheit zu bellen wieder. Dem Heulwolfe ähnliche Hunde des Mackenziefluſſes, welche nach England gebracht wurden, lernten nie ordentlich bellen. Ein im Londoner Thiergarten geborener aber ließ seine Stimme so laut erschallen wie irgend ein anderer Hund desselben Alters und derselben Größe. Ein von einer Hündin aufgesäugter junger Wolf, welchen Nilsson beobachtete, und ein Schakal, von welchem Geoffroy St. Hilaire berichtete, bellten mit derselben Stimme wie irgend ein gewöhnlicher Hund. Dagegen hatten, nach Clarke, Hunde, welche auf Juan de Nova im Indischen Weltmeere verwildert waren, das Vermögen zu bellen vollständig verloren, erhielten auch ihre Stimme während einer Gefangenschaft von mehreren Monaten nicht wieder. Sie zeigten keine Neigung zur Geselligkeit mit anderen Hunden, vereinigten sich unter sich zu großen Haufen und fingen Vögel mit ebensoviel Geschick, wie Füchse es thun würden. Wiederum sind die verwilderten Hunde von La Plata nicht stumm geworden. Diese verwilderten Hunde, welche eine bedeutende Größe haben, jagen einzeln oder in Haufen und graben Höhlen für ihre Jungen, gleichen in diesen Gewohnheiten also Wölfen und Schakalen.

„Man hat behauptet, daß unsere Haushunde nicht von Wölfen oder Schakalen abstammen können, weil ihre Trächtigkeitsdauer eine verschiedene sei. Dies beruht aber auf Angaben von Buffon, Gilibert, Bechstein und Anderen, welche irrig sind. Denn man weiß jetzt, daß jener

Digitized by Google

Zeitraum bei Wölfen, Schakalen und Hunden so nahe übereinstimmt, als man nur erwarten kann. Bis zu einem gewissen Grade ist eine Trächtigkeitsdauer veränderlich, da man auch bei unseren Haushunden eine Verschiedenheit von vier Tagen beobachtet hat. Cuvier meinte, daß der Schakal wegen seines widrigen Geruches nicht gezähmt worden wäre; Wilde sind jedoch in dieser Beziehung nicht empfindlich, und der Grad der Ausdünstung bei verschiedenen Schakalarten ändert ebenfalls wesentlich ab, sowie dies andererseits bei rauh- und glatthaarigen Hunden der Fall ist. Isidore Geoffroy St. Hilaire brachte einen Hund, welchen er nur mit rohem Fleische fütterte, dahin, daß er ebenso stank wie ein Schakal.

„Bedeutungsvoller gegenüber der Ansicht, daß unsere Hunde von Wölfen, Schakalen und südamerikanischen Hunden abstammen, ist die Erfahrung, daß Wildlinge in gezähmtem Zustande bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar sein sollen, während alle Haushunde, soweit es überhaupt bekannt ist, gegenseitig untereinander fruchtbar sind. Doch hat bereits Broca mit Recht bemerkt, daß die Fruchtbarkeit aufeinanderfolgender Geschlechter verbastardirter Hunde niemals mit der Sorgfalt untersucht worden ist, welche man bei der Kreuzung von Arten für unentbehrlich hält. Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß die geschlechtlichen Empfindungen und das Erziehungsvermögen unter verschiedenen Hunderassen bei der Kreuzung verschieden sind. So liebt der mejikanische Alco offenbar Hunde anderer Arten nicht; der haarlose Hund von Paragay vermischt sich, laut Rengger, weniger mit europäischen Rassen als diese untereinander; der deutsche Spitzhund soll den Fuchs leichter zulassen als andere Rassen es thun; weibliche Dingos lockten Füchse an ꝛc. Diese Angaben würden, falls man sich auf sie verlassen kann, für einen gewissen Grad von Verschiedenheit in den geschlechtlichen Neigungen der Hunderassen sprechen. Doch tritt ihnen die Thatsache entgegen, daß unsere gezähmten, im äußeren Bau soweit von einander verschiedenen Hunde untereinander viel fruchtbarer sind, als wir von ihren angenommenen Stammeltern es wissen. Pallas nimmt an, eine längere Dauer der Zähmung beseitige diese Unfruchtbarkeit, und wenn man auch zur Unterstützung gedachter Annahme keine bestimmten Thatsachen anführen kann, scheinen unsere Erfahrungen über die Hunde so stark zu Gunsten der Ansicht zu sprechen, daß unsere gezähmten Hunde von mehreren wilden Stämmen herrühren, und ich bin deshalb geneigt, die Wahrheit jener Annahme zuzugeben. Hiermit im Zusammenhange steht, daß unsere gezähmten Hunde nicht vollkommen fruchtbar mit ihren angenommenen Stammarten sind; doch sind Versuche in dieser Richtung noch nicht ordentlich angestellt worden. Man sollte den ungarischen Hund, welcher dem äußeren Ansehen nach dem Wolfe so sehr gleicht, mit diesem, die Pariahunde Indiens mit indischen Wölfen und Schakalen kreuzen und ebenso in anderen Fällen verfahren. Daß die Unfruchtbarkeit zwischen gewissen Hunderassen und Wölfen und anderen Wildhunden nur gering ist, beweisen die Wilden, welche sich die Mühe geben, sie zu kreuzen. Buffon erhielt aufeinanderfolgende vier Geschlechter von Wölfen und Hunden, und die Blendlinge waren untereinander vollkommen fruchtbar; Flourens dagegen fand nach zahlreichen Versuchen, daß die Blendlinge zwischen Wolf und Hund miteinander gekreuzt im dritten Geschlechte und die von Schakal und Hund im vierten Geschlechte unfruchtbar wurden. Freilich aber befanden sich diese Thiere in enger Gefangenschaft, welche viele wilde Thiere bis zu einem gewissen Grade oder selbst völlig unfruchtbar macht. Dingos, welche sich in Australien ohne weiteres mit unseren eingeführten Hunden fortpflanzten, zeugten trotz wiederholter Kreuzungen mit Hunden im Pariser Pflanzengarten keine Blendlinge. Bei den von Flourens angestellten Versuchen wurden die Blendlinge wohl auf drei oder vier Geschlechter hindurch in engster Inzucht miteinander gekreuzt, ein Umstand, welcher fast sicher die Neigung zur Unfruchtbarkeit vermehrt haben wird, wenn auch das Endergebnis sich kaum erkennen läßt. Vor mehreren Jahren sah ich im Londoner Thiergarten den weiblichen Blendling eines englischen Hundes und eines Schakals, welcher selbst im ersten Geschlecht so unfruchtbar war, daß er nicht einmal die Brunstzeit regelmäßig einhielt. Doch war dieser Fall gegenüber den zahlreichen Beispielen fruchtbarer Bastarde von beiden Thieren sicher

Digitized by Google

eine Ausnahme. Bei allen Verſuchen über die Kreuzung von Thieren gibt es noch ſo viele Urſachen zum Zweifel, daß es außerordentlich ſchwierig iſt, zu irgend welchem beſtimmten Schluſſe zu gelangen. Indeß ſcheint doch hervorzugehen, daß diejenigen, welche unſere Hunde für die Nachkommen mehrerer Arten halten, nicht bloß zugeben müſſen, deren Nachkommen verlören bei lange währender Züchtung alle Neigung zur Unfruchtbarkeit bei einer gegenſeitigen Kreuzung, ſondern auch, daß zwiſchen gewiſſen Raſſen von Hunden und einigen ihrer angenommenen Stammeltern ein gewiſſer Grad von Unfruchtbarkeit erhalten geblieben oder möglicherweiſe ſelbſt erlangt worden iſt.

„Trotz der zuletzt erörterten Schwierigkeiten in Bezug auf die Fruchtbarkeit neigt ſich doch die Mehrheit der Beweiſe entſchieden zu Gunſten des mehrfachen Urſprunges unſeres Hundes, zumal wenn wir bedenken, wie unwahrſcheinlich es iſt, daß der Menſch über die ganze Erde von einer ſo weit verbreiteten, ſo leicht zähmbaren und ſo nützlichen Gruppe, wie die Hunde es ſind, nur eine Art an ſich gewöhnt haben ſollte, und wenn wir ferner das außerordentliche Alter der verſchiedenen Raſſen ſowie beſonders noch die überraſchende Aehnlichkeit bedenken, welche ebenſowohl im äußeren Bau wie in der Lebensweiſe zwiſchen den gezähmten Hunden verſchiedener Länder und den dieſelben Länder noch bewohnenden Arten von Wildhunden beſtehen."

So wäre denn der Haushund nichts anderes als ein Kunſterzeugnis des Menſchen. Erwieſen iſt dieſe Annahme freilich nicht; der Schädel insbeſondere gibt uns keinen Anhalt dafür. Abgeſehen von der Größe ſtimmen alle Schädel der verſchiedenen Hunderaſſen in den weſentlichen Verhältniſſen untereinander überein, ſo daß man, laut mündlichen Mittheilungen Henſels, ſtreng genommen nur den verkürzten, um nicht zu ſagen misgebildeten Schädel der Bulldogge von dem des Windhundes mit Beſtimmtheit unterſcheiden kann. Jeder Hundeſchädel ähnelt dem wildlebenden Verwandten mehr oder weniger, ohne einem einzigen vollkommen zu gleichen. So läßt uns alſo auch Knochenlehre und Zergliederungskunſt bei Entſcheidung der heiklichen Frage im Stiche. Erſt durch ſorgfältig überwachte Kreuzungen mit Vorbedacht ausgewählter Wildhundarten und Haushundraſſen und deren Abkömmlingen können uns der Löſung der Abſtammungsfrage unſeres wichtigſten Hausthieres näher führen.

Ein lehrreiches Beiſpiel zu Gunſten der oben mitgetheilten Angabe, daß Haushunde vollſtändig verwildern können, iſt der Dingo oder Warragal (Canis Dingo, C. australasiae), der ſogenannte Wildhund Neuhollands, welchen, in Anbetracht ſeiner Lebensweiſe, auch ich früher für eine der urſprünglichen Arten wilder Hunde gehalten habe, gegenwärtig aber, nachdem ich verſchiedene Stücke der fraglichen Art geſehen, nur für einen verwilderten Schäferhund erklären kann. Die Thatſache, daß der Dingo das einzige eigentliche Raubthier Auſtraliens, alſo kein Beutethier iſt, hat dieſe Anſicht nicht hervorgerufen, ſondern höchſtens unterſtützen können. Gegengründe von einiger Erheblichkeit liegen nach den bereits mitgetheilten nicht vor. Das Wie und Wann der Verwilderung läßt ſich freilich nicht beſtimmen, erſcheint aber auch ziemlich gleichgültig für die Entſcheidung der Frage, gegenüber dem allgemeinen Gepräge des Thieres, dem Habitus, wie die Thierkundigen ſagen. Dieſes Gepräge aber iſt das eines Haushundes, nicht eines Wildhundes.

Der Dingo erreicht ungefähr die Größe eines mittleren Schäferhundes. Seine Geſtalt iſt gedrungen, der Kopf groß und plump, ſtumpfnaſig und abgeſtutzt, das aufrechtſtehende Ohr an der Wurzel breit, an der Spitze abgerundet, der Schwanz, welcher bis über die Ferſe herabreicht, buſchig, die Gliederung ſtämmig, da die Beine nur eine geringe Höhe haben, das Fell ziemlich gleichmäßig, weder allzu dicht noch auch dünn und an keinem Theile des Leibes verlängert. Bei den meiſten Stücken, welche ich geſehen habe, ſpielt die Färbung von einem unbeſtimmten blaßgelblichen Roth mehr oder weniger ins Graue, auch wohl ins Schwärzliche. Kinn, Kehle, Unterſeite und Schwanz pflegen heller, die Haare der Oberſeite meiſt dunkler zu ſein, weil die an der

Wurzel lichteren Haare dunklere Spitzen zeigen. Obgleich gedachte Färbung vorherrscht, kommen doch z. B. auch schwarz gefärbte Dingos vor, einzelne haben weiße Pfoten ꝛc.

Noch heutigen Tages findet sich der Dingo fast in allen dichteren Wäldern Australiens, in den mit Buschwerk ausgekleideten Schluchten, in den Hainen der parkähnlichen Steppen und in letzteren selbst. Er reicht über das ganze Festland und ist überall ziemlich häufig. Man hält ihn, und wohl mit Recht, für den schlimmsten Feind, welchen die herdenzüchtigen Ansiedler überhaupt besitzen, und hat, um seinen Räubereien zu steuern, schon mehrmals Kriegszüge gegen ihn unternommen.

Dingo (Canis Dingo). ⅛ natürl. Größe.

In seiner Lebensweise und in seinem Betragen ähnelt der Dingo mehr unserem Fuchse als dem Wolfe. Wie dieser liegt er da, wo es unsicher ist, den ganzen Tag in seinem Schlupfwinkel verborgen und streift dann erst zur Nachtzeit umher, räuberisch fast alle australischen Bodenthiere bedrohend. An den Fuchs erinnert er auch dadurch, daß er nur selten in großen Gesellschaften jagt. Gewöhnlich sieht man Trupps von fünf bis sechs Stück, meist eine Mutter mit ihren Kindern; doch kommt es vor, daß sich bei einem Aase viele Dingos versammeln: manche Ansiedler wollen bei solchen Gelegenheiten schon ihrer achtzig bis hundert vereinigt gesehen haben. Man behauptet, daß die Familien sehr treu zusammenhalten, ein eigenes Gebiet haben und niemals in das einer anderen Meute eintreten, aber ebensowenig leiden, daß diese ihre Grenzen überschreitet.

Ehe die Ansiedler regelrecht gegen diesen Erzfeind ihrer Herden zu Felde zogen, verloren sie durch ihn erstaunlich viele Schafe. Man versichert, daß in einer einzigen Schäferei binnen drei Monaten nicht weniger als zwölfhundert Stück Schafe und Lämmer von den Dingos geraubt wurden. Größer noch als die Verluste, welche ein Einfall des Raubthieres unmittelbar zur Folge

Digitized by Google

hat, ſind die mittelbaren, weil die Schafe beim Erſcheinen des Räubers wie unſinnig davon rennen, blind in die Steppe hinausjagen und dann entweder anderen Dingos oder dem Durſte zum Opfer fallen. Außer den Schafen frißt der „Wildhund“ Kängurus aller Art und andere größere und kleinere Buſchthiere. Er greift jedes lebende, eingeborene Thier Auſtraliens mit unbeſchreiblicher Gier und Wuth an, fürchtet ſich überhaupt nur vor Haushunden. Hirten- oder Jagdhunde und Dingos leben in ewiger Feindſchaft und verfolgen ſich gegenſeitig mit wirklich beiſpielloſem Haſſe. Wenn mehrere Haushunde einen Dingo ſehen, fallen ſie über ihn her und reißen ihn in Stücke; das Umgekehrte iſt der Fall, wenn ein verirrter Haushund von Dingos gefunden wird. Doch kommt es vor, daß ſich zur Paarungszeit eine Dingohündin zu den Schäferhunden geſellt und mit dieſen ſich verträgt. „Als ich eines Morgens aus meinem Zelte trat“, ſagt „ein alter Buſchmann“ in ſeinen „Forſchergängen durch den Wald“, „ſah ich eine Dingohündin mit unſeren Hunden ſpielen. Sobald ſie mich wahrnahm, ging ſie davon. Einer unſerer Hunde folgte ihr aber, blieb drei Tage lang aus, und kam ſodann zurück, an allen Gliedern zerriſſen, wahrſcheinlich weil er die Eiferſucht der berechtigteren Liebhaber erregt haben mochte.“

Nicht ſelten kreuzt ſich der Dingo mit zahmen Hündinnen. Dieſe bringen infolge deſſen ein Gewölfe, welches größer und wilder zu ſein pflegt als alle übrigen Haushunde. Die Dingohündin wölft ſechs bis acht Junge, gewöhnlich in einer Höhle oder unter Baumwurzeln. Bei Gefahr ſchafft ſie ihre Jungen in Sicherheit. Ein Gewölfe von Dingos wurde einſt in einer Felſenſpalte aufgefunden; da aber die Mutter nicht zugegen war, merkte ſich der Entdecker den Ort, in der Abſicht, bald zurückzukehren, um der ganzen Familie auf einmal den Garaus zu machen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, fand er zu ſeinem großen Aerger die Höhle verlaſſen; die Alte mochte die Spur des fremden Beſuchers gewittert und ſomit den Beſuch unſchädlich gemacht haben. An Dingos, welche in der Gefangenſchaft wölften, beobachtete man, daß Mutter und Junge ſich ganz nach Art des Haushundes betragen. Im Breslauer Thiergarten, woſelbſt eine Dingohündin fünf Junge warf, von denen drei gediehen und groß und zahm wurden, durfte man beide Alten in demſelben Käfige laſſen, da der Dingohund niemals Miene machte, der ſäugenden Hündin beſchwerlich zu fallen. Von den Jungen hatten vier Stück ganz die Färbung der Eltern, während das fünfte ſchwarz ausſah.

Vor dem Menſchen nimmt der Dingo regelmäßig Reißaus, wenn dazu noch Zeit iſt. Er zeigt auf der Flucht alle Liſt und Schlauheit des Fuchſes und verſteht es meiſterhaft, jede Gelegenheit zu benutzen; wird er aber von ſeinen Feinden hart verfolgt, und glaubt er nicht mehr entrinnen zu können, ſo dreht er ſich mit einer wilden Wuth um und wehrt ſich mit der Raſerei der Verzweiflung; doch ſucht er auch dann noch immer ſobald als möglich davonzukommen.

Von der Zähigkeit ſeines Lebens erzählt Bennett geradezu unglaubliche Dinge. Ein Dingo war von ſeinen Feinden überraſcht und ſo geſchlagen worden, daß man meinte, alle ſeine Knochen müßten zerbrochen ſein; deshalb ließ man ihn liegen. Kaum aber hatten ſich die Männer von dem anſcheinend lebloſen Körper entfernt, als ſie zu ihrer Ueberraſchung das Thier ſich erheben, ſchütteln und ſo eilig als möglich nach dem Walde begeben ſahen. Ein anderer, anſcheinend todter Dingo war ſchon in eine Hütte getragen worden, wo er abgehäutet werden ſollte; der Arbeiter hatte ihm bereits das Fell von der halben Seite des Geſichts abgezogen, da ſprang er plötzlich auf und verſuchte nach dem Manne der Wiſſenſchaft zu beißen.

Gegenwärtig gelten alle Mittel, um den Dingo auszurotten. Jedermanns Hand iſt über ihm. Man ſchießt ihn, fängt ihn in Fallen und vergiftet ihn mit Strychnin. Ein kleines Stück Fleiſch, in welches eine Meſſerſpitze dieſes fürchterlichen Giftes gebracht worden iſt, hängt man an einem Buſche auf, ſo daß es ein paar Fuß über der Erde ſchwebt; ſpäter findet man regelmäßig in nächſter Nähe den armen Schelm, welcher ſeine Freßluſt ſo ſchwer büßen mußte. Mit dem Gewehre erlegt man ihn nur zufällig; er iſt zu ſcheu und liſtig, als daß er öfters vor das Rohr kommen ſollte, und weiß auch auf Treibjagden trefflich ſich durchzuſtehlen.

Digitized by Google

Gewöhnlich hat man unseren Hund für unzähmbar gehalten. In der Gesellschaft der Eingeborenen Australiens findet man ab und zu Dingos, welche aber nur in einem halbwilden Zustande leben. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist kaum nennenswerth. Der Dingo bleibt bei ihm, weil er ein bequemeres Leben führen kann; von Treue, Wachsamkeit, Eigenthumsrecht weiß er nicht mehr als sein Herr. Doch ist es zuweilen vorgekommen, daß man Dingos fast ebenso zahm gemacht hat, wie die Haushunde es sind. Viele Dingos, welche man bei uns zu Lande in der Gefangenschaft hielt, blieben wild und bösartig, und ihre Wolfsnatur brach bei jeder Gelegenheit durch, so daß sich ihre Wärter beständig vor ihnen zu hüten hatten. Auch gegen Thiere, die man zu ihnen brachte, zeigten sie sich unfreundlich und unduldsam. Nur mit Mühe vermochte man den Zähnen eines nach England gebrachten Dingo einen friedlichen Esel zu entreißen, und im Pariser Thiergarten sprang einer wüthend gegen die Eisengitter der Bären, Jaguare und Panther. Ein in England geborener war schon in der frühesten Jugend mismuthig und scheu, verkroch sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers und schwieg, wenn Menschen, gleichviel ob Bekannte oder Fremde, zugegen waren, stieß aber, allein gelassen, ein schwermüthiges Geheul aus. Den ihn pflegenden Wärter lernte er kennen, zeigte sich aber niemals gegen denselben hündisch schwanzwedelnd oder freundlich. Gegen Fremde war er mürrisch und scheu, und oft und gern biß er so recht heimtückisch nach Vorübergehenden. Nach jedem Angriffe zog er sich in einen Winkel seines Käfigs zurück und blickte von hier aus mit boshaft funkelnden Augen sein Opfer an. Bei guter Laune gab er Proben von seiner Behendigkeit und Kraft. Gegen Haushunde war er stets äußerst unliebenswürdig, und niemals zeigte er die geringste Lust, mit ihnen in ein zärtliches Verhältnis zu treten.

Ich bin der Meinung, daß man auf alle diese Angaben kein größeres Gewicht legen darf, als sie verdienen. Wie schon wiederholt bemerkt, kommt alles darauf an, wie ein gefangenes Thier in frühester Jugend behandelt wurde. Der Dingo ist ein kluger Hund, und seine Zähmung muß gelingen, wenn nicht im ersten, so im zweiten oder dritten Geschlechte. Wäre er minder unansehnlich, man würde, glaube ich, seine vortreffliche Nase schon längst zu Jagdzwecken zu verwenden und ihn wirklich zu zähmen versucht haben. Wie falsch es ist, von einem oder einigen Stücken, welche man beobachtete, auf alle derselben Art zu schließen, beweisen die Dingos des Breslauer Thiergartens. Einer von ihnen ist zahm geworden wie ein Hund, der andere wild geblieben; einer hat, was wohl zu beachten, im Laufe der Zeit vollständig bellen gelernt und wendet diese neuerworbene Sprache durchaus regelrecht an, beispielsweise wenn eine Thüre in der Nähe seines Käfigs geöffnet wird, der andere dagegen heult noch heutigen Tages mit langgezogenen lachenden Lauten wie ein Schakal, und auch jener, welcher bellen kann, begleitet ihn im Zweisang stets heulend. Schlegel, dem ich diese Angaben verdanke, ist mit mir der Ansicht, daß sich aus den Nachkommen dieser Dingo's höchst wahrscheinlich sehr brauchbare Gehülfen des Menschen würden gewinnen lassen.

Gehen wir von den verwilderten Hunden zu denen über, welche zwar herrenlos sind, immer aber noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Menschen stehen. Die Engländer haben ihnen den Namen Pariahunde beigelegt, und diese Bezeichnung verdient von uns angenommen zu werden; denn Parias, elende, verkommene, aus der besseren Gesellschaft verstoßene Thiere sind sie, die armen Schelme, trotz der Freiheit, zu thun und zu lassen was ihnen beliebt, Parias, welche dankbar die Hand lecken, die ihnen das Joch der Sklaverei auflegt, welche glücklich zu sein scheinen, wenn der Mensch sie würdigt, ihm Gesellschaft zu leisten und ihm zu dienen.

Schon im Süden Europa's leben die Hunde auf ganz anderem Fuße als bei uns zu Lande. In der Türkei, in Griechenland und in Südrußland umlagern Massen von herrenlosen Hunden die Städte und Dörfer, kommen wohl auch bis in das Innere der Straßen herein, betreten aber niemals einen Hof und würden auch von den Haushunden sofort vertrieben werden. Sie nähren sich hauptsächlich von Aas oder jagen bei Gelegenheit wohl auch auf eigene Faust kleinere Thiere, namentlich Mäuse und dergleichen. Auch die Hunde der südspanischen Bauern werden nur sehr

Digitized by Google

wenig zu Hause gefüttert, streifen zur Nachtzeit weit und breit umher und suchen sich selbst ihre Nahrung. Auf den Kanaren ist es nach Bolle noch neuerdings vorgekommen, daß einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafherden bedeutenden Schaden anrichteten. So selbständig werden die verwilderten Hunde des Morgenlandes nicht; aber sie müssen durchaus für sich selbst sorgen und werden von keinem Menschen irgendwie unterstützt. Ich habe diese Thiere vielfach in Egypten beobachtet und will in möglichster Kürze mittheilen, was mir von ihrem Leben besonders merkwürdig erschien.

Alle egyptischen Städte stehen zum Theil auf den Trümmern der alten Ortschaften, also gewissermaßen auf Schutthaufen. Wahre Berge von Schutt umgeben auch die meisten und die größeren, wie Alexandrien oder Kairo, in sehr bedeutender Ausdehnung. Diese Berge nun sind es, welche den verwilderten Hunden hauptsächlich zum Aufenthalte dienen. Die Thiere selbst gehören einer einzigen Rasse an. Sie kommen in der Größe mit einem Schäferhunde überein, sind von plumper Gestalt und haben einen widerwärtigen Gesichtsausdruck; ihre lange und ziemlich buschige Ruthe wird in den meisten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, struppigen Pelzes ist ein schmutziges, röthliches Braun, welches mehr oder weniger in das Graue oder in das Gelbe ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten.

Sie leben in vollkommenster Selbständigkeit an den genannten Orten, bringen dort den größten Theil des Tages schlafend zu und streifen bei Nacht umher. Jeder besitzt seine Löcher, und zwar sind diese mit eigenthümlicher Vorsorge angelegt. Jedenfalls hat jeder einzelne Hund zwei Löcher, von denen eins nach Morgen, das andere nach Abend liegt; streichen die Berge aber so, daß sie dem Nordwinde auf beiden Seiten ausgesetzt sind, so graben sich die Thiere auch noch auf der Südseite ein besonderes Loch, welches sie jedoch bloß dann beziehen, wenn ihnen der kalte Wind in ihrem Morgen- oder Abendloche lästig wird. Morgens bis gegen zehn Uhr findet man sie regelmäßig in dem nach Osten hin gelegenen Loche; sie erwarten dort nach der Kühle des Morgens die ersten Strahlen der Sonne, um sich wieder zu erwärmen. Nach und nach aber werden diese Strahlen ihnen zu heiß, und deshalb suchen sie jetzt Schatten auf. Einer nach dem anderen erhebt sich, klettert über den Berg weg und schleicht sich nach dem auf der Westseite gelegenen Loche, in welchem er seinen Schlaf fortsetzt. Fallen nun die Sonnenstrahlen nachmittags auch in diese Höhlung, so geht der Hund wieder zurück nach dem ersten Loche, und dort bleibt er bis zum Sonnenuntergang liegen.

Um diese Zeit wird es in den Bergen lebendig. Es bilden sich größere und kleinere Gruppen, ja selbst Meuten. Man hört Gebell, Geheul, Gezänk, je nachdem die Thiere gestimmt sind. Ein größeres Aas versammelt sie immer in zahlreicher Menge, ein todter Esel oder ein verendetes Maulthier wird von der hungerigen Meute in einer einzigen Nacht bis auf die größten Knochen verzehrt. Sind sie sehr hungerig, so kommen sie auch bei Tage zum Aase, namentlich wenn dort ihre unangenehmsten Gegner, die Geier, sich einfinden sollten, durch welche sie Beeinträchtigung im Gewerbe fürchten. Sie sind im höchsten Grade brodneidisch und bestehen deshalb mit allen unberufenen Gästen heftige Kämpfe. Die Geier aber lassen sich so leicht nicht vertreiben und leisten ihnen unter allen Aasfressern den entschiedensten und muthigsten Widerstand; deshalb haben sie von ihnen das meiste zu leiden. Aas bleibt unter allen Umständen der Hauptheil ihrer Nahrung; doch sieht man sie auch katzenartig vor den Löchern der Rennmäuse lauern und schakal- oder fuchsartig diesen oder jenen Vogel beschleichen. Wenn ihre Aastafel einmal nicht gespickt ist, machen sie weite Wanderungen, kommen dann in das Innere der Städte herein und streifen in den Straßen umher. Dort sind sie, weil sie allen Unrath wegfressen, geduldete, wenn auch nicht gern gesehene Gäste, und gegenwärtig kommt es wohl nur sehr selten vor, daß einzelne gläubige Mahammedaner sie, wie vormals geschehen sein soll, in ihren Vermächtnissen bedenken und für ihre Erhaltung gewissermaßen Sorge tragen.

Digitized by Google

Die Paarungszeit fällt in dieſelben Monate wie bei den übrigen Hunden, einmal in das Frühjahr, das andere Mal in den Herbſt. Die Hündin wölft in eines ihrer Löcher, gräbt es aber etwas tiefer aus und bildet daraus einen förmlichen Bau, in welchem man das ganze Gewölfe nach einiger Zeit luſtig mit der Alten ſpielen ſieht. Nicht ſelten kommt es vor, daß eine ſolche Hündin, wenn die Wölfzeit kommt, ſich in das Innere der Städte begibt und dort, mitten in der Straße oder wenigſtens in einem nur einigermaßen geſchützten Winkel derſelben, eine Grube ſich gräbt, in welcher ſie dann ihre Nachkommenſchaft zur Welt bringt. Es ſcheint faſt, als ob ſie wiſſe, daß ſie auf die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der mahammedaniſchen Bevölkerung zählen dürfe, und wirklich rührend iſt es zu ſehen, wie die gaſtfreien Leute einer ſolchen Hundewöchnerin ſich annehmen. Ich habe mehr als einmal beobachtet, daß vornehme Türken oder Araber, welche durch ſolche Straßen ritten, in denen Hündinnen mit ihren Jungen lagen, ſorgfältig mit ihrem Pferde auf die Seite lenkten, damit dieſes ja nicht die junge Brut beſchädige. Wohl ſelten geht ein Egypter vorüber, ohne der Hundemutter einen Biſſen Brod, gekochte Bohnen, einen alten Knochen und dergleichen zuzuwerfen. Die Mahammedaner halten es für eine Sünde, ein Thier unnöthiger Weiſe zu tödten oder zu beleidigen; aber die Barmherzigkeit geht zuweilen auch zu weit. Man findet nämlich oft räudige und kranke Hunde im größten Elende auf der Straße liegen, ohne daß eine mitleidige Hand ſich fände, ihrem trauerigen Daſein ein Ende zu machen. So ſah ich in einer Stadt Oberegyptens einen Hund in der Straße liegen und ſich herumquälen, welchem durch einen unglücklichen Zufall beide Hinterbeine derart zerſchmettert waren, daß er ſie nicht mehr gebrauchen konnte und ſie, wenn er ſich mit den Vorderbeinen mühſam weiterbewegte, hintennach ſchleifen mußte. Ganz unzweifelhaft hatten alle Bewohner des Ortes dieſes unglückliche, erbärmliche Thier ſchon Monate lang täglich geſehen, Niemandem aber war es eingefallen, ihm einen Gnadenſtoß zu geben. Ich zog eine Piſtole und ſchoß ihm eine Kugel durch den Kopf, mußte mich jedoch ordentlich gegen die Leute vertheidigen wegen meiner That.

Fängt man ſich junge Hunde und hält ſie lange Zeit in der Gefangenſchaft, ſo werden ſie vollſtändig zu Haushunden und ſind dann als wachſame und treue Thiere ſehr geſchätzt. Bei weitem der größte Theil der jungen Straßenhunde aber findet keinen Herrn und begibt ſich, nachdem er halberwachſen iſt, mit der Alten ins Freie und lebt dort genau in derſelben Weiſe wie ſeine Vorfahren.

Innerhalb ihrer eigentlichen Wohnkreiſe ſind die verwilderten Hunde ziemlich ſcheu und vorſichtig, und namentlich vor dem fremdartig Gekleideten weichen ſie jederzeit aus, ſobald ſich dieſer ihnen nähert. Beleidigt man einen, ſo erhebt ſich ein wahrer Aufruhr. Aus jedem Loche ſchaut ein Kopf heraus, und nach wenigen Minuten ſind die Gipfel der Hügel mit Hunden bedeckt, welche ein ununterbrochenes Gebell ausſtoßen. Ich habe mehrmals auf ſolche Hunde förmlich Jagd gemacht, theils um ſie zu beobachten, theils um ihr Fleiſch zu verwenden, d. h. um es entweder als Köder für die Geier auszuwerfen, oder um es meinen gefangenen Geiern und Hiänen zu verfüttern. Bei dieſen Jagden habe ich mich von dem Zuſammenleben und Zuſammenhalten der Thiere hinreichend überzeugen können und dabei auch unter anderem die Beobachtung gemacht, daß ſie mich ſchon nach kurzer Zeit vollſtändig kennen und fürchten gelernt hatten. In Chartum z. B. war es mir zuletzt unmöglich, ſolche herrenloſe Hunde mit der Büchſe zu erlegen, weil ſie mich nicht mehr auf vierhundert Schritte an ſich herankommen ließen. Sie ſind überhaupt dem Fremden ſehr abhold und kläffen ihn an, ſobald er ſich zeigt; aber ſie ziehen ſich augenblicklich zurück, wenn man ſich gegen ſie kehrt. Gleichwohl kommt nicht ſelten eine ſtarke Anzahl auf einen los, und dann iſt es jedenfalls gut, dem naſeweiſeſten Geſellen eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Mit den Mahammedanern oder morgenländiſch gekleideten Leuten leben ſie in guter Freundſchaft; ſie fürchten dieſelben nicht im geringſten und kommen oft ſo nahe an ſie heran, als ob ſie gezähmt wären; mit den Haushunden dagegen liegen ſie beſtändig im Streite, und wenn ein einzelner Hund aus der Stadt in ihr Gebiet kommt, wird er gewöhnlich ſo gebiſſen, daß er ſich kaum mehr rühren kann.

Digitized by Google

Auch die Hunde eines Berges verkehren nicht friedlich mit denen eines anderen, sondern gerathen augenblicklich mit allen in Streit, welche nicht unter ihnen groß geworden und sich sozusagen mit ihnen zusammengebissen haben.

Manchmal vermehren sich die verwilderten Hunde in das Unglaubliche und werden zur wirklichen Landplage. Mahammed Aali ließ einmal, um dieser Pest zu steuern, ein Schiff förmlich mit Hunden befrachten und diese dann auf hoher See über Bord werfen, um sie sicher zu ertränken. Zum größten Glück sind sie der Wasserscheu nur äußerst selten ausgesetzt, ja man kennt wirklich kaum Beispiele, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden wäre. Die verwilderten Hunde gelten den Mahammedanern, wie alle Thiere, welche Aas fressen, für unrein in Glaubenssachen, und es ist deshalb dem Gläubigen verwehrt, näher mit ihnen sich zu befassen. Wird ein solches Thier aber gezähmt, so ändert sich die Sache: dann gilt bloß seine beständig feuchte Nase noch für unrein.

In Konstantinopel soll das Verhältnis des Menschen zu den Hunden ein ganz ähnliches sein. „Unzertrennlich von den Gassen der Hauptstadt", sagt Hackländer, „ist der Gedanke an ihre beständigen Bewohner, die herrenlosen Hunde, welche man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Vorstellung und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren.

„Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Rasse. Sie kommen in der äußeren Gestalt wohl am meisten unseren Schäferhunden nahe, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutziggelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen, pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, welcher ihnen zufällig zugeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, welcher sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselman eines dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht diese Zartheit, weshalb mancher Hund im goldenen Horn sein Leben endet.

„Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, welche sie nicht verlassen, wie in unseren großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in gesitteten Ländern vergleichen; wie diese, wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

„So ruhig bei Tage diese Ablösung vor sich geht, so gefährlich werden die Hunde zuweilen dem einzelnen Franken, welcher sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, welche sein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unseren guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig dreinschlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen.

„Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritte

Digitized by Google

findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, welche hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Stambuls unangenehm und unsicher zu machen."

Treu, ein in Konstantinopel ansässiger Kaufmann, theilt mir weiteres über diese Hunde mit. „In Straßen, welche von Europäern bewohnt werden, können unsere Hunde unbehelligt gehen; in abgelegeneren Stadttheilen dagegen fallen die Straßenhunde nicht allein über jene, sondern unter Umständen auch über deren Herren her, falls diese nicht ruhig gehen oder die Hunde reizen. Der eingebürgerte Fremde läßt die von Neulingen mehr als billig verachteten Geschöpfe in Frieden, weil er erkennen gelernt hat, daß sie in einer Stadt ohne jegliche Gesundheitspflege, in welcher man allerlei Abfall auf die Straßen, Thierleichen auf beliebige Plätze wirft, geradezu unentbehrlich sind. Auch erhält Jeder, welcher die Pariahunde ebenso menschlich behandelt, wie die Türken es zu thun pflegen, Beweise inniger Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit seitens dieser armen, verkommenen Geschöpfe, so daß er von manchem Vorurtheile zurückkommen muß. Sie ihrerseits bemühen sich förmlich, in ein gutes Verhältnis zu dem Menschen zu treten und sind beglückt, wenn man ihnen entgegen kommt. Scharfe Beobachtungsgabe wird ihnen Niemand absprechen können: sie unterscheiden sehr genau zwischen milden und hartherzigen Leuten, zwischen solchen, welche ihnen wohl- und denen, welche ihnen übelwollen. Die Magd eines meiner Bekannten, welche den Straßenhunden öfters einige Knochen und sonstige Küchenabfälle zuwarf, wurde bei eingetretener Kälte wiederholt durch Anschlagen des Thürklopfers gefoppt, bis sie endlich durch den gegenüberwohnenden Nachbar erfuhr, daß einer der von ihr so oft bedachten vierbeinigen Bettler den Klopfer in Bewegung setze, offenbar in der Absicht, sie an ihn zu erinnern. Sie hatte den Hund beim Oeffnen der Thüre wohl gesehen, sein freundliches Schwanzwedeln nur nicht beachtet. In das Waarenlager eines meiner Freunde kam während der Zeit, in welcher die Behörde einen Theil der Straßenhunde durch vergiftete Speisereste wegzuräumen pflegt, eine trächtige Hündin, welche zu wenig Gift genossen hatte, um zu sterben, aber, von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt, sich krümmte und heulte. Mein Freund versprach seinen Bediensteten eine Belohnung, wenn sie der Hündin Milch und Oel einflößen würden. Es gelang dreien von ihnen, die Hündin so fest zu halten, daß man ihr die Flüssigkeiten eingeben konnte; sie erbrach sich und war am anderen Tage außer Gefahr. Nach einiger Zeit warf sie sechs Junge in einem Nebenraume der Niederlage, wies Jedem, welcher sich ihr näherte, ingrimmig die Zähne, nur jenen drei Dienern nicht, gehorchte Befehlen derselben, hütete und bewachte die Niederlage bei Tage und Nacht und verließ die Straße und das Haus nie wieder. In der Derwischstraße in Pera wohnte einige Wochen lang ein Geschäftsreisender, welcher beim Kommen und Gehen einem Straßenhunde Almosen zu spenden pflegte. Bei seiner Abreise folgte der Hund, ungeachtet aller Zurückweisungen, bis zum Einschiffungsplatze, sah wie sein menschlicher Freund die Barke und das Dampfschiff bestieg, schien zu erkennen, daß er ihn für immer verlieren werde, stürzte sich ins Meer und schwamm dem Schiffe zu. Der Kapitän sandte ihm eine Barke entgegen und ließ ihn an Bord bringen. Augenblicklich eilte er auf seinen Wohlthäter zu und gab seiner Freude stürmisch Ausdruck. Der Reisende würdigte diese Gesinnung und nahm das treue Thier mit sich." Solche Beispiele genügen, um zu beweisen, daß auch der verkommenste Hund dem Menschen, von dessen Wohlwollen er sich überzeugt hat, zum anhänglichen, treuen Diener wird.

Am Asow'schen Meere lebt der Hund, nach Schlatters Bericht, unter ähnlichen Verhältnissen wie in Egypten und der Türkei. Er genießt bei den nogaischen Tataren geringere Werthschätzung als die Katze, welche das Recht hat, im Hause zu wohnen, an allem herumzunaschen, aus einer Schüssel mit den Kindern und Erwachsenen zu essen und wohl auch auf einer Matratze mit dem Menschen zu schlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tatar läßt es ihr, als dem Liebling des großen Propheten Mahammed, an nichts fehlen. Der Hund hingegen darf sich nicht im Hause blicken lassen.

Digitized by Google

Der nogaiſche Hund iſt von mittlerer Größe, gewöhnlich ſehr mager, mit ſtruppigen, langen Haaren von dunkler Farbe. In den Dörfern findet man von ihnen eine übergroße und läſtige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht wird. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geſchlachtet wird, oder wenn es Aas gibt, ſatt zu freſſen, müſſen dann aber oft wieder lange hungern. Sehr häufig ſieht man ſie Menſchenkoth freſſen; ſie werden ſogar herbeigerufen, um den Boden davon zu ſäubern. Treibt Hunger den Hund in das Haus hinein, ſo wird er mit Stockſchlägen hinausgetrieben. Nicht nur den Fremden, ſondern ſelbſt den Tataren ſind dieſe grimmigen Thiere eine harte Plage, indem alles unterſchiedslos angegriffen wird. In fremder Tracht iſt es kaum möglich, ohne Begleitung von Tataren durchzukommen, ſelbſt zu Pferde hat man noch Mühe. Am beſten iſt es, recht langſam zu reiten; der Fußgänger muß jedenfalls langſam gehen und den langen Stock, der ihm unentbehrlich iſt, nach hinten halten, weil die Hunde gewöhnlich hinten anpacken, dann aber nur in den Stock beißen; auch thut man wohl, wenn man ihnen etwas Speiſe zuwirft, womit ſie ſich beſchäftigen, bis man ein Haus erreicht hat. Schlägt man mit dem Stocke drein, ſo kommen auf das jammernde Geheul des getroffenen Hundes alle Hunde des Dorfes zuſammen, und die Sache wird ernſter als zuvor. Dasſelbe iſt der Fall, wenn man ſchnellen Gang einſchlägt, oder wenn man durch Laufen ſich zu retten ſucht. Es ſind mir mehrere Beiſpiele bekannt, daß Perſonen niedergeworfen und ſehr ſchwer verwundet wurden. Den Knall des Schießgewehres fürchten dieſe Hunde am meiſten; ſie ſind daran nicht gewöhnt und werden wie betäubt davon. Hat man nichts derartiges bei ſich und will nichts mehr helfen, ſo iſt das beſte, wenn man ſich noch zur Zeit ruhig niederſetzt. Dies hilft gewöhnlich. Es macht die Hunde ſtutzen; ſich verwundernd ſtellen ſie ſich in einen Kreis herum, ohne anzupacken und gehen am Ende auseinander. Zur Bewachung der Herden werden ſie nicht benutzt; kommen welche auf die Steppe, ſo fallen ſie die Viehherden, denen ſie im Dorfe kein Leid thun, wüthend an, ſchleppen die Kälber an der Gurgel umher, erwürgen Schafe und freſſen ihnen die Fettſchwänze ab.

Von den Hunden des ſüdlichen Rußlands erzählt Kohl. „Im Winter", ſagt er, „ziehen ſich die Hunde ſcharenweiſe nach den Städten, ſtören im weggeworfenen Unrathe und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie Odeſſa, gehen Wächter umher, die ein beſtändiges Blutbad unter den herrenloſen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verſtopfen kann. Die Hunde ſind eine wahre Landplage, ſie ſind Allen zur Laſt und freſſen ſelbſt den Gärtnern Obſt und Trauben weg."

In etwas beſſeren Verhältniſſen leben die Hunde Braſiliens, welche uns neuerdings Henſel in anſprechender Weiſe geſchildert hat. „Sie gehören", ſagt er, „im allgemeinen keiner beſtimmten Raſſe an. Vielfach gekreuzt und ausgeartet, haben ſie ihre Triebe und Sinne nach keiner beſtimmten Richtung beſonders entwickelt, ſondern nähern ſich mehr dem Urzuſtande des Hundes, in welchem der Kampf ums Daſein alle Sinne zur Geltung bringt. Und in der That führen dieſe Hunde einen ſolchen Kampf; denn der Braſilianer, welcher zu träge iſt, für ſich ſelbſt die hinreichende Nahrung zu beſorgen, hat ſich den Grundſatz gebildet, man müſſe die Hunde nie füttern, um nicht auf ihren Jagdeifer einen hemmenden Einfluß auszuüben. Schon von Jugend auf ſind ſie daher an Entbehrungen, aber auch zugleich an Stehlen und Rauben gewöhnt. Meilenweit durchſtreifen ſie das Feld, von dem Verweſungsgeruche gefallener Thiere gelockt, und machen Aasgeiern und Füchſen die Beute ſtreitig. Daher iſt auch die Anhänglichkeit an den Herrn gering und von Treue und Gehorſam wenig zu erkennen. Haben ſie ihren Herrn verloren, ſo ſuchen ſie ſich gern einen anderen, und mit etwas Futter mag ſie Jeder an ſich feſſeln. Doch gibt es auch Landſtreicher, welche nur ſo lange einem beſtimmten Herrn ſich anſchließen, als es ihnen behagt, ſonſt aber den Dienſt leicht wechſeln. Von eigentlichen verwilderten Hunden habe ich nie etwas gehört.

„Geſtalt und Farbe dieſer Hunde iſt ſehr wechſelnd, und ein beſtimmter Raſſencharakter läßt ſich nicht entdecken. Wir würden ſie mit dem Namen Dorfköter bezeichnen, wenn nicht ihre Größe im allgemeinen dafür zu bedeutend wäre. Offenbar ſind ſie die durch Hunger und Mangel an

Digitized by Google

Pflege ausgearteten Nachkommen großer Hunde, welche man einst zum Schutze der Herden und Niederlassungen aus Europa eingeführt hatte. Und diese Aufgabe erfüllen sie auch noch heute. Man kann bei keiner Estancia vorüberreiten, ohne von einem Rudel junger, bissiger Wächter angefallen zu werden, deren manche selbst das Pferd nicht scheuen und sogar den Reiter auf demselben zu fassen suchen. Ihre Hauptaufgabe besteht jedoch darin, das Vieh zusammenzutreiben, was alle Wochen einmal geschieht. Die Leute des Landbesitzers reiten am Morgen mit einer Schar Hunde auf das Weideland hinaus. Ihr eigenthümlicher, lang gezogener Ruf schallt weit über das Grasfeld, und alles Vieh, welches denselben hört, stürzt, von Jugend an daran gewöhnt, nach dem Sammelplatze. Aber in den abgelegenen Theilen der Weide, in kleinen Waldstücken, welche über das ganze Land zerstreut sind, steckt noch manches Stück, welches aus Scheu oder Trägheit dem Rufe des schwarzen Hirten nicht folgte. Hier nun treten die Hunde in Thätigkeit, und indem sie alle Schlupfwinkel durchjagen, treibt ihr wüthendes Bellen selbst die verborgensten Thiere hervor.

„Gelegentlich üben sie auch die Jagd aus, doch nur auf eigene Faust. Jede lebende warmblütige Kreatur, welche in ihren Bereich kommt, wird vernichtet. Ihre Nase ist selten sehr fein, auch halten sie nicht aus auf der Fährte. Neben ganz unbrauchbaren Hunden aber finden sich solche von hervorragenden Eigenschaften, welche dann einen besonderen Werth erhalten. In den Wäldern, wo der Mensch von selbst zur Jagd gedrängt wird und ihr oft den Lebensunterhalt verdankt, hat man nur Hunde mit feinem Geruche und leichtem Körperbau besonders ausgesucht und gezüchtet und dadurch oft vorzügliche Ergebnisse erreicht. Manche Hunde verbellen gern das Wild auf den Bäumen, andere jagen lieber die Bisamschweine und den Tapir. Der Hauptvorzug eines solchen Hundes ist der, daß er auf der Jagd nicht in der Nähe des Herrn bleibt, sondern selbständig den Wald durchsucht, und wenn er sein Wild gestellt hat, sei es über, auf oder unter der Erde, mit Bellen anhält, bis der Jäger kommt, und sollten Stunden darüber vergehen. Die Hunde handeln im Einverständnisse mit dem Jäger, und oft liegt die ganze Meute ermattet unter dem Baume, auf dem die Pardelkatze eine Zuflucht gefunden hat. Lang hängt die Zunge aus dem trockenen Halse, die Stimme ist heiser, und nur einzelne lassen sie noch hören, und sehnsüchtig blicken alle nach der Seite, von welcher sie ihren Herrn erwarten.

„Da tönt ein ferner jauchzender Schrei kaum vernehmbar von den Bergen herüber. Er ist ihnen nicht entgangen, und von neuem stürzen sie mit wüthendem Bellen gegen den umlagerten Baum. Das Jauchzen wiederholt und nähert sich, und jedesmal antwortet einstimmig der ganze Chor, um dem Rufenden den Weg zu zeigen. Endlich hört man das Knacken der Zweige, und der Langersehnte erscheint athemlos, in Schweiß gebadet, mit zerrissenen Kleidern. Die Wuth der Hunde erreicht den höchsten Grad, und bald stürzen sie sich auf den verhaßten Feind, welcher, obgleich schwer verwundet, sein Leben noch theuer verkauft.

„Für den Reisenden sind Hunde unentbehrlich. Wenn die Sonne zum Untergange sich neigt, wird an geeigneter Stelle, d. h. wo sich Holz und Wasser findet, das Nachtlager aufgeschlagen. Die Hunde liegen im Kreise umher, wo möglich bei einem Strauche oder dichten Grasbusche, um sich gegen die Kühle der Nacht oder gegen die Anfälle der Mücken zu schützen, und der Reisende, wenn er seine Reit- und Lastthiere versorgt, d. h. frei auf den Camp getrieben hat, kann sich sorglos dem Schlafe überlassen. Die treuen Wächter halten jede Gefahr fern, welche durch Menschen oder reißende Thiere drohen könnte. Nur gegen Klapperschlangen und Jararacas (die gefährlichsten Giftschlangen Südamerika's) vermag ihre Wachsamkeit nichts, ebensowenig gegen die Diebe, welche des Nachts Pferde und Maulthiere des Reisenden wegtreiben. Wo es also bloß auf das Wachen ankommt, wählt man am besten die gewöhnlichen Camphunde, womöglich die Dickköpfe, welche der Jäger verachtet. Der reisende Thierkundige dagegen bedarf der Hunde als seine besten Lieferanten und zieht deshalb die Jagdhunde vor. Doch müssen sie während des Marsches in waldigen Gegenden stets zu zweien gekoppelt sein, da sie sonst durch jede frische Fährte zur Jagd verleitet werden, sodaß ihrem Herrn oft nichts übrig bleibt, als die Reise zu unterbrechen, um die

Digitized by Google

Rückkunft der Hunde zu erwarten oder dieſe aufzugeben. Auf ſolche Weiſe geht mancher werthvolle Hund verloren; denn er kann der Fährte des berittenen Herrn ſpäter nicht folgen. Daher ſind Rehhunde zur Reiſebegleitung die ſchlechteſten. Bei ihrem ungezähmten Jagdeifer muß man ſie auch gekoppelt ſtets im Auge behalten, was zu vielen Unbequemlichkeiten für den Reiſenden führt.

„Der innige Verkehr des Reiſenden und Jägers mit ſeinen Hunden, die beſtändige Aufmerkſamkeit, welche beide Theile aufeinander haben, ſchafft ein Verhältnis gegenſeitiger Freundſchaft, welches guten Hunden gegenüber nur die unerbittliche Nothwendigkeit trennen kann. Ein nicht geringer Theil meiner Sammlungen iſt mit der Erinnerung an dieſen oder jenen der Hunde innig verknüpft, und ich kann nicht die lange Reihe der Coatiſchädel oder die Gerippe der Ozelote durchmuſtern, ohne mich bei vielen derſelben an die Scenen von unbezähmbarer Kampfeswuth der Sieger und verzweifelter Gegenwehr der Beſiegten zu erinnern.

„Wunderbar iſt die Verſchiedenheit in den geiſtigen Anlagen des Hundes, vielleicht um ſo größer, je weniger deutlich ſeine Raſſe iſt. Unter meinen Hunden waren die beiden größten und ſtärkſten, obgleich an körperlichen Eigenſchaften einander vollkommen gleich, doch an geiſtigen unendlich verſchieden. Der eine feig gegen andere Hunde oder im Kampfe mit reißenden Thieren, aber im höchſten Grade ſchlau, vorſichtig und berechnend, immer nur auf ſeinen Vortheil bedacht, ein vollendeter Egoiſt, der andere tapfer, muthig bis zur Tollkühnheit, dabei treu und bieder, ſeinem Herrn mit Liebe zugethan, ein wahrer Held ohne Furcht und Tadel. Ich könnte unzählige Züge von der Schlauheit des einen und der Tapferkeit des anderen erzählen. Beide wären im Stande geweſen, ein ſelbſtändiges Leben zu führen und ſich den Unterhalt auf eigene Fauſt zu erwerben: allein wie verſchieden wären ihre Wege im Kampfe ums Daſein geweſen. Der eine hätte den Camp meilenweit abgeſpürt und ſich von den Leichen des gefallenen Viehes in Vorſicht und Sicherheit genährt, der andere würde Kälber und Füllen niedergeriſſen und wahrſcheinlich bald von den Hunden des Hirten ſeinen Tod gefunden haben.

„Oft ſchon hatte es mein Staunen erregt, wie ſchnell ſich eine für die Hunde wichtige Nachricht unter denſelben verbreitet. Der verweſende Leichnam eines Viehes nur von einem einzigen und in abgelegener Gegend entdeckt, wird bald von vielen beſucht werden. Bei dem Futterneide des Hundes iſt an abſichtliche Mittheilung der Nachricht nicht zu denken. Ich hatte längere Zeit in einem Wirtshauſe des Urwaldes gewohnt. Rings um das Gehöft auf der abgeholzten kleinen Hochebene befanden ſich viele Hecken, in denen das zahlreiche Vieh der Anſiedler weidete. Eines Tages ſaß ich in der Gaſtſtube des Hauſes mit meinen Hunden und einer ziemlichen Anzahl Menſchen. Da öffnete ſich die Hinterthüre des Zimmers, und leiſe ſchob ſich Vagabond, der ſchlechteſte unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigſten und dümmſten Geſichte von der Welt ſpähte er nach einem guten Platze, aber heimlich fuhr er noch einmal mit der Zungenſpitze über die Oberlippe. In der ganzen Geſellſchaft hatten nur zwei dies bemerkt: ich und der Schlaue. Langſam erhob ſich dieſer und ſchritt auf den Hereinkommenden zu, obgleich beide ſonſt nicht in Freundſchaft lebten. Dieſer merkte ſogleich die Abſicht. Wie ein ertappter Verbrecher ſetzte er ſich und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andere trat an ihn heran, beroch ihm das Maul von einem Winkel zum anderen, ſenkte ſogleich die Naſe zur Erde und verließ vorſichtig, aber eilig das Zimmer durch die Hinterthüre. Ich eilte ihm nach, voll Neugierde, wie ſich die Begebenheit weiter entwickeln werde, und ſah nur noch, wie der Hund, die Naſe auf der Erde, in den Hecken verſchwand. Als ich ihm folgte und kaum dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich ſchon das Krachen der Knochen in den Hecken: der Schlaue labte ſich an dem Aaſe eines Kalbes.

„Eine ganz ähnliche Scene erlebte ich unter anderen Verhältniſſen. Es war auf einer Reiſe durch die Hochlande von Rio grande do Sul. Nur drei Hunde, die beiden ſchon erwähnten, der Schlaue und der Biedere, nebſt der Hühnerhündin waren meine Begleiter. Schon ſeit längerer

Digitized by Google

Zeit war Noth an Lebensmitteln geweſen; Menſchen und Thiere waren erſchöpft, namentlich die Hunde zeigten einen hohen Grad von Magerkeit. Wir hatten zur Nacht wie gewöhnlich in einem Wäldchen gelagert und waren am Morgen mit dem Einfangen und Bepacken der Maulthiere beſchäftigt, als mehrere hundert Schritte von uns zwei Hunde über den Camp kamen und offenbar nach dem Wäldchen ſtrebten, hinter dem, wie ſich ſpäter herausſtellte, ein Haus lag. Ich hetzte meine Hunde auf die fremden und alle drei eilten ſogleich fort. Als ſie auf die Fährte der fremden Hunde kamen, nahmen zwei von ihnen, der Biedere und die Hündin, ſogleich die Fährte auf und folgten derſelben, laut heulend. Der Schlaue jedoch machte Kehrt, folgte der Fährte in entgegengeſetzter Richtung und verſchwand bald hinter den Hügeln des Campes. Nach etwa einer Stunde waren wir fertig zur Weiterreiſe, ſaßen bereits ſchon im Sattel und ſahen uns nach den Hunden um — der Schlaue fehlte noch. Vergebens wurde noch ein wenig gewartet: er kam nicht. Endlich mußte die Reiſe angetreten werden, auf die Gefahr hin, den Hund zu verlieren. Da erſchien er, aber in welcher Verfaſſung. Sein Bauch hatte wenigſtens den dreifachen Umfang angenommen und enthielt für mehrere Tage hin reichlich Futter. Offenbar hatten die beiden fremden Hunde an einem Aaſe das Frühſtück genoſſen, und ihre Fährte war mit dem Geruche desſelben behaftet worden; aber nur einer unter meinen drei Hunden war ſo ſchlau, von ſeiner erworbenen Kenntnis einen nützlichen Gebrauch zu machen."

Die Beſchreibung des Weſens und Lebens der Haushunde mag die unübertreffliche Kennzeichnung des Thieres eröffnen, welche der Altvater der Thierkunde, Linné, in ſeiner eigenthümlich kurzen und ſchlagenden Weiſe gegeben hat. Ich bin bemüht geweſen, dieſelbe ſo treu als möglich im Deutſchen wiederzugeben, obgleich dies keine leichte Sache iſt. Manche Stellen laſſen ſich gar nicht überſetzen; das übrige lautet etwa alſo: „Frißt Fleiſch, Aas, mehlige Pflanzenſtoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht ſich nach Gras; loſt auf einen Stein: Griechiſch Weiß, äußerſt beizend. Trinkt leckend; wäſſert ſeitlich, in guter Geſellſchaft oft hundertmal, beriecht des nächſten After; Naſe feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quere, geht auf den Zehen; ſchwitzt ſehr wenig, in der Hitze läßt er die Zunge hängen; vor dem Schlafengehen umkreiſt er die Lagerſtätte; hört im Schlafe ziemlich ſcharf, träumt. Die Hündin iſt grauſam gegen eiferſüchtige Freier; in der Laufzeit treibt ſie es mit vielen; ſie beißt dieſelben; in der Begattung innig verbunden; trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über alles; Hausgenoſſe des Menſchen; wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht ſchlagen; geht jener, läuft er voraus, am Kreuzweg ſieht er ſich um; gelehrig, erforſcht er Verlorenes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renthiere zuſammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Thieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, ſtellt Enten, ſchleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naſchen, zieht in Frankreich den Bratſpieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tiſche; hat er geſtohlen, kneift er ängſtlich den Schwanz ein; frißt gierig. Zu Hauſe Herr unter den Seinigen; Feind der Bettler, greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Muſik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat ſeine Noth mit dem Bandwurm; Verbreitung der Tollwuth. Wird zuletzt blind und benagt ſich ſelbſt. Der amerikaniſche vergißt das Bellen. Die Mahammedaner verabſcheuen ihn; Opfer der Zergliederer für Blutumlauf ꝛc.".

Wir haben dieſe Beſchreibung bloß weiter auszuführen. Alle Haushunde kommen in der Lebensweiſe und in ihrem Betragen ſo ziemlich überein, ſolange nicht die Beeinfluſſung, welche ſie von den Sitten und Gewohnheiten des Menſchen nothwendig mit erdulden müſſen, ihnen eine andere Lebensart vorſchreibt.

Die Hunde ſind ebenſowohl Tag- als Nachtthiere und für beide Zeiten gleich günſtig ausgerüſtet, auch ebenſowohl bei Tage wie bei Nacht munter und lebendig. Sie jagen, wenn ſie es dürfen, bei hellem Tage wie bei Nacht und vereinigen ſich dazu gern in größeren Geſellſchaften.

Digitized by Google

Geſelligkeit iſt überhaupt ein Grundzug ihres Weſens und hat auf ihre Sitten den entſchiedenſten Einfluß. Sie freſſen alles, was der Menſch ißt, thieriſche Nahrung ebenſowohl wie pflanzliche, und beide im rohen Zuſtande nicht minder gern als zubereitet. Vor allem aber lieben ſie Fleiſch, und zwar etwas fauliges mehr noch als das friſche. Wenn ſie es haben können, verzehren ſie Aas mit wahrer Leidenſchaft, und ſelbſt die wohlerzogenſten und beſtgehaltenen Hunde verſchlingen gierig die Auswurfsſtoffe des menſchlichen Leibes. Einzelne Arten ziehen Fleiſch aller übrigen Nahrung vor, andere achten es weniger hoch. Von gekochten Speiſen ſind ihnen mehlige, beſonders ſüße, die willkommenſten, und auch wenn ſie Früchte freſſen, ziehen ſie zuckerhaltige den ſäuerlichen vor. Knochen, gute Fleiſchbrühe, Brod, Gemüſe und Milch ſind die eigenſten Nahrungsſtoffe eines Hundes, Fett und zuviel Salz dagegen ihm ſchädlich. Auch mit Brod allein kann man ihn füttern und geſund erhalten, wenn man ihm nur immer ſeine Nahrung zu beſtimmten Zeiten reicht. Keine Speiſe darf ihm heiß gegeben werden; ſie muß immer lau ſein und ihm nur aus Geſchirren gereicht werden, welche man beſtändig rein hält. Wenn ein alter Hund ſich täglich einmal recht ſatt freſſen kann, hat er vollkommen genug Nahrung erhalten; beſſer jedoch iſt es, wenn man ihn zweimal füttert: gibt man ihm abends ſo viel, daß er genügend geſättigt iſt, ſo hütet er eifriger und ſicherer den ihm anvertrauten Poſten als ein hungeriger, welcher leicht beſtochen werden kann. Waſſer trinken die Hunde viel und oft und zwar es mit der Zunge ſchöpfend, indem ſie dieſelbe löffelförmig krümmen und die Spitze etwas nach vorn biegen; Waſſer iſt auch zur Erhaltung ihrer Geſundheit unbedingt nothwendig.

In gewiſſen Gegenden haben die Hunde natürlich ihre eigene Nahrung. So freſſen ſie, wie bemerkt, auf Kamtſchatka und auch im größten Theile Norwegens bloß Fiſche, hingegen gewöhnen ſie ſich da, wo viel Trauben gezogen werden, leicht an ſolche Koſt und thun dann großen Schaden. Bei Bordeaux haben, wie Lenz angibt, die Winzer das Recht, jeden Hund, welcher ſich ohne Maulkorb in den Weinbergen ſehen läßt, auf eine beliebige Art vom Leben zum Tode zu bringen. Man ſieht daher dort viele Hundegalgen, an denen die Verbrecher aufgehängt werden. Auch in den ungariſchen Weinbergen ſollen die Haushunde erheblichen Schaden anrichten, weil dort die Trauben faſt ganz bis auf die Erde herabhängen.

Wenn die Hunde überflüſſige Nahrung beſitzen, verſcharren ſie dieſelbe, indem ſie ein Loch in den Boden graben und dieſes mit Erde zudecken. Bei Gelegenheit kehren ſie zurück und graben ſich den verborgenen Schatz wieder aus; aber es kommt auch vor, daß ſie derartige Orte vergeſſen. Um Knochenſplitter aus dem Magen zu entfernen, freſſen ſie Gras, namentlich ſolches von Quecken; als Abführmittel gebrauchen ſie Stachelkräuter.

Der Hund kann vortrefflich laufen und ſchwimmen, ja auch bis zu einem gewiſſen Grade klettern, aber nicht leicht, ohne Schwindel zu bekommen, an ſteilen Abgründen hingehen. Sein Gang geſchieht in einer eigenthümlichen ſchiefen Richtung. Bei eiligem Laufe iſt er im Stande, große Sprünge zu machen, nicht aber auch fähig, jähe Wendungen, Kreuz- und Querbewegungen auszuführen. Das Schwimmen verſtehen alle Hunde von Hauſe aus, einige Arten jedoch weit beſſer als andere. Einige lieben das Waſſer außerordentlich; verwöhnte Hunde ſcheuen es in hohem Grade. Das Klettern habe ich von den Hunden hauptſächlich in Afrika beobachtet. Hier erklimmen ſie mit großer Gewandtheit Mauern oder die wenig geneigten Hausdächer und laufen wie Katzen mit unfehlbarer Sicherheit auf den ſchmalſten Abſätzen hin. In der Ruhe ſitzt der Hund entweder auf den Hinterbeinen oder legt ſich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Hinterfüße auswärts, die Vorderfüße vorwärts und zwiſchen dieſelben ſeinen Kopf legt; ſelten ſtreckt er die Hinterbeine dabei auch nach rückwärts aus. Große, ſchwere Hunde legen ſich im Sommer gern in den Schatten und zuweilen auf den Rücken. Bei Kühle ziehen ſie die Füße an ſich und ſtecken die Schnauze zwiſchen die Hinterbeine. Die Wärme lieben alle, ebenſo eine weiche Unterlage; dagegen vertragen nur wenige eine Decke, welche ſie birgt, und die Naſe mindeſtens muß ſtets unter einer ſolchen hervorſchauen. Ehe ſich der Hund niederlegt, geht er einige Male im Kreiſe umher und

Digitized by Google

ſcharrt ſein Lager auf, oder verſucht dies wenigſtens zu thun. Das Scharren macht ihm Vergnügen; er kratzt oft mit Vorder- oder Hinterbeinen gleichſam zu ſeiner Unterhaltung.

Alle Hunde ſchlafen gern und viel, aber in Abſätzen, und ihr Schlaf iſt ſehr leiſe und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welche ſie durch Wedeln mit dem Schwanze, durch Zuckungen, Knurren und leiſes Bellen kundgeben. Reinlichkeit lieben ſie über alles: der Ort, wo ſie gehalten werden und namentlich, wo ſie ſchlafen ſollen, muß immer ſauber ſein. Ihren Unrath ſetzen ſie gern auf kahlen Plätzen, beſonders auf Steinen ab und decken ihn zuweilen mit Miſt oder Erde zu, welche ſie mit den Hinterfüßen nach rückwärts werfen. Selten gehen die männlichen Hunde an einem Haufen, Steine, Pfahle oder Strauche vorüber, ohne ſich hierbei ihres Harns zu entledigen, und zwar thun ſie dies, nach Linné'ſcher Angabe, wenn ſie über neun Monate alt geworden ſind. Dagegen ſchwitzen ſie ſelbſt beim ſtärkſten und anhaltendſten Laufe wenig am Körper; ihr Schweiß ſondert ſich auf der Zunge ab, welche ſie, wenn ſie erhitzt ſind, keuchend aus dem Munde ſtrecken.

Die Sinne des Hundes ſind ſcharf, aber bei den verſchiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Geſicht ſcheinen obenanzuſtehen, und zwar zeichnen ſich die einen durch feineres Gehör, die anderen durch beſſeren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geſchmack iſt ihnen nicht abzuſprechen, obwohl derſelbe in eigenthümlicher Weiſe ſich äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu ſehr anregen, ſind ihnen verhaßt. Am wenigſten empfänglich zeigen ſie ſich gegen das Licht, ſehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder ſcharfe Gerüche. Glockengeläute und Muſik bewegt ſie zum Heulen; kölniſches Waſſer, Salmiakgeiſt, Aether und dergleichen ruft wahres Entſetzen bei ihnen hervor, wenn man ſolche Dinge ihnen unter die Naſe hält. Der Geruch iſt bei manchen in außerordentlicher Weiſe entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können. Wie wichtig der Geruchſinn für das Leben der Hunde iſt, geht ſchlagend aus Unterſuchungen hervor, welche Biffi und nach ihm Schiff anſtellten. Sie zerſchnitten ſäugenden Hunden den Riechnerven (Tractus olfactorius) und den Riechkolben (Bulbus olfactorius). Nachdem dies geſchehen war, krochen die Hündchen ſcheinbar geſund im Lager umher; aber ſie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb nichts anderes übrig, als ſie mittels einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugverſuche an einem erwärmten Schafspelze, und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erſt durch Berührung. Als ſie zu laufen begannen, verirrten ſie ſich oft und fanden das Lager nicht wieder. Fleiſch und Brod in der Milch ließen ſie liegen, zogen ſpäter das Fleiſch dem Brode nicht vor, nahmen das Futter nur durch das Geſicht wahr und ließen ſich deshalb leicht und in der allerſonderbarſten Weiſe täuſchen. Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenſtandes leitete ſie dabei oft gänzlich falſch. Sie ließen trockenes Fleiſch liegen, leckten aber den eigenen Harn und den eigenen Koth auf. Schwefelige Säure und andere ſtarke Gerüche beachteten ſie gar nicht; Ammoniak und Aether bewirkten nach längerer Zeit, aber erſt viel ſpäter als bei anderen Hunden, Nieſen. Als ſie größer wurden, zeigten ſie nicht die geringſte Anhänglichkeit an den Menſchen.

Ueber das geiſtige Weſen der Hunde laſſen ſich Bücher ſchreiben; es dürfte alſo ſehr ſchwer ſein, dasſelbe mit kurzen Worten zu ſchildern. Die mir am meiſten zuſagende Beſchreibung der Hundeſeele hat Scheitlin gegeben. „So groß die leibliche Verſchiedenheit der Hunde iſt", ſagt er, „die geiſtige iſt noch viel größer; denn die einen Hundearten ſind völlig ungelehrig, die anderen lernen alles mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die anderen ſchnell ganz zähmen, und was die einen haſſen, das lieben andere. Der Pudel geht von ſelbſt ins Waſſer, der Spitz will immer zu Hauſe bleiben. Die Dogge läßt ſich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine ſolche feine Spürnaſe; nur der Bärenhund beißt den Bären zwiſchen die Hinterbeine; nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein paar Beine zu mangeln ſcheinen, iſt ſo niedrig gebaut und ſo krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, und thut dies mit derſelben Wolluſt, mit welcher der Fleiſcherhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt.

Digitized by Google

„Der Hund von Neufundland ist es, welcher den Wolf nicht fürchtet, daher vortrefflich zur Herdenbewachung dient und meisterhaft gräbt, schwimmt, taucht und Menschen herausholt. Auch der Fleischerhund mißt sich mit dem Wolfe, ist ein guter Herdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, ist verständig und dem Herrn treu zugethan, geht aber nicht ins Wasser, wenn er nicht muß. Man benutzt und misbraucht ihn zur Hetze, wodurch er ganz nach psychologischer Ordnung immer schärfer und besonders gegen Kälber, welche, weil sie nicht ausschlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Bestie wird. Sein Blutdurst ist äußerst widrig, und seine Wuth, zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreste herumzuzerren und zu fressen, gehört zu seinen schlechtesten Eigenschaften. Dem Windhunde wird beinahe aller Verstand, Erziehungsfähigkeit und Treue an seinem Herrn ab-, dafür kindische Neigung, von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen; doch kann man ihn zur Jagd auf Hasen ꝛc. abrichten. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf das, wozu sie von Natur taugen. Denn der Hund und jedes andere Thier muß durch irgend etwas von sich aus kund thun, wozu es Lust hat, ehe man es abrichten will. Zum bloßen Vergnügen, sich im Arme sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstlinge anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, dazu wird das Bologneser- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhunde wird ein scharfer Geruch und viel Verstand und die größte Gelehrigkeit nebst treuer Anhänglichkeit an seinen Herrn gelobt. Ebenso verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder der Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer soll klüger, gelehriger, lebhafter und geschickter Art sein und gern beißen, als Haushund wachsam und in einzelnen Abarten tückisch und falsch sein. Dem Menschen ergeben, aber ohne seinen Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unersättlich und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern fähig, gehört zur Kennzeichnung des Nordhundes. Der Doggen Art ist Treue bei wenig Verstand; sie sind gute Wächter, wilde, muthige Gegner auf wilde Schweine, Löwen, Tiger und Panther; sie achten auch ihr eigenes Leben fast für nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr auf das Wort ihres Herrn, lassen auf den Mann sich abrichten, nehmen es mit drei, vier Mann auf, berücksichtigen Schüsse, Stiche und zerrissene Glieder nicht und balgen sich mit ihresgleichen greulich herum. Sie sind sehr stark, reißen den stärksten Menschen zu Boden, erdrosseln ihn, bannen ihn, auf ihm herumspringend, auf eine Stelle, bis er erlöst wird, und halten rasende Wildschweine am Ohre unbeweglich fest. Leitsam sind sie im höchsten Grade. Sie haben ein wenig mehr Verstand, als man meint. Am tiefsten unter den Hunden steht unleugbar der Mops. Er ist durch geistige Versinkung entstanden und kann sich begreiflich durch sich selbst nicht heben. Er erfaßt den Menschen nicht und der Mensch ihn nicht.

„Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig. Seine Seele ist unleugbar so vollkommen, wie die eines Säugethieres sein kann. Von keinem Thiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen nichts mehr als die Sprache mangelt, von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, welche uns seinen Verstand, sein Gedächtnis, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sogar sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgange mit Menschenkindern, Wuth und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn ꝛc., kundthun sollen, weswegen kein Thier so oft als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit, zu lernen, erzählt! Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile, er steht Wache, er erstürmt und vertheidigt Festungen, er schießt Pistolen los; er dreht den Bratspieß, zieht den Wagen; er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben; er holt dem Menschen die Mütze vom Kopfe, bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen; er versteht die Augen- und Mienensprache und noch gar vieles andere.

Digitized by Google

„Gerade ſeine Verderbtheit, gerade ſeine Liſt, ſein Neid, Zorn, Haß, Geiz, ſeine Falſchheit, Zankſucht, Geſchicklichkeit, ſein Leichtſinn, ſeine Neigung zum Stehlen, ſeine Fähigkeit, aller Welt freundlich zu ſein ꝛc. bringen ihm den gewöhnlichen Menſchen nahe. Würmer, Käfer und Fiſche lobt und tadelt man nicht, aber den Hund! Man denkt, es lohne ſich der Mühe, ihn zu ſtrafen und zu belohnen. Man gebraucht in Urtheilen über ihn gerade die Ausdrücke, welche man von dem Menſchen braucht. Man macht ihn wegen ſeiner geiſtigen und ſittlichen Vorzüge zum Reiſe- und Hausgenoſſen, zum Lebensgefährten und lieben Freunde; man lohnt ihm ſeine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tiſchgenoſſen, man räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man koſt ihn, pflegt ihn ſorgfältig, gibt ihn an den Arzt, wenn er leidend iſt, trauert mit ihm, um ihn und weint, wenn er geſtorben; man ſetzt ihm ein Denkmal.

„Nicht ein einziger Hund iſt dem anderen weder körperlich noch geiſtig gleich. Jeder hat eigene Arten und Unarten. Oft ſind ſie die ärgſten Gegenſätze, ſo daß die Hundebeſitzer an ihren Hunden einen unerſetzlichen Stoff zu geſellſchaftlichen Geſprächen haben. Jeder hat einen noch geſcheiteren! Doch erzählt etwa einer von ſeinem Hunde hundsdumme Streiche, dann iſt jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteriſtik, und wenn er ein merkwürdiges Schickſal erlebt, zu einer Lebensbeſchreibung. Selbſt in ſeinem Sterben kommen Eigenheiten vor.

„Nur wer kein Auge hat, ſieht die ihm urſprünglichen und entſtandenen Eigenſchaften nicht. Und welche Verſchiedenheit einer und derſelben Hundeart! Jeder Pudel z. B. hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten; er iſt ſchon viel ohne Anleitung. Er lehrt ſich ſelbſt, ahmt dem Menſchen nach, drängt ſich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, ſetzt ſich etwas in den Kopf, will nichts lernen, thut dumm, empfindet lange Weile, will thätig ſein, iſt neugierig ꝛc. Einige können nicht haſſen, andere nicht lieben; einige können verzeihen, andere nie. Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beiſtehen, zu Hülfe eilen, Mitleid fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, zur Freude jauchzen, aus Liebe zum verlorenen Herrn trauern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menſchen ihresgleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen ihres Herrn in dem Zügel halten oder ſchweigen. Der Pudel kann ſich ſchämen, kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimme, den Ton der Glocke, den Schritt ſeines Herrn, die Art, wie er klingelt, kurz er iſt ein halber, ein Zweidrittelmenſch. Er benutzt ja ſeinen Körper ſo geſcheit wie der Menſch den ſeinigen und wendet ſeinen Verſtand für ſeine Zwecke vollkommen an; doch mangelt ihm das letzte Dritttheil.

„Wir müſſen weſentlich verſchiedene Geiſter, welche nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Der Geiſt des Spitzes iſt nicht der des Pudels; der Mops denkt und will anders als der Dachshund. Der Mops iſt dumm, langſam, phlegmatiſch, der Metzgerhund melancholiſch, bittergallig, blutdurſtig, der Spitz heftig, jähzornig, engherzig, bis in den Tod gehäſſig, der Pudel immer luſtig, immer munter, alle Zeit durch der angenehmſte Geſellſchafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuſſe ergeben, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Poſſen ſtets aufgelegt, der Welt und Allen ohne Ausnahme angehörig, während der Spitz nur ſeinem Hauſe, der Metzgerhund nur dem Thiere, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Bloß der Pudel befreundet ſich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegenſatze, mit dem Pferde, dem Gefährten, mit dem Menſchen, dem Herrn, mit dem Hauſe, es bewachend, mit dem Waſſer, aus deſſen Tiefe er gern Steine holt, mit dem Vogel des Himmels, zu welchem er hoch hinaufſpringt, ihn zu fangen, mit der Kutſche und dem Wagen, indem er unter ihnen herläuft. Doggen vertreten Wächter, Soldaten, Mörder, bannen und erdroſſeln Menſchen. Die Windſpiele und Jagdhunde vertreten die Jäger mit angeborenen Jägerbegabungen. Wie leicht ſind ſie an das Horn zu gewöhnen, wie achtſam ſind ſie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verſtehen ſie ſo genau alle Stimmen und Bewegungen des Wildes; wie geſchickt iſt der Hühnerhund, zu lernen,

Digitized by Google

wie er das gefundene Thier anzeigen, feſtbannen, welches Bein er erheben oder vorſtrecken muß, je nachdem er dieſes oder jenes erblickt. Zwar lehrt ihm ſchon viel die Natur, und er muß gar nicht alles vom Menſchen lernen, er lehrt ſich manches ſelbſt. Aber der Pudel lehrt ſich ſelbſt noch weit mehr, an ihm iſt alles Seele, er macht nichts Dummes, oder nur, wenn er ſelbſt es will. In allen Hundearten iſt mehr Trieb, in ihm mehr Verſtand. Wie raſt der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend athemlos dem Wilde nach! Wie wüthet die Dogge auf den Feind los! Wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund mit lechzender, herabhängender Zunge und falſchem Auge im Halbkreiſe die vor ihm angſtvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er ſie an, wenn ſie auf die Seite ſich verirren, wie gleichgültig iſt er gegen ihren Schmerz, ja er ſcheint ihm noch zu gefallen! Wie ſtürzt der Hühnerhund auf die erlegten Vögel, hingeriſſen von der Wuth, ſie zu erdroſſeln! Nichts von allem dieſem Unedlen, Unwürdigen, Schimpflichen am Pudel, wenn er nicht verzogen wurde, wenn man ihn, ſei es auch nur naturgemäß, ſeinem eigenen Genius überlaſſen hat. Der Pudel iſt von Natur gut, jeder ſchlechte iſt durch Menſchen ſchlecht gemacht worden."

Was ließe ſich über den Verſtand des Hundes nicht alles noch ſagen! Fürwahr, man darf es Zoroaſter nicht verdenken, wenn er in dieſem Thiere den Begriff alles thieriſch Edlen und Vollkommenen vereinigt ſieht. Müſſen wir doch alle am Hunde unſeren treueſten Freund, unſeren liebſten Geſellſchafter aus dem ganzen Thierreiche erblicken; ſind wir doch im Stande, uns mit ihm förmlich zu unterhalten.

„Ich habe Hunde gekannt", ſagt Lenz, „welche faſt jedes Wort ihres Herrn zu verſtehen ſchienen, auf ſeinen Befehl die Thür öffneten und verſchloſſen, den Stuhl, den Tiſch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verſtecktes Schnupftuch und dergleichen aufſuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter anderen Hüten durch den Geruch hervorſuchten ꝛc. Ueberhaupt iſt es eine Luſt, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Befehl ſeines Herrn erwartet, wie entzückt er iſt, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen ſein Geſicht, wenn er zu Hauſe bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, ſich umſieht, um zu erfahren, ob er links oder rechts gehen müſſe; wie glückſelig er iſt, wenn er einen recht klugen, wie beſchämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angeſtellt hat und nicht gewiß weiß, ob ſein Herr es merkt, ſich hinlegt, gähnt, den Halbſchlafenden und Gleichgültigen ſpielt, um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängſtlichen, ihn verrathenden Blick auf ſeinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter den Fremden Vornehm und Gering leicht unterſcheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt ꝛc. Hübſch ſieht ſichs auch mit an, wenn ein Hund ſeinem Herrn zu Gefallen Trüffeln ſucht, für die er doch von Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat; wie ein anderer ſeinem Herrn den Schubkarren ziehen hilft und ſich umſomehr anſtrengt, jemehr er ſieht, daß ſein Herr es thut."

Aus dieſem allen geht hervor, daß die Hundearten unter einander in eben demſelben Grade geiſtig verſchieden ſind, wie ſie leiblich von einander abweichen. Unerſchütterliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgſamkeit und Ergebenheit, ſtrenge Wachſamkeit, Sanftmuth, Milde im Umgang, dienſtfertiges und freundliches Betragen: dies ſind die hervorragendſten Züge ihres geiſtigen Weſens. Kein einziger Hund vereinigt ſie alle in gleich hoher Ausbildung: der eine Zug tritt mehr zurück, der andere mehr hervor. Mehr, als man annimmt, thut dabei die Erziehung. Nur gute Menſchen können Hunde gut erziehen, nur Männer ſind fähig, ſie zu etwas Vernünftigem und Verſtändigem abzurichten. Frauen ſind keine Erzieher, und Schoßhunde deshalb auch ſtets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht ſelten heimtückiſche Geſchöpfe. Der Hund iſt ein treues Spiegelbild ſeines Herrn: je freundlicher, liebreicher, aufmerkſamer man ihn behandelt, je beſſer, reinlicher man ihn hält, jemehr und je verſtändiger man ſich mit ihm beſchäftigt, um ſo verſtändiger und ausgezeichneter wird er, und genau das Gegen-

Digitized by Google

theil geſchieht, wenn umgekehrt ſeine Behandlung eine ſchlechte war. Der Bauernhund iſt ein roher, plumper, aber ehrlicher Geſell, der Schäferhund ein verſtändiger Hirt, der Jagdhund ein vortrefflicher Jäger, welcher die Kunſt der Jagd ſelbſt auf eigene Fauſt betreibt, der Hund eines vornehmen Nichtsthuers ein üppiger Faullenzer und eigentlich weit ungezogener als der rohe, ungebildete des Bauern. Jeder Hund nimmt den Ton des Hauſes an, in welchem er lebt, iſt verſtändig, wenn er bei vernünftigen Leuten wohnt, wird zum hochmüthigen Narren, wenn ſein Herr durch Stolz die Hohlheit ſeines Kopfes ausfüllen muß, beträgt ſich freundlich gegen Jedermann, wenn es in ſeinem Hauſe geſellig hergeht, oder iſt ein grämlicher Einſiedler, wenn er bei einem alten Junggeſellen, bei einer älteren Jungfrau wohnt, welche wenig Zuſpruch hat. Unter allen Umſtänden fügt er ſich in die verſchiedenartigſten Verhältniſſe, und immer gibt er ſich dem Menſchen mit ganzer Seele hin. Dieſe hohe Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündiſch“ für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegentheil bedeutet. Die Allſeitigkeit der Befähigung erhebt den Hund auf die höchſte Stufe, die Treue zum Menſchen macht ihn zu deſſen unentbehrlichſtem Genoſſen. Er gehört ganz und gar ſeinem Herrn an und opfert ihm zu Liebe ſich ſelbſt auf. In ſeinem Gehorſam, mit welchem er alle Befehle ſeines Gebieters ausführt, in der Bereitwilligkeit, mit welcher er ſich den ſchwerſten Arbeiten unterzieht, ſich in Lebensgefahr begibt, kurz, in dem beſtändigen Beſtreben, dem Herrn unter allen Umſtänden zu nützen und zu dienen: darin liegt ſein Ruhm, ſeine Größe. Wenn man ihn Speichellecker und Schwanzwedler ſchimpft, vergeſſe man nicht, daß der Hund ſich dieſer Kriecherei und Erniedrigung nur ſeinem Herrn und Wohlthäter gegenüber ſchuldig macht; gegen dieſen wedelnd und kriechend, weiſt er ſofort dem eintretenden Fremden die Zähne und iſt ſich jeden Augenblick ſeiner Stellung bewußt.

Manche eigenthümliche Sitten ſind faſt allen Arten gemein. So heulen und bellen ſie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte. Sie rennen allem, was ſchnell an ihnen vorübereilt, nach, ſeien es Menſchen, Thiere, rollende Wagen, Kugeln, Steine oder dergleichen, ſuchen es zu ergreifen und feſtzuhalten, ſelbſt wenn ſie recht wohl wiſſen, daß es ein durchaus unnützbarer Gegenſtand für ſie iſt. Sie ſind gegen gewiſſe Thiere im höchſten Grade feindlich geſinnt, ohne daß dazu ein ſicherer Grund vorhanden wäre. So haſſen alle Hunde die Katzen und den Igel; ſie machen bei letzterem ſich förmlich ein Vergnügen daraus, ſich ſelbſt zu quälen, indem ſie wüthend in das Stachelkleid beißen, obgleich ſie wiſſen, daß dies erfolglos iſt und ihnen höchſtens blutige Naſen und Schnauzen einbringt.

Beachtenswerth erſcheint das ſehr ſtarke Vorgefühl des Hundes bei Veränderung der Witterung. Er ſucht deren Einflüſſen im voraus zu begegnen, zeigt ſogar dem Menſchen ſchon durch einen widerlichen Geruch, den er ausdünſtet, kommenden Regen an.

In ſeinem Umgange mit Menſchen beweiſt der Hund ein Erkennungsvermögen, welches uns oft Wunder nehmen muß. Daß alle Hunde den Abdecker kennen lernen und mit äußerſtem Haſſe verfolgen, iſt ſicher; ebenſo gewiß aber auch, daß ſie augenblicklich wiſſen, ob ein Menſch ein Freund von ihnen iſt oder nicht. Wohl nicht zu bezweifeln dürfte ſein, daß die Ausdünſtung gewiſſer Perſonen ihnen beſonders angenehm oder unangenehm iſt; allein dies würde immer noch nichts für dieſen Fall beweiſen. Manche Menſchen werden, ſobald ſie in ein Haus treten, augenblicklich mit größter Freundlichkeit von allen Hunden begrüßt, ſelbſt wenn ihnen dieſe noch nicht vorgeſtellt worden und ganz fremd ſind. Ich kenne Frauen, welche ſich nirgends niederlaſſen können, ohne nach wenigen Minuten von ſämmtlichen Haushunden umlagert zu werden. Bei dem Umgange des Hundes mit dem Menſchen kann man ſehr gut den wechſelnden Ausdruck des Hundegeſichts beobachten. Die hohe geiſtige Fähigkeit des Thieres ſpricht ſich in ſeinem Geſichte ganz unverkennbar aus, und es wird wohl Niemand leugnen wollen, daß jeder Hund ſeinen durchaus beſonderen Ausdruck hat, daß man zwei Hundegeſichter ebenſowenig wird verwechſeln können wie zwei Menſchengeſichter.

Digitized by Google

Unter sich leben die Hunde gewöhnlich nicht besonders verträglich. Wenn zwei zusammenkommen, welche sich nicht kennen, gehts erst an ein gegenseitiges Beriechen, dann fletschen beide die Zähne, und die Beißerei beginnt, falls nicht zarte Rücksichten obwalten. Um so auffallender sind Freundschaften von der größten Innigkeit, welche einzelne, gleichgeschlechtige Hunde zuweilen eingehen. Solche Freunde zanken sich nie, suchen sich gegenseitig, leisten sich Hülfe in der Noth ꝛc. Auch mit anderen Thieren werden manchmal ähnliche Bündnisse geschlossen; selbst das beliebte Sprichwort von der Zuneigung zwischen Hund und Katze kann zu Schanden werden.

Der Geschlechtstrieb ist bei den Hunden sehr ausgeprägt und zeigt sich bei allen Arten als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, als ein Rausch, welcher sie mehr oder weniger närrisch macht. Wird jener nicht befriedigt, so kann der Hund unter Umständen krank, sogar toll werden. Dabei ist der männliche Hund nicht ärger betheiligt als der weibliche, obgleich bei diesem die Sache in einem anderen Lichte sich zeigt. Die Hündin ist zweimal im Jahre läufisch, zumeist im Februar und im August, und zwar währt dieser Zustand jedesmal neun bis vierzehn Tage. Um diese Zeit versammelt sie alle männlichen Hunde der Nachbarschaft um sich, selbst solche, welche eine Viertelmeile weit von ihr entfernt wohnen. Wie diese von einer begattungslustigen Hündin Kunde bekommen, ist geradezu unbegreiflich. Man kann nicht wohl annehmen, daß sie durch den Geruch so weit geleitet würden, und gleichwohl läßt sich eine andere Erklärung ebensowenig geben. Das Betragen beider Geschlechter unter sich ist ebenso anziehend wie abstoßend, erregt ebenso unsere Heiterkeit wie unseren Widerwillen. Der männliche Hund folgt der Hündin auf Schritt und Tritt und wirbt mit allen möglichen Kunstgriffen um deren Zuneigung. Jede seiner Bewegungen ist gehobener, stolzer und eigenthümlicher; er sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln liebenswürdig zu machen. Dahin gehören das Beschnuppern, das freundliche Anschauen, das sonderbare Aufwerfen des Kopfes, die wirklich zärtlichen Blicke, das bittende Gekläff und dergleichen. Gegen andere Hunde zeigt er sich misgelaunt und eifersüchtig. Finden sich zwei gleich starke auf gleichem Wege, so gibt es eine tüchtige Beißerei; sind mehrere vereinigt, so geschieht dies nicht, aber nur aus dem Grunde, weil alle übrigen männlichen Hunde sofort auf ein paar Zweikämpfer losstürzen, tüchtig auf sie hineinbeißen und sie dadurch auseinandertreiben. Gegen die Hündin benehmen sich alle gleich liebenswürdig, gegen ihre Mitbewerber gleich abscheulich, und deshalb hört auch das Knurren und Kläffen, Zanken und Beißen nicht auf. Die Hündin selbst zeigt sich äußerst spröde und beißt beständig nach den sich ihr nahenden Bewerbern, knurrt, zeigt die Zähne und ist sehr unartig, ohne jedoch dadurch die hingebenden Liebhaber zu erzürnen oder zu beleidigen. Endlich scheint sie doch mit ihnen Frieden zu schließen und gibt sich den Forderungen ihres natürlichen Triebes hin. Wie alle Säugethiere lebt sie in Vielmännigkeit und gestattet mehr als einem Hunde die Beiwohnung: es ist also unrichtig, wenn Scheitlin behauptet, daß nur unter den Menschen, diesen „Unnaturen", hier und da ein Weib viel Männer habe. Sobald die Laufzeit vorüber ist, sind alle Hunde, wenn auch nicht gleichgültig, so doch weit weniger für den Gegenstand ihrer so heißen Liebe eingenommen. Doch bewahren Hund und Hündin die Erinnerung an ihre erste Liebe oft mit überraschender Treue, wie schon daraus hervorgeht, daß Hündinnen noch im reiferen Alter Junge werfen, welche ihrem ersten Liebhaber täuschend ähnlich sind. Englische Hundezüchter wissen dies wohl zu verwerthen und nehmen sich sorgfältig in Acht, eine junge Hündin mit einem ihr an Schönheit und Tugend nicht ebenbürtigen Hunde zusammenzubringen.

Dreiundsechszig Tage nach der Paarung wölft die Hündin an einem dunklen Orte drei bis zehn, gewöhnlich vier bis sechs, in äußerst seltenen Fällen aber zwanzig und mehr Junge, welche schon mit den Vorderzähnen zur Welt kommen, jedoch zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Die Mutter liebt ihre Kinder über alles, säugt, bewahrt, beleckt, erwärmt, vertheidigt sie und trägt sie nicht selten von einem Orte zum anderen, indem sie dieselben sanft mit ihren Zähnen an der schlaffen Haut des Halses faßt. Ihre Liebe zu den Sprößlingen ist wahrhaft rührend: man kennt Geschichten,

Digitized by Google

welche nicht nur unsere vollste Hochachtung, sondern unsere Bewunderung erregen müssen. So erzählt Bechstein eine Thatsache, welche fast unglaublich scheint. „Ein Schäfer in Waltershausen kaufte regelmäßig ihm Frühjahre auf dem Eichsfelde Schafe ein, und seine Hündin mußte ihn natürlich auf dem achtzehn Meilen weiten Geschäftswege begleiten. Einst kam dieselbe in der Fremde mit sieben Jungen nieder, und der Schäfer war genöthigt, sie deshalb zurückzulassen. Aber siehe, anderthalb Tage nach seiner Rückkehr zu Hause findet er die Hündin mit ihren sieben Jungen vor seiner Hausthüre. Sie hatte streckenweise ein Hündchen nach dem anderen die weite Reise fortgeschleppt und so den langen Weg vierzehnmal zurückgelegt und, trotz ihrer Entkräftung und Erschöpfung, das überaus schwere Werk glücklich beendet."

Man sagt, daß die Hundemutter unter ihrem Gewölfe immer einige bevorzugte Lieblinge habe, und daß man genau zu erkennen vermöge, welcher Hund eines Gewölfes der vorzüglichste sein werde, wenn man der Hündin ihre sämmtlichen Jungen wegtrage und dann beobachte, welches von ihren Kindern sie zuerst aufnehme und nach ihrem alten Lager zurückbringe. Dieser Erstling soll, wie man versichert, immer der vorzüglichste Hund sein. Wahrscheinlich ist diese Annahme nicht begründet; denn die Hündin liebt alle ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit.

Gewöhnlich läßt man einer Hündin nur zwei bis drei, höchstens vier Junge von ihrem Gewölfe, um sie nicht zu sehr zu schwächen. Die kleinen Gesellen brauchen viele Nahrung, und die Alte ist kaum im Stande, ihnen das Erforderliche zu liefern. Daß der Mensch als Schutzherr des Thieres, eine säugende Hündin besonders gut und kräftig füttern muß, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Jeder Hundebesitzer macht der Hundemutter schon im voraus in einer stillen Ecke, an einem lauen Orte, ein weiches Lager zurecht und ist ihr dann in jeder Weise behülflich, ihre Kinder aufzuziehen. So lange die Hündin säugt, scheint ihr Herz einer umfassenden Liebe fähig zu sein, deshalb duldet sie es auch, wenn man ihr fremde Hunde, ja sogar andere Thiere, wie Katzen und Kaninchen, anlegt. Ich habe letzteres oft bei Hunden versucht, jedoch bemerkt, daß säugende Katzen noch viel freundlicher gegen Pflegekinder waren als die Hundemütter, welche bei aller Herzensgüte ein Zusammenrunzeln der Nasenhaut selten unterdrücken konnten.

Gewöhnlich läßt man die jungen Hunde sechs Wochen lang an der Alten saugen. Ist sie noch kräftig und wohlbeleibt, so kann man auch noch ein paar Wochen zugeben; es kann dies den Jungen nur nützen. Wenn man diese entwöhnen will, füttert man die Alte einige Zeitlang sehr mager, damit ihr die Milch ausgeht; dann duldet sie selbst nicht, daß ihre Jungen noch länger an ihr saugen. Nunmehr gewöhnt man letztere an leichtes Futter und hält sie vor allen Dingen zur Reinlichkeit an. Schon im dritten oder vierten Monate wechseln sie ihre ersten Zähne; im sechsten Monate bekümmern sie sich nicht viel mehr um die Alte; nach zehn, bisweilen schon nach neun Monaten sind sie selbst zur Fortpflanzung geeignet. Will man sie erziehen oder, wie man gewöhnlich sagt, abrichten, so darf man nicht allzulange zögern. Die Ansicht älterer Jäger und Hundezüchter überhaupt, daß ein junger Hund von zurückgelegtem ersten Lebensjahre zum Lernen zu klein und schwach sei, ist falsch. Adolf und Karl Müller, zwei ebenso tüchtige Forscher als Jäger, beginnen den Unterricht ihrer Jagdhunde, sobald diese ordentlich laufen können, und erzielen glänzende Erfolge. Ihre Zöglinge erhalten keinen bösgemeinten Schlag, kaum ein hartes, höchstens ein ernstes Wort und werden die allervortrefflichsten Jagdgenossen und Jagdgehülfen. Junge Hunde sollen behandelt werden wie Kinder, nicht wie verstockte Sklaven. Sie sind ausnahmslos willige und gelehrige Schüler, achten sehr bald verständig auf jedes Wort ihres Erziehers und leisten aus Liebe mehr und tüchtigeres als aus Furcht. Abrichter junger Hunde, welche ohne Stachelhalsband und Hetzpeitsche nichts ausrichten können, sind ungeschickte Peiniger, nicht aber denkende Erzieher. Was man alles aus Hunden machen kann, gehört nicht hierher oder würde uns wenigstens zu weit von unserer Aufgabe ablenken. Wer sich vom Hause aus nicht mit der Abrichtung von Thieren befaßt hat, thut entschieden am besten, wenn er dies von einem darauf eingeübten verständigen Manne besorgen läßt.

Digitized by Google

Der Hund tritt ſchon im zwölften Jahre in das Greiſenalter ein. Dieſes zeigt ſich an ſeinem Leibe ebenſowohl als an ſeinem Betragen. Namentlich auf der Stirn und der Schnauze ergrauen die Haare, das übrige Fell verliert ſeine Glätte und Schönheit, das Gebiß wird ſtumpf, oder die Zähne fallen aus; das Thier zeigt ſich träge, faul und gleichgültig gegen alles, was es früher erfreute oder entrüſtete; manche Hunde verlieren die Stimme faſt gänzlich und werden blind. Man kennt übrigens Beiſpiele, daß Hunde ein Alter von zwanzig, ja ſogar von ſechsundzwanzig und dreißig Jahren erreicht haben. Doch ſind dies ſeltene Ausnahmen. Wenn nicht Altersſchwäche, endet eine der vielen Krankheiten, denen auch ſie ausgeſetzt ſind, ihr Leben.

Eine ſehr häufig vorkommende Hundekrankheit iſt die Räude, gewöhnlich eine Folge von fetter und zu ſtark geſalzener Nahrung, ſchlechtem Waſſer, wenig Bewegung und Unreinlichkeit. Junge Hunde leiden oft an der Staupe oder Hundeſeuche, einer Erkältung, welche Entzündung der Schleimhäute herbeiführt und am häufigſten zwiſchen dem vierten oder neunten Monate vorkommt. Wohl mehr als die Hälfte der europäiſchen Hunde erliegen dieſer Krankheit oder verderben doch durch ſie. Die entſetzlichſte Krankheit aber iſt die Tollheit oder Wuth, durch welche bekanntlich nicht bloß die übrigen Hunde und Hausthiere, ſondern auch Menſchen aufs höchſte gefährdet werden.

Gewöhnlich tritt dieſe fürchterliche Seuche erſt bei älteren Hunden ein, zumeiſt im Sommer bei ſehr großer Hitze oder im Winter bei allzu großer Kälte. Waſſermangel und Unterdrückung des Geſchlechtstriebes ſcheinen die Haupturſachen ihrer Entſtehung zu ſein. Man erkennt die Wuth daran, daß der Hund zunächſt ſein früheres Betragen ändert, tückiſch-freundlich wird und gegen ſeinen Herrn knurrt, dabei eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit zeigt, beſtändig warme Orte aufſucht, öfters nach dem Futter ſchleicht, ohne zu freſſen, begierig Waſſer, aber immer nur in geringer Menge zu ſich nimmt und ſich überhaupt unruhig und beängſtigt geberdet. Untrügliche Kennzeichen ſind auch, daß er ſeine Stimme ändert, indem der Anſchlag in ein rauhes, heiſeres Heulen übergeht, daß er ſeine Freßluſt verliert, nur mit Beſchwerlichkeit ſchlucken kann, geifert, einen trüben Blick bekommt, gern viel fortgeht, ungenießbare Körper beleckt und verſchlingt, bei zunehmender Krankheit um ſich ſchnappt und ohne Urſache beißt. Im Verlaufe der Krankheit tritt gewöhnlich Verſtopfung ein, die Ohren werden ſchlaff, das kranke Thier läßt den Schwanz hängen, ſein Auge wird matt, der Blick ſchielend. Später röthet ſich das Auge und wird entzündet. Der Hund iſt unempfänglich für Liebkoſungen, achtet nicht mehr des Herrn Befehl, wird immer unruhiger und ſcheuer, ſein Blick ſtarr oder feurig, der Kopf ſenkt ſich tief herab, Augen- und Backengegend ſchwellen an, die Zunge wird ſtark geröthet und hängt aus dem Maule, an deſſen Seiten zäher Schleim herabläuft. Bald knurrt er bloß noch, ohne zu bellen, kennt auch Perſonen und zuletzt ſeinen eigenen Herrn nicht mehr. So ſehr er nach Getränk lechzt, ſo wenig vermag er es hinabzuſchlingen; ſelbſt wenn es ihm gewaltſam beigebracht wird, verurſacht es ihm Würgen und krampfhaftes Zuſammenziehen der Schlundmuskeln. Nunmehr tritt Scheu gegen das Waſſer und jede andere Flüſſigkeit ein. Er legt ſich nicht mehr nieder, ſondern ſchleicht ſchielend mit geſenktem Schwanze unruhig umher.

Jetzt erſt entwickelt ſich die Krankheit, entweder zur ſtillen oder zur raſenden Wuth. Bei der ſtillen Wuth ſind die Augen entzündet, aber trübe und ſtarr, die Zunge wird bläulich und hängt oft weit aus dem Maule heraus. Weißer Schaum überzieht die Mundwinkel; das Maul iſt immer offen, der Unterkiefer gelähmt und hängt ſchlaff herab. Mit eingezogenem Schwanze und geſenktem Kopfe läuft der Hund taumelnd und unſtet oft Meilen weit fort und beißt, was ihm in den Weg kommt, beſonders aber andere Hunde. Stößt er dabei auf ein Hinderniß, welches ihm nicht geſtattet, den angenommenen Weg zu verfolgen, ſo taumelt er im Kreiſe herum, fällt öfters nieder und ſchnappt nach Luft.

Bei der raſenden Wuth funkelt das Auge, der Stern erweitert ſich, das Maul ſteht offen, iſt nur wenig von Geifer benetzt und die bläuliche Zunge hängt aus dem Maule herab. Schon bei

Digitized by

der Entwickelung dieſer Krankheitsform zeigt der Hund einen hohen Grad von Trotz und Falſchheit, ſelbſt gegen ſeinen Herrn, ſchnappt unwillkürlich nach Fliegen oder nach allem, was ihm in die Nähe kommt, fällt das Hausgeflügel an und zerreißt es, ohne es zu freſſen, lockt andere Hunde zu ſich heran und ſtürzt ſich dann wüthend auf ſie, fletſcht die Zähne, verzerrt das Geſicht, winſelt, leckt mit der entzündeten Zunge ſeine Lippen und ſchnalzt auch mit derſelben, wobei ihm oft ſchon wäſſeriger Geifer aus dem Munde tritt. Vom Waſſer wendet er ſich taumelnd ab, ſchwimmt aber doch noch zuweilen durch Bäche und Pfützen. Er beißt alles, was ihm entgegen kommt, oft auch lebloſe Gegenſtände, der angehängte Hund ſogar ſeine Kette. Wie es ſcheint, peinigen ihn die fürchterlichſten Schmerzen; denn er ſtirbt unter Zuckungen, gewöhnlich am ſechsten oder achten, bisweilen am vierten, ſelten erſt am neunten Tage.

Schon die Griechen kannten die Tollwuth des Hundes, obwohl ſie in Südeuropa weit ſeltener auftritt als bei uns. In den Ländern des kalten oder des heißen Erdgürtels kommt die Seuche minder häufig oder gar nicht zum Ausbruche, wahrſcheinlich, weil weder hier noch da der Hund ſich ſelbſt überlaſſen wird. Bisher hat man noch kein ſicheres Mittel gegen die Wuthkrankheit aufgefunden, und dies iſt um ſo trauriger, weil leider noch immer viele Menſchen infolge der Anſteckung ihr Leben verlieren. Nach amtlichen Nachrichten ſind in den Jahren 1810 bis 1819 im preußiſchen Staate über ſechszehnhundert Menſchen infolge des Biſſes von tollen Hunden geſtorben. Geht der Wuthgeifer einmal in das Blut eines anderen Thieres über, ſo iſt es in den allermeiſten Fällen verloren, falls nicht augenblicklich ein geübter und erfahrener Arzt bei der Hand iſt, welcher die Wunde mit Salzwaſſer auswäſcht, mit glühendem Eiſen, Höllenſtein oder anderen Aetzmitteln ausbrennt, ausſchneidet ꝛc. Ausbrennung des Giftes durch die eine oder die andere Art iſt wohl das ſicherſte Mittel, denn die ſämmtlichen übrigen, welche man bisher angewendet hat, haben ſich noch nicht bewährt. Neuerdings iſt wiederholt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß die Wuthkrankheit beim Menſchen nicht vorkomme, und daß in den Fällen, in denen man ſie beobachtet zu haben glaubte, eine Verwechſelung mit anderen Krankheiten vorgelegen habe. Dies beruht darauf, daß einzelne Erſcheinungen der Tollwuth auch bei anderen Krankheiten ſich zeigen, während die Geſammtheit der Erſcheinungen die Krankheit zu einer durchaus eigenartigen ſtempelt. Das Auftreten der Hundswuth beim Menſchen iſt am ſicherſten dadurch bewieſen worden, daß es Hertwig und Anderen gelang, die Krankheit von gebiſſenen Menſchen, bei denen die Wuth zum Ausbruche gekommen war, durch Impfung auf Hunde und andere Thiere zu übertragen. Ebenſo ſteht es feſt, daß nicht nur Hunde, ſondern auch Wölfe, Füchſe, Katzen, Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe unter dieſer entſetzlichen Krankheit zu leiden haben. So iſt es beiſpielsweiſe vorgekommen, daß ein Stallknecht, welcher einem von einem tollen Hunde gebiſſenen Pferde Arznei eingab, ſich die Hand an einem ſcharfen Zahne des kranken Thieres verletzte und darauf ſelber an der Tollwuth erkrankte.

Glücklicherweiſe verfällt nicht Jeder, welcher von einem tollen Hunde gebiſſen wurde, dieſer fürchterlichen und qualvollen Krankheit, umſomehr als der das Gift übertragende Speichel bei den meiſten Biſſen durch die Kleider aufgefangen und theilweiſe abgeſtreift wird und ſo nicht in die Wunde gelangt.

In der Neuzeit will man beobachtet haben, daß unter Hunden, welche beſtändig Maulkörbe tragen müſſen, die Wuth ſeltener iſt, als unter jenen, welchen in gerechter Würdigung des bibliſchen Geſetzes „das Maul nicht verbunden" wurde. In Berlin ſoll ſich ſeit Einführung der Maulkörbe im Jahre 1854 die Wuth auffallend vermindert haben. Während man 1845 dreißig und in den folgenden Jahren 17, 3, 17, 30, 19, 10, 68 und 83 tolle Hunde der Thierarzneiſchule zuführte, erhielt man 1854 nur von vier, 1855 von einem, 1856 von zwei, und in den Jahren 1857 bis 1861 von gar keinem tollwüthigen Hunde Kenntnis. Einſtweilen iſt noch nicht viel auf dieſe Zuſammenſtellung zu geben: die Beobachtungszeit iſt zu kurz, als daß ſie Berechtigung zu richtigen Schlüſſen gewähren könnte.

Digitized by Google

Das untrüglichſte Kennzeichen von der Geſundheit eines Hundes iſt ſeine kalte und feuchte Naſe. Wird dieſe trocken und heiß, und trüben ſich die Augen, zeigt ſich Mangel an Freßluſt ꝛc., ſo kann man überzeugt ſein, daß der Hund ſich unwohl befindet. Beſſert ſich der Zuſtand des Leidenden nicht raſch, und fruchten die von einem tüchtigen Thierarzte verordneten Mittel nicht bald, ſo iſt wenig Hoffnung für Erhaltung des Thieres vorhanden; denn ernſte Krankheiten überſtehen nur wenige Hunde. Verwundungen heilen ſchnell und gut, nicht ſelten ohne jegliche Beihülfe; innerlichen Krankheiten ſtehen ſelbſt erfahrene Aerzte, geſchweige denn Quackſalber, meiſt rathlos gegenüber, weil jene in auffallend kurzer Zeit das Ende herbeiführen.

Alle Hunde werden von Schmarotzern geplagt. Sie leiden oft entſetzlich an Flöhen und Läuſen, und an gewiſſen Orten auch an Holzböcken oder Zecken. Erſtere vertreibt man bald, wenn man unter das Strohlager des Hundes eine Schicht Aſche auf den Boden ſtreut, oder das Fell des Thieres mit perſiſchem Inſektenpulver einreibt. Die Zecken, welche die Hunde am meiſten peinigen, vertreibt man, indem man etwas Branntwein, Salzwaſſer oder Tabaksſaft auf ſie träufelt. Sie gewaltſam auszureißen, iſt nicht rathſam, weil ſonſt leicht der Kopf in der Saugwunde ſtecken bleibt und dort Eiterung und Geſchwüre verurſacht. Schwieriger iſt den Bandwürmern beizukommen. Namentlich Jagdhunde leiden an dieſen abſcheulichen Schmarotzern, weil ſie häufig das Fleiſch und die Eingeweide von Haſen und Kaninchen verzehren, in denen der Bandwurm als Finne lebt. Dieſer läßt ſich, wie alle Würmer, nur ſchwer vertreiben, doch dürfte in den meiſten Fällen ein Abſud der abeſſiniſchen Kuſſoblüte dazu wohl hinreichend ſein. Außerdem wird empfohlen, dem Hunde Hagebutten ſammt den darin befindlichen Körnern und Härchen in das Freſſen zu geben.

Der Nutzen, welchen der Hund als Hausthier leiſtet, läßt ſich kaum berechnen. Was er den geſitteten und gebildeten Völkern iſt, weiß jeder Leſer aus eigener Erfahrung; faſt noch mehr aber leiſtet er den ungebildeten oder wilden Völkerſtämmen. Auf den Südſeeinſeln wird ſein Fleiſch gegeſſen, ebenſo bei den Tungufen, Chineſen, Njamnjams, Grönländern, Eskimos und den Indianern Nordamerika's. „Auf der Goldküſte von Afrika", ſo erzählt Bosmann, „wird der Hund ordentlich gemäſtet zu Markte gebracht und lieber als alles andere Fleiſch gegeſſen, ebenſo in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat", ebenſo, laut Schweinfurth, im Lande der Njamnjams in Innerafrika. Auf Neuſeeland und den kleinen Inſeln des Südmeeres hält man Hundebraten für einen beſſeren Leckerbiſſen als Schweinefleiſch. In China ſieht man oft Metzger, welche mit geſchlachteten Hunden beladen ſind; ſie müſſen ſich aber immer gegen den Angriff anderer, noch frei umherlaufender Hunde vertheidigen, welche ſie ſcharenweiſe anfallen. In dem nördlichen Aſien gibt ſein Fell Kleidungsſtoffe her, und ſelbſt in Deutſchland werden Hundefelle zu Mützen, Taſchen und Muffen verarbeitet. Aus Knochen und Sehnen bereitet man Leim; das zähe und dünne Hundeleder wird lohgar zu Tanzſchuhen und weißgar zu Handſchuhen, das Haar zum Ausſtopfen von Polſtern benutzt. Hundefett dient zum Einſchmieren von Räderwerk ꝛc. und galt früher als Hausmittel gegen Lungenſchwindſucht. Sogar der Hundekoth, „Griechiſch-Weiß" (Album graecum) genannt, weil die Griechen zuerſt auf ſeine Benutzung aufmerkſam machten, war ein geſuchtes Arzneimittel.

Schon ſeit den früheſten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde gewürdigt; die Behandlung, welche ſie erfuhren, und die Achtung, in der ſie ſtanden, war aber eine ſehr verſchiedene. Sokrates hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu ſchwören; Alexander der Große war über den frühzeitigen Tod eines Lieblingshundes ſo betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln bauen ließ; Homer beſingt den Argus, den Hund des Ulyſſes, in wahrhaft rührender Weiſe; Plutarch rühmt Melampithos, den Hund des Handelsmannes von Korinth, welcher ſeinem Herrn durch das Meer nachſchwamm; der treue Phileros iſt durch griechiſche Grabſchriften verewigt worden; in römiſchen Schriften wird des Hundes eines Verurtheilten gedacht, welcher dem in den Tiber geworfenen Leichnam ſeines Herrn unter traurigem Geheul ſchwimmend nachfolgte; Soter, der

Digitized by Google

einzige überlebende von den hündischen Wächtern, welche Korinth vertheidigten, empfing auf Kosten des Staates ein silbernes Halsband mit den darauf gestochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Erretter". Plinius stellt die Rüden sehr hoch und erzählt viel merkwürdiges von ihnen. Wir erfahren z. B., daß die Kolophonier wegen ihrer beständigen Kriege große Hundeherden unterhielten, daß die Hunde immer zuerst angriffen und in keiner Schlacht ihre Dienste versagten. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheuerer Größe geschenkt, welcher Alexander sehr wohl gefiel. Er ließ deshalb Bären, Wildschweine und dergleichen Thiere gegen ihn; aber der Hund lag stockstill und wollte nicht aufstehen. Alexander glaubte, daß er faul wäre, und ließ ihn umbringen. Als solches der albanesische König erfuhr, schickte er noch einen zweiten Hund gleicher Art und ließ sagen, Alexander solle nicht schwache Thiere gegen die Dogge schicken, sondern Löwen und Elefanten, er, der König, habe nur zwei solcher Hunde gehabt; ließe Alexander diesen umbringen, so habe er nicht einen gleichen. Alexander der Große ließ ihn also auf einen Löwen, dann auf einen Elefanten; der Hund aber erlegte beide. Justinus berichtet, daß die Könige Habis und Cyrus in der Jugend von Hunden ernährt worden sind. Gar nicht zu zählen sind die Schriftsteller, welche die Treue des Hundes rühmen. Die Spartaner opferten dem Gott des Krieges auch einen Hund; junge, säugende Hunde durften von dem Opferfleische fressen. Die Griechen errichteten ihnen Bildsäulen; demungeachtet war bei ihnen das Wort Hund ein Schimpfwort. Die alten Egypter gebrauchten die Hunde zur Jagd und hielten sie, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, sehr hoch. Bei den Juden hingegen war der Hund verachtet, was viele Stellen aus der Bibel beweisen; und heutigen Tages ist dies bei den Arabern kaum anders. Hoch geehrt war der Hund bei den alten Deutschen. Als die Cimbern im Jahre 108 v. Chr. von den Römern besiegt worden waren, mußten letztere erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schillinge, ein Pferd dagegen nur sechs. Wer bei den alten Burgundern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte öffentlich dem Hunde den Hintern küssen oder sieben Schillinge zahlen. Die Kanarischen Inseln haben, wie Plinius berichtet, ihren Namen von den Hunden erhalten. In Peru wurde, nach Humboldt, der Hund bei einer Mondfinsternis so lange geschlagen, bis die Finsternis vorüber war.

Ergötzlich ist es, was die alten Schriftsteller noch alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes; außer ihm leisten Sextus, Hippokrates, Galen, Faventius, Marellus, Bontius, Aeskulap und Amatos jedoch auch das Ihrige. Ein lebender Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, thut vortreffliche Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermüthigen Frau auf den Kopf gebunden, so hilft er sicher gegen die Schwermuth. Nach Sextus heilt er sogar Milzkrankheiten. Mit allerlei Gewürz gekocht und gegessen, dient er als Mittel gegen fallende Sucht; doch muß es dann ein säugender Hund sein, welcher mit Wein und Myrrhen zubereitet wurde. Ein junger Jagdhund hilft gegen Leberkrankheiten. Wird eine Frau, welche früher schon Kinder geboren hatte, unfruchtbar, dann befreit sie gekochtes Hundefleisch, welches sie in reichlicher Menge genießt, von ihrer Schwäche. Sehniges Fleisch dagegen ist ein Vorkehrmittel gegen Hundebiß. Die Asche eines zu Pulver gebrannten Hundes dient gegen Augenleiden, und werden mit ihr die Augenbrauen gestrichen, so erhalten sie die schönste Schwärze. Eingesalzenes Fleisch von tollen Hunden gibt ein Mittel gegen Hundswuth. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu, mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art ꝛc.; die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundeblut wird vielfach angewandt. Gegen die Krätze ist es vortrefflich, den Pferden vertreibt es das Keuchen; wird es in reichlicher Menge getrunken, so ist es ein Gegengift, welches für alles brauchbar ist; wird ein Haus damit

Digitized by Google

angestrichen, so schützt es gegen die verschiedensten Krankheiten. Das Hundefett wird benutzt, um Muttermäler und Gesichtsblüten zu vertreiben, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen: dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwandt: doch darf es dann bloß von jungen Hunden herrühren; mit Wermut versetzt heilt es die Taubheit. Hundegehirn auf Leinwand gestrichen leistet bei Beinbrüchen gute Dienste, hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Ueberbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hunde ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wuthkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlechte genommen werden, welches der Beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aase eines tollen Hundes. Das Leder wird angewandt gegen schweißige Füße; ein dreifaches Halsband davon schützt gegen Bräune; ein Gurt von Hundeleder vertreibt das Leibschneiden. Das Haar des Hundes in ein Tuch gewickelt und auf die Stirn gebunden, lindert Kopfschmerzen, schützt auch gegen Wasserscheu und heilt dieselbe, wenn es auf die Wunde gelegt wird, welche ein toller Hund verursachte. Die Galle mit Honig versetzt ist eine Augensalbe, hilft ebenso gegen Flechten, und wenn sie mit einer Feder anstatt mit der Hand aufgestrichen wird, gegen die Fußgicht, thut auch zur Bestreichung von Flechten treffliche Dienste. Die Milch ist sehr gut, wenn sie getrunken wird; mit Salpeter versetzt hilft sie gegen den Aussatz; mit Asche vermischt erzeugt sie Haarwuchs oder befördert schwere Geburten. Der Harn von jungen Hunden ist, wenn er gereinigt worden, ein Mittel, überflüssigen Haarwuchs zu vertreiben. Mit den Zähnen reibt man kleinen Kindern die Kinnlade und erleichtert dadurch das Zahnen. Wirft man den linken Oberreißzahn ins Feuer, so vergehen die Zahnschmerzen, sobald der Rauch vergangen ist; wird der Zahn zu Pulver gerieben und mit Honig versetzt, so bildet diese Mischung ein Mittel gegen dieselben Schmerzen. Der Koth gibt vortreffliche Pflaster gegen Geschwüre; er kann sogar gegen die Bräune, die Ruhr benutzt werden — doch wer wollte das alles noch zusammenzählen! Bemerkenswerth ist es, daß noch heutigen Tages manche dieser Mittel in Gebrauch sind, namentlich bei den Landleuten, schade dagegen, daß sich die Homöopathie bis jetzt dieser vortrefflichen Mittel noch nicht in wünschenswerther Vollständigkeit bediente.

*

Ungeachtet der Anerkennung aller Dienste, welche die Hunde uns leisten, und der Dankbarkeit, welche wir ihnen schulden, kann ich mich nicht entschließen, auf die fast zahllosen Rassen derselben ausführlich einzugehen, werde vielmehr nur die wichtigsten in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Die Kunde der Rassen liegt außer dem Plane des vorliegenden Werkes, ist auch zur Zeit noch viel zu wenig geklärt, als daß man das Ergebnis begründeter Forschungen an die Stelle von Muthmaßungen setzen könnte. Ich gebe daher nur einen flüchtigen Ueberblick der wichtigsten Formen und enthalte mich aller unfruchtbaren Deutelei über Entstehung und Entwickelung derselben.

Die Merkmale der Windhunde (Canis familiaris grajus, C. f. leporarius) liegen in dem äußerst schlanken, zierlichen, an der Brust geweiteten, in den Weichen eingezogenen Leibe, dem spitzigen, fein gebauten Kopfe, den dünnen, hohen Gliedmaßen und dem in der Regel kurzhaarigen, glatten Felle. Die langausgestreckte Schnauze, die ziemlich langen, schmalen, zugespitzten, halbaufrechtstehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren besetzten Ohren, die kurzen und straffen Lippen geben dem Kopfe das eigenthümlich zierliche Ansehen und bedingen zugleich die verschiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen schwachen Geruchssinn, weil die Nasenmuscheln in der spitzen Schnauze sich nicht gehörig auszubreiten vermögen, und so die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu derselben Ausbildung gelangen kann wie bei anderen Hunden. An dem gestreckten Leibe fällt die Brust besonders auf. Sie ist breit, groß, ausgedehnt und gibt verhältnismäßig sehr großen

Digitized by Google

Lungen Raum, welche auch bei dem durch eilige Bewegung außerordentlich geſteigerten Blutumlaufe zur Reinigung des Blutes hinreichenden Sauerſtoff aufnehmen können. Die Weichen dagegen ſind aufs äußerſte angezogen, gleichſam um dem durch die Bruſt erſchwerten Leibe wieder das nöthige Gleichgewicht zu geben. Wir haben denſelben Leibesbau bei den Langarmaffen und einen ähnlichen bei dem Gepard bemerken können und finden ihn bei vielen Thieren wieder, immer

Windhund (Canis familiaris grajus). 1/10 natürl. Größe.

als untrügliches Zeichen der Befähigung zu ſchneller und anhaltender Bewegung. Ungemein fein gebaut ſind die Läufe des Windhundes: man ſieht an ihnen jeden Muskel und namentlich auch die ſtarken Sehnen, in welche dieſe Muskeln endigen. Aber auch an dem Bruſtkaſten bemerkt man alle Zwiſchenrippenmuskeln, und manche Windhunde ſehen aus, als ob ihre Muskeln von einem geſchickten Zergliederer bereits bloßgelegt wären. Der Schwanz iſt ſehr dünn, ziemlich lang, reicht weit unter das Ferſengelenk herab und wird entweder zurückhängend getragen oder nach rückwärts geſtreckt und etwas nach aufwärts gebogen. Die in der Regel dicht anliegende, feine und glatte Behaarung verlängert ſich bei einzelnen Raſſen und nimmt dann meiſt auch eine abweichende Färbung an, während dieſe bei den meiſten Raſſen ein ſchönes Röthlichgelb iſt. Gerade die vollendetſten Windhunde, nämlich die perſiſchen und innerafrikaniſchen, tragen faſt ausſchießlich ein derartig gefärbtes Haarkleid. Gefleckte Windſpiele ſind ſeltener und regelmäßig ſchwächlicher als die einfarbigen.

Digitized by Google

Hinsichtlich des geistigen Wesens unterscheidet sich der Windhund von anderen Hunden. Er ist ein im höchsten Grade selbstsüchtiges Geschöpf, hängt in der Regel nicht in besonderer Treue seinem Herrn an, sondern läßt sich von Jedermann schmeicheln und neigt sich zu Jedem hin, welcher ihm freundlich ist. Gegen Liebkosungen empfänglich wie kein anderer Hund, läßt er sich ebenso leicht erzürnen und fletscht schon bei der kleinsten Neckerei die Zähne. Eitelkeit und ein gewisser Stolz ist ihm nicht abzusprechen; Zurücksetzungen verträgt er nicht. Bei lebhafter Erregung nimmt sein Herzschlag eine kaum glaubliche Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit an; er zittert dabei oft am ganzen Leibe. Alle diese Eigenschaften machen ihn nur bis zu einem gewissen Grade als Gesellschafter der Menschen tauglich. Hat er einen Herrn, welcher ihn beständig schmeichelt, so befindet er sich wohl und zeigt auch eine gewisse Anhänglichkeit; seine Untreue aber macht sich bemerklich, sobald ein anderer Mensch ihm sich freundlicher zeigt als der eigene Herr. Diese Untreue ist geschichtlich. Als Eduard III. starb, zog ihm seine Buhle noch schnell einen kostbaren Ring vom Finger, und sein Windspiel verließ ihn im Augenblicke des Todes und schmiegte sich seinen Feinden an. Doch gibt es auch unter den Windhunden rühmliche Ausnahmen, welche an Anhänglichkeit und Treue hinter anderen Hunden kaum zurückstehen und uns auch in dieser Hinsicht mit der Rasse befreunden. Und möglicherweise verdienen die Windspiele insgesammt von vornherein entschuldigt zu werden; denn gewichtige Gründe sprechen dafür, daß die größere oder geringere Anhänglichkeit eines Hundes mit der verschiedenen Ausbildung ihres Geruchsinnes in Beziehung steht.

Wie der Windhund gegen den Menschen sich zeigt, so benimmt er sich auch gegen andere Hunde. Er liebt sie nicht, sie sind ihm sogar fast gleichgültig: kommt es aber zu einer Balgerei, so ist er sicher der erste, welcher zubeißt, und kann dann gefährlich werden. Denn trotz seiner schlanken, feinen Gestalt ist er stark, und sobald es zum Beißen kommt, benutzt er seine Größe, hält dem Gegner die Schnauze immer übers Genick, packt, sobald jener sich rührt, fest zu, sucht ihn empor zu heben und schüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dabei handelt er so niedrig, daß er auch mit kleinen Hunden anbindet, welche andere, edeldenkende Hunde stets mit einer gewissen Herablassung behandeln und wenigstens niemals beißen: es kommt häufig genug vor, daß ein Windhund kleinere Hunde in wenigen Augenblicken todtschüttelt. Alle unliebsamen Eigenschaften des Windhundes können jedoch seine Bedeutung nicht beeinträchtigen. Vielen Völkerschaften macht er sich ebenso unentbehrlich wie der Vorstehhund dem europäischen Jäger, der Hirtenhund dem Schäfer. Weit mehr, als er im Norden benutzt wird, gebraucht man ihn im Süden, namentlich in allen Steppenländern. Tataren, Perser, Kleinasiaten, Beduinen, Kabilen, die Araber, Sudânesen, Inder und andere mittelafrikanische und asiatische Völkerschaften achten ihn überaus hoch, im Werthe oft einem guten Pferde gleich. Unter den Araberstämmen der Wüste oder vielmehr der Wüstensteppen am Rande der Sahara geht das Sprichwort:

„Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd,
Sind mehr als zwanzig Weiber werth",

und man begreift die Begründung dieses Sprichwortes, wenn man unter den Leuten gelebt hat.

Bei uns freilich wird der Windhund nicht viel gebraucht. Die Jagd mit ihm ist für den Wildstand äußerst schädlich und deshalb auch an vielen Orten untersagt. Nur große Gutsbesitzer machen sich ab und zu das Vergnügen, mit ihm zu jagen. Dazu wird er leicht abgerichtet. Wenn er ein und ein halbes Jahr alt geworden, nimmt man ihn an die Leine und sucht es dahin zu bringen, daß er an dieser ruhig geht. Anfangs bringt man ihn mit einem alten Windhunde auf ein Revier, wo es wenig Hasen gibt, und hetzt erst bloß junge Hasen, welche aber noch nicht weit von ihm entfernt sein dürfen. Die Gegend muß eben und frei sein, und man muß zu Pferde überall hinkommen können, damit man auch zur rechten Zeit bei ihm anlangt, wenn er einen Hasen gefangen hat.

Solche Jagd bietet ein schönes Schauspiel. Der Hase ist so dumm nicht wie er aussieht, und spielt dem unerfahrenen Hunde manche Tücke. In rasender Eile jagt dieser seinem Wilde nach,

Digitized by Google

macht Sätze von wirklich unglaublicher Ausdehnung, nicht selten solche, welche mit denen der größeren Katzen wetteifern, von zwei, drei und vier Meter Weite, und so geschieht es, daß er dem Hasen bald auf den Leib rückt. Jetzt ist er dicht herangekommen, — im nächsten Augenblicke wird er ihn fassen — aber der Hase hat plötzlich einen Haken geschlagen und rennt rückwärts; der Hund dagegen, welcher in gerader Flucht ihm nacheilte, ist weit über ihn hinausgestürzt, fällt fast auf die Erde, schaut sich wüthend um, geräth in äußersten Zorn, sucht und sieht endlich den Hasen bereits auf anderthalbhundert Schritte Entfernung dahinlaufen. Jetzt wirft er sich herum, rast ihm nach, faßt ihn bereits wieder, da schlägt der Hase einen zweiten Haken und dem Hunde ergeht es wie das erste Mal. In dieser Weise würde die Jagd ohne Ende fortdauern, wenn man nicht zwei Hunde auf einen Hasen laufen ließe, von denen der eine verfolgt, während der andere ihm den Bogen abschneidet. Hat nun endlich der Hund den Hasen gefangen, so muß man sobald als möglich zur Stelle sein; denn die allermeisten Windhunde schneiden ihre Beute an und haben sie manchmal bereits halb aufgefressen, wenn der Jäger herbeikommt. Ein Windhund, welcher die anderen hiervon abhält, wird Retter genannt, und derjenige, welcher im Stande ist, einen Hasen allein ohne Hülfe zu erhaschen', Solofänger; beide werden außerordentlich theuer bezahlt und sind sehr gesucht.

Um von der Schnelligkeit eines guten Windhundes ein Beispiel zu geben, mag eine von Engländern angestellte Beobachtung hier Platz finden. Eine Koppel von Windhunden durchlief, laut Daniel, bei Verfolgung eines aus dem Lager gestoßenen Hasen in zwölf Minuten über vier englische Meilen in gerader Richtung, also nach Abrechnung aller, die Entfernung sehr beträchtlich vermehrenden Krümmungen und Haken, welche der Hase in seiner Noth einschlug. Dies kommt der Schnelligkeit der Personenzüge auf unseren gutverwalteten Eisenbahnen ungefähr gleich. Der Hase hatte sich todt gelaufen, bevor die Windhunde ihn erreichten.

Während im Norden die Windhunde vielfach durch ihren Leibesbau und ihre Behaarung sich unterscheiden, gehören die des Südens, wie es scheint, mehr oder weniger einer Rasse an, welche uns der Steppenwindhund kennen lehren mag. Er ist ein ebenso edles als anmuthiges Thier, seine Behaarung seidenweich, seine Färbung ein leichtes Isabellgelb, welches nicht selten ins Weißliche zieht, häufig aber bis zur echten Rehfarbe dunkelt. Auf den alten egyptischen Denkmälern findet man die Rasse unter anderen, namentlich gefleckten Windhunden abgebildet, woraus also hervorgeht, daß dieses vortreffliche Thier schon im grauen Alterthum benutzt wurde. Ich meinestheils habe ihn in Kordofân kennen gelernt.

Alle Steppenbewohner, und zwar die festsitzenden ebensogut wie die herumwandernden, verehren den Windhund in absonderlicher Weise. Es wurde mir nicht möglich, ein Windspiel käuflich an mich zu bringen, weil die Leute sich durchaus nicht auf den Handel einlassen wollten. Besondere Gebräuche, welche zum Gesetze geworden sind, bestimmen gewissermaßen den Werth des Thieres. So muß, um ein Beispiel zu geben, in Jemen nach altem Brauch und Recht Jeder, welcher ein Windspiel erschlägt, so viel Weizen zur Sühne geben, als erforderlich ist, den Hund zu bedecken, wenn er so an der Standarte aufgehängt wird, daß er mit der Schnauzenspitze eben den Boden berührt. Bei dem verhältnismäßig hohen Preise, welchen der Weizen in jener Gegend hat, beansprucht dies eine ganz außerordentliche Summe; denn ein derartig aufgehangener Windhund erfordert bei dem geringen Fallwinkel des Getreides, wenn er bedeckt sein will, einen Haufen von vielen Scheffeln.

Im Jahre 1848 verlebte ich mehrere Wochen in dem Dorfe Melbeß in Kordofân und hatte hier vielfache Gelegenheit, den innerafrikanischen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nähren sich, obgleich sie Getreide bauen, hauptsächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus diesem Grunde halten sie bloß Schäfer- und Windhunde, die ersteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hause saßen drei

Digitized by Google

oder vier der prächtigen Thiere, von denen eines das andere an Schönheit übertraf. Sie waren wachsam und schon hierdurch von ihren Verwandten sehr verschieden. Sie schützten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Hiänen und Leoparden; nur in einen Kampf mit dem Löwen ließen sie sich nicht ein. Am Tage verhielten sie sich ruhig und still; nach Einbruch der Nacht begann ihr wahres Leben. Man sah sie dann auf allen Mauern herumklettern; selbst die Strohdächer der Dokhâls oder runden Hütten mit kegelförmigem Dache bestiegen sie, wahrscheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu haben. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte billig meine Verwunderung. Schon in Egypten hatte ich beobachtet, daß die Dorfhunde nachts mehr auf den Häusern als auf den Straßen sich aufhalten: hier aber sind alle Hüttendächer glatt und eben; in Melbeß dagegen waren dies nur die wenigsten; gleichwohl schienen auch hier die Hunde oben ebenso heimisch zu sein als unten auf der flachen Erde. Wenn nun die Nacht hereinbrach, hörte man anfangs wohl hier und da Gekläff und Gebell; bald jedoch wurde es ganz ruhig, und man vernahm höchstens das Geräusch, welches die Hunde verursachten, wenn sie über die Dächer wegliefen, unter denen man lag. Doch verging während meines ganzen Aufenthaltes keine Nacht, ohne daß sie Gelegenheit gefunden hätten, dem Menschen zu dienen. Eine Hiäne, ein Leopard oder ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubthiere näherten sich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkte die verhaßten Gäste, und schlug in eigenthümlich kurzer Weise heftig an. Im Nu war die ganze Meute lebendig: mit wenig Sätzen sprang jeder Hund von seinem erhabenen Standpunkte herab; in den Straßen bildete sich augenblicklich eine Meute, und diese stürmte nun eilig vor das Dorf hinaus, um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Gewöhnlich hatte schon nach einer Viertelstunde die ganze Gesellschaft sich wieder versammelt: der Feind war in die Flucht geschlagen, und die Hunde kehrten siegreich zurück. Bloß wenn ein Löwe erschien, bewiesen sie sich feige und verkrochen sich heulend in einen Winkel der Seriba oder der dornigen Umzäunung des Dorfes.

Jede Woche brachte ein paar Festtage für unsere Thiere. Am frühen Morgen vernahm man zuweilen im Dorfe den Ton eines Hornes, und dieser rief ein Leben unter den Hunden hervor, welches gar nicht zu beschreiben ist. Als ich den eigenthümlichen Klang des Hornes zum ersten Male vernahm, wußte ich ihn mir nicht zu deuten; die Hunde aber verstanden sehr wohl, was er sagen sollte. Aus jedem Hause hervor eilten ihrer drei oder vier mit wilden Sprüngen, jagten dem Klange nach, und in wenigen Minuten hatte sich um den Hornbläser eine Meute von wenigstens fünfzig bis sechszig Hunden versammelt. Wie ungeduldige Knaben umdrängten sie den Mann, sprangen an ihm empor, heulten, bellten, kläfften, wimmerten, rannten unter sich hin und her, knurrten einander an, drängten eifersüchtig diejenigen weg, welche dem Manne am nächsten standen, kurz, zeigten in jeder Bewegung und in jedem Laute, daß sie aufs äußerste erregt waren. Als ich aus den meisten Häusern die jungen Männer mit ihren Lanzen und verschiedenen Schnuren und Stricken hervortreten sah, verstand ich freilich, was der Hornlaut zu sagen hatte: daß er das Jagdzeichen war. Nun sammelte sich die Mannschaft um die Hunde, und Jeder suchte sich seine eigenen aus dem wirren Haufen heraus. Ihrer vier bis sechs wurden immer von einem Manne geführt; dieser aber hatte oft seine Noth, um die ungeduldigen Thiere nur einigermaßen zu zügeln. Das war ein Drängen, ein Vorwärtsstreben, ein Kläffen, ein Bellen ohne Ende! Endlich schritt der ganze Jagdzug geordnet zum Dorfe hinaus, dabei ein wirklich prachtvolles Schauspiel gewährend. Man ging selten weit, denn schon die nächsten Wälder boten eine ergiebige Jagd, und diese war, Dank dem Eifer und Geschick der Hunde, für die Männer eine verhältnismäßig leichte. An einem Dickichte angekommen, bildete man einen weiten Kessel und ließ die Hunde los. Diese drangen in das Innere des Dickichts ein und fingen fast alles jagdbare Wild, welches sich dort befand. Man brachte mir Trappen, Perlhühner, Frankoline, ja sogar Wüstenhühner, welche von den Hunden gefangen worden waren. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, um die Gewandtheit dieser vortrefflichen Thiere zu beweisen. Eine Antilope entkam ihnen nie, weil sich jedesmal ihrer vier oder

Digitized by Google

ſechs vereinigten, um ſie zu verfolgen. Die gewöhnliche Jagdbeute beſtand aus Antilopen, Haſen und Hühnern, doch wurden auch andere Thiere von den Hunden erbeutet, z. B. Wildhunde (Canis simensis), Steppenfüchſe (Vulpes famelica) und ſonſtige Raubthiere; auch verſicherte man mir, daß ein Leopard, ein Gepard oder eine Hiäne den Windhunden jedesmal erliegen müſſe.

Dieſe Hunde ſind der Stolz der Steppenbewohner und werden deshalb auch mit einer gewiſſen Eiferſucht feſtgehalten. Bei den feſtwohnenden Arabern der Nilniederung findet man ſie nicht, und nur ſelten kommt ein Steppenbewohner mit zwei oder drei ſeiner Lieblingsthiere bis zum Nile herab, verliert auch bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich einen ſeiner Hunde, und zwar durch die Krokodile. Die am Nile und ſeinen Armen geborenen und dort aufgewachſenen Hunde werden von den Krokodilen niemals überraſcht. Sie nahen ſich, wenn ſie trinken wollen, dem Strome mit der allerverſtändigſten Vorſicht und tappen nie blindlings zu, wie die der Verhältniſſe unkundigen Steppenhunde. Ein Nilhund, um dies kurz zu beſchreiben, kommt mistrauiſch zum Flußufer, beobachtet das Waſſer von dort genau, ſchreitet bedachtſam näher bis zu dem Spiegel desſelben heran, heftet die Augen feſt auf das trügeriſche Element und trinkt in Abſätzen, bei der geringſten Bewegung der Wellen ſich eilig zurückziehend; der Steppenhund dagegen denkt gar nicht daran, daß im Waſſer etwas verborgen ſein könne, ſpringt unbeſorgt in den Strom, um ſich auch Bruſt und Leib zu kühlen, und fällt ſo den Krokodilen häufig zum Opfer. Ob dies eine der Haupturſachen iſt, daß man unmittelbar am Nile ſelbſt keine Windhunde hält, oder ob noch andere Umſtände mitwirken, weiß ich nicht zu ſagen.

Ueber die Windhunde des weſtlichen Theiles der Wüſte mag uns General Daumas belehren:

„In der Sahara wie in allen übrigen Ländern der Araber iſt der Hund nicht mehr als ein vernachläſſigter, beſchwerlicher Diener, welchen man von ſich ſtößt, wie groß auch die Nützlichkeit ſeines Amtes ſei, gleichviel ob er die Wohnung bewachen oder das Vieh hüten muß; nur der Windhund allein genießt die Zuneigung, die Achtung, die Zärtlichkeit ſeines Herrn. Der Reiche ſowohl wie der Arme betrachten ihn als den unzertrennlichen Genoſſen aller ritterlichen Vergnügungen, welche die Beduinen mit ſo großer Freude üben. Man hütet dieſen Hund wie ſeinen eigenen Augapfel, gibt ihm ſein beſonderes Futter, läßt ihn, ſozuſagen, mit ſich aus einer Schüſſel ſpeiſen und ſieht mit großer Sorgfalt auf die Reinhaltung der Raſſen. Ein Mann der Sahara durchreiſt gern ſeine zwanzig, dreißig Meilen, um für eine edle Hündin einen paſſenden edlen Hund zu finden!

„Der Windhund der beſten Art muß die flüchtige Gazelle in wenig Zeit erreichen. „Wenn der „Slugui" eine Gazelle ſieht, welche weidet, fängt er ſie, ehe ſie Zeit hatte, den Biſſen im Munde hinab zu ſchlingen", ſagen die Araber, um die Schnelligkeit und Güte ihrer Hunde zu verſinnlichen.

„Geſchieht es, daß eine Windhündin ſich mit einem anderen Hunde einläßt und trächtig wird, ſo tödten die Araber ihr die Jungen im Leibe, ſobald ſie ſich einigermaßen entwickelt haben. Und nicht allein ihre Kinder verliert ſolch eine ungerathene Hündin, ſondern unter Umſtänden auch das eigene Leben. Ihr Beſitzer läßt ſie ohne Gnade umbringen: „Wie", ruft er aus, „du, eine Hündin von Erziehung, eine Hündin von edler Geburt, wirfſt dich weg und läßt dich mit dem Pöbel ein? Es iſt eine Gemeinheit ohne Gleichen; ſtirb mit deinem Verbrechen!"

„Wenn eine Windhündin Junge geworfen hat, verlieren die Araber keinen Augenblick, um dieſe Jungen gehörig zu beobachten und ſie zu liebkoſen. Nicht ſelten kommen die Frauen herbei und laſſen ſie an ihren eigenen Brüſten trinken. Je größeren Ruf die Hündin hat, um ſo mehr Beſuche empfängt ſie während ihres Wochenbettes, und alle bringen ihr Geſchenke, die einen Milch, die anderen Kuskuſu. Kein Verſprechen, keine Schmeichelei gibt es, welche nicht angewandt würde, um ein junges, edles Hündchen zu erlangen. „Ich bin dein Freund, mein Bruder, thue mir den Gefallen und gib mir das, worum ich dich bitte; ich will dich gern begleiten, wenn du zur Jagd hinausgehſt; ich will dir dienen und dir alle Freundlichkeiten erzeigen." Auf alle dieſe

Digitized by Google

Bitten antwortet der Herr der Hündin, dem solche Bitten gespendet werden, gewöhnlich, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, für sich selbst den ihm anstehenden Hund des Gewölfes auszusuchen, und unter sieben Tagen gar nichts sagen könne. Solche Zurückhaltung hat ihren Grund in einer Beobachtung, welche die Araber gemacht haben wollen. In dem Gewölfe der Windhündin gibt es immer ein Hündchen, welches auf allen übrigen liegt, sei es zufällig oder infolge seiner eigenen Anstrengungen. Um sich nun vollends von der Güte dieses Thieres zu versichern, nimmt man es von seinem Platze weg und beobachtet, ob es sich in den ersten sieben Tagen wiederholt denselben erobert. Geschieht dies, so hat der Besitzer die größten Hoffnungen, einen vorzüglichen Hund in ihm zu erhalten, und es würde vergeblich sein, ihm den besten Negersklaven als Tauschmittel zu bieten: er verkauft den Hund sicherlich nicht. Eine andere Ansicht läßt diejenigen Hunde als die besten erscheinen, welche zuerst, zu dritt und zu fünft geboren werden.

„Mit dem vierzigsten Tage werden die jungen Windhunde entwöhnt; demungeachtet erhalten sie aber noch Ziegen- oder Kamelmilch, soviel sie mögen, und dazu Datteln und Kuskusu. Nicht selten sieht man Araber, welche für die jungen, der Mutter entwöhnten Hunde milchreiche Ziegen festhalten, damit die hochgeachteten Thiere an denselben saugen können.

„Ist der Windhund drei oder vier Monate alt geworden, so beginnt man, sich mit seiner Erziehung zu beschäftigen. Die Knaben lassen vor ihm Spring- und Rennmäuse laufen und hetzen den jungen Fänger auf dieses Wild. Es dauert nicht lange, so zeigt das edle Thier bereits rege Lust an solcher Jagd, und nach wenigen Wochen ist es schon so weit gekommen, daß es auch auf andere, größere Nager verwendet werden kann. Im Alter von fünf und sechs Monaten beginnt man bereits mit der Jagd des Hasen, welche ungleich größere Schwierigkeit verursacht. Die Diener gehen zu Fuß, den jungen Windhund an der Hand führend, nach einem vorher ausgekundschafteten Hasenlager, stoßen den Schläfer auf, feuern den Hund durch einen leisen Zuruf zur Verfolgung an und fahren mit diesem Geschäfte fort, bis der Windhund Hasen zu fangen gelernt hat. Von diesen steigt man zu jungen Gazellen auf. Man nähert sich ihnen mit aller Vorsicht, wenn sie zur Seite ihrer Mütter ruhen, ruft die Aufmerksamkeit der Hunde wach, begeistert sie, bis sie ungeduldig werden, und läßt sie dann los. Nach einigen Uebungen betreibt der Windhund auch ohne besondere Aufmunterung die Jagd leidenschaftlich.

„Unter solchen Uebungen ist das edle Thier ein Jahr alt geworden und hat beinahe seine ganze Stärke erreicht. Demungeachtet wird der Slugui noch nicht zur Jagd verwandt, höchstens, nachdem er fünfzehn oder sechszehn Monate alt geworden ist, gebraucht man ihn wie die übrigen. Aber von diesem Augenblicke an muthet man ihm auch fast das Unmögliche zu, und er führt das Unmögliche aus.

„Wenn jetzt dieser Hund ein Rudel von dreißig oder vierzig Antilopen erblickt, zittert er vor Aufregung und Vergnügen und schaut bittend seinen Herrn an, welcher erfreut ihm zu sagen pflegt: „Du Judensohn, sage mir nur nicht mehr, daß du sie nicht gesehen hast. Ich kenne dich, Freund; aber will dir gern zu Willen sein". Jetzt nimmt er seinen Schlauch herab und befeuchtet dem Judensohne und Freunde Rücken, Bauch und Geschlechtstheile, überzeugt, daß der Hund hierdurch mehr gestärkt werde als durch alles übrige. Der Windhund seinerseits ist voll Ungeduld und wendet seine Augen bittend nach seinem Herrn. Endlich sieht er sich frei, jauchzt vor Vergnügen auf und wirft sich wie ein Pfeil auf seine Beute, immer das schönste und stattlichste Stück des Rudels sich auswählend. Sobald er eine Gazelle oder andere Antilope gefangen hat, erhält er augenblicklich sein Weidrecht, das Fleisch an den Rippen nämlich, — Eingeweide würde er mit Verachtung liegen lassen.

„Der Windhund ist klug und besitzt sehr viel Eitelkeit. Wenn man ihm vor der Jagd eine schöne Antilope zeigt, er aber nicht im Stande ist, diese zu bekommen, sondern dafür eine andere niederreißt und dafür gescholten wird, zieht er sich schamvoll zurück, auf sein Wildrecht verzichtend. Die Erziehung, welche er genießt, macht ihn unglaublich eitel. Ein edler Windhund frißt niemals

Digitized by Google

von einem schmutzigen Teller und trinkt nie Milch, in welche Jemand seine Hand getaucht hat. Seine Erzieher haben ihn so verwöhnt, daß er die beste Abwartung verlangt. Während man anderen Hunden kaum Nahrung reicht, sondern sie vielmehr zwingt, mit dem Aase und mit den Knochen sich zu nähren, welche die Windhunde verschmähen, während man sie wüthend aus den Zelten stößt und vom Tische wegjagt, schläft der Windhund zur Seite seines Herrn auf Teppichen und nicht selten in einem Bette mit seinem Besitzer. Man kleidet ihn an, damit er nicht von der Kälte leidet, man belegt ihn mit Decken wie ein edles Pferd; man gibt sich Mühe, ihn zu erheitern, wenn er mürrisch ist, alles dies, weil seine Unarten, wie man sagt, ein Zeichen seines Adels sind. Man findet Vergnügen darin, ihn mit allerlei Schmuck zu behängen; man legt ihm Halsbänder und Muscheln um und behängt ihn, um ihn vor dem Blicke des „bösen Auges" zu schützen, mit Talismanen; man besorgt seine Nahrung mit größter Sorgfalt und gibt ihm überhaupt nur das Essen, welches man selbst für Leckerbissen hält. Und nicht genug damit: der Windhund begleitet seinen Herrn, wenn dieser seine Besuche macht, empfängt wie dieser die Gastfreundschaft im vollsten Maße, erhält sogar seinen Theil von jedem Gerichte.

„Der edle Windhund jagt nur mit seinem Herrn. Solche Anhänglichkeit und die Reinlichkeit des Thieres vergilt die Mühe, welche man sich mit ihm gibt. Wenn nach einer Abwesenheit von einigen Tagen der Herr zurückkommt, stürzt der Windhund jauchzend aus dem Zelte hervor und springt mit einem Satze in den Sattel, um den von ihm schmerzlich Vermißten zu liebkosen. Dann sagt der Araber zu ihm: „Mein lieber Freund, entschuldige mich, es war nothwendig, daß ich dich verließ; aber ich gehe nun mit dir: denn ich brauche Fleisch, ich bin des Dattelnessens müde, und du wirst wohl so gut sein, mir Fleisch zu verschaffen". Der Hund benimmt sich bei allen diesen Freundlichkeiten, als wisse er sie Wort für Wort in ihrem vollen Werthe zu würdigen.

„Wenn ein Windhund stirbt, geht ein großer Schmerz durch das ganze Zelt. Die Frauen und Kinder weinen, als ob sie ein theueres Familienglied verloren hätten. Und oft genug haben sie auch viel verloren; denn der Hund war es, welcher die ganze Familie erhielt. Ein Slugui, welcher für den armen Beduinen jagt, wird niemals verkauft, und nur in höchst seltenen Fällen läßt man sich herbei, ihn einem der Verwandten oder einem Marabut, vor dem man große Ehrfurcht hat, zu schenken. Der Preis eines Slugui, welcher die größeren Gazellen fängt, steht dem eines Kameles gleich; für einen Windhund, welcher größere Antilopen niederreißt, bezahlt man gern so viel wie für ein schönes Pferd."

Die Perser benutzen ihre Windhunde, welche den afrikanischen außerordentlich ähneln, ebenfalls hauptsächlich bei der Antilopenjagd, stellen ihnen aber in ihren Baizfalken vortreffliche Gehülfen. Alle vornehmen Perser sind leidenschaftliche Freunde dieser gemischten oder vereinigten Hetzjagden und wagen bei wahrhaft haarsträubenden Ritten ohne Bedenken ihr Leben. Sobald sie in ihrer Ebene eine Antilope erblicken, lassen sie den Baizfalken steigen, und dieser holt mit wenig Flügelschlägen das sich flüchtende Säugethier ein und zwingt es auf eigenthümliche Weise zum Feststehen. Geschickt einem Stoße des spitzen Hornes ausweichend, schießt er schief von oben herab auf den Kopf der Antilope, schlägt dort seine gewaltigen Fänge ein, hält sich trotz alles Schüttelns fest und verwirrt das Thier durch Flügelschläge, bis es nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll, und solange im Kreise herumtaumelt, bis die Windhunde nachgekommen sind, um es für ihren Herrn fest zu machen. Außerdem benutzt man letztere zur Jagd des Ebers und des wilden Esels (Asinus onager), welcher dem Jäger und seinem schnellen vierfüßigen Gehülfen viel zu schaffen machen soll. Seinem natürlichen Triebe folgend, eilt der aufgescheuchte Wildesel augenblicklich den felsigen Abhängen zu, in welchen er den größten Theil seines Lebens verbringt und der Uebung im Klettern wegen die größten Vortheile vor dem persischen Pferde hat. Nur solche gewandte Geschöpfe, wie die eingeborenen Windhunde es sind, können ihm in jene Gebiete folgen; aber auch sie müssen nicht selten ihre Beute aufgeben, obgleich man mehrere Hundemeuten in der Verfolgung des ebenso flüchtigen als muthigen Esels abwechseln läßt.

Digitized by Google

Das zierlichſte Mitglied der ganzen Windhundgeſellſchaft iſt der ſogenannte italieniſche Hund (Canis familiaris grajus [leporarius] italicus), anderen Windhunden gegenüber ein wahrer Zwerg, aber ein höchſt wohlgebildeter Zwerg, bei welchem jeder Körpertheil im genaueſten Verhältniſſe ſteht. Sein ganzes Gewicht überſteigt ſelten 6 oder 7 Pfund, und die allerausgezeichnetſten wiegen ſogar bloß 4 Pfund, trotz ihrer Höhe von 40 Centim. In Geſtalt und Färbung ſtimmt er vollſtändig mit dem eigentlichen Windhunde überein.

Man hat verſucht, das niedliche Geſchöpf zur Jagd der Kaninchen abzurichten, allein es eignet ſich hierzu weit weniger als zu der Rolle eines Schoßhündchens oder Lieblings von Damen;

Italieniſcher Hund (Canis familiaris grajus italicus). ⅛ natürl. Größe.

denn der italieniſche Windhund läßt ſich leichter und gründlicher verziehen als jeder andere Hund. Ein liebebedürftiges und erziehungsluſtiges Frauenherz findet in ihm einen unübertrefflichen Gegenſtand, ein Weſen, welches in kurzer Zeit an Eigenwillen, Empfindlichkeit und Empfindſamkeit ſelbſt das verweichlichtſte Menſchenkind übertrifft. Abgeſehen von dieſen Eigenſchaften iſt der ſchmucke, zart gebaute Hund ein wirklich reizendes Geſchöpf, jeder Körpertheil an ihm zierlich und fein gebildet, jede Bewegung von ihm leicht, gefällig und anmuthig. Ueber einen auch mir liebgewordenen Hund dieſer Art ſchreibt mir ſeine junge Gebieterin, Fräulein von Drygalski, das nachſtehende. „So ſehr auch „Agile" die Bequemlichkeit liebt, ſo rückſichtlos ſetzt er dieſelbe außer Acht, ſobald es gilt, ſeine Anhänglichkeit an den Herrn zu bethätigen. Der im Zimmer von allen verhätſchelte Liebling, das verwöhnte, verweichlichte Schoßthier, ſcheut weder Regen noch Froſt und Wind, wenn es ſich darum handelt, mit ſeinem Gebieter auszugehen. Stundenlang hat er bei wahrem Hundewetter im Freien zugebracht, ſich wie ein Wurm gekrümmt, niemals aber ſeinen Herrn verlaſſen. Selbſt wenn dieſer ihn auffordert, nach Hauſe zu gehen, vermag er es nicht über ſich zu gewinnen, dem Befehle Folge zu leiſten: er weicht dann höchſtens ein Stück Weges zurück, kauert ſich nieder, vor Kälte zitternd, blickt ſeinem Herrn wehmüthig nach und ſchießt endlich, auch ohne die ihm ſicher werdende Erlaubnis zum Mitgehen abzuwarten, wie ein Pfeil heran, heftet die

klugen Augen fragend auf den Gebieter, unterdrückt das quälende Gefühl der Kälte und jagt in weiten Sätzen hin und her, um den Frost von sich abzuschütteln. Nur wenn er überhaupt nicht mitgenommen wird, kommt seine verletzte Eitelkeit auch dem Herrn gegenüber zur Geltung. Er schmollt dann mit diesem, verkriecht sich bei dessen Rückkehr, beachtet ihn nicht und beansprucht Liebkosungen und freundliches Zureden, bevor er ihm wieder in gewohnter Weise sich nähert. Liebkosungen verlangt Agile von jedem seiner Freunde und Bekannten; so beglückt er denselben aber sich hingibt, so genügt doch ein einziger Ruf seines Herrn, um ihn zu bewegen, den Freund, welcher ihn hätschelte, sofort zu verlassen und zu dem Gebieter zu eilen. Aber nicht allein treu, sondern auch klug und listig, kühn und muthig ist unser Windspiel. Agile kennt Zeit und Oertlichkeit, erwartet, am Fenster sitzend, rechtzeitig unsere Rückkehr, macht sich zu bestimmter Zeit zum Ausgange mit seinem Gebieter fertig und sucht durch List zu erreichen, was er durch Schmeicheleien nicht erlangen konnte. Verbotenerweise schläft er des Nachts in meinem Bette, läßt sich aber, sobald er die Hausfrau, deren Verbot er übertrat, sich nähern hört, unhörbar aus demselben zu Boden gleiten, kriecht in seinen Korb und thut als ob nichts vorgefallen wäre. Er unterscheidet alte Bekannte sehr genau von Fremden, so gern er auch von diesen sich hätscheln läßt, kennt im Wirtshause, in welchem er sich als Stammgast fühlt, Wirt und Kellner und bestellt sich in nicht mißzuverstehender Weise bei ihnen Speise und Trank, bindet dreist mit großen und kleinen Hunden an und schlägt gar manchen von ihnen wacker in die Flucht. Seitdem wir ihn besitzen, glauben wir nicht mehr an die geistige Beschränktheit und sprichwörtliche Untreue der Windspiele überhaupt. Augenscheinlich muß er sich mehr auf sein Gesicht als auf seinen Geruch verlassen; dies beweist er dadurch, daß er im Menschengedränge sich krampfhaft an die Ferse seines Begleiters klammert, während er sonst, wenn ihm eine weitere Umschau nicht verwehrt wird, in Bogensätzen seinen Herrn umspringt. In jenem Falle mag er unklug erscheinen, in diesem wird Niemand dumm ihn schelten, und was die Untreue anlangt, so haben wir bei unserem Windspiele nur das Gegentheil bemerkt."

Das glattanliegende, dünne Fell und die damit im Einklange stehende Frostigkeit der Windhunde deuten ebenso wie ihr häufiges Vorkommen in Afrika und Asien darauf hin, daß man die ursprüngliche Heimat der Thiere in heißen Ländern zu suchen und sie als Wüsten- und Steppenthiere aufzufassen hat, welche erst von hier aus bei uns eingeführt wurden. Der größere Theil der Rassen behielt auch im Norden alle Eigenthümlichkeiten des Windhundgepräges bei, während einzelne Rassen sich unserem Klima anpaßten oder ihm angepaßt wurden. Zu letzteren gehört der schottische oder Wolfswindhund (Canis familiaris grajus [leporarius] hibernicus), ein Thier von derselben Größe wie der gemeine Verwandte und außerordentlicher Schönheit, ebenso zierlich gebaut und mit ebenso feinen Gliedern ausgerüstet wie jener, aber durch die verhältnismäßig dichte Behaarung unterschieden. Seine Gesammtlänge beträgt reichlich 1,5 Meter, wovon der Schwanz etwa 40 Centim. wegnimmt, die Höhe am Widerrist ungefähr 75 Centim.; die Behaarung ist nicht besonders lang, obschon mehr als dreimal länger als die des Windhundes, aber dicht und so gleichmäßig, daß der Pelz ein schützendes Kleid gegen die Kälte nördlicher Länder bildet, die Fahne lang und geschlossen, die Färbung verschieden, schwarz oder braun und weiß, nicht selten auch rothbraun und grau getigert.

Unvermischte Wolfswindhunde sind gegenwärtig sehr selten geworden, falls nicht gänzlich ausgestorben. In früheren Jahrhunderten benutzte man sie hauptsächlich zur Wolfsjagd und hielt sie, ihres Muthes und ihrer Wehrhaftigkeit halber, hoch in Ehren. Nach Behauptung englischer Schriftsteller waren sie noch im vorigen Jahrhundert bedeutend größer als gegenwärtig, obgleich sie auch jetzt noch zu den stattlichsten Hunden zählen. Sie sind gutartig, ihrem Gebieter anhänglich, gegen Fremde weniger zuthunlich als andere Windhunde, denen sie übrigens in ihrem Wesen und Betragen gleichen. Andere Hunde haben sie zu fürchten, weil sie ebenso wie die Verwandten sich leicht zum Zorne hinreißen lassen und dann muthig kämpfen und fürchterlich beißen.

Digitized by Google

Unſere Abbildung ſtellt einen Wolfswindhund aus dem Gemeute des Prinzen Karl von Preußen dar.

Als häßliche Ausartung der Windhundform und, wie ich hinzufügen will, mehrerer anderer Hunderaſſen mag der Nackthund (Canis familiaris africanus) angeſehen werden, afrikaniſcher Hund genannt, weil man annimmt, daß er urſprünglich dem Innern von Afrika angehörte und von dort nach Nordafrika und über Guinea nach Manila, China, auf die Antillen und Bahama-Inſeln

Wolfswindhund (Canis familiaris graius hibernicus). ¼ natürl. Größe.

ſowie über das Feſtland von Süd- und Mittelamerika verbreitet wurde. Der Leib iſt etwas geſtreckt, ſchmächtig, gegen die Weichen ſtark eingezogen, der Rücken ſtark gekrümmt, die Bruſt ſchmal, der Hals mittellang, aber dünn, der Kopf länglich und hoch, die Stirn ſtark gewölbt, die Schnauze ziemlich lang, nach vorn verſchmälert und zugeſpitzt, die mittellangen, etwas breiten, zugeſpitzten und halb aufrechtſtehenden Ohren ſind nackt wie der übrige Körper und gegen die Spitze etwas umgebogen, die Lippen kurz und ſtraff. Hohe, ziemlich ſchlanke und zarte Beine, ein ſehr dünner, mäßig langer Schwanz und der Mangel der Afterzehe an den Hinterfüßen bilden ſeine übrigen Kennzeichen. Nur in der Nähe des Schwanzes, um den Mund herum und an den Beinen finden ſich einige Haare; ſonſt iſt die übrige Haut vollkommen nackt und deshalb der Hund ein häßliches Thier. Denn auch die ſchwarze Hautfärbung, welche bei uns nach einiger Zeit ins Graue übergeht und hier und da fleiſchfarbige Flecken zeigt, iſt unſchön. Die Länge des Körpers beträgt 65, die des Schwanzes 25 und die Höhe am Widerriſte 35 Centim. Dieſe Beſchreibung bezieht ſich auf die windhundähnliche Form, neben welcher, wie bemerkt, auch andere vorkommen, wahrhaft abſcheuliche Köter, welche nur ein verdorbener Geſchmack erträglich finden kann.

Digitized by Google

In ſeinem urſprünglichen Vaterlande ſoll der eigentliche Nackthund zur Antilopenjagd verwendet werden und für dieſe Jagd eine vorzügliche Bewegung beſitzen. Aeußerſt leicht, beweglich und im Laufen ebenſo ſchnell als anhaltend, ſoll er unermüdlich in der Verfolgung einer aufgefundenen Spur ſein und es vortrefflich verſtehen, dem verfolgten Wilde durch allerlei Abwege näher zu kommen und es ſicherer einzuholen. Seine geiſtigen Fähigkeiten ſollen gering ſein; doch werden Gutmüthigkeit, Wachſamkeit und treueſte Anhänglichkeit an den Herrn von ihm gerühmt. Unter den Sinnen ſollen Geruchs- und Gehörſinn am meiſten ausgebildet, und er als Spürhund zu gebrauchen ſein. Ich theile dieſe Angaben mit, ohne Gewähr für ſie zu übernehmen, muß im Gegentheile bemerken, daß ich ſehr ſtarke Zweifel bezüglich der Thatſächlichkeit derſelben hege. Diejenigen Nackthunde, welche ich kennen gelernt habe, machten auf mich den Eindruck, als ob ſie nichts anderes leiſten könnten, denn Abſcheu zu erregen. Beſtimmte Nachrichten über das Land, in welchem ſie Antilopen jagen ſollen, fehlen gänzlich.

In unſerem Klima kann der Nackthund wegen ſeiner Zartheit und Empfindlichkeit gegen rauhe Witterung nur als Stubenthier gehalten werden und dauert in der Regel nicht ſehr lange aus. Seine Zärtlichkeit gegenüber den Einflüſſen der Witterung iſt ſo groß, daß er ſelbſt an den wärmſten Tagen zittert. Auch bei der ſorgfältigſten Pflege und trotz aller künſtlichen Mittel, um ihn gegen die Rauhheit des Wetters zu ſchützen, unterliegt er häufig Krankheiten, welche er ſich durch Erkältung zugezogen hat.

Vielleicht iſt hier der Ort, die Schilderung eines Hundes einzuſchalten, von welchem Henſel neuerdings nachſtehende Beſchreibung gegeben hat.

„Ein Wild gibt es, das Lieblingswild des Braſilianers, welches auch mit den beſten ſeiner gewöhnlichen Hunde nicht zu jagen wäre, das Reh. Hierdurch war die Veranlaſſung gegeben, eine neue Raſſe zu bilden, und in der That konnte ſie nicht vorzüglicher erzeugt werden. Der braſilianiſche Rehhund gehört zu den beſten, welche wir kennen, obgleich der Braſilianer aus angeborener Trägheit nichts für Verbeſſerung der Raſſe thut und dieſe daher öfters noch der Gleichmäßigkeit entbehrt.

„Der Rehhund iſt von mittlerer Größe, eher klein als groß, etwa wie ein Schäferhund, aber mit höheren Beinen, ſein Kopf ſpitz, das Ohr ſehr groß, zugeſpitzt und aufrechtſtehend, das Genick ſtark, die Bruſt ſehr tief, der Leib hoch hinaufgezogen, der Schenkel kräftig und muskelig, der Schwanz lang und dünn, die Farbe verſchieden, gewöhnlich rehfarben. Das ganze Gepräge iſt entſchieden windhundartig, und ich hörte, wie ein deutſcher Anſiedler ſeinen in Braſilien geborenen Kindern einen meiner Hunde als einen Windhund zeigte. Trotz dieſer Aehnlichkeit iſt doch der Geruch des Rehhundes ein außerordentlich feiner, und ich habe Thiere geſehen, welche noch nach einer vollen Stunde, nachdem das Reh einen Weg vorſichtig überſchritten hatte, die Fährte desſelben aufnahmen. Hierin unterſcheidet er ſich weſentlich vom Windhunde, von dem er nur die knappe Form, die Biſſigkeit und die Ausdauer im Laufen hat.

„Zu den vorzüglichen Eigenſchaften des Rehhundes gehört die Schnelligkeit, doch macht ſie ſich nur als Ausdauer geltend; denn er jagt langſam, wie es die Natur des Urwaldes mit ſich bringt. Man gebraucht gewöhnlich zwei Hunde zur Jagd, welche einander kennen, unterſtützen und anfeuern. Mehrere Hunde ſtören einander, ein einzelner gibt eher die Jagd auf. Die Rehhunde haben vor allen braſilianiſchen Hunden die Gewohnheit, auf eigene Fauſt zu jagen. Sie verlaſſen, ſobald ſie losgekoppelt ſind, den Jäger, und er ſieht ſie nicht eher wieder als nach Beendigung der Jagd, oft erſt in ſeiner Wohnung, zuweilen wohl am nächſten Tage. Sobald die Hunde losgelaſſen ſind, eilen ſie die Berganhöhen hinauf und bringen bald ein Reh getrieben, welches ſtets im Thale nach dem Waſſer flüchtet. Hier haben ſich die Schützen aufgeſtellt, denen das Reh nicht ſelten zum Schuſſe kommt. Iſt dies nicht der Fall, ſo geht die Jagd weiter und dauert bei guten Hunden ſo lange, bis ſie das Reh ermüdet und niedergeriſſen haben. Dann ſättigen ſie ſich daran und treten

Digitized by Google

den Heimweg an, ohne weiter nach dem Jäger zu fragen. Zuweilen dauert bei ungünstigem Boden, vielen Schluchten und undurchdringlichen Dickichten die Jagd stundenlang, weil das Reh stets Zeit findet, sich wieder zu erholen. Kommt es nicht zum Schuß, so ist es für den Jäger immer verloren, auch wenn es die Hunde endlich niederreißen. Dies betrachtet der wahre Jäger nicht als Unglück, die Hauptsache bleibt ihm immer das Jagen der Hunde. Mit verhaltenem

Dänischer Hund (Canis familiaris danicus). 1/10 natürl. Größe.

Athem, etwas vorgebeugt, lauscht er ihrem Bellen, wenn es wie Glockenton rein und hell in das Thal niederschallt. Langsam, aber stetig nähert sich die Jagd. Ein guter Hund darf nicht hitzig sein, er würde in den zahllosen Dornen der Dickungen sich verwunden und leicht die Fährte verlieren. Ein europäischer Hund würde hier nicht genügen, vielmehr durch Hitze erschöpft und durch die Dornen verwundet, bald unbrauchbar werden. Hier helfen dem Rehhunde seine Leichtigkeit und Gewandtheit; doch vermeidet er wie die Windhunde das Wasser.

„So gern der Rehhund jagt, so wenig gern stellt er das Wild. Kann er es nicht niederreißen, so verläßt er es bald. Nachher ist er auch für die Jagd auf Bisamschweine oder den Tapir nicht so brauchbar; denn die ersteren flüchten unter Felsen oder in hohle Bäume und die Ante oder der Tapir stellt sich den Hunden im Wasser. Dagegen liefert die Kreuzung zwischen dem Rehhunde und gewöhnlichem Jagdhunde oft sehr werthvolle Erzeugnisse für die Jagd auf die größeren Wildarten."

Digitized by Google

Als einfacher Blendling zwiſchen Windhund und Bullenbeißer wird der große däniſche Hund (Canis familiaris [leporarius] danicus) angeſehen. Man ſieht ihn in Deutſchland ſelten, in England als den treuen Begleiter von Pferden und Wagen häufiger. Er iſt ein großes ſchönes Thier von edler Form mit ſchlanken Beinen und glattem Schwanze, ſchmalen und kurzen Ohren und großen ſchönen Augen; die Schnauze iſt zugeſpitzt, aber wie das ganze Thier immer noch weit kräftiger als die des Windhundes. Seine Färbung ſpielt ins Braune, Mäuſefarbene und Schwärzliche; Bruſt und Kehle ſind jedoch immer weißlich.

Der däniſche Hund, ein treues und wachſames Thier, gehört in Deutſchland zu den Raſſen, welche nirgends verbreitet ſind, ſondern überall nur einzeln vorkommen. In früheren Zeiten ſoll man ihn zur Jagd auf Rothwild benutzt und deshalb mehr gezüchtet haben; gegenwärtig hält man ihn hier und da als Zierhund. Ueber ſeine Eigenſchaften und ſein Weſen weiß ich nichts zu berichten.

*

Eine zweite Gruppe der Hunde umfaßt die Doggen.

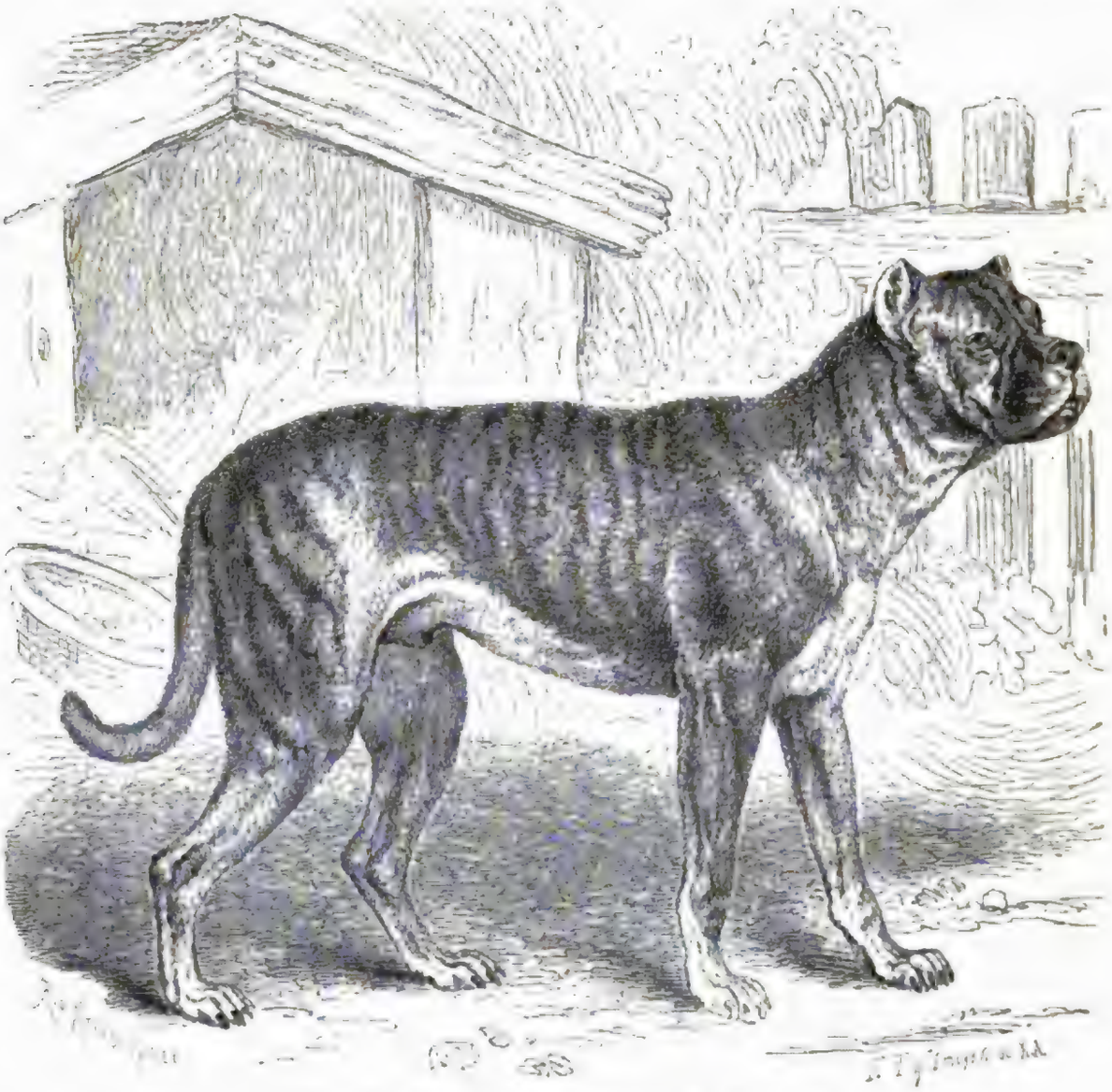
Bei dem Bullenbeißer (Canis familiaris molossus) iſt der Leib gedrungen, dick, gegen die Weichen nur wenig eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Bruſt breit und tiefliegend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf rundlich, hoch, die Stirne ſtark gewölbt, die Schnauze kurz, nach vorn verſchmälert und ſehr abgeſtumpft. Die Lippen hängen zu beiden Seiten über (klaffen vorn aber nicht) und trieſen beſtändig von Geifer; die ziemlich langen und mittelbreiten Ohren ſind gerundet, halb aufrecht ſtehend, gegen die Spitze umgebogen und hängend. Die kräftigen Beine haben mittlere Höhe; an den Hinterpfoten fehlt die Afterzehe. Der Schwanz iſt am Grunde dick, gegen das Ende zu verſchmälert, ziemlich lang und reicht bis an das Ferſengelenk, wird ſelten gerade oder nach rückwärts geſtreckt, ſondern meiſtens in die Höhe gerichtet und vorwärts gebeugt. Die Färbung iſt entweder fahl oder bräunlichgelb, bisweilen mit ſchwärzlichem Ueberfluge, oder auch bräunlich; die Schnauze, die Lippen und die äußeren Enden der Ohren ſind ſchwarz; doch gibt es wie bei allen Hunden vielfache Abänderungen.

Als muthmaßliche Heimat des Bullenbeißers kann Irland betrachtet werden; wenigſtens finden ſich dort die ausgezeichnetſten Raſſen, welche man überhaupt kennt. Entſprechend der Schwere und Plumpheit dieſer Thiere iſt ihr Lauf weder anhaltend noch raſch. Dagegen beſitzen ſie eine überaus große Stärke, viel Entſchloſſenheit und einen unglaublichen Muth, ja, man kann ſagen, daß ſie mit wenigen Ausnahmen als die muthigſten aller Thiere angeſehen werden können. Ihrer Stärke wegen ſind die Bullenbeißer zu ſchwerer und gefährlicher Jagd und zu Kämpfen mit wilden Thieren beſonders geeignet. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts veranſtalteten die Engländer Kampfſpiele zwiſchen Bullenbeißern und Stieren; ſelbſt gegen Bären und Löwen kämpften die Hunde mit vielem Glück: man rechnete nur drei Doggen auf einen Bären, vier auf einen Löwen.

Die geiſtigen Fähigkeiten des Bullenbeißers ſind nicht ſo ausgezeichnet wie die der übrigen geſcheiten Hunde, keineswegs aber ſo tiefſtehend, wie man gewöhnlich angenommen hat. Man glaubte, in dem Bullenbeißer ein Thier der rohen Stärke vor ſich zu ſehen, und gab ſich vom Anfange an dem Glauben hin, daß es in geiſtiger Hinſicht durchaus nichts leiſten könne. Doch iſt dieſe Anſicht unbegründet; denn jeder Bullenbeißer gewöhnt ſich an den Menſchen und opfert ohne Bedenken ſein Leben für ihn auf. Er eignet ſich vortrefflich zum Wachen und Hüten des Hauſes und vertheidigt das ihm Anvertraute mit wirklich beiſpielloſem Muthe. Als Reiſebegleiter in gefährlichen, einſamen Gegenden iſt er gar nicht zu erſetzen. Man erzählt, daß er ſeinen Herrn gegen fünf bis ſechs Räuber mit dem größten Erfolge vertheidigt hat, und kennt Geſchichten, in denen er als Sieger aus ſolchen ungleichen Kämpfen hervorging, trotz unzähliger Wunden, welche er erhalten hatte. Auch als Wächter bei Rinderherden wird er verwendet und verſteht es, ſelbſt

Digitized by Google

den wildeſten Stier zu bändigen; denn er iſt geſchickt genug, ſich im rechten Augenblicke in das Maul des Gegners einzubeißen und ſo lange ſich dort feſt zu hängen, bis ſich der Stier geduldig der Uebermacht des Hundes fügt. Zum Kampfe gegen große Raubthiere, wie Bären und Wölfe, Wildſchweine, Löwen ꝛc., läßt er ſich leicht abrichten und ſteht deshalb bei allen Völkern, welche mit derlei Raubgezüchte zu thun haben, in hohem Anſehen. In den alten Thierhetzen auf Auerochſen und anderes



Bullenbeißer (Canis familiaris molossus). 1/8 natürl. Größe.

ſchweres Wild wurde er vielfach verwendet, und in Amerika wird er noch heutigen Tages bei den Stiergefechten benutzt. Anderen Hunden gegenüber beträgt er ſich ſehr anſtändig. Er ſucht nur ſelten Streit und läßt ſich beſonders von kleineren Hunden viel gefallen. Auch erträgt er Neckereien lange Zeit; bei fortgeſetzter Reizung aber greift er, ohne vorher zu warnen oder viel zu bellen und ohne zu irgend welcher Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen, von vorn an, begnügt ſich jedoch gewöhnlich, ſeinen Gegner zu Boden zu werfen und ihn feſtzuhalten, falls dieſer keinen ferneren Widerſtand verſucht. Gegen ſeinen Herrn iſt er treu und anhänglich; gegen Fremde bleibt er immer gefährlich, er mag frei ſein oder an der Kette liegen, und wenn er auf Leute gehetzt wird, iſt er wahrhaft furchtbar.

Ihm ſehr nahe ſtehen die eigentlichen Doggen (Canis familiaris molossus), ſehr große und ſtarke Thiere mit kurzer, dicker, vorn gerade abgeſtumpfter Schnauze, deren Oberlippen,

obgleich sie an den Seiten herabhängen, vorn den Mund nicht schließen und so beständig das Gebiß sehen lassen. Die Nase ist nicht selten gespalten, der Pelz kurzhaarig und gewöhnlich von Farbe einfach roth, oft aber auch bunt. In früheren Zeiten, in denen das Land unsicherer war als gegenwärtig, hielt man die Doggen noch in ziemlicher Menge, gegenwärtig findet man sie nur bei Liebhabern. „Die Englischen Docken", sagt von Flemming in seinem Vollkommenen teutschen Jäger, „welche große Herren anfänglich aus England und Irland mit vielen Unkosten bringen lassen, werden jetziger Zeit in Teutschland auferzogen. Und geben denen allergrößten und schönsten den Namen Cammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlaff-Gemach bei sich haben, damit, wann Mörder einfallen sollten, diese solche Bösewichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten möchten. Nächst diesen werden andere Englische Docken Leib-Hunde genennet, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden; sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopff anfallen, sondern zur Seite an die Ohren fassen und zu beiden Seiten sich anlegen. Denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerffen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stetig umb sich schnappen und herrumb beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders vor sich an Ketten, und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. Die Bären- oder Vollbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dicke und schwer, zum fangen aber ungemein hitzig erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch auf, und werden insgemein zur podolischen und ungarischen Büffel-Ochsen-Hatz, wie auch zuweilen die Bäre damit zu hetzen, gebraucht. Sie werden anfänglich an mäßige Sauen gehetzt, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie sich fest einbeißen und verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in die Kehle kützeln, alsdann lassen sie selbst loß. Der Bär schmeisset mit Ohrfeigen umb sich, bis die Herrschaft überdrüssig wird, sodann werden die Hunde an sich angeruffen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihme mit dem Fang-Eysen der Rest gegeben, nachdem die Cammer- oder Leibhunde vorgerücket und denselben gefangen, darzu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüffthörnern geblasen wird."

Mit diesen Worten sind die Doggen fast hinlänglich beschrieben. Bei uns sieht man gewöhnlich nur eine mittelgroße Rasse, welche höchstens die Größe eines mäßigen Hühnerhundes erreicht, oft aber nur halb so groß ist. Die Farbe dieses Thieres ist regelmäßig ein lichtes Isabellgelb; es finden sich aber auch, obwohl selten, Doggen, welche dunkler gefärbt sind. Die starken Knochen, die breite Brust und vor allem der ausgezeichnete Bau des Kopfes lassen die Doggen nie verkennen. Der Kopf ist hinten breit und dick, die Schnauze kurz, die Nase eingedrückt und deshalb häßlich, oder aber gespalten, so daß jedes Nasenloch fast für sich besonders zu liegen scheint; die Schneidezähne stehen oft unregelmäßig, z. B. einige hinter den anderen; die Spitze der Unterkinnlade tritt vor die der Oberkinnlade; Eck- und Backenzähne sind gewaltig; die großen Augen haben einen düsteren Ausdruck.

Der Bulldogg oder Borer (Canis familiaris molossus gladiator) wird zumal in England häufig gehalten. Man sieht ihn, mehr noch als den Bullenbeißer, für ein wüthendes, unzugängliches und stumpfsinniges Thier an, darf ihm diese Eigenschaften jedoch nur in beschränkter Weise zuschreiben. Seinem Herrn gegenüber zeigt der Bulldogg Treue und Anhänglichkeit; doch muß er denselben vollkommen kennen gelernt und erfahren haben, daß dessen geistige Kraft seine leibliche unter allen Umständen unterjochen kann; denn sonst glaubt das Thier nicht selten, das auch an den Menschen versuchen zu dürfen, was es an allen Thieren sich zu Schulden kommen läßt. Ungemein bissig und herrschsüchtig, bekundet der Bulldogg eine wahre Freude, ein anderes Thier todtzubeißen. Dabei muß man rühmend anerkennen, daß sein Muth noch größer ist als seine wirklich furchtbare Stärke. Er wagt sich an jedes Thier, selbst an das gefährlichste: ein wüthender Ochse, ein hungeriger, gefährlicher Wolf, ein Löwe erscheinen einem Bulldogg noch keineswegs

Digitized by Google

als unüberwindliche Gegner: er versucht wenigstens, auf irgendwelche Art ihrer Meister zu werden. Lenz erzählt mehrere Thatsachen, von denen ich nur die eine anführen will. „Im Jahre 1850 sah ich in Gotha eine Menagerie, bei der sich ein großer schöner Wolf befand. Am folgenden Tage zwängte sich der Wolf aus seinem Käfige und verbreitete unter den vielen Zuschauern großen Schrecken. Ein Bulldogg des Menageriebesitzers, welcher ruhig in einer Ecke gelegen, hatte alles beobachtet, sprang plötzlich aus eigenem Antriebe hervor und verbiß sich fest in die Kehle des Wolfes. So gewann der Mann Zeit, aus einem vom Zelte geschnittenen Stricke eine Schlinge zu fertigen, die er dann dem Wolf über den Kopf warf. Hund und Mann schafften nun gemeinschaftlich den Wolf nach dem Käfige hin; dort kam er aber todt an, die Dogge hatte ihn in ihrem Diensteifer erwürgt."

Was der Boxer einmal gefaßt hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Man kann ihn in einen Stock oder in ein Tuch beißen lassen und an diesem Gegenstande in die Höhe heben, auf den Rücken werfen und andere Dinge mit ihm vornehmen, ohne daß er sein Gebiß öffnet.

Von der Mordlust des Thieres erzählt Lenz Folgendes: „Ich bekam ein erwachsenes Bulldoggweibchen kleinster Sorte, welches ein Fuhrmann von Köln mitgebracht, das vor Hunger ganz elend aussah und nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Ich bewillkommnete die am ganzen Leibe zitternde Jammergestalt und sprach ihr Trost zu, den sie auch, da er von gutem Futter begleitet war, ohne Bedenken annahm. Dann wollte ich sie in einem Stalle unterbringen, wobei ich mit ihr durch einen Raum mußte, in welchem ich eine Menge Kaninchen hielt. Sobald ich hineintrat, sprang die Bestie augenblicklich mit der Wuth eines Tigers auf ein großes Kaninchen und hatte es im Nu im Rachen. Im nächsten Augenblicke hatte ich das Ungeheuerchen mit der rechten Hand beim Kragen und in der Luft; mit der linken riß ich am Kaninchen, konnte es aber nur in Fetzen aus dem festgeschlossenen Maule zerren. Erst gab ich nun der schwebenden Sünderin einige tüchtige Ohrfeigen, die sie annahm, als ob sie gar nichts davon merkte, alsdann warf ich die bewußten Fetzen zur Thüre hinaus und setzte mein Bulldöggchen, umsomehr an Reue und Besserung glaubend, weil es wieder zu zittern und zu beben begann, zur Erde. Sowie es diese berührte, that es zwei Sätze und hatte wieder ein Kaninchen im Maule, dessen Knochen ich brechen hörte. Ich nahm sogleich die rückfällige Sünderin wieder beim Genicke, riß ihr die Beute weg, theilte einige Ohrfeigen aus und sorgte nun dafür, daß der Kaninchenstall verschlossen blieb. Meinem Geflügel that sie glücklicherweise nichts, und Katzen, gegen die sie, wie ich später sah, sehr feindlich gesinnt war, hatte ich damals nicht. Mit mir vertrug sie sich übrigens vortrefflich, sah bald bei gutem Futter ganz behäbig aus und zog mit mir zu Bekannten und Verwandten auf Rattenfang. In diesem Geschäfte zeigte sie einen wüthenden Eifer, wie z. B. aus folgender Thatsache zu ersehen: Ich hatte ein großes, tiefes Faß mit Falldeckel aufgestellt und bald war eine gewaltige Ratte darin. Das Faß brachte ich auf einen freien Platz; es sammelte sich ein Kreis von Zuschauern, und ich holte eilig meinen Hund. Diesen mußte ein Zuschauer beim Halsbande fassen. Indeß ging ich ans Faß, nahm leise den Deckel ab, warf ihn weg und wollte es nun so senken, daß die Ratte plötzlich zur Freude der Umstehenden hervorspringen sollte. Sowie ich aber das Faß zu senken begann, hatte der Hund den Braten gemerkt, sich losgerissen, sauste an meinem Kopfe vorbei, hoch empor und hinab ins Faß, tumultuirte dort eine Zeitlang mit der zwischen seinen Beinen herumrasenden Ratte und erlegte sie, während eine Menge Köpfe herbeigeeilt waren und verwundert in den Abgrund des Fasses schauten.

„Noch gröber triebens zwei große Bulldoggs, welche einem meiner ehemaligen Schüler, als er preußischer Reiteroffizier war, von einem Freunde als Geschenk zugesandt wurden. Sie langten zusammengekoppelt an und waren von einem Steckbriefe begleitet, welcher besagte, „ihr bisheriger Herr könne sie nicht zum Guten bringen und wolle sie los sein". Der Offizier wollte die wüthend aussehenden Bestien auch nicht haben, stieg gleich am anderen Morgen zu Pferde und ließ die Hunde frei umherlaufen, um sie einem entfernt wohnenden Gutsbesitzer anzubieten. Unterwegs

Digitized by Google

begegnete der Zug einer Schweineherde. Die Hunde fielen über diese her, wollten ein Stück erwürgen, aber die Leute sprangen zu, schlugen den einen todt, den anderen halbtodt. Der Offizier verweilte einige Zeit, verhandelte mit den Leuten über den angerichteten Schaden, ritt dann weiter und freute sich, seine scheußlichen Begleiter los zu sein. Indeß war der Halbtodte wieder auf die Beine gekommen, fühlte sich an dem Orte, wo er die Niederlage erlitten, nicht ganz sicher und zog seinem Herrn nach. Dieser ritt aus Mitleid langsam. Dem Hunde wurde es dennoch schwer, mitzukommen; er legte sich daher quer vor das Pferd, um es zum Stehen zu bringen. Der Herr ritt um ihn herum und langsam weiter. Das wiederholte sich einige Male. Endlich bekams der Hund satt, sprang, wie das Pferd um ihn herum wollte, an dessen Schnauze und biß sich da fest ein. Der Herr zog eine Pistole und schoß ihn todt."

Die Eigenschaften der Doggen waren schon den Römern bekannt und sie deshalb außerordentlich geschätzt, weil sie sich mehr als alle übrigen Hunde eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Cirkus zu übernehmen. Nachdem England römische Provinz geworden war, gab es daselbst besondere Beamte, denen die Erziehung und Auswahl der nach Rom zu sendenden Doggen oblag. Dort kämpften letztere zur Freude des Volks mit zahlreichen wilden Thieren, und diese römische Belustigung erbte sich auch auf spätere Zeiten fort, indem in England noch zu Zeiten Elisabeths und Jacobs I. große Thierkämpfe angestellt wurden. Stow schildert ein Gefecht, welches drei Doggen einem Löwen lieferten. Der erste Hund wurde sogleich am Nacken gepackt und herumgeschleppt; dem zweiten ergings nicht besser; der dritte aber erfaßte den König der Thiere an der Lippe, hielt ihn fest, bis er durch Krallenhiebe abzulassen genöthigt wurde, überlebte auch, obgleich schwer verwundet, allein den Sieg über den Gegner, welcher, sobald er sich frei fühlte, erschöpft und zu fernerem Kampfe ungeneigt, über die Hunde wegsprang und in dem geeignetsten Winkel seines Käfigs Schutz suchte.

Nicht alle Doggen sind angenehme Gefährten des Menschen. Man kennt Beispiele, daß sie ihren eigenen Herrn in Belagerungszustand erklärten und ihn nicht von der Stelle ließen. Eine Geschichte, welche erzählt wird, ist ergötzlich. Ein einsam wohnender Junggesell hatte eine große Bulldogge gekauft und brachte sie hoch erfreut mit Hülfe ihres früheren Besitzers auf sein Zimmer. Am anderen Morgen will er sich aus dem Bette erheben, in demselben Augenblicke aber springt die Dogge auf ihn zu, stemmt trotzig beide Füße gegen das Bett und droht ihm mit ihrem furchtbaren Gebisse so verständlich, daß er augenblicklich einsieht, nur die größte Ruhe könne ihn vor dem Viehe schützen. So oft er den Versuch erneuert, sich anzukleiden, wiederholt sich dieselbe Geschichte, und so ist er gezwungen, ruhig liegen zu bleiben. Nun will aber der Zufall, daß ihn gerade an diesem Tage Niemand besucht, und er hat das Vergnügen, seinem schönen Hunde zu Liebe den ganzen Tag hungernd und durstend im Bette zu verweilen. Der frühere Herr errettet ihn endlich von dem ungeschlachten und gefährlichen Thiere.

Man begreift, weshalb die Bulldoggen gegenwärtig wenig gehalten werden. So geistesarm, als man gewöhnlich glaubt, sind sie nicht; es gibt im Gegentheile einzelne, welche an Verstand fast mit dem Pudel wetteifern. Ich kannte einen solchen Hund, welcher durch seine Verständigkeit viel Vergnügen bereitete. Er war auf alles mögliche abgerichtet und verstand, sozusagen, jedes Wort. Sein Herr konnte ihn nach mancherlei Dingen aussenden, er brachte sie gewiß. Sagte er: „geh, hole eine Kutsche!" so lief er auf den Warteplatz der Lohnfuhrwerke, sprang in einen Wagen hinein und bellte so lange, bis der Kutscher Anstalt machte fortzufahren; fuhr er nicht richtig, so begann der Hund von neuem zu bellen, lief auch wohl vor dem Wagen her bis vor die Thüre seines Herrn. Derselbe Hund trank bayerisches Bier leidenschaftlich gern und unterschied es von anderen Biersorten mit untrüglicher Sicherheit. Hatte er nun eine gehörige Menge zu sich genommen, so wurde er betrunken und ergötzte Jedermann durch tolle Streiche aller Art. Ein anderer Boxer, welchen ich neuerdings kennen lernte, ist nicht allein der Liebling seines Herrn, sondern auch das Schoßthier der Herrin, welcher er mit unwandelbarer Treue anhängt, und ebenso

Digitized by Google

ein geliebter und liebender Freund der Pferde ſeines Gebieters. Scheinbar unerſchütterlich ernſt, liebt er doch Spiel und Scherz außerordentlich, geht auf Neckereien harmlos ein und wird nur durch die Plumpheit ſeiner Späße zuweilen beſchwerlich. Er bewacht das ihm anvertraute Gut mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit, geht bei Tage ungemein gern mit dem Herrn aus, läßt ſich des Nachts aber unter keiner Bedingung von ſeinem Poſten, als Beſchützer der Herrin, weglocken, iſt kleiner Kinder zärtlicher Spielkamerad, trägt auf Befehl dem befreundeten Pferde Zwieback oder Zucker zu und

Mops (Canis familiaris molossus fricator). ⅛ natürl. Größe.

bekundet überhaupt eine Menge guter Eigenſchaften. Hieraus geht für mich unwiderlegbar hervor, daß das Weſen auch dieſes ſo ingrimmig erſcheinenden Hundes ein gutartiges und daß es die Erziehung iſt, welche ihn zu einem vortrefflichen wie zu einem gefährlichen Genoſſen des Menſchen machen kann.

Zu den Doggen gehört das Zerrbild der Hunde, wenn ich ſo ſagen kann, der **Mops** (Canis familiaris molossus fricator), eigentlich ein Bullenbeißer im kleinen, mit ganz eigenthümlich abgeſtumpfter Schnauze und ſchraubenförmig gerolltem Schwanze. Sein gedrungener kräftiger Bau und das mißtrauiſche, mürriſche Weſen macht ihn den Bulldoggen außerordentlich ähnlich.

Früher ſehr verbreitet, iſt der Mops gegenwärtig faſt ausgeſtorben, zum Beweiſe dafür, daß Raſſen entſtehen und vergehen. Heutzutage ſoll das Thier beſonders in Rußland noch in ziemlicher Anzahl vorkommen; in Deutſchland wird es nur hier und da gezüchtet und dürfte ſchwerlich wieder zu allgemeinem Anſehen gelangen; denn auch hinſichtlich dieſes Hundes hat ſich der Geſchmack

gebeſſert. Der Mops war der echte Altejungferhund und ein treues Spiegelbild ſolcher Frauenzimmer, bei denen die Bezeichnung „Alte Jungfer“ als Schmähwort gilt, launenhaft, unartig, verzärtelt und verhätſchelt im höchſten Grade, jedem vernünftigen Menſchen ein Greuel. Die Welt wird alſo nichts verlieren, wenn dieſes abſcheuliche Thier ſammt ſeiner Nachkommenſchaft den Weg alles Fleiſches geht.

Eine große Bullenbeißerraſſe benutzte man in früheren Zeiten in der ſcheußlichſten Weiſe. Man richtete ſie ab, Menſchen einzufangen, niederzuwerfen oder ſogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mejiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an, und einer derſelben, Namens Bezerillo, iſt berühmt oder berüchtigt geworden. Ob er zu der eigentlichen Cubadogge gehört hat, welche man als einen Baſtard von Bullenbeißer und Bluthund anſieht, iſt nicht mehr zu beſtimmen. Er wird beſchrieben als mittelgroß, von Farbe roth, nur um die Schnauze bis zu den Augen ſchwarz. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoß unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt ſoviel Freſſen als die übrigen. Beim Angriffe pflegte er ſich in die dichteſten Haufen der Indianer zu ſtürzen, dieſe beim Arme zu faſſen und ſie ſo gefangen wegzuführen. Gehorchten ſie, ſo that der Hund ihnen weiter nichts, weigerten ſie ſich aber, mit ihm zu gehen, ſo riß er ſie augenblicklich zu Boden und erwürgte ſie. Indianer, welche ſich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterſcheiden und berührte ſie nie. So grauſam und wüthend er auch war, bisweilen zeigte er ſich doch viel menſchlicher als ſeine Herren. Eines Morgens, ſo wird erzählt, wollte ſich der Hauptmann Jago de Senadza den grauſamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte, gefangene Indianerin zerreißen zu laſſen. Er gab ihr ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Inſel zu tragen, in der Vorausſetzung, daß der Hund, welcher nach dem Abgehen der Alten gleich losgelaſſen werden ſollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme, ſchwache Indianerin den wüthenden Hund auf ſich losſtürzen ſah, ſetzte ſie ſich ſchreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten, ihrer zu ſchonen. Dabei zeigte ſie ihm das Papier vor und verſicherte ihm, daß ſie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag erfüllen müßte. Der wüthende Hund ſtutzte bei dieſen Worten, und nach kurzer Ueberlegung näherte er ſich liebkoſend der Alten. Dieſes Ereignis erfüllte die Spanier mit Erſtaunen und erſchien ihnen als übernatürlich und geheimnisvoll. Wahrſcheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter freigelaſſen. Bezerillo endete ſein Leben in einem Gefechte gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Daß ſolche Hunde von den unglücklichen Indianern als vierbeinige Gehülfen der zweibeinigen Teufel erſcheinen mußten, iſt leicht zu begreifen.

Zur Schande der Neuzeit benutzte man noch im Jahre 1798 dieſe Hunde zu gleichen Zwecken, und zwar waren es nicht die Spanier, ſondern — die Engländer, welche die Menſchenjagd vermittels der Hunde betrieben. In engliſchen Naturgeſchichten findet man freilich den Bluthund von Cuba kaum erwähnt: das großprahleriſche Volk ſchämt ſich, ſeine eigenen ſchmachvollen Sünden zu bekennen. Dennoch iſt es nur zu wahr, daß auch die Engländer, welche gegenwärtig vorgeben, die Sklaverei zu bekämpfen, ihre eifrigſten Anhänger waren. Die Maronneger auf Jamaica hatten ſich empört und waren mit gewöhnlichen Waffen nicht zu beſiegen; der Aufſtand wurde immer drohender und der Krämergeiſt zagte: da ließ die engliſche Regierung aus Cuba Negerjäger mit ihren Hunden kommen. Schon die Ankunft derſelben genügte, um die gegenüber jeder anderen Bekämpfung furchtloſen Neger zur Unterwerfung zu veranlaſſen!

In Cuba gebraucht man die fürchterlichen Thiere heute noch ebenſowohl zur Verfolgung entlaufener Neger oder Räuber und Verbrecher wie zur Bewältigung wilder Ochſen und als Hatzhunde bei Stiergefechten. Man wendet auf die Erhaltung der reinen Raſſe viel Aufmerkſamkeit und bezahlt beſonders tüchtige mit außerordentlich hohem Preiſe. Ihre Farbe iſt gelblichbraun, ſchwärzlich um die Schnauze.

Eine andere den Römern ebenfalls schon bekannte Dogge ist die von Tibet (Canis familiaris molossus tibetanus), ein herrliches, schönes und großes Thier von wahrhaft ehrfurchteinflößendem Aeußeren. Der Leib und alle seine Glieder sind stark und kräftig; der Schwanz, welcher gewöhnlich aufwärts getragen wird, ist buschig; die Ohren hängen herab; die Lefzen schließen vorn den Mund nicht, hängen aber zu beiden Seiten der Schnauze tief herunter. Eine am Außenwinkel des Maules entspringende, bis zur Schnauze reichende Hautfalte, welche mit einer anderen in Verbindung steht, die über die Brauen schief herabhängt, verleihen dem Gesichte ein furchterweckendes Ansehen.

Tibetdogge (Canis familiaris molossus tibetanus). 1/15 natürl. Größe.

Die Griechen und Römer geben eine genaue Beschreibung von diesem Hunde und sprechen mit Bewunderung von seinen Leistungen gegen Auerochsen, wilde Eber und selbst Löwen. Neuere Nachrichten erhielt man in den letztvergangenen Jahrzehnten, und erst vor kurzem gelangte eine Tibetdogge lebend nach England. Man sieht aus der ganzen Gestalt, daß diese Dogge der Riese unter allen Hunden ist und sich gleichwohl durch ebenso große Schönheit der Gestalt wie der Färbung auszeichnet. Letztere ist zum größten Theile schwarz, die Schnauze und die Brauengegend gelblich, die Behaarung lang und rauh.

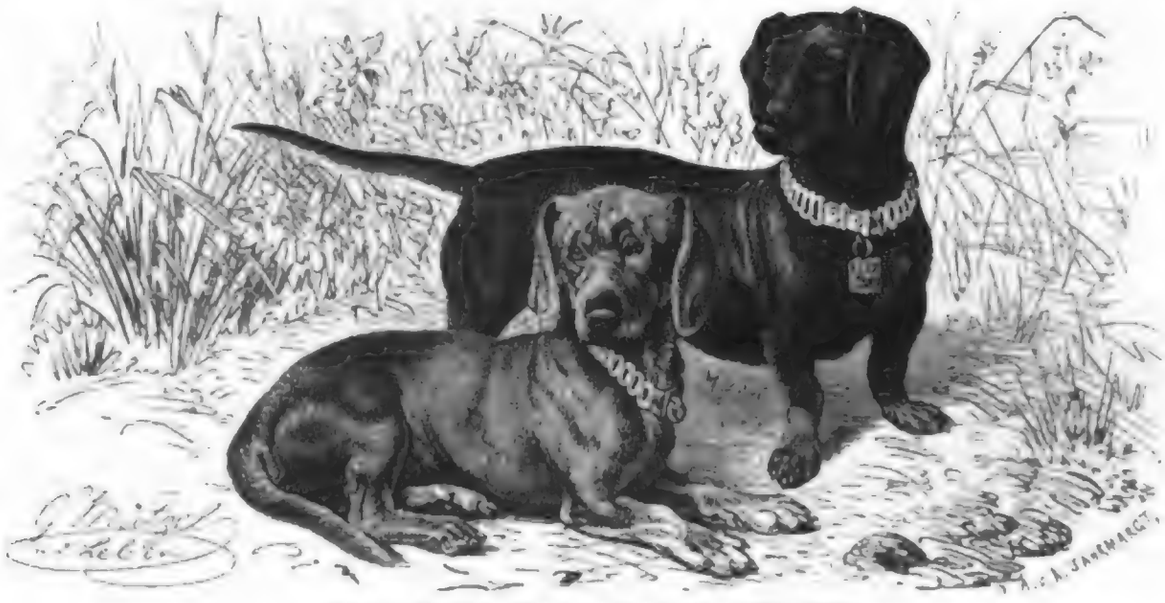
In seiner Heimat gilt dieses prächtige Thier für ebenso brauchbar als lenksam; man findet ihn deshalb in allen Gebirgsdörfern Tibets und zwar ebensowohl als Wächter des Hauses wie der Herden. Es geschieht sehr oft, daß ein tibetanisches Dorf ganz allein der Wachsamkeit dieser Hunde überlassen wird, während die sämmtliche männliche Bevölkerung entweder draußen bei den Herden in den Feldern oder auf der Jagd sich befindet. Dann dienen die Hunde zum Schutze der Frauen und Kinder und gewähren beiden eine vollkommene Sicherheit. Neuere Berichterstatter behaupten,

Digitized by Google

daß der Muth des Thieres nicht im Verhältniſſe mit ſeiner Kraft ſtände, andere ſagen, daß er als verſtändiges Thier bloß wirklich furchtbare Feinde mit voller Kraft anfalle.

*

Eine von den Doggen ſehr verſchiedene Gruppe iſt die der Dächſel (Canis familiaris vertagus). Sie zählen jedenfalls zu den eigenthümlichſten und merkwürdigſten aller Hunde. Der lange, walzenförmige, nach unten gekrümmte Leib mit dem eingebogenen Rücken, welcher auf kurzen, verdrehten Ständern ruht, der große Kopf und die große Schnauze mit dem tüchtigen Gebiſſe, die hängenden Ohren, die großen Pranken mit den ſcharfen Krallen und das kurze, glatte, ſtraffe Haar kennzeichnen ſie. Die Beine ſind ſehr kurz, plump und ſtark; die Handgelenke der vorderen nach



Dächſel (Canis familiaris vertagus). ¼ natürl. Größe.

einwärts gebogen, ſo daß ſich beide faſt berühren, von da an aber plötzlich wieder nach auswärts gekrümmt; an den Hinterpfoten bemerkt man eine etwas höher geſtellte, gekrallte Afterzehe. Der Schwanz iſt an der Wurzel dick, gegen das Ende zu verſchmälert, reicht ziemlich bis an das Ferſengelenk hinab und wird hoch nach aufwärts gerichtet und ſtark nach einwärts gebeugt, ſelten gerade ausgeſtreckt getragen. Die kurze Behaarung iſt grob, aber glatt und von ziemlich wechſelnder Färbung, oben gewöhnlich ſchwarz oder braun, unten roſtroth, nicht ſelten auch einfarbig braun oder gelblich, ja ſelbſt grau oder gefleckt. In der Regel finden ſich ein Paar hellroſtrothe Flecken über beiden Augen; doch kommen ſolche auch bei anderen Hunden vielfach vor.

Man iſt darüber vollkommen im Unklaren, woher der Dachshund ſtammt, obgleich man ziemlich allgemein annimmt, daß ſeine urſprüngliche Heimat in Spanien geſucht werden müſſe. Hiermit ſtimmt freilich die Thatſache, daß man gegenwärtig in Spanien keine Dachshunde mehr findet, ſchlecht überein. „Die von einem meiner Bekannten hier eingeführten Dächſel", ſchreibt mir mein Bruder, „gingen bei beſter Pflege binnen zwei oder drei Jahren zu Grunde, trotzdem ſie anfänglich ſich ſehr wohl zu befinden ſchienen und auch ſich fortpflanzten. Einen erſichtlichen Grund für ſolche Hinfälligkeit vermochte man bisher nicht zu finden." Im Verhältniſſe zu ſeiner geringen Größe iſt der Dachshund ein außerordentlich ſtarkes Thier, und hiermit ſteht ſein großer Muth im beſten Einklange. Aufs Jagen erpicht, wie kaum ein anderer Hund, würde er zur Verfolgung jedes Wildes verwendet werden können, beſäße er nicht die Unarten, auf ſeinen Herrn wenig oder nicht zu achten und das Erjagte gewöhnlich anzuſchneiden. Alle Dächſel haben eine ſehr feine Spürnaſe und ein außerordentlich feines Gehör, Muth und Verſtand im hohen Grade, Tapferkeit und Ausdauer und können daher zu jeder Jagd gebraucht werden, gehen ſelbſt auf Schweine tolldreiſt los und

wiſſen ſich auch prächtig vor dem wüthenden Eber zu ſchützen, welcher ſie ihres niederen Baues halber ohnehin nicht ſo leicht faſſen kann wie einen größeren Hund. Sie ſind klug, gelehrig, treu, munter und angenehm, wachſam und von Fremden ſchwer zu Freunden zu gewinnen, leider aber auch liſtig und diebiſch, im Alter ernſt, mürriſch, biſſig und oft tückiſch: ſie knurren und fletſchen die Zähne ſogar gegen ihren eigenen Herrn. Gegen andere Hunde äußerſt zänkiſch und kampfluſtig, ſtreiten ſie faſt mit jedem, welcher ſich ihnen naht, ſelbſt mit den größten Hunden, welche ihnen eine offenbare Niederlage in Ausſicht ſtellen. Bei ſolchen Beißereien mit großen Hunden bekunden ſie eine wahrhaft niederträchtige Liſt; denn ſobald der Gegner es verſucht, ſich zu vertheidigen, werfen ſie ſich auf den Rücken und verſuchen ihn in die empfindlichſten Theile des Unterleibes zu beißen, um ihn hierdurch zu verſcheuchen oder zu zwingen, von fernerem Kampfe abzuſtehen.

Bei der Jagd hat man ſeine liebe Noth mit ihnen. Der Dächſel nimmt die Verfolgung des Wildes mit einer unglaublichen Gier auf und begibt ſich mit Haſt in die ärgſten Dickichte, ſie mögen aus einer Baumart beſtehen, aus welcher ſie wollen; er findet, Dank ſeiner vortrefflichen Sinne, auch bald ein Wild auf: nun aber vergißt er alles. Er mag früher wegen ſeines Ungehorſams ſoviel Prügel bekommen haben, als er nur will, — ganz gleichviel; der Jäger mag pfeifen, rufen, nach ihm ſuchen, — hilft alles nichts: ſolange er das Wild vor Augen hat oder deſſen Fährte verfolgt, geht er ſeinen eigenen Weg mit einer Willkür, welche bei Hunden geradezu beiſpiellos iſt. Stundenlang folgt er dem aufgeſcheuchten Haſen, ſtundenlang ſcharrt und gräbt er an einem Bau, in welchen ſich ein Kaninchen geflüchtet hat; unermüdlich jagt er hinter dem Reh drein und vergißt dabei vollſtändig Raum und Zeit. Ermüdet er, ſo legt er ſich hin, ruht aus und ſetzt dann ſeine Jagd fort. Erwiſcht er ein Wild, z. B. ein Kaninchen, ſo ſchneidet er es an und frißt im günſtigſten Falle die Eingeweide, wenn er aber ſehr hungerig iſt, das ganze Thier auf. Er weiß, daß er dafür beſtraft werden wird, er verſteht genau, daß er Unrecht thut; doch das iſt ihm gleichgültig: die Jagdbegierde überwindet alle Furcht vor Strafe, alle beſſeren Gefühle.

Aus dieſen Gründen iſt der Dachshund gewöhnlich nur zu einer Jagdweiſe zu gebrauchen: unterirdiſch wohnende Thiere aus ihren Wohnungen zu treiben. Schon ſein niederer Bau, die krummgebogenen Beine und die kräftigen Pranken mit den ſcharfen Zehen deuten darauf hin, daß er zum Graben und zum Befahren von Bauen unter Grund außerordentlich geeignet iſt, und ſein Muth, ſeine Stärke und ſeine Ausdauer ſichern ihm bei ſolchen Jagden den beſten Erfolg. Dächſel mit ſehr gekrümmten Beinen haben geringeren Werth als ſolche mit mehr geraden Läufen. Sie ſind unfähig, ſehr zu laufen, oder ermüden wenigſtens eher; die Jäger haben ſie aber doch gern, wahrſcheinlich, weil ſie das Gepräge des Dachshundes am beſten ausdrücken.

Einer Abrichtung bedarf der Dachshund nicht. Man ſucht ſich Junge von einer recht guten Alten zu verſchaffen und hält ſie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stalle, vermeidet auch alles, was ſie einſchüchtern könnte; denn der ihnen angeborene Muth muß unter allen Umſtänden geſtählt oder wenigſtens erhalten werden. „Für den Hauptzweck", ſagt Lenz, „zum Eindringen in Dachs- und Fuchsbaue, verwendet man den Dachshund nicht eher, als bis er ein Jahr alt iſt. Das erſte Mal führt man ihn an der Leine oder trägt ihn in einem Korbe im Mai an einen Fuchsbau, worin Junge ſind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und einen Jungen unter dem Zurufe: „faß das Füchschen" hinterdrein. Weigert er ſich, darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einſchlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchſen und läßt ihn hinab, um ſie zu erwürgen. Dies wiederholt man einige Male und braucht ihn erſt dann allein. So oft er dabei aus dem Baue kommt, um nach ſeinem Herrn zu ſehen, wird er ſchnell ein wenig aufgenommen. Dies macht ihn um ſo begieriger, wieder hineinzukriechen. Erſt nach langer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Baue muß der gute Dachshund den Fuchs in den Keſſel treiben und dann in geringer Entfernung ſolange vor ihm liegen und laut ſein, bis vor ihm eingeſchlagen iſt. Kann er den Fuchs nicht aus dem Keſſel treiben, ſo muß er ihn aus dem Baue herausbeißen.

Digitized by Google

„Ich jagte ſonſt öfters mit zwei Dachshündchen, welche ſo klein waren, daß ſie bequem neben einander in die Röhre des Fuchsbaues gingen. Sie waren aber ſo ſcharf, daß ſie jeden Fuchs unbarmherzig austrieben. Einſt brachten ſie aus einem Loche, welches von dichtem Gebüſche umgeben war, einen hervor. Der Fuchs kam ſo vor mich zu ſtehen, daß die Mündung meiner Flinte nahe über ſeinem Kopfe war, konnte aber, von hinten durch die wüthenden Zwerge bedrängt, nicht rückwärts. Er hielt inne und ſah mich ſtarr an. Ich konnte mich nicht gleich entſchließen, abzudrücken, ſondern beobachtete ihn erſt ungefähr anderthalb Minuten lang, wobei ſeine Blicke jeden Biß verriethen, den ihm die Hunde von hinten gaben. Endlich drückte ich ab und zerſchmetterte ihm den Kopf. Ein andermal trieben dieſelben Hündchen einen Fuchs heraus; der eine hatte ſich ſo feſt in den Schenkel gebiſſen, daß ihn der Fuchs eine Strecke und zwar ſo weit mit ſich fortſchleppte, bis er geſchoſſen wurde.“

Vom Dachſe oder Fuchſe wird unſer Hund oft ſehr heftig gebiſſen; dies behelligt ihn aber gar nicht: er iſt viel zu muthig, als daß er dergleichen ruhmvolle, im Kampfe erworbene Wunden beachten ſollte, und brennt nachher nur um ſo eifriger auf die Verfolgung der ihm unausſtehlichen Geſchöpfe. Man muß es ſelbſt mit angeſehen haben, mit welcher Begierde er ſolche unterirdiſche Jagd betreibt, um den, trotz mancher ärgerlichen Eigenſchaften liebenswürdigen Geſellen vom Herzen zugethan zu werden. Welche Ungeduld, wenn er nicht ſogleich einſchlüpfen darf, welcher Jammer, wenn er ſehen muß, daß ein anderer ſeinesgleichen ihm bevorzugt und in den Bau gelaſſen wird! Am ganzen Leibe zitternd vor Jagdbegier, winzelt er kläglich aber leiſe, verhalten, verſchwendet er an jeden ihm ſich nähernden Jäger bittende Blicke und Zärtlichkeiten, um den geſtrengen Gebieter zu erweichen, daß er ihm geſtatte, wenigſtens nachzuſehen, ob der gehaßte Feind in ſeinem Daheim anweſend iſt oder nicht. Wie will er ihn zwicken und beißen, wie unwiderſtehlich auf den Leib rücken, wie feſt ihn belagern, wie ſicher ihn austreiben! Endlich am Ziele ſeiner heißen Wünſche, leckt er noch im Fluge dankbar die Hand des ihm Gewährenden, kriecht eilig in den Bau, und arbeitet mit Bellen und Kratzen, daß ihm der Athem zu vergehen droht. Das glatte ſchöne Fell beſtäubt und eingeſandet, Augen, Naſenlöcher und Lippen mit Schmutzrändern umgeben, die Zunge dürr und ſchlaff, erſcheint er vor dem Baue, um friſche Luft zu ſchöpfen: aber nur auf Augenblicke; denn flugs geht es von neuem in die Röhre, und dumpfer und dumpfer dringt ſein lebendiges „Hau, Hau“ bis zum Eingange herauf. Hat er ſich endlich bis zu dem zu Bau gefahrenen Dachſe oder Fuchſe durchgearbeitet, ſo gibt es für beide kaum noch Vertheidigung. Ob auch der erſte mit Gebiß und Pranke drohe, ob er ſich zu verklüften ſuche, ob der letztere zum Kampfe ſich ſtelle: ſolch ungeſtümen Anprall, ſolcher zähen Beharrlichkeit, ſolchem Kampfesmuthe widerſteht auf die Länge weder Grimbart noch Reineke. Heraus an das Tageslicht müſſen ſie beide.

Nicht minder eifrig betreibt der Dachshund ſeine Jagd im Freien. Mit Weidmannsluſt gedenke ich wiederholter Jagden in den heſſiſchen Bergen, welche nicht allein durch liebe und kundige Freunde verſchönt und durchgeiſtigt, ſondern auch durch dieſe Hunde zu beſonders reizvollen wurden. Wie prachtvoll ſind die Buchenwaldungen mit ihrem herbſtlich gefärbten Gelaube an ſtillen Oktobertagen, wie feſſelnd die Jagden trotz aller Wildarmuth der Gegend! Um eines elenden Lampe willen — wie laut werden die Wälder! Klangvoll ertönt das Geläut der jagenden Dachsmeute, bald ſich nähernd, bald wieder entfernend, bald verſtummend, bald von neuem aufjauchzend, je nachdem der bedrohte Haſe, der ſchlaue Fuchs, das unwillig vor den kleinen Quälgeiſtern flüchtende Reh ſich wendet und kehrt. Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit lauſcht man auf den Gang des Treibens, auf den erſten Schuß; mit wahrem Vergnügen folgt man mit Ohr und Auge den wackeren krummbeinigen Gehülfen, welche jeden Buſch, jede Hecke durchſtöbern und zehnmal eine Strecke durchſuchen, um ja nichts zu überſehen. Und wenn die Dächſel vollends, wie hier die Regel, nach beendetem Treiben zu ihren Führern zurückkehren und ſich feſſeln laſſen, vergibt man ihnen gern alle Unarten, das Anſchneiden des von ihnen abgefangenen, verwundeten oder aufgefundenen verendeten Wildes, das wüthende Zerzauſen des werthvollen Fuchspelzes, das ſtreckenweiſe Ueberjagen, ihre Streitluſt,

Digitized by Google

Zanksucht, ihre Misgunst und ihren Neid auf andere Hunde und sonstige unliebsame Eigenschaften mehr. Beruhen diese ja doch zum größten Theile auf unbändigem Jagdeifer, kaum oder nicht zu zügelnder Weidlust.

Wie neidisch Dachshunde sein können, erfuhr ich an einem, welchen mein Vater besaß. Der Hund war ein abgesagter Feind aller übrigen Geschöpfe, welche sich auf unserem Hofe befanden. Er lebte mit keinem Thiere in Frieden, und am meisten stritt er sich mit einem Pintscher herum, dessen erbärmliche Feigheit ihm freilich regelmäßig den Sieg sicherte. Nur wenn sich beide Hunde in einander verbissen hatten, hielt auch der Pintscher ihm Stand, und dann kam es vor, daß sie, förmlich zu einem Knäuel geballt, nicht bloß über die Treppen, sondern auch von da über eine Mauer hinabrollten, sich über die Gartenbeete fortwälzten und nun in Burzelbäumen den ganzen Berg hinunterkollerten, aber doch ihren Kampf nicht eher einstellten, als bis sie im günstigeren Falle von dem Zaune aufgehalten, im ungünstigeren Falle aber durch das Wasser des Baches, in welchen sie oft mit einander fielen, abgekühlt wurden. Dieser Todfeind sollte einmal die Arznei für den erkrankten Dächsel werden. Letzterer lag elend da und hatte schon seit Tagen jede Nahrung verschmäht. Vergeblich waren die bisher angewandten Hausmittel geblieben: der Hund näherte sich, so schien es, schnell seinem Ende. Im Hause herrschte, trotz des Gedenkens an seine vielen unliebenswürdigen Eigenschaften, tiefe Betrübnis, und namentlich meine Mutter sah seinem Hinscheiden mit Kummer entgegen. Endlich kam sie auf den Gedanken, noch einen Versuch zu machen. Sie brachte einen Teller voll des leckersten Fressens vor das Lager des Kranken. Er erhob sich, sah mit Wehmuth auf die saftigen Hühnerknochen, auf die Fleischstückchen: aber er war zu schwach, zu krank, als daß er sie hätte fressen können. Da brachte meine Mutter den anderen Hund herbei und gebot diesem, den Teller zu leeren. Augenblicklich erhob sich der Kranke, wankte taumelnd hin und her, richtete sich fester und gerader auf, bekam gleichsam neues Leben und — stürzte sich wie unsinnig auf den Pintscher los, knurrte, bellte, schäumte vor Wuth, biß sich in seinem Feinde fest, wurde von dem tüchtig abgeschüttelt, blutig gebissen und jedenfalls so erregt, erzürnt und erschüttert, daß er anfangs zwar wie todt zusammenbrach, allein von Stunde an sich besserte, und nach kurzer Zeit von seinem Fieber genas.

In Frankreich und Großbritannien züchtet man den Spießhund, Turnspit der Engländer (Canis familiaris vertagus rectipes), welcher sich von den bei uns gewöhnlichen Rassen hauptsächlich durch seine stämmigere Gestalt, den größeren Kopf, die kürzere Schnauze, die geraden Vorderbeine und den längeren und dünneren Schwanz unterscheidet. In Sein und Wesen ist er ein echter Dächsel: eifrig, lebhaft, heftig, streitsüchtig wie seine Verwandten. Man verwendet ihn seltener zur Jagd, als zur Bewachung von Haus und Hof und zum Drehen des Bratspießes. Zu diesem Behufe sperrt man ihn in eine als Drehrad dienende Trommel und läßt ihn hier arbeiten. In Gast- und Speisehäusern französischer Städte sieht man ihn oft bei seiner Arbeit. Er unterzieht sich dieser ohne Murren, wenn die Reihe an ihm ist, läßt sich aber weder durch aufmunternde Worte noch durch Strafe bewegen, länger als eine bestimmte, ihm zur Gewohnheit gewordene Zeit zu arbeiten.

Der Otterhund endlich, nach der Insel Skye Skye-terrier genannt (Canis familiaris vertagus scoticus), nach Ansicht Einiger eine Kreuzungsform zwischen Spießhund und Zottelpintscher, steht dem letzteren näher als ersterem, ist kräftig gebaut, hat langen Kopf mit spitziger Schnauze und langen, hängenden Ohren, gestreckten Leib, gerade Beine und mittellanges, struppiges Fell von verschiedener Färbung.

Gegenwärtig benutzt man ihn hauptsächlich zu der Jagd, von welcher sein Name herrührt; früher wurde er auch wohl zur Hasenjagd gebraucht, und heißt deshalb noch heutzutage Welsh Harrier. Der Otterhund ist ein kühnes, muthiges, lebendiges Thier, und nur ein solcher ist zur

Digitized by Google

Otterjagd zu gebrauchen. Bei der Verfolgung des Fischotters muß der Hund oft im Wasser jagen und deshalb im Schwimmen und Tauchen Meister sein; seinen Muth hat er von Nöthen, denn sein Gegner versteht sein scharfes und kräftiges Gebiß gehörig zu gebrauchen und bringt dem Verfolger oft schwerere Wunden bei als der Dachshund ihm. Zudem versteht es der Otter, der glatthaarigste von allen Mardern, selbst dann noch dem Hunde zu entgehen, wenn dieser ihn bereits gepackt hat. Aber der vortreffliche Hund ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihm einen glücklichen Erfolg sichern. Mit Ausnahme des Bullenbeißers und Bulldoggen soll es wenig Thiere geben, welche mit so hohem Muthe kämpfen wie er. Man versichert, daß ein Angriff von ihm, so klein und unbedeutend er auch scheint, gefährlicher ist als ein solcher vom Bulldoggen. Dieser läßt das, was er ergriffen hat, allerdings so leicht nicht wieder los und wird aus diesem Grunde gefährlich; der Otterhund aber beißt mindestens ebenso tief wie jener, jedoch außerordentlich oft und schnell hinter einander und soll deshalb nicht nur sehr viele, sondern auch sehr schlimme Wunden hervorbringen.

Der Otterhund kann das allerschlimmste Wetter und die Veränderung der Wärme aushalten und auch in der kältesten Jahreszeit wiederholt Bäder in dem eisigen Wasser ertragen. Sein hartes, rauhes und verwirrtes Kleid, welches den Einflüssen der Kälte sehr widersteht, leistet ihm allerdings vortreffliche Dienste; die Gewöhnung thut das ihrige dazu. Namentlich auf den Felsen der Hebriden, wo die Ottern sehr häufig sind, werden diese Hunde benutzt. Die Jäger landen in Kähnen an irgend einer kleinen Insel und lassen hier ihre Hunde frei. Diese klettern überall auf und in den Felsen herum und durchstöbern jede Höhle. Sobald ein Hund einen Otter findet, jagt er ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und packt ihn; die anderen Hunde eilen zur Hülfe: es entsteht eine wüthende, lärmende Balgerei; der Otter wehrt sich fürchterlich, wird aber doch zuletzt von der muthigen Schar todt gebissen und dann dem Jäger überliefert. Letzterer stellt sich übrigens schon von vorn herein in der Nähe des Meeres auf, um den zum befreundeten Elemente flüchtenden Thieren den Weg abzuschneiden.

Ueber die Abstammung dieser Hunde ist man noch keineswegs im Klaren, und auch die Ansicht, daß der Otterhund Dachshund sei, bedarf noch sehr der Bestätigung. Namentlich widerspricht die ziemlich bedeutende Größe des Thieres dieser Annahme: seine Höhe vom Fuße bis zur Schulter beträgt nicht selten 60 Centim.

*

Weit zahlreicher an Rassen und Formen und sorgfältiger Erziehung ungleich zugänglicher als die Dächsel, nehmen die Jagdhunde unbestreitbar den höchsten Rang unter allen Haushunden ein. Sie stehen in keiner Weise zurück hinter dem verständigen Pudel, dem zierlichen Windspiele, dem niedlichen Seidenhunde, vereinigen vielmehr aller Schönheit und Eigenheit in sich und dürfen dreist als die edelsten bezeichnet werden. An ihnen hat der Mensch sich als Schöpfer erwiesen, auf sie einen Theil seiner eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften vererbt, sie für die verschiedenartigsten Abstufungen einer und derselben Dienstleistung gestaltet und gemodelt. Schon bei uns ist die Anzahl der Rassen oder Abarten eine erhebliche; weit mehr solcher Abänderungen aber kennt man in Großbritannien, wo man von jeher sehr viel für die Zucht dieser ausgezeichneten Geschöpfe gethan hat.

So schwierig es sein mag, allgemeine Kennzeichen der verschiedenen Jagdhunde aufzustellen, läßt sich doch Folgendes sagen: Sie sind schöne, mittelgroße Hunde, mit gestrecktem, eher schwachem als kräftigem Leibe, länglichem, auf der Stirn flach gewölbtem Kopfe, nicht sehr langer, nach vorn hin verschmälerter und abgestumpfter Schnauze, großen, klugen Augen, breiten hängenden Ohren, kräftigem, aber verhältnismäßig langem Halse, breiter und voller Brust, nicht auffallend eingezogenen Weichen, mittelhohen, schlanken, jedoch nicht mageren Beinen, wohlgebildeten Füßen, deren hinteres Paar eine gekrallte Afterzehe trägt, und ziemlich langem Schwanze. Die Behaarung ist bald kurz

Digitized by Google

und fein, bald lang und grob, der Schwanz entweder kurz oder langfahnig, die Färbung ungemein verſchieden, eintönig oder fleckig. Ueber jedem Auge befindet ſich meiſt ein kleiner, rundlicher, lichterer Flecken.

Alle Jagdhunde ſind geborene Jäger, und wenn dies nicht der Fall, taugen ſie eben nichts. Mehr als bei jedem anderen Hunde kommt es bei ihnen auf die Raſſe oder Unterraſſe an, und regelmäßig findet man hier, daß gute Mütter oder erprobte, geſchickte Eltern auch vortreffliche Junge erzeugen. Alle ſind kräftig, ſchnell und durch ihre ausgezeichneten Sinne, namentlich durch den überaus feinen Geruch, vor den übrigen Hunden zur Jagd befähigt. Sie beſitzen ein ſo ſtarkes Spürvermögen, daß ſie die Fährte eines Wildes noch nach Stunden, ja ſogar nach Tagen durch den Geruch wahrnehmen können. Deshalb bedient man ſich ihrer zum Aufſpüren und Aufſuchen des Wildes und namentlich des Haarwildes und richtet ſie zu dieſem Zwecke beſonders ab.

Unter den verſchiedenen Raſſen wollen wir die bekannteſten, die Hühnerhunde, zuerſt betrachten. Sie ſind mittelgroß und ziemlich ſtark gebaut; ihre Schnauze iſt lang und dick, die Naſe zuweilen geſpalten, das Ohr breit, lang und hängend, ein „Behang"; das Haar kurz bei den Vorſtehhunden, länger bei den eigentlichen Hühnerhunden, ziemlich lang bei den ſogenannten Waſſerhunden; die Färbung bei uns zu Lande gewöhnlich weiß mit braunen, ſeltener mit ſchwarzen Flecken; doch gibt es auch ganz weiße, braune, ſchwarze oder gelbe. Die Ruthe wird gewöhnlich in der Jugend geſtutzt, weil der Hund ſie ſpäter, wenn er vor dem Wilde ſteht, bewegt und das Wild leicht verſcheuchen würde, wenn man ſie ihre volle Länge erreichen ließe.

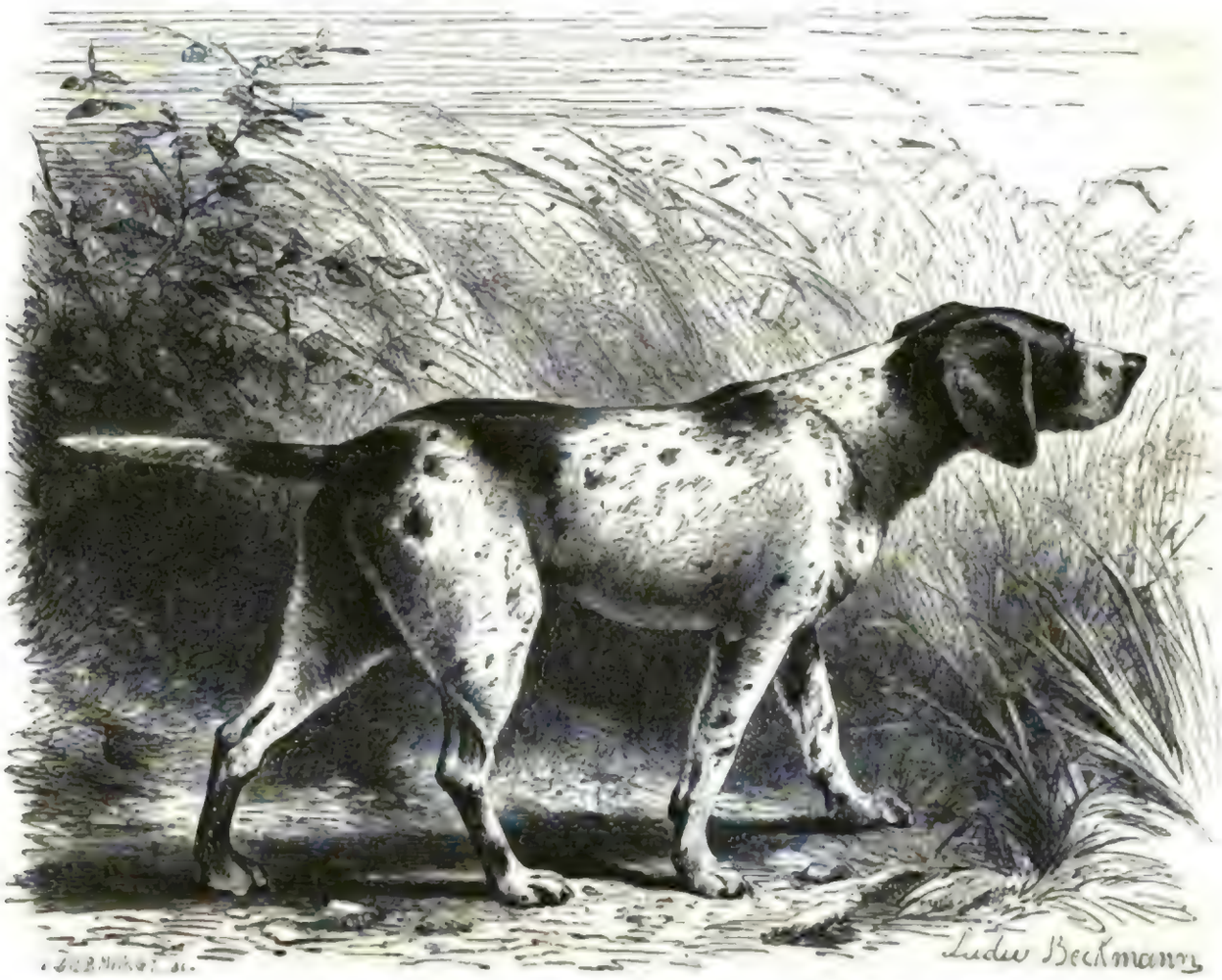
Die Hühnerhunde ſind ganz ausgezeichnete, kluge, gelehrige, folgſame und jagdbegierige Thiere und zur Jagd auf allerlei Wild geradezu unentbehrlich. Sie ſpüren das Wild weniger durch ſcharfe Verfolgung der Fährte aus als vielmehr durch Wittern desſelben, und zwar gibt es Hühnerhunde, welche ſchon aus einer Entfernung von ſechszehn bis achtzehn Schritten mit aller Sicherheit ein Jagdthier durch den Geruchsſinn wahrnehmen. Bei der Jagd ſelbſt gehen alle höchſt verſtändig zu Werke.

„Ich habe mich", ſagt Diezel, „ſeit einer langen Reihe von Jahren fortwährend damit beſchäftigt, die Fähigkeit der bei uns vorkommenden Thiere zu vergleichen, und mich immer feſter überzeugt, daß ſie alle bei weitem von einem übertroffen werden, nämlich von dem gewöhnlichen Begleiter des Jägers, von dem Vorſtehhunde (Canis familiaris avicularius oder C. sagax venaticus).

„Dieſer Hund muß jedoch, wenn meine Behauptung auf ihn anwendbar ſein ſoll, von ganz reiner Abkunft ſein und alle ſeine natürlichen Anlagen, namentlich einen ſehr ſcharfen Geruch beſitzen. Er muß ferner nicht vereinzelt erzogen werden, ſondern unmittelbar unter den Augen ſeines Führers aufgewachſen ſein, damit er gleich von Jugend an jedes Wort und jeden Wink verſtehen lernt. Endlich muß auch ſein Herr alle Eigenſchaften eines guten Lehrers, worunter die Geduld keine der geringſten iſt, im vorzüglichen Grade beſitzen, ja er muß ſogar ein ſicherer Schütze ſein; denn nur wenn alle Erforderniſſe mit einander vereinigt ſind, kann der Lehrling jenen bewunderungswürdigen Grad von Folgſamkeit, Selbſtbeherrſchung und Geſchicklichkeit erreichen, welchen ich hier in einigen kurzen Sätzen zu ſchildern verſuchen will.

„Ein vollkommen abgerichteter, ſtets zweckmäßig geführter Hund, im Alter von drei bis vier Jahren, ſucht, ſeinem natürlichen Triebe folgend, mit immer dem Winde entgegengehaltener Naſe das Wild auf, indem er bald rechts bald links ſich wendet. Auch bleibt er von Zeit zu Zeit einmal ſtilleſtehen und ſieht ſich nach ſeinem Gebieter um, der nun durch eine Bewegung dem Hunde die Gegend bezeichnet, welche er abſuchen ſoll. Dieſe Winke werden auf das genaueſte befolgt. Kommt ihm nun die Witterung irgend eines bedeutenden Wildes in die Naſe, ſo hört auf einmal die ſonſt unaufhörliche Bewegung des Schweifes auf. Sein ganzer Körper verwandelt ſich in eine lebende Bildſäule. Oft auch ſchleicht er nach Katzenart und mit leichten Tritten dem Gegenſtande näher, ehe

er ganz feſtſteht. Nach wenigen Augenblicken wendet er nun den Kopf nach ſeinem Herrn, um ſich zu überzeugen, ob dieſer ihn bemerkt hat oder nicht, und ob er ſich nähert. Es gibt ſogar Hunde, welche, wenn der Oertlichkeit nach ſolches nicht möglich iſt (z. B. im Walde oder im hohen Getreide, wo man es nicht ſehen kann), das gefundene Wild auf kurze Zeit verlaſſen, um ihren Herrn aufzuſuchen und an Ort und Stelle zu führen. Doch thaten dies von den vielen Hunden, welche ich in meinem Leben beſeſſen und geführt, nur einige, und nicht ſchon in der erſten Zeit, ſondern ſie lernten es erſt in ſpäteren Jahren.



Vorſtehhund (Canis familiaris avicularius). 1/10 natürl. Größe.

„Eine der ſchönſten Gelaſſenheitsproben für junge, feuerige Hunde iſt die, wenn ſie das dicht vor ihren Augen von dem Jäger getroffene Flugwild flattern und dann fallen ſehen, dasſelbe aber nicht greifen dürfen. Und auch dieſer großen Verſuchung lernt ein folgſamer Hund bald widerſtehen und wagt es nicht eher, zu apportiren, als bis er von ſeinem Herrn die Erlaubnis dazu erhalten hat.

„Ein ebenſo ſchwieriger und faſt noch ſchwierigerer Punkt iſt die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jedem ihm ins Geſicht kommenden Haſen zu verfolgen. Hier hat er einen um ſo ſchwereren Kampf zu beſtehen, als es ja unſtreitig die Beſtimmung des Hundes iſt, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenſcheinlich der Hund ſeine Natur hier verleugnen, und er verleugnet ſie auch wirklich. Denn nachdem er eine Viertelſtunde lang vor dem Lager des Haſen geſtanden hat, darf er, wenn dieſer endlich aufſteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager ſelbſt oder im Augenblicke des Entweichens ihn ergreifen oder tödten. Er darf es ſogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht begriffener Haſe ſich ſeinen Zähnen gleichſam freiwillig darbietet und, ſozuſagen, in den Rachen hineinlaufen würde.

Digitized by Google

„Der unkundige Zuschauer, welcher Zeuge eines solchen Auftrittes ist, kann nicht anders glauben, als daß ein solcher Hund ganz gleichgültig und ohne alle Leidenschaft sei, daß der Hase für ihn gar keinen Reiz habe. Aber wie sehr trügt hier der Schein! Nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Lust, anders zu handeln, wenn ich so sagen darf, ist es, was ihn davon abhält, sondern der Gehorsam, das Gefühl der Unterwürfigkeit, die Furcht vor der Strafe. Die Natur scheint hier unter den Händen der Kunst gleichsam untergegangen zu sein; allein sie ist es nicht, sie schlummert nur, oder vielmehr sie schweigt, weil sie schweigen muß, weil ihre Stimme nicht laut werden darf.

„Man beobachte denselben Hund, welcher unmittelbar unter den Augen seines Führers diesen hohen Grad von Selbstbeherrschung zeigte, wenn er allein oder sich selbst überlassen ist, oder wenn er einen Führer hat, den er nicht achtet. Er wird sich dann der Begierde zu jagen so gewiß überlassen als jeder andere auch. Daher kommt es dann auch, daß in der ersten Zeit der Abrichtung selbst Hunde, welche in der Nähe ihres Herrn schon ziemlich folgsam sind, noch manchen Fehler begehen, sobald man ihnen gestattet, sich weit zu entfernen. Es sei mir vergönnt, einige Beispiele davon anzuführen, wie groß der Hang dieser Hunde ist, das Wild zu verfolgen. Schon viele Hunde wurden mit Schrotschüssen verwundet, weil sie, auf mehrmaliges Rufen und Pfeifen nicht achtend, sich der Begierde gleichsam blindlings überlassen hatten. Sie schrieen im Augenblicke der Verwundung laut auf, ließen sich aber dadurch doch nicht von der Fortsetzung der Verfolgung abhalten. Andere wurden so stark getroffen, daß sie sogleich umkehren mußten. Aber kaum war eine Stunde verflossen, kaum hatten sie sich ein wenig wieder erholt, als sie auch wieder jedem vorkommenden Hasen ebenso leidenschaftlich nachsetzten wie zuvor.

„Der merkwürdigste Fall dieser Art, welcher mir vorgekommen ist, war folgender: Eine Vorstehhündin, welche aber nicht von mir erzogen und abgerichtet, sondern bloß meiner Führung auf einige Zeit anvertraut war, stand am Rande eines ziemlich breiten Grabens dicht vor einer Rebhühnerkette. Als ich mich näherte, um zu schießen, stand unfern von uns ein junger Hase auf. Den Hund durchzuckte die Lust, hinter ihm herzujagen, wie ein elektrischer Schlag, und gewiß würde er es augenblicklich gethan haben, hätte nicht meine Näherung und ein lauter Warnungsruf ihn noch nothdürftig zurückgehalten. Er blieb daher in seiner früheren Stellung, wandte aber, den zuerst gefundenen Gegenstand gleichsam ganz aufgebend, den Kopf immer nach der Seite hin, wo der Hase lief, und zitterte dabei sichtlich am ganzen Leibe. Jetzt stiebten die Rebhühner auf, und ich schoß davon zwei. Allein anstatt wie gewöhnlich diese mit dem größten Eifer zu apportiren, sprang der Hund, ohne im geringsten auf die herabfallenden Vögel zu achten, augenblicklich über den Graben und setzte dem schon längst entflohenen Hasen nach. So sehr hatte dieser schon vom ersten Augenblicke an seine ganze Seele beschäftigt. Man berechne, welchen Kampf, welchen Grad von Selbstüberwindung es ihm gekostet haben mag, einer so reizenden Versuchung zu widerstehen!

„Einen höchst anziehenden Anblick gewährt es dem Zuschauer, sogar dem, welcher nicht selbst Jäger oder Jagdkenner ist, wenn er die Vorsicht wahrnimmt, mit welcher sich der Vorstehhund dem aufgefundenen Federwilde nähert. Wenn er z. B. bei Mangel an günstigem Winde nicht ganz sicher weiß, nach welcher Seite hin die Rebhühner gelaufen sind, kehrt er schnell um, umkreist in großen Bogen, wo er sie vermuthet, und jede große Annäherung sorgfältig vermeidend, spürt er auf diese Weise endlich den Platz auf, wo sie festliegen, und hier erst bleibt auch er selbst augenblicklich feststehen. Beim Absuchen der Getreidestücke läuft der erfahrene Hund nicht etwa in die Frucht selbst hinein, sondern bloß an der Seite des Ackers hin, jedoch so, daß ihm der Wind von dem Wilde her entgegenweht; denn auf der entgegengesetzten Seite wird er den Zweck des Auffindens nicht so sicher erreichen.

„Den höchsten Grad von Verstand dieser Art sah ich einst, als ich mit einigen Bekannten zu Anfang des Sommers einen Spaziergang machte, um deren Hunde, welche im Rufe vorzüglicher Befähigung standen, mir vorführen zu lassen. Sämmtliche Felder waren mit Frucht bedeckt; ich war daher nicht wenig gespannt darauf, wie man es anfangen werde, um hier Gelegenheit zu haben,

die drei Hunde, welche wir bei uns hatten, arbeiten zu ſehen. Bald aber überzeugte ich mich, daß dieſer Zweck ganz gut erreicht wurde; denn dieſe Hunde, einer wie der andere, ſuchten im ſogenannten Sommerbau, nämlich den Gerſten-, Hafer- und Kartoffeläckern, deren Frucht noch weiter zurück war, ganz unbefangen hin und her; ſobald ſie aber an einen Roggen- oder Weizenacker kamen, änderten ſie alsbald ihr ganzes Weſen und ihre Bewegungen; denn ſie ſetzten jetzt nicht mehr hin und her, wie ſie es zuvor in der noch niedrigen Frucht gethan hatten, ſondern es unterſtand ſich keiner mehr, einen ſolchen Acker mit hohem Getreide zu betreten. Vielmehr ſuchten ſie jetzt nur noch im langſamen Trabe, und zwar immer nur in der äußerſten Furche, auf der Seite, wo ſie den beſten Wind hatten, um das Wild in die Naſe zu bekommen. Als ich meine Verwunderung über dieſe Vorſicht äußerte und zugleich den Wunſch ausſprach, zu erfahren, auf welche Weiſe man ſie dazu gebracht hatte, die Fruchtſtücke ſo genau zu unterſcheiden, erwiderte man, daß dies ſehr leicht und bald dadurch bewerkſtelligt worden wäre, indem man ſie zwar ſehr oft zu einem Spaziergange mitgenommen, ihnen aber nie geſtattet habe, einen Acker mit ſchon hohem Getreide zu betreten, ſowohl um jeden Verdruß mit den Feldbeſitzern zu vermeiden, als auch um die Hunde ſtets im Auge zu behalten.

„Ich beſaß einſt einen Hund, welcher faſt menſchliche Ueberlegung zeigte, und ich will nur einen einzigen Fall davon hier mittheilen. Wenn ich in Dienſtgeſchäften aus dem Walde zurückkam, führte mich mein Weg gewöhnlich an einem kleinen, ſumpfigen Weiher vorüber, wo in der Strichzeit, d. i. in den Frühlings- und Herbſtmonaten, faſt immer Heerſchnepfen (Telmatias gallinago) zu liegen pflegten. Dies wußte mein Hund wohl. Er eilte darum ſchon in der Entfernung von mehreren tauſend Schritten vor mir voraus, ſuchte einen ſolchen Vogel auf und blieb vor demſelben ſtehen, drehte aber ſogleich ſeinen Kopf nach mir, um ſich zu überzeugen, ob ich rechts ab die Straße verlaſſen und mich nach dem Weiher wenden oder meines Weges gehen würde, da letzteres jedesmal geſchah, wenn ich entweder keine Luſt oder keine Zeit zum Schießen hatte. So lange nun dem Hunde noch Hoffnung übrig blieb, daß dieſe von ihm angezeigte Schnepfe von mir werde aufgeſucht werden, blieb er feſt und unbeweglich mit immer nach mir gerichteten Augen ſtehen. Sobald ich aber, ohne mich zu nähern, vorübergegangen war, ſtieß er ſie heraus und verließ ſogleich den Sumpf, ohne weitere aufzuſuchen. Dies Verfahren hat er mehr als dreißigmal wiederholt, und viele meiner Bekannten waren Augenzeugen davon.

„Schon mehrmals iſt mir auch der Fall vorgekommen, daß, während meine Hunde im vollen Suchen begriffen oder doch überhaupt in lebhafter Bewegung waren, plötzlich innehaltend, ſie ſich flach auf den Boden niederwarfen und in dieſer Stellung liegen blieben. Wenn ich nun der Richtung ihrer Blicke folgend nachforſchte, was wohl die Urſache ihres Benehmens ſein möge, ſo war es regelmäßig irgend ein Wild, meiſtens ein Haſe, den ich oft noch in ſehr großer Entfernung laufen oder vielmehr auf uns zukommen ſah; denn nur in dem einzigen Falle, wenn er in gerader Linie ſich uns näherte, nicht aber, wenn er ſeine Richtung ſeitwärts vorbei nahm, legten ſich die Hunde nieder, wie ein Raubthier, welches auf die Annäherung ſeines Opfers lauert, um dasſelbe, wenn es nahe genug herangekommen, ſicherer zu erhaſchen, zuvor aber ſich vor deſſen Augen ſoviel als möglich zu bergen ſucht.

„Ein Hühnerhund, welcher einem meiner Freunde gehörte, bemerkte einſt, während er von weitem eine Jagd auf einer Inſel von geringem Umfange mit anſah, daß einer von den hin- und hergeſprengten Haſen ſich über eine ſchmale Brücke, dem einzigen zu der Inſel führenden Eingange, in das Freie gerettet hatte. Als er nun abermals jenſeits des Waſſers einen Haſen erblickte, eilte er, auf jede Art der Verfolgung verzichtend, in vollem Laufe nach der Brücke hin, legte ſich dort flach auf den Boden und erwartete in dieſer Stellung den nächſten Flüchtling, um ſich desſelben ſo recht auf dem kürzeſten Wege zu bemächtigen. Um zum Schluſſe zu kommen, erwähne ich bloß noch, daß derſelbe Hund, welcher die geſunden Haſen vor ſich ſieht, ohne ſich zu rühren, die angeſchoſſenen halbe Stunden weit unermüdet verfolgt, ſobald ſein Herr es ihm befiehlt oder

Digitized by Google

vielmehr es ihm erlaubt; denn der innere Trieb fordert ihn dazu auf, jede Schweißfährte so weit als möglich zu verfolgen. Durch die Abrichtung hat er aber gelernt, das endlich gefangene oder aufgefundene Thier ohne die geringste Verletzung herbeizubringen. Auch als aufgestellter Wächter entspricht er jeder Erwartung; denn halbe Tage lang bleibt er unbeweglich neben dem Gewehre oder der Jagdtasche seines Herrn im Walde liegen. Kein Unbekannter darf es wagen, sich zu nahen oder sie zu nehmen."

Wie fest manche Hühnerhunde vor dem Wilde stehen, mag aus folgender Thatsache hervorgehen, welche Lenz erwähnt. In England hatte man ein prachtvolles Gemälde verfertigt, welches einen schwarzen Vorstehhund, Namens Pluto, und einen weiblichen, Namens Juno, darstellt, wie beide vor einem Rebhuhne stehen. Der Maler zeichnete fünf viertel Stunden lang, und beide standen während dieser Zeit wie versteinert.

Der Hund lernt alle diese Jagdbegriffe allerdings erst nach langer Abrichtung; aber wohl bei keinem anderen Thiere sieht man besser, wie viel es leisten kann, wenn der Mensch es lehrt und gut behandelt, als bei dem Hühnerhunde. Ein wohl abgerichteter Jagdhund ist ein wirklich wunderbares Thier und verdient seinen lateinischen Namen, Canis sagax, in vollem Maße. Auch er ist ein Menschenhund, wie Scheitlin sagt; denn er beweist wahren Menschenverstand. Er weiß genau, was er zu thun hat, und ein schlechter Jäger, welchen ein gut geschulter Jagdhund begleitet, wird von diesem nicht selten in der allerempfindlichsten Weise getadelt. So kannte ich einen Hühnerhund, Namens Basko, welcher wohl alles leistete, was man jemals von einem seiner Art verlangen konnte. Sein Herr war ein ganz vorzüglicher Schütze, welcher gewöhnlich unter zwanzig Schüssen auf fliegendes Wild keinen oder nur einen Fehlschuß that. Einst kommt der Sohn eines Freundes unseres Weidmanns zu ihm, ein junger Aktenmensch, welcher die Feder allerdings besser gebrauchen konnte als das Gewehr, und bittet um die Erlaubnis, ein wenig zu jagen. Der Förster gewährt ihm dies mit den Worten: „Gehen Sie, aber schießen Sie gut, sonst nimmt es Basko gewaltig übel". Die Jagd beginnt; Basko wittert nach kurzer Zeit eine Kette Hühner aus und steht wie ein Marmorbild vor derselben. Er erhält Befehl, sie aufzutreiben. Die Hühner fliegen, der Schuß knallt, aber kein Stück von dem Wilde stürzt herab. Basko sieht sich äußerst verwundert um und beweist augenscheinlich genug, daß seine gute Laune verschwunden sei. Er geht aber doch noch einmal mit, findet eine zweite Kette Hühner, und es geht wie das erste Mal. Da kommt er dicht an den Schützen heran, wirft einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn und eilt spornstreichs nach Hause. Noch nach Jahr und Tag war es demselben Jäger unmöglich, den Hund, welcher ein für die Jagd begeisterter war, mit sich auf das Feld zu nehmen: die Verachtung gegen den Schützen war zu tief in seinem Herzen eingewurzelt.

„Ich besaß", schreibt Oskar von Loewis, „eine Vorstehhündin, welche im Apportiren das erstaunlichste leistete. Verlor ich ein Stück Wild aus der Jagdtasche, hieß ich sie der Rückspur suchend folgen, und niemals kehrte das zuverlässige Thier mit leerem Maule zurück. Junge Birkhühner, welche bekanntlich nach öfterem Aufscheuchen während der Mittagshitze sehr fest liegen, hat sie mir oft auf Befehl lebend zu Füßen gelegt. Sie verstand jeden meiner Winke, jedes Wort: ich konnte mich mit ihr unterhalten wie mit einem Menschen. Jedes Ding, welches man ihr zeigte und zu beschaffen befahl, wußte sie zu erlangen. Sie schleppte Pfeifen, Dosen, Schlüssel, Tücher, Brodstückchen, Stöcke, ja sogar übelriechende Gegenstände, wie Cigarren und dergleichen, zart und vorsichtig herbei, letztere freilich unter Grimassen, nahm mir oder anderen auf den Zuruf die Mütze vom Haupte, zog Tücher aus den Taschen hervor und bediente mich besser als mancher Mensch. Einst handelten mir befreundete Damen mit einem hausirenden Juden, welcher endlich wegging. Nachdem er sich bereits mindestens fünfhundert Schritte weit entfernt hatte, wünschte eine der Damen noch eine Kleinigkeit zu kaufen. Der Handelsmann vernahm meinen Zuruf nicht mehr; folglich mußte meine Hündin helfen. „Minni, hole die Mütze jenes Mannes", sagte ich zu ihr, auf den Hausirer deutend. Wie ein Pfeil schoß sie dem Juden nach, sprang ihm zu seinem größten Entsetzen

Digitized by Google

auf den Rücken, zog ihm die Mütze vom Kopfe und lief mit derſelben vor dem jammernden Manne her, bis er ihn glücklich zurückgebracht hatte, und Itzig zu ſeiner Freude erfuhr, es habe ſich nicht um einen Ueberfall, ſondern nur um ein Geſchäftchen gehandelt."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſo gut erzogener Hund auch einen vortrefflichen Erzieher haben muß, wenn aus ihm etwas werden ſoll. Die Abrichtung iſt ein ſehr ſchwieriges Geſchäft und wird bloß von wenigen Erwählten verſtanden. Geduld, Ernſt und Liebe zum Thiere ſind Haupterforderniſſe eines Erziehers, und deshalb läßt ſich wohl mit voller Beſtimmtheit behaupten, daß eine Frau nun und nimmermehr einen Jagdhund würde erziehen können. Nach Dietrich aus dem Winckell erzog man früher den Jagdhund in gewaltſamer Weiſe, mit Peitſche und Korallenhalsband; nicht wenige Abrichter bedienen ſich noch heutigen Tages dieſer Schablone. Einſichtsvollere Lehrer verfahren anders. Ich will die „Methode" der einen wie der anderen hier wiedergeben: der gewaltige Unterſchied wird ſich Jedermann bemerklich machen. Wenn der junge Hühnerhund ein Jahr alt geworden war, begann man mit der Abrichtung, am liebſten im Februar, und wenn dies nicht anging, im Juli oder Auguſt. Während der ganzen Lehrzeit mußte er an einem ganz ungeſtörten Orte eingeſperrt oder angebunden werden und durfte durchaus keine Gelegenheit zu Zerſtreuung oder Spielerei haben, dort auch von Niemandem als von ſeinem Herrn beſucht, gefüttert und getränkt werden. Eine Stunde vor jedem Unterrichte erhielt er eine mäßige Mahlzeit, dann nahm man das Thier an eine drei Meter lange Leine, deren Ende zugleich ein Halsband bildete, verſah ſich mit einer kurzen Peitſche und lehrte dem Hunde zunächſt den Dreſſurbock (ein feſt mit Bindfaden umwickeltes Strohbündel) aufnehmen. Man legte ihm zuerſt die Leine an, zog ihn unter dem Zurufe „hierher!" und mit einem beſtimmten Pfiffe an ſich, lobte und ſtreichelte ihn, wenn er von ſelbſt kam, oder ſchaffte ihn mit Gewalt herbei, wenn er ſich ſtörriſch zeigte. Sobald er auf den Ruf folgte, wurde er noch ein wenig herumgeführt, und zwar, indem man ſich bald rechts, bald links wendete und dabei „herum!" rief. Dann wurde er nach ſeinem Wohnplatze zurückgebracht und ihm Gelegenheit gegeben, das Gelernte ordentlich durchzudenken. In einer anderen Stunde begann das Apportiren. Man legte den Dreſſurbock auf die Erde, zog den Hund an der Leine dicht herbei, drückte ſeinen Körper platt auf den Boden und hielt ihn dort in liegender Stellung, ſchob ihm mit der anderen Hand den Bock ins Maul und rief „Faß!" griff ihm dabei von oben herab hinter die Eckzähne, öffnete ihm die Kinnlade und ſchob ihm den Bock bis unter die Fänge, rief nochmals „Faß!" und ſchloß mittels der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit ließ man ihn los, und indem man „Aus!" rief, nahm man ihm den Bock wieder ab. Wenn er das Maul nicht ſelbſt öffnete, reibte man ihm den Bock gegen das Zahnfleiſch oder drehte ihm das Halsband derart zuſammen, daß er unwillkürlich das Maul aufſperrte. In einer ſpäteren Lehrſtunde ließ man ihn, während er den Bock im Maule hatte, aufſtehen und einige Schritte weit gehen und nahm ihm denſelben unter dem Zurufe „Aus!" wieder ab. Nach und nach hörte man auf, ihm das Maul zuzuhalten, während er den Bock faßte, und ließ ihn denſelben aus immer größeren Entfernungen herbeiholen, wobei man immer „Apportez!" ſagte. Wollte er etwas nicht thun, ſo wurde er jedesmal dazu gezwungen und dies ſolange, bis er es gern ausführte. Später nahm man anſtatt des Bockes Stücken Holz und andere Dinge, endlich einen Haſenbalg und ſchließlich Haſen, Rebhühner, zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elſtern und Krähen, kurz, lauter Thiere, welche er nur höchſt ungern aufnahm und trug. Nachdem er dieſe Kunſt begriffen hatte, wurde ihm das Verlorenſuchen beigebracht. Man ging mit dem Winde und ließ unbemerkt etwas fallen, was er gern apportirte, wendete nach einigen Schritten mit dem Zurufe: „Such verloren!" um, und leitete ihn auf demſelben Wege gegen den Wind zu dem Gegenſtande hin, indem man ihm denſelben zeigte und „Apportez!" rufte. Dieſe Uebung wurde weiter und weiter ausgedehnt, bis er auch dieſes begriffen hatte. Hierauf mußte er das Vorſtehen lernen, wieder mit ſeinem Bocke, welchen man vor ihm auf den Boden warf, während man den Kopf ihm zur Erde drückte und „tout beau!" oder, wenn er es nach einiger Zeit ergreifen ſollte, „Avancez!" ausrief. Alles dies wurde in einem

Digitized by Google

umſchloſſenen Raume vorgenommen, erſt mit, ſpäter auch ohne Leine. Hatte nun der Hund die Sache gut begriffen, ſo nahm man ihn mit ſich auf das Feld hinaus, immer noch an der Leine und mit der Peitſche in der anderen Hand. Hier ließ man ihn an einem freien Orte, wo Wild war, gegen den Wind ſuchen, und ſchwenkte ihn dabei abwechſelnd rechts und links, indem man „herum!“ rief. Durch die Worte „Such, ſuch!“ feuerte man ihn an, durch ein leiſes „Sachte, ſachte!“ beruhigte man ihn, wenn er zu hitzig wurde, und durch einen ſtarken Ruck an der Leine bezeichnete man ihm ſeine Unzufriedenheit, wenn er nicht gehorchen wollte. Suchte er nach Mäuſen, Lerchen und anderen kleinen Thieren, wurde er unter dem Zurufe „Pfui!“ abgehalten, und niemals ſchoß man ein ſolches Thier vor ihm. War er bei der Suche folgſam geworden, ſo brachte man ihn dann an Orte, wo es Rebhühner, aber wenig Haſen gab, und ließ ihn an der Leine unter dem Winde ſuchen, rief ihm, ſobald er etwas in die Naſe bekommen hatte, zu „Such!“ und ließ ihn, ſobald er feſtlag oder ſtand, kreiſen, bis man die Hühner erblickte. Hierauf ging man zurück, führte ihn unter dem Zurufe „Hierher!“ ab, ließ ihn nochmals vorgehen, wieder kreiſen und ſtieß endlich die Hühner, ohne zu ſchießen, auf, geſtattete aber ihm das Nachfahren durchaus nicht. Fielen die Hühner wo anders ein, ſo verfuhr man wie vorher und ſuchte endlich eins im Sitzen oder, wenn es aufſtand und der Hund nicht hinterdrein fuhr, im Fluge zu ſchießen, wobei man ſich aber ſehr vor einem Fehlſchuſſe zu hüten hatte. War das Huhn gefallen, ſo ließ man es ſich bringen und ſah ſtreng darauf, daß er es nicht ſchüttelte oder zerbiß. Nach dem Schuſſe durfte er nie ſchwärmen, ſondern wurde gleich herangerufen und mußte, bis der Jäger geladen hatte, ruhig neben ihm ſitzen. Auf Haſen lehrte man ihn in ähnlicher Weiſe. Im Walde brachte man ihm zunächſt bei, daß er ſich nie weit vor dem Schützen entfernen dürfe, und ging deshalb zuerſt in buſchreiche Orte, wo man ihn immer überſehen konnte. Zum Schluß endlich führte man ihn an das Waſſer und ließ ihn hier zuerſt in ganz ſeichtem Waſſer apportiren und veranlaßte ihn, ſpäter immer tiefer und tiefer in dasſelbe hineinzugehen; niemals aber durfte man einen jungen Hund in das Waſſer werfen, weil er ſonſt leicht zu große Scheu davor bekam.

Gegenwärtig gehen wenigſtens viele Lehrer des Jagdhundes von anderen Grundſätzen aus. Sie ſehen in ihrem Zöglinge keinen Sklaven, ſondern einen verſtändigen Gehülfen, und behandeln ihn darnach, und zwar von Jugend auf. Das Thier, lehrt Adolf Müller, muß nicht allein in einem ſtets reinlich gehaltenen, luftigen, weder zu warmen, noch zu kalten Stalle hauſen, ſondern auch frei ſich bewegen können, frei von der Laſt und dem Drucke der Kette; denn nur der frei ſich bewegende und entwickelnde Hund wird ein geſundes, gewandtes, vielſeitiges und gehobenes Weſen. „Man bringe ihn freundlich an ſeine Seite, leite und unterrichte ihn als Freund, um ihn zu demjenigen Hausthiere heranzubilden, welches unſeres Verkehrs am würdigſten iſt, und jede Mühe, welche wir an ſeine Ausbildung verwenden, belohnt ſich reichlich und nutzbringend.

„Die erſte Grundlage der Erziehung des Hundes bildet frühzeitige, unausgeſetzte und freundliche Beſchäftigung mit ihm. Schon bei ſeiner Geburt walte das aufmerkſame Auge des Pflegers über dem kleinen Weſen; er unterſtütze die Fürſorge der Mutter durch warmes und trockenes Betten der Jungen, helfe der Alten an Körperkraft auf durch gute und reichliche Nahrung, um ſo mittelbar die Ernährung der Jungen zu befördern. Gut genährt und von plagenden Schmarotzern gereinigt, entwächſt das Hündchen geſund und kräftig den Säuglingswochen und tritt nunmehr in die Pflege ſeines Erziehers. Dieſer beginnt in der achten oder neunten Woche die belehrende Beſchäftigung mit dem jungen Schüler. Indem er den Kern aller Erziehung, welcher in dem Sprichworte: „Jung gewohnt, alt gethan“, liegt, vernünftig ausbeutet, ſichert er ſich fernerhin einen unfehlbaren Erfolg dadurch, daß er dem Schüler alles, auch das Schwierigſte, ſpielend beibringt. Dem jungen Hunde Appell lehren oder beibringen, heißt nichts anderes, als ihn durch menſchlichen Umgang vertraulich, willig und folgſam machen.

„Nichts unſinnigeres kann erdacht werden als der alte Gebrauch der Schultyrannen. Man ließ den Hund dreiviertel oder ein Jahr in völliger Zügelloſigkeit zu einem wahren Tölpel voller

Digitized by Google

Unarten heranwachſen, und nun brachte man ihn plötzlich in das Fachwerk einer Dreſſur hinein, deren Pedanterie und Schablonenmäßigkeit jedem einſichtsvollen Thierkundigen geradezu lächerlich erſcheinen muß. Wer kennt nicht das kriechende Avanciren und abwechſelnde „Couche tout beau“ vor dem Dreſſirbock, dieſem Popanz der Hühnerhundſchule, wer nicht das pedantiſche Lenken an langer Dreſſirleine im Felde nach der ſogenannten Stubendreſſur, wo dem oft mit Korallen und Peitſche mishandelten Thiere die „graue Theorie“ ſo recht exemplariſch alle Luſt zur Jagd, alle Anhänglichkeit und Liebe an den Herrn auf ewig austrieb? Solche Miserzieher ſind auch die Urheber der traurigen Erſcheinung verſchlagener und handſcheuer Hunde, dieſer Armenſünder des Prügelſyſtems, welche bei dem Pfiffe oder Rufe ihres Tyrannen zuſammenſchrecken und ſich verkriechen, durch deren ganzes Leben ſich ſozuſagen der brennende Faden der Furcht und des Zagens zieht! Dank der unverwüſtlichen Natur unſeres ebenſo klugen als geduldigen Thieres gingen ſelbſt aus dieſer traurigſten aller Schulen zuweilen vortreffliche, brauchbare Hunde hervor; aber bei weitem die meiſten wurden für ihr Leben verpfuſcht, und viele talentvolle kamen nicht zur vollen Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeiten.

„Kehren wir dieſer düſteren Knechtung den Rücken und beſchauen wir uns die heitere Unterweiſung auf menſchwürdiger Grundlage. Durch häufigen Verkehr und dadurch, daß wir ihn ſelbſt füttern, haben wir uns des kleinen Zöglings Zuneigung bereits in hohem Grade erworben. Wir haben ihn an Ruf und Pfiff und nach und nach auch an die Leine gewöhnt. Nun führen wir ihn, mit uns ſpazierend, ins Freie, anfangs nur kurze Strecken, allmählich weiter. Schon in der zwölften Woche kann eine fleißigere Lehre im Apportiren beginnen. Indem man ſchon frühe vor dem Hündchen ſpielend etwa einen Ball hinrollt, wird es eifrig darnach ſpringen, ihn haſchen, aufnehmen und dem freundlich es zu ſich Lockenden auch bringen. In kurzem werden Wiederholungen dieſer Spielübungen, welche den Schüler jedoch niemals ermüden, wohl aber beleben ſollen, ihm zur Gewohnheit, welche er bei allmählich ernſterer, aber immer milder Behandlung, wie durch Belobungen und Schmeicheleien, ſtets lieber gewinnt. Auf dieſer Grundlage baut man nun leicht weiter. Man beginnt alsdann die Lehre, das Verlorene und Verſteckte zu ſuchen. Zuerſt verbirgt man das vom Hunde Herbeizubringende vor ſeinen Augen, ſo daß er es ſogleich auf den Zuſpruch: „Such verloren!“ ohne Mühe hervorholen kann. Allmählich geht man weiter, und hat bei einem einigermaßen gelehrigen Thiere bald die Freude, außerordentlich ſchnelle Fortſchritte zu bemerken. Nach jedem gelungenen Verſuche belobt man den Hund oder reicht ihm zeitweiſe nach dem Zuſtandebringen beſonders ſchwieriger Aufgaben einen Leckerbiſſen. Von entſchiedenem Erfolge bei den Uebungen mit meinen Hühnerhunden war immer die Weiſe, daß ich einen mit Heu ausgeſtopften Kaninchenbalg, welchen ich bei dem Größerwerden des Hundes mit einem Haſen- und zuletzt mit einem beſchwerten Fuchsbalge vertauſchte, eine immer vergrößerte Strecke bis zu einem verborgenen Orte auf dem Boden hinſchleifte und ſodann den im Stalle oder an der Leine liegenden Hund mit dem beſchriebenen Zurufe auf die Spur desſelben hetzte. Alle meine Zöglinge begriffen, und zwar ſchon im erſten Vierteljahre ihres Lebens, nachdem ſie erſt einmal ohne Anſtand apportirten, daß ſie das Verſteckte zu ſuchen und zu bringen hatten. Bei mehreren habe ich die Freude erlebt, daß ſie weite Strecken nach dem Verlorenen zurückgingen; ja ich habe einen beſonders begabten Hühnerhund herangezogen, welcher halbe Stunden Wegs weit dies immer willig und mit ſicherem Erfolge that. Keine beſſere Vorübung, eine Wildfährte zu verfolgen, das gefundene oder gefangene Wild oft von fernher herbeizubringen, gibt es für den Zögling als die beſchriebene.

„Jeder Hund wird bei der angedeuteten Behandlung ohne alle Gewaltmaßregeln alles das begreifen und willig lernen, was er überhaupt zu lernen fähig iſt. Denn durch einſeitiges kurzſichtiges Meiſtern wird alles das nur irre geleitet, ja unterdrückt und verdorben, was aus der Naturgabe des Hundes heraus ſich in der Schule der Erfahrung mit den verſchiedenſten Zügen der Eigenthümlichkeit oft ſo überraſchend entfaltet.“

Digitized by Google

Dem glatthaarigen Hühnerhunde ähnelt am meiſten der Hirſchhund (Canis familiaris sagax acceptorius), wie man ſagt, ein Abkömmling von dem Bluthunde und Windhunde, deren beider Eigenſchaften er in ſich vereinigen ſoll. Er zeichnet ſich aus durch ſein ſcharfes Spürvermögen und ſeine außerordentliche Schnelligkeit. Gegenwärtig befinden ſich nur noch wenig Ueberreſte im Beſitze der Königin von England. Früher war es anders. Georg III. war ein leidenſchaftlicher Liebhaber

Hirſchhund (Canis familiaris sagax acceptorius). 1/10 natürl. Größe.

der Hirſchhetze, an welcher er oft perſönlich theilnahm. Nicht ſelten hetzte man mit ſolchem Eifer, daß von den hundert berittenen Jägern, welche anfangs hinter dem Hirſche drein ritten, zuletzt nur noch zehn oder zwanzig übrig waren, wenn das flüchtige Wild von den Hunden gepackt wurde. Man durchritt in Windeseile unglaubliche Entfernungen und ſetzte die Jagd oft ſo lange fort, daß ein großer Theil der Pferde und ſelbſt viele Hunde dabei zu Grunde gingen. Fünfzig engliſche Meilen hinter einem Hirſche herzureiten war keineswegs ein ſeltener Fall. Gegenwärtig iſt es freilich anders, da die Bebauung des Bodens dieſer Jagd viel zu große Hinderniſſe in den Weg legt.

Ein ungleich wichtigeres Thier als der Hirſchhund iſt der ihm nahe verwandte Fuchshund. Berühmte Männer haben ſich mehr mit ihm als mit anderen Dingen beſchäftigt, dicke Bücher ſind über ihn geſchrieben worden, und noch heutigen Tages erwecken Fuchshundmeuten bei den Großen

Englands weit mehr Theilnahme als ganze Völkerschaften. Auf die Zucht, Veredlung und Erhaltung von Fuchshunden verwendet man Summen, mit denen man Tausende von verarmten, im Elende verkommenden Menschen zu glücklichen und nützlichen Staatsbürgern machen könnte; ihnen errichtet man Ställe, welche die gerade in Großbritannien so tiefstehenden Schulen weit in Schatten stellen; für sie hält man Abrichter und Erzieher, die mehr als doppelt so viel Gehalt bekommen als Lehrer, welche das im Schmutze der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit liegende Volk der „Fuchsgegenden" zu Menschen erwecken und bilden könnten, wären sie vorhanden, hätte man für menschliche Untergebene ebensoviel Theilnahme als für die thierischen Unterthanen. Der Jagdfreund mag den Fuchshund mit Entzücken betrachten: dem Menschenfreunde, welcher seinen Blick von den jagenden Hunden auf die durchjagten Gegenden und ihre Bewohner schweifen läßt, kommen Gedanken wie die vorstehend angedeuteten.

Eine Meute Fuchshunde zu pflegen und sie auf gleicher Höhe zu halten, gilt, so viel Geld das Vergnügen auch kosten mag, als Ehrensache in den Augen des reichen Grundbesitzers. Der gewöhnliche Preis für eine Meute von etwa sechszig Hunden schwankt zwischen 500 bis 1000 Pfund Sterling; besonders schöne, auserwählte Thiere gleicher Anzahl werden mit 2000 Pfund und darüber bezahlt. Ungefähr ebensoviel, wenn nicht mehr, beansprucht die Einrichtung der Ställe, welche mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten ausgerüstet sind; kaum weniger beträgt der jährliche Aufwand für Erhaltung und Ersatz der Hunde, Besoldung ihrer Abrichter und dergleichen. Die Ställe sind wahre Paläste, geräumig, hoch, luftig, warm und sauber wie Putzzimmer; zu ihnen gehören außerdem wohl umhegte, stets reinlich gehaltene Vorhöfe, Tummelplätze für die Hunde, auf denen sie unter Aufsicht ihrer Pfleger Luft und Licht genießen dürfen, eigens hergerichtete Küchen, in denen das Futter bereitet wird, sowie endlich die Wohnungen der Beamten. Der Boden der Ställe ist mit verglasten Fließen gepflastert, von denen jede Unreinlichkeit abläuft oder leicht entfernt werden kann; die Lager befinden sich auf erhöhten, stets mit frischem Stroh belegten Pritschen; für fließendes Wasser hat man im Stalle und auf dem Erholungsplatze, für Baumschatten auf letzterem Sorge getragen. Es fehlt an nichts, was zum Wohlsein der Thiere beitragen könnte.

Obgleich der Fuchshund schon seit vielen Geschlechtern ausgebildet und zu dem gemacht wurde, was er ist, arbeitet man doch ununterbrochen an seiner Vervollkommnung. Zur Nachzucht wählt man nur die ausgezeichnetsten Hunde, sorgt auch gebührend für Erneuerung des Blutes, um alle nachtheiligen Folgen der Inzucht möglichst zu vermeiden. Die jungen Fuchshunde werden unter häufiger Anwendung der Peitsche von eigenen Lehrmeistern in besonderer Weise abgerichtet, schlechte, d. h. ungelehrige oder störrische, vielleicht durch die Erziehung selbst verdorbene Hunde, unnachsichtlich entfernt, in der Regel sogar getödtet. Vorbild und Unterweisung älterer, eingeschulter und erfahrungsreicher Hunde thut das übrige, um den Unterricht des jungen Nachwuchses zu vollenden.

Der Fuchshund (Canis familiaris sagax vulpicapus) ist mittelgroß und wohlgebaut, am Widerrist etwa 55, höchstens 60 Centim. hoch, sein Kopf klein, das Ohr oder der Behang, welcher meistens gekürzt wird, sehr groß, breit und lappig, der Hals dünn, der Schultertheil zurücktretend, die Brust weit, der Rücken breit; die Läufe oder Beine sollen gerade sein „wie Pfeile"; der ziemlich dichtbehaarte Schwanz muß „anständig" getragen werden. Die Färbung wechselt: weiße Grundfarbe mit mehr oder weniger dunkelbrauner Fleckung, welche die Ohrgegend einschließen muß, scheint am beliebtesten zu sein.

Der Ursprung des Fuchshundes ist ungewiß. Man nimmt an, daß er von dem alten englischen Jagdhunde abstammt und durch verschiedene Kreuzungen, an denen eine große Menge anderer Hunde theilnahmen, zu der Vollkommenheit gebracht worden ist, welche er zeigt. Er besitzt die Schnelligkeit des Windhundes, den Muth des Bulldoggen, die Feinheit des Geruchs vom Bluthunde, die Klugheit des Pudels, kurz, vereint gleichsam alle guten Gaben der Hunde in sich. Seine

Digitized by Google

Schnelligkeit iſt wirklich unglaublich. Bei einem Wettrennen durchlief ein Hund, Blaumütze genannt, eine Länge von faſt 4½ engliſchen Meilen in acht Minuten und wenigen Sekunden, und das bereits erwähnte Rennpferd Flying-Childres, welches auf demſelben Grunde lief, erreichte das Ziel kaum eine halbe Minute früher als er. Wenn man dabei die körperliche Beſchaffenheit beider Thiere in Rechnung zieht, muß man wahrhaft über die Schnelligkeit des Hundes erſtaunen; denn ſie iſt verhältnismäßig eine ungleich größere als die jener unübertrefflichen Pferde. Aber nicht

Fuchshund (Canis familiaris sagax vulpicapus). ⅒ natürl. Größe.

allein die Schnelligkeit, ſondern auch die Ausdauer der Fuchshunde iſt außerordentlich. Eine gute Meute folgt dem Fuchſe halbe Tage lang und darüber mit gleichem Eifer; die Hunde des Herzogs von Richmond z. B. fanden, wie Bell erwähnt, den Fuchs morgens dreiviertel auf acht Uhr und erlangten ihn erſt nach zehnſtündigem „harten Rennen" zehn Minuten vor ſechs Uhr abends. Mehrere von den Jägern wechſelten dreimal ihre Pferde, verſchiedene von dieſen rannten ſich zu Tode: von den Hunden aber waren beim Ende der Jagd dreiundzwanzig zur Stelle.

Gegenwärtig beginnt man erſt vormittag um elf Uhr mit der Jagd. Kundige Jagdgehülfen haben in dem zu bejagenden Gebiete des Nachts alle Röhren der verſchiedenen Fuchsbaue verſtopft und Reineke gezwungen, ſich im Freien zu bergen. An verſprechenden Stellen ſucht man ihn auf. Die Hunde werden gelöſt, und durchſtöbern eifrig, ſich vertheilend und zerſtreuend, Wälder und Dickichte. Ein guter Hund darf nur dann „ſprechen, wenn er etwas zu reden hat"; die Suche geſchieht alſo lautlos. Endlich läutet ein Hund auf, die übrigen ſtimmen ein: der Fuchs iſt gefunden! Tally ho (ho, halloh) ruft der „Einpeitſcher"; der „Hundsmann" ſtößt ins Horn; die Reiter

ſammeln ſich, und die wilde Jagd beginnt — ein prachtvolles Schauſpiel! Durch Buſch und Hecken, über Zäune, Gräben und Mauern geht es dahin, die Hunde in dicht geſchloſſener Meute, angefeuert durch ununterbrochenen Zuruf des „Hundsmannes", welcher jeden einzelnen kennt und nennt, dicht hinter Reineke her, welcher ſeinerſeits, um zu entkommen, alle Schnelligkeit, Behendigkeit, Gewandtheit, Liſt und Ausdauer anwendet, vor keinem Hinderniſſe zurückbebt, jedes nimmt und überwindet, ſo lange es geht. Selten gelingt es dem armen Schelm, ſein Leben zu retten; in der Regel holt ihn die blutgierige Meute binnen zwei bis drei Stunden ein, und wenn der „Hundsmann" nicht unmittelbar zur Stelle, um die Lunte, das Ehrengeſchenk des Jägers, welcher Reineke zuerſt geſehen, zu retten, iſt dieſer wenige Augenblicke ſpäter ergriffen, erwürgt, zerfetzt und aufgefreſſen.

Stöberhund (Canis familiaris sagax irritans). 1/6 natürl. Größe.

Ein allerliebſtes Thier iſt der Stöberhund, Beagle der Engländer (Canis familiaris sagax irritans), von den Braken hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß er im weſentlichen die Merkmale des glatthaarigen Vorſtehhundes zeigt, während jene uns als Zwitter von Jagdhund und Dächſel, ihren vermeintlichen Stammeltern, erſcheinen. Die Schulterhöhe des Stöberhundes ſoll 35 Centim. nicht überſteigen. In Geſtalt, Behang und Behaarung ähnelt er dem Fuchshunde; doch ſind ſeine Läufe ſtämmiger und niedriger, und es ſcheint deshalb die Annahme, daß er eine Kreuzungsform vom Fuchshunde und Dächſel iſt, nicht unbegründet zu ſein.

Man gebraucht den Stöberhund in voller Meute zur Haſenhetze und erfreut ſich hauptſächlich an ſeiner wohlklingenden Stimme, welche, wenn die Meute ſtark iſt, ein herrliches Geläute gibt. Sein Geruchsſinn iſt ſo fein, daß er einen einmal verfolgten Haſen immer wieder auffindet und auftreibt, und er läuft ſo ausdauernd, daß er Lampe trotz ſeiner Schnelligkeit und ſeiner Kreuz- und Querſprünge doch einholt und niedermacht. Berühmt war die Meute des Oberſten Hardy. Sie beſtand aus zweiundzwanzig Hunden, welche ſämmtlich das angegebene Maß noch nicht einmal erreichten. Man trug ſie zur Jagd hin und von derſelben wieder zurück in Körben, welche auf Pferde geladen wurden. Bei der Hetze liefen ſie regelmäßig in Reih und Glied. In einer ſchönen Nacht wurden ſie ihrem Eigenthümer geſtohlen, und derſelbe hat nie wieder erfahren, was mit ihnen geſchehen iſt. — Gegenwärtig ſind auch dieſe Hunde ſelten geworden.

Digitized by Google

Ganz das Gegentheil von dieſen kleinen, zierlichen Thieren iſt der Blut- oder Schweißhund (Canis familiaris sagax sanguinarius), welchen man jetzt ebenfalls nicht oft mehr ſieht. In den guten, alten Zeiten wurde das Thier häufig als Diebesfänger benutzt und diente dem Lande zur Sicherung vor Räubern, welche in jenen Tagen überall ihr Unweſen trieben. Er war ſo klug, daß er die Fährte eines Diebes ſelbſt dann verfolgte, wenn derſelbe ſeinen Weg in einem Bache oder Flüßchen fortgeſetzt hatte, um den Hund zu täuſchen. Dieſer ſuchte dann beide Ufer des Fluſſes ſo lange ab, bis er die Fährte des nach dem Lande zurückgekehrten Diebes von neuem auffand und verfolgen konnte.

Schweißhund (Canis familiaris sagax sanguinarius). 1/8 natürl. Größe.

Auch im Kriege wurden Bluthunde angewandt, ſo noch in den Kriegen zwiſchen England und Schottland. Heinrich VIII. brachte ſie auf ſeinen Kriegszügen mit nach Frankreich, und Graf Eſſex hatte allein achthundert von ihnen bei ſeinem Heere in Irland. Gegenwärtig dienen ſie zum Aufſuchen eines angeſchoſſenen Wildes und nehmen den Schweiß allerdings beſſer auf als alle übrigen Jagdhunde. Die Farbe der echten Bluthunde iſt lohbraun und auf dem Rücken faſt ſchwarz. Sie haben 70 Centim. Schulterhöhe oder darüber, ſind ſtark gebaut und zeichnen ſich namentlich durch die breite und lange Schnauze aus, an welcher die Oberlippe über die Unterlippe herabhängt. Die Ohren ſind breitlappig, der Scheitel iſt hoch und gewölbt, der Blick ernſt, klug und edel. Man ſagt, daß ſie heftigen Gemüthes wären und deshalb als gefährliche Thiere angeſehen würden. Ihr Blutdurſt ſoll ſo groß ſein, daß ſie ſelbſt auf ihren eigenen Herrn losgehen, wenn ſie einmal eine Beute niedergemacht haben. Die Stimme des Thieres iſt ſo eigenthümlich langgezogen, laut und tief, daß man ſie niemals vergeſſen kann, wenn man ſie nur einmal gehört hat. Ueber ſeine Abkunft iſt man völlig im Unklaren.

Digitized by Google

Die Engländer unterſcheiden ihre Jagdhunde ſehr genau, während unter uns die Bezeichnungen vielfach verwechſelt werden. So nennt man beiſpielsweiſe auch die Vorſtehhunde oft Hühnerhunde und umgekehrt, während zünftige Weidmänner unter erſteren mit Recht nur die kurzhaarigen, unter letzteren dagegen die langhaarigen Raſſen verſtehen. Allerdings leiſten beide Gruppen, wenn gut geſchult, ſo ziemlich dasſelbe, wie ſie ſich überhaupt in ihren weſentlichen Eigenſchaften, welche ihnen ja doch zum größten Theile anerzogen wurden, in hohem Grade ähneln.

Waſſerhund (Canis familiaris hirsutus aquatilis). ⅓ natürl. Größe.

Der Hühnerhund (Canis familiaris hirsutus) erreicht in der Regel 60 Centim. Schulterhöhe, hat gerade, ziemlich ſtarke Läufe und mäßig große Füße, iſt überhaupt kräftig, keineswegs aber plump gebaut, ſein Kopf groß und lang, auf der Stirn mäßig gewölbt, die Schnauze mittellang, nach der Spitze zu merklich verſchmälert, vorn jedoch gerade abgeſtutzt, das Auge groß und mild, das Ohr breitlappig und hängend, die Oberlippe ſeitlich über die untere herabgezogen, der Leib geſtreckt, in den Weichen nicht weſentlich verengt, die Fahne lang und buſchig, das Haar fein, weich, aber meiſt etwas gekräuſelt, das reiche Fell daher etwas zottig. Neben Braun kommt Schwarz, Weiß, Rothgelb als Färbung des Pelzes vor; auch gibt es weißbunte und reinweiße Hühnerhunde.

Der Waſſerhund (Canis familiaris hirsutus aquatilis) iſt unter allen Raſſen der am ſtämmigſten gebaute, ſein Kopf ſtark und hoch, die Schnauze kurz, breit und ſtumpf, der Hals dick, der Leib voll und gedrungen, die Fahne lang und buſchig; die Beine ſind ſtark und ſehr kräftig, die Füße breit. Ein zottig gekräuſeltes Fell von meiſt eintöniger und dunkler Färbung bekleidet den Leib. An Höhe ſteht das Thier dem Hühnerhunde etwas nach, an Gewicht übertrifft es ihn.

Digitized by Google

Das bereits von den Jagdhunden überhaupt und von den Vorstehhunden insbesondere Mitgetheilte gilt auch für die Hühnerhunde. Sie besitzen dieselben leiblichen und geistigen Begabungen, in der Regel aber ein sanfteres Gemüth, bekunden daher meist noch größere Anhänglichkeit an ihren Herrn und wissen sich Jedermanns Freundschaft zu erwerben. Alle trefflichen Eigenschaften des Haushundes vereinigen sich in ihnen. Nicht alle, aber doch die meisten, sind für den Jäger noch brauchbarer als die Vorstehhunde, weil sie nicht allein auf festem Boden, sondern auch im Wasser sich bewähren. Hier leistet zumal der letztgenannte außerordentliche Dienste.

*

Mehrere sehr verschiedenartige Hunde pflegt man unter dem Namen der Seidenhunde zusammenzufassen. Der Seidenhund (Canis familiaris extrarius) ist ein sehr schönes Thier, von 80 Centim. Leibeslänge, mit langer Fahne und etwa 50 Centim. Höhe am Widerrist. Der Leib ist etwas gedrungen und gegen die Weichen eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und kaum vorstehend, der Hals kurz und dick, der Kopf länglich und ziemlich erhaben, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn etwas verschmälert und zugespitzt. Die Ohren sind lang, breit, gerundet, vollständig hängend und mit sehr langen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff, die Füße von mittlerer Länge, nicht dick, aber ziemlich stark, die vorderen vollkommen gerade, die Hinterfüße ohne Afterzehen. Der mittelstarke und mittellange Schwanz reicht etwas unter das Fersengelenk und wird stark nach rückwärts gebeugt und aufwärts getragen. Die Behaarung ist lang, zottig, aber seidenartig; Schnauze und Vorderseite der Füße sind kurz behaart, die Hinterseite derselben aber, der Kopf, der Bauch und der Schwanz, besonders an der Unterseite, mit langen, zottigen Haaren bedeckt. Die Obertheile des Körpers sind gewöhnlich schwarz, Brust, Bauch, Füße, die Lippen und Wangen bräunlichgelb, und auch über den Augen findet sich ein bräunlicher Flecken. Außerdem kommen aber auch röthlichbraune, schwarz und weiße und sehr häufig gefleckte mit gelbbraunen, rothbraunen oder schwarzen Flecken auf weißem Grunde vor. Diese Kennzeichen gelten für die ganze Gruppe, welche wieder in eigentliche Seidenhunde, Wachtelhündchen und Pudel zerfällt. Die ersteren sind bei uns die seltensten, und zumal den großen Seidenhund sieht man wenig, eher den Malteserseidenhund, welcher seiner Kleinheit wegen oft als Schoßhündchen gehalten wird.

Alle Seidenhunde sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd. Sie haben feinen Geruch und großen Verstand, ohne jedoch besonders gelehrig zu sein. Zur Jagd auf kleines Wild und namentlich auf Federwild werden einige und vor allen die Wachtelhunde vielfach benutzt; doch bedürfen sie einer sehr sorgfältigen Erziehung, weil ihre ursprüngliche Jagdbegierde so groß ist, daß sie häufig durch Dick und Dünn gehen und kaum durch Zurufe sich bändigen lassen. Selbst bei der besten Erziehung zittern sie vor Begierde bei Auffindung einer Spur und sind nicht im Stande, ihre Freude oder ihren Eifer zu verbergen, sondern kläffen und bellen fast fortwährend. Aus diesem Grunde werden sie häufiger in der Stube gehalten als zur Jagd benutzt. Die Engländer haben sich große Mühe mit ihrer Zucht gegeben und deshalb auch eine Menge von Spielarten erzielt, welche sie in Jagd- und Tändelhunde trennen. Unter den Wachtelhunden unterscheiden sie Springer, d. h. solche, welche lustig durch Dick und Dünn und namentlich durch niederes Dorngestrüpp hindurchjagen, und Schnepfenhunde, welche hauptsächlich zur Jagd auf Waldschnepfen verwendet werden. Letztere sind kleiner als die Springer und wiegen selten mehr als zwölf, sehr oft nur neun oder zehn Pfund. Außerordentlich lebendig und thätig, verrichten sie ihre Arbeit mit einem geradezu unerschöpflichen Grade von Selbstbewußtsein und Vergnügen. Dabei sind sie sehr muthig und behalten auch in anderen Klimaten ihre ursprüngliche Kühnheit bei, selbst in dem heißen Indien, welches die besten nordischen Hunde bald verdirbt. Kapitän Williamson erzählt, daß eines dieser kleinen tolldreisten Thiere einstmals sogar einem Tiger muthig entgegenging. Das gewaltige Raubthier schaute den kleinen Kläffer anfangs verwundert an, dann aber

Digitized by

ſtand es auf, von dem Gebelfer des zudringlichen Naſeweis geſtört, und flüchtete! Der Erzähler verſichert, daß es einen unbeſchreiblichen Anblick gewährt habe, die beiden in Größe und Kraft ſo verſchiedenen Thiere hinter einander zu ſehen, den großen, gewaltigen Tiger mit gehobenem Schweife voran und den muthigen kleinen Hund zankend und bellend hinterdrein. Und dies iſt nicht der einzige Fall, welcher den Muth dieſer niedlichen Thiere erprobte. Ein anderer Offizier von dem bengaliſchen Geſchützweſen jagte in der Nähe eines Rohrdickichts nach Trappen und Pfauen, als plötzlich ein Tiger hervorbrach. Augenblicklich wurde derſelbe von den Hündchen geſtellt, und obgleich die muthigſten und kühnſten mit zwei Tatzenſchlägen niedergelegt wurden, hielten die anderen doch ſo lange Stand, bis ſich der Tiger zurückgezogen hatte.

Die kleinen Wachtelhündchen werden König-Karlshündchen, die kleinſten Blenheimshündchen genannt, jene aus dem Grunde, weil König Karl II. von England ſie außerordentlich liebte und ſtets einige bei ſich hatte. Ihre dunkle Farbe, welche übrigens oft ins Bräunliche ſpielt, die weiße Vorderbruſt, das ſeidenweiche, lange Haar und das große lange Behänge zeichnen ſie aus. Die allerbeſten und geſchätzteſten von ihnen wiegen bloß fünf, die größten nicht mehr als ſieben Pfund. Sie ſind als Stubenhunde außerordentlich beliebt, weil ſchmuck, munter und gelehrig, wenn ſie richtig behandelt werden, und die unterhaltendſten Geſellſchafter, welche man ſich denken kann. Ewig auf luſtige Streiche bedacht, laſſen ſie ſich mit ſehr geringer Mühe erheiternde Kunſtſtücke lehren. Unangenehm iſt, daß ihre Augen beſtändig thränenfeucht ſind, und ihnen von einem Winkel aus dieſe Thränen ohne Unterlaß über die Wangen herablaufen.

Während wir die letzterwähnten Raſſen die Zwerge der Gruppe nennen können, müſſen wir den Neufundländer (Canis familiaris terrae novae) als den Rieſen unter den Seidenhunden anſehen. Das gewaltige, prächtige Thier ſoll ein doppelter Baſtard des großen Pudels mit dem franzöſiſchen Fleiſcherhunde ſein und in Neufundland ſeine Raſſe bis zur Stunde in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten haben. Es iſt ſehr ungewiß, um welche Zeit ſich dieſe Raſſe in Neufundland gebildet und wer hierzu Veranlaſſung zunächſt geboten hat. Man weiß gewiß, daß die Engländer bei ihrer erſten Niederlaſſung in Neufundland im Jahre 1622 dieſe Hunde noch nicht vorfanden, und nimmt deswegen mit großer Wahrſcheinlichkeit an, daß die Stammeltern, jedenfalls vortreffliche und ausgezeichnete Hunde, nach der Anſiedlung gebracht worden ſind. „Der Neufundländerhund", ſagt Fitzinger, „trägt wie alle Baſtarde die Kennzeichen ſeiner elterlichen Abſtammung unverkennbar an ſich. Er vereinigt mit der Geſtalt, Größe und Stärke des franzöſiſchen Fleiſcherhundes, welcher ſelbſt ein Baſtard des großen Windhundes und Jagdhundes iſt, zum Theil die Behaarung und Geſtalt der Ohren, welche zu den klimatiſchen Abänderungen des großen Seidenhundes gehört. Es iſt ein gewaltiges, ſtarkes und kräftiges Thier mit breitem, langem Kopfe, etwas verdickter Schnauze, mittelgroßen, hängenden, zottig behaarten Ohren, ſtarker Bruſt, kräftigem Halſe, mit ziemlich hohen, ſtarken Beinen, mit dichter, langer, zottiger, krauslicher, weicher, faſt ſeidenartiger Behaarung, mit ziemlich langem, zottigem Schwanze und mit ſtark ausgebildeten Schwimmhäuten zwiſchen den Zehen. Seine Färbung iſt ſehr verſchiedenartig. Viele ſind ſchwarz mit einem lebhaften, roſtgelben Flecken über jedem Auge und roſtgelben Flecken an der Kehle und an den Fußgelenken. Etwas weniger häufig iſt er ſchwarz und weiß, oder braun und weiß gefleckt, oder einförmig ſchwarzbraun und weiß."

Mit Recht gilt der Neufundländer für eine der ſchönſten Raſſen und wird ſehr geſucht; denn auch ſeine Eigenſchaften ſtehen mit ſeiner äußeren Schönheit im Einklange und verkünden den guten Stamm, von welchem er herrührt. Seinem Herrn iſt er im höchſten Grade treu und anhänglich, dabei verſtändig und außerordentlich gelehrig. Selbſtverſtändlich muß man darauf ſehen, ſeine natürlichen Begabungen bei der Abrichtung auszubilden, um das Thier zu dem in ſeiner Art vollkommenſten zu machen. Der Neufundländer iſt der beſte aller Waſſerhunde; das Waſſer ſcheint ſein eigentlich heimiſches Element zu ſein. Er ſchwimmt leidenſchaftlich gern und mit der größten

Digitized by Google

Leichtigkeit, taucht wie ein Seethier und kann ſtundenlang im Waſſer aushalten. Einmal fand man einen dieſer Hunde in einer weiten Meeresbucht, Meilen vom Lande entfernt, und mußte wohl annehmen, das er viele Stunden lang im Meere herumgeſchwommen war. Dem Neufundländer iſt es vollkommen gleichgültig, in welcher Weiſe er ſchwimmen muß; denn er geht ebenſogut gegen den Strom oder Wellenſchlag als mit beiden. Ohne irgendwelche vorausgegangene Abrichtung holt er unermüdlich jeden Gegenſtand aus dem Waſſer, ſelbſt bei der ſtrengſten Kälte, und bringt ihn ſeinem Herrn. Der Menſch kann ihm überhaupt nicht mehr Vergnügen bereiten, als wenn er ihm Gelegenheit gibt,

Neufundländerhund (Canis familiaris terrae novae). 1/12 natürl. Größe.

ſich viel im Waſſer aufzuhalten. Geht man mit ihm ins Waſſer, ſo erhöht man ſein Vergnügen noch bedeutend. Der Hund ſcheint außer ſich vor Freude zu ſein, daß auch der Menſch gleich ihm mit dem Waſſer vertraut iſt, und bemüht ſich nach Kräften, dieſe Freude an den Tag zu legen. Er ſchwimmt bald vor ſeinem Herrn, bald hinter ihm her, taucht unter ihm weg, thut, als wolle er ihn ein Stückchen tragen oder ſtützen, kurz, ſpielt förmlich im Waſſer. Und wenn endlich der Herr ermüdet ſich nach dem Ufer wendet, bemüht ſich der Hund, ihn noch zum neuen Wettſchwimmen aufzufordern.

Dieſe außerordentliche Befähigung des Neufundländers für das Waſſer macht ihn zu einem ſehr nützlichen Thiere an allen Seeküſten. Man kennt Hunderte von Beiſpielen, daß durch den Muth und die Kraft des vortrefflichen Geſchöpfes ertrinkende Menſchen gerettet worden ſind. Viele Schiffer haben ihn ſtets bei ſich, weil er vorkommenden Falls die ganze Mannſchaft zu retten im Stande iſt. Bei Schiffbrüchen iſt er oft mit einem Seile im Maule ans Land geſchwommen und hat ſo die Rettung der Mannſchaft vermittelt, oder aber er iſt vom Lande aus in die See gegangen und hat einen der Schiffbrüchigen nach dem anderen herüberbugſirt. In Ortſchaften, welche in der

Digitized by Google

Nähe tiefer Gewässer liegen, macht er sich als unübertrefflicher Kinderwärter sehr verdient. Man darf dreist das kleinste Kind seiner Wachsamkeit und Treue anvertrauen, weil man sicher ist, daß dem Kinde, solange der Hund sich bei ihm befindet, nicht das geringste zu Leide geschieht. Die Beispiele, in denen er sich bei diesen Geschäften bewährt hat, sind nicht zu zählen. Sobald er einen Menschen im Wasser in Gefahr sieht, stürzt er sich augenblicklich in das ihm befreundete Element, eilt zu jenem hin, schiebt ihm die Schnauze unter die Achsel und hebt ihn mit derselben über den Wasserspiegel empor. Auch halberfrorene Leute hat er mehrmals vor dem sicheren Tode bewahrt, indem er ganz nach Weise der Bernhardinerhunde handelte. Das Land wittert er von Schiffen aus in großer Entfernung, zuweilen auf mehr als zehn englische Meilen, und gibt dies durch Bellen zu erkennen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt noch seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit, sowie die unauslöschliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; — ebenso bewahrt er freilich auch erlittene Unbill und Strafe in seinem Gedächtnisse auf und wird Leuten, welche ihn mit Absicht quälen, manchmal gefährlich.

In Neufundland wird das edle Thier sehr schlecht behandelt. Man spannt ihn vor einen kleinen Wagen oder Schlitten, läßt ihn Holz schleppen und beladet seinen breiten Rücken mit Eselsbürden, nährt ihn auch nur mit dem erbärmlichsten Futter, welches es geben kann, mit alten, halbverfaulten oder verdorbenen Fischen und dergleichen. Viele der schönen Thiere gehen unter der elenden Behandlung zu Grunde, und andere lassen sich, wenn sie einmal von ihren Tyrannen sich befreien können, mancherlei Vergehen zu Schulden kommen, indem sie die Herden überfallen und sonstwie Schaden anrichten. Außer zu jenen Arbeiten benutzt man sie in Neufundland auch noch zur Vertreibung des amerikanischen Wolfes, und zwar mit dem besten Erfolge, weil das starke Thier jenen feigen und erbärmlichen Räuber mit leichter Mühe bewältigt und gewöhnlich im Kampfe todtbeißt.

Gegen andere Hunde benimmt er sich mit sehr großer Würde und läßt sich erstaunlich viel gefallen; doch spielt er den kleinen Kläffern, wenn es ihm zu bunt wird, manchmal einen schlimmen Streich. So erzählt man, daß ein Neufundländer einen kleinen Hund, der ihn beständig ärgerte, plötzlich beim Kragen faßte, mit ihm ins Meer sprang und ihn wohl eine halbe Meile weit hinausschleppte, ihn dann aber in das Wasser warf und es ihm überließ, sich mit Mühe und Noth selbst wieder an das Land zu haspeln. Noch schlimmer erging es einem kampflustigen Bulldoggen, welcher den Neufundländer eines Schiffers ohne Ursache angriff und sich in dessen Kehle verbiß. Vergebens versuchte der Große, das wüthende Vieh abzuschütteln. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er lief mit ihm nach dem Theerkessel, dessen Inhalt gerade lustig brodelte, und tauchte den Bulldoggen gelind mit den Hinterbeinen dahinein. Daß dieser augenblicklich losließ, kann man sich denken, und schwerlich hat er jemals wieder einen Neufundländer angegriffen, nachdem ihn der erste, an dem er seinen Uebermuth versuchen wollte, für sein Leben gezeichnet hatte.

Mit dem Neufundländer hat der **Bernhardinerhund** (Canis familiaris extrarius St. Bernardi) Aehnlichkeit. „Die Bernhardiner Doggen", sagt Tschudi, „sind große, langhaarige, äußerst starke Thiere, mit kurzer, breiter Schnauze und langem Behang, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Sie haben sich durch vier Geschlechter rein fortgepflanzt, sind aber jetzt nicht mehr rein vorhanden, nachdem sie bei ihrem treuen Dienste durch Lawinen umgekommen sind. Eine nahverwandte Rasse wird nachgezogen und ein junges Thier zu sechs bis zehn Louisd'or verkauft. Die Heimat dieser edlen Thiere ist das Hospiz des St. Bernhard, 7880 Fuß über dem Meere, jener traurige Gebirgssattel, wo in der nächsten Nähe ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, indem das Thermometer sogar bis — 27° R. steht, während in den heißesten Sommermonaten und im ganzen Jahre kaum zehn ganz helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel kommen, wo, um es kurz zu sagen, die jährliche Mittelwärme niedriger steht als am europäischen Nordkap. Dort fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen trockene, kleine, zerreibliche Eiskrystalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch

Digitized by Google

jede Thür- und Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Wind oft, besonders in der Nähe des Hospizes zu 30 bis 40 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, welche alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoße in die Tiefe stürzen.

„Die Reise über diesen alten Gebirgspaß ist nur im Sommer bei ganz klarem Wetter gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte vom Schnee verdeckt sind, dem fremden Wanderer ebenso müh- als gefahrvoll. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildnis vor Hunger und Ermüdung umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. Ohne die echt christliche und aufopfernde Thätigkeit der edlen Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres gangbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Errettung der Reisenden. Die Bewirtung der letzteren geschieht unentgeltlich. Feste, steinerne Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlöscht, können im Nothfalle ein paar hundert Menschen beherbergen. Das Eigenthümlichste ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichsten Stellen des Passes: einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf in das Hospiz, der andere hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geistlichen schließen sich den „Suchern" an, welche von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren und Erquickungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirges. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten freizuscharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zu statten kommen. Gewöhnlich führen sie am Halse ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Anzahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Geschichtsbüchern des Hospizes gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund der Rasse war Barry, das unermüdlich thätige Thier, welches in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben rettete."

Diesen Hund hat ein Dichter verherrlicht, und Tschudi führt das Gedicht in seinem Werke auch an; ich aber weiß ein noch besseres Gedicht, wenn es gleich nicht in gebundener Rede geschrieben wurde: die Beschreibung, welche Scheitlin von Barry gibt. „Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen", sagt er, „war nicht derjenige, welcher die Wachmannschaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt, nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte der nackten Amerikaner zerrissen, nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl seines Herrn einen ängstlichen Reisenden zum Schutz durch den langen, finsteren Wald begleitete, nicht Drydens „Drache", der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte, und so seinem Herrn das Leben rettete, nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, des Müllers Kind sei in den Bach gefallen, noch der Hund in Warschau, der von der Brücke in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß, nicht Aubry's, der wüthend den Mörder seines Herrn anpackte und im Kampfe vor dem König zerrissen hätte, nicht Benvenuto Cellini's, der die Goldschmiede, als man Juwelen stehlen wollte, sogleich aufweckte: sondern Barry, der Heilige auf dem St. Bernhard! Ja Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Du zogst mit deinem Körblein und Brod und einem Fläschlein süßer, stärkender Erquickung am Halse aus dem Kloster, in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, zu

Digitized by Google

ſuchen Verſchneite, Lawinenbedeckte, ſie hervorzuſcharren oder, im Falle der Unmöglichkeit, ſchnell nach Hauſe zu rennen, damit die Kloſterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warſt das Gegentheil von einem Todtengräber, du machteſt auferſtehen. Du mußteſt, wie ein feinfühlender Menſch, durch Mitgefühl belehren können, denn ſonſt hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, ſich auf deinen Rücken zu ſetzen, damit du es in das freundliche Kloſter trügeſt. Angelangt, zogſt du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köſtlichen Findling zur Pflege übergeben könnteſt. Und als die ſüße

Bernhardinerhund (Canis familiaris extrarius St. Bernardi). 1/10 natürl. Größe.

Laſt dir abgenommen war, eilteſt du ſogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das iſt der Segen der guten That, daß ſie fortwährend Gutes muß gebären! Aber wie ſprachſt du mit den Gefundenen? Wie flößteſt du ihnen Muth und Troſt ein? Ich würde dir die Sprache verliehen haben, damit mancher Menſch von dir hätte lernen können. Ja, du warteteſt nicht, bis man dich ſuchen hieß, du erinnerteſt dich ſelbſt an deine heilige Pflicht, wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Menſch. Sowie du nur von fern die Ankunft von Nebel und Schneewetter ſahſt, eilteſt du fort.

„So thateſt du unermüdlich, ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre. Ich hatte die Ehre, auf dem Bernhard dich kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie ſichs gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du ſpielteſt ſoeben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander ſpielen. Ich wollte mich mit dir befreunden: aber du murrteſt, denn du kannteſt mich nicht. Ich aber kannte ſchon deinen Ruhm und deinen Namen und ſeinen guten Klang. Wäre ich unglücklich geweſen, du würdeſt mich nicht angemurrt haben. Nun iſt dein Körper ausgeſtopft im Muſeum zu Bern. Die Stadt that wohl

Digitized by Google

daran, daß sie dich, da du alt und schwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konntest, ernährte, bis du starbst. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild daselbst und hänge es in Rahmen und Glas an die Wände seines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: gehe hin und thue desgleichen, wie dieser barmherzige Samariter that, und werfe dafür von den Wänden die Bilder von Robespierre, Marat, Hannickel, Abellino und andere Mörder- und Raubbildnisse zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es beim Menschen verlernte."

Auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Furka und allen anderen Hospizen werden, nach Tschudi, vorzügliche Hunde gehalten, welche eine äußerst feine Witterung des Menschen besitzen, öfters Neufundländer oder Bastarde von solchen. Die Hospizbewohner versichern überall, daß diese Thiere besonders im Winter das Nahen eines Wetters schon auf eine Stunde vernehmen und durch unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigten. So hoch berühmt aber wie Barry ist kein anderer Hund von ihnen allen geworden. Gegenwärtig sollen die Bernhardinerhunde vollständig ausgestorben und durch andere ersetzt worden sein, welche mehr den Doggen als den Neufundländerhunden ähneln. Soweit die mir zugänglichen Mittheilungen erkennen lassen, stehen sie hinsichtlich ihrer Leistungen nicht hinter ihren Vorgängern zurück.

Unsere Abbildung stellt nicht den eigentlichen St. Bernhardshund, sondern denjenigen vor, welcher in Deutschland Bernhardiner genannt zu werden pflegt.

Ein Seidenhund ist auch der allbekannte Pudel (Canis familiaris genuinus). Ihn zu beschreiben erscheint unnöthig, da er so ausgezeichnet ist, daß Jedermann ihn kennt. Der gedrungene Körperbau mit den langen, wolligen, zottigen Haaren, welche hier und da förmliche Locken bilden und den ganzen Hund dicht einhüllen, die langen und breiten Ohren kennzeichnen ihn vor seinen übrigen Verwandten. Ein schöner Pudel muß ganz weiß oder ganz schwarz sein, oder darf höchstens bei ganz schwarzer Farbe einen weißen Stirn- oder Brustflecken haben.

Der Pudel bekundet durch seine Liebe für das Wasser seine Verwandtschaft mit den übrigen Seidenhunden. Er schwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr eignet er sich zum Gesellschafter des Menschen, und als solcher leistet er das größte, was überhaupt ein Thier zu leisten vermag. Um ihn zu kennzeichnen, borge ich mir die Worte Scheitlins, eines seiner wärmsten Verehrer.

„Der Pudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den wohlgebildetsten Leib, die schönste Gestalt, eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er zu allen Künsten vorzugsweise geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen; denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es sehr oft von selbst, wenn er will.

„Sein Geschmacksinn ist fein; er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau; er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Er kennt die Kinder seines Herrn durch ihn und findet mit Hülfe derselben seine verlorene Spur. Gibt man ihm von einem verlorenen Kinde einen Schuh oder sonst etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruchs das verlorene Kind von selbst finden. Kaum jemals täuscht er sich: ihm ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen ist er sehr empfindlich; er ist wehleidig. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch dem Sinne nach, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weise und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesicht ist zurückgeblieben: er sieht nicht gut, er kennt seinen Herrn durch das Gesicht nur, wenn er ziemlich nahe ist.

Digitized by Google

„Der Ortsſinn iſt im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hauſe Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und beſucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit ſeinem Herrn, ſei es auch nur einmal, geweſen, in welchem ihm wohlgethan worden iſt. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brod beim Bäcker, Fleiſch in der Fleiſcherei zu holen. Sein Zeitſinn iſt merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungerige Menſch, die Mittagsſtunde und die Schlachttage im Schlachthauſe. Die Farben kennt er genau und unterſcheidet die Dinge mit Hülfe derſelben deutlich. Sonderbar iſt der Eindruck der Muſik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere gar nicht.

Pudel (Canis familiaris genuinus). 1/10 natürl. Größe.

„Der Pudel hat ein außerordentlich ſcharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er geſcheit. Er iſt ein vollkommener Beobachter und lernt deshalb nicht bloß die Worte, ſondern auch die Mienen und Blicke ſeines Herrn ausgezeichnet verſtehen. Sein Gedächtnis iſt in hohem Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe ſeines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgend wohin nicht. Man nennt den Hund ſchon wegen ſeines unterſcheidenden Geruchſinns geſcheit: wie viel mehr wird man ihn wegen ſeines getreuen Gedächtniſſes geſcheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtniſſe und ſelbſt einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwiſſer, für geſcheit hält. Dieſes Gedächtnis iſt eine Haupturſache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmüthigkeit und Folgſamkeit. Er kann wirklich trommeln, Piſtolen losſchießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden vertheidigt wird, erſtürmen und mit Kameraden eine Komödie ſpielen lernen. Wir wiſſen, daß man auch Pferden und Elefanten (*aber bloß dieſen!*) ähnliches und gleiches lehren kann.

„Zwei Dinge kommen noch dazu: des Pudels Nachahmungssucht und sein Ehrgefühl, d. h. seine Eitelkeit. Immer schaut er seinen Herrn an, immer schaut er, was er thut, immer will er ihm zu Diensten stehen. Er ist der rechte Augendiener; er denkt, wie ein Kind vom Vater, was dieser thut, sei recht, er müsse oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Kegelkugel, so nimmt er zwischen seine Pfoten auch eine, will sie anbeißen und plagt sich, wenn es ihm nicht gelingen will. Sucht jener Steine behufs wissenschaftlicher Behandlung, so sucht auch der Pudel Steine. Gräbt der Herr irgendwo, so fängt auch der Pudel mit den Pfoten zu graben an. Sitzt jener im Fenster, so springt auch dieser auf die Bank neben ihn, legt beide Tatzen aufs Gesimse und guckt ebenfalls in die schöne Aussicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin einen tragen sieht. Er trägt ihn sorgfältig, stellt ihn vor die Leute hin, geht von einer Person zur anderen, um zu zeigen, wie geschickt er sei, und wedelt mit dem Schwanze selbstgefällig. Während des Tragens bekümmert er sich gar nicht um andere Hunde; er scheint sie als Taugenichtse zu verachten, sie aber scheinen ihn zu achten.

„Der Pudel ist der geachtetste (aber nicht der gefürchtetste) und auch beliebteste Hund, weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er auf jede Weise sich necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen und fügt sich ohne Widerspruch in die Nothwendigkeit. Wird er von einem tollen Hunde gebissen und kommt der Henker ihn zu holen, so weiß er augenblicklich, was ihm droht. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trübe und erschrocken, doch wehrt er sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie die Pferde, mit ruhigem Herzen. Wird er krank und einem Arzte übergeben, so unterzieht er sich der Kur sehr gutwillig, und wie der Orang merkt er schnell, was ihm dienlich sei. Kein Thier erkennt so schnell die Meisterschaft des Menschen, daß es ihm gehorchen solle und müsse, und daß der Gehorsam das beste für ihn sei.

„Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, bleibt an der anderen Ecke der Straße wieder still stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein ꝛc. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überschleichen sucht, thut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt oder mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjage, und wenn man ihn hinausjagt, augenblicklich, ohne zu pissen, zum Schlachthause oder zu einer von seinen Buhlen läuft, wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnung entwischen zu können aufgibt, mit vollkommener Entsagung sich unter den Tisch legt und das Pissen läßt und vergißt. Er hat vollkommen wie ein Mensch gelogen.

„Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn viele Beobachter dem Pudel menschliche Verstandsgeschicklichkeit zuschreiben. Und wirklich ist kein Mensch in Beobachtungsumständen geschickter, keiner äußert seine Ungeduld, wenn man ihn nicht berücksichtigt, besser als der Pudel. Er prüft vorher sorgfältig, ehe er entscheidet, und er will sich nicht täuschen lassen und auch nicht ausgelacht werden.

„Mit Prügeln kann man den Pudel nichts lehren; er ist nur ängstlich, verwirrt, thut immer weniger, ganz wie ein Kind, welches weinend lernen muß. Doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit gutem kann man ihm sogar an widriges gewöhnen und Dinge essen oder trinken lehren, welche er sonst verschmäht. Manche Pudel werden und sind so recht eigentliche Kaffeefraubasen und ziehen dieses Getränk unbedingt jedem anderen vor

Digitized by Google

„Sonderbar iſt es, daß der Pudel, je gutmüthiger und verſtändiger, um ſo weniger ein guter Hauswächter iſt, deſto minder auf den Menſchen abgerichtet werden kann. Er liebt und ſchätzt alle Menſchen; will man ihn gegen einen Menſchen reizen, ſo ſchaut er nur ſeinen Herrn und deſſen Gegner an, als ob er denke, es könne ſeinem Herrn nicht möglich ſein, ihn auf einen ſeinesgleichen zu hetzen. Man könnte ſeinen Herrn morden, ohne daß er ſich für ihn wehrte. Gegen ſeinen Herrn iſt er ſtets unterwürfig im höchſten Grade, er fürchtet nicht nur die Schläge, ſondern ſchon den Unwillen, das Wort, den drohend verweiſenden Finger.

„Pferde und Hunde ſcheinen unter allen Thieren am erſten erſchreckt werden zu können, der Pudel kann ſogar erſtaunen, d. h. es kann ſeine Beurtheilungskraft plötzlich ſtillgeſtellt werden. Ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wieſe. Der Rabe ſtellt ſich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube!“ — erſchrocken fährt der Hund zurück, ſein Verſtand ſtand ihm ſtill: ein Thier, ein Vogel und — eine Menſchenſtimme!

„Der Pudel iſt nie gern allein; immer ſucht er Menſchen auf. Die erſten ſind ihm die beſten. Er gibt ſich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er ſpielen, ſo thut er es mit Pudeln, wenigſtens vorzugsweiſe. Mit ſolchen erfreut er ſich dann ſehr. Andere Hunde ſcheint er zu haſſen oder ſie ihn, wahrſcheinlich, weil ſie ihn als einen beſonderen Menſchenfreund und vorgezogenen oder als den höchſtbegabten unter den Hunden anſehen und ihn darum nicht leiden mögen.

„Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht wieder. An der Kette iſt kein Hund gern, am allerwenigſten der Pudel, er verſteht, ſich davon auf alle Weiſe loszumachen, und erprobt darin ſeine Künſte, Stricke zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleifen zieht er den Kopf; er kann gerade ſo wie ein Menſch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freude ganz unſinnig thun.“

Von ſeinen Erfindungsgaben, um ſich frei zu machen, erzählt Giebel eine anmuthige Geſchichte. „In einer der Hundeſteuer unterworfenen, großen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markenloſen Hunde ein und ſteckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und Häßlich in einen weiten Schuppen, wo ſie ihr unverſchuldetes Unglück in dem lauteſten Jammergeheul beklagten. Der verſtändige Pudel allein ſaß ruhig, in ſein Schickſal ergeben, im Winkel des Gefängniſſes und ſah bald, auf welche Weiſe die Thüre geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihm damit gezeigt. Er ging flugs an die Thür, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Thür, und auf ſeinen Wink folgte die ganze Schar der Gefangenen. Im Sturmſchritte und lärmend eilte ſie, im Thore die Wache unter das Gewehr rufend, in die Stadt hinein, und jeder kehrte zu ſeinem Herrn vergnügt zurück.“

Doch was ließe ſich nicht über den Pudel noch alles ſagen! Man könnte über ihn allein ein ganzes Buch ſchreiben!

*

Wenden wir unſere Aufmerkſamkeit einer anderen, ſehr merkwürdigen Gruppe zu, den Pintſchern (Canis familiaris Gryphus) nämlich. Mehrere Naturforſcher zählen ſie noch zu der vorigen Abtheilung, und in der That haben wenigſtens einige wegen ihres Haarkleides und der Bildung der Schnauze, der Ohren und des Schwanzes, wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue, ihrer Munterkeit und Spielluſt vieles mit dem Pudel gemein; der Bau des Schädels und des Gerippes weicht jedoch entſchieden ab und läßt ſie als eigenthümliche Hunde erſcheinen. Man unterſcheidet hauptſächlich die glatthaarigen und ſtachelhaarigen oder die Ratten- und Affenpintſcher. Erſtere ähneln in ihrem Geſammtbau dem Dachshunde, unterſcheiden ſich von ihm aber durch die höheren und geraden Beine und die ganz aufrechtſtehenden oder nur mit der Spitze überhängenden Ohren. Die meiſten ſind dunkelfarbig; gefleckte kommen ſchon ſeltener vor. Ihr Körper iſt ziemlich ſchlank, der Kopf ſtark, die Schnauze lang und gerade abgeſtumpft, der Schwanz, welcher nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen wird, glatt, die Beine ſind mittelhoch und gerade. In

Digitized by Google

der Jugend ſchneidet man den Pintſchern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Thiere in unverantwortlicher Weiſe.

Alle Pintſcher ſind äußerſt kluge, höchſt muntere und über alle Maßen jagdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei Ratten, Mäuſe, aufwühlende Maulwürfe, und ſind geradezu unermüdlich in der Verfolgung dieſer Thiere. Als Hausgenoſſe des Menſchen können ſie nicht immer empfohlen werden, weil ſie wegen ihrer ſteten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdruß als Freude machen; dagegen eignen ſie ſich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit ſchnellen Pferden fahren: denn am allerliebſten begleitet der Pintſcher ſeinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch ſelbſt bei den ſchnellſten Ritten macht er ſich noch immer Zeit, jedes Mauſeloch zu unterſuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen ſeiner Haufen zu ſtören. Die Naſe hoch gegen den Wind getragen, ſpäht er nach allen Seiten hin, und wo etwas raſchelt, naht er ſich vorſichtig und leiſe, ſteht eine Zeitlang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, ſchlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächſten Augenblicke das unterirdiſch lebende Geſchöpf im Maule. Genau auf dieſelbe Weiſe jagt er Maulwürfe, und zwar mit ſolchem Eifer, daß er bei einem längeren Spaziergange, wie Lenz ſagt, regelmäßig vier bis fünf und zuweilen vierzehn und mehr Stücke fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, ſondern begräbt ſie; von den Mäuſen dagegen frißt er ſoviel, bis er vollkommen geſättigt iſt, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerkſamkeit der Engländer beſonders auf ihn gezogen, und ſo ſind ſie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hunde in Thätigkeit zu ſetzen. Damit die Sache doch auch nach etwas Klang hat, werden dabei außerordentlich hohe Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch das Gepräge des Glückſpiels. Man kreuzt den Pintſcher noch mit dem kleinen Bulldoggen und erhält dann den wahren Rattenpintſcher, welcher unter dem engliſchen Namen „Bullterrier“ oder Bulldoggpintſcher bekannt geworden iſt. Dieſer leiſtet allerdings unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn ſeine Ausdauer und Geſchicklichkeit iſt wirklich bewunderungswürdig. Gewiſſe Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuſchaffen. Mit dieſen Thieren begibt man ſich in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, ſtellt ſich ringsum an den Wänden auf, um dem Wilde und ſeinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine beſtimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgeſetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons gibt es förmliche Kampfbühnen für dieſe Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinterdenen die Zuſchauer ſich aufſtellen. Der Beſitzer derſelben gehört regelmäßig den unterſten Volksſchichten an und empfängt von den Zuſchauern außer einem gewiſſen Eintrittsgeld auch noch eine Summe für jeden Rattenkopf. Sobald ſich eine Anzahl von Zuſchauern geſammelt hat, bringt er ſeine Rattenkäfige herbei und läßt die Thiere laufen. Es gibt zunächſt ein unerhörtes Durcheinander; die unglückſeligen Ratten durchſtöbern den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung einen Ausweg zu finden, rennen ſchreckerfüllt an einander und geberden ſich, als empfänden ſie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald ſie ſich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorſteher der Arena die Pintſcher herbei und läßt ſie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohne Gleichen. Wood berichtet, daß er einen dieſer Bulldoggpintſcher gekannt habe, welcher unter dem Namen Tiny wahrhaft berühmt geworden iſt. Derſelbe wog bloß 5½ Pfund, und gleichwohl war er der allerärgſte Feind der Ratten, den man ſich denken konnte. In einem Zeitraume von 28 Minuten 5 Sekunden — mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit beobachteten die Zuſchauer das großartige Schauſpiel! — hatte er fünfzig Ratten erbiſſen, und man berechnet, daß dieſes ausgezeichnete Thier während ſeines Lebens über fünfzigtauſend Ratten erlegt habe, eine Menge, welche, wie mein Berichterſtatter hinzufügt, anderthalb Tonnen an Gewicht gehabt haben mag. Er konnte nicht zurückgeſcheucht werden, weder durch die Anzahl, noch durch die Größe ſeines Wildes,

Digitized by Google

und freute ſich am meiſten, wenn er recht ſtarken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer ſehr regelrechten und klugen Weiſe. Zuerſt ſuchte er ſich die ſtärkſten und kräftigſten Ratten aus, um ſo die ſchwierigſte Arbeit zu verrichten, während ſeine Kräfte noch friſch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, ſelbſt wenn er ſchon etwas angegriffen von ſeiner Arbeit war. In ſeinen jungen Jahren rannte er mit ſolch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von ſeinem Kopfe nicht unterſcheiden; in ſeinen alten Tagen ſaß er jeden Abend an günſtigen Stellen, wie eine Katze, lauernd an den Rattenlöchern und paßte an ihnen mit großer Sorgfalt auf. Selten blieb ſeine Jagd erfolglos. Die Jagdbegierde auf ſein Wild wurde der Grund zu ſeinem Tode. Er war in einem Zimmer eingeſperrt und hörte in einem anderen Raume eine Ratte nagen, welche er nicht bekommen konnte. Dies verſetzte ihn in ſolche große Aufregung, daß er ſchließlich ein hitziges Fieber davon trug und daran zu Grunde ging.

Dieſer Hund gehörte einem Reichen und hatte es deshalb verhältnismäßig gut, während es den gewöhnlichen Schauſtellerhunden oft, nachdem ſie ihre Pflicht und Schuldigkeit im vollſten Maße gethan haben, ebenſo zu ergehen pflegt, wie es den Ratten durch ſie erging. Die biederen Engländer ſind nämlich noch nicht zufrieden, die Mörderei unter den Ratten mit angeſehen zu haben, ſondern verlangen noch mehr und kaufen am Ende des Schauſpiels regelmäßig dem Beſitzer ſeinen Hund ab, verſchaffen ſich einen größeren Bulldoggen und laſſen durch dieſen nunmehr den kleinen Hund zerreißen. Daß an ſolcher Barbarei nicht gewöhnliche Leute, nicht bloß die niederen Volksklaſſen, ſondern zumeiſt die Vornehmen und Hochſtehenden beſonderen Gefallen finden, verſteht ſich von ſelbſt; denn gerade ſie pflegen der Barbarei und Unmenſchlichkeit nach beſten Kräften Vorſchub zu leiſten.

Die geiſtigen Fähigkeiten aller Pintſcher ſind ſehr beachtenswerth. Sie zeigen einen hohen Verſtand, viel Selbſtüberlegung und Geſchicklichkeit, ſich in alle Lagen möglichſt gut zu finden. Man kennt Beiſpiele, daß ſolche Hunde den Werth des Geldes zu würdigen und ſich daher Münzen zu verſchaffen wußten, um dafür Eßwaaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen Peter ſtahl kleine Geldmünzen, wo er ſie nur finden konnte, und lief damit zum Bäcker hin, um ſich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, deſſen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblick und beſuchte fortan einen auf der anderen Seite der Straße, welcher ſeinen neuen Kunden nach Verdienſt ehrte.

Der Muth der Pintſcher iſt wirklich großartig, und zumal der Bulldoggpintſcher beweiſt ſich hierin ganz als echter Abkömmling des Bulldoggen. Anderſon erzählt in ſeinem Werke über den See Ngami einige ſehr anziehende Thatſachen. Einer dieſer Hunde, Namens Venus, wagte ſich ſogar an ein verwundetes Nashorn, welches fliehen wollte, und verbiß ſich ſo geſchickt in deſſen Oberlippe, daß der gewaltige Rieſe nicht im Stande war, den kleinen Kläffer abzuſchütteln, und ſo den Jägern zu einem zweiten Schuſſe, welcher tödtlich wurde, Gelegenheit geben mußte. In einer ſehr jagdreichen Gegend, in welcher es namentlich viele Schakale gab, erlegte dieſer kleine Hund einen ſeiner wilden und bedeutend ſtärkeren Vettern auf ſehr liſtige Art. An demſelben Orte, welchen er ſich zum Baden und Trinken auserkoren hatte, ſtreifte eines Tages ein Schakal vorbei und erblickte den kleinen Hund. Dieſer verkroch ſich augenblicklich vor ihm und ſah ſo kläglich aus, daß dem Schakal der Gedanke kommen mochte, hier ſei mit leichter Mühe eine Mahlzeit zu gewinnen. Er nahte ſich alſo kühn ſeiner vermutheten Beute, mußte aber ſehr bald einſehen, daß er es mit einem Weſen zu thun hatte, das ihm nicht nur gewachſen, ſondern überlegen war. Denn kaum war er nahe genug, als Venus ihm mit einem geſchickten Satze an die Gurgel ſprang und ſich hier ſo feſt verbiß, daß der Schakal nach wenigen Minuten erſtickend verendete.

Sehr verſchieden von dem gewöhnlichen Pintſcher iſt einer der ſonderbarſten Hunde, was Geſtalt und Ausſehen anlangt: der Affenpintſcher (Canis familiaris Gryphus hirsutus). Ihn macht

Digitized by Google

ſeine Häßlichkeit ſchön, und deshalb wird er von Liebhabern eifrig geſucht und hochgeachtet. Bei einem Affenpintſcher von guter Raſſe iſt der Körper außerordentlich lang im Verhältniſſe zu ſeinen Gliedern, und das Thier erſcheint faſt dachshundartig gebaut. Der Hals iſt ſehr ſtark, der Leib verlängert, ſodaß die ganze Länge die Höhe um das Dreifache übertrifft, das Haar lang und ſtraff, fällt auch über den ganzen Körper und die Glieder ſowie dick und verworren über das Geſicht herab, ſodaß die Augen und die Naſe unter der üppigen Bedeckung kaum ſichtbar ſind. Bei gewiſſen Raſſen iſt das Haar allerdings weicher, immer aber bleibt dieſe eigenthümliche Verworrenheit und Ungleichmäßigkeit. Bei uns zu Lande findet man dieſe echte Raſſe ſeltener, ſondern ſieht zumeiſt

Affenpintſcher (Canis familiaris Gryphus hirsutus). ¹/₆ natürl. Größe.

Affenpintſcher, welche ebenſo hochbeinig ſind als die Rattenpintſcher; das ſtruppige Gewand der eigentlichen Affenpintſcher haben ſie jedoch ebenfalls.

Wenn ich ſagte, daß die Häßlichkeit dieſen Hund ſchön mache, meine ich natürlich bloß die des Leibes; denn geiſtig betrachtet, muß der Hund als einer der beſten angeſehen werden. Es iſt ein munteres und unterhaltendes Thier, dem Menſchen im höchſten Grade zugethan, ſchmeichelnd und liebkoſend gegen ſeine Freunde und ſehr brav im Kampfe mit anderen Hunden. Auch er eignet ſich vortrefflich zur Rattenjagd und wird ſogar hier und da zur Kaninchen- oder Wachteljagd mit Erfolg verwendet.

*

Die letzte Gruppe der Hunde, welche wir betrachten wollen, umfaßt diejenigen, welche dem Menſchen am treueſten dienen und am meiſten von ihm geknechtet werden, die Haushunde.

Zu dieſer Gruppe gehört der Pyrenäenhund, der Pommer, der Spitz, der ungariſche Wolfshund, der Hund der Lappen, der Kamtſchatkdalen, der Haſenindianer, der

Eskimos und der Hund von der Baffinsbai, ebenso auch der Zigeunerhund, der chinesische, der isländische, der sibirische Hund und andere. Als allgemeine Kennzeichen gelten die folgenden: der Leib ist etwas gedrungen, ziemlich dick, nur gegen die Weichen ein wenig eingezogen, der Rücken leicht gekrümmt, die Brust kaum vorstehend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf länglich, wenig erhoben, die Stirn schwach gewölbt, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn ziemlich stark verschmälert und zugespitzt; die Füße sind von mittlerer Höhe, dick und stark, die vorderen vollkommen gerade; der Schwanz ist nicht sehr dünn, oft sogar buschig, ziemlich lang, reicht etwas unter das Fersengelenk und wird entweder gerade nach rückwärts gestreckt oder nach links geringelt aufwärtsgebogen getragen; die Ohren sind kurz, nicht sehr schmal, zugespitzt und aufrechtstehend mit mittellangen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff; an den Hinterpfoten ist keine Afterzehe vorhanden. Eine zottige, lange und grobe Behaarung, welche auf der Schnauze und der Vorderseite der Beine sich bedeutend verkürzt, ist noch Gemeingut aller hierhergehörigen Hunde. Die Färbung ist natürlich sehr verschieden, bei allen dunkleren aber befindet sich über dem Auge jederseits ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken. Als mittlere Größe des Körpers gilt etwa eine Länge von 50, die Höhe am Widerrist beträgt 75, der Schwanz mißt etwa 30 Centim.

Der Haushund (Canis familiaris domesticus) wird als einer von den Hauptstammrassen aller Hunde angesehen und von einigen Naturforschern als ursprünglich in Frankreich heimisches Thier betrachtet. Er ist ein starker aber keineswegs besonders schwerer Gesell, in seinem Laufe ziemlich rasch und ausdauernd, besitzt viel Verstand und zeichnet sich ebenso durch seinen Scharfsinn und seine Klugheit wie durch seine Wachsamkeit, Anhänglichkeit, Treue oder seinen Muth und seine Tapferkeit aus. Alle diese Eigenschaften stempeln ihn ganz von selbst zu dem, was er ist. Man verwendet ihn mit dem größten Vortheile als Wächter des Hauses wie als Hüter und Lenker der Herden oder aber auch als Zugthier, und jede seiner Aufgaben weiß er zur größten Zufriedenheit seines Herrn zu lösen. Er ist derjenige Hund, welcher vielen Völkerschaften geradezu unentbehrlich ist und die Leistungen der verschiedenartigsten Hausthiere in sich vereinigt. Einige Völker halten ihn wie ein Kind, andere mishandeln ihn auf die schnödeste Weise, und gleichwohl bleibt sich seine Treue und sein Diensteifer überall gleich. Er lernt alle seine Fertigkeiten von selbst, ohne seinem Herrn besondere Mühe zu machen, und zeigt dabei Geduld, Ausdauer, Lust an seinen eigenen Fortschritten und hohen Muth.

Von allen diesen Hunden verdient der eigentliche Schäferhund (Canis familiaris pecuarius) besonders erwähnt zu werden. Er zeichnet sich vor anderen Haushunden dadurch aus, daß nur die Spitzen seiner Ohren überhängen, ist auch in der Regel schlank gebaut, dürrleibig, hochbeinig und sehnig wie ein Wolf, dem er an Größe freilich bedeutend nachsteht. Der längliche Kopf mit der spitzigen Schnauze, die mageren, geraden Beine, die mittellange Ruthe, welche etwas eingezogen zu werden pflegt, das dichte, krause, manchmal zottige Fell von graubräunlicher Färbung sind anderweitige Kennzeichen, welche zur Vervollständigung des Bildes dienen mögen.

„Wenn irgend eine Hunderasse", sagt Adolf Müller treffend und wahr, „ein Verdienst um die Menschheit sich erworben, also ein Anrecht auf das Gefühl der Anerkennung und Liebe hat, so ist es der kluge, treue, wachsame und nimmermüde Schäferhund, der Hund, von welchem Buffon nicht mit Unrecht das beredte Wort gesprochen, daß er der wahre, unverfälschte Hund sei, welcher als der Stamm und das Muster des ganzen Geschlechts betrachtet werden muß.

„Jede Hunderasse verliert bei aller Beharrlichkeit ihrer Natur unter verschiedenen Himmelsstrichen mehr oder weniger von ihrer körperlichen und geistigen Charakteristik: der treue Leiter und Beschützer der Herden ist sich überall in den bedeutendsten Zügen seines Leibes und Geistes gleichgeblieben. So viel auch Laune und Unkenntnis durch unpassende Kreuzung am Aeußeren und Inneren des Thieres verändert und verschlechtert haben mögen, immer und immer kehrt seine zähe, kräftige Natur zu ihrer urwüchsigen, sprechenden Wesenheit zurück.

Digitized by Google

„Wie der Spitz ſtellt der Schäferhund die Wachſamkeit gleichſam über ſich ſelber. Den leiſeſten Tritt eines den Feldweg Wandernden vernimmt ſein feines Gehör; der geringſte Luftzug bringt der ſcharfen Naſe die Witterung des der Herde ſich Nahenden, und ebenſo entſchieden als ſicher iſt die Fremdes ankündigende Stimme. Zu dieſer Wachſamkeit geſellt ſich auf der Grundlage einer rauhen, derben Natur ernſter Muth, welcher das Thier aber niemals auf die Abwege des Raufboldes führt. Auch die Tugend der Genügſamkeit beſitzt unſer Hund in hohem Grade, und die Unempfindlichkeit gegen Näſſe, Kälte und Hitze theilt er mit ſeinem Gebieter. Immer beweiſt er ſich verſtändig, aufmerkſam

Schäferhund (Canis familiaris pecuarius). 1/10 natürl. Größe.

und im Hüteramte von morgens bis abends unverdroſſen thätig. Dabei iſt er ernſten, ruhigen Weſens, karg im Lautgeben und Bellen, treu und voll Anhänglichkeit an ſeinen Herrn.“ Ohne ihn würde es unmöglich ſein, Vieh zu hüten; ein Schäfer richtet mit ihm mehr aus als zwanzig Hirten ohne Hund.

Man verwendet den Schäferhund gewöhnlich ſchon im erſten Jahre ſeines Alters als Wächter der Herden. Mit der Zeit lernt er ſeinen Wirkungskreis vollſtändig ausfüllen. Es iſt keineswegs gleichgültig, welches Vieh er zu hüten hat; denn er muß nach den verſchiedenen Hausthieren ſein Betragen einrichten. Der Hund des Kuhhirten muß ſtets ſeinen Herrn beobachten und aufmerken, was dieſer befiehlt. Rinder, welche nicht ſogleich gehorchen, muß er wirklich beißen; denn ſonſt haben ſie keine Furcht vor ihm. Treibt er die Kuh vor ſich her, ſo darf er ihr nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanze oder an die Seiten, am allerwenigſten nach dem Euter. Schlägt eine Kuh nach ihm aus, ſo muß er ſich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen; widerſetzt ſich ein Ochſe oder eine Kuh geradezu mit den Hörnern, ſo trägt er, wenn er ſeinem Amte gewachſen iſt, dennoch den Sieg davon, indem er das Thier in die Schnauze beißt und ſich daran feſthängt. Die ſpaniſchen Hirten benutzen während des Hütens auch noch die Schleuder und wiſſen ſie mit

unfehlbarer Sicherheit zu gebrauchen. Ein Ochse, welcher einigemal durch einen ihm an den Kopf geworfenen Stein vom Hirten gestraft worden ist, darf sich vor dem Hunde in Acht nehmen; denn dieser merkt sich den störrischen sehr bald und erlaubt ihm schon nach kurzer Zeit bloß die allerbeschränktesten Bewegungen innerhalb eines gewissen Kreises. Starke Hammel muß der Schäferhund auch beißen, jedoch bloß in die Hinterbeine; Lämmer, trächtige oder säugende Schafe aber darf er niemals beißen, sondern er muß dann bloß so thun, als ob er beißen wollte.

Wie bei jedem Hunde erkennt man in ihm das Spiegelbild seines Herrn. Der Hirtenhund Spaniens ist ebenso wüthend, der Schäferhund Deutschlands ebenso gutmüthig wie sein Herr. Ist dieser ein Wilddieb: sein Hund thut es bald dem tüchtigsten Jagdhunde gleich; bestrebt sich jener, sein kärgliches Brod durch Sammeln von Schwämmen und dergleichen zu verbessern: der Hund hilft sie ihm suchen; muß der Gebieter zwei- und vierbeinigen Räubern entgegentreten: der Hund übernimmt den Löwenantheil an entstehenden Kämpfen; lebt der Schäfer friedliche Tage: ein sanfteres Wesen gibt es nicht, als seinen Hund. Beide gleichen, beide unterhalten sich. Es gibt Schäferhunde, welche wirklich jedes Wort ihres Herrn verstehen. Ein glaubenswürdiger Beobachter erzählte mir, daß er selbst gehört habe, wie ein Schäfer seinem Hunde befahl, den „Raps" besonders in Acht zu nehmen. Das Thier stutzte einen Augenblick, wahrscheinlich, weil er das Wort früher noch nicht gehört hatte. Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Wiese und Feld waren ihm bekannte Dinge, vom Raps jedoch wußte er noch nichts. Nach kurzer Ueberlegung machte er die Runde um die Herde, untersuchte die einzelnen Felder und blieb endlich bei demjenigen stehen, dessen Frucht sich von den ihm bekannten Getreidearten unterschied: das mußte das Rapsfeld sein, und dem war auch wirklich so!

Solche Erzählungen beruhen nicht auf Einbildung, sondern sind buchstäblich wahr: man braucht nur einen Schäferhund zu beobachten, um sie zu glauben. „Wie erwacht in mir", erzählt Müller, „immer aufs neue die Erinnerung so mancher glänzenden That der Wachsamkeit, Ueberlegung und Charakterstärke, wenn ich des besten Vertreters der Rasse, den ich je gekannt, gedenke, wie er beim Eintreiben der Herde in die Stoppelfelder ohne jegliches Geheiß sich vor die hin und wieder noch stehen gebliebenen Fruchthaufen stellte, ernst und würdig im Bewußtsein seines Amtes, und die ganze Herde vorüberwandeln ließ. Mit derselben umsichtigen Ruhe beschützte er lautlos die Gemüseäcker, an denen seine Herde vorüberzog. Man sah den Schafen an, daß sie wohl inne waren, welcher Meister des Hütens ihre Flanken bewachte. Da war kein starrköpfiges Schaf, welches aus der Reihe sprang, selten ein Leckermaul, welches über die Grenze wegnaschte, aber auch kein Thier der Herde, alt wie jung, welches vor dem lockigen Gesellen zurückschreckte oder gar angstvoll in Flucht gerieth. Ruhig und stetig, wie an einer Schnur geleitet, zog die Herde durch die Flur dahin, und wenn sie an einem Hag oder an einer Hute stille hielt und lagerte, umstanden Gruppen von Schafen den Hund, wie ein zu ihnen gehöriges Glied der Herde."

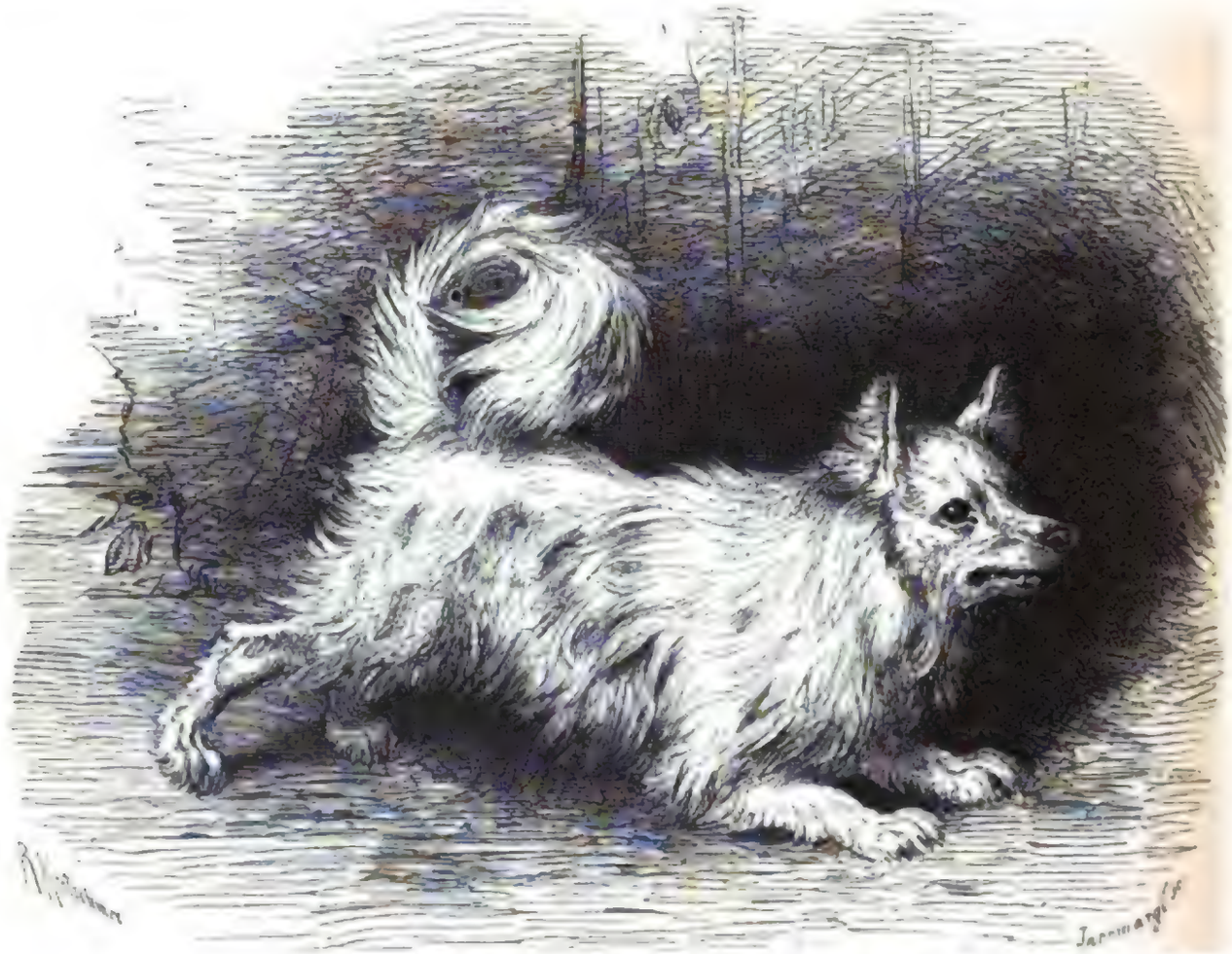
Gewiß, ein wohlerzogener Schäferhund ist eines der edelsten Glieder seiner Sippschaft!

Was der Schäferhund für die Herden, ist der Spitz oder Pommer (Canis familiaris domesticus pomeranus) für das Haus. Klein oder höchstens mittelgroß, kräftig und untersetzt, spitzköpfig und spitzschnauzig, als müßte man auf Reineke den Verdacht der Vaterschaft werfen, kurzbeinig und langschwänzig, ausgerüstet mit mäßig großen Ohren und eben solchen klugen und lebhaften Augen, dicht eingehüllt in ein bald grobes und langes, bald feines und kurzes Fell von rein weißer, gelber, fuchsrother, grauer, ausnahmsweise auch schwarzer Färbung, höchstens noch mit lichter Stirnbläße und weißen Abzeichen an den Füßen, tritt er uns entgegen, so daß man ihn schwerlich verkennen kann.

Dieser in seiner Art ebenfalls ganz vortreffliche Hund wird in vielen Gegenden Deutschlands, zumal in Thüringen, als Wächter auf Bauerhöfen zum Bewachen des Hauses und Hofes oder von Fuhrleuten als Hüter ihrer Wagen benutzt. Bei letzteren fehlt er wohl selten und übernimmt hier

Digitized by Google

zugleich noch eine andere Rolle: er erheitert und erfreut durch sein munteres Wesen den in gleichmäßiger Weise seinen Tag verbringenden Mann bei dem schwierigen Geschäfte. Der Pommer gilt für die beste Rasse, weil er bei unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit besonders aufmerksam und lebhaft ist, dabei weder Regen noch Kälte scheut, ja gewöhnlich im Hause oder Hofe dort am liebsten zu liegen pflegt, wo der Wind am stärksten pfeift. Uebrigens zeigen alle Spitze einen großen Hang zur Freiheit und taugen deshalb nicht als Kettenhunde, während sie als umherstreifende Wächter ihrer Treue und Unbestechlichkeit wegen unersetzbar sind.



Spitz (Canis familiaris domesticus pomeranus). 1/10 natürl. Größe.

In seinem Wesen und Betragen unterscheidet sich der Spitz wesentlich vom Schäferhunde. Abgesehen von der unermüdlichen Wachsamkeit, welche beide mit gleichem Eifer ausüben, und seiner Freundschaft gegen Hausthiere ist er das gerade Gegentheil von diesem, immer in Bewegung, soviel wie möglich laut, ein oft höchst unangenehmer Kläffer sogar, heftig, reizbar und biffig. Weder im Gehöfte, noch auf dem Wagen kann er in Ruhe bleiben. Dort lockt ihn jeder Vorübergehende an die Straßenthüre, jedes ängstlich gackernde Huhn in den Hintergarten; hier setzt er mit geschickten Sprüngen von der Ladung auf den Bock, vom Bocke auf den Rücken des Pferdes, oder aber herab auf die Straße und von dieser wieder auf den Wagen. Wie der Schäferhund liebt er Hausthiere ganz ungemein, am meisten aber doch die Pferde, mit denen er sich förmlich verbrüdert; wie seinem Verwandten geht ihm das Wohl und Wehe seiner Pflegebefohlenen, unter welche er selbst das Federvieh rechnet, sehr zu Herzen: aber während jener seine Arbeit still und gemessen verrichtet, tobt er ununterbrochen im Hause und Hofe umher, und sein beständiges Gebell gewinnt den Anschein des Keifens eines ewig schlecht gelaunten Wesens. Und doch ist er keineswegs übermüthig, sondern nur

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ESKIMOHUND.

Digitized by Google

eifrig und über die Maßen geschäftig. Alles Mistrauen, welches er gegen Fremde jeden Standes an den Tag legt, wurzelt einzig und allein in dem Bestreben, seinem Gebieter voll und ganz zu dienen. Zunächst sieht er in jedem Geschöpfe einen Dieb, mindestens einen Lästigen oder Störenfried, dem gegenüber er Haus und Hof, Vieh und Geräth zu vertheidigen hat. Der Besuchende wird übel empfangen, der fechtende Handwerksbursche nicht viel schlimmer, der Bettler kaum mit größerem Ingrimm; aber während er ersterem, sobald er ins Haus getreten, freundlich begegnet, knurrt er den Handwerksburschen noch an, nachdem er sich von dessen Ungefährlichkeit überzeugen mußte, und verfolgt er den Bettler noch bellend, nachdem dieser bereits Haus und Hof verlassen hat. Zwei- und vierbeinige behaarte und gefiederte Räuber und Diebe mögen sich vor dem Spitz in Acht nehmen: gegen sie ist er mit Bewußtsein heftig, zornwüthig, unerbittlich. Er verbeißt sich, und ob es ihm das Leben kosten möge, in der Wade des Diebes, kämpft ingrimmig mit dem Fuchse, weicht selbst dem Wolfe nicht, und tödtet den Habicht, welcher sich auf die Henne stürzte, falls dieser nicht durch schleunige Flucht sich rettet.

Alles Beschützen, alles in Ordnung halten, das ihm Anvertraute mit unbestechlicher Treue hegen und pflegen, scheint Lebenszweck des Spitzes zu sein. „In der Nähe eines vielbesuchten Badeortes mit schöner Umgebung", so erzählte mir eine geistreiche und sinnige Frau, „lernte ich einen der wackersten Spitze kennen, welcher mir jemals vorgekommen ist. Wir wünschten einige der nächsten Aussichtspunkte zu besuchen und verlangten vom Wirte Weg und Steg zu wissen. „Ich will Ihnen einen Führer mitgeben, auf welchen Sie sich verlassen können", bemerkte der Mann, und rief seinen Hund herbei. „Spitz", sagte er, „Du führst diese Herrschaften und zeigst ihnen alles, — alles hörst Du!" Spitz antwortete durch Wedeln des Schwanzes, machte die Runde von einem Mitgliede der Gesellschaft zum anderen und setzte sich in Bewegung. Unter seiner Führung stieg man den Berg hinauf. Einige Gesellschaftsmitglieder blieben zurück. Spitz wartete, ruhig am Wege sitzend, bis sie herangekommen waren; eine andere Gesellschaft, welche Tags vorher denselben Führer benutzt hatte, kam von oben herab, erkannte den Hund und lockte ihn an sich: Spitz wedelte freundlich dankend, blieb sich aber seines Auftrags bewußt und verließ die neuen Bekannten nicht. Rechts und links ab vom Wege führte er die ihm Anbefohlenen; auf jedem Aussichtspunkte blieb er sitzen, bis man sich zum Weitergehen anschickte; endlich kehrte er um. Er hatte seine Aufgabe glänzend gelöst, nichts versäumt, keinen schönen Punkt übergangen, kein Mitglied der Gesellschaft verloren. Sichtlich erfreut nahm er, zu Hause angelangt, das Lob seines Herrn und die Liebkosungen der von ihm Geführten entgegen."

Nicht minder nützlich als die letztgenannten beiden macht sich der Eskimohund (Canis familiaris borealis), welcher im ganzen Norden der Erde von den hier hausenden ungesitteten Völkerschaften als das wichtigste aller Hausthiere angesehen werden muß. Er übertrifft unseren Schäferhund meist an Größe, unterscheidet sich von ihm auch sofort durch sein wolfsähnliches Ansehen, die aufrechtstehenden Ohren, den dicken Pelz, welcher im Winter förmlich wollig erscheint, und den listigen Gesichtsausdruck. Sein Auftreten bekundet Ungebundenheit und ein gewisses Maß von Freiheit, obgleich er diese nur zeitweilig genießt, da er andererseits auch in der allerschändlichsten Knechtschaft lebt, welche man sich denken kann. Der Eskimohund hat im ganzen Norden der alten Welt höchst ähnliche Verwandte und wird ebenso zum Hüten des Viehes wie zum Ziehen von Schlitten benutzt. Bei seinen Arbeiten als Renthierhirt wollen wir uns nicht aufhalten, sondern mehr auf letztere Beschäftigung Rücksicht nehmen.

Der Eskimohund bringt fast sein ganzes Leben unter dem Joche zu; denn entweder muß er Schlitten ziehen oder Lasten tragen. Im Norden von Amerika und seinen benachbarten Inseln ist er wirkliches oder einziges Jochthier, welches der Mensch dort sich zu eigen gemacht hat. Nur während der kurzen Sommerzeit gestattet ihm sein eigennütziger Herr eine gewisse Freiheit, während des Winters ist er vollendeter Sklave.

Digitized by Google

Einen wohlgenährten Eskimohund darf man ein schönes Thier nennen; leider aber wird ihm die Nahrung, wenn er sich nicht selbst solche verschafft, von seinem Herrn so sparsam zugemessen, daß er viele Monate hindurch mehr einem Gerippe als einem lebenden Wesen ähnelt. Sein Verhältnis zu dem Menschen ist eigenthümlicher Art. Er weiß, daß er in Sklavenketten liegt, und versucht, diese Ketten zu brechen. Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl wie in geistiger. Dem arktischen Wolfe gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, daß beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können. Während Parry's zweiter Polarreise wagte einst eine Jagdgesellschaft nicht, auf einen Trupp von zwölf Wölfen zu feuern, welche einige Eskimos bedrohten, weil sie, über die Art der Thiere im Ungewissen, fürchteten, einige von den Hunden zu tödten, welche den einzigen Reichthum jener gutmüthigen Menschen ausmachen. Der Eskimohund raubt und stiehlt wie nur einer, ist auf der anderen Seite aber auch wieder so hündisch demüthig, wie nur ein von Furcht gepeinigter Sklave es sein kann. Vor den Schlitten wird immer ein ziemlich starker Trupp gespannt, welcher unter Leitung eines älteren und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt; von einer Lenkung des Schlittens nach unseren Begriffen seitens des Menschen kann keine Rede sein. Jeder einzelne Hund ist an einen Lederriemen gespannt, welcher vermittels eines höchst einfachen Kummets an ihm befestigt wurde. Eine Weile geht alles gut. Plötzlich aber gerathen zwei von dem Gespanne aus irgend welcher Ursache in Feindschaft. Aus dem Knurren entsteht eine Beißerei; das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel; alles knurrt, bellt, beißt, wüthet durch einander, und nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Endlich hat sich der Hundeballen so arg verwirrt, daß an keine freie Bewegung mehr zu denken ist, und nun liegt es dem Eskimo ob, die Thiere wieder zu entwirren und von neuem einzuspannen. Dann geht die Fuhre weiter, und die Peitsche wird etwas öfter gebraucht.

Ohne dieses Hausthier würden die Eskimos nicht bestehen können. Die Hunde leisten ihnen alle denkbaren Dienste. Mit einer Bürde von 30 Pfund beladen, begleiten sie ihre Herren, wenn diese zu ihren langdauernden Jagden aufbrechen. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten, welcher mit fünf bis sechs Personen oder einem Gewichte von 600 bis 800 Pfund besetzt ist, acht bis zehn Meilen weit in einem Tage. Nach langer Ruhe und guter Fütterung vor einen Schlitten gespannt, sind sie kaum zu zügeln und durchlaufen auf ebener Bahn mehr als zwei geographische Meilen in einer Stunde. Spüren sie ein Ren unterwegs, so rennen sie wie rasend in der Richtung desselben und ruhen nicht eher, als bis sie den Jäger schußgerecht an das Wild gebracht haben. Außerdem helfen sie bei der Seehund-, Bären- und Otterjagd, halten Wache, vertheidigen ihren Herrn in Gefahr und leisten noch hundert andere Dienste. Und gleichwohl fühlen die Eskimos nicht die geringste Liebe zu ihnen, sondern betrachten sie höchstens als belebte Maschinen, welche einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen wurden, ihnen Dienste zu leisten. Aus diesem Grunde sind sie auch die unnachsichtigsten und grausamsten Herren, welche die armen Thiere geradezu regelrecht quälen, sie Hunger und Durst leiden lassen, peitschen, mit Fußstößen behandeln und ihrer Geduld Dinge zumuthen, welche selbst einem Engel zu toll sein dürften. Daß die Hunde auch ihrerseits keine besondere Zuneigung zu ihrem Herrn zeigen, versteht sich ganz von selbst.

Wie gedachte Hunde und ihre Verwandten benutzt werden, hat trefflich schon Steller geschildert: „Unter den zahmen Thieren auf Kamtschatka gebührt den Hunden wegen Alterthums und Nutzens das Vorrecht, und machen sie allein die ganze Klasse der kamtschadalischen zahmen Thiere aus. Die Kamtschadalen behaupten, daß sich ihr Adam, Kuttka, vormals der Hunde nicht bedient, sondern den Schlitten selber gezogen habe. Damals hätten die Hunde wie Menschen geredet. Es sei aber einstmals geschehen, daß Kuttka's Nachkommen in einem Kahne den Fluß abwärts getrieben. Als sie nun am Ufer einige zottige Hunde erblickt und diese ihnen zugerufen: „Was seid ihr für Leute?" so hätten sie nicht geantwortet, sondern wären hurtig vorbeigeschwommen.

Digitized by Google

Darüber hätten sich die Hunde dergestalt erzürnt, daß sie beschlossen, ins künftige kein verständiges Wort mehr mit irgend einem Menschen zu sprechen, welches sie auch bis zu dieser Stunde gehalten. Doch wären sie noch so neugierig, daß sie alle Fremden anbellten und befragen wollten, wer sie seien und woher sie kämen.

„Ohne diese Hunde kann so wenig Jemand als an anderen Orten ohne Pferd und Rindvieh leben. Die kamtschatkischen Hunde sind verschiedenfarbig, hauptsächlich aber dreierlei: weiß, schwarz und wolfsgrau, dabei sehr dick- und langhaarig. Sie ernähren sich von alten Fischen. Vom Frühjahre bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im geringsten um sie, sondern sie gehen allenthalben frei herum, lauern den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, welche sie sehr behend und artig zu fangen wissen. Wenn sie Fische genug haben, so fressen sie, wie die Bären, nur allein den Kopf davon, das andere lassen sie liegen. Im Oktober sammelt Jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fette entledigen, zum Laufen fertig und nicht engbrüstig werden mögen, und alsdann geht mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört. Ihre Kost im Winter ist zweifach. Zur Ergötzung und Erstärkung dienen stinkende Fische, welche man in Gruben verwahrt und versäuern läßt, weil auf Kamtschatka nichts stinkend wird (denn wenn auch die Itälmen und Kosaken solche Fische mit großem Appetite verzehren, die wie Aas stinken, bei welchen ein Europäer in Ohnmacht fallen oder die Pest besorgen möchte, sprechen sie, es sei gut sauer, und pflegen daher zu sagen, daß in Kamtschatka nichts stinke). Diese sauern Fische werden in einem hölzernen Troge mit glühenden Steinen gekocht und dienen ebensowohl zur Speise der Menschen als zum Hundefutter. Die Hunde werden zu Hause, wenn sie ausruhen, oder auf der Reise des Abends, wenn sie die Nacht über schlafen, mit diesen Fischen allein gefüttert; denn wenn man sie des Morgens damit füttert, werden sie von diesen Leckerbissen so weichlich, daß sie auf dem Wege ermüden und nur Schritt für Schritt gehen können. Das andere Futter besteht in trockener Speise, von verschimmelten und an der Luft getrockneten Fischen. Damit füttert man sie des Morgens, um unterwegs ihnen Muth zu machen. Weil nun das meiste daran Gräten und Zähne, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, verrichten sie mehrentheils die Mahlzeit mit einem blutigen Maule. Uebrigens suchen sie sich selber Speise auf und stehlen grausam, fressen Riemen und ihrer Herrn eigne Reisekost, wo sie dazu kommen können, steigen wie Menschen auf den Leitern in die Balagans oder Wohnungen und plündern alles, ja, was das Lächerlichste: Niemand ist im Stande, seine Nothdurft zu verrichten, ohne immer mit einem Prügel um sich zu schlagen. Sobald man seine Stelle verläßt, sucht einer den anderen unter vielem Beißen um das Depositum zu übervortheilen. Demungeachtet frißt kein kamtschatkischer Hund Brod, wo er auch noch so hungerig. Der Koth von den Hunden ist wegen der vielen, unter beständigem Ziehen ausgepreßten Galle gelb und auch an Beschaffenheit von dem menschlichen nicht zu unterscheiden, stinkt dabei aber so heftig, daß man sich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anstrengen wird das Geblüt sowohl in den inwendigen als äußerlichen Theilen mit solcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haut zwischen den Zehen der Füße röthlich wie Blut wird, und man kann daran einen guten Hund erkennen, daß sein After so hochroth wie das schönste Scharlach ist. Dabei sind die kamtschatkischen Hunde sehr leutescheu, unfreundlich, fallen keinen Menschen an und bekümmern sich nicht im geringsten um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, aber stehlen, was sie bekommen, sind sehr furchtsam und schwermüthig und sehen sich beständig aus Mistrauen um, sie mögen thun, was sie wollen. Sie haben nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn, sondern suchen denselben allezeit um den Hals zu bringen; mit Betrug muß man sie an die Schlitten spannen. Kommen sie an einen schlimmen Ort, an einen steilen Berg oder Fluß, so ziehen sie aus allen Kräften, und ist der Herr genöthigt, um nicht Schaden zu nehmen, den Schlitten aus den Händen zu lassen, so darf er sich nicht einbilden, solchen eher wieder zu erhalten, bis sie

Digitized by Google

an einen Ruheplatz kommen, es sei denn, daß der Schlitten zwischen den Bäumen stecken bleibt, wo sie jedoch keine Mühe sparen, alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen. Woraus man sieht, wie sehr die Lebensart unvernünftige Thiere verändert und welchen großen Einfluß sie auf die Hundeseele hat.

„Man kann sich nicht genug über die Stärke der Hunde verwundern. Gewöhnlich spannt man nur vier Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit anderthalb Pud Ladung behend fort. Auf vier Hunde ist die gewöhnliche Ladung fünf bis sechs Pud. Leicht beladen kann ein Mensch in einem Tage auf schlimmen Wegen und bei tiefem Schnee 30 bis 40 Werst zurücklegen, auf gutem Wege 80 bis 100 Werst, und hat man sich sowohl an dem Pentschinischen See als Werchnoi Ostrog und an den Flüssen Kamtschatka's landeinwärts nimmermehr Hoffnung zu machen, daß man bei dem größten Ueberflusse von Pferden sich derselben auf Winterreisen werde bedienen können, obwohl im Sommer sich sowohl geschwinder als bequemer damit würde reisen lassen. Im Winter sind die Pferde nicht zu gebrauchen wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt, wie auch wegen der vielen steilen Gebirge und engen Thäler, unwegsamen, dicken und grausen Wälder und vieler Ströme und Quellen, so entweder gar nicht zufrieren oder doch wenigstens nicht so hart, als daß es ein Pferd ertragen könne. Wegen der erschrecklichen und öfteren Sturmwinde hat man auch niemals oder selten auf einen gebahnten Weg zu hoffen. Allein auf dem Flusse Kamtschatka, so fest gefrieret, bleibet große Hoffnung übrig, daß daselbst die Pferde im Winter sehr nützlich können verwendet werden.

„Dieser Ursachen wegen werden die Hunde allezeit nöthige und nützliche Thiere bleiben und ihnen niemals bei aller Kultivirung die Last, zu ziehen, abgenommen werden. Man findet ebenso große Liebhaber von Hunden als anderswo von Pferden, und kann leicht Jemand an einen kamtschadalischen Schlitten für Hund und Hundegeschirr 60 bis 80 Rubel anwenden.

„Ungeachtet nun die Reise mit Hunden sehr beschwerlich und gefährlich und man fast mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ginge, und man bei dem Hundeführen und Fahren so müde wie ein Hund selber wird, so hat man doch dabei diesen Vortheil, daß man über die unwegsamsten Stellen damit von einem Orte zum anderen kommen kann, wohin man weder mit Pferden noch, wegen des tiefen Schnees, sonst zu Fuße kommen könnte. Sie sind außer dem Ziehen gute Wegweiser und wissen sich auch in den größten Stürmen, wo man kein Auge aufmachen kann, zurecht und nach den Wohnungen zu finden. Sind die Stürme so hart, daß man liegen bleiben muß, was sehr oft geschieht, so erwärmen und erhalten sie ihren Herrn, liegen neben demselben ein bis zwei Stunden ruhig und still, und hat man sich unter dem Schnee um nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief vergraben und ersticket werde. Oft kommt es vor, daß ein Sturm einige Tage, ja eine ganze Woche fortwähret. Die Hunde liegen während dieser Zeit beständig still, wenn sie aber die äußerste Hungersnoth treibt, so fressen sie Kleider und alle Riemen vom Schlitten ab, und man kann sich nicht genug über ihre starke Natur verwundern, worin sie die Pferde bei weitem übertreffen. So hat man auch vor den Stürmen allezeit die sicherste Nachricht von dem herannahenden oder kommenden Ungewitter durch die Hunde; denn wenn sie im Schnee graben und sich dabei legen, mag man, wofern zu weit von Wohnungen entfernt, sicherlich einen Ort sich aufsuchen, wo man vor dem Sturme sich verbergen kann.

„Die kamtschatkischen Schlitten sind nach Kräften der Hunde und nach der gebirgigen Gegend dergestalt ausgedacht, daß solche der geschickteste Mechanikus nicht besser hätte erfinden können. Sie scheinen ihren Grund aus der Anatomie und Bildung des menschlichen Körpers zu haben. Oben ist ein länglichhohler Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen, langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen festgebunden sind. Dieses Gegitter nun ist überall und auf allen Seiten mit Riemen umwunden und biegt sich alles daran, ohne zu zerbrechen; bricht auch ein Hölzchen, so lassen doch die Riemen den Korb nicht auseinanderfallen. In diesen Korb packt man fünf Pud schwer, und wenn ein Mensch darauf sitzt, kann man noch zwei Pud sehr bequem

Digitized by Google

mit sich führen. Dieser Korb ist auf zwei krummgebogene Hölzer aufgebunden, welche wiederum auf den Schlittenläufern festgemacht sind. Letztere sind nicht über ein Drittel Zoll dick, der ganze Schlitten aber wiegt nicht über sechszehn Pfund. Obgleich nun daran alles so dünn und biegsam ist, so widerstehen die Schlitten doch solcher Gewalt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Man fährt damit öfters dergestalt an Bäumen an, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt und doch keinen Schaden leidet. Man fährt damit über die höchsten Gebirge und steilsten Klippen und behält allezeit soviel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten oder vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man sitzt darauf mehrentheils auf einer Seite, um zugleich bei einer gefährlichen Stelle von demselben herabspringen zu können. Zuweilen setzt man sich auf mehreren Orten darauf wie auf ein Pferd. Die Hunde laufen ihren Weg, will man zur Linken, so schlägt man mit dem Stocke zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, will man zur Rechten, schlägt man an die linke Seite des Schlittens; will man still halten, steckt man den Stock vor den Schlitten in den Schnee; fährt man einen steilen Berg hinab, so steckt man den Stock in Schnee zwischen das Vorderbogenholz und hemmt dadurch ein. Ungeachtet man nun fährt, so wird man doch ebenso müde, als wenn man zu Fuß ginge, weil man die Hunde beständig zurückhalten, bei schlimmen Wegen vom Schlitten abspringen, daneben herlaufen und den Schlitten halten muß; fährt man einen Berg hinauf, so muß man ohnedies zu Fuße gehen. Außer den Sturmwinden werden die Hundereisen gefährlich und beschwerlich wegen der vielen Flüsse, welche selten in dem härtesten Winter zufrieren, oder bei gelinder Witterung aller Orten gleich wieder aufthauen, und hat man folglich immer zu befürchten, hineinzufallen und zu ertrinken, welches auch alle Jahre geschieht. Noch eine Beschwerde verursachen die dichten Wälder, durch welche man fahren muß. Selten trifft man einen geraden Baum an, sondern fährt zwischen den Aesten und Zweigen dahin, dabei man immer in Sorge steht, Arme und Beine zu zerbrechen oder die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Ueberdies haben die Hunde die schelmische Eigenschaft, daß sie aus allen Kräften ziehen und laufen, wenn sie an einen solchen Wald, Fluß oder steilen Abhang kommen, weil sie wissen, daß sie ihren Herrn herabwerfen, den Schlitten zerbrechen und auf diese Art von der Last, zu ziehen, befreit werden können.

„Der andere Hauptnutzen der Hunde, weshalb sie auch so häufig gehalten und gezogen werden, ist, daß man sowohl den abgelebten Schlittenhunden wie den zur Fahrt untauglichen die Häute abnimmt und zweierlei Kleider daraus macht, welche in dem ganzen Lande von großem Nutzen und großem Werthe sind. Diese Kleider haben vor dem übrigen Pelzwerke folgende Vorzüge: erstens sind sie die prächtigsten Staats- und Feiertagskleider von uralten Zeiten her, und pflegt sich Einer gegen den Anderen, seine Ehre zu retten, also vernehmen zu lassen, wo es zu Rangstreitigkeiten und Rühmen kommt. „Wo warst Du Kerl, da ich und meine Vorfahren schon Hundskuklanken trugen? Was hattest Du dazumal für Kleider an?" Bis zur Stunde kann man allezeit einen Hundskuklanken für einen aus Fuchs oder Biber gemachten vertauschen. Zweitens sind die Hundefelle sehr warm, drittens sehr dauerhaft, da sie in den größten Strapazen wenigstens vier Jahre aushalten, während ein Renthier- oder Mufflonfell einen Winter dient und dann kahl wird; viertens brauchen diese Kleider nicht so sehr wie andere in Acht genommen zu werden: sie lassen die Haare nicht fahren und sind allezeit trocken.

„Je längere Haare die Hunde haben, je höher werden sie geschätzt. Diejenigen Hunde aber, so hohe Füße, lange Ohren, spitzige Nasen, ein breites Kreuz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, stark fressen und munter sind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserlesen und auf folgende Art belehrt und abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen, und ernähren selbe dadrinnen. Wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legen die Kamtschadalen solche abermals in eine Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannen sie dieselben mit anderen gelernten an den Schlitten und fahren mit ihnen einen kurzen Weg. Weil die jungen

Digitized by Google

Thiere nun hunde- und leuteſcheu ſind, ſo laufen ſie aus allen Kräften. Sobald ſie wieder nach Hauſe kommen, müſſen ſie wieder in die Grube, ſolange und ſoviel, bis ſie von nichts anderem wiſſen, des Ziehens gewohnt werden und eine weite Reiſe verrichtet haben. Alsdann werden ſie unter den Wohnungen neben andere gebunden und erhalten als Ausſtudirte im Sommer ihre Freiheit. Aus dieſer Erziehung ſind hernach ihre mores herzuleiten.

„Der größte Verdruß bei der Hundefahrt iſt der, daß ſie, ſobald ſie angeſpannt werden, den Kopf gegen den Himmel erheben und erſchrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wenn ſie den Himmel wegen ihrer harten Umſtände anrufen wollten. Sobald ſie aber in das Laufen kommen, ſchweigen ſie auf einmal alle ſtill. Darauf geht der andere Verdruß an, daß einer um den anderen zurückſpringt, ſeine Nothdurft verrichtet, und während ſie dieſe Zeit ausruhen, ſo brauchen ſie hierin die Liſt, daß allezeit einer nach dem anderen ſeine Nothdurft verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und geben ſie öfters umſonſt dieſes Geſchäft vor. Kommen ſie an Ort und Stelle, ſo liegen ſie ermüdet da, als wenn ſie todt wären.

„Diejenigen Hunde aber, welche die Kamtſchadalen zur Haſen-, Zobel-, Fuchs- und Mufflonsjagd abrichten, füttern ſie öfters mit Krähen, die man in Ueberfluß hat, wovon ſie den Geruch bekommen und nach dieſen wie nach allem Wild und Vögeln laufen. Mit ſolchen Hunden treiben die Kamtſchadalen im Juli Enten, Gänſe und Schwäne, wenn ſie in die Felder fallen, und auch in den großen Inſeeen in ziemlicher Menge zuſammen.“

Im übrigen Sibirien werden die Hunde etwas beſſer behandelt. „Der ſibiriſche Hund“, ſagt Wrangel, „hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolfe, ſein Gebell gleicht ganz dem Geheul desſelben. Im Sommer bringt er, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu ſein, die größte Zeit im Waſſer zu, im Winter hat er ſein Lager tief im Schnee. Das vollſtändige Geſpann eines Schlittens beſteht aus zwölf Köpfen. Ein beſonders gut abgerichteter Hund befindet ſich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieſes Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, ſo erkennt es nicht nur aufs genaueſte die zu nehmende Richtung, ſondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, ſelbſt wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen ſind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche ſtill, wedelt mit dem Schwanze und ſcheint dadurch ſeinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Raſtort gewähren ſoll. Im Sommer muß derſelbe Hund Boote ſtromaufwärts ziehen; hindert ihn ein Felſen, weiter vorwärts zu gehen, ſo ſtürzt er ſich ins Waſſer und ſetzt ſeinen Weg am anderen Ufer fort. Dafür werden ihm täglich zehn halbverfaulte Häringe als Futter gereicht!

„Der Hund iſt den Sibiriern unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jukagiriſche Familie alles verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht ſehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwiſchen dieſen beiden Hündchen und ihrem Kinde und hatte die Freude, daß dieſe beiden Hunde die Stammeltern einer ſehr ſtarken Raſſe wurden. Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolymafluſſe, nachdem ſie ihre meiſten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigſte Lage verſetzt. Sie mußten ihr Brennholz ſelbſt herbeiſchleppen; dabei fehlte ihnen ſowohl Zeit als Kräfte, die an verſchiedenen, weit entfernten Orten gefangenen Fiſche nach Hauſe zu bringen. Endlich waren ſie gezwungen, während aller dieſer Arbeiten, welche äußerſt langſam von Statten gingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere faſt ganz zu verabſäumen. Eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Menſchen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, welche hier nie erſetzt werden können, weil es bei dem rauhen Klima und kurzen Sommer ganz unmöglich iſt, das nöthige Futter für die Pferde anzuſchaffen, und endlich, weil der Hund ganz flüchtig über den Schnee hinwegläuft, wo das ſchwere Pferd beſtändig verſinken würde.“

Von dieſen Thieren kann man in Wahrheit das Wort Zoroaſters anwenden: „Durch den Verſtand des Hundes beſteht die Welt“.

*

Digitized by Google

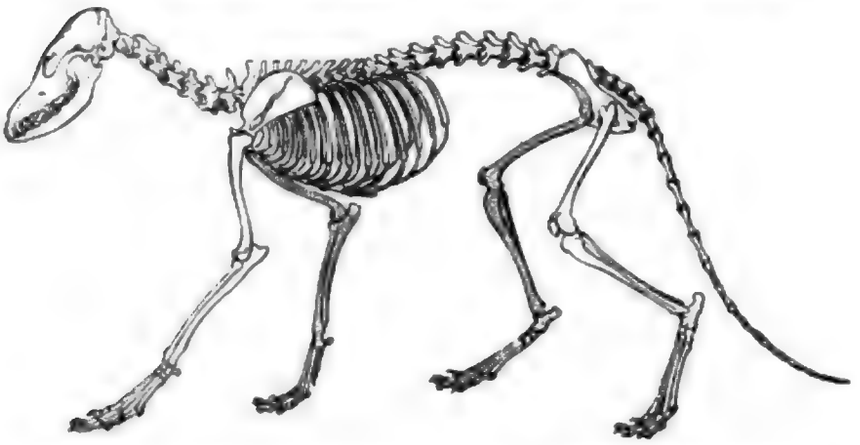
Die Füchse (Vulpes) unterscheiden sich von den Urhunden, Wölfen, Schakalen nebst Verwandten und den Haushunden durch den Bau ihres Gebisses zwar nicht wesentlich, wohl aber durch den langgestreckten Leib, den gestreckten, spitzschnäuzigen Kopf, den in der Regel länglichrunden, etwas schief stehenden Augenstern, die niederen Läufe, den sehr langen, dickbuschig behaarten Schwanz sowie den nur schwach gebogenen, fast wagrechten, am Vorderrande seicht vertieften Brauenfortsatz des Stirnbeines merklich genug, um sie nach Ansicht einiger Forscher in einer besonderen Gruppe zu vereinigen, möge man dieser nun den Rang einer Sippe (nach Gray's Meinung sogar einer Unterfamilie) zugestehen oder nicht. Auch in ihrem Wesen und Gebaren bekunden sie, bei aller Uebereinstimmung mit den Sitten und Gewohnheiten anderer Hunde, so manche Eigenthümlichkeit und verdienen besondere Beachtung.

Unter den in unserem Vaterlande wildlebenden Säugethieren steht der Fuchs (Canis vulpes, C. alopex, Vulpes vulgaris) unzweifelhaft obenan. Kaum ein einziges anderes Mitglied der ersten Klasse genießt einen so hohen Ruhm und erfreut sich einer so großen Bekanntschaft wie Freund Reineke, das Sinnbild der List, Verschlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich sagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preist die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht; ihn hielt einer unserer größten Meister für würdig, seinen Gesang ihm zu widmen. Es ist gar nicht anders möglich: der Gegenstand einer so allgemeinen Theilnahme muß ein ausgezeichnetes Geschöpf sein. Und das ist denn auch unser Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinsicht. Wir müssen ihm seiner geistigen wie leiblichen Eigenschaften wegen unsere Achtung zollen, ihn gewissermaßen liebgewinnen. Gleichwohl erfreut sich Reineke keineswegs unserer Freundschaft. Trotz aller Anerkennung, welche seine Fähigkeiten uns einflößen, wird er von uns verfolgt und befehdet, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Es scheint fast, als bestände zwischen dem Menschen und Thiere ein Wettstreit, als bemühe sich der Mensch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten des Erdenbeherrschers denn doch noch die des Fuchses überträfen: und Reineke seinerseits läßt es sich angelegen sein, seinem Verfolger immer und immer wieder zu beweisen, daß man auch trotz aller Hindernisse noch zu leben verstehe.

Der Fuchs ist ein vollendetes Thier in seiner Art. „Zierlicher, als seine Verwandten in Tracht und Haltung", sagt Tschudi, „feiner, vorsichtiger, berechnender, biegsamer, von großem Gedächtnis und Ortssinn, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen, scheint er alle Erfordernisse des vollendeten Strauchdiebes in sich zu vereinigen und macht, wenn man seinen geistreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuosen in seiner Art." Reineke ist unbedingt der allervollendetsten Spitzbuben einer. Mit seinen leiblichen Begabungen stehen seine geistigen Fähigkeiten nicht bloß im Einklange, sondern helfen ihm gewissermaßen über manche Mängel seiner leiblichen Ausrüstung, im Vergleiche zu anderen, besser begabten Raubthieren hinweg. Reineke versteht sein Handwerk zu treiben und läßt sich kaum von einem zweiten Geschöpfe übertreffen. Ihm scheint nichts unerreichbar, seiner List und Tücke kein Wild zu schnell oder zu stark, seiner Behendigkeit nichts zu rasch und zu gewandt zu sein. Gefahr würdigt er vollkommen, aber fürchtet sie nicht; denn für ihn sind alle Netze, Fallen, Schlingen und Jagdwaffen eigentlich kaum da; für ihn findet sich aus jeder Verlegenheit noch ein Ausweg, und nur die größere Menschenlist oder die durch Verbindung mit des Fuchses eigenen Familiengenossen unberechenbar vermehrte Macht des Erdenbeherrschers kostet unserem Strauchdiebe Haut und Haar.

Reineke lebt, hundertfach durch Wort und Bild gezeichnet, in Jedermanns Anschauung und ist wohl bekannt. Demungeachtet verdient er den weniger mit der Natur Vertrauten besonders vorgestellt zu werden. Seine Länge beträgt bis 1,3 Meter, wovon freilich 40 Centim. auf den Schwanz kommen, die Höhe am Widerrist dagegen nur 35, höchstens 38 Centim., das Gewicht sieben bis zehn Kilogramm. Der Kopf ist breit, die Stirn platt, die Schnauze, welche sich plötzlich verschmälert, lang und dünn. Die Seher stehen schief und die Lauscher, welche am Grunde sich

Digitized by Google



Gerippe des Fuchses (Canis vulpes). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

verbreitern und nach oben zuspitzen, aufrecht. Der Leib erscheint seines ziemlich dichten Haarkleides wegen dick, ist in Wahrheit aber ungemein schlank, jedoch äußerst kräftig und der umfassendsten Bewegung fähig. Die Läufe sind dünn und kurz, die Standarte oder Lunte aber ist lang und buschig, der Balg sehr reichlich, dicht, weich, und hinsichtlich seiner Färbung ein wirklich vollendeter zu nennen. Reineke sammt seiner ganzen edlen Sippschaft trägt ein Kleid, welches seinem Räuberthume in der allervortrefflichsten Weise entspricht. Die Färbung, ein fahles, grauliches Roth, welches sich der Bodenfärbung förmlich anschmiegt, paßt ebenso zum Laubwalde wie zum Nadelholzbestande, er sei hoch oder niedrig, oder ist für die Heide wie für das Feld und für das Stein- oder Felsengeklüfte gleich geeignet. Mehr als anderen Thieren scheint dem Fuchse der Rock nach dem Lande angepaßt zu sein; denn der südliche Fuchs ist von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unwesentlich in der Färbung verschieden. Seine im Norden in der Steppe und Wüste lebenden Verwandten zeigen uns, wie wir später sehen werden, ihre Gleichfarbigkeit mit dem Boden noch deutlicher. Wenn wir das Gewand unseres Raubgesellen genau prüfen, finden wir, daß die Farbenvertheilung etwa folgende ist: Auf der ganzen Oberseite ist der Pelz rost- oder gelbroth gefärbt; die Stirn, die Schultern und der Hintertheil des Rückens bis zur Schwanzwurzel sind, weil die einzelnen Haare an dieser Stelle in eine weiße Spitze endigen, mit Weiß überlaufen, die Lippen, Wangen und die Kehle weiß. Ein weißer Streifen zieht sich an den Beinen herab; die Brust und der Bauch sind aschgrau, die Weichen weißgrau, die Vorderläufe roth, die Lauscher wie die Branten oder Zehen schwarz; die Standarte endlich ist rostroth oder gelbroth, schwärzlich überlaufen und ihre Blume oder Spitze weiß. Alle diese Farbenschattirungen gehen ganz unmerklich in einander über, keine sticht grell von der anderen ab, und daher kommt es eben, daß das ganze Kleid für alle Verhältnisse so außerordentlich sich eignet. Der vorsichtig dahinschleichende Fuchs wird kaum bemerkt, eben weil seine ganze Umgebung ihm ähnlich gefärbt ist und ihn dadurch deckt. Alle Verwandten haben mehr oder weniger dieselbe Färbung, nur daß diese je nach der Oertlichkeit sich ändert und den durch sie bedingten Abweichungen entspricht.

Jede einzelne Fuchsart weicht hinsichtlich ihrer Färbung vielfach ab und so auch unser Reineke. Der schönste Rothfuchs ist der nördliche, welcher jedoch ebenfalls sehr abändert. Je weiter man nun von dem Norden nach Süden herabkommt, um so kleiner, schwächer und weniger roth zeigt sich der Fuchs. In flachen, sumpfigen Gegenden ist er am schlechtesten; gibt es aber bergige Strecken dazwischen, so wird er in diesen wieder etwas besser. In Deutschland findet man die schönsten Füchse im nördlichen Tirol. Im südlichen Theile Tirols und der Schweiz ist er als Bergfuchs noch immer ziemlich groß und rauh, aber schon mehr grau, und es kommen auch einzelne sogenannte Kohlfüchse vor. In der Lombardei und dem Venetianischen zeigt der Fuchs ein ganz anderes Gepräge; er ist hier kleiner, grauer und fahlgelber, und es finden sich bereits viele Kohlfüchse. In Südfrankreich ist er ebenso, und in Spanien bereits sehr klein und fahl

Digitized by Google

geworden. Aus diesem Grunde hat man die südlichen Füchse als Art von den unserigen und namentlich von den nordischen unterschieden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Die Unterschiede sind jedenfalls ziemlich hervorstechend, da sie sich auch auf die Größe beziehen.

In der Weidmannssprache heißt nur das Männchen Fuchs, die Füchsin „Fähin" oder „Betze"; die Augen nennt man „Seher", die Ohren „Lauscher", die Beine „Läufe", die Zehen „Branten", den Schwanz „Standarte, Stange, Lunde oder Lunte und Ruthe", die Schwanzspitze „Blume", die Afterdrüse „Viole", das Fell „Balg", das Grannenhaar „Haar", das Wollhaar „Wolle". Der Fuchs „schleicht, trabt und schnürt, wird flüchtig", er „läuft" vor den Hunden oder aufs Reizen, „bellt, kriecht zu Baue, steckt im Baue, fährt aus demselben, raubt, mauset, reißt und frißt den Raub, nimmt die „Schleppe, den Brocken, Vorwurf oder Abzugsbissen"; er „ranzt" oder „rollt", d. h. begattet sich; die Füchsin „rennt" während der „Ranz- oder Rollzeit" und „wirft" oder „wölft" ihre Jungen.

Reineke bewohnt den größten Theil der nördlichen Hälfte unserer Halbkugel. Er geht durch ganz Europa, Nordafrika, West- und Nordasien. Man vermißt ihn nirgends gänzlich und trifft ihn in manchen Gegenden häufig an. Seine Allseitigkeit läßt ihn aller Orten passende Wohnplätze finden, wo andere Raubthiere, aus Mangel an solchen, sich nicht aufhalten können, und seine List, Schlauheit und Gewandtheit befähigen ihn, diese Wohnsitze mit einer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit zu behaupten, welche geradezu ohne Beispiel dasteht.

Seine Wohnplätze werden immer mit äußerster Vorsicht gewählt. Es sind tiefe, gewöhnlich verzweigte Höhlen im Geklüft, zwischen Wurzeln oder anderen günstigen Stellen, welche am Ende in einen geräumigen Kessel münden. Wenn es nur irgend angeht, gräbt er sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder theilt sie mit Grimbart, trotz der Abneigung desselben, mit anderen Thieren Geselligkeit zu pflegen. Alle größeren Fuchsbaue sind ursprünglich vom Dachse angelegt worden. Falls er es haben kann, gräbt er den Bau an Berggehängen, so daß die Röhren aufwärts führen, ohne zu flach unter den Boden zu kommen. In ganz ebenen Gegenden liegt der Kessel oft dicht unter der Oberfläche. Zur Herbst- und Winterszeit bezieht er, namentlich in ebenen Gegenden, gern zusammengefahrene Steinhaufen, und unter Umständen müssen eine alte Kopfweide und Kopfeiche als Wohnung und Wochenzimmer dienen. Bei Platzregen, Sturm, kalter Witterung und während der Paarungszeit, auch im Sommer während der größten Hitze oder solange die Füchsin kleine Junge hat, findet man unseren Buschklepper regelmäßig in seinem Baue; bei günstiger Witterung aber durchwandert er sein Gebiet und ruht da aus, wo sich gerade ein passendes Plätzchen findet, gewöhnlich im Dickichte, im Rohre, im Getreide, im Riedgrase ꝛc. In waldarmen Ebenen, beispielsweise in dem Fruchtlande Unteregyptens, graben sich die Füchse nur für ihr Gewölfe wirkliche Baue, während die alten unter dem milden Himmel des Landes jahraus jahrein im Freien leben.

Der Fuchs zieht, um zu rauben, die Nacht dem Tage vor, jagt jedoch auch recht gern angesichts der Sonne, an stillen Orten über Tages lieber noch als in der Dunkelheit. In den langen Tagen der Sommermonate zieht er an gedeckten Stellen seines Gebietes oft mehrere Stunden vor Sonnenuntergang mit seinen Jungen auf Raub aus, und bei anhaltender Kälte und tiefem Schnee scheint er nur in den Morgenstunden zu ruhen; denn schon von zehn Uhr vormittags an sieht man ihn in den Feldern umherstreichen. Wie der Hund hält er die Wärme sehr hoch. Bei schönem Wetter legt er sich auf einen alten Baumstamm oder Stein, um sich zu sonnen, und verträumt in behaglichster Gemüthsruhe manches Stündchen. Da, wo er sich sicher fühlt, überläßt er sich auch an wenig oder nicht gedeckten Stellen ziemlich sorglos dem Schlafe, schnarcht laut wie ein Hund und schläft so tief, daß es bisweilen selbst den durch einen klugen Hund aufmerksam gemachten Jäger gelingt, ihn in solcher Lage zu überraschen und zu beobachten. Mit Einbruch der Dämmerung oder schon in den Nachmittagsstunden beginnt er einen seiner Schleich- und Raubzüge. Aeußerst vorsichtig strolcht

Digitized by Google

er langsam dahin, äugt und windet von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deshalb immer die günstigsten Stellen zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen zu seinen Wegen, Pässen oder Wechseln. So lange es irgend angeht, hält er das Dickicht, und wenn er dieses verlassen muß, geschieht es sicher nur da, wo einzelne Büsche und ähnliche Deckungsmittel ihm nach einer anderen ebenso günstigen Stelle des Waldes gleichsam eine Brücke schlagen. Daher kennen erfahrene Jäger die Fuchspässe sehr genau und können mit ziemlicher Sicherheit im voraus bestimmen, welchen Wechsel Reineke unter den gerade obwaltenden Umständen annehmen wird. Der Fuchs achtet auf alles und bemerkt auch das geringste, noch ehe andere Thiere davon etwas ahnen. Seine Sinnesfähigkeiten kommen ihm dabei vortrefflich zu statten: er vernimmt, äugt und windet außerordentlich scharf und weiß mit überraschender Geistesgegenwart und Schlauheit jede gemachte Beobachtung zu benutzen. List und Verstellung sind ihm zur zweiten Natur geworden. Ein auf die Jagd gehender Fuchs sieht harmlos aus und ist doch entschieden eines der gefährlichsten Raubthiere, welche wir in bewohnten Gegenden noch besitzen.

Seine Jagd gilt allem Gethier von dem jungen Reh an bis zum Käfer herab, vorzüglich aber den Mäusen, welche wohl den Haupttheil seiner Mahlzeiten bilden. Er schont weder Jung noch Alt, verfolgt die Hasen und Kaninchen aufs eifrigste, wagt es sogar, ein Reh- oder Hirschkälbchen zu beschleichen, wenn er glaubt, daß dieses einen Augenblick lang unbewacht ist, obgleich er weiß, daß ihn die Mutter, sobald sie ihn bemerkt, abtreibt und, wenn sie ihn erreichen kann, mit den starken Vorderläufen dergestalt durchprügelt, daß er lendenlahm davonhinkt. Er plündert nicht allein die Nester aller auf dem Boden brütenden Vögel, indem er Eier und Junge verzehrt, sondern versucht auch die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten und kommt nicht selten zum Ziele. Er schwimmt und wadet durch Sumpf und Moor, um den auf dem Wasser brütenden Vögeln beizukommen: es sind Fälle bekannt, daß er brütende Schwäne erwürgt hat. Außerdem überfällt er die Herden des zahmen Geflügels und stiehlt sich zur Nachtzeit bis in die Höfe einzelnstehender Bauerngüter: wenn er ein gutes Versteck besitzt, schleicht er dem Hausgeflügel selbst bei hellem Tage nach. Wahrhaft furchtbar wird die Füchsin, welche Junge hat. Diese vermag sie mit Mäusen nicht zu sättigen und füttert sie deshalb fast ausschließlich mit größerem Wilde. „Mein Jäger", so schreibt mir Eugen von Homeyer, „erlegte eine alte Füchsin auf dem Wege zu ihren Jungen, welche ein ganzes Bündel fast flügger Kiebitze den letzteren zutrug und in ihrem Magen nichts hatte als eine Maus. Sie lebt, wie ich anderweitig erfuhr, auch in dieser Zeit fast ausschließlich von Mäusen, während sie ihre Sprößlinge mit größerem Wilde versorgt. So fand ich in einem Baue zwei Hasen, ein frisches, aber bereits angeschnittenes Rehkalb, eine alte Wildente und ein Entenei. Mehr als zwanzig Hasengerippe lagen in der Nähe." So arg treibt es der Fuchs wohl nie, geht sogar mit Vorliebe allerlei Kleinwild nach und liebt nur einige Abwechslung. In großen Gärten und Weinbergen ist er sicherlich ein viel häufigerer Gast, als man gewöhnlich glaubt. In beiden fängt er Heuschrecken, Maikäfer und deren Larven, Regenwürmer ꝛc., oder sucht süße Birnen, Pflaumen, Trauben und andere Beeren zusammen. An dem Bache lungert er umher, um eine schöne Forelle oder einen dummen Krebs zu überraschen; am Meeresstrande frißt er den Fischern die Netze aus; im Walde entleert er die Schneißen der Jäger. Kerfe aller Art: Käfer, Wespen, Bienenlarven und Fliegen und dergleichen zählen im Sommer wohl zu seinen regelmäßigen Gerichten. So kommt es, daß seine Tafel fast immer gut bestellt ist und er nur dann in Noth geräth, wenn sehr tiefer Schnee ihm seine Jagd besonders erschwert. Dann ist ihm alles genießbare recht, nicht allein Aas, welches er überhaupt und zu jeder Jahreszeit angeht und, wie viele Hunde, recht gern zu fressen scheint, sondern auch ein alter vertrockneter Knochen, selbst ein Stück halbverfaultes Leder. Mit der gefangenen Beute spielt er, falls er halbwegs gesättigt ist, lange und grausam vor dem Erwürgen.

Es würde selbst den Raum unseres Buches überschreiten, wollte ich alle die Listen und Verstellungskünste hier wieder erzählen, welche man ihm bei Beobachtung seiner Jagdausflüge nach

Digitized by Google

und nach abgesehen hat; von denen, welche er überhaupt zur Anwendung bringt, gar nicht zu reden. Nicht allein die Thierfabel, sondern auch die Thiergeschichte führen deren in Menge auf, und manche von ihnen haben bis zum heutigen Tage noch nicht allen Glauben verloren, so wenig wahrscheinlich sie auch sind. „Ist ein listig, boszhafftig vnd fürwitzig thier", sagt der alte Geßner, „den ygel kehrt er sattlich vmb vnd beseicht jm den kopff, von welchem er dann erstickt; den hasen betriegt er mit schimpff mit jm ze gopen; die vögel indem dz er sich besudelt vnd als ob er todt seye, sich auf den wasen streckt, die vögel also als zu einem schelmen lockt vnd sy erfasset; die fischly facht er mit seinem schwantz, den er in das wasser streckt, vnd so sich die fischlein daryn geschwummen zeucht er sy herauß, erschütt den schwantz vnd läbt wol vmb ein kleine vnten. Ich geschwyg deß lists den er mit den bynen vnd wäspen braucht, damit er das honig vnd waben vnverletzt fräsße ꝛc." Solche und ähnliche Geschichten werden noch heutigen Tages erzählt und von nicht Wenigen als baare Münze genommen. Ein Körnlein Wahrheit ist auch in ihnen zu finden: die Thatsache, daß der Fuchs bei seinen Jagden allerdings mit Ueberlegung, Umsicht und Schlauheit zu Werke geht und deshalb Thiere, welche ihm leicht zu entrinnen vermögen, ebensogut zu erlisten weiß als langsames und täppisches Wild. „Daß unser Raubritter", schreibt E. von Homeyer ferner, „alte Vögel greift, ist unzweifelhaft; es erscheint mir jedoch auch wahrscheinlich, daß die alten Schilderungen der Art und Weise, wie er es anstellt, solche zu überlisten, theilweise richtig sind. Wenn der Fuchs, um sich zu sonnen, auf einer Waldblöße liegt, versammeln sich Krähen in immer wachsender Anzahl unter stetem Lärm und rücken dem Fuchse, welcher regungslos daliegt, allmählich näher, bis ein sicherer Sprung des Todgeglaubten einen der Schreier zum Opfer fordert. Mein Vater hörte einmal im Mai, ehe es noch junge Krähen gab, von fern anhaltendes Schreien der Krähen eines Waldes, und vermuthete, daß dasselbe einem Raubvogel gelte. Schon in die Nähe gekommen, vernahm er einen furchtbaren Lärm, welcher sich auf ihn zu bewegte, und bald sprang ein Fuchs mit einer Krähe im Maule vorüber, gefolgt von einem großen Schwarme schreiender Genossen des Opfers. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß das plötzliche Aufschreien aller Krähen den Augenblick bezeichnete, an welchem der Fuchs eine derselben ergriff."

Bei seinen Jagdzügen gilt ihm die eigene Sicherheit als erstes Gesetz; ihr ordnet er alle Lüste und Begierden unter, und eben deshalb entgeht er so vielfachen Nachstellungen. Niemals wagt er sich auf einen von scharfen Hunden geschützten Hof oder in ein Gehege, welches mit Scheuchen umstellt ist. Alles ihm nicht bekannte erregt seinen Verdacht, und wenn er erst mistrauisch geworden ist, bekundet er erstaunliche Selbstbeherrschung. Verdächtige Beute untersucht er vorher genau und läßt sie weit lieber im Stiche, als daß er sich der Gefahr aussetzt; deshalb schleppt er nur sehr ausnahmsweise todte Körper weg oder besinnt sich lange, Köder anzunehmen, welche man ihm stellt, um ihn zu berücken. Erst nachdem er alles sorgfältig geprüft hat, wendet er sich rascher, doch auch jetzt noch auf Umwegen, seinem Ziele zu.

Ganz anders benimmt er sich, wenn er sich vollkommen sicher weiß. Dann verwandelt sich seine Vorsicht in eine wirklich unverschämte Frechheit. Er erscheint bei hellem Tage in dem Hofe, holt sich angesichts der Bewohner ein Huhn, eine Gans, macht sich mit seiner Beute offen davon und trägt sie ruhig seines Weges, selbst wenn ihm die Hunde auf den Balg kommen. Nur im äußersten Nothfalle läßt er so schwer errungenes im Stiche, und regelmäßig kehrt er dann zurück, um zu sehen, ob er es nicht noch wegbringen könne. Dieselbe Dreistigkeit zeigt er zuweilen unter Umständen, welche schleunigste Flucht zur Nothwendigkeit machen. So packte ein Fuchs, welcher in einem Treiben von Hunden gejagt wurde und schon zweimal Schrote hatte pfeifen hören, in vollster Flucht einen kranken Hasen und trug ihn eine Strecke weit fort. Ein anderer hob sich bei einem Kesseltreiben aus dem von den Jägern umstellten Felde, raubte einen verwundeten Hasen, erwürgte ihn vor den Augen der Jagdgesellschaft, verscharrte ihn rasch noch im Schnee und entfloh dann mitten durch die Linie der Treiber und Schützen. Ein dritter erschien, wie Krückeberg mittheilt, während eines Treibens vor der Dickung an einer Stelle, auf welcher ein stark angeschossener, bald

Digitized by Google

darauf verendeter Fuchs ſtark geſchweißt hatte, nahm, der blutigen Spur folgend, ſofort die Fährte desſelben auf, würgte ſeinen Kameraden trotz des Lärmens der Treiber und des lauten Jagens eines Dächſels in der Dickung und wiederholte ſeine Angriffe ſo oft, daß einer der Schützen herbeiſchleichen und ihm mit wohl gezieltem Schuſſe auf dem Leichname niederſtrecken konnte. „Auf dem Anſtande", erzählt E. von Homeyer, „hörte ich einmal einen kurz vorher geſehenen Haſen klagen, eilte leiſen Schritts hinzu und bemerkte einen Fuchs, welcher den armen Schelm würgte. Seine Mordluſt war ſo groß, daß ich ihn erlegen konnte, bevor er mich wahrgenommen hatte." In allen dieſen Fällen machte, ſo darf man glauben, die einmal erwachte, nicht mehr zu bändigende Raub- und Mordluſt den Fuchs taub und blind gegen alle Gefahren; denn daß er dieſe gar nicht zu würdigen gewußt hätte, läßt ſich kaum annehmen, weil andere Beiſpiele dagegen ſprechen. Ein Fuchs, welcher in einer Scheune gefangen worden war und mit Knitteln und Heugabeln erſchlagen werden ſollte, entwiſchte dem drohenden Schickſale glücklich, rannte luſtig davon, bemerkte auf der nächſten Wieſe Gänſe, würgte ſchnell zwei von ihnen und nahm eine mit ſich hinweg, gleichſam denen zum Hohne, welche ihm den Hals brechen wollten. Forſtrath Liebig erzählt, daß ein Fuchs in Mähren auf den Hof eines Bauern kam, um Hühner zu würgen, mit dem Stocke verjagt wurde, wiederkehrte, nochmals vertrieben wurde und zum dritten Male einrückte, dabei aber ſein Leben laſſen mußte. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich wohl noch mehrere auffinden. Solche Züge aus dem Leben des Thieres, ſolche Beweiſe von Geiſtesgegenwart können dem Unbetheiligten nur Vergnügen gewähren und eine gewiſſe Hochachtung für den ſchlauen Burſchen abnöthigen. Daß der vortrefflichſte aller Raubritter bei ſeinen Zügen mehr umbringt, als er wirklich auffreſſen kann, und, wenn er es vermag, ein entſetzliches Blutbad unter der gefiederten Herde anrichtet, thut dieſer Achtung in meinen Augen keinen Abbruch: dafür iſt er eben ein Raubthier, welches von mein und dein nach menſchlichen Begriffen keine Vorſtellung hat und den „Kampf ums Daſein" ebenſogut beſtehen muß wie der Menſch oder jedes andere Geſchöpf. Ob es gedachter Kampf erfordert, auch Füchſe zu freſſen, will ich freilich nicht behaupten; ich enthalte mich hierüber des Urtheils ebenſo wie über die bei ſo vielen Völkerſchaften noch übliche Menſchenfreſſerei. Hunger thut weh, und aus dem Fuchſe wird unter ſolchem Wehgefühle ein Wolf, welchem ſeine Artgenoſſen ebenſowenig gelten als den Kanibalen ihre Menſchenbrüder. Jener aber iſt ein Raubthier erſten Ranges, welches ſeinen Wirkungskreis mit vollendeter Meiſterſchaft auszufüllen ſucht, und ſo erklärt es ſich, daß er noch weniger Bedenken hat als der Menſchenfreſſer, ſeinesgleichen zu verſpeiſen. Der Fall, daß er einen ſchwer Verwundeten ſeiner eigenen Art zerreißt und auffrißt, iſt freilich durchaus nicht ſelten, und die Entſchuldigung, welche ſich auf den quälenden Hunger ſtützt, keineswegs immer zutreffend. Ein Bekannter Winckells traf einen Fuchs darüber an, einen anderen, welcher ſich über Nacht im Schwanenhalſe gefangen hatte, zu verzehren, und zwar that er das mit ſo vieler Lüſternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und ſich durch Erlegung des Räubers für den zerriſſenen Balg des Gefangenen bezahlt machen konnte. Förſter Müller ſah mit an, wie ſechs junge Füchſe miteinander ſpielten, dann zankten und dabei den einen blutig biſſen. Der Verwundete ſuchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderiſch angefallen, umgebracht und aufgefreſſen. Aehnlich erging es einem jungen Fuchſe, welcher angeſchoſſen worden war, ſich aber noch bis zu ſeinem Baue fortſchleppte: als man letzteren kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn ſeine Brüder bereits verzehrt. Wildmeiſter Euler ſchoß eine ſäugende Füchſin und legte ſie neben dem Baue in ein Loch, fand aber am anderen Morgen nur noch den Balg und die Knochen: das übrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. Gefangene Füchſinnen haben ſogar ihre halberwachſenen Kinder aufgefreſſen.

Der Lauf des Fuchſes iſt ſchnell, ausdauernd, behend und im höchſten Grade gewandt. Er verſteht zu ſchleichen, unhörbar auf dem Boden dahinzugleiten, aber auch zu laufen, zu rennen und außerordentlich weite Sätze auszuführen. Selbſt gute Jagdhunde ſind ſelten im Stande, ihn einzuholen. Bei raſcherem Laufe trägt er die Lunte gerade nach rückwärts geſtreckt, während er ſie

Digitized by Google

beim Gehen faſt auf dem Boden ſchleppt. Wenn er lauert, liegt er feſt auf dem Bauche, wenn er ruht, legt er ſich nicht ſelten, wie der Hund, zuſammengerollt auf die Seite oder auch ſelbſt auf den Rücken; ſehr häufig ſitzt er auch ganz nach Hundeart auf den Keulen und ſchlägt dabei die buſchige Standarte zierlich um ſeine Vorderläufe. Vor dem Waſſer ſcheut er ſich nicht im geringſten, ſchwimmt vielmehr leicht und raſch über Flüſſe von der Größe der Elbe; auch im Klettern zeigt er ſich nicht ungeſchickt, da man ihn zuweilen auf Bäumen bis fünf Meter über dem Boden antrifft. „Mir ſind viele Beiſpiele bekannt", ſchaltet E. von Homeyer hier ein, „daß der Fuchs ebenſowohl aus freiem Antriebe wie verfolgt auf Bäume ſteigt. In der Regel wählt er hierzu ſolche, welche vom Winde umgebogen wurden und unter einem Winkel von 45 bis 50 Graden einen Stützpunkt gefunden haben. Aber er ſteigt auch in der Dickung drei bis vier Meter hoch auf die Bäumchen, um junge Vögel aus dem Neſte zu nehmen." Daß er hohle Bäume zu ſeinem Wochenbette benutzt, werden wir weiter unten ſehen. Die Stimme des Fuchſes iſt ein kurzes Gekläff, welches mit einem ſtärkeren und höheren Kreiſchen endet. Erwachſene Füchſe „bellen" bloß vor ſtürmiſchem Wetter, bei Gewittern, bei großer Kälte und zur Zeit der Paarung; die Jungen dagegen ſchreien und kläffen, ſobald ſie hungerig ſind oder ſich langweilen. Im Zorne oder bei großer Gefahr knurrt oder heult der Fuchs; einen Schmerzenslaut vernimmt man von ihm nur dann, wenn er von einer Kugel getroffen oder ihm durch einen Schrotſchuß ein Knochen zertrümmert worden iſt: bei jeder anderen Verwundung ſchweigt er hartnäckig ſtill. Im Winter, namentlich bei Schnee und Froſt, ſchreit er laut und klagend; am meiſten aber hört man ihn zur Zeit der Paarung.

Reineke zählt nicht zu den geſelligen Thieren und unterſcheidet ſich auch dadurch von Urhunden, Wölfen und Schakalen. Zwar trifft man nicht ſelten mehrere Füchſe in einem Dickichte und ſelbſt in einem und demſelben Baue an; ſie aber vereinigte, in den meiſten Fällen wohl gewohnheitsmäßig, die Oertlichkeit, nicht der Wunſch mit anderen ihresgleichen gemeinſam zu leben und zu wirken. Unter Umſtänden, namentlich in Zeiten der Noth, geſchieht es wohl, daß Füchſe geſellſchaftlich jagen; ob jedoch hierbei gemeinſchaftlich gehandelt wird, dürfte fraglich ſein. In der Regel geht jeder Fuchs ſeinen eigenen Weg und bekümmert ſich um andere ſeiner Art nur in ſo weit, als es ſein Vortheil angemeſſen erſcheinen läßt. Selbſt die verliebten Füchſe halten nur ſo lange zuſammen, als ihre Liebe währt, und trennen ſich ſofort nach der Ranzzeit wieder. Freundſchaft gegen andere Thiere kennt der Fuchs ebenſowenig wie Geſelligkeit. Man hat allerdings wiederholt beobachtet, daß er ſogar mit ſeinem Todfeinde, dem Hunde, freundlich verkehrte: dies aber geſchah jedenfalls nur in ſeltenen Ausnahmsfällen. Auch das Verhältnis zu Vetter Grimbart darf nicht als ein freundſchaftliches aufgefaßt werden, da es Reineken keineswegs um den Dachs, ſondern nur um deſſen Wohnung zu thun iſt. Er nimmt dieſe mit der ihm eigenen Dreiſtigkeit wenigſtens theilweiſe in Beſitz, ohne viel nach Grimbart zu fragen. Beſondere Kniffe und Liſten, um den Dachs zu vertreiben, wendet er nicht an; denn die uralte Erzählung: „So der Tachs hinauß gefaren iſt, ſo befleckt er jm den eyngang mit ſeinem kaat, welcher ſo er widerkommen, von großem abſchühen das er ab ſölichem geſtanck hat, verlaßt er ſein eigen loch vnd näſt, welches dann dem Fuchs eynzewonen gantz bequemlich iſt", muß nach Adolf Müllers Erfahrungen unerbittlich in das Bereich der Fabel verwieſen werden. Er zieht ohne weiteres ein, wählt ſich die vom Dachſe nicht in Beſitz genommenen Theile des Baues zu ſeinen Wohnräumen und hauſt dann, falls es Grimbart nicht vorzieht, auszuwandern, gemeinſchaftlich mit dieſem in einem und demſelben Baue. Von einem freundſchaftlichen Zuſammenleben der ſo verſchiedenen Geſellen bemerkt man nichts, eher das Gegentheil. Ein Fuchs, berichtet Oberförſter Hoffmann, flüchtete beim Treiben in einen Dachsbau und ſollte nun gegraben werden. Der Bau wurde, weil die Nacht hereinbrach, verfeuert und das Graben am anderen Tage fortgeſetzt. Nachdem man mehrere Einſchläge gemacht hatte, fand man endlich nicht den Fuchs, ſondern nur deſſen Kopf, eine Menge zerzauſter Wolle und friſchen mit Sand vermiſchten Schweiß. Die Bewohner des Baues hatten aus Aerger wegen der

Digitized by Google

gestörten Winterruhe auf etwas barbarische Weise von ihrem Hausrechte Gebrauch gemacht und Reineke, welcher keinen Ausweg fand, verzehrt.

Die Ranzzeit fällt in die Mitte des Februar und dauert einige Wochen. Um diese Zeit gesellen sich gewöhnlich mehrere Rüden zu einer Fähin, folgen ihr auf Schritt und Tritt und machen ihr nach Hundeart den Hof. Jetzt vernimmt man ihr Gekläff öfter als je; auch werden unter den verschiedenen Mitbewerbern lebhafte Händel ausgekämpft. Zwei Füchse beißen sich oft mit größter Wuth einer Füchsin wegen. In Egypten, wo sie bei weitem nicht so vorsichtig sind als bei uns, treiben sie die Paarung offen im Felde und vergessen in der Liebesaufregung sich nicht selten so weit, daß sie den Menschen nahe herankommen lassen. Ich selbst habe einmal den Fuchs eines sich gerade begattenden Paares mit der Kugel erlegt und dasselbe von einem meiner dortigen Jagdgefährten gesehen. Auch bei uns zu Lande geschieht die Paarung zuweilen im freien Felde, „auf offener Wüstung", wie Adolf Müller, welcher sie mit angesehen hat, sich ausdrückt, in der Regel aber wohl im Innern des Baues. Wenigstens versichert von Bischofshausen, dies durch eigene Beobachtung in Erfahrung gebracht zu haben. Es findet, wie man von außen recht gut vernehmen kann, ein fortwährendes Hin- und Herjagen im Baue statt, wobei gepoltert, geknurrt und „gegäckert" wird, als ob ein Dachshund den Fuchs im Baue umherhetze. Beide Baue, welche Bischofshausen aufgraben ließ, und in denen Fuchs und Füchsin gefunden wurden, waren Nebenbaue mit zwei hufeisenförmig verlaufenden Röhren. Wenn die Fähin sich trächtig fühlt, verläßt sie, wahrscheinlich um den Nachstellungen noch verliebter Füchse besser entgehen und ihre ungestümen Zumuthungen leichter abweisen zu können, das Hochzeitsgemach wieder und hält sich in schützenden Dickichten auf, welche in der Nähe der von ihr zur Wochenstube ersehenen Baue liegen. Während der Trächtigkeitsdauer besucht und erweitert sie, laut Beckmann, verschiedene Baue ihres Wohngebietes und bezieht zuletzt in aller Stille denjenigen, dessen Umgebung in der letzten Zeit am seltensten von Menschen und Hunden betreten wurde. Ob dieser Bau versteckt oder frei liegt, kommt wenig in Betracht. In Ermangelung eines ihr passenden Baues gräbt sie eine Röhre oder erwählt sich einen hohlen Baum, einen Reisighaufen oder endlich ein in dichtem Gebüsche wohl verstecktes Lager, welches besonders sorgfältig hergerichtet und mit Haaren ausgekleidet wird, zum Wochenbette. „Mir sind", so theilt Oberjägermeister von Meyerinck mir mit, „zwei Fälle bekannt geworden, daß eine Füchsin in hohlen Eichen gewölft hatte. In der Oberförsterei Harte bei Rauendorf hat ein Förster sieben junge Füchse mit der alten Fähin aus einer solchen Eiche herausgeholt. Die Eiche war von oben eingefault und das Loch nur etwas über einen Meter eingetieft. Ich selbst sah an einem Maimorgen, vom Pürschgange zurückkehrend, auf einer mit einzelnen Kopfeichen bestandenen Hütung etwa dreihundert Schritte von mir einen weißen Gegenstand langsam und ruhig fortziehen, lief schnell darauf zu und erkannte einen Fuchs, welcher eine zahme Gans schleppte und sich eben anschickte, mit derselben eine etwa fünf Meter hohe Eiche zu erklimmen, wobei er einen Maserauswuchs in ungefähr einundeinhalb Meter Höhe zum Aufsprunge benutzte. Mittlerweile war ich bis auf siebenzig Schritte herangekommen und wollte schießen, als der Fuchs die Gans fallen ließ, mit einigen gewandten Sätzen von Auswuchs zu Auswuchs die Eiche erstieg und auf derselben verschwand. Nachdem ich die Eiche ringsum mit Papierschnitzeln und Schießpulver verwittert hatte, begab ich mich, die am Halse verletzte Gans mit mir nehmend, nach Hause, um Hülfe zu holen. Zwei Stunden später war ich in Begleitung einiger Jäger mit Aexten und Leitern wieder zur Stelle, ließ tüchtig klopfen und erlegte den endlich erscheinenden Fuchs oder richtiger, eine Füchsin, deren Gesäuge auf Junge deutete. Nunmehr wurde die Eiche erstiegen und das eingefaulte über einundeinhalb Meter in die Tiefe herabreichende Loch mit einem Stocke untersucht. Sofort meldeten sich die jungen Füchschen; es wurde darauf an passender Stelle ein Loch eingehauen und das ganze Gehecke von vier Stück etwa einen Monat alten Füchschen herausgezogen." Ausnahmsweise kommt es, wie Waldbereiter Schwab in der Jagdzeitung mittheilt, vor, daß zwei Füchsinnen in demselben Baue wölfen. Einer seiner Untergebenen grub einen Bau

Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google

FUCHS

U of M

Digitized by Google

Digitized by Google

aus und zog aus demselben vierzehn Füchschen und eine Fähin hervor. Beide Gehecke wurden in verschiedenen Abtheilungen des Baues gefunden, und unterschieden sich wesentlich durch die Größe; denn sechs von ihnen waren noch sehr klein, acht dagegen bereits ziemlich erwachsen. Anscheinend hatten sich die beiden starken Familien ganz gut vertragen. Adolf Müller hat neuerdings ganz dasselbe beobachtet.

Schon während der Tragzeit rupft sich die Füchsin, wie Bischofshausen feststellte, ihre Bauchhaare aus, in der Nabelgegend beginnend und bis zum Halse damit fortfahrend, hauptsächlich wohl, um das Gesäuge für die erwarteten Jungen freizulegen und gleichzeitig diesen ein weiches und warmes Lager bereiten zu können. Sechszig bis dreiundsechszig Tage oder neun Wochen nach der Begattung, Ende Aprils oder anfangs Mai, wölft die Füchsin. Die Anzahl ihrer Jungen schwankt zwischen drei und zwölf; am häufigsten dürften ihrer vier bis sieben in einem Neste gefunden werden. Sie kommen nach Pagenstechers Untersuchungen mit verklebten Augen und Ohren zur Welt, haben ein durchaus glattes, kurzes, braunes, mit gelblichen und graulichen Spitzen gemischtes Haar, eine fahle, ziemlich scharf abgesetzte Stirnbinde, eine weiße Schwanzspitze und einen kleinen weißen undeutlichen Fleck auf der Brust, sehen äußerst plump aus, erscheinen höchst unbeholfen und entwickeln sich anfänglich sehr langsam. Frühestens am vierzehnten Tage öffnen sie die Augen; schon um diese Zeit aber sind bereits alle Zähnchen durchgebrochen. Die Mutter behandelt sie mit großer Zärtlichkeit, verläßt sie in den ersten Tagen ihres Lebens gar nicht, später nur auf kurze Zeit in tiefer Dämmerung, und scheint ängstlich bestrebt zu sein, ihren Aufenthalt zu verheimlichen. Ein oder einundeinhalb Monat nach ihrer Geburt wagen sich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus vor den Bau, um sich zu sonnen und unter einander oder mit der gefälligen Alten zu spielen. Diese trägt ihnen Nahrung in Ueberfluß zu, von allem Anfange an auch lebendiges Wildpret: Mäuse, Vögelchen, Frösche und Käfer, und lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge, gedachte Thiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren. Sie ist jetzt vorsichtiger als je, sieht in dem unschuldigsten Dinge schon Gefahr für ihr Gewölfe und führt es bei dem geringsten Geräusche in den Bau zurück, schleppt es auch, sobald sie irgend eine Nachstellung merkt, im Maule nach einem anderen Baue, ergreift selbst hartbedrängt noch ein Junges, um es in Sicherheit zu bringen. Selten nur gelingt es dem Beobachter, die spielende Familie zu bemerken. Wenn die Kleinen eine gewisse Größe erlangt haben, liegen sie bei gutem Wetter morgens und abends gern vor der Eingangsröhre und erwarten die Heimkunft der Alten: währt ihnen diese zu lange, so bellen sie und verrathen sich hierdurch zuweilen selbst. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte oder geht allein auf die Jagd, sucht bei Tage oder in der Dämmerung ein Häschen, Mäuschen, Vögelchen oder ein anderes Thierchen zu überraschen, und wäre es auch nur ein Käfer. „Sie haben", sagt Tschudi, „schon ganz die Art der Alten. Die längliche, spitze Schnauze folgt emsig am Boden der Fährte, die feinen Oehrchen stehen gerade aufgerichtet, die kleinen, graugrünen, schief blitzenden Aeuglein visiren scharf das Revier, die reichwollige Standarte folgt leise dem leisen Auftritte der Sohlen. Bald steht der junge Jäger mit den Vorderfüßen auf einem Steine und spürt umher, bald duckt er sich in den Busch, um die Ankunft der Nestvögel zu erwarten, bald steht er heuchlerisch harmlos am Bergstalle, um den nächtlicher Weile das muntere Volk der Mäuse das Heugesäme durchsucht." Ende Juli's verlassen die jungen Füchslein den Bau gänzlich, und beziehen mit ihrer Mutter die Getreidefelder, welche ihnen reichen Fang versprechen und vollkommene Sicherheit gewähren. Nach der Ernte suchen sie dichte Gebüsche, Heiden und Röhricht auf, bilden sich inzwischen zu vollkommen gerechten Jägern und schlauen Strauchdieben aus, und trennen sich endlich im Spätherbste gänzlich von der Mutter, um auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen.

Lenz theilt Beobachtungen mit, welche die Mutterliebe der alten Füchsin auf das glänzendste beweisen. „Am 19. April 1830 grub der Jäger des Herrn von Mergenbaum zu Nilsheim, in Gesellschaft des Hauptmanns Deßloch, Hofgärtners Nesserl und mehrerer Anderer, einen Bau

Digitized by Google

mit jungen Füchsen aus. Nachdem ein scharfer Dachshund eine kurze Zeit den Füchsen vorgelegen hatte und die Röhren mit Schützen besetzt waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Füchse verrathen, stark auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Füchsin zu dem schnellen Entschlusse brachte, die Flucht zu ergreifen. Sie vergaß aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eines derselben ins Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Baue und ließ auch jetzt das Kleine nicht fallen, obgleich mehrere Flinten ganz aus der Nähe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden."

Eckström, ein schwedischer Naturforscher, gibt einen anderen Beleg für die Mutterliebe der Füchsin. „In der Nähe eines Gutes hatte ein Fuchspaar seinen Bau und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erlangte sie aber nicht. Man bot Tagelöhner auf, um den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet, das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies war am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt worden. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde ein Mann hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge mußte sie gestehen, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. Infolge angestellter Untersuchung fand sich, daß die alte Füchsin während der Nacht vierzehn Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Wohn- und Viehhofe herumlagen; eins hatte sie, wie schon gesagt, vor ihr angefesseltes Junge gelegt."

Der Fuchs bekümmert sich, so lange die Füchsin am Leben ist, nicht im geringsten um seine Nachkommen, deren Vaterschaft er, entsprechend der Vielehigkeit, welche unter seinem Geschlechte gilt, auch freilich kaum für sich allein beanspruchen kann. Während die Fähin sich redlich abmüht, ihre zahlreichen Sprößlinge standesgemäß zu ernähren, bei ihrer Jagd geradezu tolldreist verfährt, und angesichts des in gerechten Zorn gerathenden Besitzers am hellen Tage die Ente aus dem Bache, vor den Augen des Hundes das Huhn aus dem Garten, vor dem Rohre des Jägers den Hasen, in Gegenwart der Rike das Rehkälbchen überfällt, abwürgt und fortschleppt, in und vor dem Baue eine wahre Schlachtbank anlegend, bummelt er gemächlich durch Wald und Feld und erscheint, laut Adolf Müller, höchstens dann vor dem Baue, wenn ihm einige leckere Reste besagter Schlachtbank allzu verführerisch in die Nase duften, um solche Reste zu stehlen. Von einer Unterstützung des schwierigen Erziehungsgeschäftes seinerseits kann also nicht gesprochen werden, es sei denn, daß man ihm Spiele mit den Jungen, in welche er sich in einem Anfalle besonders guter Laune zuweilen einlassen soll, als Verdienst anrechnen wolle. Dagegen scheint, übereinstimmenden Angaben verschiedener Beobachter zufolge, wirklich festzustehen, daß er ebensogut wie eine ledige Füchsin sich verwaister Jungen annimmt und, durch das klägliche Bellen der hungerigen Thierchen gerührt, ihnen Nahrung zuschleppt. In der Freundlichkeit, mit welcher alte Füchse beiderlei Geschlechts junge, hülflose und, was wohl zu beachten, gesunde Füchschen behandeln, offenbart sich ein edler Zug des Wesens dieses nicht mit Unrecht als im höchsten Grade selbstsüchtig bezeichneten Raubthieres. „Zu einer alten, völlig gezähmten Füchsin", erzählt Beckmann, „welche in einem Zwinger an der Kette liegt, brachte ich einen Drahtkäfig mit drei jungen Füchschen. Beim ersten Anblicke derselben wedelte die Füchsin mit der Lunte, rannte unruhig hin und her und bot alles auf, um in den Käfig zu gelangen. Da ich dem Dinge doch nicht recht traute, ließ ich den Käfig weiter rücken; allein abends bei der Fütterung sah ich mit Erstaunen, daß die Füchsin unter beständigem Winseln ihr Pferdefleisch in der Schnauze hin und her trug, ohne zu fressen. Als ich sie von der Kette befreite und die Thüre des Käfigs öffnete, schlüpfte sie sofort in diesen, ließ indessen im Eifer das Fleisch unterwegs fallen. Im ersten Augenblicke des Begegnens standen Alt und Jung mit weit gesperrtem Rachen einander unbeweglich gegenüber; nach einigem Ver-

Digitized by Google

handeln durch Berühren der Naſenſpitzen mit zuſtimmendem Ruthenwedeln aber ſtürzte plötzlich die ganze Geſellſchaft in ausgelaſſenſter Freude über- und durcheinander, und die Balgerei wollte kein Ende nehmen. Als jedoch die Jungen anfingen, mit ihren ſcharfen Zähnchen das Geſäuge ihrer Pflegemutter zu unterſuchen, wurde es dieſer unheimlich; ſie ſcharrte heftig an der Thüre, um hinauszukommen, und zeigte ſeitdem keine Luſt mehr, das Innere des Käfigs zu betreten. Dagegen verſäumte ſie nie, bei der abendlichen Fütterung den größten Theil ihres Futters oft im vollen Regen ſtundenlang hin und her zu tragen. Ward ſie von der Kette gelöſt, ſo war ſie mit zwei Sprüngen vor dem Käfige, legte das Fleiſch dicht vor dem Gitter nieder und kehrte ſodann beruhigt zurück. Mit dem Heranwachſen der Füchschen nahm ihre Aufmerkſamkeit allmählich ab. Einem meiner Freunde entwiſchte ein eben eingefangenes ganz junges Füchschen und blieb faſt acht Tage lang ſpurlos verſchwunden. In der entfernteſten Ecke des ziemlich großen Gartens lag ein zahmer männlicher Fuchs an der Kette: eines Abends wurde er im Spiele mit dem Jungen überraſcht. Das junge, menſchenſcheue Füchschen flüchtete ſofort in die Hütte; der Alte nahm vor dem Eingange Stellung und litt nicht, daß man ſeinem Pflegling zu nahe kam. Dies hübſche Verhältnis währte nach der Entdeckung noch faſt vierzehn Tage lang, bis der junge Fuchs plötzlich verſchwand und nicht wieder geſehen wurde." Obgleich ich erfahren mußte, daß von mir gefangen gehaltene Füchſe, ungeachtet des Vorhandenſeins der Mutter, ihre Jungen ohne Gewiſſensbiſſe verzehrten, will ich zur Ehre des alten Rüden jeden Verdacht an Ermordung des Pfleglings ausſchließen; wie dem aber auch ſein möge: der Beweis für obige Angabe iſt durch das Verhalten dieſer beiden Füchſe vollſtändig erbracht.

Jung eingefangene Füchschen können leicht aufgezogen werden, weil ſie mit der gewöhnlichen Koſt junger Hunde fürlieb nehmen, ſich auch gern von einer gutmüthigen Hündin, welche ſie am Geſäuge duldet, bemuttern laſſen. Sie werden, wenn man ſich viel mit ihnen abgibt, bald zahm und erfreuen durch ihre Munterkeit und Beweglichkeit. Während meines Aufenthaltes in Egypten beſaß ich eine Zeitlang einen, welcher mir innerhalb meiner Wohnung wie ein Hund auf dem Fuße nachlief und mich ſehr liebte. Gleichwohl ſchien er es nicht gern zu haben, wenn ich ihn auf den Arm nahm und ihm ſchmeichelte. Er that zwar ſo, als ob er vor Zärtlichkeit und Glück ganz außer ſich ſei, leckte mich und fächelte wie ein Hund bei großer Hitze: es war aber alles bloß Heuchelei; denn er bezweckte durch ſeine Schmeicheleien nichts anderes, als ſo ſchnell wie möglich wieder wegzukommen. Gelang ihm dies, ſo ließ er ſich auch ſo leicht nicht wieder fangen, obwohl er immer jene heuchleriſche Miene annahm, wenn ich mich ihm näherte. Auf den Hühnerhöfen meiner Nachbarn wußte er in der allerkürzeſten Zeit ſehr genau Beſcheid, verfehlte auch nicht, ſo oft er konnte, ſich von dort ein Hühnchen zu holen. Bei dem geringen Preiſe, welchen das Geflügel in Egypten hat, war die Bezahlung der durch ihn umgebrachten Hühner eben keine große Ausgabe für mich, und ich leiſtete ſie ſchon aus dem Grunde ſehr gern, um meinem Fuchſe auch ſein Vergnügen zu laſſen und die Leute nicht gar zu ſehr gegen ihn aufzubringen. Leider ſchien er die Strafloſigkeit, deren er ſich früher trotz ſeiner Diebereien erfreut hatte, endlich verſcherzt zu haben: man brachte ihn eines Tages als Leiche.

„Von mehreren Füchſen, welche ich aufgefüttert habe", erzählt Lenz, „war der letzte, ein Weibchen, der zahmſte, weil ich ihn am kleinſten bekam. Er fing eben an, ſelbſt zu freſſen, war aber doch ſchon ſo boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsſpeiſe vor ſich hatte, dabei immer knurrte und, wenn ihn auch Niemand ſtörte, doch rings um ſich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald ſo zahm, daß er ſichs gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und ſtatt deſſen den Finger hineinlegte. Ueberhaupt ſpielte er, ſelbſt als er erwachſen war, außerordentlich gern mit mir, war außer ſich vor Freude, wenn ich ihn beſuchte, wedelte wie ein Hund und ſprang winſelnd um mich herum. Ebenſo freundlich war er gegen jeden Fremden; ja, er unterſchied Fremde ſchon auf fünfzig Schritte weit, wenn ſie um die Hausecke kamen, ſogleich von mir und lud ſie mit lautem Gewinſel

Digitized by Google

ein, zu ihm zu kommen, eine Ehre, welche er mir und meinem Bruder, die wir ihn für gewöhnlich fütterten, in der Regel nicht erwies, wahrscheinlich, weil er wußte, daß wir doch kämen. Kam ein Hund, so sprang er, jener mochte groß oder klein sein, ihm mit feuersprühenden Augen und grinsenden Zähnen entgegen. Er war am Tage ebenso munter wie bei Nacht. Sein liebstes war, wenn er an mit Fett geschmierten Schuhen nagen oder sich darauf wälzen konnte. Anfangs befand er sich frei in einem eigens für ihn gebauten Stalle. Gab ich ihm da z. B. einen recht großen, beißigen Hamster, so kam er gleich mit funkelnden Augen leise geschlichen und legte sich lauernd nieder. Der Hamster faucht, fletscht die Zähne und fährt grimmig auf ihn los. Er weicht aus, springt mit den geschmeidigsten Wendungen rings um den Hamster herum oder hoch über ihn weg und zwickt ihn bald mit den Pfoten, bald mit den Zähnen. Der Hamster muß sich unaufhörlich nach ihm wenden und drehen und wirft sich endlich, wie er das satt kriegt, auf den Rücken und sucht mit Krallen und Zähnen zugleich zu fechten. Nun weiß aber der Fuchs, daß sich der Hamster auf dem Rücken nicht drehen kann; er geht daher in engem Kreise um ihn herum, zwingt ihn dadurch aufzustehen, packt ihn, während er sich wendet, beim Kragen und beißt ihn todt. Hat sich ein Hamster in einer Ecke festgesetzt, so ist es dem Fuchse unmöglich, ihm beizukommen; er weiß ihn aber doch zu kriegen, denn er neckt ihn so lange, bis er vor Bosheit einen Sprung thut, und packt ihn im Augenblicke, wo er vom Sprunge niederfällt. — Einst, da mein Fuchs kaum die Hälfte seiner Größe erreicht hatte und noch nie ins Freie gekommen war, benutzte ich die Gelegenheit, als bei einem Feste wohl achtzig Menschen versammelt waren, und setzte ihn zur Schau auf den drei Fuß breiten Rand eines runden, kleinen Teiches. Die ganze Gesellschaft versammelte sich sogleich rings um das den Teich umgebende Geländer, und der Fuchs schlich nun, betroffen über den unbekannten Platz und den Anblick der vielen Menschen, behutsam um den Teich herum, und während er die Ohren bald anlegte, bald aufrichtete, bemerkte man in seinem kummervollen Blicke deutlich die Spuren ernsten Nachdenkens über seine gefährliche Lage. Er suchte, wo gerade Niemand stand, Auswege durch das Geländer, fand aber keinen. Dann fiel es ihm ein, daß er gewiß in der Mitte am sichersten sein würde, und weil er nicht wußte, daß man im Wasser sinkt, so that er vom Ufer, welches etwa einen Fuß hoch war, einen großen Satz nach der Mitte zu, erschrak aber nicht wenig, als er plötzlich untersank, suchte sich indeß doch gleich durch Schwimmen solange zu halten, bis ich ihn hervorzog, worauf er sich den Pelz tüchtig ausschüttelte. Einstmals fand er Gelegenheit, bei Nacht und Nebel seinen Stall zu verlassen, ging in den Wald spazieren, gelangte am folgenden Tage nach Reinhardsbrunn, ließ sich aber dort ganz gemüthlich von Leuten anlocken, aufnehmen und zu mir zurückbringen. Das zweite Mal, als er ohne Erlaubnis spazieren gegangen, traf er mich zufällig im Walde wieder und sprang voller Seligkeit an mir empor, so daß ich ihn aufnehmen konnte. Das dritte Mal suchte ich ihn in Begleitung von sechszehn Knaben in den Ibenhainer Berggärten. Als wir in Masse kamen, hatte er keine Lust, sich einfangen zu lassen, saß mit bedenklicher Miene an einem Zaune und sah uns mit Mistrauen an. Ich ging ihm von unten her langsam entgegen, redete ihm freundlich zu; er ging ebenso langsam rückwärts bis zur oberen Ecke des Zaunes, wo ich ihn zu erwischen hoffte. Dort hielt ich ihm die Hand entgegen, bückte mich, ihn aufzunehmen, aber wupp! da sprang er mit einem Satze über meinen Kopf hin, riß aus, blieb aber auf etwa fünfzig Schritte stehen und sah mich an. Jetzt schickte ich alle die Knaben in weitere Ferne, unterhandelte und hatte ihn bald auf dem Arme. Als ich ihm zum ersten Male ein Halsband umthat, machte er vor Aerger drei Ellen hohe Sprünge, und als ich ihn nun gar anlegte, wimmerte, wand und krümmte er sich ganz verzweiflungsvoll, als wenn er das schrecklichste Bauchweh hätte, und wollte tagelang weder essen noch trinken. Als ich einmal einen recht großen Kater in seinen Stall warf, war er wie rasend, fauchte, grunzte, sträubte alle Haare, machte ungeheuere Sprünge und zeigte sich feig. Gegen mich aber bewies er sich desto tapferer; denn als ich einmal seine Geduld erschöpft hatte, gab er mir einen Biß in die Hand, ich ihm eine Ohrfeige, er mir wieder einen Biß und ich ihm wieder eine Ohrfeige; beim dritten Bisse packte ich ihn am

Digitized by Google

Halsbande und hieb ihn jämmerlich mit einem Stöckchen durch; er wurde aber desto rasender, war ganz außer sich vor Wuth und wollte immer auf mich losbeißen. Das ist das einzige Mal gewesen, wo er mich oder sonst Jemand absichtlich gebissen hat, obgleich jahrelang täglich mit ihm Leute spielten und manche ihn neckten."

Eine allerliebste Fuchsgeschichte erzählt Jäger, der frühere Vorsteher des leider eingegangenen Wiener Thiergartens. „Reineke Fuchs, der Held der mittelalterlichen Thierfabel und der gefürchtete Feind von allem was fleucht und kreucht, spielt im Thiergarten eigentlich eine klägliche Rolle. Da dieser Landstreicher einer anständigen Erziehung schwer zugänglich ist, und seine Enthaltsamkeit im Thiergarten wirklich auf eine harte Probe gestellt würde, wenn man es versuchen wollte, ihm freieren Spielraum zu gewähren, wird er gewöhnlich zu geisttödtender Einzelhaft in einem beliebigen Käfige verurtheilt, und die Folgen sind bei ihm dieselben wie bei einem menschlichen Verbrecher, den man in die Einzelzelle steckt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, seine Freiheit zu erlangen, ergibt er sich mit Gleichmuth in sein Schicksal. Seine Geisteskräfte verlieren ihre Schmiegsamkeit; er sitzt den ganzen Tag in stillem Brüten versunken, betrachtet theilnahmlos seine Begaffer und führt sein Gefangenleben mit einer musterhaften Ergebung wie ein vollendeter Weltweiser. Er, dieses schlaueste, erfindungsreichste, in seinem Erfindungsreichthum sogar witzige Geschöpf, bietet das vollendetste Bild eines zur Einzelzelle verurtheilten politischen Verbrechers, welcher zu stolz ist, sein inneres Leid zur Schadenfreude seiner Peiniger zu enthüllen. Aus diesen Gründen ist es für mich immer ein unangenehmes Ereignis, wenn ein Gönner des Thiergartens einen dieser Freigeister mir mit der Bitte übergibt, ihn in getreue Obhut zu nehmen. Ich erscheine mir wie ein Kerkermeister und ziehe es in vielen Fällen vor, den armen Teufel zu Pulver und Blei zu begnadigen, als täglich aus seinem Blicke den Vorwurf zu lesen, daß ich ein zur Freiheit geborenes Wesen in geisttödtender Gefangenschaft halte.

„Eine Anwandlung von solchem höchst unstaatsmännischen Gefühle brachte mich einstmals auf den Gedanken, Meister Reineke in den Bärenzwinger zu werfen. Ich konnte den mir wie Vorwurf klingenden, theilnahmlosen Blick nicht länger ertragen. Aus seiner Lage mußte er unter allen Umständen befreit werden, sei es todt oder lebendig. War er wirklich der, als welcher er gilt, der Erfindungsreiche, nie in Verlegenheit zu setzende, in alle Verhältnisse sich fügende, nun so mußte er sich wohl auch in einer so ungeschlachtenen Gesellschaft, wie der Bärenzwinger sie ihm bot, zurechtfinden; wenn nicht, so blieb es für ihn gleichgültig, ob ein Bär ihn verspeiste oder eine Pistolenkugel seinem Leben ein Ziel setzte. Kurz, eines schönen Tages sah sich Freund Reineke nach mehrmonatlicher Einzelhaft plötzlich auf ein, seinem Verständnisse zu leben, würdiges Feld gebracht. Im ersten Augenblicke mochte es ihm vielleicht ebenso sonderbar vorkommen, wie wenn ein großstädtischer Stutzer mitten unter die Gäste einer Bauernhochzeit versetzt wird. Aber offenbar mußte ihm sogleich das Sprichwort: „Bange machen gilt nicht" eingefallen sein. Mit einer Gleichgültigkeit, wie ein Stutzer seine Halsbinde zurechtlegt, schüttelte er seinen Pelz und betrachtete sich die vier ungeschlachtenen Lümmel in Ermangelung eines Sehglases mit seinen eigenen Augen. Wie die Weiber stets die größte Neugierde entwickeln und die Häßlichen auf einem Balle einen neu ankommenden Tänzer am aufmerksamsten mustern, so war auch die hinkende Bärenjungfer unseres Zwingers zuerst bei der Hand, um den schmucken Gesellen zu begucken und zu beschnüffeln. Reineke bestand diese Musterung mit bewundernswerther Ruhe. Als jedoch die Bärin seinem Antlitze in etwas zu bedenklicher Weise nahe kam, fuhr er ihr mit den Zähnen über das Gesicht und belehrte sie auf nachdrückliche Weise, daß er nicht Liebe um jeden Preis suche. Sie wischte sich etwas verdutzt die Schnauze und blieb in achtungsvoller Entfernung stehen. Mittlerweile untersuchte das Füchslein, ohne sich von der Stelle zu bewegen, aufmerksam die Oertlichkeit, entdeckte an der vorspringenden Ecke des Thurmes einen vortrefflich gelegenen Punkt und gewann diesen mit zierlichen Sprüngen. Nicht lange dauerte es, so machte ihm die ganze Gesellschaft des Bärenzwingers ihre Aufwartung. Es sah unendlich komisch aus, wie die vier zottigen Bestien mit keineswegs Gutes verheißenden

Digitized by Google

Blicken im geschlossenen Halbkreise den in die Ecke gedrückten, schmächtigen Ankömmling beguckten und ihm immer näher auf den Leib rückten. Beim Fuchse war keine besondere innere Erregung sichtbar. Er schaute seinen Gegnern ruhig ins Gesicht, und als endlich einer derselben seine Schnauze etwas weiter vorwagte als die anderen, hatte er auch schon eine blutige Nase gekriegt. Da zeigte sich nun recht, wie nur der Schaden die Mutter der Weisheit ist. Jeder der vier Bären brauchte eine blutige Nase, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß Reineke Lebensart genug besitze, auch mit Bären umzugehen. Immerhin aber gereichte es ihrem Verstande zur Ehre, daß diese Ueberzeugung bei ihnen sehr schnell zum Durchbruche kam. Einer um den anderen zog brummend ab, und der Fuchs genoß wieder seine freie Aussicht. Er machte sich nun unbesorgt auf den Weg, untersuchte seinen neuen Wohnort mit bewundernswerther Gemüthsruhe und erkor sich ein Plätzchen zwischen ein paar größeren Steinen für seinen Tagesschlummer. Die Bären, durch das erste Zusammentreffen belehrt, ließen ihren Gast ungeschoren und gingen anderen Unterhaltungen nach, während Reineke sein Fell ordnete. Nach wenigen Tagen war er in dem Bärenzwinger vollkommen zu Hause. Er hielt es unter seiner Würde, mit den Bären in nähere Unterhaltung zu treten, während die letzteren es für besser erachteten, den sonderbaren Kauz seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen, anstatt sich wieder blutige Nasen zu holen. Wie wenig dieser sich um sie kümmerte, geht daraus hervor, daß er seine Lebensweise nicht im mindesten veränderte. Während die Bären Tags über sich viel mit den Beschauern zu schaffen machten, blieb er in stolzer Ruhe auf seinem Plätzchen sitzen; nachts dagegen, wenn seine Mitbewohner im tiefsten Schlummer lagen, machte er seinen Rundgang. Kurz, er schloß sich an Niemand an und lebte wie ein Vornehmer unter Bauern. Wie er sich alle Verhältnisse nutzbringend zu machen wußte, so hatte er auch den Steigbaum zu seinem Ruheplätzchen erkoren, wußte, trotzdem er für den ebenen Boden geschaffen ist, mit einem gewandten Sprunge die erste Gabel zu gewinnen und schlief dort mit einer Sorglosigkeit, als wenn er allein Herr des Zwingers wäre. Kam zufällig einmal ein Bär auf den Gedanken, den Baum zu besteigen, so wich er auf die höhere Gabel aus, und wenn der Bär die erste Gabel erreicht hatte, sprang er demselben mit mustergültigem Gleichmuthe auf den Rücken und von dort auf den ebenen Boden herab. Als die Kälte des Winters auch dem dicken Fuchspelze zu nahe auf den Leib rückte, legte er den glänzendsten Beweis von der Gabe ab, sich in die Verhältnisse zu schicken. Da die Bären zur Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse gar nichts beitrugen, machte er sich ungesäumt daran, wenigstens leiblichen Nutzen von seinen zottigen Hausherren zu ziehen. Er ging also des Nachts in den Bärenstall und legte sich mit derselben Gemüthsruhe zwischen die schnarchenden Bären, kroch sogar zwischen ihre Pranken hinein, als wenn er es mit zwei Wollsäcken zu thun hätte. Offenbar waren die Gebrüder Petz durch diese Unverschämtheit so verblüfft, daß sie sich in das unvermeidliche Schicksal, Kopfpolster und Matratze für Freund Reineke abzugeben, ruhig fügten. Das köstlichste dabei war, daß aus diesem rein nützlichen Verhältnisse durchaus kein eigentliches Freundschaftsbündnis wurde. War der Zweck der gegenseitigen Warmhaltung erfüllt, so kümmerte sich der Fuchs nicht im geringsten mehr um seine lebendigen Wärmflaschen, zog sich ruhig auf seinen Standort zurück und verbrachte den Tag als vollendeter Einsiedler.

„Man muß gestehen, die Probe, auf welche Reineke gestellt wurde, war keine leichte gewesen: er hatte sie aber mit vollendeter Meisterschaft gelöst. Nicht nur, daß er sich so schnell in die Verhältnisse schickte, er hat auch verstanden, den möglichsten Nutzen aus ihnen zu ziehen und jedem Besucher des Thiergartens die Lehre gegeben, daß ein gebildeter Mensch selbst mit den gröbsten Schlingeln sich vertragen kann, wenn er dem Grundsatze huldigt: Bange machen gilt nicht."

Reineke ist der Jägerei ungemein verhaßt, steckt deshalb jahraus jahrein im Waldbanne und ist vogelfrei: für ihn gibt es keine Zeit der Hegung, keine Schonung. Man schießt, fängt, vergiftet ihn, gräbt ihn aus seinem sicheren Baue und schlägt ihn mit dem gemeinen Knüppel nieder, hetzt ihn zu Tode, holt ihn mit Schraubenziehern aus der Erde heraus, kurz, sucht ihn zu vernichten, wo immer nur möglich und zu jeder Zeit. Wäre er nicht so gescheit und schlau: der Mensch hätte

Digitized by Google

ihn längst vollkommen ausgerottet. Bei allen Jägern gilt es als Evangelium, an welchem zu rütteln unverantwortliche Ketzerei ist, daß der Fuchs eines der schädlichsten Thiere des Erdenrunds sei und deshalb mit Haut und Haar, Kind und Kindeskind vertilgt werden müsse. Das sonst offene Weidmannsgemüth schreckt vor keinem Mittel zurück, nicht einmal vor dem gemeinsten und abscheulichsten, wenn es sich darum handelt, den Fuchs zu vernichten. Vom Standpunkte eines Jägers aus, in dessen Augen Wald und Fluren einzig und allein des Wildes wegen da zu sein scheinen, mag eine so unerbittliche, fast unmenschliche Verfolgung berechtigt erscheinen, von jedem anderen Gesichtspunkte aus ist sie es nicht. Denn Wald und Flur werden nicht der Rehe, Hasen, Auer-, Birk-, Hasel-, Rebhühner und Fasanen halber bestellt und gepflegt, sondern dienen ungleich wichtigeren Zwecken. Demgemäß ist es die Pflicht des Forst- und Landwirtes von beiden Gebieten nach Kräften alles fernzuhalten, was ihren Ertrag schmälern oder sie sonstwie schädigen kann. Nun wird Niemand im Ernste behaupten wollen, daß irgend eine der genannten Wildarten unseren Fluren und Forsten Nutzen bringen könnte: alle ohne Ausnahme zählen im Gegentheile zu den schädlichen Thieren. Man kann den von ihnen verursachten Schaden übersehen und verzeihen, nicht aber in Abrede stellen. Allen Gewinn, welchen man aus dem Wildstande ziehen kann, wiegt den Wildschaden nicht auf: jedes Reh, jeder Hase verzehrt an sonstwie zu verwerthenden Pflanzenstoffen mehr als sie einbringen. Schon daraus geht hervor, daß ein Raubthier, welches den Wildstand vermindert, streng genommen nicht zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Thieren gezählt werden muß. Beeinträchtigung des Wildstandes ist aber die geringste Leistung Reinekes: unverhältnismäßig mehr macht er sich verdient durch Vertilgung von Mäusen. Sie, die überaus schädlichen Nager, bilden, wie bereits bemerkt, seine Hauptspeise: er fängt nicht bloß so viele, als er zu seiner Nahrung braucht, zwanzig bis dreißig Stück auf die Mahlzeit, sondern fährt, auch wenn er vollkommen gesättigt ist, zu seinem Vergnügen mit der Mäusejagd fort, beißt die erlangten Wald- und Feldfeinde todt und läßt sie liegen. Hierdurch macht er sich in so hohem Grade nützlich, daß seine Thätigkeit allgemeine Beachtung, nicht aber nur Misachtung verdient. Ich bin weit entfernt, ihn von den Sünden, welche er sich zu Schulden kommen läßt, freisprechen zu wollen; denn ich weiß sehr wohl, daß er kein schwächeres Geschöpf verschont, viele nützliche Vögel frißt und deren Nester plündert, in Geflügelställen wie ein Marder würgt und andere Schandthaten begeht: dies alles aber wird durch den von ihm gestifteten Nutzen sicherlich aufgewogen. Im Jagdgehege wird er empfindlich schädlich, im Forste und auf Flur und Feld bringt er mehr Nutzen als Schaden. Daß ihn der Jäger haßt und verfolgt, finde ich begreiflich; daß der liederliche Bauer, welcher seinen Hof nicht in Ordnung hielt, den Hühnerstall des Nachts offen stehen ließ und von Rechtswegen dafür bestraft wurde, alles Unheil auf sein Haupt herabwünscht, ebenfalls: daß aber ein Naturforscher in das rückhaltlose Verdammungsurtheil des Jägers und Bauern einstimmen kann, wie Giebel in seiner „landwirtschaftlichen Zoologie" es gethan, ist mir unbegreiflich.

Uebrigens verlange ich nur Aufgeben der gegenwärtig noch üblichen unweidmännischen Vertilgungsarten, keineswegs aber Schonung des Fuchses. Gerade die Jagd dieses schlauesten unserer wildlebenden Thiere gewährt außerordentliches Vergnügen, belohnt sich verhältnismäßig auch so gut wie jede andere. Gewöhnlich erlegt man den Fuchs bei der Treibjagd, hat dabei jedoch alle Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, weil Reineke, selbst wenn scharfe Hunde hinter ihm her sind, niemals blind ins Blaue tappt, sondern Weg und Steg mit Ueberlegung wählt, sorgfältig auf jedes Geräusch, jede Bewegung des Schützen achtet, bald hier, bald dort die Nase aus dem Dickichte steckt und sich seine Leute ansieht, bevor er blitzschnell über die Schneuße springt. Wenn man sehr vorsichtig ist, schießt man ihn auch wohl auf dem Anstande, indem man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus herbeilockt, oder erlegt ihn bei hellem Mondscheine vor der Schießhütte, einem in die Erde gegrabenen, von dichtem Gebüsche verdeckten und oben mit Erde und Moos bedachten Gemache, vor dem ein freier, womöglich von Gebüsch umgebener Platz sich befindet, auf welchem der Fuchs geludert d. h. durch Aas geködert wird. Gelegentlich seiner winterlichen

Digitized by Google

Raubzüge auf den verſchneiten Feldern gibt er Gelegenheit zu einer ungemein anziehenden Jagd. „Bekannt iſt", bemerkt E. von Homeyer, „daß man mit Fuhrwerk ſo nahe an ihn herankommen kann, um mit Erfolg Windhunde auf ihn zu hetzen, weniger bekannt dagegen, daß er ſich vom Schlitten aus erlegen läßt. Man umfährt ihn zuerſt in weiten, ſodann in immer enger werdenden Kreiſen, und der ſchlaue Räuber legt ſich zuletzt platt auf den Boden und läßt ſich, in der Hoffnung, überſehen zu werden, bis auf gute Schußweite nahe kommen. Ja ich habe es einmal erlebt, daß ein verwundeter Fuchs, welcher im beſten Laufe nach einer nahen Schonung war, zum zweiten Male von Schlitten umkreiſt, ſich von neuem legte und ſo lange liegen blieb, bis das Gewehr geladen worden war und er getödtet werden konnte." Bewunderungswürdig iſt die Selbſtbeherrſchung des durch den Schuß verwundeten Fuchſes. Selten vernimmt man einen Klagelaut von ihm, öfterer ſieht man ihn Thaten verrichten, welche Heldenmuth erfordern. Winckell hatte mit der Kugel einem Fuchſe den Vorderlauf dicht unterm Blatt entzweigeſchoſſen. Beim Ausreißen ſchlug ihm dieſer immer um den Kopf; darüber ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf ſchnell ab und war nun eben ſo flüchtig, als fehle ihm nichts. Ueberhaupt beſitzt der Fuchs eine überraſchende Lebenszähigkeit. Es ſind mehrere Beiſpiele bekannt, daß für todt gehaltene Füchſe plötzlich wieder auf- und davonſprangen. Scheintodte biſſen die Leute, welche ſie ſchon längere Zeit getragen hatten; Wildungen ſah, daß ein Fuchs, dem man den Balg ſchon bis zu den Ohren abgeſtreift hatte, den Abſtreifer noch tüchtig in die Finger biß. Auf drei Beinen laufen verwundete Füchſe noch ebenſo ſchnell als auf vieren; ja ſie ſind ſelbſt dann noch weggelaufen, wenn man ſie angeſchoſſen und ihre Hinterläufe eingeheſſet d. h. durch einander geſteckt hatte, wie man bei erlegten Haſen zu thun pflegt.

Lebendig fängt man den Fuchs in Fallen aller Art, am häufigſten aber doch im Schwanenhalſe und Tellereiſen oder auch in dem ſogenannten Kunſtbau. Dieſer wird in der Nähe des eigentlichen Fuchsbaues angelegt und beſteht aus einer Röhre, welche in einem Bogen hufeiſenförmig umläuft und für beide Enden nur einen einzigen Eingang hat. Der hinterſte Theil dieſer Röhre wird etwas erweitert und höher angelegt als der Eingang, damit ſich kein Waſſer dort anſammle, die Röhre ſelbſt mit Steinplatten allſeitig ausgekleidet. Ueber dem Keſſel liegt dicht unter dem Boden eine größere Platte, welche man mit leichter Mühe abheben kann. Wenn nun der Fuchs nachts auf ſeine Jagd ausgegangen iſt, ſchleicht man leiſe zu dem von ihm befahrenen Bau und verſtopft alle Röhren desſelben. Der Heimkehrende verſucht vergeblich, in das Innere ſeiner Wohnung einzudringen und flüchtet ſich, weil ihm der Tag über den Hals kommt, in den nebenanſtehenden Kunſtbau, aus welchem er dann mit geringer Mühe ausgehoben wird. Der Fang mit dem Schwanenhalſe erfordert einen echten Jäger, welcher mit der Lebensweiſe und den Sitten des Thieres genau vertraut iſt, glückt auch nur vom Anfang Novembers bis Ende Januars, wenn die Nahrung knapp iſt; denn wenn der Fuchs viel zu freſſen hat, fällt es ihm gar nicht ein, den Köder anzugehen. Schon mehrere Tage, bevor man das Eiſen ſtellt, muß man Lockſpeiſe oder den Vorwurf auf den Platz legen und ſomit den Fuchs an dieſen gewöhnen. Erſt wenn er mehrere Nächte die Speiſe aufgenommen hat, wird das gereinigte und mit etwas Witterung beſtrichene Eiſen fangbar geſtellt, mit friſcher Füllung und mit friſchem Vorwurfe verſehen und ſorgfältig den Blicken verborgen.

„Unglaublich iſts", ſagt Winckell, „wie vorſichtig der Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einſt die Freude, Augenzeuge zu ſein, als im harten Winter nach einem feſt angekirrten Fuchſe das Eiſen gelegt worden war. Es fing eben an zu dämmern, als Reineke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emſig und ohne Arg nahm er die entfernteſten Vorwurfsbrocken an, ſetzte, ſo oft er einen verzehrte, ſich gemächlich nieder und wedelte mit der Standarte. Je näher er dem Orte kam, wo das Eiſen lag, deſto behutſamer wurde er, deſto länger beſann er ſich, ehe er etwas nahm, deſto öfter kreiſte er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbiſſen ſitzen, ſah ihn mit unbeſchreiblicher Lüſternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreiſt

hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er wie vorher unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblicke war er mit der Halskrause geziert."

In früheren Zeiten fing man viele Füchse durch Ausgraben ihrer Baue, um hohen Herrschaften das absonderliche Vergnügen des Prellens zu bereiten. Man brachte die Thiere in einen rings umschlossenen Hof und trieb sie über schmale und lange Netze hinweg, welche an dem einen Ende von einem Herrn, an dem anderen von einer Dame gehalten wurden. Die Mitte des Netzes lag am Boden auf, und über sie mußten die Füchse weglaufen. Sobald sich nun einer gerade auf dem Netze befand, wurde dieses schnell straff gezogen, das Thier flog in die Höhe und fiel derb auf den Boden nieder oder unter Umständen auch auf einen Herrn, auf eine Dame, auf andere Netze ꝛc., bis es endlich doch auf einem harten Gegenstande sich zerschmetterte. Wenn im Freien geprellt wurde, umhegte man den Platz mit hohen Tüchern und bildete innerhalb derselben mehrere Gassen, durch welche die Füchse getrieben wurden, um auf die Netze zu kommen. „Die gnädigsten Herrschaften sehen", so erzählt Flemming, „dem Prellen mit Vergnügen zu und delektiren sich an den vielfältigen Luftsprüngen und Capriolen der Füchse und Hasen, und dem Umfallen und Stolpern der Cavalliers und Dames, welche sämmtlich in grüner, mit Gold und Silber verchamarirter Kleidung erschienen sind. Sie schicken mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherley wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden junge Sauen herausgelassen, und die machen denn bey den Dames unter den Reifröcken einen solchen Rumor, daß nicht zu beschreiben."

Zu den vielen seit alter Zeit üblichen Vertilgungsmitteln ist neuerdings Gift gekommen. Mit ihm bestreut man in strengen Wintern ausgeworfenes Aas oder Fleischbrocken, welche man auf die Wechsel wirft, und ist in den meisten Fällen des Erfolges sicher. Der arme Schelm nimmt, nicht ohne Bedenken, aber vom Hunger getrieben, den Brocken auf und ist wenige Augenblicke später eine Leiche. „Erst wenn es zu spät", sagt Radde, welcher in Sibirien viele Füchse mit Strychnin vergiftete, „erkennt er sein Unglück. Er benimmt sich in seinem Elende auf sehr verschiedene Weise. Entweder springt er angestrengt in Sätzen hastig davon, läßt ein bis einundeinhalb Faden Springweite hinter sich, stellt die Hinterläufe in eine Linie, schlägt den rechten Vorderfuß weit vor, so daß bis auf die Zeichnung die Spur in ihrer Stellung der des springenden Rehes gleichkommt. So rast er fort, bis er mit dem letzten Satze umschlägt und verendet, die Füße zum weiteren Sprunge gespannt. Oder aber ganz langsam geht er von dannen; drei, vier Schritte hat er gethan, so deutet die Scharte in der Spur, welche der Innenzeh veranlaßte, schon auf die Wirkung des Giftes hin. Der Gang wird schwankender; es stellt sich Speichelfluß ein, einige Tropfen davon fallen seitwärts vor die Vorderfüße in den Schnee; die Spur wird weniger scharf: die Hinterfüße beginnen seitwärts zu gleiten, ihre Nägel treten weiter vor; das Thier schnappt nach den Weichen, in welche es jedoch nur selten die Zähne haut; endlich wird die Spur entweder enger und enger, und der Fuchs bleibt stehen und fällt mit gekrümmtem Rücken, oder er setzt die Füße in fast gerader Richtung und fällt beim langsamen Dahinschleichen. Weiter als dreißig bis achtzig Meter entfernt sich kein Fuchs von der Stelle, auf welcher das Gift lag; keiner bleibt aber auch am Platze; die meisten gehen acht bis zehn Meter weit und fallen."

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg": dieses Jägersprichwort hat noch heutigen Tages seine volle Bedeutung. Fuchspelze werden zwar bei uns zu Lande nicht besonders gesucht, wohl aber in Polen, Rußland, der Türkei und in ganz Sibirien. Bei den Mongolen gelten, laut Radde, Rothfüchse mehr als andere, werden auch viel höher bezahlt als in Deutschland. In Radde's Gegenwart wurden mehrere Male Fuchsbälge gegen zwei bis drei Zobelfelle eingetauscht. Für die schlechtesten Felle zahlte man zwei bis drei, für die besten zehn bis fünfzehn Rubel Silber, während bei uns zu Lande gewöhnliche Fuchsbälge vier bis fünf Mark, die besten höchstens zwanzig

Digitized by Google

Mark werth sind. Sogenannte „Schwarzfüchse", Felle der dunkelfarbigen Spielart kosten sogar 100 bis 250 Rubel das Stück. Deutschland allein liefert gegen hunderttausend Fuchsbälge; sie aber stehen hinter den nordischen weit zurück. Die besten Felle kommen, nach Lomer, aus Norwegen, Schweden und dem inneren Rußland; auf sie folgen, der Reihe nach sich verschlechternd, die aus Sibirien, Dänemark, der Schweiz, Bayern, Steiermark, Norddeutschland, den Rheinländern, Frankreich, Italien und Spanien.

Während wir einzig und allein den Balg des Fuchses verwerthen, wähnten unsere Vorfahren das ganze Thier, alle einzelnen Theile in besonderer Weise zu Arzneizwecken ausnutzen zu können. Nach dem Pröbchen, welches ich bei Schilderung des Haushundes gegeben habe, dürfte es genügen, wenn ich sage, daß ein im Sinne der Quacksalber des siebenzehnten Jahrhunderts verwendeter Fuchsleichnam so ziemlich alle heutigen Tages gebräuchlichen Arzneistoffe ersetzen konnte. Sollte ein Quacksalber der Gegenwart genaueres erfahren wollen, so möge er des alten Geßners Werke aufschlagen: er findet dort die verschiedenen Heilmittel und deren Verwendung ausführlich beschrieben und — selbst unter den „Gebildeten" unserer Zeit noch eine für das Gelingen eines etwa beabsichtigten Heilmittelschwindels vollkommen genügende Anzahl von Gläubigen.

Außer dem Menschen hat der Fuchs immer noch eine Anzahl von Feinden. Nicht allein der Wolf fängt und verspeist ihn, sondern auch die Hunde haben so großen Groll auf ihn, daß sie ihn wenigstens zerreißen. Merkwürdig ist es, daß trächtige oder säugende Füchsinnen häufig von den männlichen Hunden geschont und gar nicht verfolgt werden. Die übrigen Säugethiere können Reineke nichts anhaben: unter den Vögeln hat er aber mehrere sehr gefährliche Feinde. Der Habicht nimmt junge Füchse ohne Zögern weg, der Steinadler sogar erwachsene, obgleich ihm dies zuweilen schlecht bekommt. Tschudi berichtet einen solchen Fall. „Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte geführt. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grat. Der Beobachter stieg zu diesem heran, da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei: — auf der anderen Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Dem Fuchse war es gelungen, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen. Wohlgemuth hinkte er nun von dannen, mochte aber wohl sein Leben lang die sausende Luftfahrt nicht vergessen." In den übrigen Thierklassen hat der Fuchs keine Feinde, welche ihm gefährlich werden könnten, wohl aber solche, welche ihn belästigen, so namentlich viel Flöhe. Daß er diese durch ein sorgfältig genommenes Bad in ein im Maule getragenes Bündel Moos treibe und dann durch Wegwerfen dieses Bündels sich jene unangenehme Gäste vom Halse schaffe, ist eine Fabel.

Es ist erwiesen, daß der Fuchs fast alle Krankheiten des Hundes theilt und auch von der fürchterlichen Tollwuth befallen wird. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß er, von dieser entsetzlichen Seuche getrieben, bei hellem Tage in das Innere der Dörfer kam und hier alles biß, was ihm in den Weg lief. „Im kleinen österreichischen Kronlande Kärnten", so schreibt man mir, „wurde zuerst vor fünf Jahren eine Krankheit der Füchse bemerkt, welche seither an Umfang zuzunehmen scheint, über deren Ursprung und Wesen man aber heute noch nicht im Klaren ist. Unzweifelhaft verhält sich die aufgetretene Krankheit der Hundswuth sehr ähnlich, theilt sich das Krankheitsgift durch den in die Bißwunde dringenden Geifer der Füchse den Gebissenen mit, wie das Wuthgift toller Hunde, und ruft Erscheinungen wie dieses hervor. Allen Beobachtungen zufolge, zieht der kranke Fuchs planlos, in einer Art Irrsinn, welcher ja beim wüthenden Hunde ebenfalls auftritt, umher, weicht menschlichen Wohnungen auch bei hellem Tage nicht aus, geht dort in ebenerdige Vorlauben, selbst Wohnzimmer oder in Stallungen und läßt sich von seiner Richtung oft selbst durch Schläge nicht abbringen. Seine Gangart ist Schritt oder langsamer Trapp; Thiere mit vorgeschrittener Krankheit schleppen das mehr und mehr gelähmte Hintertheil. Kommt dem kranken Fuchse ein Thier in den Wurf, so sucht er ihm einen Biß beizubringen und setzt dann seinen Marsch wieder

Digitized by Google

fort, aus deſſen Richtung ihn das Anſichtigwerden von Menſchen nicht abwendet, wenn ſchon bisher kein Fall bekannt wurde, daß er auch auf Menſchen ſo losginge, um ſie zu beißen, wie auf Thiere. Schicken ſich Leute an, ihn zu erſchlagen, ſo flieht er nicht, ſetzt ſich aber auch nur ſchwach zur Wehre. In den Mägen ſo erſchlagener Füchſe, die ſtets ganz abgemagert waren, fanden ſich Gräſer, Holztheile, thieriſcher Koth, doch keine Fleiſchfreſſern zukommenden Nahrungsreſte. Die von kranken Füchſen gebiſſenen Hausthiere: Rinder, Schweine, Schafe, ſind in allen uns bekannt gewordenen Fällen dem Biſſe erlegen, und zwar ſtets unter Anzeichen, wie ſie der Biß eines wüthenden Hundes hervorruft. So wurde vor Kurzem ein dem Bauer Pitſchacher in Griffen, Gerichtsbezirk Gurk, gehöriger, auf der Alpe weidender Ochſe unter den Augen des in einiger Entfernung beſchäftigten Hirten von einem Fuchſe gebiſſen. Der nicht tiefe und bald vernarbte Biß beläſtigte den Ochſen nicht; er weidete friedlich unter einer Schar Rinder noch etwa vierzehn Tage auf der Alpe fort, von welcher ihn dann ſein Beſitzer zur Ackerbeſtellung holte, und er that dann, mit einem Kameraden vor den Pflug geſpannt, ſeine Schuldigkeit wie ſonſt. Doch etliche Tage ſpäter verliert er die Freßluſt, trinkt nicht mehr, will eingeſpannt nicht in der Furche bleiben, oft trotz Antreibens nicht von der Stelle gehen, dann wieder plötzlich wie wüthend ſich ins Joch legen, ſtürzt, desſelben entledigt, auf ſeinen Gefährten los, ſo daß das Paar nicht mehr in einen Stall zu bringen räthlich erſcheint, rennt, abgeſondert eingeſtallt, wiederholt mit dem Kopfe an die Wand und läßt aus dem aufgeriſſenen Maule die Speichel triefende Zunge weit heraushängen. Schließlich muß er geheilt werden. Die inneren Organe zeigten ſich bei der Oeffnung dieſes Thieres ganz geſund und regelrecht, nur die Blutgefäße ſtrotzten von gallertartig verdicktem Blute. Ein ganz ähnlicher Fall trug ſich in der Nachbargemeinde Glöcknitz mit einem dem Simon in Eden gehörigen Ochſen, welcher in Gegenwart des Eigenthümers von einem Fuchſe gebiſſen worden war, vor wenigen Wochen zu. Von Fällen, daß Menſchen durch kranke Füchſe gebiſſen wurden, iſt unſeres Wiſſens nur einer ganz ſicher feſtgeſtellt worden. In der Nähe der Stadt St. Veit wurde ein Knecht beim Erſchlagen eines in den Schweineſtall gedrungenen Fuchſes von dieſem leicht in den kleinen Finger gebiſſen. Mehrere Wochen darnach ſtellten ſich bei dem bisher ſehr geſunden, kräftigen Menſchen Trübſinn und allmählich auch Appetitloſigkeit und Schlingbeſchwerden ein. Der in Kenntnis geſetzte Vorſtand der politiſchen Behörde ließ den Knecht ärztlich unterſuchen und beobachten und dann ins Krankenhaus der Landeshauptſtadt bringen, wo er nach einigen Tagen mit allen Anzeichen der Hundswuth verſchied."

Als treues Spiegelbild Reineke's darf der Grau- oder Silberfuchs (Canis cinereo-argentatus, C. griseus, C., Vulpes, Urocyon virginianus) angeſehen werden, obgleich nicht er, ſondern eine zweite Art Nordamerika's ſein weſtlicher Vertreter zu ſein ſcheint. Der Grauſuchs unterſcheidet ſich von unſerem Fuchſe durch etwas höhere Läufe und verhältnismäßig kürzeren Schwanz, erreicht auch kaum die Größe des Verwandten. Seine Länge beträgt 1,05 bis 1,1 Meter, wovon ungefähr 40 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müſſen, die Höhe am Widerriſt etwa 30 Centim. Ein eigenthümlich geſprenkeltes Grau, welches Stirn, Scheitel, Hinterbacken, Nacken und die ganze Oberſeite deckt und aus Schwarz und Silbergrau zuſammengeſetzt wird, bildet die vorherrſchende Färbung. Die einzelnen Haare ſind an der Wurzel weiß, übrigens ſchwarz, vor der Spitze breit weiß geringelt. Wangen und Kehle haben gelblichweiße, Ohren und Halsſeiten graugelbliche, Unter- und Innenſeite hellroſtgelbe oder gelblichweiße Färbung; ein Bruſtband iſt dunkler; ein ſchwarzer Streif zeichnet die Vorderläufe; der Schwanz endlich iſt oberſeits ſchwarz, unterſeits roſtroth, an der Spitze grau.

Nach Audubon ſind es mehr die ſüdlichen als die nördlichen Staaten Nordamerika's, welche den Grauſuchs beherbergen; nördlich von Maine ſcheint er nicht mehr vorzukommen. In Neuengland und Canada iſt er ſelten, in Pennſylvanien und Neujerſey ungefähr ebenſo häufig wie der Rothfuchs, in den ſüdlichen Staaten dagegen, die Gebirge von Virginien ausgenommen, die einzige

zed by Google

dort vorkommende Art und zumal in Florida, Miſſiſſippi und Louiſiana ungemein häufig. Nach Weſten hin verbreitet er ſich bis Kalifornien.

Es läßt ſich ſchwer ſagen, in welcher Hinſicht der Graufuchs von Reineke und ſeiner Sippſchaft im engſten Sinne des Wortes ſich unterſcheidet. Die mir bekannten Schilderungen, unter denen die ausführliche Darſtellung Audubons obenan ſteht, gleichen einer Lebensbeſchreibung unſeres Fuchſes wie ein Ei dem anderen. Ungeachtet ſeiner höheren Beine ſoll der Graufuchs nicht ſo ſchnell und ausdauernd laufen können wie der letztgenannte oder der amerikaniſche Roth- und zumal der Schnellfuchs; im übrigen aber dürfte er ſich in ſeinem Auftreten von dem Verwandten kaum weſentlich unterſcheiden. Schwer zu begehende oder großen Raubthieren undurchdringliche Dickichte und Fels-

Grau- oder Silberfuchs (Canis cinereo-argentatus). ⅓ natürl. Größe.

geklüft mit Höhlungen und Spalten bilden ſeine Wohnſitze, die Umgebung ſeiner Aufenthaltsorte vom Meeresſtrande an bis zu dem Gehöfte des Bauern ſein Jagdgebiet. Ob er mit größerer Vorliebe als Reineke und der Rothfuchs dem Sumpfgeflügel nachſtellt und ſeltener als dieſe in Hühnerſtälle einbricht, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Audubon verſichert, daß er zwar weit furchtſamer und ſcheuer wäre als der Rothfuchs und nicht allein durch das Anſchlagen eines Hundes, ſondern ſchon durch das Knacken eines Zweiges in eilige Flucht geſchreckt würde, daß man auch von räuberiſchen Ueberfällen geſchützter Geflügelgehege oder gar der Schafherden wenig oder nichts vernehme, bemerkt aber ausdrücklich, daß unſer Thier im Süden ebenſo gehaßt und verfolgt werde wie der Rothfuchs im Norden. Der letztere, meint unſer Gewährsmann, läßt ſich mit einem liſtigen und kühnen Räuber, der erſtere mit einem ſtehlenden Diebe vergleichen; doch ſind die Weibchen beider Arten, wenn ſie Junge haben, von derſelben Dreiſtigkeit beſeelt. Wie Reineke, ſtellt auch der Graufuchs mit Vorliebe Mäuſen und Ratten, insbeſondere der Wieſenmaus und der Baumwollratte nach, ohne irgend etwas anderes genießbares zu verſchmähen. Audubon ſchildert in ſehr anſchaulicher Weiſe, wie das Thier, einem trefflichen Spürhunde vergleichbar, mit ſorgfältigſter Benutzung des Windes an eine Kette von Baumwachteln ſich anſchleicht und glücklich einen der Vögel davonträgt. „An einem kalten regneriſchen Reiſetage", ſo erzählt er, „bemerkten wir einen Graufuchs, welcher in der Art und Weiſe eines Vorſtehhundes ausging. Gegen den Wind, durch das hohe Gras ſchleichend,

ſtand er plötzlich ſtill und ließ ſich auf ſeine Keulen nieder. Einen Augenblick ſpäter erhob er ſich wieder und ſchlich mit langſamen und vorſichtigen Schritten vorwärts, ſeine Naſe dann und wann hoch in die Luft erhebend und von einer Seite zur anderen bewegend. Zuletzt ſchien er ſich ſeiner Beute verſichert zu haben und bewegte ſich in gerader Richtung, jedoch noch immer ſehr behutſam, zeitweilig auf der Erde kriechend, vorwärts, kam uns dabei auch dann und wann aus den Augen, bis wir ihn endlich wieder bemerkten, als er den letzten Halt machte. Von einem Bewegen der Lunte, wie man es bei der Hauskatze beobachtet, bemerkten wir nichts; die Ohren waren niedergebeugt, der Kopf wurde nur wenige Zoll über dem Boden erhoben: ſo verblieb er ungefähr eine halbe Minute, und nun erſt ſprang er mit gewaltigem Satze auf ſeine Beute. Das Schwirren einer aufſtehenden Kette von Baumwachteln und zwei oder drei ſcharfe, kreiſchende Laute wurden vernommen, und der vom Erfolge begünſtigte Räuber zeigte ſich kurz darauf mit einer Baumwachtel im Maule. Wir hatten ein Gewehr bei uns und wären wohl im Stande geweſen, ihn zu erlegen, aber wozu? Er hatte uns gezeigt, daß er nicht allein zu dem Hunde gehört, ſondern es auch einem trefflichen Vorſtehhunde gleichthun kann, hatte ſich außerdem in einer rechtlichen Weiſe ernährt: warum ihn alſo tödten?“ Etwas weniger mild geſtimmt wird man, wenn man die von ihm geplünderten Neſter des Truthahns und anderer nützlicher Vögel auffindet oder an eine Stelle kommt, auf welcher ſich die Spuren eines zwiſchen ihm und einer Truthenne ſtattgefundenen Kampfes erkennen laſſen, und man begreift dann, daß er ebenſo verfolgt wird wie ſeine Verwandten, obgleich man wohl annehmen darf, daß er, wie dieſe, durch Verminderung der verderblichen Nagerbrut mehr Nutzen als durch Aufzehren uns nützlicher Thiere Schaden bringt. Neben größerem Wilde, insbeſondere Wirbelthieren aller Klaſſen, ſtellt der Graufuchs übrigens auch Kerbthieren nach, zerkratzt, beiſpielsweiſe, um zu ſolchen zu gelangen, halbverfaulte Baumſtrunke in den Waldungen, und ebenſo verzehrt er Pflanzenſtoffe verſchiedenſter Art. Audubon wurde von einem Landwirte im Staate New York auf ein Maisfeld aufmerkſam gemacht, in welchem einige unbekannte Thiere dadurch, daß ſie ſich von einem reifenden Kolben genährt, nicht unbeträchtlichen Schaden verurſacht hatten. Die Fährte des Thieres lehrte uns den Silberfuchs als Thäter kennen, und die vorläufige Feſtſtellung der Diebe wurde durch den Fang von drei derſelben vollkommen beſtätigt.

In Carolina wölft der Graufuchs in den letzten Tagen des März oder in den erſten des April, in den nördlichen Staaten etwas ſpäter. Die Jungen bleiben ungefähr drei Monate lang unter der Obhut ihrer Mutter und zerſtreuen ſich dann, ſowie ſie ſelbſtändig geworden und das einſame Leben der Alten zu führen im Stande ſind. Auch wenn ſie bereits volle Größe erhalten haben, erkennt man ſie noch leicht an ihrer verhältnismäßig geringen Vorſicht und namentlich bei der Jagd mit Hunden daran, daß ſie nur im Nothfalle in längerer Flucht ihr Heil, vielmehr im Beſteigen paſſender Bäume ihre Rettung zu ſuchen pflegen, während die gewitzigten Alten durch allerlei Künſte und Kniffe ſich ihren Todfeinden öfter mit Erfolg zu entziehen wiſſen. Audubon ſcheint es ſehr auffällig zu finden, daß ein Fuchs Bäume beſteigt, während wir, nach den von Reineke uns gegebenen Probeſtückchen urtheilend, dieſe Meinung nicht theilen. Für ein ſo gewandtes Thier, wie der Fuchs es iſt, hat es keineswegs beſondere Schwierigkeiten, einen Baum mit weit nach unten ragenden Aeſten, ſeitlichen Auswüchſen, Knollen und anderen Unebenheiten zu erklimmen, während der plumpere Hund ſich außer Stande ſieht, dies nachzuthun.

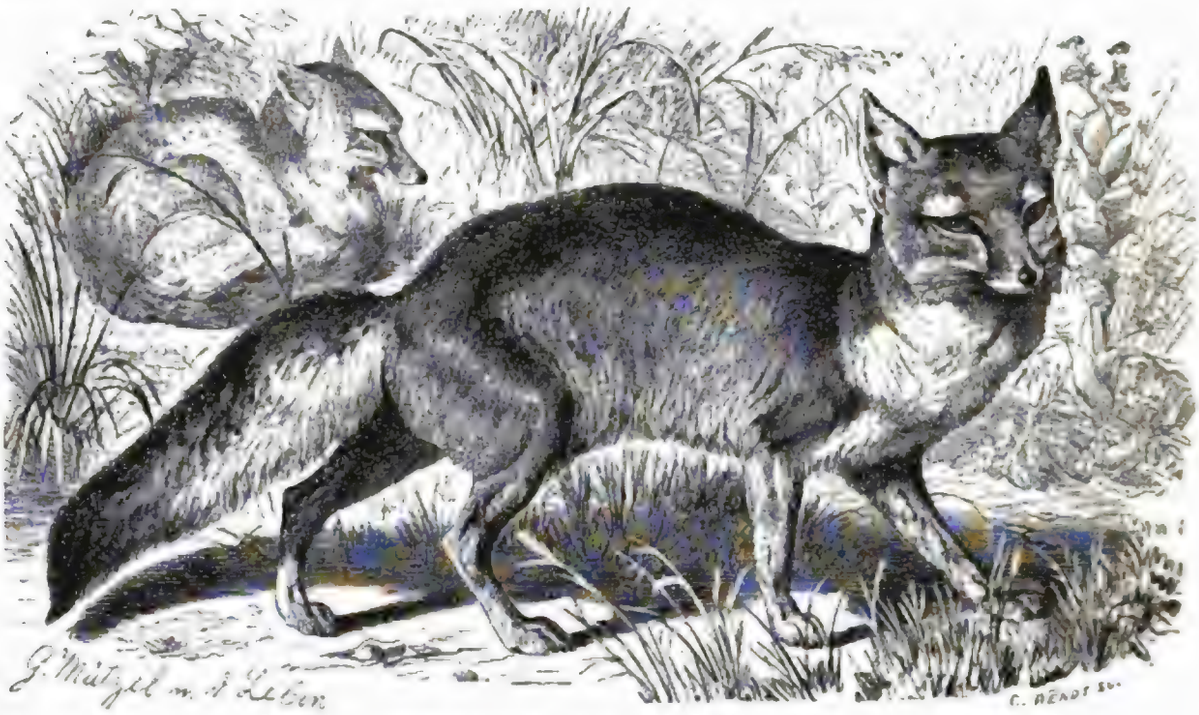
Hinſichtlich der Jagd und anderer Vertilgungsarten des Graufuchſes gilt mit wenig Abänderungen dasſelbe, was man von unſerem Fuchſe ſagen kann. Man wendet aber auch in Amerika die verſchiedenſten Fallen an, um den läſtigen Strolch in ſeine Gewalt zu bringen, und betreibt ebenſo eifrig wie in England die Fuchshatze, in welcher man eine vorzügliche, Nerven und Glieder ſtärkende Uebung und ein hochfeines Vergnügen findet.

Gefangene Graufüchſe betragen ſich im weſentlichen wie ihr europäiſcher Verwandter, ſollen aber niemals ganz zahm werden und immer den unbeſieglichen Hang nach Befreiung bewahren. Beſonders ſchwer ſoll es ſein, ihnen das biſſige Weſen abzugewöhnen; Audubon wenigſtens

Digitized by Google

verſichert, daß er niemals einen Gefangenen dieſer Art geſehen habe, welcher mehr als halbzahm geworden wäre. In einer Hinſicht unterſcheidet ſich der Graufuchs jedoch zu ſeinem Vortheile von den Verwandten: er beſitzt nicht den unangenehmen Geruch derſelben.

Das Fell hat ſeines groben Haares wegen geringen Werth und wird meiſt nur zur Fütterung von Reiſepelzen verwendet. Nach Lomer, welcher das Thier nicht „Silberfuchs", wie die meiſten Kürſchner, ſondern „Griesfuchs" nennt, gelangen jährlich fünfundzwanzigtauſend dieſer Felle in den Handel, welche einen Werth von ebenſoviel Thalern haben.



Korſak (Canis Corsac). 1/7 natürl. Größe.

Von den übrigen Fuchsarten darf ich hier bloß noch diejenigen erwähnen, welche ſich durch beſondere Eigenthümlichkeiten in der Lebensweiſe oder durch auffallende Färbung weſentlich unterſcheiden. Zu den kleineren Arten der Sippe gehört der Nachbar unſeres Reineke in Aſien, der Korſak, wie die Ruſſen ihn nennen, die Kirſa oder „Kiraſſu" der Mongolen, „Korrſuk" und „Stepnaja Liſiza" oder Steppenfuchs der Koſaken (Canis Corsac, Vulpes Corsac). In der Größe ſteht das Thier unſerem Reineke merklich nach, da er höchſtens 90 Centim. Geſammt- oder 55 bis 60 Centim. Leibes- und 35 Centim. Schwanzlänge hat; in Geſtalt und Weſen ähnelt er dem Verwandten ſehr, iſt jedoch verhältnismäßig etwas höher geſtellt und kurzſchwänziger, hat auch einen mehr rundlichen Augenſtern. Die Färbung des dichten Pelzes ändert weniger ab als bei Wolf und Fuchs, unterſcheidet ſich jedoch nach der Jahreszeit. Das friſchgewachſene Sommerhaar hat röthliche Färbung, das allmählich nachwachſende, dieſes und das Wollhaar ſpäter überwuchernde ſogenannte Winterhaar einen breiten ſilberweißen Ring vor der dunkleren Spitze, wodurch eine bald mehr röthliche, bald mehr fahlweiße Geſammtfärbung entſteht. Kehle, Untertheile und Innenſeite der Beine ſind gelblichweiß, ein auf der Schnauzenſeite vor dem Auge ſtehender dreieckiger Fleck dunkelgrau, eine Bruſtbinde röthlich, die Beine fahlröthlich; der Schwanz iſt an der Wurzel iſabell-, auf der Oberſeite fahlgelb und ſchwarz gemiſcht, unterſeits am Enddrittel und an der Spitze ſchwarz, das Ohr außen einfarbig fahlgraugelb, der Augenring erzgelb gefärbt.

Das Verbreitungsgebiet des Korſak erſtreckt ſich von den Steppen um das Kaſpiſche Meer an bis in die Mongolei; jedoch findet ſich das Thier ausſchließlich in Gegenden mit Steppen- oder Wüſtengepräge, niemals in Waldungen und demgemäß ebenſowenig in Gebirgen. In die nördlichen

Theile ſeines Verbreitungsgebietes wandert er alljährlich in namhafter Anzahl ein und mit beginnendem Frühjahre wieder zurück. Einen feſten Wohnſitz hat er überhaupt nicht, da er ſich ebenſowenig wie Wolf und Fuchs eigene Baue gräbt, vielmehr unſtet umherſchweift und ſchlechtweg unter freiem Himmel ſich zur Ruhe legt oder höchſtens zufällig gefundene Bobakbaue benutzt, vielleicht nachdem er ſie ein wenig erweitert hat. In ſolchen Murmelthierhöhlen ſollen häufig mehrere, mindeſtens zwei Korſaks zuſammengefunden werden, was auf größere Geſelligkeit, als Reineke ſie liebt, hindeuten würde. Alpenhaſen und verſchiedene Wühlmäuſe bilden wahrſcheinlich ſeine Hauptnahrung; außerdem jagt er auf Vögel, Eidechſen und Fröſche, wahrſcheinlich auch auf größere Kerbthiere, zumal Heuſchrecken. Seine Fortpflanzungsgeſchichte ſcheint noch wenig erforſcht zu ſein; mir wenigſtens ſind eingehende Berichte über dieſen Lebensabſchnitt des Thieres nicht bekannt geworden.

Seines weichen, dichten, warmen und gut ausſehenden Winterbalges wegen wird er eifrig gejagt, beſonders von den Kirgiſen, Karakalpaken, Truchmenen und anderen diesſeits des Urals wohnenden Nomadenſtämmen. Man wendet alle nur denkbaren Mittel an, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Außer den Fallen und Schlingen, welche man vor einen Ausgang ſeiner Höhlen ſtellt, jagt man ihn auch mit Hunden, welche man vor die Röhren ſeines Baues bringt, während man ihn ausräuchert. Sucht er ſein Heil in der Flucht, ſo iſt er regelmäßig verloren. Laut Radde hetzt man ihn da, wo der Bobak lebt, ſelten am Tage, weil er dann in den verlaſſenen Murmelthierbauen ſchläft, ſpürt ihn vielmehr nach friſchem Schneefalle bis zu ſeinem Lagerplatze auf und ſtellt hierauf die gebräuchliche Bogenfalle. Alte Thiere, welche die ihnen verderbliche Falle kennen, gehen angeſichts derſelben oft zum Lager zurück und laſſen ſich erſt in der ſechſten bis neunten Nacht durch den Hunger zwingen, nach außen zu gehen, ziehen ſelbſt den Hungertod dem in der Falle vor. In letzterem Falle gräbt man den Leichnam erſt im kommenden Frühjahre aus, nachdem der tiefgefrorene Steppenboden aufgethaut iſt. Neben den Hunden haben die Tataren noch andere und viel gefährlichere Jagdthiere auf ihn abgerichtet. Sie bedienen ſich nämlich gezähmter Steinadler, wohl auch Jagdedelfalken, zu ſeinem Fange, und ſolchen geflügelten Räubern kann der arme Schelm natürlich nicht entgehen. Die Kirgiſen fangen ihn häufig mit dem Krätzer d. h. einem Werkzeuge, welches einem doppelten Korkzieher ähnelt und an einer Stange befeſtigt wird. Mit dieſem fahren ſie in den Bau, bohren durch Drehen die beiden Spitzen feſt in den Balg des beklagenswerthen Geſchöpfes und ziehen es dann gewaltſam hervor. Ein ſo eingekrätzerter Korſak zittert, wenn er an das Tageslicht kommt, am ganzen Leibe und läßt alles über ſich ergehen, ohne auch nur einen Verſuch zu machen, ſich zu wehren.

Die gedachten Stämme allein bringen jährlich bis fünfzigtauſend Felle in den Handel, ungerechnet diejenigen, welche ſie ſelbſt verbrauchen. In Rußland trägt man den Korſak weniger, um ſo öfter aber in China, wo er über Kiächta eingeführt wird.

Ueber gefangene Korſaks hat zuerſt Hablitzel einige Beobachtungen veröffentlicht. Ungeachtet aller Verſuche iſt ihm niemals gelungen, einen dieſer Füchſe zu zähmen, und ſelbſt derjenige, welchen er ganz jung erhalten und beſtändig unter ſeiner Aufſicht hatte, geſtattete ſeinem Herrn nie, ihn anzugreifen, ohne ſich nach Kräften dagegen zu wehren. Nur ſeinem Wärter, welcher ihn fütterte, erlaubte er dies. Sobald ſich aber ein anderer ihm näherte, empfing er denſelben mit funkelnden Augen, zeigte ihm murrend die Zähne und biß um ſich, ſoviel er konnte. Sah er ein, daß er mit ſeinem Beißen nichts auszurichten vermochte, ſo begann er vor lauter Angſt zu zittern und verrichtete auf beiderlei Art ſeine Nothdurft. Bei Tage verhielt er ſich ruhig und ſchlief gewöhnlich; mit Eintritt der Nacht aber wurde der Trieb nach Freiheit in ihm rege, und er bemühte ſich dann unaufhörlich, von der Kette loszukommen. Dabei winſelte er beinahe wie ein Fuchs. Die Geſellſchaft anderer Thiere verabſcheute er gänzlich, mit ſeinesgleichen dagegen vertrug er ſich ſehr gut. Drei Korſaks, welche Hablitzel beſaß, lagen faſt beſtändig dicht neben einander, oft einer förmlich in den anderen gerollt.

Digitized by Google

Diese Mittheilungen besagen, bei Lichte betrachtet, herzlich wenig; denn sie schildern einfach das Benehmen aller nicht von Jugend an erzogenen, sondern wild eingefangenen Füchse. Ich habe den Korsak längere Zeit lebend gehalten und neuerdings oft in Gefangenschaft gesehen, erhebliche Unterschiede zwischen seinem und Reineke's Betragen jedoch nicht wahrgenommen. Unter Umständen wird er sich, wenn auch nicht genau ebenso, so doch sehr ähnlich benehmen. Er gehört zu den glücklichsten Bewohnern eines Thiergartens, richtet sich in dem ihm angewiesenen Käfige bald ein, scheut weder die Hitze des Sommers noch die Kälte des Winters und setzt sich mit demselben Gleichmuthe den Strahlen der Sonne aus, mit dem er sich bei eisiger Kälte auf das Steinpflaster seines Käfigs legt. Mit seinen Mitgefangenen verträgt er sich ebenso gut und ebenso schlecht wie der Fuchs, lebt manchmal monatelang mit dem Gefährten in Frieden und Freundschaft, erbost sich einmal plötzlich, beginnt Streit mit dem Genossen, beißt wüthend um sich, verwundet und tödtet, frißt den Getödteten auch ohne Gewissensbisse auf, wenn sonst der Hunger ihn quält. Demungeachtet pflanzt er sich ohne sonderliche Umstände im Käfige fort, weil zwischen verschiedenen Geschlechtern der Frieden wenigstens vorherrscht, behandelt seine Jungen zärtlich und zieht sie in der Regel glücklich groß. Jüngere Weibchen verzehren freilich, wie so viele Raubthiere thun, nicht selten ihre Nachkommenschaft, und auch dem Vater ist niemals recht zu trauen; doch hört man im allgemeinen mehr von glücklich als von unglücklich verlaufenden Zuchten unserer Thiere.

Auch im Thierreiche gibt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden sich Verwandte, welche sich leiblich außerordentlich nahe stehen und geistig doch in jeder Hinsicht unterscheiden. Ein solcher, aus der Art geschlagener Gesell ist der Eisfuchs, ein nahestehender und gleichwohl in Sitten und Lebensweise auffallend sich unterscheidender Verwandter unseres Reineke, eines der einfältigsten und zugleich zudringlichsten, der dümmsten und doch auch schlauesten Glieder der Fuchsfamilie. Ich selbst bin auf meinen vieljährigen Reisen von keinem Thiere mehr überrascht oder in Erstaunen versetzt worden: als gerade von dem Eisfuchse. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, scheint in gleich störrischer Weise an dem einmal Gewohnten festzuhalten und alle Erfahrungen so hartnäckig in den Wind zu schlagen wie dieser nordische Fuchs, der Vetter des unserigen, welcher sich bekanntlich mit überraschender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu schicken und alle Erfahrungen auf das beste zu benutzen weiß.

Der Eis-, Polar- oder Steinfuchs (Canis lagopus, Vulpes und Leucocyon lagopus, V. fuliginosus, Canis isatis), wegen seiner stumpfen und dicken Schnauze, der kurzen, rundlichen Ohren, der niederen Beine, der wie der übrige Leib dicht mit Fell bekleideten Fußballen, des sehr buschigen, vollen Schwanzes sowie endlich der absonderlichen Färbung von Gray zum Vertreter der Untersippe Leucocyon erhoben, ist merklich kleiner als unser Fuchs, ungefähr 95 Centim. lang, wovon ein reichliches Drittheil auf den Schwanz kommt, und trägt im Sommer ein erd- oder felsenfarbiges, im Winter dagegen entweder ein schneefarbiges oder ebenfalls dunkles Kleid. Bald nach der Härung, welche je nach der Heimat und Oertlichkeit früher oder später im Sommer, gewöhnlich aber im Juni eintritt, sprossen auf der Ober- und Außenseite erdbräunliche, mehr oder weniger ins Graue, Schieferfarbene und Bläuliche spielende, im Gesichte und auf der Unterseite dagegen weiße Haare hervor und bilden mit den allmählich nachwachsenden Wollhaaren von gleicher Färbung den Sommerpelz. Im Verlaufe der Zeit verlängert und verdichtet sich dieser, entsprechend dem stetig fortschreitenden Wachsthume der Haare, mehr und mehr, und ist mit Beginn des Herbstes schon sehr reich geworden. Nunmehr beginnt langsam die Umfärbung desselben Haares. Einzelne Spitzen verbleichen und werden weiß, sind jedoch noch nicht zahlreich genug, um den dunklen Untergrund zu decken, und es entsteht somit eine graulich gesprenkelte Färbung. Mehr und mehr schreitet die Verbleichung und Umfärbung fort; es bilden sich weiße Farbenfelder und endlich eine weiße Decke, unter welcher das dunkle Wollhaar noch hindurchschimmert. Nach und nach verbleicht auch dieses sammt den Wurzeln der Grannenhaare, und mit Beginn des Winters hat der ganze Pelz

Digitized by Google

eine reinweiße Färbung erhalten. Wachsthum und Verbleichung der Haare werden, wie bei allen mir bekannten Wildhunden und Raubthieren überhaupt, durch frühzeitig eintretende rauhe Witterung sehr beschleunigt; eine doppelte Härung jedoch, d. h. ein zweimaliges Abwerfen und Neuwachsen des Haares, findet nach meinen, an gefangenen Eisfüchsen sehr sorgfältig durchgeführten Beobachtungen bestimmt nicht statt. Nun aber gibt es auch Eisfüchse, welche im Winter nicht ein weißes, sondern ein bräunlich schieferfarbenes, bräunlich blaues oder braunes Kleid erhalten. Man hat geglaubt, sie als eigene Art ansehen zu dürfen; die grönländischen Eskimos versicherten jedoch Brown, daß man zuweilen weiße Mütter mit blauen Jungen finde und umgekehrt, und es sind somit die sogenannten Blaufüchse, welche nach unseren an gefangenen angestellten Beobachtungen auch

Eisfuchs (Canis lagopus) im Sommerkleid. ¼ natürl. Größe.

im Alter ihre Färbung nicht verändern, ebensogut wie buntgescheckte Eisfüchse nur als Spielarten des am häufigsten und regelmäßigsten auftretenden Weißfuchses zu betrachten. Laut Newton soll es auf Island ausschließlich Blaufüchse geben, vielleicht infolge des verhältnismäßig milden Klimas der Insel; auf Spitzbergen dagegen kommen, so viel man bis jetzt erkundet, nur Weißfüchse vor. Bemerkt zu werden verdient, daß ein in St. Petersburg gefangen gehaltener und in einem warmen Zimmer eingesperrter Eisfuchs seinen weißen Winterpelz genau zu derselben Zeit wie in der Freiheit erhielt.

Wie der Name sagt, bewohnt der Eisfuchs die Polargegenden oder die Länder, in denen es viel Eis gibt, und zwar die der Alten Welt ebensogut wie die der Neuen, die Inseln nicht seltener als das Festland. Es ist anzunehmen, daß er sich mit den Eisbergen über die ganze nördliche Erde verbreitet hat; wenigstens sah man oft Eisfüchse auf solchen natürlichen Fähren im Meere schwimmen oder fand sie, als einziges Landsäugethier, auf Eilanden, welche weit von anderen entfernt sind, in überraschender Menge vor, konnte also nur annehmen, daß er hier einmal eingewandert sei. Aus freiem Antriebe geht er nicht leicht über den 60. Grad nördlicher Breite nach dem Süden hinab; ausnahmsweise kommt er nur in Sibirien in niederen Breiten vor. An allen Orten, welche ihn beherbergen, ist er häufig, am häufigsten aber doch auf Inseln, von denen er nicht so leicht wieder auswandern kann. Daher kennen ihn alle hochnordischen Völker sehr wohl. Die Russen nennen ihn „Hündchen" (Pessez), die Tataren Weißfuchs (Ait-tilkoe), die

Digitized by Google

Jakuten Kyrrſa, die Samojeden Noga und Sellero, die Oſtjäken Kiön, die Tungusen Tſchitara, die Grönländer Teriennîak und Kaka ꝛc.

Nur bei bevorſtehendem Unwetter oder an Orten, an denen er ſich nicht recht ſicher fühlt, zieht er ſich in Höhlen im Geklüfte oder auch in ſelbſtgegrabene Röhren zurück und wagt ſich dann bloß des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen; an allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, vor dem Menſchen ſich zu verbergen, nimmt er ſich nicht die Mühe, ſelbſt Gruben und Höhlen zu ſcharren, ſondern lauert unter Steinen, Büſchen, in abgeworfenen Argalihörnern

Eisfuchs (Canis lagopus) im Winterkleid. 1/6 natürl. Größe.

und ähnlichen Verſtecken auf Beute. Er iſt kein Koſtverächter und nimmt mit aller thieriſchen Nahrung fürlieb. Unter den Säugethieren fällt ihm zur Beute, was er bewältigen kann; am liebſten jagt er auf Mäuſe. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft meilenweit und ſetzt ihnen auch über die Flüſſe und Meere nach, ſo daß, wie man verſichert, oft der vierte Theil des Zuges ſolcher Wühlmäuſe ihm zum Fraße wird. Aus der Klaſſe der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel, ſobald er dieſe erwiſchen kann, und namentlich den Bruten wird er überaus verderblich. Außerdem beanſprucht er alles, was das Meer von Thieren auswirft, dieſe mögen einer Klaſſe angehören, welcher ſie wollen. Im Nothfalle frißt er ſelbſt thieriſchen Auswurf und dergleichen, oder er dringt in das Innere der Häuſer ein und ſtiehlt hier weg, was ſich forttragen läßt, ſelbſt ganz unnütze Dinge. Wenn er viele Nahrung hat, vergräbt er einen Theil derſelben und ſucht ihn zu gelegener Zeit wieder auf. Dasſelbe thut er auch, wenn er fürchtet, von dem Menſchen geſtört zu werden. Dieſe Vorrathskammern ſcharrt er, nachdem ſie gefüllt ſind, wieder zu und ebnet ſie mittels der Schnauze ſo glatt, daß man ſie nicht im geringſten bemerken kann.

Auf Spitzbergen lebt er, laut Newton, in großer Anzahl. „Wir ſahen ihn", ſagt genannter Beobachter, „nicht allein wiederholt in der Nachbarſchaft der Klippen, auf denen Alken brüten,

Digitized by Google

sondern vernahmen auch fortwährend sein kläffendes Bellen. Er ist in der That der gefährlichste Feind aller Vögel der Eilande, und die Furcht vor ihm scheint von wesentlichem Einflusse auf die Anlage der Brutplätze zu sein. Was ihm zur Beute sich bietet, wenn die Seevögel Spitzbergen verlassen haben und nur das Schneehuhn zurückbleibt, dünkt mich eine der am schwierigsten zu beantwortenden Fragen zu sein. Die größere Anzahl von Eisfüchsen soll im Lande verbleiben und im Winter ebenso rege sein wie im Sommer; es gibt auf Spitzbergen aber keine Beeren, welche ihm das Leben fristen könnten, und an offenes Wasser kann er auch nicht gelangen. So bleibt nur übrig anzunehmen, daß er sich Vorräthe anlegt. Möglicherweise diente eine große Menge von Muscheln, welche ich auf der Moräne eines Gletschers im Sicherheitshafen fand, zu solchem Zwecke."

Man trifft den Eisfuchs häufig in Gesellschaften; gleichwohl herrscht keine große Eintracht unter diesen: es finden vielmehr blutige Kämpfe statt, welche für den Zuschauer sehr viel ergötzliches haben. Einer faßt dabei den anderen, wirft ihn zur Erde, tritt mit den Füßen auf ihm herum und hält ihn so lange fest, bis er ihn hinreichend gebissen zu haben glaubt. Dabei schreien die Kämpen wie die Katzen, während sie, wenn sie ungeduldig werden, mit heller Stimme heulen.

Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind keineswegs gering; demungeachtet zeigen sich gerade bei der Beobachtung des Wesens die sonderbarsten Widersprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man diese oder jene Handlung zu beurtheilen habe. List, Verschlagenheit, Kunstfertigkeit, kurz, Verstand zeigten alle, welche beobachtet wurden; dabei aber bemerkte man eine Dummdreistigkeit wie bei kaum einem anderen Thiere. Hiervon habe ich mich selbst überzeugen können. Wir, mein norwegischer Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieser Füchse auf dem Doverfjeld in Norwegen und schossen mit der Büchse *siebenmal nach ihm*, ohne ihn bei der herrschenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und somit auch erlegen zu können. Anstatt nun die Flucht zu ergreifen, *folgte uns dieser Fuchs noch wohl zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogener Hund seinem Herrn*, und erst da, wo das felsige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ sich durch gutgezielte Steinwürfe ebensowenig vertreiben, als er sich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht schlagen lassen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umstände auf ihn zugekommen und sich neugierig fragend vor ihm hingesetzt habe. Einmal fraßen ihm Eisfüchse sogar die Renthierdecke an, unter welche er sich gelegt hatte. Seine einsam im Gebirge stehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um diese zudringlichen Thiere los zu werden. Ich erwähne diese Thatsachen nur flüchtig, hauptsächlich aus dem Grunde, um zu beweisen, daß der Eisfuchs sich überall gleichbleibt.

Die ausführlichste und zugleich anziehendste Schilderung dieses Thieres hat schon im vorigen Jahrhundert der berühmte Seefahrer *Steller* gegeben; und wenn dieselbe auch vielfach im Auszuge nacherzählt worden ist, halte ich es doch für angemessen, sie hier vollständig folgen zu lassen.

„Von vierfüßigen Landthieren gibt es auf Behringseiland nur die Stein- oder Eisfüchse, welche ohne Zweifel mit dem Treibeise dahingebracht worden und, durch den Seeauswurf genährt, sich unbeschreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieser an Frechheit, Verschlagenheit und Schalkhaftigkeit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere nur mehr als zu genau während unseres unglückseligen Aufenthaltes auf diesem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt, kann wohl der Affenhistorie des *Albertus Julius* auf der Insel Sarenburg die Wage halten. Sie drängten sich in unsere Wohnungen sowohl bei Tage als bei Nacht ein, und stahlen alles, was sie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen ꝛc. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unseren Vorrathsfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchse

Digitized by Google

dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so fanden sie es nicht allein, sondern schoben, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem anderen aus allen Kräften. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie dieselbe, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder eine Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserem größten Nachtheile; und konnten sie nicht alles gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, solange noch was zu schleppen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von fern Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so schön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe von und unter den Köpfen und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie nicht von ihnen gestohlen würden, so fraßen sie unter dem Menschen ihnen das Fleisch und Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher allezeit mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns weckten, damit abtreiben und schlagen konnten.

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns, und trieben in unserer Gegenwart hunderterlei Possen, wurden immer frecher, und wenn wir still saßen, kamen sie so nahe, daß sie die Riemen von unseren neumodischen, selbstverfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst auffraßen. Legten wir uns, als ob wir schliefen, so berochen sie uns bei der Nase, ob wir todt oder lebendig seien; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase und wollten schon anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unseren Todten, während daß Gruben für sie gemacht wurden, die Nase und Finger an Händen und Füßen ab, machten sich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, daß man sie kaum abhalten konnte. Einen Matrosen, der in der Nacht auf den Knien sitzend zur Thür der Hütte hinausharnen wollte, haschte ein Fuchs an dem entblößten Theile und wollte seines Schreiens ungeachtet nicht bald loslassen. Niemand konnte, ohne einen Stock in der Hand, seine Nothdurft verrichten, und den Koth fraßen sie gleich so begierig wie die Schweine oder hungrigen Hunde weg. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumlaufen und die schlafenden beriechen, ob nichts todtes darunter sei: fanden sie solches, so ging es gleich an ein Zerfleischen, und man sah sie alle mit Schleppen bemüht. Weil auch besonders die Seelöwen des Nachts im Schlafe ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie, dieses Umstandes gleichsam bewußt, alle Morgen ihre Herden Stück für Stück und schleppten die todten Jungen wie Schinder davon.

„Weil sie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, so wurden wir in der That dergestalt auf sie erbittert, daß wir Jung und Alt todtschlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, sie auf die grausamste Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachten, lagen immer zwei oder drei Erschlagene vor unseren Füßen, und ich kann wohl während meines Aufenthaltes auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Thiere rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig mit einem Beile, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt ward. Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der anderen die Axt oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, standen mit einem Stocke nur zwei Schritte davon und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen: bald kamen sie angestiegen, fingen an zu fressen und wurden erschlagen, ohne daß sich daran die anderen hätten spiegeln und entlaufen sollen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten

Digitized by Google

Kameraden hinein; ehe man sichs versah, war die ganze Grube voll, da wir denn mit Knütteln alles erschlugen. Obgleich wir ihre schönen Felle, deren es hier wohl über ein Drittheil der bläulichen Art gibt, nicht achteten, auch nicht einmal abzogen, lagen wir doch beständig gegen sie als unsere geschworenen Feinde zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen zur Hinrichtung oder Bestrafung vor die Kaserne auf den Richtplatz, wo einige enthauptet, anderen die Beine zerschlagen oder eines nebst dem Schwanze abgehauen wurde. Einigen stach man die Augen aus, andere wurden bei den Füßen paarweise und lebendig aufgehangen, da sie sich einander todtbeißen mußten. Einige wurden gesenget, andere mit Katzen zu Tode gepeitscht. Das allerlächerlichste ist, wenn man sie erst beim Schwanze festhält, daß sie aus allen Kräften ziehen, und dann den Schwanz abhaut; da fahren sie einige Schritte voraus und drehen sich, wenn sie den Schwanz missen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unseren Hütten abhalten, und zuletzt sah man unzählige ohne Schwanz oder mit zwei oder drei Beinen auf der Insel herumlaufen.

„Wenn diese geschäftigen Thiere einer Sache nichts anhaben können, wie z. B. Kleidern, die wir zuweilen ablegten, so losten und harnten sie darauf, und dann geht selten einer vorbei, der dies nicht thun sollte. Aus allem ersah man, daß sie hier nie einen Menschen mußten gesehen haben, und daß die Furcht vor den Menschen den Thieren nicht angeboren, sondern auf lange Erfahrung gegründet sein müsse."

Diese Ansicht Stellers ist jedenfalls unrichtig; denn wenn die Eisfüchse überhaupt Erfahrung befolgen wollten, müßten sie sich in Norwegen ganz anders zeigen als auf Behringseiland. Sie sind aber hier und da dieselben. Genau an den nämlichen Orten, wo in Skandinavien Eisfüchse leben, kommen auch Rothfüchse vor, und Freund Reineke zeigt sich in Lappland gerade ebenso listig und verschlagen wie bei uns zu Lande.

Die Ranzzeit des Eisfuchses fällt, seinen heimatlichen Verhältnissen entsprechend, etwas später als die des Rothfuchses, nämlich in die Monate April und Mai. Ihre Begattung verrichten die Eisfüchse, wie die Katzen, mit vielem Geschrei. Sie rollen Tag und Nacht und beißen sich wie die Hunde aus Eifersucht grausam. Mitte oder Ende Juni's wölft das Weibchen in Höhlen und Felsenritzen neun bis zehn, ja selbst zwölf Junge. Den Bau pflegen die Füchsinnen am liebsten oben auf den Bergen oder am Rande derselben anzulegen. Sie lieben ihre Jungen außerordentlich, fast zu sehr; denn sie verrathen dieselben, in der Absicht, sie vor Gefahren zu schützen. Sobald sie nämlich einen Menschen auch nur von fern erblicken, beginnen sie zu bellen wie die Hunde, wahrscheinlich, um die Leute von ihrem Baue abzuhalten. Und hiervon mag wohl ihr russischer Name, „Hündchen", herkommen. Bemerken sie, daß man ihren Bau entdeckt hat, so tragen sie die Jungen im Maule nach einem verborgenen Orte; tödtet man aber die letzteren, so verfolgen einen die Mütter mit großer Begier Tag und Nacht durch viele Meilen und lassen, wie Steller sagt, nicht eher ab, bis sie ihrem Feinde einen Possen gespielt haben oder selbst erschlagen worden sind.

Man jagt die Eisfüchse theils um sie auszurotten, theils um ihren Balg zu verwerthen, obgleich dieser nicht eben sehr geschätzt wird. Die meisten Felle gehen von Rußland nach China, und Ende vorigen Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Zahl immer noch Tausende jährlich. Aus Mangasea allein konnten in gewissen Jahren vierzigtausend Stück ausgeführt werden. Je dunkelblauer die Felle sind, um so größeren Werth haben sie im Handel, und man unterscheidet ungefähr zwischen den dunkeln und hellen fünf Abstufungen. Der Fang ist eigenthümlich. Bei hohem Schnee graben sich die Füchse in diesen eine Röhre und wohnen in der Tiefe derselben. Das ist die Zeit, in welcher ihnen die Ostjäken und Samojeden am meisten nachstellen. Wo man sie erlangen kann, graben sie die Leute mit einem breiten Spaten aus Renthierhorn heraus, fassen sie ohne weiteres beim Schwanze und schleudern sie mit dem Kopfe gegen den Boden, um sie hierdurch zu tödten. Der Jäger erfährt sehr bald, ob sich ein Fuchs in einer solchen Röhre befindet oder nicht. Er legt das Ohr an die Mündung, und wenn sich das Thier darin rührt, scharrt er mit

Digitized by Google

dem Spaten den Schnee weg; hierdurch wird der ſchlafende Fuchs aufgeweckt und verräth durch Gähnen und Nieſen ſeine Gegenwart. Vor Erdröhren ſtellt man wohl auch Netze und Schlingen. Außer dem Menſchen haben die Eisfüchſe in den Seeadlern gefährliche Feinde. Steller beobachtete, daß ein Seeadler einen Eisfuchs mit den Klauen erfaßte, ihn emporhob und dann fallen ließ, um ihn auf dem Boden zu zerſchmettern.

Jung eingefangene Eisfüchſe werden ziemlich zahm und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzufolgen. Sie ſind aber immer reizbar, knurren, ſobald ſie angerührt werden, boshaft wie Hunde, und ihre grünen, glänzenden Augen blitzen dann feurig und tückiſch. Mit anderen ihrer Art vertragen ſie ſich nicht gut in einem Käfige. Zwei Eisfüchſe, welche ich pflegte, fielen über den dritten her und biſſen ihn todt, wobei der Bruder des Ermordeten eifrig mit half.

*

Allerliebſte Füchschen bewohnen Afrika und die angrenzenden Theile Aſiens. Zwerge der geſammten Hundefamilie und der Fuchsſippſchaft insbeſondere, ungemein zierlich gebaut und mit fahlgelbem Fell bekleidet, unterſcheiden ſie ſich von den Verwandten namentlich durch die großen Ohren, welche bei zwei von ihnen alles gewohnte Maß weit überſchreiten, aber auch bei den übrigen Arten der Gruppe die Lauſcher anderer Füchſe merklich übertreffen. Man hat ſie in einer beſonderen Sippe vereinigt und Großohrfüchſe (Megalotis) oder Feneks (Fenecus) genannt, obſchon ihr Gebiß dem anderer Füchſe gleichartig iſt und demgemäß ihre Trennung von dieſen angefochten werden kann. Eine wohlbegrenzte, leicht kenntliche Unterſippe bilden ſie jedenfalls.

Alle Großohrfüchſe geben ſich als treue Kinder ihrer Heimat kund. Wer auch nur oberflächlich mit den Erzeugniſſen des Landes bekannt iſt, welches ſie beherbergt, muß ſie augenblicklich als Wüſten- oder Steppenthiere erkennen und wird ſogar im Stande ſein, ohne von ihrem Aufenthalte etwas zu wiſſen, ſie ſofort unter den übrigen Wüſten- oder Steppenthieren einzureihen. Ich habe ſchon einmal erwähnt, daß alle Thiere, welche die Wüſte hervorbrachte, eigenthümlich geſtaltet und gezeichnet ſind. Die große Allmutter gibt den Geſchöpfen, welche ſie in ihrem Schoße hegt, das entſprechendſte Gewand: alle Wüſtenthiere zeichnen ſich vor den übrigen nicht bloß durch das Kleid, ſondern noch mehr durch den leichten und ſchönen Leibesbau aus. Das Kleid hat unter allen Umſtänden mehr oder weniger die Färbung des Sandes; denn alle Abweichungen von dem Sandgelb, welche vorkommen, ſind unweſentlich. Der Leib iſt verhältnismäßig klein, dabei aber äußerſt zierlich und leicht gebaut, und gleichwohl zu den ſchnellſten Bewegungen und zu überraſchender Ausdauer befähigt. Dazu beſitzen ſämmtliche Wüſtenthiere eine Schärfe der Sinne, wie ſie in ſolcher Einhelligkeit nur bei wenig anderen Geſchöpfen gefunden wird; und allen endlich wohnt ein friſcher, fröhlicher Geiſt inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbſtbewußtſein ohne Gleichen. Nicht bloß der gelbbraune Beduine iſt frei, leiblich wie geiſtig, auch die höheren Thiere ſeiner Heimat ſind es; auch ſie leben und athmen bloß, wenn ſie ihre Wüſte um ſich haben. In der Färbung kommen Abweichungen, Veränderungen vor: in dem geiſtigen Weſen gleichen oder ähneln ſich alle Wüſtenthiere.

Die Wüſte iſt zu arm an Nahrung, als daß ſie große Thiere ernähren könnte; es finden ſich deshalb in ihr nur verhältnismäßig kleine, zierliche Geſchöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und auch dieſe ſpärliche Nahrung kann nicht ſo ohne Beſchwerde errungen werden: deshalb verlieh die Wüſte ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer, ſchärfte ſie ihnen die Sinne, um auch das wenige wahrzunehmen, was ſie ihnen bieten konnte. Große Lauſcher ſetzen unſere Füchſe oder alle Wüſtenthiere überhaupt in den Stand, auch das geringſte Geräuſch zu vernehmen, ſcharfe Seher geſtatten ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Naſe bringt jeden Geruch zum Bewußtſein. Ihr dem Erdboden gleichgefärbter Balg verbirgt ſie ſelbſt auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraſchender Weiſe. So erſcheinen ſie alle wohlbefähigt, in

WÜSTENFUCHS.

Digitized by Google

Digitized by Google

ihrer Heimat zu leben und glücklich zu sein. Auch unsere kleinen Räuber sind ganz vortrefflich ausgerüstet, in diesem Gebiete als Jäger aufzutreten. Sie machen immer noch genug Beute, um sich ohne große Sorge ernähren zu können. Von einem der zu unserer Gruppe zählenden südafrikanischen Füchschen, den Kama (Canis Caama), erzählt man, daß er sich selbst an Straußeneier mache und wirklich fähig wäre, ein ganzes Ei des Riesenvogels auf eine Mahlzeit zu fressen. Diese Behauptung aber beruht wohl bloß auf den Anschauungen der Kaffern über die Eßfähigkeit eines Geschöpfes, soweit solche durch die eigenen Erfahrungen begründet sind; denn bekanntlich ist ein einziges Straußenei hinreichend, um vier Menschen zu sättigen, und also unmöglich, anzunehmen, daß ein Füchslein, welches kaum halb so groß ist als unser Reineke, eine größere Eßlust zeigen sollte als vier Menschen zusammengenommen. Das kleine Thierchen ist nicht im Stande, ein so großes Ei fortzuschleppen, aber es weiß sich doch zu helfen: es rollt nämlich, so sagt man, das Ei einfach vom Neste aus bis zu seinem Baue hin und öffnet es hier in einer ebenso einfachen als gescheiten Weise. Für sein schwaches Gebiß ist die harte Schale viel zu stark; sie erlaubt den scharfen Zähnen wegen der Glätte und des großen Durchmessers des Eies nicht einmal eine ordentliche Ansatzfläche. So muß der Kama auf andere Mittel denken, um sie zu zerschellen. Im Baue angekommen, rollt er das Ei über einige Steine hinab, bis es zerbricht, und ist dann geschwind bei der Hand, um den herausfließenden Inhalt aufzulecken.

Wenn die glutstrahlende Sonne sich zur Erde neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal neulebendig geworden sind in der Kühle des Abends, denkt eine mehr oder weniger düstere und dennoch so schmucke Schar daran, ihr Tage- oder besser Nachtwerk zu beginnen. Von den greulichen Hiänen und den heulenden Schakalen, welche um diese Zeit hungrig nach Nahrung umherstreifen, will ich hier nicht reden, und der Karakal, der Wüstenluchs, ist uns bereits bekannt geworden: es gilt jetzt, noch einen dieser Räuber, und zwar den zierlichsten und schmucksten von allen, vorzustellen. Das ist der Fenek oder Wüstenfuchs (Canis Zerdo, Vulpes, Megalotis und Fenecus Zerda s. Zerdo, F. arabicus und Brucei, Vulpes zaarensis und minimus, Viverra aurita), ein Thier, welches noch besser als die Gazelle selbst die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdrucke wie das unseres Reineke; aus diesem Gesichte aber treten ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor, und zu beiden Seiten dieses Gesichtes strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, ja kaum in der gesammten Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt als behend sein muß, und gibt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, welches nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen den Sandhügeln, zwischen dem Gebüsche oder in den Niederungen zwischen dem Grase unseren Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist nichts, was der Aufmerksamkeit dieses durchgebildeten Raubgesellen entginge. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat so viel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig als eßlustig schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen; oder die gewandte Eidechse hat sich geregt, und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt! Sie ist verloren, wenn sie nur einmal den Flügel regt, ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen: ein einziges gibt einen leckeren Braten, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine hungrige

Digitized by Google

Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in die feine Nase des feinen Stromers eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat bloß eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstrolcht, aber das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl, und sein Auge ist schärfer als das der meisten Reisenden. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen; denn seine Nase und sein herrliches Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich, der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Sieh da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen und schleicht jetzt heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge wie für Ohr. Dort, hinter dem letzten Busche macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, wie gierig spürt er nach den sich sicher träumenden, schlummermüden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung; die ganze Seele des Fuchses liegt in seinem Gesichte, und doch erscheint dieses so starr und ruhig wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern: das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge. Sie irren unsicher in der Nacht umher und fallen nach kurzer Zeit wieder ein im Riedgrase, vielleicht kaum wissend, welcher nächtliche Besucher sie aufgescheucht.

Der Fenek ist der kleinste aller Füchse. Sammt seiner Standarte, deren Länge etwa 20 Centim. beträgt, mißt er höchstens 65 Centim. und wird am Widerrist kaum 20 Centim. hoch. Der ganze Leibesbau ist ungemein fein, der Kopf sehr zugespitzt, die großen Augen haben rundliche Augensterne, welche von einer braunen Regenbogenhaut eingefaßt werden. Als das ausgezeichnetste am ganzen Thiere erscheinen aber unzweifelhaft die Lauscher. Sie haben fast Kopfeslänge und sind etwas mehr als halb so breit. Das Thier gewinnt durch sie ein wahrhaft abenteuerliches Ansehen, sie machen den Fenek gewissermaßen den Fledermäusen ähnlich. Ihre Innenränder sind weiß behaart und zwar derartig, daß von der Ohröffnung zwei Haarbüschel aufsteigen, welche sich, sozusagen, in einem Barte fortsetzen nach der oberen Spitze hin, dort aber kürzer und dünner werden. Die kleine Schnauze zieren lange, borstenartige Schnurren, welche ebenfalls wesentlich zu dem äußeren Gepräge des Thieres gehören. Der Balg ist seidenweich und verstärkt sich zur Winterzeit durch ein sehr dichtes Wollhaar, welches sich während der Raue durch Anstreichen des Körpers an Aesten ꝛc. flockenartig löst. Man sollte eigentlich nicht glauben, daß der Fenek in seiner warmen Heimat einen dichten Balg nöthig hätte; allein der kleine Gesell scheint gegen die Kälte äußerst empfindlich zu sein und genügenden Schutzes zu bedürfen. Die Färbung der ganzen Oberseite ähnelt durchaus der des Sandes, die Unterseite ist weiß, und auch über dem Auge befindet sich ein weißer Flecken, vor demselben aber ein dunklerer Streifen. Die sehr lange buschige Standarte sieht fast ockerfarben aus, ein Fleck an der Wurzel und die Blume sind schwarz. Bei dem Weibchen ist der Balg immer mehr strohgelb, wie er auch bei zunehmendem Alter bei weitem lichter wird.

Das merkwürdige Thier wurde zuerst von Skjöldebrand, schwedischen Konsul in Algier, bekannt gemacht und später von Bruce beobachtet und abgebildet. Die Mauren nennen es Zerda, die Araber Fenek, und diesen Namen führt unser Füchschen auch in allen Nilländern. Er bewohnt den ganzen Norden Afrika's, findet sich aber bloß in den echten Wüsten, und zwar in den Niederungen, welche reich an Wasser sind und mehr das Gepräge der Steppen tragen, obwohl sie nicht den Reichthum dieser letzteren nachweisen können. An geeigneten Orten nicht gerade selten, wird der Fenek, weil er sehr vorsichtig und flüchtig ist, gar nicht häufig gefangen; wenigstens kommt er in Thiergärten und Thierschaubuden immer äußerst selten und einzeln vor, ist selbst in den Museen noch keineswegs eine gewöhnliche Erscheinung.

Digitized by Google

Seine Naturgeschichte war bis in die neueste Zeit sehr unklar. Anfänglich berichtete man die sonderbarsten Dinge über ihn. Es wurde erzählt, daß er nicht wie andere Füchse in Bauen, sondern wie Katzen auf Bäumen lebe; man behauptete, daß er weniger kleinen Vögeln als vielmehr Datteln und anderen Früchten, welche seine Hauptnahrung ausmachen sollten, nachgehe, und dergleichen mehr. Rüppell ist der erste, welcher diesen Angaben widerspricht und den Fenek als echten Fuchs hinstellt; seine Beschreibung ist aber noch immer kurz und für uns unvollständig und ungenügend. Da hat mir nun mein lieber Freund und Reisegefährte Dr. L. Bury, welcher den Fenek sowohl im Freien wie in der Gefangenschaft genau beobachtete, eine anmuthige Beschreibung ausdrücklich für dieses Werk mitgetheilt. Einen guten Theil von dieser Schilderung habe ich bereits in vorstehendem verwendet, das übrige ist folgendes:

„Das Wesen des Fenek ist durch seine eigenthümliche Leibesgestalt genugsam ausgeprägt; denn die zarten, dünnen Läufer zeigen die Behendigkeit und Schnellfüßigkeit, welche er besitzen muß, auf den ersten Blick, und das Gesicht spricht so deutlich von der Scharfsichtigkeit, Feinhörigkeit, Klugheit und Schlauheit des Fuchses, daß sein Ausdruck nicht falsch verstanden werden kann. Man darf wohl sagen, daß es kaum einen vollendeteren Fuchs als dieses Wüstenkind gibt.

„Wie der Fuchs legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebsten in der Nähe des schachtelhalmähnlichen Pfriemenkrautes, welches den spärlichen Pflanzenwuchs der Wüstengegend Algeriens bezeichnet, wahrscheinlich, weil in der Nähe desselben der Boden immer etwas fester ist und den vielen Röhren, welche zu dem Kessel im Baue führen, einige Haltbarkeit gewährt. Gewöhnlich sind diese Röhren nur flach, und auch der Kessel liegt nicht tief unter der Oberfläche der Erde. Er ist unten mit Palmenfasern, Federn und Haaren ausgefüttert und besonders ausgezeichnet durch seine große Reinlichkeit. Das Graben versteht der Fenek meisterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei so schnell, daß man den Bewegungen derselben mit den Augen nicht folgen kann. Dieser Gewandtheit verdankt er zuweilen die Rettung seines Lebens; denn bei Verfolgung scharrt er sich wie ein Gürtel- oder Schuppenthier geradezu in die Erde ein. In Begleitung eines Haufens berittener Araber verfolgte ich einstmals einen Wüstenfuchs, welcher in geringer Entfernung vor uns hertrabte, und sah mit Verwunderung, daß er plötzlich vor unseren Augen entschwunden war. Aber ich kannte seine Kniffe, und sein Kunststückchen sollte ihm diesmal schlecht bekommen. Ich stieg vom Pferde, grub ihm nach und zog nun das überraschte Thier unter dem Jubel meiner Begleiter lebendig aus seinem Schlupfwinkel hervor.

„Bei Tage schläft der Fenek in seinem Baue. Dabei rollt er sich zusammen und verbirgt seinen feinen Kopf fast ganz unter der buschigen Standarte, nur die Lauscher bleiben frei. Das geringste Geräusch schreckt den schlafenden Wüstenfuchs augenblicklich auf. Wird er überrascht, so wimmert er wie ein kleines Kind und bezeugt dadurch gewissermaßen einen unangenehmen Eindruck der gestörten Ruhe. Mit sinkender Sonne verläßt er den Bau und wendet sich zunächst den Tränkplätzen zu. Dabei hat man bemerkt, daß er niemals geradenwegs über die Sanddüne geht, sondern immer die Tiefen derselben aufsucht und sich somit möglichst gedeckt fortschleicht. Die Brunnen der Niederungen bestehen zumeist aus einfachen trichterartigen Löchern, weil der sandige, von Thonerde durchsetzte Boden senkrecht eingeteufte Schachte unmöglich macht. Um diese Löcher herum ist die Erde meistens etwas feucht, und hier prägt sich die Fährte des Fenek gewöhnlich so klar aus, daß man den eigenthümlichen Bau der eng zusammenstehenden Pranken mit den überragenden, namentlich an den Hinterläufen stark hervortretenden Krallen deutlich wahrnehmen kann.

„Der auf Jagd ausziehende Fenek kommt zuerst zum Brunnen und säuft hier anhaltend und begierig, bis er vollkommen gesättigt ist. Nach diesem ersten Geschäfte sucht er seinen Hunger zu stillen, und dabei kommt ihm seine feine Nase trefflich zu Statten. Hier überrascht er eine große Wüsten-, dort eine Isabellerche, und wenn dieselbe auch auffliegt, er versteht es dennoch, ihr wieder aufzulauern, und erlangt sie schließlich gewiß. Kleine Vögel sind seine Lieblingsspeise. Deshalb schont er auch kein Nest, dasselbe mag Eier oder Junge enthalten. Fehlen ihm Vögel

Digitized by Google

oder Eier, so nimmt er mit Eidechsen, Käfern und Heuschrecken vorlieb, ja er verschmäht es auch nicht, mit den Rennmäusen (Meriones) oder Springmäusen (Dipus) anzubinden, obgleich ihm diese kaum weniger Arbeit verursachen als die Vögel. Von ersteren fand ich oftmals Haare und Ueberreste in dem Baue des Fenek. Gelegentlich stattet unser Füchslein auch den Palmenhainen einen Besuch ab, und hier gewähren ihm die Datteln einen Leckerbissen; denn gleich unserem Reineke verschmäht auch er Früchte keineswegs, verspeist im Gegentheile selbst Wassermelonen.

„Nach den Berichten der Eingeborenen soll die Füchsin im Monat März drei bis vier Junge wölfen. Dieselben sollen blind zur Welt kommen, ein ungemein zierliches Aussehen haben und mit gelblichen Haaren bedeckt sein. Allen Aussagen zufolge liebt die Mutter das kleine reizende Gewölfe mit derselben Zärtlichkeit wie unsere Füchsin ihre Nachkommenschaft.

„Man fängt den Fenek in Haarschlingen, welche bei Tage in dem Ausgange seines Baues befestigt werden, oder gräbt ihn aus; doch ist die letztere Fangart oft erfolglos. Auffallenderweise pflegt er die Schlinge, in welcher er sich gefangen hat, nicht entzweizubeißen, was unser Reineke ganz unzweifelhaft thun würde, versucht dies selbst dann nicht, wenn bei seinen Anstrengungen, frei zu werden, die Schlingen sich so fest zusammenschnüren, daß die Lederhaut zerrieben und das rohe Fleisch des Laufes bloßgelegt wird. Der Grund ist wahrscheinlich in dem allzufeinen Gebisse zu suchen; dieses ist überhaupt nicht dazu eingerichtet, feste Körper zu bewältigen, und die Muskelkraft der Kiefern auffallend gering. Einen Beweis hierzu lieferten mir drei lebende Feneks, welche, wenn sie nicht frei waren, d. h. in der Stube umherlaufen durften, in einem leichten Käfige eingesperrt wurden. Dieser war vorn bloß durch ein Gitter von ungefähr zollstarken Fichtenstäben verschlossen, und obwohl die Füchse an den Stäben bei Nacht fortwährend arbeiteten, ist es ihnen doch niemals gelungen, sich durchzubeißen.

„In der Gefangenschaft ist der Fenek, vorzüglich wenn er jung in die Gewalt des Menschen kam, ein äußerst lebendiger, höchst vergnüglicher Gesellschafter. Er wird sehr bald zahm und mit seinem neuen Herrn vertraut. Manche werden so anhänglich, daß sie dem Menschen folgen, aus- und eingehen und abends in ihren Käfig zurückkehren. Weniger liebenswürdig zeigt er sich gegen andere seiner Art. Mehrere Feneks beißen sich gelegentlich, und die Weibchen haben nicht selten unter der schlechten Laune des Männchens zu leiden; ja bei mir ereignete es sich sogar, daß ein unzartes und unhöfliches Männchen ein reizendes Weibchen umbrachte. Meine Gefangenen liebten die Wärme über alles, und oftmals ist es vorgekommen, daß sie sich in noch glühender Kaminasche Pelz und Pfoten verbrannten, ohne den Platz zu verlassen. Vor offenem Feuer muß man sie schützen; denn ich erlebte es mehrmals, daß sie ohne weiteres in dasselbe hineinsprangen. Wenn ich speiste, saß mein Lieblingsfenek stets zu meinen Füßen und las sorgsam alles auf, was ich vom Tische warf. Milch und Semmel gehörten zu seinen bevorzugten Speisen. In meiner Stube hatte ich auch Käfige mit Vögeln hängen, welche das Thier lebhaft anzogen. Es war seine Hauptbeschäftigung, stundenlang den Bewegungen der Vögel zu folgen. Er entwickelte dabei ein bewunderungswürdiges Mienenspiel, bei welchem die Begierde nach den fröhlichen Vögeln sehr deutlichen Ausdruck gewann.

„Bei zweckmäßiger Behandlung und guter Pflege kann der Fenek lange in der Gefangenschaft aushalten. Mein Liebling lebte noch zwei Jahre im Berliner Thiergarten und endete nur durch ein trauriges Misverständnis sein Dasein. Er folgte nämlich heimlich dem Wärter, als dieser seinen Käfig verließ, und ging mit ihm in den Behälter des Schakals. Dieser ungastliche Gesell erwürgte ihn augenblicklich zum größten Leidwesen Aller, welche den liebenswürdigen und eigenthümlichen Burschen kennen gelernt hatten. — Vor Erkältung muß man diese echten Söhne der glühenden Sahara besonders in Acht nehmen, weil sie infolge einer solchen von einer Augenkrankheit befallen werden, welche fast immer mit dem Tode endet."

In den letzten Jahren habe ich den Fenek in verschiedenen Thiergärten gesehen. Einer mir sehr auffallenden Beobachtung, welche ich in Paris machte, muß ich hier Erwähnung thun. Im

Digitized by Google

Raubthierhause des Jardin des Plantes lebte ein Pärchen, welches der Kälte wegen noch in dem heizbaren Raume gehalten und von den Wärtern selten besucht wurde. Um so größer schien die Freude der Thiere zu sein, wenn endlich Jemand kam. Sie geberdeten sich wie unsinnig, hüpften und sprangen lebhaft umher, ließen freudige Töne hören und kamen zuletzt so in Aufregung, daß sie sich begatteten! Ich besuchte sie mehrere Male: es geschah jedesmal dasselbe, und ich darf also wohl vermuthen, daß die schließlich eintretende Brunst nichts anderes als die Folge der maßlosen Aufregung der Thiere war. Dieses merkwürdigen Gebarens ungeachtet, muß ich meinem Freunde beistimmen: der Fenek ist der liebenswürdigste Fuchs der Erde.

*

Alle bisher erwähnten Füchse weichen durch ihr Gebiß nicht von dem allgemeinen Gepräge ab und vertreten demgemäß Gruppen, denen man den Rang von Sippen strenggenommen nicht zusprechen darf, die noch zu schildernden Arten der Familie hingegen unterscheiden sich nicht allein durch äußerliche Merkmale, sondern auch durch den Zahnbau und verdienen daher unsere besondere Beachtung. So kennzeichnen den Löffelhund (Otocyon caffer, Canis megalotis und Lalandii, Megalotis, Agrodius und Otocyon Lalandii) äußerlich der schlanke Bau, die hohen Läufe, der etwa der Hälfte der Leibeslänge gleichkommende Schwanz, der kurze spitzschnauzige Kopf und die sehr großen, von vorn gesehen eiförmigen Ohren, mehr aber noch der Zahnreichthum, da das Gebiß aus 48 Zähnen besteht und abweichend von allen Raubthieren vier Backenzähne in jedem Kiefer, oben also zwei Zähne, unten einen Zahn mehr als das Gebiß des Hundes aufweist. Es kommt diese Anzahl von Zähnen jedoch nicht gleichmäßig bei allen Stücken vor; denn Dönitz fand unter vier Schädeln drei, welche oben nur sieben Backenzähne enthielten. Die Gesammtlänge eines anscheinend ausgewachsenen Löffelhundes beträgt 85 bis 90 Centim., wovon genau ein Drittel auf den Schwanz gerechnet werden muß, die Höhe am Widerrist 35 Centim. Ein düsteres, ins Grünliche spielendes Graufahlgelb ist der allgemeine Farbenton des Pelzes; die einzelnen Haare sehen an der Wurzel bräunlich, in der Mitte fahlgelb, an der Spitze hellgelb oder dunkelbraun aus, wodurch eine Sprenkelung entsteht, deren Gesammteindruck dem Felle jene Färbung verleiht. Die Außenseite und ein im oberen Theile scharf ausgesprochener Innenrand der Ohren sind dunkelfahlbraun, die Läufe vorn und außen und der Schwanz auf der Oberseite und an der Wurzel röthlich dunkelbraun, eine wenig deutliche von Auge zu Auge und weiter nach hinten verlaufende Stirnbinde sowie die Unterlippe hellfahlbraun, Kehle und Halsseiten lichtfahlgelb gefärbt.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in den mir bekannten Naturgeschichten und Reisebeschreibungen Stoff zu einer einigermaßen genügenden Lebensschilderung des Löffelhundes zu finden. Das Thier bewohnt Südafrika und einen großen Theil Ostafrika's, da es Kirk auch am Sambesi, Speke in Uyoyo im Osten fanden, und soll nach erstgenanntem in Meuten jagen und trotz seiner geringen Stärke Säugethiere bis zur Größe von Antilopen bewältigen, diese heftig verfolgen und nach längerer Jagd zu Boden reißen, sogar den Wildbüffel angreifen und tödten. Diese wenig glaubwürdigen Angaben sind die einzigen, welche ich in gedruckten Werken habe finden können; um so dankbarer bin ich meinem verehrten Freunde Fritsch, das „Thierleben" durch nachstehende Schilderung des Thieres bereichert zu haben.

„Der Löffelhund wird von den Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung wegen seines weinerlichen abgesetzten Gebelles Gna-Schakal genannt; im Se-chuana heißt er „Motlosi", richtiger „Mo-tlosi". Sein Lieblingsaufenthalt sind die bebuschten Hochsteppen des Inneren, nördlich vom Orangeflusse; in die Ansiedelung und das obere Natal mag er wohl zuweilen herunterkommen, ist in den vorgedachten Gegenden jedoch viel häufiger als hier. Bei Tage lagert er wie andere seiner Verwandtschaft wohlverborgen in dichtem Gestrüppe oder in den vom Erdferkel ausgehöhlten Termitenhaufen, des Nachts schweift er umher, kommt auch unter wahrhaft erbärmlichen Klagetönen zuweilen in die Nähe der Lagerfeuer. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren

Digitized by Google

und Abfällen thierischer Natur, besonders aber in Wanderheuschrecken (Acridium migratorium), deren Zügen er in Gemeinschaft des großen Trappen, der Krähen und kleinen Falken als treuer Begleiter folgt. Sein Fleisch, welches ganz appetitlich aussieht, erinnert im Geschmacke an das widerlich Fade der Heuschrecken; auch behält man davon einen ranzigen Nachgeschmack im Munde.

„Die Eingeborenen stellen dem Motlosi eifrig nach, weil sie ebensowohl sein Fleisch gern genießen als auch das Fell sehr schätzen. Letzteres dient nämlich bei den Betschuanenstämmen als

Löffelhund (Otocyon caffer). ⅛ natürl. Größe.

Besatz der großen Pelzmütze in Form einer Kopfklappe mit breitem, von hohem, hinten herabgezogenem Aufschlage, durch welche die verheirathete Frau von dem unverheiratheten Mädchen sich unterscheidet.

„Man jagt den Gna-Schakal hauptsächlich mit Hunden, welche ihn in seinen Verstecken aufspüren und abwürgen, oder gräbt ihn aus. Geschossen wird er seltener, geht auch weniger als der Schabrakenschakal oder die Hiäne auf die Lockspeise der Stellgewehre. Weniger Raubthier als unser Reineke und feindlicher als andere Windhunde gleicher Größe, setzt er sich selbst angegriffen nur schwach zur Wehre. Unter dem Schusse hörte ich ihn seine Klagetöne ebenfalls ausstoßen."

Gefangene Löffelhunde sollen lebend bis nach England gebracht worden sein; bestimmtes hierüber habe ich jedoch nicht in Erfahrung bringen können.

*

Mehr noch als die Löffelhunde unterscheiden sich die Schleichkatzenhunde (Nyctereutes) von ihrer Verwandtschaft, obgleich ihr Gebiß im wesentlichen mit dem Zahnbaue anderer Hunde

übereinſtimmt. Es ſind 42 Zähne vorhanden, die Höckerzähne aber verhältnismäßig ſtärker entwickelt. Außerdem weichen die Verhältniszahlen der Wirbel ab, finden ſich namentlich mehr Bruſtwirbel als bei den übrigen Hunden, mit Ausnahme des Löffelhundes, dagegen aber weniger Schwanzwirbel, und laſſen ſich ſonſt noch Eigenthümlichkeiten des Gerippes nachweiſen; alle dieſe Abweichungen erſcheinen jedoch nicht ſo erheblich wie die allgemeinen Merkmale der Sippe.

Der Marderhund, Waſchbär- oder Schleichkatzenhund, Tanuki der Japaner, Chauſé der Chineſen, Ilbigae der Birar-Tunguſen, Jendaló der Golden, Naotó der Mandſchu ꝛc.

Marderhund (Nyctereutes procyonoides). ⅓ natürl. Größe.

(Nyctereutes procyonoides, Canis procyonoides und viverrinus), erinnert in ſeinem Geſammtgepräge mehr an Marder als an Hunde. Der geſtreckte, hinten verdickte Leib ruht auf niederen ſchwächlichen Beinen, der Kopf iſt kurz, ſchmal und ſpitz, der Schwanz ſehr kurz, beinahe ſtummelhaft und buſchig, das Ohr kurz, breit, abgerundet und faſt ganz in dem ſehr reichen Pelze verſteckt, die Färbung marder-, nicht aber hundepelzartig, mit Ausnahme eines ziemlich breiten über die Schultern nach den Vorderläufen ziehenden dunkelbraunen Bandes und der ebenſo ausſehenden Läufe auch ſehr veränderlich, bald heller, bald dunkler. Kopf und Halsſeiten ſind gewöhnlich hellfahl, die übrigen Theile bräunlich, Wangen und ein ſcharf abgegrenzter Ohrrand braun, die Untertheile hellbraun; der Schwanz in ſeiner größeren Endhälfte iſt ſchwarzbraun, ein großer Flecken auf der Halsſeite vor und ein anderer auf der Leibesſeite hinter dem erwähnten Schulterbande ſchmutzigiſabellfahl; die einzelnen Haare ſind an der Wurzel braun, an der Spitze bis gegen ein Drittheil der Haarlänge hin fahlgelb. Das Wollhaar übertrifft, laut Radde, an Fülle das jedes anderen Hundes und würde den Pelz ungemein werthvoll machen, wäre das Deckhaar nicht ſtruppig wie das des Dachſes, und ſtörte nicht die vielfach abändernde Geſammtfärbung die Gleichmäßigkeit

eines aus ſolchen Fellen bereiteten Pelzes. Im Sommer iſt die Färbung merklich dunkler, weil die nach der Härung allmählich auswachſenden Grannenhaare an der Spitze noch nicht ausgebleicht ſind. Die Länge des Thieres, einſchließlich des 10 Centim. langen Schwanzes, beträgt 75 bis 80 Centim., die Höhe am Widerriſt nur 20 Centim.

Gray beſchrieb den Marderhund nach einem ihm wahrſcheinlich von China zugegangenen Balge, Temminck zwei Jahre ſpäter dasſelbe Thier unter ſeinem zweiten Namen nach den von Siebold aus Japan mitgebrachten Stücken. Gegenwärtig wiſſen wir, daß unſer Hund nicht allein in Japan und China, von Kanton bis zum Amurfluſſe vorkommt, ſondern wahrſcheinlich im ganzen gemäßigten Oſtaſien auftritt und im Nordoſten ſeines Verbreitungsgebietes auch wohl bis zum 51. Breitengrade hinaufgeht. Im Stromgebiete des oberen Amur und ſeiner Zuflüſſe ſcheint er beſonders häufig zu ſein, Gegenden mit fiſchreichen Gewäſſern überhaupt anderen vorzuziehen und ſich daher ſoviel wie möglich an die Flußthäler zu halten. Doch traf ihn Radde, dem wir eine ziemlich eingehende Schilderung ſeines Lebens, die einzige, welche wir beſitzen, verdanken, auch in den ſich ſanft verflachenden, nur licht bewaldeten Oſtabhängen des Burejagebirges an.

Nach den von Radde an freilebenden und gefangenen Marderhunden geſammelten Beobachtungen iſt die Lebensweiſe ungefähr folgende: Wie Wolf, Schakal und Korſak nicht eigentlich an eine beſtimmte Oertlichkeit gebunden, durchſchweift der Marderhund ein ziemlich weites Gebiet, im Sommer vielleicht ohne Wahl, im Winter in Fluß- und Bachthälern ſich feſtſetzend. Am Tage ſchläft er, in ſich zuſammengeknäuelt, Kopf und Pfoten von ſeinen langen Haaren faſt gänzlich bedeckt, hinter hohen Binſenhumpen, welche den unteren Theil ſeiner Lieblingsthäler in weiter Ausdehnung unwegſam machen, vielleicht auch in verlaſſenen Fuchs- und anderen Thierbauten, des Nachts zieht er zur Jagd aus. Er läuft nicht raſch, hat in ſeinen Bewegungen etwas ſchleichkatzenartiges, beugt den Rücken oft zum gekrümmten Buckel und macht plötzlich Seitenſprünge. Wie der Fuchs geht er nachts gern auf dem Eiſe, nimmt womöglich die alte Spur auf, macht kleinere Sätze als Reineke, ſtellt ſelten alle vier Füße in eine gerade Linie und ſpringt öfter, als er trabt. Seine Stimme iſt ein leiſes Miauen, im Zorne ein eigenthümliches Knurren, auf welches ein ſehr langgezogenes klägliches Winſeln zu folgen pflegt. Bei Tage ſcheu und furchtſam, hält er des Nachts ſelbſt den ihm überlegenen Hunden muthig Stand; wenig vorſichtig und äußerſt gefräßig, fällt er leicht Fallen und Gift zum Opfer. Seine Jagd gilt vor allem Mäuſen und Fiſchen. Erſtere verfolgt er im Sommer gemeinſchaftlich mit anderen ſeiner Art oder ſeinen Familiengliedern und begibt ſich zu dieſem Zwecke in die Ebenen und Verflachungen des Gebirges; die Geſellſchaft zerſtreut ſich, von einem Punkte in Bogenlinien auslaufend, an einem zweiten ſich wieder begegnend und in gleicher Weiſe die Jagd weiter betreibend. Den Fiſchen ſtellt er wie der Fuchs eifrig nach, lungert und lauert daher an allen Bächen und Flüſſen, frißt die geſchuppten Waſſerbewohner überhaupt ſo gern, daß er, ſo lange er genug von ihnen hat, Fleiſch von höheren Wirbelthieren liegen läßt. Acht bis zehn ſpannenlange Fiſche verzehrt er auf einmal ohne befriedigt zu werden, ſcheint im Gegentheile, wenn er ſeine Lieblingskoſt vor ſich hat, geradezu unerſättlich zu ſein. Friſch gefangene oder ihm neu zugeworfene Fiſche beißt er raſch einige Male in den Kopf, um ſich ihrer gewiß zu verſichern. Außerdem ſind ihm Pflanzenſtoffe der verſchiedenſten Art, beiſpielsweiſe Beeren, Holzäpfel, nach Verſicherung der Birar-Tungusen auch Eicheln, ſehr willkommen: er iſt mehr Allesfreſſer als irgend ein anderer Hund. Den Winter verbringt er übrigens nur dann im Freien, wenn er nicht Gelegenheit fand, ſich zu mäſten; anderenfalls legt er ſich, nachdem er ſchließlich noch wie Bär und Dachs die abgefallenen Holzäpfel aufgeleſen hat, im November in verlaſſenen Fuchsbauten oder tiefer gehenden Erdlöchern zu einem nicht allzulangen Winterſchlafe nieder, erinnert alſo auch in dieſer Hinſicht mehr an gewiſſe Marder als an Hunde. Radde traf ihn während der Wintermonate im Gebirge nur äußerſt ſelten an und erfuhr jene ihm mit Recht überraſchende Thatſache von den, wie alle von der Jagd lebenden Völkerſchaften,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HIÄNENHUND.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſehr genau beobachtenden Tungusen, welche noch mittheilten, daß unſer Hund nur in froſtfreien Höhlen überwintert.

Mit Strychninpillen fängt man den Marderhund leicht, findet ihn jedoch nicht immer ohne längeres Suchen auf, weil er die ganze Pille verſchlingt und weit mit ihr geht, bevor er fällt: Radde erlangte die mit Gift getödteten Thiere gewöhnlich an den offenen Blänken der Flüßchen, wo ſie zuletzt noch getrunken hatten. Raſche und geübte Hunde ſtellen das Thier bald und bewältigen es nach kurzem Kampfe. Die Eingeborenen Sibiriens, Japaner und Chineſen eſſen das Fleiſch und verarbeiten das Fell hauptſächlich zu Wintermützen.

Gefangene Marderhunde gewöhnen ſich ziemlich raſch an den Menſchen, verlieren auch bald ihre Wildheit, nicht aber ebenſo ihre Furchtſamkeit. Anfänglich freſſen ſie nur dann, wenn ſie ſich unbeachtet glauben, ſpäter machen ſie, zumal angeſichts von Fiſchen, keine Umſtände mehr. Nach jeder tüchtigen Mahlzeit ſchlafen ſie tief und lange. Sie ſind ſehr reinlich, wählen ſich ſtets einen trockenen Winkel zum Lager und ſetzen flüſſige wie feſte Ausleerungen auf beſonderen und verſchiedenen Stellen ab.

*

Als Uebergangsglied von den Hunden zu den verwandten Hiänen betrachtet man eine der merkwürdigſten und zugleich am ſchönſten gezeichneten Arten der Hundefamilie: den Hiänenhund. Man hat auch ihn zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben, obgleich ſein Gebiß von dem anderer Hunde nicht ſicher unterſchieden werden kann und auch der Schädel dem Hundeſchädel im weſentlichen gleicht. Nach Pagenſtechers Unterſuchungen weicht das Gebiß von dem des Wolfes nur dadurch ab, daß der letzte obere Mahlzahn dort dreieckig und klein, hier viereckig und groß iſt, die bei anderen Hunden kleinen Lückzähne bei dem Hiänenhunde groß ſind und die hinteren an ihrem Hinterrande zwei ſtarke Sägezacker zeigen. Der Schädel vergleicht ſich „einem verhältnismäßig kleinen, etwas kurzen, ſtumpfen, breitgeſichtigen Hundeſchädel, an welchem die Naſenkanäle lang, mit weiten Nebenhöhlen verſehen und durch ihre Weite zum Athmen bequem ſind, die Trommelbeine durch ihre beträchtliche Entwickelung ein feines Gehör anzuzeigen ſcheinen, und an welchem die weit abſtehenden Jochbogen und die Kammleiſte auf kräftige Muskeln hindeuten". Auch bezüglich der Anzahl und der Verhältniszahlen der Wirbel ſteht das Thier den Hunden gleich, erſcheint alſo nur äußerlich als ein Mittelglied zwiſchen Hunden und Hiänen. Sein Leib iſt ſchlank, aber doch kräftig gebaut, der Kopf mäßig, eher klein als groß, die Schnauze ſtumpf; Gehör und Geſicht ſind ſehr entwickelt, die Ohren hoch, breit und faſt nackt, die rundſternigen Augen groß. Die mäßig hohen Beine, mit kräftigen, vorn und hinten vierzehigen Füßen, der mittellange, nicht beſonders buſchige Schwanz und das in höchſt eigenthümlicher Weiſe gefärbte, kurz- und glatthaarige Fell dienen zur weiteren Kennzeichnung der Gruppe.

Der Hiänen-, Steppen- und gemalte Hund oder die Jagdhiäne, Simr der Araber, Tekuela der Abeſſinier, Mebbie oder Mebbra der Weſtafrikaner (Lycaon pictus, L. venaticus, typicus, tricolor, Hyaena picta und venatica, Canis pictus und tricolor, Kynos pictus), erreicht eine Länge von 1,35 bis 1,5 Meter, wovon 35 bis 40 Centim. auf den Schwanz kommen, 70 bis 75 Centim. Höhe am Widerriſt und ein Gewicht von 30 bis 35 Kilogramm, hat alſo ungefähr die Größe eines ſchmächtigen Wolfes oder mittelgroßen Fleiſcherhundes, in ſeiner Geſtalt aber größere Aehnlichkeit mit letzterem. Bei aller Schlankheit und Leichtigkeit des Baues macht er den Eindruck eines kräftigen und ſtarken Thieres. Es gibt kaum zwei von dieſen Hunden, welche vollkommen gleich gezeichnet wären: nur am Kopfe und am Nacken hat die Zeichnung eine gewiſſe Beſtändigkeit. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Hauptfarben. Bei dem einen iſt die weiße, bei dem anderen die ſchwarze Farbe vorherrſchend und ſo gleichſam Grundfärbung, von welcher die lichteren oder dunkleren Flecken ziemlich grell abſtechen. Auch die Flecken ſind unregelmäßig, bald kleiner, bald größer, ſehr verſchieden geſtaltet und oft über den ganzen Leib vertheilt, die weißen

Digitized by Google

und ockerfarbenen aber immer schwarz gesäumt. Die Schnauze ist bis zu den Augen hinauf schwarz, und diese Färbung setzt sich auch noch in langen Streifen zwischen den Augen und Ohren, längs des Scheitels, des Oberkopfes und Nackens fort. Die Lauscher sind schwarz, die Seher braun. Die Schwanzwurzel ist ockerfarben, die Schwanzmitte schwarz, die buschige Blume weiß oder ockergelb.

Wie die neueren Forschungen lehren, verbreitet sich der Hiänenhund über einen großen Theil Afrika's. Früher kannte man ihn nur aus der Kapgegend; später fand ihn Rüppell in der Bahiudawüste auf; neuere Reisende haben ihn am Kongo wie im Mozambik beobachtet. Er ist ein echtes Steppenthier, bunt am Leibe und lebendig vom Geiste. Das Hündische spricht sich in seinem Wesen vorwiegend aus. Er ist Tag- und Nachtthier und liebt zahlreiche Gesellschaften; deshalb findet man ihn stets in Meuten oder Rudeln von dreißig bis vierzig Stücken vereinigt. In früheren Zeiten war er am Kap eine häufige Erscheinung, und vielfache Berichte erwähnen seiner. Daß dabei mannigfaltige Ausschmückungen seiner Naturgeschichte mit unterlaufen, versteht sich von selbst, und noch heute sind wir nicht im Stande, das Wahre immer und überall von dem Unwahren zu säubern. Der Kapuziner Zucchelli gibt in seiner „Missions- und Reisebeschreibung nach Kongo", welche anfangs des vorigen Jahrhunderts erschien, eine ziemlich ausführliche Beschreibung von ihm. „Es wird nicht undienlich sein", sagt er, „hier etwas derjenigen Thiere zu gedenken, welche einen natürlichen Haß gegen alle anderen Thiere im Walde haben und dieselben verfolgen und jagen, nämlich der Mebbien. Diese Mebbien sind eine Art wilder Hunde, welche jagen, aber doch von den Wölfen sich sehr unterscheiden. Sie scheinen vielmehr die Eigenschaft der Spürhunde zu haben und von der Natur erschaffen zu sein, die anderen schädlichen Thiere wegzutreiben. Befinden sie sich in dem Walde, so braucht sich kein Wandersmann vor reißenden Thieren zu fürchten. Als einst einer von unserer Mission zu Bamba durch die Wüste reisen wollte, besprach er sich vorher mit dem Fürsten, ob er dies der Löwen und Panther wegen wohl wagen dürfte, und der Fürst erwiderte ihm, daß er ganz ohne Gefahr reisen könne, weil er vor etlichen Tagen in jener Gegend die Mebbien gesehen habe, welche den Weg von allen grimmigen Thieren gereinigt haben würden. Sie vertreiben also die wilden Thiere, obschon sie selbst solche sind; gleichwohl lieben sie den Menschen überaus und fügen ihm nicht den geringsten Schaden zu, weshalb man sie auch ohne Scheu in die Dörfer und sogar bis in die Höfe kommen läßt.

„Ihr Widerwille gegen andere wilde Thiere ist so groß, daß sie die grausamsten Raubthiere, wie Löwen und Panther, anfallen und trotz deren Stärke durch ihre Menge überwältigen und niederreißen. Was sie des Tags über an Beute gemacht haben, das theilen sie des Abends unter einander, und wenn etwas übrig geblieben ist, so schleppen sie es bis in die Dörfer hinein, damit auch die Menschen einen Theil davon zu genießen bekommen. So fahren sie einen Tag und eine Woche fort, bis die Gegend von allen wilden Thieren gereinigt ist; dann gehen sie an einen anderen Ort und setzen ihre Jagd in derselben Weise fort."

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, und die Unklarheit der Beobachtung. Ganz anders lautet schon der Bericht von Kolbe, welcher dieselben Thiere an dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkte. Hier heißen sie „wilde Hunde", welche oft in die Dörfer der Hottentotten und in die Häuser der Europäer laufen. Sie fügen dem Menschen kein Leid zu, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie nicht vertrieben werden; denn sie reißen oft sechszig bis hundert Stück Schafe nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen ihnen die Eingeweide aus und laufen dann davon.

Nun vergeht eine lange Zeit, bis desselben Thieres wieder Erwähnung geschieht. Erst Burchell fand den Hiänenhund in der Nähe des Kigariep wieder auf und beobachtete ihn vielfach, brachte auch ein Stück lebendig mit nach England. Dieser Forscher, welcher ihn Jagdhiäne nennt, bestätigt, daß er bei Tage und in Gesellschaft jagt und eine Art von Gebell hören läßt, welches lebhaft an das der Hunde erinnert. Er rühmt auch den Muth und die Munterkeit des Thieres den Hiänen gegenüber, welche nur bei Nacht wie feige Diebe herumschleichen.

Digitized by Google

Rüppell brachte sieben Stück von seiner ersten afrikanischen Reise mit nach Hause. Er hatte sie in der Bahiudawüste in Südnubien erbeutet. Sie waren dort unter dem Namen Simr wohlbekannt und wurden als sehr schädliche Thiere betrachtet. Man redete ihnen nach, daß sie Menschen angriffen, und die neuesten Nachrichten widersprechen dem nicht. Gewöhnlich lagen sie in der Nähe der Brunnen im Hinterhalte, um auf Antilopen und andere kleine Thiere zu lauern.

Ich selbst habe mich vergeblich bemüht, eines der schönen Thiere habhaft zu werden, obgleich mir wiederholt von seinem Vorhandensein erzählt wurde.

Gordon Cumming, ein sehr eifriger Jäger und guter Beobachter, lernte die Steppenhunde im Norden der Kapansiedelung genau kennen. Als er einstmals in einem Verstecke bei einer Quelle auf Wild lauerte, sah er ein von vier gemalten Hunden verfolgtes, von Blut triefendes Gnu heranspringen und sich in das Wasser stürzen. Hier machte es Halt und bot den Hunden die Stirn. Alle vier waren an Kopf und Schultern mit Blut bedeckt, ihre Augen glänzten in gieriger Mordlust, und sie wollten eben ihre Beute packen, als Cumming mit dem einen Laufe seiner Doppelbüchse das Gnu, mit dem anderen einen Hund niederschoß. Die drei noch übriggebliebenen Steppenhunde begriffen nicht, woher das Unheil gekommen, und umkreuzten äugend und sichernd den Ort; da schoß Cumming einen zweiten an, und alle drei eilten davon. „Diese Hunde", erzählt er, „jagen im Innern der Ansiedelung in Meuten, deren Zahl bis auf sechszig steigt, mit einer ungeheueren Ausdauer, so daß sie selbst die größte und stärkste Antilope ermatten und überwältigen. An die Büffel wagen sie sich, soviel ich weiß, nicht. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es dann augenblicklich zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger als irgend ein reißendes Thier. Die Weibchen erziehen ihre Jungen in großen Höhlen, welche sie in den öden Ebenen graben. Nähert sich der Mensch den Höhlen, so laufen die Hunde weg, ohne ihre Brut zu vertheidigen. Die Verheerung, welche sie unter den Herden der Boers anrichten, sind unglaublich; denn sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe als sie verzehren können. Ihre Stimme ist dreifach verschieden: sehen sie plötzlich einen gefährlich scheinenden Gegenstand, so bellen sie laut; des Nachts, wenn sie in Menge beisammen und durch irgend etwas aufgeregt sind, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen dabei die Zähne vor Frost klappern; wenn sie sich sammeln, stoßen sie einen wohlklingenden Laut aus, der etwa so klingt, wie die zweite Silbe des Kukukrufes. Sie behandeln alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinten Kräften und zerreißen die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwidern die Feindseligkeit mit Ingrimm und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören."

Einst hatte sich Cumming in der Nähe eines Wasserbehälters in mondheller Nacht versteckt, ein Wildebeest niedergestreckt, auch eine Hiäne angeschossen und war eingeschlafen, bevor er wieder geladen. Nach einiger Zeit ward er durch sonderbare Töne geweckt, träumte, daß Löwen ihn umlagerten, erwachte mit einem lauten Schrei und sah sich rings von einer Masse knurrender und zähnefletschender, wilder Hunde umgeben. Sie spitzten die Ohren, streckten die Hälse nach ihm aus, während ein Trupp von ungefähr vierzig in etwas größerer Entfernung hin- und hersprang, ein anderer unter Zank und Streit vom Wildebeest fraß. Cumming erwartete, ebenfalls zerrissen zu werden, sprang aber schnell auf, schwenkte seine Decke und redete die wilde Versammlung mit lauter Stimme an. Dies wirkte. Die Thiere zogen sich weiter zurück und bellten aus Leibeskräften. Er begann zu laden: aber der ganze Schwarm war verschwunden, ehe er Feuer geben konnte.... Noch in derselben Nacht kamen fünfzehn Hiänen, machten sich an das Wildebeest, und am anderen Morgen waren von diesem nur noch die größten Knochen übrig. Im Lande der Bakalaharis lief eine Meute wilder Hunde, ein Kudu verfolgend, an Cummings Wagen vorbei und rissen die Antilope ganz nahe bei den Zugochsen, die eben an der Quelle getränkt wurden, nieder. — Ein geschickter und tüchtiger englischer Jäger versichert, daß die Vortrefflichkeit der Nase und die Jagdfähigkeit der Thiere wahrhaft bewunderungswürdig sei. Eine Meute dieser wilden Hunde übertrifft

Digitized by Google

ſogar die beſtgeſchulten Fuchshunde. Sehr häufig entkommt dieſen der Verfolgte, bei den wilden Hunden iſt dies nur äußerſt ſelten oder niemals der Fall. Unſer Jäger glaubt die Krone der Jagdfähigkeit den wilden Hunden ertheilen zu können und ſpricht ſich dahin aus, daß ihre Befähigung zur Jagd eine wirklich außerordentliche iſt. Immer ſind die Thiere äußerſt vorſichtig, wenn ſie ſich einem wilden Ochſen, Zebra oder einem anderen kräftigen Thiere nähern; um ſo dreiſter und kühner aber fallen ſie über eine Herde von wehrloſen Wiederkäuern her. Sie ſcheinen beſonderes Vergnügen daran zu finden, den Ochſen die Schwänze abzubeißen, und bringen ſie den Thieren hiermit nicht bloß eine ſchmerzliche Verletzung bei, ſondern verurſachen ihnen auch eine große Unbequemlichkeit für ſpätere Zeiten. Und die Hiänenhunde ſind nicht eben vorſichtig im Gebrauche ihrer Zähne, ſondern beißen manchmal noch mehr ab als den Schwanz.

Wenn die Nomaden der Bahiudaſteppe behaupten, daß die Hiänenhunde auch Menſchen angreifen, ſcheinen ſie Recht zu haben. Es dürfte ſich mit dieſen ebenſo verhalten wie mit anderen Raubthieren: verſchiedene Umſtände werden ihr Betragen mehr oder weniger ändern. Speke erzählt in einem ſeiner erſten Reiſeberichte von einer „Bunthiäne", welche „in Größe und Anſehen einem ſtarken Wolfe gleichkommt, große Ohren hat, tüchtig läuft, in Meuten jagt, wie ein Hund bellt und deshalb Waldhund genannt wird", daß drei von dieſen Thieren, unverkennbar unſere Hiänenhunde, eines Tages mit lautem Gebelle aus dem Walde hervorſtürzten, und einer davon unſeren Mann angreifen wollte, aber umkehrte und davon lief, als dieſer ſich, um zu ſchießen, gegen ihn wendete. Heuglin nennt den Hiänenhund trotz ſeiner wirklich ſchönen Färbung und hohen Geſtalt „ein ebenſo unflätiges, ſehr ſtark riechendes als biſſiges Thier, welches ſeine „Falſchheit und Hinterliſt nicht verleugnen kann" und verſichert, daß er, angeſchoſſen, ſich nicht ſcheue, ſelbſt den Menſchen anzugehen.

Wie dem übrigens ſein möge: ein in hohem Grade anziehendes Geſchöpf iſt und bleibt dieſer buntfarbige Räuber. „Es muß", ſo habe ich früher anderswo geſagt, „ein prachtvolles Schauſpiel ſein, dieſe ſchönen, behenden und lauten Thiere jagen zu ſehen. Eine der großen, wehrhaften Säbelantilopen iſt von ihnen aufgeſchreckt worden. Sie kennt ihre Verfolger und eilt mit Aufbietung aller Kräfte der federnden Läufe durch den Graswald der Steppe dahin. Ihr nach ſtürmt die Meute, kläffend, heulend, winſelnd und in unbeſchreiblicher Weiſe lautgebend, ich möchte ſagen: aufjauchzend; denn die Laute klingen wie helle Glockenſchläge. Weiter geht die Jagd; die Antilope vergißt über der größten Gefahr jede andere. Unbekümmert um den Menſchen, welchen ſie ſonſt ängſtlich meidet, eilt ſie dahin; dicht hinter ihr, in geſchloſſenem Trupp, folgen die Hiänenhunde, welche den Erzfeind aller Thiere noch viel weniger beachten als ihr geängſtigtes Wild. Ihr Lauf iſt ein niemals ermüdender, langgeſtreckter Galopp, ihre Ordnung eine wohlberechnete. Sind die vorderſten ermattet, ſo nehmen die hinteren, welche durch Abſchneiden der Bogen ihre Kräfte mehr geſchont haben, die Spitze, und ſo löſen ſie ſich ab, ſo lange die Jagd währt. Endlich ermattet das Wild, die Jagd kommt zum Stehen. Ihrer Stärke ſich bewußt, bietet die Antilope den mordgierigen Feinden die Stirn. In weiten Bogen fegen die ſchlanken, ſpitzigen Hörner über den Boden. Ein und der andere Verfolger wird vielleicht tödtlich getroffen; dieſer und jener empfängt einen Schlag mit den ſcharfen Schalen, welcher ihn taumelnd dahinſinken läßt: aber nach wenigen Sekunden bereits hat eines der älteren erfahreneren Raubthiere das Wild an der Kehle gepackt, und im nächſten Augenblicke hängen ihm ſo viele am Nacken als Platz finden können. Alle heulen laut auf vor Jagdluſt und Blutgier; eines ſucht das andere zu vertreiben; man vernimmt die verſchiedenartigſten Laute durcheinander. In der Regel liegt das Wild ſchon nach Verlauf einer Minute röchelnd, verendend am Boden; zuweilen aber gelingt es ihm doch, ſich noch einmal zu befreien. Dann beginnt eine neue Hetze und die Jagdhiänen ſtürmen mit bluttriefender Schnauze hinter dem ſchweißenden Wilde drein. Ihre Mordgier ſcheint durch den Tod jedes neuen Opfers geſteigert zu werden; denn ſo lange ſie lebendige Thiere um ſich ſehen, laſſen ſie ſich gar nicht Zeit zum Freſſen, ſondern würgen nur, verſtümmeln wenigſtens. „Am Morgen", ſo erzählt der ver-

Digitized by Google

läßliche Burchell, „kam Philipp mit dem Ochſenzuge; weil dieſer aber nicht wie üblich eingehürdet worden war, hatten die Jagdhiänen drei von ihnen die Schwänze abgefreſſen, einem nur die Quaſte, den beiden anderen aber den ganzen Schwanz. Wie ſchwer der Verluſt des Schwanzes für die Ochſen iſt, begreift man erſt, wenn man bedenkt, daß ſie die Fliegen ohne Hülfe des Wedels gar nicht mehr abwehren können. Schafe und Rinder ſind den Angriffen dieſer Thiere beſonders ausgeſetzt, die erſteren greifen ſie offen an, die letzteren durch liſtiges Beſchleichen.“ Wenn ſie eine Schafherde überfallen, begnügen ſie ſich nicht mit den acht bis zwölf Pfund ſchweren fetten Schwänzen, ſondern reißen ſo viel Stücke nieder, als ſie eben können, freſſen die Eingeweide der erwürgten und laſſen das übrige liegen. Endlich des Mordens ſatt, ſtürzen ſie ſich über die gefällten Opfer her, reißen ihnen den Leib auf und wühlen freſſend, heulend, kläffend in den Eingeweiden umher. Jetzt erſcheinen ſie gänzlich als Hiänen, freßwuthig, unreinlich, blutdürſtig im eigentlichen Sinne des Wortes. Vom Muskelfleiſch freſſen ſie wenig; Burchell fand eine friſch getödtete Elenantilope, welcher ſie nur die Höhlen ausgefreſſen hatten und nahm den Reſt des Wildes für ſeine eigene Küche in Anſpruch.

Der Hiänenhund ſcheint ein für die Zähmung vielverſprechendes Raubthier zu ſein. Er würde einen Spürhund abgeben, wie kein engliſcher Lord ſolchen beſitzt; aber freilich ſo ohne weiteres läßt ſich ein derartiger Charakter dem Willen des Menſchen nicht unterthänig machen. Burchell ſchildert das Weſen dieſes Thieres ſehr richtig. Eine gefangene Jagdhiäne, welche er dreizehn Monate lang in ſeinem Hofe hatte, ſchreckte Jedermann ab, Zähmungsverſuche mit ihr anzuſtellen, zeigte ſich im Verlaufe der Zeit aber doch nicht gänzlich unzugänglich und ſpielte zuletzt oft mit einem gleich ihr angeketteten Hunde, ohne dieſen jemals zu verletzen. Ihr Wärter durfte ſich jedoch niemals Vertraulichkeiten gegen ſie herausnehmen. Im Jahre 1859 ſah ich zu meiner großen Freude einen ſehr ſchön gehaltenen und faſt erwachſenen Steppenhund in einer Thierſchaubude in Leipzig. Der Beſitzer derſelben beſaß außer ihm auch noch zwei junge Nilpferde, die erſten, welche nach Deutſchland gekommen waren, und bot ſomit dem Kundigen einen ſeltenen Genuß. Der Hund ergötzte Jedermann durch ſeine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Bei meinen vielfachen Beſuchen in jener Bude habe ich ihn kaum eine Minute lang ruhig geſehen. Allerdings konnte er auch nur diejenigen Bewegungen ausführen, welche ihm ſeine Kette zuließ; allein niemals ſprang er in derſelben einförmigen Weiſe hin und her, in welcher ſich andere eingeſperrte Raubthiere zu bewegen pflegen, wußte vielmehr die mannigfaltigſten Abwechſelungen in ſeine Sprünge zu bringen. Die Luſt, größere Thiere anzugreifen, war bei ihm ſehr ausgeprägt; denn ſo oft ſich ihm die Nilpferde näherten oder ihm auch nur einen Theil ihres Körpers zuwandten, verſuchte er es, ſie wenigſtens zu zwicken, da ihm das dicke Fell ſeiner Genoſſen natürlich undurchdringlich war. Aeußerſt ſpaßhaft ſah es aus, wenn er ein Nilpferd am Kopfe angriff. Der ungeſchlachte Rieſe öffnete gutmüthig ernſt ſeinen ungeheueren Rachen, als wolle er dem übermüthigen Hunde anrathen, ſich in Acht zu nehmen, und dieſer verſuchte es dann auch wirklich nicht, den gar zu gefährlich ausſehenden, aber im Grunde doch harmloſen Waſſerbewohner anzugreifen. Er war ſo gut gezähmt, als er vielleicht gezähmt werden kann, und freute ſich ungemein, wenn ſein Wärter ſich ihm näherte und ihn liebkoſte. Gleichwohl waren die Hände dieſes Mannes über und über mit Bißwunden bedeckt, welche der Hund ihm beigebracht hatte, wahrſcheinlich gar nicht in böſer Abſicht, ſondern eben nur aus reinem Uebermuthe und beſonderer Luſt zum Beißen.

Die Betrachtung des lebenden Steppenhundes ließ ſogleich jede Aehnlichkeit zwiſchen ihm und der Hiäne verſchwinden. Schon das kluge, geweckte, muntere und liſtige, ja übermüthige Geſicht des behenden Geſellen zeigte einen ganz anderen Ausdruck als das dumme, ſtörriſche und geiſtloſe der Hiäne. Noch auffallender aber wurde der Unterſchied zwiſchen beiden, wenn man die leichten und zierlichen Bewegungen des Hundes mit denen der Hiäne verglich. Der Hund erſchien auch dem Uneingeweihten gleichſam als ein vollendetes Erzeugnis des freundlichen, hellen Tages, während die Hiäne als ein echtes Kind der Nacht ſich kundgibt.

Digitized by Google

Später habe ich mehrere der trefflichen Thiere gesehen und einige auch gefangen gehalten. Ein ungestümer Muthwillen, ein, wie es scheinen will, unbezähmbarer Drang zum Beißen, vielleicht ohne Absicht dadurch wehe zu thun, sondern eher das Bestreben, die queckſilberne Lebendigkeit des regen Geiſtes zu bethätigen; dies scheint mir das eigentliche Weſen dieſes Thieres zu ſein. Jede Faſer zuckt und bewegt ſich, ſobald der Hiänenhund irgendwie in Aufregung geräth. Seine unglaubliche Regſamkeit nimmt das Gepräge der übertriebenen Luſtigkeit an und erſcheint einen Augenblick ſpäter als Wildheit, Biſſigkeit, Raubluſt. „Bellen hilft hier nichts", läßt Grandville ſeinen Wolf ſagen, „es muß gebiſſen werden": hätte er den Steppenhund gekannt, er würde ihm dieſes Wort in das Maul gelegt haben. Die meiſten beißen wirklich ohne alle Urſache, zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Beluſtigung, auch ohne jegliche Bosheit. Sie beißen den Pfleger, nachdem ſie ihm einen Augenblick früher eine Erquickung aus der Hand nahmen; ihre Liebkoſungen geſchehen ebenſo ſtürmiſch wie ihre Angriffe auf Beute.

Jung aufgezogene Hiänenhunde gewöhnen ſich bald an eine beſtimmte Perſon, an ihren Wärter, an regelmäßige Beſucher ihres Aufenthaltes, und legen beim Erſcheinen eines Freundes ihre Freude in einer Weiſe an den Tag wie kein anderes mir bekanntes Raubthier. Angerufen, erheben ſie ſich von ihrem Lager, ſpringen wie unſinnig in dem Käfige und an deſſen Wänden umher, fangen unter ſich aus reinem Vergnügen Streit oder auch wohl ein Kampfſpiel an, verbeißen ſich in einander, rollen ſich auf dem Boden hin und her, laſſen plötzlich von einander, durchmeſſen laufend, hüpfend, ſpringend den Käfig von neuem und ſtoßen dabei ununterbrochen Laute aus, für welche man keine Bezeichnung findet, da man ſie jedoch nicht, wie man gern thun möchte, ein Gezwitſcher nennen darf. Tritt der Menſch, welcher die ganze unſägliche Luſtigkeit hervorgerufen, in den Käfig, ſo wird er augenblicklich umlagert, umſprungen, durch die wunderſamſten Laute begrüßt und vor reiner Zärtlichkeit — gebiſſen, mindeſtens gezwickt. Unbeſchreibliche Lebhaftigkeit iſt dieſen Thieren eigen von Jugend auf. Es mag nicht unmöglich, muß aber gewiß ſehr ſchwer ſein, ſie zu zähmen: gelänge es, ſo würde man an ihnen höchſt nutzbare Jagdgehülfen gewinnen. Zu Haus- und Stubenthieren eignen ſie ſich nicht; denn außer ihrer Biſſigkeit haben ſie noch einen Fehler: ſie verbreiten, wie Heuglin ſehr richtig ſagt, einen unerträglichen Geruch, einen noch ſchlimmeren faſt als die Hiänen.

Bemerken will ich ſchließlich noch, daß gefangene Hiänenhunde ſich ohne ſonderliche Umſtände fortpflanzen und, was mir als das wichtigſte erſcheint, bis zehn Junge wölfen; ſo wenigſtens iſt in einem Thiergarten beobachtet worden. Leider ergeht es auch ihnen wie ſo vielen Thieren der Wendekreisländer: ſie erliegen auch bei ſorgfältigſter Pflege früher oder ſpäter der Lungenſchwindſucht, dem gewöhnlich unheilbaren Leiden, welches unter den Beſtänden unſerer Thiergärten ebenſoviele Opfer fordert wie unter den Menſchen.

Namenverzeichnis des erſten Bandes.

Abendflatterer 322.
Abendſegler 326.
Abu el Hoſſein, Schakalwolf 540.
Abulandj, Grünaffe 123
acceptorius: Canis famil. sagax 626.
Adjag 523.
adusta: Pithecia 210.
adustus: Canis 542.
aedilis: Vespertilio 320.
Aeffer 240 ff.
aegyptiacus: Cynonycteris, Pteropus 314.
Affen 39 ff.
Affen der Alten Welt 55 ff.
— der Neuen Welt 174 ff.
Affenpinſcher 643.
affinis: Felis 485.
africanus: Canis 602.
agilis: Hylobates 95.
agisymbanus: Otolemur, Otolicnus 270.
Agrodius Lalandii 689.
Aguarachay 555.
Ai, Wildhund 564.
Aktäonwölfe 550.
Akumba, Mohrenmaki 250.
albus: Canis 540.
alopex: Canis 655.
Alpenhund 524.
Alpenwolf 524.
alpinus: Canis, Cuon 524.
Altweltaffen 55 ff.
Aluate, Brüllaffe (177) 178.
Andjingadjag, Urhund 523.
Aneturus 269.
Angorakatze 479.
Angwantibo, Bärenmaki 265.
antarcticus: Canis 563.
Anthropomorpha 55.
Anthropopithecus Gorilla 55.
— troglodytes 68.
— Tschego 80.
Anthus: Canis 540.
antiquorum: Leopardus 423.
Aotus trivirgatus 222.
Apella (201) 205.
aquatilis: Canis famil. hirsutus 631.
arabicus: Fennecus 685.
Arachnocebus gracilis 257.
Arctocebus calabarensis 265.
Arctopitheci 225.
argentata: Callithrix, Hapale, Simia 234.
argentatus: Mico, Sagouin 234.
Aristippe Nilsonii 322.
Aru 187.
assamensis: Pteropus 306.
Ateles Bartlettii 188.
— Beelzebuth 187.
— Chamek 187.
— criodes 188.
— paniscus 187.
Ateles pentadactylus 187.
ater: Canis 540.
Atoj, Aguarachay 555.
aureus: Canis, Lupus 544.
aurita: Viverra 685.
auritus: Plecotus, Vespertilio 316.
australasiae: Canis 568.
avicularius: Canis familiaris 618.
Aye-Aye 277. 280.
Azarae: Canis, Lycalopex, Pseudalopex, Vulpes 555.

B.

Babakoto, Indri 244.
Babuin 150. 151.
Bärenmaki 265.
Bärenpavian 42.
Bärenſtummelaffe (113) 114.
Baffinsbaihund 645.
Bancanus: Tarsius 273.
barbarus: Canis 544.
— Leo 355.
Barbastellus communis, Daubentonii 328.
barbastellus: Synotus, Vespertilio 328.
barbatus: Cercopithecus 123.
Barrigudo 195.
Bartaffe 137.
Bartlettii: Ateles 188.
Beagle 629.
Beelzebuth: Ateles, Simia 187.
bengalensis: Felis 482.
— Loris, Nycticebus 260.
Berberlöwe 355.
Bergflatterer 322.
Bernhardinerhund 635.
Beutelfrett 516.
bidens: Phyllostoma 295.
bihastatus: Hipposideros, Rhinolophus 340.
Bilchmaki 267.
Bindeohren 316.
Blattnaſen 329. 336.
Blattzüngler 332.
Blaue Katze 481.
Blenheimshündchen 633.
Bluthund 630.
Blutſauger 329.
Boharja, Wolfsart 541.
borealis: Canis familiaris 649.
— Felis, Lynx 508.
— Lynx (vulg.) 489.
— Vespertilio 322.
Boſchkatte, Serwal 483.
Bosmani: Nycticebus, Potto 264.
Borer 607.
Brachyotus dasycnemus 295.
— Daubentonii 320.
— Vespertilio 322.
Brachyteles hypoxanthus 188.
Brachyura 316.
Brachyurus calvus 214.
— Inuus 169.
Brachyurus melanocephalus 214.
Bradylemur tardigradus 260.
Braſilianiſcher Fuchs 555.
brasiliensis: Canis 553.
— Nyctinomus 295.
Breitnaſen 174 ff.
Breitohren, Fledermäuſe 327.
brevicaudatus: Indris, Lichanotus 244.
brevimanus: Vespertilio 316.
Brucei: Fennecus 685.
Brüllaffe, rother 178.
— ſchwarzer 178.
Brüllaffen (42) 176.
Bru-Samundi, Plumplori 260.
Buanſu, Buanſua, Urhund 522.
Budeng 106.
Bündelzähnler 336.
Bulldogg 607.
Bulldoggpinſcher 642.
Bullenbeißer 605.
Bullterrier 642.
Bunder, Makak 130. 133.
Buſchkatze 482.
Buſchſegler (296) 323.

C.

Caama: Canis 685.
Cacajao, Affe 214.
caffer: Otocyon 689.
calabarensis: Arctocebus, Perodicticus 265.
caligata: Felis 485.
caligatus: Lynx 485.
Callithrix argentata 234.
— lugens 218.
— personata 217.
— Rosalia 231.
— torquata 218.
calvus: Brachyurus, Ouakaria 214.
campestris: Canis 549.
canadensis: Felis, Lynx 508.
cancrivorus: Canis, Lycalopex, Thous 553.
Canidae 518 ff.
Canis adustus 542.
— albus 540.
— alopex 655.
— alpinus 524.
— antarcticus 563.
— Anthus 540.
— ater 540.
— aureus 544.
— australasiae 568.
— Azarae 555.
— barbarus 544.
— brasiliensis 553.
— Caama 685.
— campestris 549.
— cancrivorus 553.
— cinereo-argentatus 673.
— Corsac 676.
— dhola 521.
— Dingo 568.

Canis dukhunensis 521.
— familiaris africanus 602.
— fam. avicularius 618.
— fam. borealis 649.
— fam. danicus 605.
— fam. domesticus 645.
— fam. dom. pomeranus 647.
— fam. extrarius 632.
— fam. extr. St. Bernhardi 635.
— fam. genuinus 638.
— fam. grajus 592.
— fam. grajus hibernicus 601.
— fam. grajus italicus 600.
— fam. Gryphus hirsutus 641.
— fam. hirsutus 631.
— fam. hirsutus aquatilis 631.
— fam. leporarius 592.
— fam. molossus 605. 606.
— fam. molossus fricator 610.
— fam. molossus gladiator 607.
— fam. molossus tibetanus 612.
— fam. pecuarius 645.
— fam. sagax acceptorius 626.
— fam. sagax avicularius 618.
— fam. sagax irritans 629.
— fam. sagax sanguinarius 630.
— fam. sagax venaticus 618.
— fam. sagax vulpicapus 627.
— fam. terrae novae 633.
— fam. vertagus 613.
— fam. vertagus rectipes 616.
— fam. vertagus scoticus 616.
— frustor 550.
— gigas 540.
— griseus (Silberfuchs) 673.
— griseus (Wechſelwolf) 540.
— himalayanus 522.
— indicus 544.
— Ingae 560.
— isatis 678.
— jubatus 549.
— lagopus 678.
— Lalandii 689.
— lateralis 542.
— latrans 550.
— lupaster 540.
— lupus (519) 526.
— lycaon 526.
— megalotis 689.
— melampus 555.
— melanostomus 555.
— mesomelas 547.
— mexicanus 540.
— micrurus 544.
— nubilus 540.
— occidentalis 540.
— pallipes 545.
— pictus, tricolor 693.
— primaevus 522.
— procyonoides, viverrinus 691.
— rufus 540.
— silvestris 564.
— simensis 541.
— sumatrensis 523.
— variabilis 540.
— variegatus (Anthus) 540.
— variegatus (mesomelas) 547.
— virginianus 673.
— vulpes 655.
— Zerdo 685.
Caparo: Lagotricha 195.
capensis: Felis, Serval 482.
capensis: Leo 355.
Capparo, Wollaffe 195.
capucina: Simia 199.
capucinus: Cebus 199.
Caracal: Felis, Lynx 488.
Caracal melanotis 488.
Caraya, Brüllaffe (177) 178.
Caribagueres, Wollaffe 195.
Carnivora 345 ff.
Caruiri, Kurzſchwanzaffe 214.
Catarrhini 55.
catolynx: Felis 485.
Catolynx marmoratus 441.
Catta: Lemur 253.
Catus ferus, Felis 450.
— maniculatus 459.
— Manul 457.
Cay, Wollaffe 199.
cayotis: Lyciscus 550.
Cebidae 198 ff.
Cebus Apella 205.
— capucinus 199.
— Fatuellus 207.
— frontatus 207.
— Hamadryas 157.
— hypoleucus 199.
— lagothrix 195.
— leucogenys 200.
— niger 207.
— olivaceus 200.
— Satanas 210.
— sciureus 219.
— seniculus 178.
— torquatus 218.
— vellerosus 207.
celidogaster: Felis 482.
Cercocebus collaris 125.
— fuliginosus 124.
Cercopithecus barbatus 123.
— collaris 125.
— Diana 122. 123.
— fuliginosus 124.
— griseoviridis 123.
— Hamadryas 157.
— mona 122. 124.
— patas 123. 124.
— pyrrhonotus 123. 124.
— ruber 123. 124.
— Sabaeus 123.
cervarius: Lynx 489.
ceylanicus: Loris 257.
chaeropithecus: Hamadryas 157.
chalybeata: Felis 425.
Chamek: Ateles, Simia 187.
Chango: Lupus 527.
Chati 447.
Chaus: Felis, Lynx 485.
Chaus servalina 482.
Chauſé, Marderhund 691.
Chimpanza Gorilla 55.
— niger 68.
— troglodytes 68.
Chineſiſche Katze 481.
Chineſiſcher Hund 645.
Chirogaleus furcifer 255.
Chiromyida 280.
Chiromys madagascarensis 280.
chiropotes: Simia 210.
Chiroptera 283 ff.
Chrysocyon jubatus 549.
— latrans 550.
Chucuto, Chucuzo, Affe 214.
cinereo-argentatus: Canis 673.
collaris: Cercocebus, Cercopithecus 125.
Colobus (101) 110 ff.
— Guereza 111.
— Satanas (113) 114.
— ursinus (113) 114.
communis: Barbastellus 328.
concolor: Felis, Puma 381.
cornutus: Vespertilio 316.
Corsac: Canis, Vulpes 676.
Coyote, Steppenwolf 550.
crassicaudatus: Otolemur, Otolicnus 272.
criodes: Ateles 188.
Cryptoprocta ferox 516.
Cuba-Dogge 611.
Cuon alpinus 524.
— dukhunensis 521.
— hadophylax 523.
— hippophylax 523.
— primaevus 522.
— rutilans 523.
Cuvieri: Galago 268.
Cynailurus guttatus 510.
— jubatus 510.
— Soemmerringii 510.
Cynocephalus 144 ff.
— Babuin 151.
— Cynomolgus 126.
— Gelada 165.
— Hamadryas 157.
— niger 149.
— porcarius 151.
— Simia 151.
— Sphinx 151.
— Toth 157.
Cynomolgus cynocephalus 126.
— sinicus 129.
Cynonycteris aegyptiacus 314.
— stramineus 313.
Cynopithecini 101 ff.
Cynopithecus malaianus 149.
— niger 149.

D.

Dachshund 613.
Dächſel 613.
Däniſcher Hund 605.
danicus: Canis familiaris 605.
dasycnemus: Brachyotus 295.
Daubentonia madagascarensis 280.
Daubentoniada 280.
Daubentonii: Barbastellus 328.
— Brachyotus, Leuconoë, Vespertilio 320.
Desmodus 333.
— rufus 336.
dhola: Canis 521.
diadema: Habrocebus, Macromerus, Propithecus 247.
Diana, Meerkatze 122. 123.
Diardii: Felis (macrocelis) 408.
— Felis (marmorata) 441.
Didelphis macrotarsus 273.
Dingo 568.
Diphylla 333.
Dogge von Tibet 612.
Doggen 605 f. 606.
Dole 521.
domestica angorensis: Felis 479.
— Felis maniculata ecaudata 480.

domesticus: Canis familiaris 645.
— Canis familiaris pomeranus 647.
dongolensis: Felis 485.
Dril 169.
Dſchelada 165.
Dſcherkul, Alpenwolf 524.
dukhunensis: Canis, Cuon 521.
Dyphyllata 336.

E.

ecaudata: Felis maniculata domestica 480.
ecaudatus: Inuus 139.
edulis: Pteropus 306.
Edwardsi: Pteropus 309.
Egyptiſche Klappnaſe 337.
Eichhornaffen 225.
Eisfuchs 678.
emarginatus: Vespertilio 320.
Enſego, Gorilla 57.
entellus: Semnopithecus, Simia 103.
erythraeus: Macacus, Simia 133.
Eskimohund 645. 649.
extrarius: Canis familiaris 632.
— Canis fam. Bernardi 635.
Eyra 388.

F.

Fahhad, Jagdleopard 510.
Fahlaffe 200.
Falbkatze 459.
Falklandswolf 563.
familiaris, ſ. Canis fam.
Fatuellus: Cebus, Simia 207.
Faulaffen, Loris 257.
Faunaffe (200) 207.
Felidae 348 ff.
felinus: Nyctipithecus 222.
Felis affinis 485.
— bengalensis 482.
— borealis 508.
— caligata 485.
— canadensis 508.
— capensis 482.
— Caracal 488.
— catolynx 485.
— catus 450.
— celidogaster 452.
— chalybeata 425.
— Chati 447.
— Chaus 485.
— concolor 381.
— Diardii (macrocelis) 408.
— Diardii (marmorata) 441.
— dongolensis 485.
— Eyra 388.
— galeopardus 482.
— Guigna 446.
— guttata 510.
— himalayana 482.
— Jacquemontii 485.
— javanensis 457.
— jubata 410.
— Katas 485.
— leo 355.
— Leopardus 423.
— libyca 485.
— longicaudata 441.
— lupulina 489.
— lynx 489.
— macrocelis 408.
Felis macroceloides 408.
— macroura 448.
— maniculata 459.
— man. domestica 461 ff. 479.
— man. dom. angorensis 479.
— man. dom. ecaudata 480.
— Manul 457.
— Maracaya 447.
— Margay 446.
— marginata 485.
— marmorata 441.
— melas 425.
— minuta 457.
— mitis 447.
— nebulosa 408.
— nigripectus 457.
— Olgilbii 441.
— onza 410.
— pajeros 449.
— Panthera 424.
— panthera (onza) 410.
— pardalis 442.
— pardina 505.
— pulchella 459.
— Puma 381.
— Rueppellii (Chaus) 485.
— Rueppellii (maniculata) 459.
— Serval 482.
— sumatrana 457.
— tigrina 446.
— tigris 390.
— tulliana 440.
— Uncia 440.
— uncioides 440.
— undata 457.
— varia 424.
— variegata 425.
— venatica 510.
— viverriceps 482.
— viverrina 482.
— Wiedii 448.
— Yaguarundi 386.
Fenecus arabicus, Brucei, Zerdo 685.
Fenek 685.
ferox: Cryptoprocta 516.
— Simia 137.
ferrugineus: Vespertilio 326.
ferrum - equinum: Rhinolophus, Vespertilio 342.
ferus: Catus 450.
Fingerthier 277. 280.
Fischeri: Tarsius 273.
Flatterthiere 283 ff.
Fledermäuſe 283. 304.
Fledermaus, frühfliegende 326.
— gemeine 319.
— langohrige 316.
Fliegender Fuchs 306.
Fliegender Hund 306.
Fließmaki 247.
Flugfuchs 309.
Flughunde 304. 306.
Fonges, Guereza 111.
Foſſa, Frettkatze 516.
Frettkatze 516.
fricator: Canis fam. molossus 610.
frontatus: Cebus 207.
Frühfliegende Fledermaus 326.
frustor: Canis 550.
Fuchs 655 ff.
— braſilianiſcher 555.
— fliegender 306. 309.
Fuchshund 626. 627.
Fuchsmaki 249.
Füchſe 655.
fuliginosus: Cercocebus, Cercopithecus 124.
— Nycteris 284.
— Vulpes 678.
furcifer: Chirogaleus, Lepilemur, Microcebus 255.
fuscomanus: Tarsius 273.
fuscus: Leontopithecus 230.
Fußwurzelthiere 273.

G.

Galagos 267 ff.
galeopardus: Felis, Serval 482.
Gato murisco, Yaguarundi 386.
— vermelho 388.
Gees, Wolf 541.
Gelada 165.
Gemalter Hund 693.
genuinus: Canis familiaris 638.
Geoffroyi: Potto 264.
— Pteropus 314.
Gepard 510.
Geſela, Leopard 424.
Geſpenſtthier 273.
Gibbon, Affen 93 ff.
gigas: Canis 540.
Gina: Gorilla 55.
gladiator: Canis fam. molossus 607.
Glattnaſen 315.
Gleichohren, Fledermäuſe 296.
Gleichſchwänzler, Fledermäuſe 316.
Glirimorpha 280.
Glirisimia 280.
Glossophaga 332.
Goldſtirnaffe 188.
Goldwölfe 549 ff.
Goldwolf, Schakal 544.
googratensis: Leo 356.
Gorilla (40) 55.
gracilis: Arachnocebus, Loris, Stenops 257.
Grämler 295 (316).
grajus: Canis familiaris 592.
— Canis fam. hibernicus 601.
— Canis fam. italicus 600.
Graufuchs 673.
Grauparder 419.
griseoviridis: Cercopithecus 123.
griseus: Canis (Silberfuchs) 673.
— Canis (Wechſelwolf) 540.
— Lemur, Hapalemur 255.
Großohr, Fledermaus 316.
Großohrfüchſe 684.
Grünaffe 123.
Gryphus: Canis fam. hirsutus 643.
Guara, Mähnenwolf 549.
Guazuara, Puma 381.
Gueparda guttata 510.
— jubata 510.
— venatica 510.
Guereza, Guerieze 111.
Guigna: Felis 446.
Gummithier, Galago 269.
guttata: Felis, Gueparda 510.
guttatus: Cynailurus 510.
Guzeratlöwe 356.
Gymnorhina 315.
Gymnura 316.
Gymnurae 176 ff.

H.

Habrocebus diadema 247.
hadophylax: Cuon 523.
Halbaffen 240 ff.
Halbmaki 254. 255.
Halbwölfe 553.
Hamadryas 157.
Handflügler (Flatterthiere) 284 ff.
Handthiere 39 ff.
Hapale argentata 234.
— Jacchus 235.
— leonina 230.
— leucotis 235.
— melanurus 234.
— Oedipus 233.
— penicillata 235. 236.
— pygmaea 239.
— Rosalia 231.
Hapalemur griseus 255.
— olivaceus 255.
Hartwickii: Rhinopoma 337.
Haſenindianerhund 644.
Haushund, ſ. Hund.
Hauskatze 461 ff. 464. 479.
Hebe, Hamadryas 157.
Hemipitheci 240 ff.
Heulwolf 550.
Hiänenhund 693.
hibernicus: Canis familiaris grajus 601.
himalayana: Felis 482.
himalayanus: Canis 522.
Hippocrepis: Rhinolophus 340.
hippophylax: Cuon 523.
Hipposideros: bihastatus, Rhinolophus 340.
hircina: Simia 169.
Hirſchhund 626.
hirsuta: Pithecia, Simia, Yarkea 212.
hirsutus: Canis familiaris 631.
— Canis fam. aquatilis 631.
— Canis fam. Gryphus 643.
Hochthiere 39 ff.
Hoolock: Hylobates 94.
Hühnerhund 618. 631.
Hufeiſennaſe 340. 342.
Hulman 42. 102.
Hulock 94.
Hund, däniſcher 605.
— fliegender 306.
— Haushunde, Urſprung derſelben 561 ff.; Eigenſchaften 579 ff.; Arten 645 ff.
— italieniſcher 600.
— nackter 602.
— nogaiſcher 576.
Hunde 518 ff.
Hundsaffen 101 ff. 149.
Hundskopfaffen, Paviane 144 ff.
Huneman, Hulman 42. 102.
Huſarenaffe 123. 124.
Hutaffe 129.
Hyaena picta, venatica 693.
Hylobates agilis 95.
— Hulock 94.
— Lar 95.
— Rafflesii 95.
— syndactylus 93.
hypoleucus: Cebus 199.
hypoxanthus: Brachyteles 188.

J.

Jacchus: Hapale 235.
— melanurus 234.
— penicillatus 235.
— pygmaeus 239.
— Rosalia 231.
— Simia 235.
— vulgaris 235.
Jacquemontii: Felis 485.
Jagdhiäne 693.
Jagdhunde 617 ff.
Jagdleopard 510.
Jaguar 410.
Jamainu, Urhund 523.
javanensis: Felis 457.
Javaneraffe 126.
javanicus: Pteropus 306.
Javatiger 391.
Jendaké, Marderhund 691.
Ilbigáe, Marderhund 691.
Impungu, Gorilla 57.
indicus: Canis 544. 545.
— Saccalius 545.
Indri 244. 245.
Indris brevicaudatus 244.
Ingae: Canis 560.
Ingijne, Gorilla 55.
Inuus brachyurus 169.
— ecaudatus, Pithecus 139.
— leucophaeus 169.
— Macacus 139.
— niger 149.
— Simia 139.
Irbis 440.
irritans: Canis familiaris sagax 629.
isatis: Canis 678.
Isländiſcher Hund 645.
Isotus 296.
israelitica: Pithecia 210.
Istiophora 329.
italicus: Canis familiaris 600.
Italieniſcher Hund 600.
jubata: Felis, Guepardа 510.
jubatus: Canis, Chrysocyon 549.
— Cynailurus 510.

K.

Kaberu, Wolfsart 541.
Kahau 109.
Kalong 305. 306.
Kama 685.
Kameltiger, Guzeratlöwe 356.
Kammzahnflatterer 333.
Kamtſchadalen-Hund 644.
Kaplöwe 355.
Kapuzineraffe 199.
Karakal 488.
Karaſiſſi 553.
Karthäuſerkatze 481.
Katas: Felis 485.
Katta 253.
Katze, Hauskatze 461.
— nubiſche 459.
— wilde 450.
Katzen 348 ff. 442.
— Abarten der Hauskatze 479. 481.
Katzenluchſe 485.
Katzenmaki 255.
Kelb el Chala, Kaberuwolf 542.
Khird, Hamadryas 157.
Khoraſſankatze 481.
Kirſa, Korſak 676.
Klammeraffen 186.
Klappnaſe, egyptiſche 337.
Koaita 187. 192.
Koboldmaki 273.
König Karls-Hündchen 633.
Königstiger 390.
Kolſun 521.
Komba, Galago 270.
Kontſal, Wolf 541.
Korſak 676.
Krallenaffen 225 ff.
Krallenthiere 343 ff.
Kronenindri 245.
Kueruk 457.
Kuguar 381.
Kumaniſche Katze 481.
Kurzſchwanzaffen 213.
Kurio, Satansaffe 210.
Kynos pictus 693.

L.

lagopus: Canis, Leucocyon, Vulpes 678.
lagothrix: Cebus 195.
Lagothrix Humboldtii 195.
Lagotricha Caparo 195.
lagotricha: Simia 195.
lagurus: Satyrus 68.
Lajia-Banar, Plumplori 260.
Lalandii: Agrodius, Canis, Megalotis, Otocyon 689.
Landjak 545.
Langarmaffen 93 ff.
Langfüßer, Zwergmaki 266.
Langohr, Fledermaus 316.
Langſchwanzkatze 448.
Langſchwanzpanther 425.
Lappländiſcher Hund 644.
Lapunder, Schweinsaffe 136.
Lar 95.
larvatus: Nasalis 109.
lasiopterus: Vespertilio 326.
lateralis: Canis 542.
latrans: Canis, Chrysocyon 550.
Lemur Catta 253.
— Galago 268.
— griseus 255.
— Indri 244.
— leucomystax 250.
— leucopsis 219.
— macaco 250.
— Mongoz (241) 253.
— niger 250.
— nigrifrons 253.
— psilodactylus 280.
— ruber 249.
— spectrum 273.
— varius 249.
Lemuren 242 ff.
Lemuridae 242 ff.
Leo barbarus, Felis leo 355.
— capensis 355.
— googratensis 356.
— persicus 355.
— senegalensis 355.
Leon, Puma 381.
leonina: Hapale, Simia 230.
leoninus: Leontopithecus, Midas 230
Leontopithecus fuscus 230.
— leoninus 230.
Leopard 423.

Digitized by Google

Leopard, ſchwarzer 425.
Leopardus antiquorum 423.
— Irbis 440.
— macrurus 425.
— Maracaya 447.
— marmoratus 441.
— melas 425.
— Onza 410.
— pajeros 449.
— Panthera 424.
— pantherinus 425.
— pardalis 442.
— pardus 423.
— poliopardus 419.
— tigrinoides 448.
— tigrinus 446.
— variegatus 425.
— varius 424.
Lepilemur furcifer 255.
leporarius: Canis familiaris 592.
— danicus: Canis fam. 605.
— hibernicus: Canis fam. 601.
— italicus: Canis fam. 600.
Leptodactyla 280.
leucocephala: Pithecia 210.
leucocephalus: Pteropus 309.
Leucocyon lagopus 678.
leucogenys: Cebus 200.
leucomystax: Lemur 250.
Leuconoë Daubentonii 320.
leucophaeus: Inuus, Mormon, Simia 169.
leucopsis: Lemur 219.
leucotis: Hapale 235.
libyca: Felis 485.
Lichanotus brevicaudatus 244.
— mitratus 245.
Lobo cerval, Pardelluchs 506.
Löffelhund 689.
Löwe, berberiſcher 355.
— Guzeratlöwe 356.
— Kaplöwe 355.
— Perſerlöwe 355.
— Senegallöwe 355.
Löwenäffchen 230.
longicaudata: Felis 441.
longimana: Simia 95.
Lori, plumper 260.
— ſchlanker (241) 257.
Loris bengalensis 260.
— ceylanicus (241) 257.
— gracilis (241) 257.
Luchs, europäiſcher 489.
— kanadiſcher 508.
— rother 510.
Luchſe 484 ff.
Luchskatzen 441.
lugens: Callithrix, Simia 218.
lupaster: Canis 540.
lupulina: Felis 489.
lupulinus: Lynx 489.
Lupus (519) 526. 540, ſ. Canis.
— aureus 544.
— Chango 527.
— silvestris 526.
— vulgaris 526.
Lycalopex Azarae 555.
— cancrivorus 553.
lycaon: Canis 526.
— pictus, tricolor, typicus, venaticus 693.
Lycisens cayotis 550.
Lynx borealis (canadensis) 508.
— borealis (vulgaris) 489.
— caligatus 485.
— canadensis 508.
— Caracal 488.
— cervarius 489.
— Chaus 485.
— Felis 489.
— lupulinus 489.
— ornatus 485.
— pardinus 505.
— rufus 510.
— vulgaris 489.

M.

macaco: Lemur 250.
Macacus cynomolgus 126.
— erythraeus 133.
— Gelada 165.
— Inuus 139.
— nemestrinus 136.
— niger 149.
— pileatus 131.
— Rhesus 133.
— Silenus 137.
— sinicus 129.
macrocelis: Felis, Neofelis, Tigris 408.
macroceloides: Felis 408.
Macromerus diadema 247.
macrotarsus: Didelphis 273.
macroura: Felis 448.
macrurus: Leopardus 425.
macuanus: Vespertilio 326.
madagascariensis: Chiromys, Daubentonia, Sciurus 280.
Mähnenwolf 549.
Mäuſeohr (296. 315) 319.
Magot 139.
Maikong 553. 555.
Maimon: Mormon, Simia 169.
Majas, Orang-Utan 82.
Makak 126.
Makis 247.
Mala, Steppenkatze 457.
malaianus: Cynopithecus 149.
Malbruk, Hutaffe 129.
Malteſerſeidenhund 632.
Mandi, Hulman 102.
Mandril 169.
Mangabes, Affen 124.
maniculata: Felis 459.
— domestica: Felis 479.
— dom. angorensis: Felis 479.
— dom. ecaudata: Felis 480.
maniculatus: Catus 459.
Mankatze 480.
Mantelpavian 157.
Manúl, Wildkatze 457.
Maracaya: Felis, Leopardus 447.
Marbur, Hulman 102.
Marderhund 691.
Marderkatze 481.
marginata: Felis 485.
Marguay 446.
Marikina Rosalia 231.
Marimonda (42) 187.
Marmelkatze 441.
marmorata: Felis 441.
marmoratus: Catolynx, Leopardus 441.
Marmoſet 235.
Matjang-tutul, Panther 426.
maucauco: Tarsius 273.
maurus: Presbytis, Semnopithecus 106.
Mausohren (296. 315) 319.
Mbaracaya 447.
Mbopo, Streifenwolf 542.
Mebbie, Mebbra, Hiänenhund 693.
medius: Pteropus 309.
Meerkatzen (42) 114 ff.
Megalotis Lalandii 689.
— Zerda 685.
Meias, Orang-Utan 82.
melampus: Canis 555.
melanocephala: Pithecia, Simia 214.
melanocephalus: Brachyurus 214.
melanostomus: Canis 555.
melanotis: Caracal 488.
melanurus: Hapale, Jacchus, Midas 234.
melas: Felis, Leopardus 425.
Menſch 1 ff.
Menſchenaffen 55.
mesomelas: Canis, Vulpes 547.
Meteorus Nilsonii (295) 322.
mexicanus: Canis 540.
Mico argentatus 234.
Microcebus furcifer 255.
— myoxinus 267.
microphyllos: Vespertilio 337.
microphyllum: Rhinopoma 337.
micrurus: Canis 544.
Midas leoninus 230.
— melanurus 234.
— Oedipus 233.
— Rosalia 231.
Miko, Rollaffe 207.
Mimetes troglodytes 68.
minimus: Vulpes 685.
minuta: Felis 457.
minutus: Vespertilio 340.
Mirikí 188.
Mirikina 222.
mitis: Felis 447.
mitratus: Lichanotus 245.
Mitzli, Puma 381.
Moholi: Galago 268.
Mohrenaffe 124.
Mohrenmaki 250.
Mohrenpavian 149.
molossus: Canis familiaris 605. 606.
— Canis fam. fricator 610.
— Canis fam. gladiator 607.
— Canis fam. tibetanus 612.
mona: Cercopithecus, Simia 122. 124
Mongoz (241) 253.
Monjet, Makak 126.
Mono feo, rabon; Affe 214.
Monophyllata 336.
Mops 610.
Mopsfledermaus (296) 328.
Mormon leucophaeus 169.
— Maimon 169.
morta: Simia 219.
Munga, Hutaffe 129.
murinus: Myotus 319.
— Scotophilus, Vespertilio 319.
Mycetes 176 ff.
— Caraya 178.
— niger 178.
— seniculus 178.
Myotus murinus (296) 319.

Myotus Vespertilio 319.
myoxinus: Microcebus 267.

N.

Nachtaffe 222.
Nachthunde 313.
Nachtſchwirrer (296) 319.
Nachthund 602.
Nannugo pipistrellus (296) 323.
Naotó, Marderhund 691.
Nasalis larvatus 109.
nasalis: Simia 109.
Naſenaffe 109.
nasicus: Semnopithecus 109.
Nebelparder 408.
nebulosa: Felis 408.
nemestrinus: Macacus, Simia 136.
Neofelis macrocelis 408.
Neopitheci 174 ff.
Neufundländer 633.
Neuweltsaffen 174 ff.
niger: Cebus 207.
— Chimpanza 68.
— Cynocephalus, Cynopithecus, Inuus, Macacus, Simia 149.
— Lemur 250.
— Mycetes, Stentor 178.
— Troglodytes 68.
nigricans: Vespertilio 323.
nigrifrons: Lemur 253.
nigripectus: Felis 457.
Nilbandar, Makak 137.
Nilflughund 314.
Nilsonii: Aristippe, Meteorus, Vesperus, Vesperugo (295) 322.
Nißnaß, Meerkatze 123.
Njina, Gorilla 55.
noctula: Panugo 295. 326.
— Panugo, Vespertilio, Vesperugo 326.
nocturna: Pithecia 209.
Nogaiſcher Hund 576.
Nonnenaffe 122. 124.
nubilus: Canis 540.
Nubiſche Katze 459.
Nyctereutes procyonoides, viverrinus 691.
Nycteris fuliginosus 284.
Nycticebus bengalensis 260.
— Potto 264.
— tardigradus 260.
Nyctinomus brasiliensis 295.
Nyctipithecus felinus 222.
— trivirgatus 222.
— vociferus 222.

O.

occidentalis: Canis 540.
Odiabagh, Guzeratlöwe 356.
Oedipomidas Oedipus 233.
Oedipus: Hapale 233.
Ohrenfledermaus 316.
Ohrenmakis 267.
Olgilbii: Felis 441.
olivaceus: Cebus 200.
— Hapalemur 255.
Onza: Felis, Leopardus 410.
Orang-Utan 82.
ornatus: Lynx 485.
Otocyon caffer, Lalandii 689.
Otolemur agisymbanus 270.
— crassicaudatus 272.
Otolicnus agisymbanus 270.
— crassicaudatus 272.
— Galago 268.
— senegalensis 268.
— Teng 268.
Otterhund 616.
otus: Vespertilio 316.
Ouakaria calvus 214.
ouakary: Pithecia 214.
Ozelot 442.

P.

Pajeros pampanus, Felis, Leopardus 449.
Pallasii: Tarsius 273.
pallipes: Canis, Lupus 545.
Palmenflughund 313.
pampanus: Pajeros 449.
Pampaskatze 449.
paniscus: Ateles, Simia 187.
Panther 424.
— Puma 381.
— ſchwarzer 425.
— Sundapanther 425.
Panthera: Felis 410. 425.
— Leopardus 424.
pantherinus: Leopardus 425.
Panugo noctula (295) 326.
Papi, Puma 381.
Papio Babuin 151.
— Hamadryas 157.
Parauacu 212.
pardalis: Felis, Leopardus 442.
Pardel 409 ff.
Pardelkatze 442.
Pardelluchs 505.
pardina: Felis 505.
pardinus: Lynx 505.
pardus: Leopardus 423.
Pariahunde 571.
patas: Cercopithecus 123. 124.
Paviane (42) 144 ff.
pecuarius: Canis familiaris 645.
penicillata: Hapale, Simia 236.
penicillatus: Jacchus 236.
pentadactylus: Ateles 187.
Perodicticus calabarensis 265.
— Potto 264.
Perſerlöwe 355.
persicus: Leo 355.
personata: Callithrix, Simia 217.
Pfifferaffe 207.
Phyllorhina 329.
Phyllostoma bidens 295.
— spectrum 338.
Phyllostomata 329.
picta: Hyaena 693.
pictus: Canis, Kynos, Lycaon 693.
pileatus: Macacus 131.
Pinche 233.
Pinſelaffchen 236.
Pintſcher 641 ff.
pipistrellus: Nannugo, Vespertilio, Vesperugo 323.
Piſchu, Polarfuchs 508.
Pithecia adusta 210.
— hirsuta 212.
— israelitica 210.
— leucocephala 210.
— melanocephala 214.
— nocturna 210.
— ouakary 214.
Pithecia rufiventer 210.
— Satanas 210.
Pithecus Gorilla 55.
— Inuus 139.
— Satyrus 82.
— syndactylus 93.
— troglodytes 68.
— variegatus 95.
Pithesciurus sciureus 219.
Platyrrhini 174 ff.
Plecotus auritus 316.
Plumplori 260.
Polarfuchs 678.
Polarluchs 508.
poliopardus: Leopardus 419.
pomeranus: Canis fam. dom. 647.
Pommer 644. 647.
Pongo, Gorilla 57.
porcarius: Cynocephalus 151.
Potto 264.
Prairiewolf 550.
Presbytis maurus 106.
primaevus: Canis, Cuon 522.
Primates 39 ff.
procyonoides: Canis, Nyctereutes 691.
Propithecus diadema 247.
Prosimii 240 ff.
proterus: Vespertilio 326.
Pseudalopex Azarae 555.
Pseudanthropos troglodytes 68.
Pseudophyllata 336.
psilodactylus: Lemur 280.
Pteropina 304.
Pteropus aegyptiacus 314.
— assamensis 306.
— edulis 306.
— Edwardsi 309.
— Geoffroyi 314.
— javanicus 306.
— leucocephalus 309.
— medius 309.
— stramineus 313.
Pudel 638.
pulchella: Felis 459.
Puma 381.
Puma concolor 381.
— Eyra 388.
— Yaguarundi 386.
pygmaea: Hapale 239.
pygmaeus: Jacchus 239.
— Vespertilio 323.
Pyrenäenhund 644.
pyrrhonotus: Cercopithecus 124.

R.

Rafflesii: Hylobates 95.
Ramhun, Urhund 522.
Rattenpintſcher 641.
Raubthiere 345 ff.
rectipes: Canis fam. vertagus 616.
regalis: Tigris 390.
Rehhund 603.
Rehhunde 554.
Rhesus: Macacus 133.
Rhinolophus bihastatus 340.
— ferrum-equinum 342.
— Hippocrepis 340.
— Hipposideros 340.
— unihastatus 342.
Rhinopoma Hartwickii 337.
— microphyllum 337.

Digitized by Google

Riesengalago 272.
Rinau Dahau 408.
Rötheläffchen 231.
Rohrwolf 527.
Rollaffe, gehörnter 207.
Rollaffen 198.
Rollschwanzaffen 198.
Rosalia: Hapale 231.
rostrata: Simia 109.
Rothe Katze 481.
Rother Affe 123. 124.
Rother Brüllaffe 178.
Rother Wolf 549.
Rothkurzohr, Fledermaus 320.
Rothluchs 510.
Rothsteißaffe 133.
ruber: Cercopithecus 123. 124.
— Lemur 249.
Rueppellii: Felis (Chaus) 485.
— Felis (maniculata) 459.
rufiventer: Pithecia 210.
rufus: Canis 540.
— Lynx 510.
rutilans: Cuon 523.

S.

Sabaeus: Cercopithecus, Simia 123.
Saccalius indicus 545.
sagax: Canis, venaticus 618.
— Canis fam. acceptorius 626.
— Canis fam. avicularius 618.
— Canis fam. irritans 629.
— Canis fam. sanguinarius 630.
— Canis fam. vulpicapus 627.
Sagouin argentatus 234.
Saguin 235.
sagulata: Simia 210.
Sahuassu 217.
Sai 199.
Saimiris, Affen 219.
Saki Satanas 210.
sanguinarius: Canis fam. sagax 630.
Satanas: Cebus, Pithecia, Saki 210.
— Colobus 114.
Satansaffe 210.
Satyrus Chimpanza 68.
— Gorilla 55.
— lagurus 68.
— Pithecus, Simia 82.
Savagei: Gorilla 55.
— lagurus 68.
— Troglodytes 55.
Savannenhund 553.
Schabrakenschakal 547.
Schäferhund 645.
Schakal 544.
Schakalfüchse 555.
Schakalwolf 540.
Scharlachgesicht 214.
Schieferaffe 195.
Schimpanse 68.
Schinzii: Vespertilio 320.
Schlafschwänze 209. 217.
Schlankaffen 101.
Schlanklori (241) 257.
Schleichkatzenhunde 690.
Schleiermakis 246.
Schneidflatterer (333) 336.
Schnepfenhunde 632.
Schopfpavian 149.
Schottischer Windhund 601.
Schwarzer Brüllaffe 178.
Schwarzpanther 425.
Schweifaffen 209.
Schweinsaffe 136.
Schweißhund 630.
sciureus: Pithesciurus, Simia 219.
Sciurus madagascariensis 280.
scoticus: Canis fam. vertagus 616.
Scotophilus murinus 319.
Seidenäffchen 235.
Seidenhunde 632.
Semnopithecus 101 ff.
— entellus 103.
— maurus 106.
— nasicus 109.
senegalensis: Leo 355.
— Galago, Otolicnus 268.
Senegallöwe 355.
seniculus: Mycetes, Simia 178.
Serval galeopardus 482.
servalina: Chaus 482.
Serval 483.
Siamang 93.
Siamanga syndactyla 93.
Sibirischer Hund 645.
Silberäffchen 234.
Silberfuchs 673.
Silberlöwe 381.
Silenus veter 137.
— Macacus, Vetulus 137.
silvestris: Canis 564.
— Lupus 526.
Simenia 541 f.
simensis: Canis 541.
Simia Apella 205.
— argentata 234.
— Beelzebuth 187.
— capucina 199.
— Caraya 178.
— Chamek 187.
— chiropotes 210.
— cynocephalus 151.
— Diana 122. 123.
— entellus 103.
— erythraea 133.
— Fatuellus 207.
— ferox 137.
— Gorilla 55.
— Hamadryas 157.
— hircina 169.
— hirsuta 212.
— Inuus 139.
— Jacchus 235.
— lagotricha 195.
— leonina 230.
— leucophaeus 169.
— longimana 95.
— lugens 218.
— Maimon 169.
— melanocephala 214.
— mona 122. 124.
— morta 219.
— nasalis 109.
— nemestrinus 136.
— niger 149.
— Oedipus 233.
— paniscus 187.
— penicillata 235.
— personata 217.
— pithecia 210.
— Rosalia 231.
— rostrata 109.
— Sabaea 123.
Simia sagulata 210.
— Satyrus 82.
— sciureus 219.
— seniculus 178.
sinica 129.
— trivirgatus 222.
— Troglodytes 68.
— vidua 218.
sinicus: Cynomolgus, Macacus, Simia 129.
Skye-terrier 616.
Soemmerringii: Cynallurus 510.
Speckmaus, Fledermaus 295. 326.
spectrum: Phyllostoma, Vampyrus Vespertilio 338.
— Lemur, Tarsius 273.
Sphinx, Hamadryas 157.
Sphinx, Tschakma 151.
Spießhund 616.
Spinnenaffe, eigentlicher 188.
Spinnenaffen 186 ff.
Spitz (644) 647.
Springaffen 217.
Springer (Wachtelhunde) 632.
Steinfuchs 678.
Stenops gracilis 257.
— tardigradus 260.
Stentor niger 178.
— seniculus 178.
Steppenhund 693.
Steppenkatze 457.
Steppenwindhunde 595.
Steppenwolf 550.
Stiefelluchs 485.
Stöberhund 629.
stramineus: Cynonycteris 313.
Streifenwolf 542.
Stummelaffen (101) 110.
Stummelschwänze, Fledermäuse 316.
Stummelschwanzkatze 480.
submarinus: Vespertilio 319.
Subri, Alpenwolf 524.
sumatrana: Felis 457.
sumatrensis: Canis 523.
Sumpfluchs 485.
Sundapanther 425.
syndactyla: Siamanga 93.
syndactylus: Hylobates, Pithecus 93.
Synotus barbastellus 328.

T.

Tamarins, Affen 233.
Taraikatze 481. 482.
tardigradus: Bradylemur, Nycticebus, Stenops 260.
Tarsidae 273.
Tarsius Bancanus 273.
— Fischeri 273.
— fuscomanus 273.
— maucauco 273.
— Pallasii 273.
— spectrum 273.
Teichfledermaus 295.
Teng: Galago 268.
terrae novae: Canis familiaris 633.
Teufelsaffe (113) 114.
Theropithecus Gelada 165.
Thierwolf, Luchs 489.
Thous cancrivorus 553.
tibetanus: Canis fam. molossus 612.
Tibetdogge 612.
Tiger (349) 389 ff.

Digitized by Google

Tigerkatze, Marguay 446.
— Serval 484.
tigrina: Felis 446.
tigrinoides: Leopardus 448.
tigrinus: Leopardus 448.
Tigris macrocelis 408.
— regalis (349) 390.
Todtenköpfchen 219 (241).
Tokur Sindschero, Gelada 165.
torquata: Callithrix, Cebus 218.
Toth, Hamadryas 157.
tricolor: Canis, Lycaon 693.
Triphyllata 336.
trivirgatus: Aotus, Nyctipithecus, Simia 222.
Troglodytes Anthropopithecus 68.
— Chimpanza 68.
— Gorilla 55.
— Mimetes 68.
— niger 68.
— Pithecus 68.
— Pseudanthropos 68.
— Savagei, Gorilla 55.
— Simia 68.
— Tschego 80.
Tschakma 151.
Tschamek 187.
Tschango 527.
Tschati 447.
Tschaus, Chaus 485.
Tschego 80.
Tschita 510.
Tüpfelgepard 510.
Tüpfelkatze 481. 482.
tulliana: Felis 440.
Turnspit 616.
typicus: Lycaon 693.

U.

Ulakari 214.
Uliftiti 235. 236.
Umberfledermaus (295) 322.
Uncia: Felis 440.
uncioides: Felis 440.
undata: Felis 457.
unihastatus: Rhinolophus 342.
Unko 95.
Unze 410.
Urhunde 521.
Urocyon virginianus 673.
ursinus: Colobus 114.

V.

Vampir (295) 338.
Vampyrus spectrum 338.
Vari 249.
varia: Felis 424.
variabilis: Canis 540.
variegata: Felis 425.
variegatus: Canis (Anthus) 540
— Canis (mesomelas) 547.
— Leopardus 425.
— Pithecus 95.
varius: Lemur 249.
— Leopardus 424.
vellerosus: Cebus 207.
venatica: Felis, Gueparda 510.
— Hyaena 693.
venaticus Canis sagax 618.
— Lycaon 693.
vertagus: Canis familiaris 613.
— Canis fam. rectipes 616.
— Canis fam. scoticus 616.
Vespertilio aedilis 320.
— auritus 316.
— barbastellus 328.
— borealis 322.
— brachyotus 322.
— brevimanus 316.
— cornutus 316.
— Daubentonii 320.
— emarginatus 320.
— ferrugineus 326.
— ferrum-equinum 342.
— lasiopterus 326.
— macuanus 326.
— microphyllos 337.
— minutus 340.
— murinus 319.
— myotus 319.
— nigricans 323.
— noctula 326.
— otus 316.
— pipistrellus 323.
— proterus 326.
— pygmaeus 323.
— Schinzii 320.
— spectrum 338.
— submurinus 319.
— volgensis 320.
Vespertiliones 316.
Vesperugo Nilsonii 322.
— noctula 326.
— pipistrellus 323.
Vesperus Nilsonii 322.
veter: Silenus 137.
Vetulus Silenus 137.
vidua: Simia 218.
virginianus: Canis, Urocyon, Vulpes 673.
Viverra aurita 685.
Viverriceps 481.
— viverrina, Felis 482.
viverrina: Felis, Viverriceps 482.
viverrinus: Canis, Nyctereutes 691.
vociferus: Nyctipithecus 222.
volgensis: Vespertilio 320.
Vorstehhund 618.
vulgaris: Jacchus 235.
— Lupus 526.
— Lynx 489.
— Vulpes 655.
Vulpes Azarae 555.
Vulpes Canis 655.
— Corsac 676.
— fuliginosus 678.
Vulpes lagopus 678.
— mesomelas 547.
— minimus 685.
— virginianus 673.
— vulgaris 655.
— zaarensis 685.
— Zerda 685.
vulpicapus: Canis fam. sagax 627.

W.

Wachtelhund 632.
Wagatikatze 481. 482.
Waldfledermaus 326.
Waldkatze 450.
Waldmensch, Orang-Utan 82.
Waldsegler 326.
Waldwolf 527.
Waluwy, Katzenmaki 255.
Wanderfledermaus 322.
Wanderu, Makak 137.
Warragal 568.
Waschbärhund 691.
Wasserfledermaus 320.
Wasserhund 631.
Wauwau 95.
Wechselwolf 540.
Weißbartaffe 200.
Weißbartmaki 250.
Weißkopfaffe 210.
Weißschulteraffe 199.
Weißstirnäffchen 236.
Wickelschwänze 176 ff.
Wiedii: Felis 448.
Wildkatze 450.
Windhund, schottischer 601.
Windhunde 592.
Winselaffen 198.
Wittwenaffe 217. 218.
Wölfe 526.
Wolf (519) 526.
— rother 549.
Wolfshund, ungarischer 644.
Wolfswindhund 601.
Wollaffen 195.
Wüstenfuchs 685.
Wüstenluchs 488.

Y.

Yaguarundi 386.
Yarkea hirsuta 212.

Z.

zaarensis: Vulpes 685.
Zerda, Zerdo: Canis, Fennecus, Megalotis, Vulpes 685.
Zigeunerhund 645.
Zorra, Aguarachay 555.
Zottelaffe 212.
Zwergfledermaus 323. 325.
Zwerghufeisennase 340.
Zwergkatze 457.
Zwergmakis 266.
Zwergseidenäffchen 239.

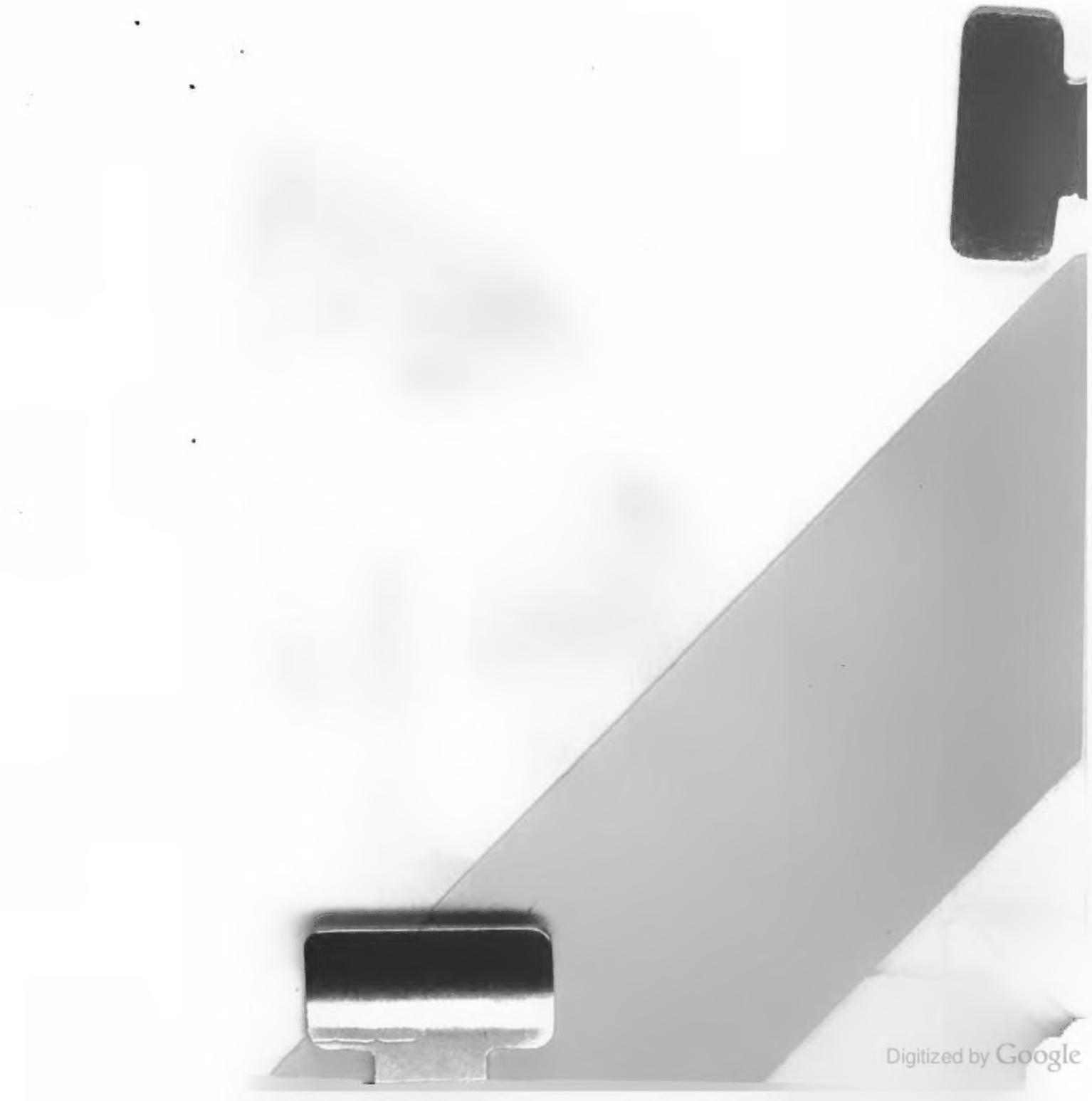
Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00038 8036

Digitized by Google

SMITHSONIAN LIBRARY
SEP 11 1918



Digitized by Google

Digitized by Google